Gustav Struve's

Weltgeschichte

in neun Büchern.

Sechstes Buch.

Einzig rechtmäßige, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.

New York:
Verlag von Gustav Struve.
1857.

Expedition:
S. Zickel, 111 Orchard Street.

Druck von L. Hauser, 12 North William-Street.

Geschichte des Mittelalters

von

Gustav Struve.

Drittes Buch.

Vom Jahre 1291—1517

Geschichte des Mittelalters

G[illegible]ande.

Drittes Buch.

Vom Jahre 1291—1517

Zeit der Dämmerungen. (1291—1517).

§. 1. Einleitung.

Es giebt eine Anzahl flacher Zungendrescher, welche die höchste Weisheit darein setzen, die Entstehung der Welt und des Menschengeschlechts, die Entwickelung der Gesellschaft auf dem Gebiete des Staats, der Kirche und des Bürgerthums — dem Zufalle beizumessen, als ob dadurch irgend etwas erklärt, veranschaulicht oder erläutert würde. Der Zufall ist ein anderes Wort für den Mangel einer genügenden Ursache. Diese Leute glauben, außerordentlich geistreich zu sein, wenn sie in Abrede stellen, daß die Menschen von Natur das Bedürfniß haben, zu einer höheren Macht, welche unsichtbar die Welten lenkt, aufzublicken; und dennoch ist es gerade dieses Bedürfniß, welches die Pfaffen aller Zeiten und aller Völker mit mehr oder weniger Erfolg zu ihrem Vortheil ausbeuteten. Der Mißbrauch, welcher mit den religiösen Gefühlen der Menschheit getrieben wurde, ist allerdings so empörend, daß man versucht ist, zu glauben, diese Gefühle hätten mehr Unheil als Heil über die Welt gebracht. Aber ist dieses nicht auch der Fall mit den meisten anderen Gefühlen der Menschheit? Ist nicht auch das Wohlwollen und die Gewissenhaftigkeit, die Beifallsliebe und das Selbstgefühl vertrauender und gedankenloser Menschen von Gaunern höhern und niedern Ranges häufig mißbraucht worden? Daraus folgt keineswegs, daß jene edleren wie diese unedleren Empfindungen nicht in der Brust des Menschen wohnen. Ganz eben so wenig folgt aus den Jahrtausende hindurch fortgesetzten Gaukeleien und Betrügereien buddhistischer und christlicher, jüdischer und mohammedanischer Priester, daß die Völker, mit welchen sie ihr Spiel trieben, für Religion nicht empfänglich gewesen seien. Im Gegentheile erhellt daraus, daß die Menschen im Verhältniß zu dem Erkenntnißvermögen und einem reinen sittlichen Gefühle, zu sehr ihre religiösen Empfindungen vorherrschen ließen. Seit den ältesten Zeiten der Geschichte übte, wie wir gesehen,*) die Religion den mächtigsten Einfluß auf die Entwickelung der Nationen aus. Bei den Mohammedanern war die höchste weltliche und geistliche Gewalt in der Person des Chalifen vereint, bei den Christen war sie getheilt. Allein die geistliche Macht des Papstes war größer, als die weltliche des Kaisers, der Könige und der Fürsten. Während der Kreuzzüge erlangte das Papstthum seinen Höhepunkt. Die Nacht des Aberglaubens, auf welcher es beruhte, wurde später minder dunkel. Die Wissenschaft warf einige Lichtstrahlen in dieselbe und der Freiheitsmuth der Völker erwachte aus tausendjährigem Schlummer. Die Schweizer brachen das Joch verhaßter Tyrannen, die Hussiten machten ihr Recht auf ihre religiöse Ueberzeugung mit dem Schwerte in der Hand geltend. Portugiesen und Spanier entdeckten früher unbekannte Meere und Theile der Erde. Eine neue Welt, welche bestimmt war, in den wichtigsten Beziehungen des Lebens, der alten Muster und Vorbid, Zufluchtsstätte und Sicherheitshafen zu werden, trat aus dem Nebel hervor, der sie bis dahin um-

*) Siehe Buch I. §. 12. S. 26. §. 33. S. 49. §. 49. S. 70. §. 58. S. 83. §. 80. S. 115. §. 100. S. 148.
Buch II. §§. 23. S. 32. §. 72. S. 105. §. 88. S. 134.
Buch III. §§. 38—51. S 103. ff. §. 55. S. 155. §. 65. S. 177.
Buch IV. §§. 14—19. S. 34. ff. §§. 41—51. S. 128. §. 55. S. 170. ff.
Buch V. §. 2 ff. S 7. ff. §§ 77—88. S. 233 ff.

schlossen hatte. Handel und Schifffahrt nahmen einen großartigen Aufschwung. In den Städten entwickelte sich neben den beiden bevorzugten Ständen der Geistlichkeit und des Adels, der dritte des Bürgers. Dieser gewann Wohlstand und zugleich Bildung und Freiheitsmuth. Der Streit zwischen Königthum, Adel und Geistlichkeit, welcher für das Mittelalter ungefähr war, was für die alte römische Zeit der Kampf zwischen Patriciern und Plebejern, d. h. der Gegenstand, welcher die Kräfte des Volkes zur Entwickelung brachte, dauerte ununterbrochen bis zum Ende dieses Zeitabschnitts fort. Zu ihm gesellten sich aber mannigfaltige Kämpfe auf dem Gebiete des Staats, der Kirche, des bürgerlichen Lebens und der Wissenschaft, welche die Gewalt der Päpste erschütterten, und dem dritten Stande, wenn auch nur hier und da politische Rechte, doch im ganzen Abendlande einen Grad von Wohlstand und Bildung verschafften, der ihm politische Bedeutung sicherte. Der vierte Stand, der Arbeiter erhob sein Haupt zum erstenmale, und wenn er auch fast aller Orten unter der Wucht seines alten Joches verblieb, so deutete er doch an, daß er nicht immer in der Knechtschaft verharren, und einst der Sache der Freiheit siegreich die Fahne vorantragen werde.

Keine Kraft geht auf Erden verloren, obgleich der Gegenstand, auf den sie wirkt, sich verändern und daher verschiedene Folgen herbeiführen mag. Die Kräfte, welche im Schooße der griechischen Nation ruhten, gingen nicht unter, als Griechenland von Rom unterjocht wurde, allein indem die Menschenzahl, auf die sie wirkten, sich vermehrte, vertheilten sie sich. Sie kamen zur Anschauung in der griechischen Bildung deren sich die ganze römische Welt theilhaftig machte. Eben so wenig als die Kräfte des griechischen, gingen diejenigen des römischen Volkes für die Welt verloren. Der römische Staat wurde umgestoßen, die römische Bildung theilte sich allmälig den Völkern des Nordens mit, welche ihm den Todesstoß beigebracht hatten. Es waren immer kleine Gemeinwesen, in welchen sich die ersten Keime höherer Bildung entwickelten, und von denen sie größeren Massen mitgetheilt wurden. Wie von Meroe, den egyptischen, phönizischen, griechischen und römischen Städten der alten Zeit, so gingen von den italienischen, südfranzösischen, schweizerischen und deutschen Städten des Mittelalters, die Keime höherer Bildung, frischen Freiheitsmuthes und allgemeinen Wohlstands aus, und verbreiteten sich von da über das ganze Abendland. Wohl sind von diesen ersten Trägern des bessern Menschenthums manche im Laufe der Jahrhunderte gefallen, allein sie sind uns nicht verloren. Jede edle That, jedes hochherzige Streben, jeder Kampf für Freiheit und Wahrheit, fordert noch heute zur Nachahmung auf, schreckt noch in unsern Tagen die Tyrannen, flößt noch den spätesten Enkeln die Hoffnung auf bessere Zeiten ein. Wie klein war zu den Zeiten der alten Griechen die Zahl der Menschen, welche an den Rechten und Genüssen der Gesellschaft Antheil hatten! Von Jahrhundert zu Jahrhundert nahm die Zahl der **berechtigten** Menschen zu. Sie ist jetzt unermeßlich viel größer, als zu irgend einer früheren Zeit der Geschichte. Sie vermehrte sich namentlich um ein bedeutendes im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Die christliche Religion wurde noch immer in engere Gränzen eingeschränkt, um zu größerer innerer Kraft zu gelangen. Die Mohammedaner drangen von Asien vor und unterwarfen sich das gesammte oströmische Reich. Zwar wurden sie aus der pyrenäischen Halbinsel verdrängt, doch sie gewannen mehr im Osten, als sie im Westen verloren. Die Kämpfe, welche im Schooße des Christenthums ausbrachen, bereiteten dessen Reinigung, und den Sturz der herrschenden Tyrannen vor.

Nur wo sich mit frischen Kräften feine Bildung vereinigt, entwickeln sich edele und dauernde Schöpfungen. Die Bildung vermag ohne Lebensfrische eben so wenig, als die höchste Kraft ohne die Weihe sittlicher Gefühle und klarer Gedanken. Während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts war im Abendlande noch immer die rohe Kraft vor-

herrschend. In unseren Tagen nimmt diese immer mehr ab, die höheren Stände haben Bildung, doch keine Kraft, die Völker nahmen zu an Bildung, während ihre Kraft noch frisch und jugendlich sprudelt. Darum steht der Sieg der Völker über ihre Bedrücker, der Triumph der Menschheit über ihre Despoten in den Sternen geschrieben.

Erster Abschnitt.

Deutschland.

§. 2. Adolph von Nassau. (1291—1298).

Die äußere Macht eines Volkes und die Ordnung in seinen inneren Verhältnissen hängt wesentlich von seiner Staatsform und den Regenten-Eigenschaften seiner Herrscher ab. Ist die Verfassung eines Staates mangelhaft und sind die leitenden Staatsmänner ihren Aemtern nicht gewachsen, so muß ein Volk nothwendig nach Außen hin schwach und in seinen inneren Verhältnissen zerrüttet werden. Die Gränzen seines Gebiets werden enger, Gewalt geht vor Recht und Betrug vor Wahrheit, was unter allen Verhältnissen ein großes Unglück ist. Allein die Vertretung eines Volkes dem Auslande gegenüber und die Handhabung des Staats im Innern erschöpfen keineswegs die gesammte Lebensthätigkeit einer Nation. Nicht selten ist es gerade unter der Herrschaft kräftiger Fürsten, daß die geistige Entwickelung der Millionen am meisten gehemmt wird, während sich unter dem Scepter beschränkter, schwacher und geistloser Könige die schönsten Blüthen volksthümlichen Lebens erschließen. Die großen Pläne und die ausgezeichneten Herrschergaben der Hohenstaufen bereiteten der deutschen Nation mehr Jammer und Elend, als die Beschränktheit, Schwäche und Geistesarmuth ihrer Nachfolger. Jene zwängten die Thätigkeit der Deutschen in eine verkehrte Richtung und vergeudeten nutzlos deren beste Kräfte, während die erbärmlichen Kaiser aus den Häusern Nassau, Habsburg, Luxemburg und Baiern nicht die Macht hatten, die Nation in ihrem Entwickelungsgange wesentlich zu stören. Hätten sie mehr Kraft besessen, so wäre diese, wenn auch vielleicht zum Schutze der Landesgränzen und zur Aufrechthaltung des Landesfriedens, doch wesentlich zur Erdrückung des freien Geistes des Volkes verwandt worden.

Es giebt etwas höheres im Leben der Völker, als die Landesgränzen; häufig sind diese von fluchwürdigen Tyrannen am weitesten ausgebreitet worden; und etwas nützlicheres, als die äußere Ordnung, welche nur zu oft derjenigen des Kirchhofs gleicht. Dieses höhere ist der Menschengeist, und dieses nützlichere ist dessen natürliche innere Entwickelung. Wer in der Geschichte der Reiche nur das Leben, Wirken und Streben der Könige darstellt, übersieht die Hauptsache: das Leben der Völker. Die Geschichte Deutschlands vom Standpunkte des Königthums betrachtet, ist sehr trübselig, denn die Monarchie konnte in Deutschland niemals feste Wurzeln schlagen und nahm während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts unausgesetzt an Kraft ab. Allein je schwächer die Könige, desto stärker wurden die Städte Deutschlands und desto kräftiger wuchs der Stand der Bauern heran. Je weniger die Kaiser vermochten, der Nation ihre Ansichten, Richtungen und Bestrebungen aufzunöthigen, desto selbstständiger entwickelte sich unser Volk auf dem Gebiete des Staats

und der Kirche, der Kunst und der Wissenschaft, des provinzellen und des Gemeinde-Lebens.

Rudolphs von Habsburg Sohn Albrecht glaubte, der Nachfolge im Reiche sicher zu sein. Denn er war durch die Schlauheit seines Vaters und seine eigene Thätigkeit zum mächtigsten Fürsten Deutschlands geworden. Allein seine Herrschsucht, seine Gewissenlosigkeit hatten die Fürsten auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche ihnen und dem gesammten Vaterlande ein Kaiser bereiten könnte, der mit einer starken Hausmacht unbändige Leidenschaften verband. Albrecht hatte seine Lehensleute mit Härte behandelt, die Rechte des Volkes und des Adels mit Füßen getreten und nie eine andere Schranke anerkannt, als welche ihm die Gewalt zog. Der Kampf zwischen Monarchie und Aristokratie war noch nicht ausgekämpft in Deutschland. Es mochte einem von den äußeren Verhältnissen begünstigten ehrgeizigen Fürsten noch immer gelingen, die Wahlherrschaft in ein Erbreich, die beschränkte Monarchie in die unbeschränkte, wie sie in Frankreich und anderen Reichen bestand, umzuwandeln. Die Fürsten Deutschlands wachten mit der größten Eifersucht über ihre verbrieften Rechte und waren daher der Wahl Albrechts abgeneigt. Doch wer sollte statt seiner den deutschen Thron besteigen? Albrecht dachte, kein deutscher Fürst würde es wagen, eine Wahl anzunehmen. Er setzte sich mit Gewalt in den Besitz eines Theiles der Reichskleinodien, war aber nicht geschmeidig genug, sich um die Kaiserkrone zu bewerben, und die Wahlfürsten für sich zu gewinnen, wie sein Vater gethan hatte. Die Kurfürsten waren in großer Verlegenheit, nur der Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein hatte bestimmte Absichten, die anderen wollten weder durch eine feindliche Stimme Albrecht gegen sich aufbringen, noch ihm das Scepter des Reiches selbst in die Hände geben. Sie kamen in Frankfurt zusammen und brachten keine Wahl zu Stande. In ihrer Rathlosigkeit überließen sie dem schlauen Gerhard ihre Stimmen, welcher dann erst mit seinen Plänen, die er bis dahin wohlweislich geheim gehalten hatte, hervortrat, und seinen Vetter, den Grafen Adolph von Nassau zum König ernannte (Mai 1292). Rudolf von Habsburg hatte durch die auf ihn gefallene Wahl sein Haus mächtig und reich gemacht. Der Erzbischof hoffte, durch die Verleihung der Krone an Adolf sein Haus gleichfalls empor zu heben. Doch die Verhältnisse waren jetzt für die Pläne eines ländergierigen Königs von Deutschland minder günstig, als sie vor zwanzig Jahren gewesen. Auch besaß Adolf von Nassau nicht entfernt den Scharfblick, die Ausdauer und die kalte Berechnung seines Vorgängers.

Nassau war keines der mächtigsten Häuser Deutschlands und war noch gespalten. Wallram II., Adolf's Vater, hatte (1255) mit seinem Bruder Otto die Grafschaft Nassau getheilt. Ihm, dem Stifter der älteren, Wallram'schen Linie, waren die Länder auf der linken Seite der Lahn: Wiesbaden, Weilburg und Idstein, zugefallen, die jüngere, Ottonische Linie besaß auf der rechten Seite Dillenburg, Beilstein und Siegen.

Adolf, der von Gerhard ernannte deutsche König, war stark an Körper, verstand, das Streitroß zu tummeln und die Lanze zu führen. Doch in diesen s. g. ritterlichen Künsten waren Mongolen und Mauren gleichfalls sehr geschickt. Körperkraft, Tapferkeit und Streitbarkeit sind einem Kaiser immerhin sehr nützliche Eigenschaften. Sie machen aber einen Mann kaum fähig, einen Zug zu führen, geschweige denn ein Heer zu befehligen, oder gar ein Reich im Kriege und im Frieden zu verwalten. Adolf von Nassau hatte nicht, gleich seinem Vorgänger, sechs Töchter, mit welchen er die Stimmen der Wahlfürsten erkaufen und zahlreiche Familienverbindungen anknüpfen konnte. Er hatte nicht einmal die Mittel, die Kosten seiner Krönung und den Preis zu bezahlen, den die Wahlfürsten für ihre Stimmen forderten. Um die Kosten der Krönung zu decken, wollte er die Frankfurter Juden besteuern. Doch der Rath der Stadt nahm sich

derselben an und der Kaiser mußte sich an den Erzbischof von Mainz, dem er die Krone verdankte, wenden, um durch ihn die erforderlichen Geldsummen aufzubringen. Der Herzog Albrecht von Sachsen und Markgraf Otto von Brandenburg verlangten als Preis für ihre Stimmen, jeder 4500 Mark Silbers, die geistlichen Kurfürsten Einkünfte und Güter des Reiches, welche einen noch höhern Werth hatten. Gerhard ließ sich seine Bemühungen theuer bezahlen und seine Vorschüsse mit Wucher zurückerstatten. Da Adolf selbst ohne ausreichende Mittel war, bezahlte er seine Schulden mit Reichsländern und Reichseinkünften und machte dadurch die schon arme und schwache Reichsgewalt noch ärmer und schwächer. Um sich Geld zu seinen weitaussehenden Plänen zu verschaffen, nahm der deutsche König Sold vom Könige von England. Dreißigtausend Mark Silbers zahlte ihm Eduard I. aus und versprach ihm weitere 70,000, wogegen ihm Adolf Hülfe gegen den König von Frankreich zusagte. Diese leistete er ihm nicht, ungeachtet er, ganz abgesehen von den bezahlten Geldern, aufgefordert war, die deutschen Gränzen gegen die Angriffe Philipps IV. von Frankreich zu schützen. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt hatten die französischen Könige ein deutsches Gränzland nach dem andern an sich gerissen. Philipp trachtete nach der Grafschaft Burgund, indem er seine Tochter mit dem Sohne des Grafen von Burgund vermählte unter der Bedingung, daß diese Grafschaft die Brautgabe sein sollte. Statt sein dem Könige von England gegebenes Wort zu lösen und die Grafschaft, welche ein deutsches Lehen war, dem Reiche zu erhalten, erließ Adolf eine abgeschmackte Herausforderung an Philipp IV., welche dieser mit wohlverdienter Verachtung behandelte, und schloß später unter päpstlicher Vermittelung einen Vergleich mit dem Könige von Frankreich ab, worin er die Rechte des deutschen Reiches dem Nachbarn im Westen preis gab.

So schwach die natürlichen Gaben Adolfs waren und so wenig er durch die äußeren Verhältnisse begünstigt wurde, so wollte er doch mit Gewalt, dem Beispiele Rudolf's zufolge, eine Hausmacht gründen. Er glaubte, die Gelegenheit dazu in den Streitigkeiten zu finden, in welche Albrecht der Unartige gegen seine Söhne verflochten war. Albrecht, Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meissen lebte, während er mit Margaretha, Friedrich's II. Tochter vermählt war, mit Kunigunde von Isenburg im Ehebruche. Margaretha, welche die ihr angethane Schmach nicht dulden wollte, floh aus dem Hause ihres untreuen Gatten nach Frankfurt. Zwei Söhne, welche sie dem Landgrafen geboren hatte, Friedrich und Diezmann, mußte sie zurücklassen. Aus Schmerz biß sie dem ältern derselben in die Wange, wovon Friedrich den Beinamen mit der gebissenen Wange erhielt. Noch bei Lebzeiten Margarethens brachte Kunigunde dem Landgrafen einen Sohn zur Welt, welcher nach dem Vater Albrecht genannt wurde. Diesem wandte er alle seine Liebe zu. Nach Margarethens Tode ehelichte er Kunigunden, veräußerte mehrere Besitzungen seines Hauses und gerieth bald in offenen Kampf mit seinen Söhnen erster Ehe. Um seinem Haße gegen diese und seiner Vorliebe für Kunigundens Sohn zu fröhnen, verkaufte er die zwischen ihm und seinen Söhnen erster Ehe in Streit befangenen Länder für 12,000 Mark Silbers. Dieser Verkauf war gesetzwidrig, indem ein Landesherr Rechte, welche durch Vertrag und die Bestimmungen seiner Vorfahren auf ihn gekommen waren, zum Nachtheile seiner rechtmäßigen Erben ebenso wenig, als gegen den Willen der Landeseinwohner veräußern durfte. Es wäre die Pflicht Adolfs gewesen, die Söhne Albrechts in ihrem Rechte zu schützen, und ein derartiges schmähliches Handelsgeschäft nicht zu dulden. Statt dessen wurde er selbst der Käufer. Die Bewohner der verkauften Länder widersetzten sich, und Adolf füllte von den sechs Jahren seiner Königsherrschaft fünf mit blutigen Kämpfen aus, welche er gegen die Thüringer und Meissener führte. Diese Kriege verschlangen die Gelder, welche er vom Reiche zog; namentlich auch bedeutende Summen, welche sich Adolf von Mathäus Visconti, dem Tyrannen von Mailand dafür bezahlen ließ,

daß er denselben zum Reichsstatthalter ernannte. Mit unauslöschlicher Schande bedeckte sich Adolf durch die Grausamkeiten, deren er sich im Laufe dieser Fehden schuldig machte, er, dessen Aufgabe es war, den Reichsfrieden zu erhalten, das Gesetz zu handhaben und das Recht zu wahren. Die Raubritter am Rheine und in der Wetterau benützten mit Freuden die Gelegenheit, unter kaiserlicher Fahne ihrem Handwerke obzuliegen. Ein Heer, welches aus dem verächtlichsten Gesindel bestand, verübte unter Adolf's Anführung die furchtbarsten Gräuel gegen eine Bevölkerung, welche sich nicht, gleich einer Hammelheerde, verschachern lassen wollte. Friedrich und Diezmann zogen sich vor der Uebermacht anfangs zurück, überfielen aber später den Kaiser in Mühlhausen und zwangen ihn zu eiliger Flucht. Fünf Jahre hindurch wiederholte sich dasselbe Kriegsspiel. Adolf drang mit Macht in Thüringen und Meissen vor; Friedrich und Diezmann wichen der Gewalt, die Landesbewohner fügten sich der Nothwendigkeit. Auf's äußerste gebracht durch die Ausschweifungen der kaiserlichen Söldner warteten Thüringer und Meissener auf die günstigste Gelegenheit, das verhaßte Joch abzuwerfen. Die beiden jungen Landgrafen wußten diese gereizte Stimmung wohl auszubeuten. Das Land aber hatte den Schaden dieser fürstlichen Bestrebungen zu leiden. Unter vielen Schandthaten, deren sich Adolf in Thüringen und Meissen schuldig machte, verdient die Behandlung der Stadt Freiberg besonders erwähnt zu werden. Nach sechzehnmonatlicher tapferer Gegenwehr ergab sie sich auf den Befehl des Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange, ungeachtet das Schloß sich noch halten konnte, an Adolf, welcher der Besatzung das Leben zusicherte. Aus Zorn über die lange Zeit, welche er vor der Stadt hatte liegen müssen, ließ er dennoch 40 Männer enthaupten! Ein solches Beispiel der Grausamkeit und des Wortbruchs gab der deutsche Kaiser seinem Volke und der Welt! Er sank tief in der Achtung der Besseren. Wäre er mächtig gewesen, so hätte er wohl noch größeres Unrecht ungestraft verüben können. Allein die kaiserliche Gewalt, welche überdieß durch ihn selbst noch geschmälert wurde, indem er mit einem guten Theile derselben die Schulden bezahlte, in welche ihn seine Wahl und Krönung gestürzt hatten, war damals schon nicht viel mehr, als ein glänzender Titel, und Adolf vermochte nicht, durch die innere Kraft seines Geistes zu ersetzen, was ihm die Gunst der Verhältnisse versagt hatte. Die Kurfürsten hatten aus Adolf herausgepreßt was von ihm zu erhalten war. Sie dachten mehr an die Vortheile, welche sie bei Gelegenheit einer neuen Wahl gewinnen könnten, als an den dem Kaiser geleisteten Eid der Treue. Derselbe Erzbischof Gerhard von Mainz, welcher seinen Vetter Adolf auf den Kaiserthron erhoben, und sich seine Bemühungen theuer von ihm hatte bezahlen lassen, wurde jetzt das thätigste Werkzeug zu seinem Sturze. Er erhielt vom Herzog Albrecht von Oesterreich, Rudolf's Sohne, 15,000 Mark Silbers, wofür er diesem die deutsche Krone zu verschaffen zusagte. Als (1297) Wenzel II. in Prag gekrönt wurde, verbanden sich daselbst mit ihm der Erzbischof von Mainz, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg zum Zwecke, den König Adolf abzusetzen und dem Herzoge Albrecht die Krone zu verschaffen. Nicht die Liebe zum Vaterlande und das Gefühl für die Rechte und die Ehre der Nation, sondern schnöde Habgier und kleinliche Eifersucht bestimmten die Fürsten zu diesem hochwichtigen Schritte, welcher sich übrigens weder durch die deutsche Verfassung noch durch die Rücksichten der Klugheit rechtfertigen ließ. Seit den Zeiten Karl's des dicken war kein deutscher König aus Gründen der Staatskunst, sondern nur wegen angeblicher Verletzung der Religion und zwar auf Betreiben des Papstes abgesetzt worden. An die Stelle Adolf's, welchem allerdings schwere Verbrechen zur Last fielen, setzten die Kurfürsten den schlimmsten Tyrannen seiner Zeit, welcher in Oesterreich weit härter verfahren war und gegen Verwandte, Freunde und Nachbarn weit mehr Unrecht geübt hatte, als Adolf in Thüringen. Er hatte die alten Rechte der Ritterschaft von Oesterreich und des Volkes von Steiermark

mit Füßen getreten, den Freiheitsbrief der Wiener vernichtet, und seine Länder mit unerschwinglichen Abgaben belastet, mit deren Ertrag er seine Besitzungen in Schwaben und in der Schweiz auszubreiten suchte. Wie Adolf schlechtes Gesindel aus der Wetterau und aus den Rheingegenden, so hatte Albrecht Menschen gleichen Schlages aus den Alpenthälern und der Neckargegend in Dienst und Sold genommen, um mit deren Hülfe seiner Herrschsucht zu fröhnen. Die in Prag begonnenen Ränke wurden im folgenden Jahre (1298) zu Wien weiter fortgesponnen. Dort wurde bei Gelegenheit der Verlobung des böhmischen Prinzen mit einer ungarischen Königstochter die Verschwörung gegen König Adolf zu Ende gebracht und der Krieg gegen ihn beschlossen. Albrecht, welcher wußte, daß in Rom alles für Geld zu haben sei, schickte einen Bevollmächtigten dahin, welcher ihm und seinen Verbündeten die Mitwirkung des Papstes sichern sollte. Bonifacius VIII. ließ sich die angebotenen Summen gern gefallen, stellte dafür auch bereitwillig die verlangten Vollmachten und Schreiben aus. Als später die Gesandten Adolf's in Rom erschienen, nahm er auch deren Geld an und besaß, trotz seiner angeblichen Heiligkeit, Frechheit und Lügenhaftigkeit genug, die zu Gunsten Albrechts ausgestellten Urkunden, päpstlichen Siegel und Unterschriften abzuläugnen. Ein solches Beispiel der Käuflichkeit und Verruchtheit setzte der Papst der gesammten Christenheit! Dessen ungeachtet wird er, gleich allen seinen geistesverwandten Vorgängern und Nachfolgern von den verdummten Katholiken als Stellvertreter Gottes auf Erden verehrt.

Um der Empörung Albrechts den Schein Rechtens zu verschaffen, traten die Kurfürsten von Mainz, Brandenburg und Sachsen um Johanni 1298 in Mainz zusammen und erklärten: „König Adolf sei dem Reiche nicht nur unnütz, sondern auch untreu, weil er sich um die Kaiserkrone und Italien nicht bekümmere; Adolf störe den Reichsfrieden, statt ihn zu schützen; er erschöpfe das Reich durch Reichsversammlungen und durch den Rechtsgang, den er streng einhalten lasse; er bedrücke aus Habsucht das Volk mit ungewohnten und unerträglichen Erpressungen; er verachte die Reichsfürsten, halte den Adel nicht in Ehren, verwalte die Reichsangelegenheiten nicht nach dem Rathe der Fürsten, sondern nach seinem eigenen Gutdünken und den Rathschlägen unadeliger Leute; er habe große Summen Geldes vom englischen Könige genommen und dabei sein Wort gebrochen; er fülle endlich das Reich mit Räubern und dulde, daß die von König Rudolf zerstörten Burgen und Schlupfwinkel zum Verderben des Staates wieder aufgebaut würden."

Auf den Grund dieser Vorwürfe erklärten die drei Kurfürsten den von ihnen erwählten König seiner Würde verlustig und wählten den Herzog Albrecht von Oesterreich an dessen Stelle. Wenn sämmtliche sieben Kurfürsten diesen Beschluß gefaßt hätten, so hätten sie dazu nach der deutschen Reichsverfassung damaliger Zeit kein Recht gehabt. Da aber nur eine Minderheit dabei mitwirkte, so trat die Ungesetzlichkeit dieses Schrittes um so greller zu Tage. Die Wahl des zweiten Habsburgers stand nicht minder, als diejenige des ersten, im schreiendsten Widerspruch mit Recht und Gesetz. Schon im dreizehnten Jahrhundert verstand es aber dieses despotische Fürstengeschlecht, alle seine Schandthaten mit dem fadenscheinigen Mantel der Gesetzlichkeit zu verdecken und dadurch die stumpfen Massen zu täuschen, während es durch offene Gewalt die Gegner niederwarf.

Die Waffen mußten zwischen Adolf und Albrecht entscheiden. Auf Seiten der Empörer stand der hohe und der niedere Adel. Die Städte, besonders am Rheine hielten an Adolf fest. Namentlich hatten ihm Worms, Speier, Frankfurt und Gelnhausen Truppen zugesandt. Auch leisteten der Pfalzgraf Rudolf, der Herzog Ludwig von Baiern und der Graf von Hessen ihm Hülfe. Doch Albert hatte außer seinen deutschen Verbündeten zahlreiche Schaaren von Ungarn und Kumanen in seinem Solde. Auch war sein Heer besser ausgerüstet, als dasjenige seines armen Gegners. Unfern Worms vereinigten

sich die Zuzüge der Bischöfe von Mainz, Köln, Straßburg und Constanz, der Grafen von Zweibrücken, Leiningen, Lichtenberg und anderer Adeliger mit Albrecht. Viele von Adolf's Freunden waren auf dem Wege zu ihm und hätten in kurzer Zeit dessen Heer ansehnlich vermehrt, wenn er Umsicht und Ruhe genug besessen hätte, deren Ankunft abzuwarten. Adolf von Nassau war dem Habsburger eben so sehr an persönlicher Tapferkeit, als dieser ihm an Schlauheit, Staats- und Kriegskunst überlegen. Albrecht, welcher Mühe hatte, ein Heer in einer ihm feindlich gesinnten Gegend zu ernähren und welcher durch weite Landesstrecken von den festen Bollwerken seiner Macht getrennt war, begann einen verstellten Rückzug. Adolf ging in die ihm gelegte Falle, griff den Feind, dem er goldene Brücken zur Flucht hätte bauen sollen, voreilig an und bemühte sich, durch einen persönlichen Zweikampf mit Albrecht seine Sache zur Entscheidung zu bringen. Der Habsburger hatte aber dazu keine Lust. Er ließ seine Rüstung von bezahlten Klopffechtern tragen, während er, im Widerspruche mit der Sitte der Ritter, sich in ein gewöhnliches Gewand hüllte, das ihn unkenntlich machte. Adolf besiegte hinter einander zwei Ritter, welche die Feldzeichen Albrechts trugen. Als er endlich seinen Gegner trotz dessen Verkleidung entdeckte, und auf ihn losstürmte, fand er seinen Tod, einige behaupten von Albrecht's Hand. Es ist aber wahrscheinlicher, daß der Habsburger sich hütete, dem tapfern Adolf nahe zu kommen. Auch war es von jeher bei den Habsburgern üblich, ihre Feinde nicht selbst zu tödten, sondern durch Andere abthun zu lassen. Das Verbrechen ist gleich groß in beiden Fällen. Wer aber mit eigner Hand tödtet, stellt sich immer bloß, während der Mensch, welcher Mörder dingt, nicht selbst mordet, meistentheils mit Schlechtigkeit den Makel der Feigheit verbindet. Der Fall Adolf's entschied die Schlacht, welche am 2. Juli 1298 bei Gellheim, in der Nähe von Worms geliefert wurde. Ueber die Leiche seines Königs hatte sich Albrecht die Bahn zum Throne gebrochen.

§. 3. Albrecht I. von Habsburg (1298—1308).

Albrecht, Rudolf's von Habsburg Sohn, war einer der schlimmsten Despoten seiner Zeit. Er besaß die ganze Habgier und Herrschsucht, die Tücke und die Verschlagenheit seines Vaters, allein einen weit höhern Grad von Gewaltthätigkeit und Gewissenlosigkeit. Schon seine äußere Erscheinung, seine Umgebung und sein ganzer Aufzug kündeten den hartherzigen und grausamen Tyrannen an. Seine groben und finsteren Gesichtszüge wurden, nachdem er ein Auge verloren hatte, noch widerlicher. Die Menschen, in deren Gesellschaft er sich am besten gefiel, waren blutdürstige Raubritter und feile Söldner, der Abschaum und der Auswurf unter den Kriegern jener Zeit. Am liebsten ritt der verruchte Tyrann durch blühende Saatfelder, welche unter den Hufen seiner Rosse schnell zu Grunde gerichtet wurden. Diesem Albrecht war die deutsche Königskrone nur Mittel zu höheren, weiter reichenden Zwecken. Mit deren Hülfe hoffte er, sich zum erblichen und unbeschränkten Beherrscher Deutschlands empor zu arbeiten. Doch war sein Sieg über Adolf von Nassau nicht so entschieden gewesen, daß er hätte wagen können, die Maske schon damals fallen zu lassen. Er war nicht einmal im Stande, die Feste Oppenheim, welche einige Stunden von dem Wahlplatze (Gellheim) entfernt liegt, zu bezwingen. Die Ermordung Adolf's von Nassau, welcher nicht im Getümmel der Schlacht unerkannt gefallen, sondern nachdem er in voller kaiserlicher Rüstung an der Spitze seiner Schaaren auf Albrecht losgestürmt und vom Pferde gestürzt war, niedergestochen wurde, erregte unter allen Besseren gerechte Entrüstung gegen den frechen Kronenräuber und Mörder. Es wäre dem Habsburger leicht gewesen, seinem auf der Erde unter dem Pferde liegenden Gegner das Leben zu retten und ihn gefangen zu nehmen. Doch nur der Tod des Königs genügte der unersättlichen

Herrschsucht Albrechts. Selbst nach der Schlacht von Gellheim und Adolf's Tode wurde Albrecht's Wahl nicht für gültig anerkannt. Die Kurfürsten ließen die Gelegenheit, Vortheile für sich zu erpressen, nicht ungenutzt vorüber gehen. Albrecht mußte eine neue Königswahl gestatten und die Bedingungen annehmen, an welche die Kurfürsten eine ihm günstige Stimmgebung knüpften. Der Preis, welchen diese feilen Schurken dem Habsburger setzten, war nicht gering. Am unverschämtesten forderten die Erzbischöfe von Mainz und Köln. Gerhard verlangte von Albrecht die sofortige Vollziehung der ihm von Adol, von Nassau gemachten Zusagen und außerdem noch die Verleihung mehrerer Reichszölle und die Befreiung seiner Geistlichen von der Gerichtsbarkeit seines Reiches. Der Erzbischof von Köln nahm sogar die Befreiung seiner Unterthanen von der königlichen Gerichtsbarkeit, also thatsächlich die vollständige Landeshoheit in Anspruch. Albrecht bewilligte den geistlichen und weltlichen Kurfürsten alle ihre, mit der Verfassung des Reiches nicht minder, als dem Wohl des deutschen Volkes unvereinbarlichen Forderungen. Er mußte sogar die von ihm usurpirte deutsche Königswürde förmlich niederlegen, um eine einstimmige Wahl zu Stande zu bringen, wodurch er sich selbst als Empörer anerkannte. Denn war er nicht deutscher König, so war sein Krieg gegen Adolf Rebellion. Nachdem sich Albrecht allen diesen Demüthigungen unterworfen hatte, wurde er am 27. Juli in Frankfurt zum deutschen Könige gewählt, später in Aachen gekrönt und zeigte bald, daß er, indem er den Kurfürsten ihre Forderungen bewilligte, schon den Plan gefaßt hatte, ihnen doppelt und dreifach zu nehmen, was er ihnen im Drange der Verhältnisse eingeräumt hatte. Dem Papste Bonifacius VIII. gefiel es übel, daß die Streitigkeiten im deutschen Reiche auf diese Weise schnell beigelegt wurden. Er hatte gehofft, dieselben zu seinem Vortheile ausbeuten zu können, und gab diesen Wunsch so schnell nicht auf. Derselbe Papst, welcher früher dem Habsburger Vollmacht zu seiner Empörung gegen Adolf ertheilt hatte, suchte jetzt die Familie Nassau gegen ihn aufzureizen. Er ernannte Adolf's Bruder, Diether, welcher von dem Dom-Capitel gar nicht gewählt worden war, zum Erzbischof von Trier und erklärte einer Gesandtschaft, welche Albrecht nach Rom schickte, „wer seinen Herrn erschlagen habe, sei des Reiches nicht werth." Darin hatte er wohl recht, doch stand es ihm nicht zu, sich zum Richter über eine deutsche Königswahl aufzuwerfen. Auch waren es nur die niedrigsten Beweggründe, welche den Papst leiteten, ähnliche, wie jene, die ihn bestimmten, seine Unterschrift und seine Siegel abzuleugnen.

Albrecht, der sich um die Geistlichen nur kümmerte, insofern sie ihm dienten, schlug die Feindschaft des Papstes nicht hoch an. Er sprach von dem Throne herab zu den Fürsten des Reiches: „Was schadet es, daß der Papst mir seine Krone versagt? Durch die Wahl der Fürsten bin ich König, also auch Kaiser." Der Papst, welcher eine solche Sprache von Seiten eines deutschen Königs nicht gewöhnt war, lud Albrecht vor seinen Richterstuhl zur Verantwortung. Dieser aber pochte auf sein Schwert und die Söldner, die er geworben hatte. Um sich im Kampfe gegen den Papst und zur Durchführung seiner herrschsüchtigen Pläne einen festen Stützpunkt zu verschaffen, sah sich Albrecht zunächst nach auswärtiger Hülfe um. Philipp IV. von Frankreich, welcher, gleich Albrecht, mit dem Papst in Streit befangen war, und welcher diejenige erbliche Herrschaft schon besaß, nach welcher der Habsburger strebte, schien ihm am besten geeignet zum Verbündeten. Der französische König kam dem deutschen auf halbem Wege entgegen. Er bot diesem eine gütliche Erledigung des burgundischen Gränzstreits und die Hand seiner Schwester für einen seiner Söhne an. In Quatrevaux trafen die beiden Könige (1299) persönlich zusammen, um nähere Verabredungen zu treffen. Auch die deutschen Kurfürsten erschienen daselbst mit großem Pompe. Albrecht war bereit, Burgund vom deutschen Reichsverbande zu lösen, da Philipp das Land seiner Schwester als Heirathsgut mitgeben wollte. Doch die deutschen Fürsten erho-

ben gegen diesen Landesverrath heftige Einsprache. Auch schlugen sie das Begehren Albrecht's, seinen Sohn zum Nachfolger zu ernennen, mit Entschiedenheit ab, da sie die Pläne des Königs durchschauten, und diesem ihre verfassungsmäßigen Rechte nicht opfern wollten. Dadurch kam es zum Bruche zwischen Albrecht und seinen früheren Verbündeten. Der Habsburger verletzte überdies noch den einflußreichen Erzbischof von Mainz auf's empfindlichste. Dieser hatte nämlich, gleich den übrigen Fürsten, welche ihn nach Quatrevaux begleitet, unsinnigen Aufwand gemacht, um dem Könige von Frankreich Sand in die Augen zu streuen, und hatte sich in Schulden gestürzt. Die Schulden der übrigen Fürsten zahlte Albrecht, diejenigen Gerhard's nicht. Darüber ergrimmte der habsüchtige Pfaffe, und rühmte sich laut, er habe in seiner Jagdtasche so viele Könige, als er wolle. Er bedachte aber nicht, daß Albrecht ein ganz anderer Mann war, als Adolf. Den armen und wenig staatsklugen Nassauer mochte Gerhard vom Throne stürzen. Der mächtige und schlaue Habsburger war ihm mehr, als gewachsen. Um sich die Gunst der Städte zu erwerben, erklärte er sämmtliche Zollstätten am Rhein, welche den Handel auf diesem Strome in die schwersten Fesseln schlugen, für ungesetzlich (1299). Im folgenden Jahre (1300) ging er um einen Schritt weiter, und verlangte die Reichsgüter zurück, welche Adolf mehreren rheinischen Fürsten, und namentlich dem Erzbischof von Mainz verliehen hatte. Die Fürsten am Rheine kannten Albrecht gut genug, um zu wissen, daß diese Maßregeln nicht zum Besten Deutschlands von ihm getroffen worden seien, sondern nur um sie für ihre Widerspenstigkeit gegen des Königs Pläne zu strafen, und sannen auf Rache. Gerhard verband sich gegen ihn mit den beiden andern geistlichen Kurfürsten, dem Pfalzgrafen am Rheine und dem Papste Bonifacius. Doch Albrecht griff zum Schwerte, fiel (1301) in die Pfalz ein und zog den Rhein hinab sengend und brennend, raubend und mordend. Gerhard mußte um Frieden bitten, Bingen und mehrere andere Städte an Albrecht abtreten, und alles erschlichene Reichsgut, so wie alle Reichszölle, die er sich angemaßt hatte, herausgeben (1302). Nachdem er seinen mächtigsten Gegner gedemüthigt hatte, wurde er mit den übrigen leicht fertig. Die Erzbischöfe von Köln und Trier zwang er dadurch zur Unterwerfung, daß er deren Besitzungen außer dem Schutze des Reiches erklärte, und dadurch alle Raubritter der Umgegend gegen sie hetzte. Der Bund der Fürsten wurde schnell gesprengt und selbst der Papst, welcher einsah, daß es ihm vortheilhafter sei, Freundschaft, als Feindschaft mit Albrecht zu pflegen, erkannte, unbekümmert um seine früher abgegebenen entgegengesetzten Erklärungen, Albrecht für den rechtmäßig gewählten deutschen König an.

Vier Jahre waren vergangen, seit Albrecht zum Könige von Deutschland erwählt worden war, und noch hatte er sich seinem Ziele, der erblichen Herrschaft über Deutschland ungeachtet der Siege, die er gegen die rheinischen Fürsten errang, um keinen Schritt angenähert. Nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, mit Hülfe der Kurfürsten seine Pläne durchzusetzen, versuchte er es mit dem Papste. Bonifacius, dessen Streit mit Philipp immer heftiger geworden war, und welcher gegen diesen in derselben Weise verfahren wollte, wie Innocenz III. gegen Johann ohne Land verfahren war, forderte den deutschen König auf, Frankreich zu erobern. Albrecht ergriff diese Gelegenheit mit Freuden und versprach dem Papste, ihm zu Willen zu sein, falls ihm dieser das Erbrecht auf die deutsche Königswürde verschaffte. Um diesen Preis war der Habsburger bereit, sich zum Schergen des Pfaffenthums zu machen und seinen Bundesgenossen zu bekriegen. Bonifacius bemühte sich jedoch vergeblich, die deutschen Kurfürsten zu bewegen, ihr Wahlrecht aufzugeben. Auch dieser Plan des herrschsüchtigen Albrecht scheiterte an dem Widerstreben der deutschen Fürsten. Jetzt erst überzeugte sich der Habsburger, daß es einen weit leichtern Weg zur erblichen und unumschränkten Herrschaft gebe. Statt die Vorrechte des hohen Adels bekämpfte er von

nun an die Rechte und Freiheiten einzelner Gemeinden, Städte und Ritter und suchte dadurch seine Hausmacht zu vermehren, und diese allmälig über ganz Deutschland und die Nachbarländer auszubreiten. In Böhmen, Ungarn, Thüringen, in Schwaben und in der Schweiz warf er seine Netze aus, um dort im Trüben zu fischen.

Vergebens hatte sich schon Albrecht's Vater, Rudolf bemüht, Ungarn zu gewinnen. Andreas, der Venetianer oder Andreas von Este, der letzte Sprößling des Arpad'schen Hauses setzte sich auf dem Throne fest und verständigte sich später mit Albrecht, indem er dessen Tochter Agnes ehelichte. Nach dessen Tode (1301) erwählten die Ungarn Wenzel II. von Böhmen, welcher die Krone für seinen Sohn Wenzel III. annahm. Umsonst zog Albrecht gegen diesen im Jahre 1304 zu Felde. Der deutsche König rückte zwar bis Kuttenberg in Böhmen vor, mußte sich jedoch von da unverrichteter Dinge zurückziehen. Im Jahre darauf (1305) starb Wenzel II., und sein Sohn, der Verschwender und Trunkenbold Wenzel III. wurde nicht viel später (1306) von dem thüringischen Ritter Konrad von Pottenstein ermordet. Er war der letzte Mann des böhmischen Königshauses. Die Böhmen wählten zwar den Gatten der Schwester Wenzel's III., den Herzog Heinrich von Kärnthen. Albrecht fiel aber mit einem Heere in das Land ein, unterwarf es und gab Wenzel's II. Wittwe, die polnische Fürstentochter Elisabeth, seinem Sohne Rudolf zur Frau, welcher darauf als König von Böhmen anerkannt wurde.

Minder glücklich, als in Böhmen, war Albrecht in Thüringen, dem Lande, das sich Adolph zum Tummelplatze seiner Leidenschaften auserkoren hatte. Nach des Nassauer's Tode hatten sich daselbst mehrere von diesem eingesetzte Landvögte gegen Albrecht den Unartigen und dessen Söhne behauptet. Eisenach und einige andere Städte hatten dem alten Landgrafen für ihre Freiheit ansehnliche Summen bezahlt. Friedrich mit der gebissenen Wange erkannte jedoch den Loskauf nicht an und überzog sie mit Krieg. Die Landvögte und die Städte, welche sich losgekauft hatten, suchten beide den Schutz des Reiches nach. Der Feldzug, welchen aber König Albrecht dazumal nach Böhmen unternahm, machte es ihm nicht möglich, in Thüringen mit einem Heere zu erscheinen. Die Bürger von Eisenach griffen selbst zu den Waffen und belagerten den Landgrafen Albrecht in der Wartburg. Die Unruhen in Thüringen nahmen einen freiheitlichen Character an, indem die Städte für ihre Unabhängigkeit, die Fürsten und Ritter für die Erhaltung ihrer drückenden Vorrechte kämpften. Die beiden Söhne, welche seit einem Jahrzehnt mit ihrem Vater blutige Fehden geführt hatten, vereinigten sich mit ihm und den zahlreichen Raubrittern Thüringen's gegen die Bürger, entsetzten die Wartburg und bedrängten die Städte. König Albrecht, welcher die von seinem Vorgänger Adolf gehegten Pläne auszuführen und sich in den Besitz Thüringen's zu setzen hoffte, sandte ihnen zuerst Hülfstruppen unter einem Herrn von Wildenau, welcher jedoch geschlagen und gefangen wurde. Ein zweites Heer, das er nach Thüringen schickte, erlitt eine zum Sprüchworte gewordene Niederlage bei Lucka (1307). Albrecht mußte den Gedanken aufgeben, seine Hausmacht in Thüringen zu begründen. Die Städte unterwarfen sich dem Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange. Die Summen, die sie ihrem treulosen Fürsten für ihre Freiheit bezahlt hatten, waren verloren. Nicht mit Golde, nur mit Eisen läßt sich die Freiheit behaupten.

Um dieselbe Zeit, da Albrecht's Heer bei Lucka geschlagen wurde, starb sein Sohn Rudolf. Die Böhmen, welche mit Widerstreben und getrieben durch die Noth den Habsburger sich als König hatten gefallen lassen, ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, sich von diesem despotischen Fürstenhause wieder loszumachen. Sie wählten den Herzog von Kärnthen zu ihrem Könige. Zwar überzog sie Albrecht deshalb mit Krieg ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Er mußte bald schon Böhmen wieder räumen. Allein Kärnthen, welches er von Steiermark aus hatte angreifen lassen, blieb in seinem Besitze

Bedeutungsvoller für die Entwickelung der Menschheit, als alle übrigen Unternehmungen Albrecht's waren diejenigen, welche er in Allemannien (in Schwaben und in der Schweiz) verfolgte. Dort brach der Bogen, den der Tyrann zu schraff gespannt hatte. Das Unrecht, das er beging, um sich in Schwaben festzusetzen, kostete ihm das Leben, und der Druck, den er über die Schweizer verhängte, hatte für sein Haus den Verlust seiner ursprünglichen Besitzungen im Gefolge. Die Schweiz war die Wiege der Familie Habsburg gewesen. Rudolf und sein Sohn Albrecht hatten durch Kauf und Erbschaft, List und Gewalt die Güter, die sie daselbst seit langer Zeit besessen, um ein beträchtliches vermehrt. Doch waren diese durchschnitten von mannichfaltigen anderen Ländereien; unmittelbarem Reichsgut und den Besitzungen von Stiftern und Klöstern. Bern, Freiburg im Uechtland, Solothurn und Zürich waren Reichsstädte, Schwitz, Uri und Unterwalden Reichsvogteien. Das Haus Habsburg hatte einen großen Theil des Thurgau's, die Grafschaften Baden, Habsburg und Lenzburg im Aargau, die Städte Luzern, Sempach, Sursee, Zug und Winterthur, das Amt Grüningen und die Herrschaft Ittingen an sich gerissen. Im Elsaß besaßen die Habsburger als Landgrafen Macht und Einfluß. Albrecht brachte verschiedene Besitzungen der Stifter Seckingen und St. Blasien, Reichenau, Radolfszell und Theile des Bisthums Constanz an sich, hatte zahlreiche Herrschaften in Schwaben gekauft und sich der Reichsvogtei Urseren und des Gotthardszolles in der Schweiz bemächtigt. Wenn es ihm gelang, die Reichsvogteien Schwitz, Uri und Unterwalden zu gewinnen, so besaß er ein zusammenhängendes Gebiet, welches von den Gränzen Italiens bis tief nach Deutschland hineinreichte und welches die wichtigsten Gebirgs-Päſſe Europas in sich schloß. Die Art und Weise, wie Albrecht verfuhr, um seinen Zweck zu erreichen, werden wir in der Geschichte der Schweiz ausführlich schildern. Hier genüge die Bemerkung, daß dem fluchwürdigen Tyrannen sein Plan nicht gelang, daß aber Deutschland in Folge der herrschsüchtigen Bestrebungen seines Königs die schönsten und werthvollsten Gränzprovinzen verlor, welche sich allmälig von einer Verbindung lossagten, die ihnen keine Vortheile, sondern nur Gefahren brachte.

In der Nacht vom 31. December 1307 auf den 1. Januar 1308 wurde das Zeichen zum Aufstande gegen das verhaßte Joch des Habsburgers gegeben. Eine Burg fiel nach der anderen. Seine Vögte wurden aus dem Lande getrieben. Die Habsburg'sche Herrschaft in den drei Waldstädten erreichte ihr Ende. König Albrecht hielt sich dazumal gerade im Aargau auf, und machte Rüstungen, um Thüringen und Böhmen zu unterjochen. In seinem Grimme über die Botschaft, die ihm aus der Schweiz kam, schwur er, blutige Rache an den Waldstädten zu nehmen. Er ahnte nicht, daß das Eisen schon geschliffen und die Faust schon geballt war, welche ihm die Brust durchbohren sollte. Die Anstalten zum Kriege wurden eifriger, als zuvor, betrieben; alle habsburgischen Dienstmannen wurden aufgeboten, gegen die Eidgenossenschaft zu ziehen. An die Stadt Luzern ging ein Verbot, den vier Waldstädten Lebensmittel zukommen zu lassen. Doch während aller dieser Vorbereitungen ging der Mann, der dem Könige Albrecht den Tod geben sollte, in seiner Wohnung aus und ein, saß mit ihm zu Tische und ritt mit ihm durch Wald und Flur. Herzog Johann, der Sohn Rudolf's, Albrecht's Bruder's, welcher einen Theil der habsburgischen Güter und insbesondere die Grafschaft Kyburg anzusprechen hatte, war zum Manne herangewachsen. Albrecht verwaltete die Erbschaft seines Neffen und verweigerte ihm, unter nichtigen Vorwänden, deren Herausgabe. In Thüringen oder Meissen hoffte der Tyrann, seinen Neffen für die ihm vorenthaltenen Stammgüter seines Hauses entschädigen zu können. Doch Thüringen und Meissen wollten, so wenig, als Schwitz, Uri und Unterwalden habsburgisch werden. Herzog Johann verzweifelte an seinem Schicksale. Er fürchtete, niemals zu männlicher Selbstständigkeit zu gelangen. Das Leben am Hofe

seines Oheims wurde ihm zur drückendsten Bürde, und er beschloß, da er nicht hoffte, glücklich zu werden, Rache an dem Urheber seines Unglücks zu nehmen. Am 1. Mai 1308 hatten mehrere Bischöfe, welche im Namen des Herzogs Johann dessen Begehren dem Könige Albrecht vortrugen, ausweichende Antworten erhalten. Statt des väterlichen Erbes übergab König Albrecht seinem Neffen einen Maikranz. Die Entrüstung des Jüngling's wurde dadurch nicht gemildert. Nach dem Mittagstische ritt Albrecht seiner Gemahlin Elisabeth Rheinfelden zu entgegen. In seinem Gefolge waren sein Neffe, und die Ritter Konrad von Tegernfeld, Walther von Eschenbach, Ulrich von Palm und Rudolf von Wart. Der König ließ sich über die Reuß setzen, Johann und seine Mitverschworenen drängten sich in den Nachen, welcher den König über den Fluß brachte. Das übrige Gefolge blieb zurück. Albrecht war in der Gewalt seines Neffen, welcher ihm, am jenseitigen Ufer angelangt, zuschrie: „Die Stunde der That ist erschienen." Zugleich fielen Tegernfeld, Eschenbach und Palm über den König her und verwundeten ihn. Albrecht, welcher den wachsenden Groll im Herzen seines Neffen nicht bemerkt hatte, rief diesen um Beistand an. Aber mit den Worten: „Nimm die Hilfe," stieß Johann seinem Oheim das Schwert in den Rücken, so tief, daß es aus der Brust wieder hervordrang. Der Enkel des Stammvaters der Habsburger ermordete auf diese Weise dessen Sohn und Erben. Schwerlich umfaßt irgend ein anderes Fürstenhaus in drei Generationen drei Frevler gleich Rudolf I., Albrecht und Johann. Der Enkel wurde zwar am bittersten getadelt, doch der Sohn hatte schwerere Verbrechen nicht nur an einzelnen Menschen, sondern auch an ganzen Völkern begangen und der Stammvater Rudolph I. von Habsburg, hatte allen seinen Nachfolgern das Beispiel rastloser Herrschsucht und unersättlicher Habgier gegeben. Hätte Johann statt seines fluchbeladenen Oheims, Hunderte und Tausende redlicher und arbeitsamer Bürger gemordet, schwerlich würden die Geschichtschreiber des Mittelalters ihn darob angeklagt haben. Daß er aber den Mann tödtete, der sich durch Königsmord und Verrath die Bahn zum Throne gebrochen hatte, konnten sie ihm nicht vergeben. Johann's Mordthat, eine Handlung der Rache, läßt sich nie und nimmer rechtfertigen, allein durch die schnöde Behandlung entschuldigen, die er von seinem Oheim und Vormunde zu erdulden hatte. Die Frevelthaten Albrecht's und seines Vaters Rudolph's I. dagegen, unter welchen ganze Völker litten und deren Folgen noch heutzutage mit Zentnerschwere auf Europa lasten, finden keine Entschuldigung. Habgier und Herrschsucht waren die Beweggründe Rudolph's I. und Albrecht's, der Grimm über erlittenes Unrecht trieb Johann zu seiner That. In einem Augenblicke conzentrirt sich das ganze Leben Johann's, in dem Augenblicke, da er dem unredlichen Verwalter seines Erbes das Schwert durch die Brust stieß. Die niederen Leidenschaften Rudolph's I. und Albrecht's zogen sich durch deren ganzes Leben hindurch und endeten erst mit ihrem Tode.

Albrecht I. hinterließ fünf Söhne: Friedrich, Leopold, Albrecht, Heinrich und Otto. Seine Tochter Agnes, die Königin von Ungarn und Leopold nahmen Rache wegen der Ermordung ihres Vaters. Diese traf jedoch nicht den Urheber und Hauptthäter, den Habsburger Johann, nicht diejenigen, welche Hand angelegt hatten, sondern Rudolph von der Wart, welcher unthätig dem Verbrechen zugesehen hatte und viele hundert durchaus unschuldige Diener und Kriegsleute der Verschworenen. Johann fand, nachdem er lange verkleidet umhergeirrt war, Aufnahme in dem Augustinerkloster zu Pisa, woselbst er als Mönch starb. Tegernfeld, Eschenbach und Palm endeten in der Verbannung. Da aber die blutdürstige Agnes ihre Wuth an jemanden auslassen wollte, so ließ sie Rudolf von der Wart, welcher wahrscheinlich keinen Theil an der Verschwörung, gewiß keinen an dem Morde hatte, auf eine wahrhaft schauderhafte Weise hinrichten. Drei Tage lang wurde der Unglückliche gemartert, bis er endlich starb. Die Verwandten, Diener und Anhänger

der Ritter, welche dem Könige leichte Wunden beigebracht hatten, wurden von den Verwandten Desjenigen, welcher sie angestiftet und ihm die Todeswunde gegeben, auf das grausamste verfolgt, und viele derselben umgebracht. Mit gleichem Rechte hätte die ganze Familie Habsburg sammt allen ihren Anhängern und Dienern ausgerottet werden können. Das Sprichwort: kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen, wurde noch überboten, indem man statt der Schuldigen, die man laufen ließ, Unschuldige mordete. Unstreitig waren die Verbrechen, welche die Habsburger an den Angehörigen Tegernfeld's, Eschenbach's und Palm's und an Wart begingen, weit verabscheuungswerther, als dasjenige, welches diese, getrieben von Johann, an Albrecht verübt hatten. Wenn das Verbrechen der Mörder des Habsburgers dadurch erschwert wurde, daß dieser König war, so wurde es dadurch gemildert, daß er ein fluchwürdiger Tyrann, und namentlich, Johann gegenüber, ein untreuer und betrügerischer Vormund war. Albrecht hatte seinem Neffen gerechten Grund zur Beschwerde und zur Unzufriedenheit gegeben, die Angehörigen der Mordgehülfen fielen als Opfer des ungezügelten Rachedurstes der Verwandten des Hauptmörders. Den denkenden Menschen muß es empören, daß dieselbe Person, welche alle diese Mordthaten an unschuldigen Opfern ihres Grimmes verüben ließ, bis auf unsere Tage, „die fromme Agnes" genannt wird. Doch da sie das Kloster Königsfelden gründete und sonst den Pfaffen diente, ist dieses erklärlich.

Der Mord, welchen der Habsburger Johann an seinem Könige und Oheim beging, war nur die Losung zu großartigeren Metzeleien, deren sich die übrigen Habsburger schuldig machten. So reiht sich im Schooße dieser blutbefleckten Familie Mord an Mord und Schandthat an Verbrechen. Der Tag der Sühne und Vergeltung ist zwar für sie noch nicht erschienen. Doch der März und Oktober 1848 bürgen uns dafür, daß er nicht lange mehr ausbleiben werde.

§. 4. Heinrich VII. von Luxemburg. (1308—1313).

Seit dem Zwischenreiche waren es die geistlichen Kurfürsten, insbesondere diejenigen von Mainz, welche bei der Wahl eines deutschen Königs den Ausschlag gaben. Der Erzbischof Werner hatte die Wahl Rudolf's I., Gerhard die Ernennung Adolf's von Nassau und später Albrecht's I. zu Stande gebracht. Ein Bischof von Mainz war es auch, welcher Heinrich VII. von Luxemburg auf den deutschen Thron erhob.

Peter Aichspalter hatte früher dem Grafen Heinrich von Luxemburg gedient und war, als er später das Bisthum Basel erhalten, von dem Grafen, mit dem er noch immer in gutem Einvernehmen stand, gebraucht worden, um seinem Bruder Balduin, welcher erst zwanzig Jahre zählte, das erledigte Erzbisthum Mainz zu verschaffen. Peter dachte aber zunächst an sich und verstand es, sich selbst auf den erzbischöflichen Stuhl zu schwingen. Um aber den Grafen bei guter Laune zu erhalten, kaufte er später vom Papste das Erzbisthum Trier für Balduin. Peter stand im Verdachte, von der gegen Albrecht's Leben angezettelten Verschwörung Kenntniß gehabt zu haben und wurde später von der blutigen Agnes förmlich der Mitwissenschaft angeklagt. Aichspalter war daher entschieden gegen die Erwählung eines Habsburgers. Viele deutsche Fürsten, namentlich diejenigen von Böhmen, Baiern und Würtemberg hatten Albrecht's I. Macht zu bitter empfunden, um nicht gegen ihn und sein ganzes Haus ungünstig gestimmt zu werden. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier waren mit dem Grafen Heinrich von Luxemburg auf's innigste verbunden. Ihren vereinten Bestrebungen gelang es, dessen Erwählung zum deutschen Könige durchzusetzen. Sie ließen sich mit Reichsgütern den von ihnen bekundeten Eifer

bezahlen. Ueberdies ersetzte Heinrich VII. dem Bischofe von Mainz die Summe, welche dieser dem Papste für die Verleihung des Bisthums Trier an Balduin versprochen hatte. Der Papst Clemens V. befürchtete, Philipp IV. von Frankreich, der seinem Bruder Karl von Valois die deutsche Krone zu verschaffen suchte, könnte, falls ihm dieses gelänge, ihn seine Macht fühlen lassen, und wirkte gleichfalls insgeheim zu Gunsten Heinrich's.

Am 27. November 1308 wurde der Graf von Luxemburg in Frankfurt am Main einmüthig zum deutschen Kaiser erwählt und gleich darauf in Aachen gekrönt. Heinrich von Luxemburg war, bei seiner Erhebung auf den deutschen Thron, in einer ähnlichen Lage, wie Adolf von Nassau. Seine Hausmacht war klein und er verdankte die Krone nicht seinen persönlichen Verdiensten, sondern den Beziehungen, in welchen er zu den Erzbischöfen von Mainz und Trier stand. Es wäre ihm übrigens leichter, als dem Nassauer geworden, seine Stellung in Deutschland zu befestigen und seine Hausmacht zu vergrößern, wenn nicht eine unselige Verblendung ihn getrieben hätte, das Beispiel der Hohenstaufen nachzuahmen und Italien, welches seit sechs Jahrzehnden thatsächlich von Deutschland abgetrennt gewesen war, von neuem zu unterwerfen. Wenn wir die großartigen Kräfte der Hohenstaufen mit den geringen Mitteln des Luxemburgers, und deren seltene Geistesgaben mit dem beschränkten Gesichtskreise Heinrich's VII. vergleichen, so erscheint uns das ganze Bestreben des Luxemburgers als eine lächerliche Nachahmung und ein abgeschmackter Versuch, die vergangene Zeit aus dem Grabe hervor zu beschwören. Bevor Heinrich VII. seine italienischen Luftbilder verfolgen konnte, mußte er wenigstens einige Sorge dem deutschen Vaterlande widmen. Auf dem Reichstage zu Speier machte er seinen Frieden mit den Habsburgern, indem er sie bereitwillig mit allen Ländern belehnte, in deren Besitz sie sich gesetzt hatten. Es gereicht ihm nicht zur Ehre, daß er den grausamen Verfolgungen der Habsburger gegen die unschuldigen Angehörigen der Gehülfen Johann's keinen Einhalt that und den als Verwandten des Hauptmörders und des Ermordeten doppelt betheiligten Herzogen von Oesterreich die Vollziehung der gegen die Schuldigen ausgesprochenen Achtserklärung übertrug. Zum Danke für die Zugeständnisse des Königs verzichteten die österreichischen Herzoge auf Böhmen, zahlten Heinrich VII. eine ansehnliche Geldsumme und versprachen, einer von ihnen werde ihn mit zweihundert Rittern nach Italien begleiten. Gegen den Grafen Eberhard von Würtemberg, welcher seit mehreren Jahrzehnden ungestraft in Schwaben das Räuberhandwerk im Großen getrieben hatte, sprach Heinrich VII. die Acht aus. Auf dem Reichstage, welchen der König 1310 zu Frankfurt am Main abhielt, wurden die böhmischen Angelegenheiten berathen. Die böhmischen Großen boten die Herrschaft ihres Landes und die Hand der Tochter ihres frühern Königs Wenzel II., Elisabeth, Heinrich's VII. Sohne, Johann an. Dieser war zwar erst vierzehn Jahre alt. Nichtsdestoweniger nahm Heinrich nach einigen Zögerungen das Anerbieten der Böhmen an. Peter Aichspalter und der Graf von Henneberg gaben dem jungen Könige von Böhmen, der im Februar 1311 feierlich die Krone empfing, das Geleite. Konrad von Weinsberg sollte die Acht gegen den Grafen Eberhard vollziehen. Bevor noch diese beiden Angelegenheiten von Böhmen und Schwaben geordnet waren, brach Heinrich VII. im Herbste 1310 mit einem kleinen Heere nach Italien auf.

Die bürgerlichen Streitigkeiten hatten seit den Tagen der Hohenstaufen nicht aufgehört, die appenninische Halbinsel in Bewegung zu setzen. Die alten Bezeichnungen der Ghibellinen und Welfen pflanzten sich von Geschlechte zu Geschlechte fort, obgleich ihre ursprüngliche Bedeutung mit Friedrich II. zu Grabe gegangen war. Die Kaiser hatten ihre Macht in Italien vollständig, die Päpste hatten sie, seit sie in Avignon lebten, zum

größten Theile verloren. Die Leidenschaften, welche früher die widerstrebenden Parteien beseelt hatten, lebten aber fort und mit diesen die Namen der Vergangenheit.

Auf dem Reichstage zu Speier waren mehrere Italiener, namentlich Tebaldo von Brussati aus Brescia und Gesandte von Mathäus Visconti und seinem Gegner Guido della Torre erschienen. Kein einziger Italiener, welcher an den Kämpfen seines Vaterlandes persönlichen Antheil nahm, wünschte, daß die kaiserliche Macht im Süden der Alpen feste Wurzeln schlagen möchte. Was immerhin Dante in seiner dichterischen Schwärmerei von der weltlichen Herrschaft der Kaiser und der geistlichen Gewalt der Päpste schrieb, die thätigen Theilnehmer an den Parteikämpfen Italien's bedienten sich jetzt, wie früher, der Namen des Kaisers und des Papstes nur als Deckmäntel ihrer eigenen Herrschsucht. Die an den meisten Orten erdrückte oder doch geschwächte Partei der Ghibellinen hoffte durch den Kaiser zu neuer Kraft zu gelangen. Die Welfen, welche des Kaisers nicht bedurften, um ihre Gewalt zu behaupten, waren nur so lange bereit ihm zu dienen, als er ihnen persönliche Vortheile in Aussicht stellte. Der Kaiser konnte diese oder jene Familie dadurch daß er ihr Aemter und Würden verlieh, begünstigen. Der Gesammtheit, dem Volke konnte er nur neue Bürden auflegen, indem er zu den Steuern, welche es schon bezahlte, andere hinzufügte. Heinrich VII. ließ sich mehr, als vor ihm irgend ein deutscher König durch glatte Worte und den äußern Schein der Verhältnisse täuschen. Die Städte der Lombardei und Toscana's waren allerdings unter sich nicht einig; oft bestand im Schooße einer und derselben Stadt eine deren Kampffertigkeit lähmende Spaltung. Allein die Macht, welche Heinrich VII. in's Feld stellen konnte, war so gering, daß manche Stadt Italien's für sich allein ihr gewachsen, vorausgesetzt, daß der Kaiser auf seine eigenen Hülfsquellen beschränkt war. Eine Zeit lang mochte wohl die Parteiwuth die Italiener verblenden und einen Theil derselben bestimmen, dem deutschen Könige Hülfe gegen ihre eigenen Mitbürger zu gewähren; früher oder später gewann das Nationalgefühl den Sieg über die Parteirücksichten, und ohne italienische Hülfe vermochte der Kaiser nichts gegen die Italiener. Die Päpste waren zur Zeit Heinrich's VII. allerdings nicht mehr so gefährliche Gegner, als sie ein Jahrhundert früher gewesen waren. Allein die römischen Kaiser waren in Italien fast gänzlich in Vergessenheit gerathen; das Haus Anjou hatte sich in Unteritalien festgesetzt, welches Land Heinrich VI. und Friedrich II. einen großen Theil ihrer Streitkräfte zur Verfügung gestellt hatte. Mehr mit Hülfe italienischer Parteileute, als durch die Kraft seines eigenen Heeres gelangte Heinrich VII. am 24. December 1310 nach Mailand, welches ihm bereitwillig seine Thore öffnete. Statt eilig weiter vorzurücken und den Italienern nicht Zeit zu lassen, Bündnisse gegen ihn zu schließen und Kriegsrüstungen zu machen, blieb der deutsche Kaiser bis Mitte April's 1311 in Mailand erregte durch die Grausamkeit, mit welcher er die Stadt Cremona behandelte, allgemeine Entrüstung und veranlaßte dadurch die Stadt Brescia, ihm vier Monate lang, vom Juni bis September, einen heldenmüthigen Widerstand entgegen zu setzen. Heinrich's VII. Heer schmolz auf den vierten Theil zusammen und sein Schatz wurde immer leerer. Zwar ergab sich ihm Brescia, allein die Macht des deutschen Königs war an den Wällen dieser Stadt gebrochen, während die Mißstimmung, welche die Behandlung Cremona's erweckt hatte, durch die an Brescia verübte Härte vermehrt wurde. Es ist bezeichnend, daß derselbe Tebaldo von Brussati, welcher Heinrich VII. eingeladen hatte, nach Italien zu kommen, seine Vaterstadt Brescia gegen ihn vertheidigte und daß, als dieser tapfere Führer in die Gefangenschaft des deutschen Kaisers fiel, er in einer Kuhhaut um die Mauern der Stadt geschleift und dann von vier Stieren zerrissen wurde. Wenn selbst diejenigen, welche ihn nach Italien eingeladen hatten, sich von dem deutschen Könige abwandten und dieser keine anderen Mittel kannte, sich die Gunst des Volkes zu erwerben, als Manifeste und grausame

Hinrichtungen, so konnte seine Herrschaft unmöglich von Dauer sein. Das Gebiet von Brescia enthielt dazumal 136,000 waffenfähige Männer (zwischen achtzehn und sechzig Jahren) und diese Stadt stand, was Volkszahl, Macht und Einfluß betrifft, mit Mailand, Venedig, Genua und Florenz nicht auf gleicher Höhe. Der deutsche König konnte ein Volk, welches zahlreiche Städte dieser Größe zählte, mit seinen wenigen Lehnsleuten und Söldnern nicht bezwingen. Er war von Anfang und blieb bis zu seinem Ende nur das Werkzeug, mit dessen Hülfe einzelne Ehrgeizige zu Macht und Ansehen zu gelangen suchten. Von Brescia brach Heinrich VII. nach Genua auf, woselbst er vom October 1311 bis zum Februar 1312 verweilte und durch die Forderungen, die er an die Bürger stellte, von Neuem Mißstimmung erregte. Erst im Mai gelangte er nach Rom. Johann, der Bruder des Königs Robert von Neapel, hatte den einen, die mit ihm verbündeten Orsini den andern Theil der Stadt inne. Weder den Vatican, noch die Peterskirche vermochte der deutsche König zu gewinnen. Mit Mühe setzte er durch, daß er am 29. Juni durch eine Abordnung von Cardinälen gekrönt wurde. Im Anfang des Herbstes trat Heinrich VII. seine Rückreise an und rückte auf Florenz, über welches er in Genua Gericht gehalten und das er zu einer schweren Strafe verurtheilt hatte. Sein Heer zählte nur noch achthundert deutsche und tausend italienische Reiter. Schon im October mußte er die Belagerung aufgeben, und als er sie später von Neuem begann, blieb auch die zweite erfolglos. Zwar schloß er im Frühjahr 1313 ein Bündniß mit dem Könige Friedrich von Sicilien, der schon früher ihm bedeutende Hülfsgelder bezahlt hatte, doch konnte dadurch die verkehrte Stellung nicht gebessert werden, in welche er jenseits der Alpen nothwendig gerathen mußte. Im August hatte Heinrich VII. wieder ein Heer von zweitausendfünfhundert deutschen und fünfzehnhundert italienischen Rittern um sich gesammelt. Wenn wir mit diesem die Mannschaften vergleichen, welche einzelne italienische Städte damals in's Feld stellten, so erscheint es als sehr schwach und unbedeutend. Lucca und Siena schickten z. B. der Stadt Florenz je sechshundert Reiter und zweitausend Fußsoldaten zu Hülfe, eine Heeresmacht, welche derjenigen des Kaisers ohngefähr gleich war. Mit so geringen Kräften wollte der deutsche König die Acht, welche er in Pisa gegen den König Robert von Neapel ausgesprochen hatte, vollziehen. Er kam jedoch nicht weit über Siena hinaus, indem er zu Buonconvento, am 24. August 1313, eines plötzlichen Todes starb. Zeitgenossen schrieben denselben dem Gifte zu, welches ihm ein Dominikanermönch beim Abendmahle beigebracht haben soll. Der Pabst, welcher mit dem Könige Robert auf's Engste verbunden war und dem deutschen Kaiser den Kriegszug nach Neapel unter Androhung des Bannfluches verboten hatte, stand Heinrich VII. zur Zeit seines Todes auf's Feindlichste gegenüber. Der Pabst Clemens V. war nicht besser, als manche seiner Vorgänger, welche sich gegen die Hohenstaufen des Giftes und des Dolches bedient hatten. Ein vollständiger Beweis des an Heinrich VII. verübten Mordes ist aber, abgesehen von allen übrigen Verhältnissen, schon aus dem Grunde nicht wohl zu führen, weil dazumal die Chemie nicht so weit vorgeschritten war, daß der Thatbestand der Vergiftung vollkommen hätte festgestellt werden können.

§ 5. Ludwig IV. der Baier, und Friedrich der Schöne von Oesterreich (1313—1330).

Der unerwartete Tod Heinrich's VII. belebte von Neuem die Hoffnungen der Habsburger und wirkte gleich einem Donnerschlage auf die Anhänger und Mitglieder des luxemburgischen Hauses. Friedrich von Oesterreich, welcher den Beinamen des Schönen

erhielt, trat sofort als Bewerber um die deutsche Königskrone auf. Er glaubte des Kurfürsten von Köln, des Pfalzgrafen Rudolph bei Rhein und des Markgrafen Heinrich von Brandenburg gewiß zu sein, und bedurfte daher nur noch einer Stimme, um die Mehrzahl im Rathe der Kurfürsten zu gewinnen. Das Haupt der luxemburgischen Familie, der König Johann von Böhmen, war erst siebenzehn Jahre alt. Er konnte zwar außer seiner auch noch auf die Stimme seines Oheims, des Erzbischof's Balduin von Trier und auf diejenige des alten Freundes seines Hauses, des Erzbischof's Peter Aichspalter von Mainz, zählen, allein diese genügten nicht, seine Wahl sicher zu stellen. Die Luxemburger wollten daher lieber einem ihnen nicht feindlichen Hause ihre Wahlstimmen zuwenden, als die Gefahr laufen, einen Habsburger auf dem deutschen Throne zu sehen. Sie vereinten sich auf Ludwig, Herzog von Baiern. Durch mannigfaltige Künste gewannen sie den Markgrafen von Brandenburg für sich. Am 19. October 1314 erschienen beide Parteien auf dem Wahltage zu Frankfurt a. M. Die Luxemburger versammelten sich auf dem alten Wahlfelde, die Habsburger in Sachsenhausen auf dem linken Ufer des Maines. Die österreichische Partei wußte, daß sie, bei gesetzlicher Handlungsweise, unterliegen müßte, und erschien daher nicht auf dem Wahlplatze, sondern rief, ohne mit den übrigen Kurfürsten zusammen zu treten, in Sachsenhausen den Herzog Friedrich von Oesterreich als Kaiser aus. Hätte Friedrich die Mehrheit der Kurfürsten für sich gehabt, so wäre doch seine Wahl ungültig gewesen, da alle hergebrachten und gesetzlichen Formen bei derselben umgangen worden waren. Allein außerdem fehlte dem Habsburger das wesentliche Erforderniß der Stimmenmehrheit. Für Friedrich von Oesterreich waren nur Köln und Rheinpfalz. Zwar stimmte auch der Herzog Heinrich von Kärnthen als König von Böhmen für ihn, allein er war weder thatsächlich, noch rechtlich böhmischer König. Sein Wort galt daher nicht. Der Herzog von Sachsen-Wittenberg, welcher gleichfalls für den Habsburger stimmte, konnte nicht mehr Recht, als Johann von Sachsen-Lauenburg, in Anspruch nehmen, da die sächsische Stimme zwischen beiden Häusern getheilt war und sie sich über die Art der Führung derselben nicht verständigt hatten. Als die auf dem Wahlplatze versammelten Kurfürsten von den Sachsenhäuser Vorgängen Kenntniß erhielten, schritten sie am 20. October 1314 ihrerseits zur Wahl. Die Kurfürsten von Mainz, Trier, Böhmen und Brandenburg, desgleichen der Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg erklärten sich für Ludwig von Baiern. Vier und eine halbe Stimme waren für den Baier, nur zwei und eine halbe für den Oesterreicher. Allerdings hatte Ludwig den Habsburgern das feierliche Versprechen ertheilt, die Wahl Friedrich's von Oesterreich nicht hindern zu wollen. Wäre er ein gewissenhafter und ehrliebender Mann gewesen, so hätte er sich nimmermehr um die deutsche Krone bewerben, oder auch nur sie annehmen können. Allein Ludwig war eben so gewissenlos, als abergläubisch, und eben so schwankend, als herrisch. Die Folge dieser Königswahl war ein langjähriger Bürgerkrieg, Herabwürdigung der deutschen Nation, Verwirrung im Innern, Schmach und Schande dem Auslande gegenüber. Wäre, statt Ludwig's des Baiern, Friedrich der Oesterreicher zum deutschen Könige erwählt worden, so hätte unser Vaterland schwerlich dabei gewonnen. Mächtige brachten der deutschen Nation gewöhnlich mehr Elend, als schwache Herrscher, indem sie ihre Gewalt zur Unterdrückung des Volkes anwandten, während Schattenkönige seine natürliche Entwickelung nicht gewaltsam zu hemmen vermochten.

Ludwig von Baiern war der Bruder desselben Rudolph von der Rheinpfalz, welcher seine Stimme dem Habsburger gegeben hatte. Im Schooße des baierischen Fürstenhauses bestanden seit längerer Zeit gehässige Spaltungen und Zwistigkeiten. Das Herzogthum Baiern war durch die Erwerbung der Rheinpfalz das bedeutendste aller deutschen

Fürstenthümer geworden. Beim Tode Otto's „des Erlauchten" (1253) wurde es aber in Ober- und Niederbaiern getheilt und dadurch geschwächt und zersplittert. Auf die erste Theilung zwischen den Söhnen Otto's: Ludwig und Heinrich, folgten nach deren Tode weitere Zerstückelungen. Ludwig, welcher unter dem Namen Ludwig's IV. den deutschen Königsthron bestieg, war der Sohn Ludwig's des Strengen, dem Oberbaiern zugefallen war. Er lebte mit seinem ältern Bruder Rudolph, mit welchem er sich in das väterliche Erbe theilen mußte, in beständigen Fehden. Rudolph behauptete jedoch stets den größten Theil der Rheinpfalz und die Kurwürde. In den Bruderkriegen, welche die Länder beider Fürsten mit Mord und Brand erfüllten, hatte sich Ludwig durch seine Grausamkeit und Gewissenlosigkeit einen bösen Namen gemacht. Er hatte seine Freude daran, Freund und Feind zu quälen. Sein Bruder Rudolph, ein leichtsinniger Verschwender, verschleuderte seine Besitzungen, während Ludwig die seinigen, auf Kosten seiner Vettern und Mündel, vermehrte. Niederbaiern, welches den unmündigen Nachkommen des Herzogs Heinrich gehörte, hatte Ludwig an sich gerissen, indem er es im Namen seiner Großneffen vormundschaftlich verwaltete. Er hatte drei Viertheile des Herzogthums Baiern inne, es kam ihm jedoch nur ein Viertheil rechtlicher Weise zu.

Weit größere Einigkeit bestand im Kreise des österreichischen Fürstenhauses. Die beiden ältesten Söhne Albrecht's I.: Friedrich und Leopold, verwalteten, im Namen der fünf Brüder, die ererbten Besitzungen. Friedrich herrschte in Oesterreich, Leopold in den elsäßischen, schwäbischen und schweizerischen Ländern des Hauses. Die Habsburger waren daher furchtbare Gegner Ludwig's IV. von Baiern, obgleich die allgemeine Stimme in Deutschland sofort die Wahl Ludwig's für gültig, diejenige Friedrich's für ungesetzlich erklärte. Friedrich wurde weder in Frankfurt, noch in Aachen eingelassen und mußte sich, um nur einigermaßen den Schein zu retten, in Bonn krönen lassen. Ludwig IV. wurde von den Bürgern Frankfurt's am Main als König anerkannt und in Aachen feierlich gekrönt. Wie Frankfurt und Aachen, so standen auch die meisten übrigen Reichsstädte und die unmittelbaren Gemeinden: Schwyz, Uri und Unterwalden auf Seiten des rechtmäßig gewählten Königs. Der größere Theil des Adels war dagegen österreichisch gesinnt. Am 11. Mai 1315 sprach Ludwig IV. von Baiern auf einem Reichstage zu Nürnberg die Acht über die Herzoge von Oesterreich aus. Diese hatten jedoch ihre ganzen Streitkräfte gegen die drei Waldstädte gesammelt und gedachten zuerst ihre Hausmacht am Fuße der Alpen zu befestigen, bevor sie einen entscheidenden Schlag gegen Ludwig IV. von Baiern führten. In demselben Jahre, in welchem der deutsche König die Acht über sie aussprach, wurden die österreichischen Herzoge von den Schweizern am Passe zu Moorgarten auf das Haupt geschlagen, (am 15. November 1315). Diese Niederlage beugte die stolzen Habsburger nicht. Leopold, welcher der kräftigste und entschlossenste unter den fünf Brüdern war, und mit Mühe in der Schlacht von Moorgarten Leben und Freiheit gerettet hatte, setzte, in Verbindung mit seinem Bruder Friedrich, den Kampf gegen den erwählten deutschen König mit Nachdruck fort. Es gelang jedoch Ludwig IV., seinen Bruder Rudolph zu bestimmen, ihm bis zur Beendigung des Krieges mit Oesterreich seine Lande abzutreten (1317). Als zwei Jahre darauf Rudolph starb, trat Ludwig in den alleinigen Besitz des ganzen Herzogthums Baiern. Sieben Jahre lang bestand der Krieg zwischen dem Baiern und den Habsburgern in Raubzügen und Ueberfällen, welche dem Bauern- und Bürgerstande tiefe Wunden schlugen, wobei aber Ritter und Söldner gute Geschäfte machten. Am 28. September 1322 kam es in der Nähe von Mühldorf zu einer entscheidenden Schlacht, welche durch die Umsicht des Nürnbergers Siegfried Schweppermann für Ludwig IV. gewonnen wurde. Die Mönche von Fürstenfeld hatten zweien Boten

des Herzogs Leopold, welcher in der Nähe stand und den Sieg zu Gunsten seines Hauses hätte wenden können, die Pferde weggenommen, so daß die Verbindung zwischen ihm und seinem Bruder Friedrich nicht hergestellt wurde. Mitten im Kampfgewühle schickte Schweppermann eine Reiterschaar mit österreichischen Feldzeichen in den Rücken des Feindes. Friedrich hielt dieselben für die Vorhut Leopold's und wurde von ihnen überrascht. Der Inn, welcher hoch angeschwollen war, erschwerte den Oesterreichern die Flucht. Friedrich der Schöne, sein Bruder Heinrich und ganze Schaaren von Rittern fielen in die Hände der Sieger. Dennoch wagte Ludwig IV. keine zweite Schlacht gegen Herzog Leopold, zog sich vielmehr nach Oettingen zurück, während Leopold seine Schritte nach Schwaben lenkte. Wäre König Ludwig ein Mann von Kraft und Entschiedenheit gewesen, so hätte er nach der Schlacht von Mühldorf dem verderblichen Bürgerkriege leicht ein Ende machen können. Allein statt die Oesterreicher mit Nachdruck zu verfolgen, ließ er ihnen Zeit, sich von ihrem Schrecken zu erholen. Zwei Niederlagen, wie sie der Herzog Leopold bei Moorgarten und Herzog Friedrich der Schöne bei Mühldorf im Laufe eines Jahrzehntes erlitten, hat nicht leicht irgend eine Macht überstanden. Doch Ludwig IV. sann mehr darauf, die Besitzungen seines Hauses zu vermehren, als seine Nebenbuhler gänzlich aus dem Felde zu schlagen. Durch den Tod Waldemar's von Brandenburg und des Markgrafen Heinrich von Landsberg war die Markgrafschaft Brandenburg mit der darauf haftenden Kurwürde erledigt worden. Der deutsche König verlieh sie seinem achtjährigen Sohne Ludwig (1323). Zu dieser Zeit erreichte Ludwig's IV. Glücksstern seinen Höhepunkt. Sein Gegner befand sich in seiner Gefangenschaft, er selbst wurde, fast ohne Widerrede, als Kaiser anerkannt. Während die Macht der Oesterreicher durch zwei furchtbare Niederlagen erschüttert, war die seinige ansehnlich gewachsen, indem er nicht blos das ganze Herzogthum Baiern, sondern auch die Markgrafschaft Brandenburg in seinem Besitze hatte. Siegfried Schweppermann hatte für ihn die Schlacht bei Mühldorf, die Schweizer den Sieg bei Moorgarten gewonnen. Der Tod war ihm zu Hülfe gekommen, seinem Sohne die Markgrafschaft Brandenburg zu verschaffen. Ohne eigene Verdienste, durch die Gunst des Schicksals war Ludwig IV. auf eine der höchsten Stufen des irdischen Lebens emporgehoben worden. Es galt, durch Umsicht, Entschlossenheit und Ausdauer zu behaupten, was durch den Zufall der Geburt und glückliche äußere Verhältnisse ihm zu Theil geworden war. Doch dazu gebrachen Ludwig IV. alle Eigenschaften. So lange der deutsche König sich nur mit deutschen Angelegenheiten befaßte, beobachtete der Pabst Johannes XXII. eine gewisse Zurückhaltung. Doch Ludwig IV. blickte mit lüsternen Augen nach Italien. Der Pabst lag im Kampfe mit Galeazzo Visconti, dem Beherrscher Mailand's. Er verfolgte seinen Feind nicht blos mit geistlichen Waffen, sondern auch mit 40,000 Soldaten, welche Raimund von Cardona in seinem Namen befehligte. Die päbstlichen Söldner eroberten Alessandria, Tortona und Piacenza, gewannen eine offene Feldschlacht gegen die Mailänder und waren nahe daran, sich in den Besitz der Stadt Mailand selbst zu setzen (1323). In seiner äußersten Noth suchte Galeazzo die Hülfe des Kaisers nach. Drei deutsche Fürsten, welche dieser zur Vermittlung nach Italien sandte, wurden von dem päbstlichen Stellvertreter mit Hohn zurückgewiesen. Der Graf von Neuffen aber, welchen Ludwig IV. mit einigen hundert Reitern folgen ließ, brachte einen vollständigen Umschwung hervor. Der gesunkene Muth der Ghibellinen richtete sich wieder auf. Zahlreiche italienische Hülfstruppen stießen zu dem kleinen deutschen Heere, der Graf von Neuffen schlug die Päbstler in die Flucht und vereitelte den mit großen Kosten und noch größeren Hoffnungen von Johannes XXII. unternommenen Kriegszug. Der Pabst, welcher ein überaus herrschsüchtiger und hab-

gieriger Mensch war, gerieth darüber in die äußerste Wuth und bot, von dieser Zeit an, seine ganze Macht auf, Rache an dem deutschen Könige zu nehmen. Das päbstliche Ansehen war übrigens im Laufe der letzten Jahrzehnte so tief gesunken, die Stellung Ludwig's IV. hatte sich so sehr befestigt, daß, wenn er nur einiges Selbstgefühl, einige Klarheit des Verstandes und geringe Beharrlichkeit gehabt hätte, es ihm leicht gewesen wäre, siegreich aus seinem Kampfe mit dem Pabstthum hervorzugehen. Seit die anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden ihren Sitz von Rom nach Avignon verlegt hatten, waren sie in vollständige Abhängigkeit von den französischen Königen gerathen. Der Glanz der päbstlichen Würde wurde dadurch getrübt. Viel trug auch der Streit, den die Päbste mit den Minoriten begannen, dazu bei, ihr Ansehen bei dem Volke zu untergraben. Der Glaube der Völker war nicht mehr so blind, als zu den Zeiten Heinrich's IV. und Gregor's VII. *); dessenungeachtet trat Johannes XXII. mit einer Anmaßung gegen den deutschen König auf, welche, bei dem Stande der öffentlichen Meinung des vierzehnten Jahrhunderts, die Gemüther nothwendig von ihm abwenden mußte. Er wollte in seinem Grimme gegen Ludwig IV. diesen vom Throne stoßen und die deutsche Krone dem Könige Karl IV. auf das Haupt setzen. Die Feindseligkeiten begann der Pabst durch ein Manifest, das er am 8. October 1323, an den Kirchenthüren von Avignon veröffentlichen ließ. Darin erklärte der übermüthige Kirchenfürst: „daß bei einer zwiespältigen Kaiserwahl den Päbsten die Entscheidung zukomme, welcher der Gegenkönige der rechtmäßige sei, und daß ihnen bis zur Fällung des Urtheils, so wie bei Erledigung der Krone überhaupt, die Reichsverwesung gebühre. Da nun Ludwig von Wittelsbach, ohne Erlaubniß des apostolischen Stuhles den Königstitel geführt und noch überdieß das päbstliche Recht der Reichsverwesung beeinträchtiget, zudem auch mehrerer Ketzereien sich schuldig gemacht habe, so befehle ihm der Pabst, daß er drei Monate lang sich aller Staatsgeschäfte enthalte und während dieser Zeit die Anerkennung des apostolischen Stuhles einhole." Nach Ablauf von drei Monaten erklärte der Pabst weiter öffentlich, „daß er nur aus Rücksicht noch drei Monate mit der Bannung des Kaisers inne halte, indessen jetzt schon den Gehorsam gegen den König bei Strafe der Excommunication untersage." Als Ludwig auch diese Frist verstreichen ließ, setzte Johann XXII. ihm eine letzte Frist bis zum 1. October 1334, um sich zu unterwerfen. Nach deren Ablauf sprach er wider Ludwig den Bann aus und verbot die Ausübung des Gottesdienstes in ganz Deutschland.

Ludwig IV. hatte sich damit begnügt, vor Notar und Zeugen eine Verwahrung gegen die Uebergriffe des Pabstes einzulegen. Er erklärte darin, „daß der König der Deutschen seine Gewalt nicht durch den Pabst, sondern durch die Wahl der Kurfürsten erlange, auch keineswegs zur Einholung einer päbstlichen Bestätigung verpflichtet sei. Was den Vorwurf der Ketzerei angehe, so treffe dieser nicht ihn, sondern Johann XXII., weil dieser den gerechten Beschwerden der Geistlichen gegen die Minoriten oder Franziskaner nicht abgeholfen habe. Uebrigens lege der Kaiser Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung ein.'

Durch diese Erklärung stellte sich Ludwig gleich von vornherein in eine schiefe Stellung zum Pabste. Er verließ das feste Gebiet seiner weltlichen Macht, indem er den Pabst der Ketzerei beschuldigte, und sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung berief, und überbot den Pabst an Ketzerriecherei und Verfolgungssucht, indem er dessen Verfahren gegen die Minoriten, welches viel zu hart war, als zu nachsichtig angriff. Wollte Ludwig seine eigene Würde, die Rechte des deutschen Königthums und die Selbstständig=

*) Siehe Buch IV. §§. 34, 46.

keit der deutschen Nation behaupten, so mußte er die Anmaßungen des Pabstes mit Kraft zurückweisen, die Stände des Reiches und das gesammte Volk um sich schaaren und entschiedene Maßregeln treffen, um die Durchführung des Bannes und des Interdictes zu hintertreiben. Dabei mußte er stehen bleiben, sich um den Bann nicht weiter kümmern und alle diejenigen Laien und Geistlichen strenge bestrafen, welche den Pabst in seinen Anmaßungen förderten. Stände und Volk waren auf der Seite des Königs, indem die Frechheit des Pabstes alles Maß überstieg. Es galt nur, die Einigkeit dauernd zu erhalten, was bei einem gleichmäßigen und umsichtigen Verfahren nicht schwer gewesen wäre. Doch Ludwig's Aberglaube wurde durch den Bann des Pabstes geängstigt und sein schwankender Charakter gestattete ihm nicht, fest auf einer Maßregel und treu bei einem Verbündeten zu beharren. Seine Ländergier endlich trieb ihn zu Rechtsverletzungen und Eingriffen, welche seine Anhänger gegen ihn aufbrachten und seinen Feinden guten Grund zu Beschwerden gegen ihn gaben.

Auf dem Reichstage zu Regensburg liehen die Stände dem Könige bereitwillig ihre Unterstützung. Die Verwahrungen Ludwig's wurden allgemein anerkannt, zu einem Manifeste erhoben und in ganz Deutschland bekannt gemacht. Während bei den früheren Streitigkeiten zwischen Päbsten und Kaisern Deutschland meistentheils gespalten und die Kirche einig war, bestand jetzt mit geringen Ausnahmen Einmüthigkeit in unserem Vaterlande, dagegen stand der einflußreiche Orden der Minoriten *) auf Seiten des Kaisers, welcher bald erkannte, daß er an demselben einen sehr mächtigen Bundesgenossen besitze, und daher, statt, wie er früher thörichterweise gethan hatte, ihn anzuklagen, sich seiner gegen den Pabst mit Freuden bediente.

Johann XXII., dessen Reich keineswegs von einer höheren Welt, sondern durchaus irdisch war, begnügte sich nicht damit, seinen Gegner mit geistlichen Waffen zu bekämpfen. Er gewann den leidenschaftlichen Leopold für sich, ungeachtet er nicht dem österreichischen Hause, sondern dem Franzosenkönige Karl IV., die deutsche Krone zudachte, riß den Abenteurer Johann von Böhmen, bisher den kräftigsten Bundesgenossen Ludwig's, von diesem los, und war unausgesetzt thätig, seinen Racheplan durchzuführen.

Doch der Bannstrahl hatte seine frühere Kraft verloren. Die Minoriten, welche bei dem Volke im Geruche großer Heiligkeit standen, belehrten die verdummten Massen zu Gunsten des Kaisers. Die kurfürstlichen Erzbischöfe, deren Wahlrechte der Pabst auf's Frechste angegriffen hatte, waren, mit Ausnahme des Bischof's von Mainz, gleichfalls auf Seiten des Kaisers. Außer ihm und den Bischöfen von Straßburg und Passau beachtete kein Geistlicher die päbstlichen Gebote, und der Bischof von Mainz verlor wegen seiner verrätherischen Handlungsweise in einem Volksaufstande das Leben. Die Städte hielten fest an König und Reich und selbst diejenigen Fürsten, welche Ludwig feindlich gegenüber standen, wagten es nicht, in dieser Angelegenheit offen Partei für die Anmaßungen des Pabstes zu nehmen. Friedrich von Oesterreich, Ludwig's gefährlichster weltlicher Gegner, war in Gefangenschaft und Johannes XXII., sein kirchlicher Feind, vermochte ihn mit seinem Bannstrahle nicht zu erreichen, da die deutsche Geistlichkeit dem Pabste kein Gehör schenkte. Doch Ludwig's persönliche Erbärmlichkeit machte seine Feinde stark und entfremdete ihm seine Verbündeten. Statt dem frechen Johann XXII. kühn die Stirn zu bieten, demüthigte er sich vor ihm und war niederträchtig genug, sich beim Pabste damit zu entschuldigen, daß er von allem dem, was in seinem Namen veröffentlicht worden sei, nichts gelesen oder verstanden habe. Eben so zweideutig, wie sein Verfahren gegen den Pabst,

*) Siehe Buch IV. § 84 und unten § 87 im Abschnitte von der kirchlichen Herrschaft.

war die Haltung, die er Friedrich von Oesterreich gegenüber einnahm. Nach einem, zwischen roher Ausschweifung und schlaffer Trägheit getheilten Leben, war Friedrich in der Gefangenschaft der abgeschmacktesten Frömmelei anheim gefallen. Er that Buße, plapperte Gebete her, lebte nach Art der Karthäuser und ließ sich von einem Karthäuserprior, Namens Gottfried von Mauerbach, den er zum Beichtvater angenommen hatte, leiten. Dieser stand mit Ludwig's IV. Beichtvater in Verbindung und bewirkte, daß Friedrich sich bereit erklärte, seinem weltlichen Königthume zu entsagen. Als Ludwig IV. seinen Gefangenen in solcher Weise hatte vorbereiten lassen, reiste er im März 1325 nach der Feste Traunitz, woselbst Friedrich in Haft gehalten wurde. Dieser war durch seinen Verkehr mit dem Karthäuser Gottfried und die mehrjährige Gefangenschaft so weit herunter gekommen, daß er sich durch die glatten Worte und die erheuchelte Freundschaft leicht bereden ließ, der Krone zu entsagen und die Rückgabe der von ihm und seinen Brüdern besetzten Reichsgüter zu versprechen. Natürlich stimmten die Brüder Friedrich's von Oesterreich diesem Vertrage nicht bei und Friedrich besaß Ehrgefühl genug, in die Haft Ludwig's IV. zurückzukehren, aus welcher er nur entlassen worden war, um seine Brüder zur Annahme jener unerträglichen Bedingungen zu überreden. Es ist von deutschen Romantikern mit vielem Preise besprochen worden, daß Ludwig IV. nach Friedrich's Rückkehr in die Gefangenschaft als Freund Wohnung, Tafel und selbst das Bett mit ihm getheilt habe. Mir scheint Freundschaft und Gefangenschaft durchaus unvereinbar zu sein. Was der geknickte Frömmler Friedrich von Oesterreich für Freundschaft hielt, war in der That nichts anderes, als der Köder, womit Ludwig IV. seinen Gefangenen bestimmen wollte, ihm Opfer zu bringen, welche für das habsburgische Haus noch größer waren, als die Gefangenschaft seines Hauptes. Nachdem der erste zwischen Kerkermeister und Gefangenem entworfene Plan gescheitert war, verabredeten sie zusammen einen zweiten, noch abgeschmacktern. Während Friedrich und Ludwig bei dem ersten Vertrage die Rechte der Brüder des Gefangenen gänzlich unbeachtet gelassen hatten, setzten sie sich bei dem zweiten über die Rechte der deutschen Nation und die Verfassung des Reiches hinweg. Friedrich und Ludwig sollten beide als gleich berechtigte Besitzer der höchsten Gewalt die königlichen Rechte ausüben. Gegen diesen Vertrag thaten die deutschen Kurfürsten, deren Wahlrecht dadurch beeinträchtigt wurde, Einsprache. Die beiden königlichen Brüder, wie sich Kerkermeister und Gefangener in sehr ungeeigneter Weise nannten, schlossen nunmehr einen dritten Vertrag ab: Friedrich solle als deutscher König an den Staatsgeschäften Theil nehmen, Ludwig hingegen die Kaiserwürde führen. Doch auch dieser Vertrag wurde nicht vollzogen. Das Schicksal kam dem deutschen Könige wieder zu Hülfe. Leopold von Oesterreich, der einzige Gegner, welchen Ludwig noch in Deutschland zu fürchten hatte, starb in der Blüthe seiner Jahre (vier und dreißig alt), und mit seinem Tode endigte der Bürgerkrieg, welcher fast zwölf Jahre lang gewüthet hatte.

Während König Ludwig IV. mit den Habsburgern Krieg führte und Johannes XXII. seinen Bannstrahl auf ihn und sein ganzes Volk schleuderte, herrschte von der Nordsee bis bis zu den Alpen und von der Ostsee bis zu den Gränzen Frankreich's die furchtbarste Verwirrung. Ein geregelter Rechtsgang schützte nirgends Personen und Eigenthum. Die Raubritter übten jeden Frevel ungestraft. Wer sich selbst nicht helfen konnte, ward die Beute der Wegelagerer. Diejenigen, welche auf Seiten des Kaisers standen und für Recht und Gesetz thätig waren, wurden von dem Pabste als „Kinder des Teufels" verflucht und verdammt. Wer sich nur damit abgab, seinen Landsleuten die Gurgeln abzuschneiden und die Beutel zu leeren, konnte sich leicht mit der bürgerlichen Obrigkeit und noch leichter mit den Geistlichen abfinden. Die Fehmgerichte trieben ihr Unwesen im Dunkeln; die

Landstraßen waren unsicher und die Flußschifffahrt durch Zollstätten gehemmt. Die Kriege zwischen Ludwig IV. und den Habsburgern verbreiteten Jammer und Elend über Schwaben und Elsaß, von Basel bis nach Oppenheim und in den Gegenden vom Inn bis an die Donau. Noch schlimmer ging es in der Mark Brandenburg her, obgleich Berthold von Henneberg dem Sohne Ludwig's IV., dem er beigegeben war, den Besitz des Landes verschaffte. Die drei Linien des ascanischen Hauses: Sachsen-Wittenberg, Sachsen-Lauenburg und Anhalt, König Johann von Böhmen, die geistlichen Stifte in Halberstadt und Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, von Jauer in Schlesien und von Pommern, Heinrich der Löwe von Mecklenburg und die Wittwe des vorletzten Markgrafen von Brandenburg stritten sich um die Erbschaft oder einzelne Theile derselben. Wie die Kumanen unter den Habsburgern in Baiern, so wütheten die heidnischen Litthauer unter Ladislaus Loktiek von Polen in Brandenburg. Der Adel des Landes schämte sich nicht des Namens der Stellmeisen oder Wegelagerer. In Thüringen war das Elend nicht viel geringer. Doch gerade dieser Zustand der Gesetzlosigkeit und des Faustrechts drängte die ruhigen Bürger, sich durch Bündnisse zu kräftigen und der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen. Trotz aller Verwirrung, welche in den meisten Theilen Deutschland's herrschte, gelangten die durch Mauern geschützten Städte zu einem früher nie gekannten Grade des Wohlstandes und der Blüthe. Die Bürger schwangen sich aller Orten aus ihrer gedrückten Stellung empor, jagten da und dort die Patrizier aus ihrem Alleinbesitze der städtischen Verwaltung und züchtigten nicht selten den Landadel, welcher zu frech sein räuberisches Gewerbe betrieb.

Hätte König Ludwig Gefühl für die Leiden des deutschen Volkes gehabt und seine Pflichten gekannt, so würde er darauf bedacht gewesen sein, im Innern des Landes die gesetzliche Ordnung herzustellen. Allein gleich allen seinen Vorgängern im Reiche trachtete er nur darnach, den Glanz und die Macht seines Hauses zu vermehren. Italien, das Land, in welchem so viele deutsche Kaiser ihr Grab gefunden und keiner eine ruhige Stunde friedlichen Genusses gehabt hatte, lockte auch Ludwig IV. von Baiern an. Der Pabst Johann XXII. und König Robert von Neapel hatten die Ghibellinen auf's Aeußerste gebracht, so daß diese beim deutschen Könige Hülfe suchten, welcher sehr geneigt war, jenseits der Alpen im Trüben zu fischen. Vergeblich bemühte sich jedoch Ludwig, das deutsche Reich zu seinem Zuge nach dem Süden aufzubieten. Die Stände entgegneten ihm, sie seien verfassungsmäßig nur verpflichtet, dem Könige zu einem Krönungszuge Heeresfolge zu leisten, ein Feldzug, welcher aber ohne Einwilligung des Pabstes statt finden sollte, sei keine Krönungsfahrt. Ludwig ließ sich dadurch nicht irre machen. Mit zweihundert Rittern begab er sich nach Trident, woselbst er von den Häuptern der gibellinischen Partei mit Jubel empfangen, mit Geld unterstützt und mit lockenden Zusagen überschüttet wurde. Mit italienischem Gelde warb Ludwig ein deutsches Heer, welches bald durch italienische Zuzüge vermehrt, ihn in den Stand setzte, am 13. Mai 1327 seinen Einzug in Mailand zu halten. Drei abgesetzte Bischöfe setzten ihm zwar dort die lombardische Krone auf, allein mit dieser erhielt Ludwig weder einen Fußbreit Landes, noch irgend einen Antheil an den Abgaben, welche in Stadt und Land erhoben wurden. Seine Herrschaft blieb immer und aller Orten ein fünftes Rad am Wagen. Nur durch außerordentliche Geschenke und Erpressungen konnte er sich die Mittel verschaffen, sein Heer zusammenzuhalten. Fehlte es ihm an Geld, so mußte er besorgen, von seinen Söldnern, erlaubte er sich, Abgaben zu erheben, von seinen italienischen Bundesgenossen im Stiche gelassen zu werden. Ende August rückte der Schattenkönig der Lombarden nach Toscana, erpreßte von der gibellinischen Stadt Pisa so viel sich herausdrücken ließ und verkaufte die Verwaltung der-

selben an Castruccio Castraccani, den er schon früher zum Reichsstatthalter in Lucca und Pistoja ernannt hatte und dem er bald darauf die Würde eines Herzogs von Lucca ertheilte. Auf dem Wege nach Rom ging dem deutschen Könige in Viterbo das Geld aus, er ließ daher den Bischof dieser Stadt in's Gefängniß werfen und foltern, um dreißig Tausend Goldgulden von ihm zu erpressen. Am 7. Januar 1328 hielt er seinen Einzug in der Siebenhügelstadt, nahm von den Römern die Würde eines Senators an und ließ sich durch Sciarra Colonna und einige andere Abgeordnete der Bürgerschaft die Kaiserkrone aufsetzen. Nur zwei Bischöfe, auf welchen der Bannfluch des Pabstes lastete, gaben der Ceremonie einen geistlichen Anstrich.

Der Pabst säumte nicht, die Krönung für ungültig zu erklären und den gegen Ludwig geschleuderten Bannstrahl zu wiederholen. Vergebens bemühte er sich jedoch, die Wahl eines Gegenkönigs in Deutschland zu Stande zu bringen. Auch gelang es ihm nicht, nach dem Tode des Erzbischof's von Mainz, den Bruder des Erzbischofs von Köln, seines Anhängers, Heinrich von Virneburg auf den kurfürstlichen Stuhl zu setzen. Vielmehr nahm der Erzbischof Balduin von Trier, auf Einladung des Domcapitels, die Verwaltung des Mainzer Bisthums an sich. Im folgenden Jahre (1329) trat Balduin auch in den Besitz der Bisthümer Speier und Worms. Der Einfluß des Pabstes in Deutschland nahm immer mehr ab. Nur der Erzbischof von Köln lieh ihm noch seinen Arm. Doch konnte ihm dieser wenig nützen, da die Stadt Köln, die überwiegende Mehrzahl der gesammten Geistlichkeit und die allgemeine Stimme des Volkes auf Seite des Kaisers waren. Wie der italienische Papst in Deutschland, so war aber der deutsche Kaiser in Italien unmächtig und kraftlos. Ludwig hielt in Rom Gericht über den abwesenden Pabst, ließ ihn als einen Verbrecher gegen den Kaiser, gegen die Kirche und gegen die Stadt Rom absetzen und stellte ihm in der Person eines Minoriten, der den Namen Nikolaus V. annahm, einen Pabst entgegen, den das Volk von Rom anerkannte. Durch diese Uebergriffe in dasjenige Gebiet, welches damals allgemein der Kirche zugewiesen wurde, brachte übrigens Ludwig nur seine eigene Schwäche zu Tage. Trotz seiner Absetzung durch Ludwig behauptete sich Johann auf dem päbstlichen Stuhle und der unglückliche Nikolaus mußte sich, verlassen von Ludwig und aller Welt, bald dem Pabste unterwerfen, welcher sich seiner bediente, um den deutschen König, dessen Geschöpf er war, zu demüthigen und zu beschimpfen.

In Rom konnte sich Ludwig nicht lange halten. Als sein Schatz sich leerte und er die Römer besteuern wollte, wurden diese unwillig, Castruccio Castraccani, dessen Hülfe allein ihm den Zug nach Rom möglich gemacht hatte, verließ ihn, König Robert's Truppen rückten vor. Ludwig mußte seinen Rückzug antreten, bevor es ihm gelungen war, die Macht seines Gegners, des Pabstes Johann XXII. zu erschüttern. Am 4. August 1328 verließ er Rom, gerieth von einer Verlegenheit in die andere und griff zu den trübseligsten Nothbehelfen, um seine Scheinherrschaft noch ein wenig länger zu fristen. In Pavia verweilte er vom April bis zum December 1329 und hoffte dort vergeblich auf die Hülfe des Königs Johann von Böhmen, welcher seinen Feinden viel näher stand, als ihm. Im Anfange des Jahres 1330 erhielt Ludwig die Nachricht von dem am 13. Januar erfolgten Tode Friedrich's, welche ihm einen erwünschten Vorwand zur Rückkehr nach Deutschland gab. Das einzig Bedeutungsvolle, was Ludwig während seines fast vierjährigen Aufenthalts in Italien that, betraf nicht dieses Land, sondern Baiern. Es war der Hausvertrag von Pavia, den er im August 1329 errichtete.

Rudolph von der Rheinpfalz hatte seinem Bruder Ludwig IV. seinen Antheil an dem Herzogthume Baiern bis zur Beendigung des Streites mit Oesterreich abgetreten. Seit mehreren Jahren war der Krieg mit dem Hause Habsburg beendigt. Ludwig IV. zögerte

aber, gleich seinem Vorgänger Albrecht I. noch immer, die Erbschaft, welche er nur zu verwalten hatte, den Nachkommen seines Bruders: Rudolph II. und Ruprecht I. und dem Sohne ihres verstorbenen Bruders, Ruprecht II., heraus zu geben. Von allen Seiten gedrängt und geängstigt, verständigte sich Ludwig endlich mit den drei genannten Prinzen. Durch den Vertrag von Pavia erhielten diese die Rheinpfalz und denjenigen Theil von Oberbaiern, welcher seitdem die Oberpfalz genannt wird. Zugleich wurde bestimmt, daß die Kurwürde von beiden Linien abwechselnd geführt werden, daß beim Erlöschen der einen Linie deren Besitzungen an die andere kommen und daß von dem gesammten baierischen und pfälzischen Ländern, als einem gemeinschaftlichen Familiengute, nichts verpfändet, verschenkt oder verkauft werden solle. Im Jahre 1340 starb der niederbaierische Zweig der Wittelsbach'schen Familie aus. Sein Antheil an dem baierischen Herzogthume fiel dem Könige Ludwig zu und die Bestimmungen des Vertrages von Pavia wurden auch auf diese Länder anwendbar. Seitdem theilte sich das baierische Herrscherhaus bis auf die neueste Zeit in die zwei Linien Pfalz und Baiern, deren Besitzungen ein unveräußerliches und gemeinschaftliches Ganzes bildeten.

§ 6. Ludwig IV., als alleiniger König (1330—1347).

Sechs Jahre waren verflossen, seit Johannes XXII. seinen päbstlichen Bannstrahl gegen den deutschen König geschleudert hatte, ohne daß diesem erhebliche Uebelstände daraus erwachsen wären. Das Haus Habsburg war durch zahlreich erlittene Niederlagen und Todesfälle außer Stand gesetzt worden, seine Empörung wider Kaiser und Reich fortzusetzen. Ludwig IV., den die Flüche des Pabstes ängstigten, ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, welche ihm der Tod Friedrich's bot, sich mit dessen mächtigem Hause zu versöhnen. Von den fünf Brüdern waren nur noch Albrecht und Otto am Leben. Diese beiden Herzoge versprachen, alle ihre Reichsgüter an den Kaiser zurückzugeben, erkannten Ludwig IV. als rechtmäßiges Reichsoberhaupt an und gelobten, ihm und dem Reiche wider alle Feinde treulich beizustehen. Ludwig IV. bestätigte ihnen dagegen die Lehen, welche ihre Vorfahren besessen hatten und erniedrigte sich so tief, daß er ihnen wegen der Kriegskosten eine Entschädigung von zwanzig Tausend Mark Silbers versprach, gleich als ob der Krieg von seiner Seite ungerecht, von Seiten der Habsburger aber gerecht gewesen wäre. Denn immer ist es der unterliegende Theil, welcher seinen Gegner für die Kosten des Streites zu entschädigen hat. Dieser Selbsterniedrigung fügte Ludwig eine schreiende Rechtsverletzung hinzu, indem er zur Sicherstellung seiner Schuld den Habsburgern die vier Reichsstädte: Zürich, St. Gallen, Schaffhausen und Rheinfelden verpfändete. Zwar widersetzten sich dieselben, doch gelang es nur Zürich und St. Gallen, das ihnen zugedachte Joch durch Unterhandlung mit dem Kaiser von sich abzuwenden. Statt ihrer verschrieb Ludwig IV. den Habsburgern Breisach und Neuenburg. Vergeblich leisteten die geopferten Städte Gegenwehr. Sie wurden gewaltsam von den Oesterreichern unterworfen und die Folge der eben so rechtswidrigen, als unklugen Verpfändung war, daß von den sechs Städten, welche Ludwig theils wirklich verpfändete, theils verpfänden wollte, fünf dem deutschen Reiche verloren gingen. Nur Breisach, welches nicht dicht an der Gränze lag, sagte sich nicht vom Vaterlande los. Im folgenden Jahre (1331) hielt Ludwig IV. zu Augsburg eine Versammlung, auf welcher die Abgeordneten der Städte und der Herren von Oberschwaben erschienen, unter welchen er einen Bund zur gemeinsamen Abwehr aller widerrechtlichen Gewalt zu Stande brachte. Später traten, auf des Kaisers Anregung, in Ulm zwei und zwanzig Städte zusammen und schlossen einen Verein mit den baierischen

Herren und Städten. Einen ähnlichen Bund brachte bald darauf Balduin von Trier unter den Städten am Oberrhein zu Stande. Durch diese Maßregeln hob sich das Ansehen und der Einfluß des deutschen Kaisers. Bis zu dieser Zeit (1331) hatte Ludwig in dem Könige Johann von Böhmen einen, wenn nicht zuverlässigen und treuen, doch einflußreichen und mächtigen Verbündeten gehabt. Ihm verdankte Ludwig IV. nächst dem tüchtigen Schweppermann, hauptsächlich den Gewinn der Schlacht von Mühldorf. Kaum hatte sich aber der deutsche König mit den Habsburgern ausgesöhnt, als er mit Johann von Böhmen in eine Feindschaft gerieth, welche ihm, wenn nicht mehr Schaden, doch mehr Schimpf und Schande brachte, als sein früherer Streit mit den Oesterreichern. Seit längerer Zeit hatte Johann von Böhmen mit Robert von Neapel, Karl IV. von Frankreich und Johannes XXII. Ränke gegen das deutsche Vaterland und seinen Kaiser Ludwig IV. geschmiedet. Als Ludwig aus Italien zurückkehrte, ging Johann von Böhmen darauf aus, durch Verlobung seines jüngern Sohnes, Johann Heinrich, mit Margaretha, genannt Maultasch, der ältesten Tochter des Herzogs Heinrich von Kärnthen, die Grafschaft Tyrol an sein Haus zu bringen. Der Kaiser, welcher von diesem Plane keine Ahnung hegte, erklärte die Töchter des Herzogs Heinrich für erbfähig, worauf Johann von Böhmen sich, mit Erlaubniß des Herzogs Heinrich, im Namen seiner Tochter und ihres künftigen Gatten, von den Tyrolern huldigen ließ. Auf diese Weise setzte er sich an der Gränze Italien's fest, woselbst nach Ludwig's IV. Abzug die bürgerlichen Streitigkeiten ununterbrochen fortgedauert hatten, und sein lüsternes Verlangen nach der deutschen Kaiserkrone, das er bisher mit Mühe unterdrückt hatte, trat jetzt in einer Reihe von Handlungen zu Tage, welche ihn, wenn auch verdeckt und auf Umwegen, diesem Ziele näher bringen sollten. Um den Kaiser in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten, empfahl er ihm eine unbedingte Unterwerfung unter die Forderungen des Papstes, mit dem einzigen Vorbehalte der Kaiserkrone. Ludwig war erbärmlich genug, auf diesen treulosen Rath sich Johannes XXII. gegenüber zu erbieten, seinen Gegenpabst Nikolaus V. fallen zu lassen, die Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung zurückzunehmen, seine Manifeste gegen den Pabst zu widerrufen und sich, mit alleinigem Vorbehalte seiner Rechte auf das Reich, der Gnade des Pabstes anheim zu geben. Diese herabwürdigenden Zugeständnisse genügten dem Grimme Johann's XXII. noch nicht. Der rachsüchtige Oberpfaffe wollte seinen Gegner vollständig demüthigen und bestand darauf, Ludwig IV. solle seine Krone niederlegen. Die schimpfliche Nachgiebigkeit des Kaisers erregte in ganz Deutschland ungetheilte Entrüstung. Je entschiedener Geistliche und Laien Partei für den Kaiser und gegen den Pabst genommen hatten, desto besorgter mußten sie sein, durch Ludwig der Rache des Pabstes preis gegeben zu werden. Der Sieg des Kaisers über den Pabst war ein entschiedener gewesen. Die Minoriten hatten laut von der Kanzel herab und im Stillen durch den Beichtstuhl das Volk zu Gunsten der weltlichen Gewalt gestimmt. Die Geistlichen, welche dem Pabste mehr gehorchen wollten, als dem Kaiser, waren da und dort, namentlich zu Straßburg, in Schwyz, Uri und Unterwalden über die Gränzen getrieben worden. Selbst die Mönche, welche keinen Gottesdienst halten wollten, wurden an den meisten Orten, so namentlich zu Constanz, Rotweil, Eßlingen und Zürich aus ihren Klöstern verjagt. Ungeachtet aller päbstlichen Flüche wurden in ganz Deutschland, nach wie vor, die sogenannten Sacramente ausgetheilt und das ganze Gaukelspiel getrieben, welches dazumal Christenthum genannt wurde. Die Zeit der Finsterniß des elften und zwölften Jahrhunderts war vorübergegangen und alle Besseren im Volke freuten sich, daß der Schreckensherrschaft der Päbste endlich Schranken gezogen wurden. Doch des Kaisers

Erbärmlichkeit entmuthigte die eifrigsten Gegner des Pfaffenthums und erfüllte dessen Anhänger mit neuen Hoffnungen.

Da dem ränkesüchtigen Johann von Böhmen dieser erste Versuch, den Kaiser in der öffentlichen Meinung zu stürzen, gelungen war, ging er um einen Schritt weiter. Er verschaffte sich von Ludwig die Erlaubniß, den Ghibellinen in Italien, welche sich deßhalb an ihn gewandt hatten, bewaffneten Beistand zu leisten, und gab sich dann bei denselben als Stellvertreter des Kaisers aus. Die Welfen machte er glauben, er stehe im Einverständniß mit dem Pabste. Durch diese Ränke verwirrte Johann die italienischen Zustände dermaßen, daß er anfangs die Städte Bergamo, Cremona, Como, Lucca, Modena, Parma und Reggio gewann. Er glaubte schon, Italiens gewiß zu sein, ließ seinen Sohn Carl nach Parma kommen, um sich bleibend daselbst fest zu setzen. Doch Lügen haben kurze Beine. Ghibellinen und Welfen verbanden sich gegen ihn, als sie erkannten, daß sie von ihm belogen worden seien. Der Kaiser sagte sich öffentlich von ihm los und bedrohte sogar, durch seine Verbindung mit den Habsburgern, Böhmen. Schon im Herbste 1331 mußte der abentheuernde König aus Italien zurückkehren, um sein Erbreich zu vertheidigen, in welches Oesterreicher, Polen und Ungarn eingebrochen waren. Kaum hatte Johann die Gränzen Böhmen's einigermaßen gesichert, als er neue Ränke mit Philipp VI. von Frankreich und dem Pabste spann, und Ludwig, gegen welchen der doppelzüngige König unausgesetzt arbeitete, ließ sich noch einmal von ihm bethören, indem Johann ihm rieth, er solle sich dem Pabste unbedingt unterwerfen. Der Kaiser bot jetzt Johann XXII. zuerst an, die Minoriten, seine treuesten Verbündeten preis zu geben. Im Jahre 1333 verzichtete er sogar in einer förmlichen Urkunde auf die Kaiserkrone zu Gunsten Heinrich's von Niederbaiern und weil er wußte, daß die deutsche Nation diese Selbsterniedrigung mit der größten Entrüstung aufnehmen würde, bedang er sich die Geheimhaltung dieses Verzichtes aus. Natürlich wurde dieser entwürdigende Schritt des Kaisers dennoch bekannt. Als die Reichsfürsten, Städte und die gesammte deutsche Nation sich einmüthig gegen die Verzichtleistung erhoben, wußte sich der Kaiser nicht anders zu helfen, als daß er dieselbe amtlich in Abrede stellte. Jetzt erst, nachdem Ludwig in der öffentlichen Meinung vollständig zu Grunde gerichtet war, als seine Lügenhaftigkeit, sein Wankelmuth und seine Feigheit der Gegenstand aller Gespräche unter dem Volke geworden, erkannte er, daß Johann von Böhmen ihm unter dem Scheine der Freundschaft Schlingen gelegt und Netze gespannt hatte. Mit der schwachen Gemüthern eigenen Unbeständigkeit ging er von dem Extreme des Vertrauens und der Nachgiebigkeit zum äußersten Hasse und schrankenloser Rachsucht über. Als daher der Herzog Heinrich von Kärnthen 1336 starb, und zwischen den Häusern Luxemburg und Habsburg ein Streit über dessen Nachlaß entstand, so entschied Ludwig denselben, im Widerspruch mit dem von ihm selbst den Töchtern Heinrich's eingeräumten Erbrechte, zu Gunsten der Habsburger und half dadurch, dieses schon übermächtige Haus noch gewaltiger machen. Die Folge der eben so ungerechten, als unklugen Entscheidung war ein verheerender Krieg, welcher (1336) damit endigte, daß die Habsburger Kärnthen und Krain, Johann Heinrich, des Königs von Böhmen Sohn, Tyrol erhielten.

Mittlerweile war (1334) Johann XXII. gestorben. Der abergläubische und für sein Seelenheil besorgte Ludwig ergriff diese Gelegenheit, seinen Frieden mit dem Pabste zu machen. Benedict XII., welcher kein so herrschsüchtiges und gehässiges Gemüth, als sein Vorgänger hatte, schien anfangs die Hand zur Ausgleichung bieten zu wollen. Allein er stand unter dem Einflusse des Königs von Frankreich, welcher in Verbindung mit dem Könige von Böhmen jede Verständigung zwischen Pabst und Kaiser hintertrieb.

Ludwig erniedrigte sich immer tiefer, ermächtigte seine Gesandten zu Avignon, den Vergleich mit dem Pabste unter jeder Bedingung abzuschließen: er unterzeichnete ohne zu erröthen, die herabwürdigendsten Schriften. Er übertrieb die Abgeschmacktheit der Ohrenbeichte, indem er schriftlich alles, was er als Kaiser gegen die Uebergriffe des Pabstthums gethan hatte, als sündlich bezeichnete und Stück für Stück aufzählte. Er gestand zu, daß er den Kaisertitel nur aus Anmaßung, nicht mit Recht trage. Er beschuldigte seine Rathgeber, ihn, den einfältigen Rittersmann betrogen und sogar Urkunden verfälscht zu haben, und versprach wiederholt, seine treuesten Anhänger und einflußreichsten Vertheidiger, die Minoriten, zu züchtigen. Er erbot sich zu jeder beliebigen Kirchenbuße, um seine Fehltritte gegen die Kirche, wie er seine, in Uebereinstimmung mit den Ständen des Reichs, vorgenommenen Regierungshandlungen zum Schutze der kaiserlichen Würde nannte, zu sühnen.

Als alle diese Selbsterniedrigung den Kaiser nicht zu seinem Ziele führte, so schlug er wieder plötzlich um. Er brach mit dem Pabste und dem Könige Philipp VI. von Frankreich alle Unterhandlungen ab, nahm den Kaisertitel, den er, aus Unterwürfigkeit gegen den Pabst abgelegt hatte, wieder an, warf sich dem Könige von England, Eduard III. in die Arme, und suchte in derselben deutschen Nation, welche er so oft beschimpft hatte, seinen Stützpunkt. Doch Ludwig's durchaus erbärmlicher Charakter trat auch bei diesen Verhandlungen an's Licht. Statt sich auf eine würdige Weise mit dem Könige von England zu verbinden, ließ er sich für dessen Ernennung zum Reichsstatthalter in den Niederlanden und für 2000 Reiter, die er Eduarden versprach, 300,000 Goldgulden bezahlen, und um über seine Unzuverlässigkeit keine Zweifel übrig zu lassen, wandte er sich inmitten seiner Verhandlungen mit dem Könige von England zum sechsten und siebenten Male flehentlich an den Pabst, ohne jedoch von diesem erhört zu werden.

Die Hartnäckigkeit des Pabstes erregte in Deutschland um so größere Entrüstung, als Jedermann wußte, Benedict XII. sei persönlich einer Versöhnung mit dem Kaiser nicht abgeneigt und werde nur durch den König von Frankreich und die französischen Cardinäle abgehalten, die Bannflüche seines Vorgängers zurück zu nehmen. Alle deutschen Fürsten, außer dem ränkesüchtigen Johann von Böhmen, betrachteten den Streit des Kaisers mit dem Pabste als eine Nationalangelegenheit. Sogar der Bischof von Straßburg, früher der eifrigste Anhänger des Pabstes, war auf die Seite Ludwig's übergetreten. Heinrich von Virneburg, welchen der Pabst zum Erzbischofe von Mainz ernannt, und welchem Balduin von Trier, auf Ludwig's Fürsprache, später das Erzbisthum Mainz abgetreten hatte, arbeitete gleichfalls zu Gunsten des Kaisers. Die Bischöfe der Diöcese Mainz und der Primas von Deutschland erklärten durch eine eigene Gesandtschaft dem Pabste, daß, wenn er dem Kaiser ferner die Absolution verweigere, sämmtliche deutsche Bischöfe mit einander Rath pflegen müßten, was zu thun sei, um die Rechte und die Ehre des deutschen Reiches zu wahren. Auch die niederrheinischen Geistlichen, mit einziger Ausnahme des Bischofs von Lüttich, und sogar den Erzbischof von Köln gewann Ludwig IV. — durch englisches Geld. Im Mai 1338 hielt darauf der Kaiser einen glänzenden Reichstag zu Frankfurt am Main, auf welchem die Gesandtschaft der Mainzer Bischöfe über ihre Verhandlungen mit dem Pabste Bericht erstattete. Benedict XII. hatte den Gesandten mit Thränen in den Augen gestanden: „er dürfe den Kaiser nicht vom Banne lossprechen und überhaupt nicht, nach seinem eigenen Wunsche und Willen verfahren, weil er in der Gewalt des französischen Königs, sei, der ihm die härtesten Drohungen gemacht habe."

Fürwahr ein sonderbarer Stellvertreter Gottes auf Erden, welcher nicht thun darf,

was er will und eine ganz eigenthümliche Unfehlbarkeit, welche unter dem Einflusse königlicher Drohungen steht! Der Bericht der Mainzer Gesandtschaft rief in der Reichsversammlung die größte Entrüstung hervor. Der Kaiser sagte, um seine Rechtgläubigkeit zu beweisen, das Vaterunser, den englischen Gruß und das Glaubensbekenntniß her, worauf der Reichstag Alles, was Johann XXII. gegen Ludwig IV. vorgenommen hatte, für rechtswidrig und nichtig erklärte und zugleich verordnete, daß jeder Geistliche, welcher sich dem päbstlichen Interdicte fügen würde, als Feind des Vaterlandes bestraft werden solle. Sämmtliche Kurfürsten, mit alleiniger Ausnahme des Königs von Böhmen, errichteten am 15. Juli 1338 zu Rense den sogenannten Kurverein, um „sowohl die Gerechtsame des Reiches, als ihre Wahlbefugnisse gegen männliglich gemeinsam zu schirmen." Sodann erließ Ludwig IV. noch auf dem Reichstage zu Frankfurt, mit Zustimmung der Stände, das feierliche Staatsgrundgesetz: „daß die Ernennung des deutschen Reichsoberhaupts ausschließlich den Kurfürsten zustehe, daß dagegen der Pabst weder zur Bestätigung der Wahl, noch zur Prüfung ihrer Gültigkeit ein Recht habe, folglich Jedermann dem von der Mehrheit der Kurfürsten gewählten Kaiser Gehorsam schuldig sei."

Dieses Reichsgesetz blieb nicht ein todter Buchstabe. Es wurde von allen Betheiligten auf's strengste gehandhabt und zwar nicht nur gegen widerspenstige Geistliche, sondern auch gegen Laien, welche die Anmaßungen des Pabstes über die Beschlüsse des deutschen Reiches setzen wollten. Jeder Geistliche, welcher den Gottesdienst nicht ganz, wie gewöhnlich halten wollte, bekam acht Tage Bedenkzeit, nach deren Ablauf er seine Stelle verlor und die Stadt, das Stift oder das Kloster, worin er gewohnt hatte, verlassen mußte, und vor zehn Jahren nicht zurückkehren durfte. Inhaber von Reichsleben, welche dem Pabste mehr Gehorsam zollten, als dem Kaiser und dem Reiche, verloren ihre Lehen, obrigkeitliche Personen ihre Stellen. Besondern Eifer bekundeten auch in diesem Falle, wie in allen Angelegenheiten des Vaterlands, die Städte, welche in demselben Maße an Wohlstand und Bildung zunahmen, als die Ritterburgen zerfielen, oder mehr und mehr zu Räuberhöhlen ausarteten. Die fanatischen Geistlichen wurden ausgetrieben, und bereuten zum größern Theile bald ihre Anhänglichkeit an den Pabst, welcher ihnen kein Brod gab. Doch die Mönche, besonders die Dominikaner, konnten nicht ganz zur Unterwerfung gebracht werden. Sie blieben zum größten Theile dem Pabste treu, rissen den Reichsbeschluß über die Aufhebung des Interdicts von den Kirchen ab, schmähten die Geistlichen, welche sich fügten, und wirkten insgeheim und öffentlich zu Gunsten des römischen Stuhles. Auch Johann von Böhmen beachtete das Reichsgesetz nicht, setzte seine verrätherischen Verbindungen mit dem Könige von Frankreich fort und lieh dem widerspenstigen Bischofe von Lüttich seinen Beistand gegen die Reichsgerichte. Der Unfrieden und die Verwirrung rankten immer weiter, und die Anhänger des Pabstes konnten schon aus dem Grunde nicht zum Schweigen gebracht werden, weil Ludwig in seiner namenlosen Erbärmlichkeit mit dem Pabste noch immer insgeheim Unterhandlungen pflog. Zu einer Zeit, da tausende seiner Anhänger Hab' und Gut und ihre ganze Zukunft auf's Spiel setzten, um den Sieg des deutschen Reiches über die Anmaßungen des Pfaffenthumes zu befestigen und um die Schmach und den Druck der römischen Schreckensherrschaft vom Vaterlande abzuwenden, oder doch nicht schwerer werden zu lassen, erbot sich Ludwig IV. alle seine Vertheidiger und Anhänger der päbstlichen Rache preis zu geben, wenn er nur für seine Person wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen würde. Noch niemals hatte ein deutscher König unter so günstigen Verhältnissen mit einem Pabste Streit geführt. Mit unbedeutenden Ausnahmen stand die gesammte Geistlichkeit, Adel und Volk auf seiner Seite. Der Pabst hatte aufgehört, in Rom eine selbstständige Stellung zu haben, er war unbedingt

abhängig von dem französischen Könige, welcher in gefährliche Kriege mit England verwickelt war. Es wäre dem deutschen Kaiser ein leichtes gewesen, durch einen festen Bund mit Eduard III. den König der Franzosen in die Enge zu treiben. Ein entscheidender Sieg über diesen würde zugleich den Widerstand des Pabstes und seines Beherrschers, des französischen Königs, gebrochen haben. Der König von England reichte Ludwig IV. selbst die Hand zu einem solchen Bunde, allein mit einem so schwachen, so beschränkten, so doppelzüngigen und abergläubischen Manne, wie Ludwig IV., war kein dauernder Bund zu schließen. Zwar schickte Ludwig IV. (1339) dem Könige von England die ausbedungene Hülfsmannschaft. Doch sobald der französische König ihm die Aussöhnung mit dem Pabste in Aussicht stellte, ließ der erbärmliche Ludwig seinen Bundesgenossen niederträchtigerweise im Stiche (1340). Der schmachvolle Treubruch nutzte dem elenden deutschen Kaiser nichts. Denn sobald Philipp VI. von Frankreich den Bund zwischen dem Könige von England und Ludwig IV. gelöst sah, duldete er nicht, daß der Pabst den deutschen Kaiser wieder in Gnaden aufnahm. Der Streit zwischen der kaiserlichen und der päbstlichen Gewalt dauerte fort, nur hatte Ludwig IV. neue Schande auf sich genommen und das Vertrauen seiner Anhänger vollständig zu Grunde gerichtet.

Dieselbe bodenlose Schlechtigkeit, welche dieser deutsche König in seinen Beziehungen zum Pabstthume an den Tag legte, that er auch in seinen Bestrebungen kund, seine Hausmacht zu vergrößern. Die Ehe zwischen dem Sohne des Königs von Böhmen, Johann Heinrich und Margaretha, genannt Maultasch, war, da diese Frau nicht blos viel älter, als ihr Gatte war, sondern auch der niedrigsten Wollust und der gemeinsten Unsittlichkeit fröhnte, sehr unglücklich. In ihrer blinden Ergebenheit nahmen die Tyroler für ihre „angestammte“ Fürstin Partei, vertrieben deren Gemahl und verabredeten mit dem Kaiser, daß dessen Sohn, Ludwig von Brandenburg, die alte Margaretha heirathen sollte. Trotz seinem Aberglauben und seiner Frömmelei nahm es Ludwig IV. auf sich, im Widerspruche mit dem bestehenden Kirchenrechte und der herrschenden Ansicht, die Ehe der Margaretha Maultasch und Johann Heinrich's für ungültig zu erklären, worauf, ungeachtet der Einsprache des Pabstes und des Bannes, womit der Patriarch von Aquileja Margarethen und den ihr bestimmten Bräutigam bedrohte, die Hochzeit im Schlosse Tyrol bei Meran mit großem Pompe vollzogen wurde (Februar 1342). Ludwig von Brandenburg, der neue Gemahl Margarethen's, ein großer Verschwender, dem die arme Grafschaft Tyrol die Mittel zu großem Aufwande nicht bot, wurde von seinem Vater nicht zur Sparsamkeit und Einfachheit des Lebens angewiesen, im Gegentheile forderte dieser den Sohn auf, sich einen Theil des Vermögens der reichen Geistlichkeit und des begüterten Adels zuzueignen. Den Augsburgern nöthigte Ludwig IV. mit Gewalt einen Bischof auf, der seit Jahren das Gewerbe eines Raubritters getrieben hatte, am Sitze seiner Würde wegen eines Verbrechens der rohesten Wollust auf's übelste verrufen war und sich durch seine Habsucht allgemeinen Haß und ungetheilte Verachtung zuzog. Durch alle diese und andere ähnliche Handlungen sank Ludwig IV. immer tiefer in der Meinung von Feinden und Freunden. Im April 1342 starb der Pabst Benedict XII. Ihm folgte auf dem päbstlichen Stuhle ein verschwenderischer, französischer Edelmann unter dem Namen Clemens VI., nach. Dieser erneute sogleich den Bannfluch Johann's XXII. Ludwig's IV. Anhänger erkannten, daß sie in ihm keinen Stützpunkt fänden und befürchteten, sobald es ihm gelänge, sich mit dem Pabste auszusöhnen, der Rache des römischen Stuhles preis gegeben zu werden. Der Erzbischof Balduin von Trier, früher Ludwig's festeste Stütze, brach mit ihm und schloß sich dem Pabste an. Die weltlichen Fürsten waren auf den Kaiser wegen seines empörenden Benehmens in Betreff der Grafschaft Tyrol im höchsten

Grade erbittert und wandten sich, Einer nach dem Andern, von ihm ab. Die Reichsstädte konnten Ludwig IV. nicht vergessen, daß er Schaffhausen, Rheinfelden, Neuenburg und Breisach ihrer Freiheit beraubt und unter das habsburgische Joch gebeugt hatte. Der Erzbischof Heinrich von Mainz hielt noch fest am deutschen Kaiser, doch lag er mit dem Pfalzgrafen am Rheine, Ludwig's IV. nächstem Anverwandten, wegen der Bergstraße im Streit. So schmolz Ludwig's Partei, welche früher fast ganz Deutschland umfaßt hatte, immer mehr zusammen. Johann von Böhmen fuhr fort, mit dem Pabste und dem Könige der Franzosen Ränke gegen seinen Kaiser zu spinnen, und die Habsburger hielten nach wie vor fester zum Pabste, als zum Kaiser. Zwar bestand noch immer das Reichsgrundgesetz vom Jahre 1338, allein der Eifer, es aufrecht zu erhalten, war, in Folge der namenlosen Niederträchtigkeit des Kaisers, erloschen. Der Pabst Clemens VI. war ein weit gefährlicherer Gegner, als Benedict gewesen. Er hetzte die Kurfürsten gegen ihren Kaiser auf, so daß dieselben schon im Jahre 1343 in Rense damit umgingen, einen neuen König zu erwählen. Nun verlor Ludwig vollends ganz den Kopf. Auf die unwürdigste Weise rief er die Vermittelung seines alten Feindes, des Königs von Frankreich an, und gab sich gänzlich in die Hände des Pabstes, indem er den Reichsfürsten versprach, in einer bestimmten Zeit die Absolution zu erwirken. Da Clemens VI. von dieser Zusage sofort Nachricht erhielt und den erbärmlichen Charakter Ludwig's genau kannte, so wurde die Stellung des deutschen Königs immer rathloser und trauriger. Der Pabst befahl dem Kaiser geradezu, dem apostolischen Stuhle Abbitte zu thun und das Reich vor den Füßen des Pabstes niederzulegen. Ludwig unterwarf sich allen diesen schimpflichen Anforderungen und ermächtigte die Gesandten, die er nach Avignon schickte, für ihn dem Reiche zu entsagen und zu versprechen, daß er die kaiserliche Gewalt nicht wieder an sich nehmen werde, es verleihe sie ihm denn die Gnade des Pabstes. Zugleich übergab er sich, seine Kinder und alle seine Güter der Willkür des hochmüthigen Oberpfaffen. Diese Vollmacht war ihm aus Avignon zugesandt worden und war so gefaßt, daß selbst seine Feinde nicht glaubten, er könne sich so tief erniedrigen, sie zu unterzeichnen. Doch Ludwig unterzeichnete und setzte durch das Uebermaß seiner Selbstherabwürdigung Pabst und Cardinäle in Erstaunen. Sie riefen, als sie erfuhren, daß Ludwig diese schimpfliche Vollmacht unterzeichnet und sogar durch einen Eid bekräftigt habe, aus: „Dieser Mensch ist aus Angst und Kleinmuth geistesverwirrt geworden."

Alles dieses that Ludwig, ungeachtet das von ihm veröffentlichte Reichsgrundgesetz vom Jahre 1338 noch immer bestand, also im schreiendsten Widerspruch nicht blos mit aller männlichen Würde, sondern auch mit den Gesetzen des deutschen Reiches, deren Aufrechthaltung er beschworen hatte. Dennoch erreichte er sein Ziel nicht. Er wurde von dem Banne nicht gelöst, weil es dem herrschsüchtigen Pabste nicht sowohl darauf ankam, ihn persönlich zu demüthigen, als das deutsche Reich in vollständige Verwirrung zu bringen, um dasselbe unfähig zu machen, sowohl seinen Anmaßungen, als denjenigen des Königs von Frankreich, unter dessen Einfluß er stand, mit Nachdruck zu begegnen. Clemens VI. ließ die kaiserlichen Gesandten vom Januar bis April (1344) in Avignon warten, nahm dann die Unterwerfung Ludwig's, obgleich diese in herabwürdigenderer Weise stattgefunden hatte, als ihm Anfangs zugemuthet worden war, nicht an, stellte vielmehr neue Anforderungen, welche nicht die Person des Kaisers, sondern das Reich betrafen und welche daher die Gesandten nicht zugestehen konnten.

Auf dem Reichstage zu Frankfurt (September 1344) erstattete Ludwig Bericht über seine mit dem Pabste gepflogenen Unterhandlungen. Er schämte sich nicht, öffentlich zu erklären: „Durch alle Opfer, die ich gebracht habe, konnte ich gleichwohl zu nichts gelangen

ich war den Päbsten vielmehr nur ein Gegenstand des Spottes, Hohnes und der Verachtung, indem sie mich mit Schimpf und Schande zurückstießen." Diese Mittheilung wurde von den Ständen mit ungetheilter Entrüstung aufgenommen. Die Unterhandlungen mit dem Pabste wurden abgebrochen. Die Fürsten sagten dem Kaiser in's Gesicht, daß er durch seine unwürdige Kriecherei die Ehre und den Glanz der kaiserlichen Gewalt befleckt habe und daß durch seine bodenlose Unfähigkeit und Saumseligkeit auch das Reich zum Verfall gebracht worden sei. Von allen Seiten wurden Beschwerden über Ludwig geführt. Nach dem Tode des Herzogs Heinrich von Niederbaiern und dessen Sohnes hatte er diese Landschaft in Besitz genommen und seine gleichberechtigten Vettern, die Pfalzgrafen bei Rhein, von der Erbschaft ausgeschlossen. Besondere Unzufriedenheit erregte fortwährend sein Verfahren in Betreff der Grafschaft Tyrol und der Ehescheidung der Margaretha Maultasch. Schon im Jahre 1345 wurde Ludwig von mehreren Fürsten aufgefordert, die Regierung an Karl von Luxemburg, den ältesten Sohn des Königs Johann von Böhmen, abzutreten. Zur Niederlegung der Krone war der Kaiser bereit, doch bat er flehentlich, die Kurfürsten möchten ihm gestatten, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Davon wollten aber die Fürsten nichts wissen, vielmehr erklärten sie dem Wittelsbacher: „unter deiner Leitung, o Baier, ist das Reich so sehr erniedrigt und geschwächt worden, daß man sich auf's Sorgfältigste hüten muß, es nicht wieder an Baiern gelangen zu lassen."

Alle Demüthigungen, welche Ludwig vom Pabste und von den Fürsten des Reiches zu erdulden hatte, hielten ihn übrigens nicht ab, unausgesetzt an der Erweiterung seiner Hausmacht zu arbeiten. Nicht zufrieden mit dem Besitze der Markgrafschaft Brandenburg und der Grafschaft Tyrol, nahm sein Sohn auch noch den Titel eines Herzogs von Kärnthen und Krain an, wodurch natürlich die Habsburger, welchen Ludwig selbst diese Länder zugesprochen hatte, auf's Aeußerste erbittert wurden. Der Tod Wilhelm's IV. von Holland, des letzten Sprossen aus dem Hause Avesnes, dessen älteste Schwester Margaretha Ludwig in zweiter Ehe geheirathet hatte, bot ihm Gelegenheit, ein drittes Fürstenthum an sein Haus zu bringen. Er erklärte Wilhelm's Länder für heimgefallene Lehen, ertheilte diese seinem unmündigen Sohne Wilhelm, welcher von den Niederländern mit Freuden aufgenommen wurde, weil sie nicht eine Zersplitterung des Landes zugeben wollten. Eine solche hätte stattfinden müssen, wenn die beiden andern Schwestern des Grafen Wilhelm, welche an den König Eduard III. von England und an den Grafen von Jülich vermählt waren, an der Erbschaft Theil genommen hätten. So kamen die Provinzen Holland, Seeland, Utrecht und Friesland an das Wittelsbach'sche Haus, welches in deren Besitz blieb, auch nachdem Wilhelm VI. in eine unheilbare Geisteskrankheit verfallen war.

Während Ludwig in den Niederlanden beschäftigt war, brachte Clemens VI. eine Verbindung gegen ihn zu Stande. Johann's von Böhmen Sohn Carl ließ sich zum Werkzeuge des herrschsüchtigen Pabstes gebrauchen, indem er sich um die deutsche Krone bewarb. Zu Anfange des Jahres 1346 forderte der Pabst in einem von Schmähungen strotzenden Manifeste die deutschen Stände auf, einen neuen Kaiser zu wählen. Mit Hülfe des Grafen Gerlach von Nassau wurde der Kurfürst Heinrich von Mainz, welcher auf die päbstlichen Ränke nicht einging, von seinem erzbischöflichen Stuhle vertrieben. Die Kurfürsten von Köln und von Sachsen wurden durch Geld gewonnen. Der dem Erzbischof von Mainz zum Nachfolger bestimmte Graf von Nassau schrieb einen Wahltag nach Rense aus, woselbst er, die beiden bestochenen Kurfürsten von Köln und Sachsen, der alte Feind des Kaisers, Johann von Böhmen und der Erzbischof von Trier erschienen, und am 11. Juli 1346 Karl von Luxemburg zum deutschen Könige ernannten. Die Kurfürsten von Brandenburg und Rheinpfalz, beide Wittelsbacher, waren nicht zugelassen

worden, die Wahl fand nicht am gesetzlichen Orte, zu Frankfurt, statt. Sie war daher durchaus ungültig. Weder Frankfurt noch Aachen ließen den Pfaffenkönig ein. Sämmtliche Städte am Rheine, in Schwaben und Franken versagten ihm ihre Anerkennung. Karl vermochte nirgends festen Fuß zu fassen. Doch der Tod Ludwig's, welcher am 11. October 1347 unerwartet plötzlich nach einem heitern Mahle eintrat, gab der Sache rasch eine andere Wendung. Es ist in der That eine höchst auffallende Thatsache, daß so viele Kaiser, welche mit den Päbsten im Streite befangen waren, plötzlich starben! Ob auch dieser Todesfall nicht päbstlichem Gifte, sondern einem Schlagflusse zuzuschreiben sei, bleibt dahingestellt. Vor Ludwig (im August 1346) hatte sein Feind, der König Johann von Böhmen, in der Schlacht von Cressy das Leben verloren, nachdem er blind geworden war, und sich durch sein ränkevolles ungeordnetes Leben allgemeine Verachtung zugezogen hatte.

§ 7. Karl IV. von Luxemburg (1347—1378).

Unter der dreiunddreißigjährigen Regierung des excommunicirten Pfaffenknechtes sank die deutsche Reichsgewalt in die tiefste Verachtung. Indem Ludwig sich vor den Päbsten demüthigte und selbst die Kaiserkrone ihnen zu Füßen legte, fühlte die deutsche Nation allerdings sich selbst durch ihr Oberhaupt herabgewürdigt; allein sie sagte sich zugleich von ihm los, erkannte seine Zugeständnisse nicht an und sprach unumwunden aus, daß der Kaiser nicht der wahre Ausdruck ihres Willens und ihrer Anschauungsweise sei. Der Drang nach Selbstständigkeit wurde dadurch aller Orten, namentlich bei den Städten, den Fürsten und den Rittern vermehrt. In Verbindung mit Habgier und Herrschsucht artete derselbe zwar häufig in ein vollständiges Räuberthum aus, im Vereine mit Freiheitsmuth und Vaterlandsliebe entwickelten sich daraus aber Freistaaten und Städtebünde, welche der Macht der Kaiser, Fürsten und Ritter die Spitze boten und den Uebergang zu einer besseren Gestaltung des öffentlichen Lebens bildeten. Unter kräftigen, entschlossenen und beharrlichen Kaisern würden die deutschen Städte niemals diejenige innere Kraft und äußere Macht errungen haben, welche sie unter dem angstbeklommenen und schwankenden Ludwig erreichten. Ich kann daher durchaus nicht in das Klagelied einstimmen, welches die meisten Geschichtschreiber über die Erbärmlichkeit des Kaisers Ludwig und seiner Nachfolger erheben. Die kaiserliche Gewalt mußte in Deutschland mehr und mehr zerfallen, damit eine neue, der Freiheit günstigere Macht: das Bürgerthum, zu Kraft gelangen konnte. Im Laufe zweier Jahrhunderte mußten sich alle Kaiser und alle fürstlichen Häuser, welche auf den Thron gelangten, als nichtswürdig erweisen, um die Monarchie in Verruf zu bringen. Die Häuser Habsburg, Nassau, Luxemburg und Wittelsbach, welche, eines nach dem andern, die deutsche Krone an sich rissen, brachten nur die Untugenden und Laster, welche in einem beschränkten Wirkungskreise unbeachtet geblieben wären, zur Kenntniß der Völker. Der Wechsel der Kaiser hatte keine andere Folge, als daß die fluchwürdigen Leidenschaften sämmtlicher Herrscher verschiedene Gestalten annahmen. Beim Hause Habsburg ruhten sie auf dem schlauesten Plane, welcher mit großer Beharrlichkeit verfolgt und durch eine vollständige Verläugnung jedweden bessern Gefühls unterstützt wurde. Die Luxemburger hatten nicht mehr Gewissenhaftigkeit und nicht weniger Ländergier, als die Habsburger, allein sie besaßen nicht deren Zähigkeit und kalte Berechnung. Die Baiern, zumal Ludwig IV., waren die unfähigsten und der Nassauer war der unklugste aller deutschen Kaiser. Die Erfolge der verschiedenen, um den Kaiserthron buhlenden Häuser standen im Verhältniß zu ihren Naturanlagen. Nicht das tugendhafteste, sondern dasjenige

Fürstenhaus, welches seinen Leidenschaften mit der größten Schamlosigkeit, Frechheit und Tücke fröhnte, das habsburgische, trug am Ende den Sieg davon, und setzte sich in einen Jahrhunderte hindurch ununterbrochenen Besitz der deutschen Kaiserkrone.

Mehr als ein Jahr vor Ludwig's Tode hatten drei Kurfürsten, gegen deren Rechtmäßigkeit sich nichts einwenden ließ (Köln, Trier und Böhmen) ihre Stimmen dem Sohne Johann's von Böhmen, Karl, gegeben. Zwei Kurfürsten (Rheinpfalz und Brandenburg) standen dagegen auf Seiten des baierischen Hauses. Die Mehrzahl der Wahlstimmen suchten die Luxemburger dadurch zu gewinnen, daß sie die Stimmen des Grafen Gerlach von Nassau und des Herzogs von Sachsen-Wittenberg, die Wittelsbacher dadurch, daß sie Heinrich von Birnburg für Mainz und den Herzog von Sachsen-Lauenburg für Sachsen zählten. Die Luxemburger siegten, weil sie einen mit einer starken Hausmacht ausgestatteten Thronbewerber in Karl von Böhmen hatten. Die Wittelsbacher suchten ihm anfangs den König Eduard III. von England entgegen zu setzen, doch dieser war klug genug, ihren Antrag abzulehnen. Der Markgraf von Thüringen und Meissen, der Sohn des Friedrich's mit der gebissenen Wange, auf den sich die Wittelsbacher nachher einigten, ließ sich von Karl IV. mit 10,000 Mark Silbers abfinden.

Karl besaß alle Fehler der verschiedenen Nationen, mit denen er in Berührung stand: den blinden Köhlerglauben und die Förmlichkeit der Deutschen von denen er abstammte, die Tücke der Slaven, welche die Mehrzahl seiner Unterthanen bildete, die Doppelzüngigkeit der Franzosen, die seine erste Erziehung gemacht hatten, und den berechnenden Eigennutz der Italiener, denen er seine weitere Ausbildung verdankte. Sein liebstes Vergnügen war, im kaiserlichen Schmucke mit Scepter und Krone sich von der gaffenden Menge anstaunen zu lassen, oder von dem geistlichen Vorrechte der Kaiser Gebrauch zu machen, indem er als Subdiaconus das Evangelium mit dem bloßen Schwerte in der Hand absang. Statt eines ewigen Gottes verehrte er modernde Reliquien, und statt der menschenfreundlichen Gebote Christi befolgte er die unsinnigsten Verordnungen der Pfaffen.

In Deutschland war Karl gleich anfangs als Werkzeug des Pabstes, Zögling der Pfaffen und Nachahmer der Franzosen verachtet und gehaßt. Nachdem er übrigens einstimmig gewählt war, ließ das deutsche Volk sich diesen, wie so manchen andern unwürdigen König gefallen. Mit den Fürsten wußte Karl sich auf einen bessern Fuß zu setzen, als mit der Nation. Albrecht II. von Oesterreich versöhnte er, indem er seine Tochter mit dessen Sohn Rudolf IV. verlobte, und dem Habsburger mehrere Rechte und Städte des deutschen Reiches schenkte. Schwieriger war seine Stellung zu den Wittelsbachern. Nachdem Karl vergeblich bemüht gewesen war, Ludwig von Brandenburg bei einer Zusammenkunft in Passau für sich zu gewinnen, entblödete er sich nicht, mit Hülfe seiner kaiserlichen Gewalt die in Brandenburg herrschenden Unordnungen zu vermehren. Seit längerer Zeit trieb dort ein Gauner, der sich für den im Jahre 1319 gestorbenen Markgrafen Waldemar ausgab, sein Unwesen. Aus Feindschaft gegen das Wittelsbach'sche Haus hatten der König Johann von Böhmen und sein Sohn Karl diesen Abenteurer anerkannt. Zur Zeit der Zusammenkunft in Passau hatte der falsche Waldemar schon eine gewisse Bedeutung und zahlreiche Freunde erlangt. Um Ludwig von Brandenburg seine Macht fühlen zu lassen, erklärte Karl IV. den Betrüger für den rechtmäßigen Markgrafen von Brandenburg. Ludwig kam dadurch in große Gefahr (1348). Um sich zu rächen, wählten darauf die Wittelsbacher am 6. Januar 1349 Günther von Schwarzburg zum deutschen Könige. Karl, welcher Unterhandlungen der Kriegführung vorzog, fand seinen Nebenbuhler mit 20,000 Mark Silbers und dem Versprechen ab, dem Grafen Heinrich von Virneburg das Erzbisthum Mainz zu bestätigen. Bald darauf starb

Günther, wahrscheinlich an dem Gifte, das ihm Karl gemischt hatte, ehe er sich mit ihm abfand. Die Wittelsbacher verständigten sich mit dem Könige, indem dieser versprach, ihnen die Absolution vom Pabste zu verschaffen (was er jedoch nicht halten konnte) und dem Markgrafen von Brandenburg zusagte, er wolle die Bundesgenossen Waldemar's abmahnen, diesem weitere Unterstützung zu gewähren (was er nur sehr spät und in ungenügender Weise hielt).

Nachdem sich Karl mit den Wittelsbachern abgefunden und unter den Kurfürsten, Fürsten und Herren die letzten Ueberreste der Reichseinkünfte und Reichsrechte vertheilt hatte, wurde er (1349) einstimmig zum deutschen Kaiser erwählt.

Ludwig der Baier hatte die deutsche Reichsgewalt dadurch befleckt und geschwächt, daß er wiederholt dem Pabste die demüthigendsten Anerbietungen machte. Allein er raffte sich dann immer wieder auf und setzte seinen Kampf mit dem Oberpfaffen bis zu seinem Tode fort. Den Kurfürsten räumte Ludwig thatsächlich eine größere Gewalt ein, als vor ihm jemals ein Kaiser ihnen gestattet hatte, doch trat er ab und zu mit Nachdruck auf, stellte sich wiederholt selbst an die Spitze seiner Heere und focht mit dem Schwerte in der Hand. Karl IV. warf sich dem Pabste unbedingt zu Füßen, ließ sich von ihm als blindes Werkzeug seines Grolles gegen die Wittelsbacher gebrauchen und räumte den Kurfürsten urkundlich eine Macht ein, welche mit dem Königthume durchaus unverträglich war. Bis auf die Zeiten Karl's IV. mochte ein kräftiger deutscher Kaiser, ohne die Verfassung umzustürzen, eine Gewalt ähnlich derjenigen der Könige von Frankreich und England ausüben. Die Zugeständnisse, welche Karl den Kurfürsten machte, brachen für immer dem deutschen Königthume die Spitze ab. In den Händen des zweiten Luxemburgers sank die königliche Gewalt über Deutschland zu einer leeren Förmlichkeit herab, zu einem Ehrenrechte, welches dessen Inhaber den ersten Rang in Deutschland und den Umständen nach in Europa, verlieh, zu einer Titelverleihungsanstalt, welche über die Gränzen des eigentlichen Deutschland's weit hinaus bis jenseits der Alpen und der Vogesen reichte. Die deutschen Könige hörten auf, gefürchtete Nebenbuhler der Päbste und anerkannte Herrscher in ganz Deutschland zu sein. Sie verzichteten auf ihre Stellung an der Spitze der weltlichen Gewalthaber für alle Zeiten und begnügten sich mit der weniger gefährlichen, Träger einer großen Vergangenheit und einer kleinen Gegenwart zu sein. Das deutsche Reich verlor den Glanz der ersten christlichen Monarchie der Erde und ging in eine Aristokratie über, welcher das erwählte Oberhaupt nur den Schatten staatlicher Einheit gab, während die verschiedenen Könige, Herzoge, Markgrafen, Bischöfe, Aebte und Städte, die sich in den Besitz Deutschland's gesetzt hatten, mehr und mehr selbstständige Beherrscher unsers Vaterlandes wurden.

Ich kann in dem Uebergange vom Königthume zur Aristokratie keineswegs, wie so viele deutsche Geschichtschreiber, ein beklagenswerthes Unglück erkennen. Der Weg von der Einherrschaft zur Volksherrschaft führt durch die Herrschaft Mehrerer, die Aristokratie, hindurch. Ludwig und Karl erkannten dieses nicht, indem sie das Königthum in Deutschland zu Falle brachten, daher gebührt ihnen kein Dank dafür. Sie gelangten in Folge ihrer persönlichen Erbärmlichkeit zu diesem Resultate, das sie gern verhindert hätten, wenn sie kräftig genug gewesen wären.

Nachdem Karl IV. zum Kaiser erwählt war, und von seiner Würde durch Verleihung unzähliger Titel und Diplome einen höchst lächerlichen Gebrauch gemacht hatte, eilte er nach Böhmen zurück, woselbst er nicht blos Ehren-, sondern wirklicher König war. Dieses Land stand hinter Deutschland, Frankreich und Italien, welche Karl IV. seine Bildung gegeben hatten, weit zurück und verdankt ihm viele und bedeutende Verbesserungen.

Während er im übrigen Deutschland die Raubritter ungestört ihr Handwerk treiben ließ, und sie bisweilen mit kaiserlichen Freiheitsbriefen versah, stellte er in Böhmen mit Nachdruck die öffentliche Sicherheit her. Mit Hülfe deutscher Gelehrten, Kaufleute, Handwerker, Landbebauer und italienischer Künstler brachte er sein rauhes und rohes Stammland dem gebildeten Westen näher. Er verschönerte und erweiterte seine Hauptstadt Prag, woselbst er schon 1348 eine Universität nach dem Vorbilde der italienischen Hochschulen gegründet hatte. Gleich allen seinen Vorgängern seit Rudolph von Habsburg strebte er zunächst nur darnach, seine Hausmacht zu vermehren. Allein in dem Maße, wie Karl, hatte doch keiner derselben seinen Pflichten dem deutschen Reiche gegenüber Hohn gesprochen. Einer der berüchtigtsten Beutelschneider seiner Zeit war der Pfalzgraf Rudolf II. Anfangs hatte Karl selbst die Städte Speier und Worms gegen denselben geschützt. Später nahm er aber in zweiter Ehe dessen Tochter zur Frau. Seinem Schwiegervater ließ natürlich der deutsche König freies Spiel. Die Städte mußten sich selbst zu helfen suchen. Seit Jahrzehnten war Eberhard von Würtemberg, mit den Beinamen Greiner oder Zänker und Rauschebart, die Geißel des südwestlichen Deutschland's gewesen. Er hatte seine Vorfahren, welche von einem Wirth am Berge abstammten, an Keckheit und Raubsucht übertroffen. Frühere Kaiser hatten seit Rudolph von Habsburg wenigstens versucht, den kleinen Tyrannen in Schwaben Schranken zu setzen. Karl IV. ernannte diesen Räuberhauptmann zu seinem Reichsvogte in Schwaben.

Die erste Zeit der Regierung Karl's IV. (das Jahr 1348) war bezeichnet durch eine furchtbare Seuche, welche fast in allen Theilen Europa's ihre Verwüstungen anrichtete. Der vierte Theil der Bevölkerung Europa's soll durch dieselbe hinweggerafft worden sein. Die Todtenlisten einzelner Städte beweisen die Größe der Sterblichkeit. Zu Basel erlagen 140,000, zu Lübeck 90,000 Menschen der Seuche. In den Franziskanerklöstern allein starben 124,434 Menschen. Die gewöhnliche Folge der Seuchen, die Hungersnoth blieb nicht aus. Die Pfaffen schrieben das doppelte Unglück der Strafe Gottes zu, um von den sterbenden und geängstigten Menschen Schenkungen herauszupressen. Die Feinde der Juden beschuldigten sie, durch Vergiftung der Quellen und Brunnen die Pest veranlaßt zu haben. Dieses genügte, die Verfolgungswuth der fanatischen Menge in helle Flammen zu versetzen. Unter dem Deckmantel religiösen Eifers trieben Räuber und Diebe ungestraft ihr Handwerk gegen die Juden. In Bern, Freiburg und an anderen Orten erpreßte man durch Martern beliebige Geständnisse. Der hohe und niedere Pöbel nahm dann die Brunnenvergiftung als erwiesen und die Sammtverbindlichkeit aller Juden als sich von selbst verstehend an, und tobte mit verdoppelter Grausamkeit gegen alle Israeliten, deren er habhaft werden konnte. Verschmitzte Gauner streuten aus, in Zofingen sei das Gift wirklich gefunden worden. Auch diese Lügen glaubten die eifrigen Christen, Gauner und Diebe bereitwillig. Zu Tausenden wurden die Juden in Schwaben, Oberallemannien, Elsaß und Franken hingemordet. Basel, Freiburg, Constanz, Straßburg, Frankfurt, Speier, Worms, Oppenheim, Mainz gaben das Beispiel, welches in immer weiteren Kreisen Nachahmung fand. Der größere Theil der Juden wurde in Deutschland ausgerottet. Vergebens traten da und dort besonnene und wohlwollende Männer zum Schutze der Opfer blinder Glaubenswuth und verruchter Beutelschneiderei auf. Nachdem der Blutdurst des Pöbels gelöscht und seine Habgier befriedigt waren, erließen noch manche Städte das Gesetz, daß zwei Jahrhunderte lang kein Jude in ihrer Mitte aufgenommen werden solle. Diese Auftritte beweisen am deutlichsten die traurige Beschaffenheit der Kirche und des Staates der damaligen Zeit. Hätten die Geistlichen nicht selbst die Keime des Glaubenshasses und der Verfolgungssucht

in die Herzen der Laien gelegt, so hätten sich dieselben nie so furchtbar entfalten können. Die Wuth der Christen konnte sich im vierzehnten Jahrhundert nicht mehr, wie früher, in Kriegen gegen die syrischen und egyptischen Mohammedaner kühlen, suchte und fand daher in den Juden einen Gegenstand, der um so erwünschter war, je weniger Gefahren und je mehr Beute er versprach. Wenn das Eigenthum oder die persönliche Sicherheit eines Kurfürsten und Fürsten bedroht worden wären, so hätten sich Kaiser und Reich ohne Zweifel aus ihrer Schlafsucht aufrütteln und zu durchgreifenden Mitteln gegen die Ruhestörer, Mörder und Räuber bestimmen lassen. Oder wenn der Vortheil der Geistlichkeit in Frage gestanden wäre, so hätten die Päbste ihre Bannstrahlen und die Bischöfe und Pfarrer ihre Kanzelreden und seelsorgerischen Bestrebungen mit aller Macht aufgeboten, um dem Unwesen ein Ziel zu setzen. Doch zu Gunsten der Juden konnten sich weder geistliche, noch weltliche Fürsten zu entscheidenden gemeinschaftlichen Maßregeln entschließen. Sie glaubten schon das Aeußerste zu thun, wenn sie da und dort die Wuth der Massen zu mildern und einen Theil der Opfer zu retten suchten.

Kaiser und Pabst hatten viele Geschäfte, welche ihnen weit wichtiger dünkten, als die Beschützung der Juden. Karl IV. dachte zunächst an die Vergrößerung seiner Hausmacht, und an den Glanz der Würde, die er erschlichen hatte. Zuerst drängte er durch mancherlei Winkelzüge und Ränke die beiden Wittelsbacher, Ludwig den Römer und Otto, welche von ihrem Bruder Ludwig Brandenburg gegen Oberbaiern eingetauscht hatten, ihm die Oberlausitz abzutreten. Erst nachdem er diese Provinz herausgepreßt hatte, hielt er das den Wittelsbachern 1349 ertheilte Versprechen, worauf endlich der falsche Waldemar, und seine im Trüben fischenden Freunde zu Ruhe gebracht wurden (1355). Um dieselbe Zeit riß er durch schlaue Unterhandlungen den größten Theil der Oberpfalz an sich, bewog die deutschen Kurfürsten ihm die wenigen Reichsgüter, die noch in der Pfalz waren, zu überlassen, und erweiterte seine Gränzen auch gegen Polen. Auf mannichfaltigen Schleichwegen erwarb er die ganze Lausitz, die Aussicht auf den dermaleinstigen Heimfall der Markgrafschaft Brandenburg an sein Haus, und den Titel eines Markgrafen von Brandenburg. Nachdem er den Markgrafen Otto dergestalt umgarnt hatte, fiel er diesem (1373) mit Heeresmacht in das Land ein und zwang denselben, ihm ganz Brandenburg abzutreten. Otto wurde auf den Titel eines Kurfürsten, einen kleinen Jahrgehalt und eine Abfindungssumme beschränkt. Vor seinem 1379 erfolgten Tode verkaufte er dem Kaiser auch noch die Kurwürde, so daß dieser Stück für Stück in den vollständigen Besitz des Kurfürstenthums Brandenburg gelangte.

Wo es galt, die Besitzungen seines Hauses zu vermehren, bekundete Karl IV. große Verschlagenheit, Ausdauer und im äußersten Falle selbst Kampflust. Seine Ankäufe machte er übrigens zum größten Theile auf Kosten des Reiches. Namentlich verpfändete auch er, gleich seinen Vorgängern, wiederholt Reichsstädte an seine Gläubiger. Zum Schwerte griff er immer erst, wenn er zuvor durch Lug und Trug seine Opfer in einen Zustand vollständiger Hülfslosigkeit versetzt hatte. Während er seine Hausmacht vergrößerte, ließ Karl das Reich mehr und mehr zerfallen. Zu seiner Zeit und hauptsächlich in Folge seiner tückischen Verfahrungsweise trennten sich Zürich, Bern, Zug und Glarus vom deutschen Reiche, indem sie sich den vier Waldstätten anschlossen. Der Kaiser hatte diese Städte nicht gegen die Uebergriffe des Hauses Habsburg geschützt und denselben einen guten Grund gegeben, sich von einem Reiche zu trennen, das ihnen kein Recht und keine Freiheit gewährte. Dem deutschen Vaterlande wurde aber dadurch eine schwere Wunde geschlagen.

Von allen Unternehmungen Karl's IV. waren seine Römerzüge die schmählichsten.

Die früheren deutschen Könige waren bei ihren Kämpfen in Italien von bedeutenden Beweggründen geleitet, wenn auch Herrschsucht und Habgier immer dabei im Spiele waren. Sie wollten den Einfluß des deutschen Reiches in Italien und dem Pabste gegenüber geltend machen. Daran dachte Karl IV. nicht. Ihn trieb nur ein niedriger Krämergeist nach Oberitalien, wo er von den streitenden Parteien Geld zu erpressen hoffte und die kleinliche Eitelkeit, die römische Kaiserkrone zu empfangen. Im Jahre 1354 war der Erzbischof Johann von Visconti, der Beherrscher Mailand's, gestorben. Seine Neffen Matthäus II., Barnabas und Galeazzo theilten sein zusammen geflicktes Reich. Mailand und Genua bildeten zwar immer noch den Mittelpunkt der Macht des Hauses Visconti, doch die übrigen Städte theilten die Herrscher unter sich. Den Visconti's standen die Fürsten Oberitalien's, welche mit Venedig den sogenannten lombardischen Bund geschlossen hatten, feindlich gegenüber. Um dieselbe Zeit, da diese Veränderungen in Oberitalien stattfanden, zog Karl IV., nachdem er zuvor von den Häuptern der streitenden Parteien dazu eingeladen worden war, über die Alpen; jedoch nicht, wie frühere Kaiser mit einem mächtigen Heere, sondern nur im Geleite einiger hundert Reiter, und gebunden durch ein dem Pabste ertheiltes Versprechen, keine Kriegsmacht aufstellen und sich nur einen Tag in Rom aufhalten zu wollen. Die mächtigsten deutschen Kaiser hatten Mühe, an der Spitze zahlreicher Heere ihr Ansehen in Italien und namentlich den Päbsten gegenüber zu behaupten. Welche Rolle konnte Karl IV. ohne Heer und unter dem Drucke jener herabwürdigenden Zusage, die er dem Pabste gemacht hatte, spielen?! Er schlich sich zuerst nach Mantua und schwankte dort zwei Monde lang zwischen den Brüdern Visconti und dem lombardischen Bunde hin und her. Am Ende ließ er sich durch die trügerischen Künste des schlimmsten aller italienischen Tyrannen, des Barnabas Visconti, fangen. Er unterwarf sich der Bedingung, ohne Kriegsmacht, als Gast der Stadt, nach Mailand zu kommen, und verzichtete dadurch auch den Visconti's, wie früher dem Pabste gegenüber, auf diejenige Stellung, welche seiner würdig war. Die lombardische Krone, welche ihm unter dieser Bedingung versprochen wurde, war ein bitterer Hohn auf seine Unmacht, die Reisekosten die ihm die Mailänder zahlten, ein Schimpf, und die geringe Geldsumme, welche er außerdem von ihnen erpreßte, eine trübselige Entschädigung für alle die Schande, die er auf sich lud, die Zeit und die Mühe, welche er den italienischen Angelegenheiten widmete. Außer der lombardischen Krone und einer kleinen Geldsumme, nahm Karl IV. auch einige alte Knochen mit sich fort, welche für die Gebeine des sogenannten heiligen Veit ausgegeben wurden. Mit den Florentinern machte er bessere Geschäfte. Sie zahlten ihm eine bedeutende Geldsumme dafür, daß er ihnen alle diejenigen Rechte und Freiheiten bestätigte, in deren Besitz sie sich seit langer Zeit gesetzt hatten. Am lächerlichsten machte sich Karl IV. in Rom, woselbst er zwar durch zwei päbstliche Legaten feierlich gekrönt wurde, allein ungeachtet seiner kaiserlichen Würde nicht volle vierundzwanzig Stunden verweilen durfte. So tief hatte sich früher kaum ein anderer deutscher Kaiser vor irgend einem Pabste erniedrigt. Heinrich IV. im Schloßhofe von Canossa war noch immer ein Gegner, welcher dem übermüthigen Pabste Besorgnisse einflößte; Karl IV., mit der Kaiserkrone auf dem Haupte zu Rom, war blos eine Puppe, über welche die Päbste und ihre Anhänger lachten. Seine Grausamkeit bekundete er aber dennoch, und zwar an der Familie Gambacorta von Pisa, deren vornehmste Glieder er, ohne alle genügende Ursache, hinrichten ließ, ungeachtet dieselbe seit alten Zeiten den Kaisern mit besonderer Treue zugethan gewesen war. Die Stimmung der Italiener wurde durch diese Schandthat im höchsten Grade erbittert gegen ihn. Außer Cremona gestattete ihm keine andere Stadt Italien's einen ehrenvollen Aufenthalt in ihren Mauern. Nur mit

kleinem Gefolge wurde er, gewissermaßen als Vergnügungsreisender, eingelassen. Er eilte nach Deutschland zurück und traf schon im Anfange Juli's wieder in Nürnberg ein. Er hatte nur die Unmacht des deutschen Reiches und seine persönliche Erbärmlichkeit in Italien zur Schau getragen. Für die apenninische Halbinsel blieb daher sein Römerzug ohne alle politische Bedeutung, für Deutschland brachte er nur zu Tage, daß die Zeit der Weltherrschaft vergangen sei. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien beschäftigte sich Karl IV. mit Gegenständen, welche seiner Persönlichkeit besser zusagten, als Züge mitten durch das Gebiet feindlicher Parteien und Reiche, welche den Umständen nach gefährlich werden konnten. Die deutsche Verfassung war ein Karl's IV. würdiges Streitroß oder Steckenpferd. Dieses bestieg der deutsche König jetzt und ritt es zum Staunen der Welt.

Die für Deutschland bedeutungsvollste Handlung, welche Karl IV. vornahm, war die Errichtung der s. g. goldenen Bulle, d. h. eines mit einem goldenen Siegel versehenen Gesetzes, welches auf Jahrhunderte hinaus die Verfassung des deutschen Reiches feststellte und dieser mehr und mehr den Charakter eine Aristokratie verlieh, indem der überwiegende Theil der Gewalt nicht in die Hände des Kaisers, sondern in diejenigen der Reichsfürsten gelegt wurde. Dieses Gesetz wurde auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz im Jahre 1356 angenommen. Es entschied den alten Streit zwischen den beiden sächsischen Häusern zu Gunsten des Wittenbergischen Zweiges, welcher den Luxemburger gute Dienste geleistet hatte, indem diesem die Kurwürde zugesprochen wurde, knüpfte die baierische Kurstimme an den Besitz der Rheinpfalz, erhob Böhmen zur ersten unter den vier weltlichen Kurstimmen und schloß, ohne es geradezu auszusprechen, die Päbste, welche zur Zeit Ludwig's IV. mit so großer Keckheit in die Angelegenheiten des deutschen Reiches eingegriffen hatten, von jedweder Betheiligung bei der deutschen Königswahl aus. Die Kurfürsten erhielten durch dieses Reichsgesetz die höchste Gerichtsbarkeit in ihren Ländern, Münze, Bergwerke, Zölle und Judenschutz und folgeweise thatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, fast vollständige Selbstherrlichkeit (Souveränität). Ueberdies enthält die goldene Bulle eine Reihe von Bestimmungen über die Art und Weise, wie die deutsche Kaiserwahl vorgenommen werden soll. Bezeichnend für den beschränkten und trüben Gesichtskreis Karl's IV. ist es, daß er für die Kurfürsten ausdrücklich die sogenannte heilige Zahl Sieben wählte und zwar, wie er in dem Gesetze bemerkte, wegen des wichtigen Zusammenhangs zwischen den deutschen Wahlherren und den sieben Leuchtern der Offenbarung Johannis. Wie das Kardinalskollegium eine Person mit dem Pabste, so solle das Kurfürstenkollegium eine Person mit dem Kaiser bilden. Am ausführlichsten wurden die umfassenden Bestimmungen über die Ceremonien, Förmlichkeiten und Rangverhältnisse besprochen. Den Städtebündnissen trat die goldene Bulle feindlich entgegen, vermochte jedoch nicht, ihnen Schranken zu setzen. Manche wohlthätige Verfügungen über den Landfrieden, Fehden und Verbindungen der Ritter konnten nur unter günstigen Verhältnissen da und dort zur Ausführung gebracht werden. Den Juristen des vierzehnten und späterer Jahrhunderte bot die goldene Bulle eine erwünschte Gelegenheit zu mannichfaltigen Künsteleien und Ränken. Der Pabst, welcher mit diesem Reichsgesetze sehr unzufrieden war, schritt doch nicht dagegen ein, weil er des Kaisers bedurfte, um den von ihm geforderten Zehnten aus dem deutschen Volke zu pressen. Der Kaiser gab ihm zum Danke dafür den Gedanken, von jeder Kirche und von jedem Kloster einen bestimmten Betrag, angeblich für Visitationen, zu erheben, wodurch der römische Stuhl Summen erpreßte, welche dem geistlichen Zehnten nahezu gleich kamen.

Das Mittelalter mit seinen Gegensätzen zwischen Pabstthum und Kaiserthum, raubgierigen Rittern und gewerbsfleißigen Bürgern ging mehr und mehr seinem Ende ent-

gegen. Die Entwickelung des Menschengeistes auf dem Gebiete des Staates und der Kirche hielt gleichen Schritt mit den Verbesserungen im gesellschaftlichen Leben, den wissenschaftlichen Forschungen und den Entdeckungen auf dem Felde der Künste. Ungeachtet der Erbärmlichkeit Karl's IV. und seiner unmittelbaren Vorgänger ging die deutsche Nation unaufhaltsam vorwärts und bewies dadurch am deutlichsten, daß der deutsche Staatskörper wesentlich verschieden war von dem deutschen Staatsoberhaupte und daß er seine selbstständige Bahn verfolgte. Einen besonders mächtigen Einfluß auf die Kriegführung und folgeweise auch auf das Leben im Frieden übte die Entdeckung des Schießpulvers, welche in diese Zeit fällt. Im Jahre 1354 erfand der Franziskanermönch Berthold Schwarz in Mainz, während er Gold zu machen wähnte, das Schießpulver, welches bald zu den Zwecken des Krieges verwendet wurde. In der Mitte zwischen dem kräftigen Fußvolke, welches sich da und dort nach dem Muster der schweizerischen Freiheitskämpfer bildete, und den furchtbaren Kriegsmaschinen, welchen das Schießpulver ihre bewegende Kraft ertheilte, verloren die unbehülflichen Ritter ihre Bedeutung im freien Felde, während ihre Burgen nicht mehr Stand halten konnten gegen die zermalmenden Kanonenkugeln. In demselben Maße, als die Ritter sanken, stiegen die Städte. Im Innern derselben trat durch den Kampf zwischen den Handwerkern und den Patriciern eine erhöhte Lebenskraft zu Tage; nach Außen hin wurden sie durch die Bündnisse, die sie untereinander abschlossen, zu Mächten, vor welchen sich Könige beugen mußten, und mit welchen die Ritter sich scheuten, in offenen Kampf zu treten. Die Städte, welche unter Landesherren standen, wurden von diesen in ihrem Aufschwunge nur selten gefördert, häufig gehemmt und bisweilen vollständig zu Grunde gerichtet. Um so schöner blühten die Reichsstädte, deren Zahl damals noch bedeutend war.*) Doch hatten auch sie im Innern mit den Patriciern und Bischöfen, welche einen überwiegenden Einfluß geltend machten, nach Außen hin mit Rittern und Fürsten, die sie befehdeten und beraubten, und mit den Kaisern, welche sie aussogen und, den Umständen nach, selbst verpfändeten, schwere Kämpfe zu bestehen. Die Betrachtung des Verzeichnisses dieser Städte, muß uns mit wehmüthigen Empfindungen erfüllen. Viele der volkreichsten, gewerbfleißigsten und durch hochwichtige Ereignisse an Deutschland gekettete Städte haben sich von dem Vaterlande, das ihnen nur Dornen und Schranken brachte, losgerissen, wie Basel, Bern, Chur, St. Gallen, Luzern, Schaffhausen, Solothurn und Zürich. Andere Städte fielen in die Gewalt des Auslandes, da Deutschland sie nicht schützte. Dahin gehören Bisanz (Besancon), Kampen am See, Colmar, Devender, Gröningen, Hagenau, Metz, Mühlhausen im Sundgau, Schlettstadt und Straßburg. Nur vier dieser Städte haben sich bis auf unsere Zeit ihre Freiheit bewahrt: Bremen, Frankfurt a. M., Hamburg und Lübeck. Alle übrigen wurden von den gierigen

*) Aachen, Augsburg, Basel, Bern, Biberach, Bernheim, Bisanz (Besancon), Bopfingen, Boppard, Bremen, Buchhorn (Friedrichshafen), Campen am See, Chur, Colmar, Devender, Dinkelsbühl, Dortmund, Dürkheim, Eger, Ehenhain, Erfurt, Eßlingen, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O., Friedberg i. d. Wetterau, Freiburg im Breisgau, St. Gallen, Gelnhausen, Göttingen, Gröningen in Holland, Gmünden in Schwaben, Goslar, Hagenau, Hall in Thüringen, Hall in Schwaben, Heilbronn, Hamburg, Heidesfeld, Isny, Ingelheim, Kaisershorn, Kaiserslautern, Kaufbeuren, Kempten, Köln, Konstanz, Landau, Leutkirch, Lindau, Lübeck, Lüneburg, Luzern, Mainz, Memmingen, Metz, Meydenburg, Mühlhausen im Elsaß, Mühlhausen in Thüringen, Nördlingen, Nordhausen, Nürnberg, Obernheim, Offenbach, Oppenheim, Pfullendorf, Ravensburg, Regensburg, Reutlingen, Roßheim, Rothenburg an der Tauber, Rotweil, Schaffhausen, Schlettstadt, Schweinfurt, Solothurn, Speier, Straßburg, Trier, Ueberlingen, Ulm, Wangen, Werd a. d. Donau, Weil in Schwaben, Wesel, Wetzlar, Wimpfen, Winsheim, Worms, Zürich.

Fürsten Deutschland's verschlungen. Sie gingen darum doch dem deutschen Volke und der Sache der Freiheit nicht verloren, vielmehr führten sie in die Gebiete der deutschen Raubkönige und Herzoge einen Geist der Freiheit ein, welcher ihrer Willkürherrschaft zu allen Zeiten gewisse Schranken zog und endlich doch das Joch der Tyrannei zerbrechen helfen wird. Nur dadurch konnte die große Masse der verdummten und geknechteten Völker allmählig gehoben werden, daß bessere Elemente ihr zugeführt wurden, deren befruchtender Geist neue Keime weckte und so die Gesammtmasse allmählig verbesserte. So wenig, als die nach Italien, England und Frankreich gewanderten Deutschen und die an die Schweiz, Frankreich, die Niederlande und Dänemark gefallenen deutschen Städte und Länder, ganz eben so wenig sind die der Herrschaft von Habsburgern, Hohenzollern, Wittelsbachern und anderen raubritterlichen Familien verfallenen, ehemals freien Städte für die Entwickelung der Menschheit verloren gegangen. Sie wirken im Schooße der Staaten, welchen sie einverleibt wurden, fort, bis außer ihnen auch die übrigen Bezirke von Stadt und Land der Freiheit fähig und würdig sein werden.

Während Karl IV. nur darauf bedacht war, die Macht seines Hauses zu vergrößern und leere Förmlichkeiten zu treiben, herrschte in Deutschland die furchtbarste Verwirrung. Die einzigen Gerichte, welche ihren Urtheilssprüchen Vollziehung gaben, waren die unter dem Schleier der Nacht und des Geheimnisses wirkenden und daher schon aus diesem Grunde höchst verderblichen Fehmgerichte. In Brandenburg erreichten die Räubereien und Gewaltthaten einen solchen Höhepunkt und der Markgraf Otto, welcher seit 1355 die Mark besaß, war so unfähig, Ordnung herzustellen, daß die Herzoge von Mecklenburg und die Stadt Lübeck einschritten, die Schlösser der Raubritter zerstören und die adeligen Verbrecher, gleich anderen Galgenvögeln, aufhängen ließen. Dadurch wurden aber die niedersächsischen Ritter, Polen und Pommern nicht abgeschreckt, das Land mit Ueberfällen heimzusuchen. Weiter im Westen stritten sich die Herzoge von Sachsen und Braunschweig um Lüneburg. Wider alles Recht hatte sich Karl IV. zu Gunsten seiner sächsischen Freunde und gegen die Braunschweiger ausgesprochen. Nach mehrjährigen Kriegen verglichen sich zwar beide Theile (1373), jedoch brach (1387) von Neuem Streit aus, bis endlich nach dem Siege bei Winsen an der Aller die Herzoge von Braunschweig Lüneburg bleibend errangen. Wenn die Fürsten sich bekriegten, mußten die Völker natürlich die Zeche bezahlen. Nicht viel besser waren die Zustände im südlichen Deutschland. Die Raubritter in Schwaben, Franken und am Rhein sperrten die Straßen und plünderten, wen sie konnten, ohne Scheu! Wo sie sich nicht stark genug fühlten, ihren Unfug auf eigene Faust zu treiben, schlossen sie nach dem Muster der Städte Bündnisse unter einander ab, welche zum Theil sehr mächtig waren. Der Sternenbund umfaßte z. B. dreihundert fünf und sechzig Besitzer von Schlössern und mehr als zweitausend Ritter in Hessen, Westphalen, Franken und in der Wetterau. In Westphalen und in Schwaben bestand ein Bund der Schlägler, deren Namen und Wappen (eine Keule) ihr Handwerk deutlich genug bezeichnete. Die Ritter vom Löwen am Oberrheine bis herab in die Wetterau, die Ritter vom St. Wilhelms- und Georgen-Schild waren alle nichts weiter als Räuberbanden. Zum Glücke kamen die adeligen Herren bisweilen auch unter sich in Streit und schwächten sich gegenseitig, so daß die Städte, mit denen sie gewöhnlich in Fehde lagen, etwas freier athmen konnten. Selten benützten diese übrigens solche günstigen Verhältnisse, um ihre Gegner gründlich aufzureiben. Als z. B. der Graf Eberhard von Würtemberg mit dem Ritterbunde der Schlägler in Fehde stand, verbündeten sich die schwäbischen Städte mit diesem ihrem bittersten Feinde. Der Graf zog sich mit deren Hülfe aus seiner gefährlichen Lage heraus, und ließ sie unmittelbar darauf seine Raubgier wieder schwer empfinden.

Wie im Innern, so vernachlässigte Karl IV. auch nach Außen hin die Rechte Deutschlands auf schmachvolle Weise. In Italien konnte er Bedeutendes nicht mehr aufgeben, denn dort war schon vor seiner Zeit die deutsche Macht gebrochen. Allein an der Westgränze Deutschlands gab er die werthvollsten Provinzen den Feinden preis. Er ließ sich zwar in Burgund, wie in Mailand und Rom, eine Krone auf's Haupt setzen, allein er machte da wie dort kein Herrscherrecht geltend, im Gegentheil verhandelte er in schmutziger Weise die letzten Ueberreste der kaiserlichen Machtvollkommenheit. Wahrhafter Verrath war es, daß er den Dauphin Karl von Frankreich zum beständigen Reichsvicar im Arelate (welches Burgund und Dauphiné umfaßte) ernannte, denn dadurch trat er thatsächlich die wichtige Gränz-Provinz an Frankreich ab. Nicht minder schmählich, als gegen die Gränz-Nachbarn im Westen, benahm sich Karl gegenüber dem Pabste und den italienischen Fürsten. Karl IV. hatte sich sein ganzes Leben hindurch, namentlich aber bei Gelegenheit seines ersten Römerzuges als so treuer Knecht der Pfaffen erwiesen, daß der Pabst weit entfernt, in ihm einen Nebenbuhler zu erkennen, ihn als eine Stütze betrachtete. Urban V. hatte mit den ihm treuen Kardinälen am letzten April 1367 Avignon verlassen und wünschte, von dem Kaiser feierlich in Rom eingeführt zu werden. Er drang daher in Karl IV., nach Italien zu kommen. Der Kaiser war nicht eilig genug, dem Pabste diesen Dienst zu erweisen. Allein er überschritt doch die Alpen, um Urban in allen seinen Bestrebungen zu fördern. Barnabas und Galeazzo II. von Visconti hatten sich zu den mächtigsten Herrschern am südlichen Fuße der Alpen aufgeschwungen und waren daher schon bald mit den Päbsten, welche mit eifersüchtigen Augen Italien bewachten, in Streit gerathen. Sie boten den päbstlichen Bannstrahlen Trotz und hielten ihre Städte und Provinzen mit eisernem Scepter in Unterwürfigkeit. Urban V. brachte (1367) mit Hülfe seines Feldherrn Albornoz ein Bündniß zu Stande, in welchem sich Karl IV., der König Ludwig von Ungarn und die Häuser Carrara, Este und Gonzaga wider sie vereinigten. Im April 1368 brach Karl IV. nach Italien auf und zwar diesesmal nicht blos im Geleite einiger hundert Ritter, sondern an der Spitze eines Heeres. Allein er hütete sich wohl, von den Waffen Gebrauch zu machen. Er erpreßte Geld von Freunden und Feinden, eilte, die befreundete Stadt Mantua zu erreichen, welche er nach Kräften aussog, und schloß dann einen Waffenstillstand mit den Visconti's. Ungeachtet aller seiner Erpressungen leerte sich doch beim Mangel regelmäßiger Einnahmen sein Schatz. Um Tausend sechshundert Goldgulden versetzte der Kaiser seine Krone bei einem florentinischen Kaufmanne, was natürlich bei den geldreichen und geldstolzen Italienern großen Anstoß gab. Im October (1368) kam Karl nach Rom, verrichtete auch dort zum Staunen der Welt die Geschäfte eines Stallknechtes, indem er das Pferd des Pabstes durch die Straßen der Stadt führte, und denjenigen eines Subdiaconus beim Hochamte, ließ seine Frau krönen und reiste von der Hauptstadt Italiens im December wieder ab, ohne sich mit etwas anderem, als öffentlichen Aufzügen, Ceremonien und dergleichen Abgeschmacktheiten befaßt zu haben. Zwar brachte er (Februar 1369) einen Schein-Frieden zu Stande, allein da er nichts that, um dessen Erfüllung zu sichern, brachen die Visconti's denselben, sobald der Kaiser die Alpen wieder überschritten hatte (August 1369). Die Wirren und Kriege dauerten fort, und das einzige Resultat dieses zweiten Römerzuges war, daß Kaiser Karls IV. Gattin zu Rom gekrönt wurde! Wenn ein Mensch durch Krönungsfeierlichkeiten groß werden könnte, so müßte Karl zu den größten Männern seiner Zeit gerechnet werden. Denn auf diesem Felde leistete er Ausgezeichnetes. Er machte für alle Besonnenen die Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit derartiger Ceremonien anschaulich. Doch

die Zahl der Besonnenen war zu allen Zeiten sehr gering im Verhältniß zu der schaulustigen und gedankenlosen Menge.

Nach seiner Rückkehr aus Italien fuhr Karl IV. fort, die Gränzen seines angestammten Reiches Böhmen zu erweitern und dessen Wohlstand zu heben. Er belebte den Handel auf der Elbe und bemühte sich, Lübeck zum Stapelplatze für die böhmischen und brandenburgischen Waaren zu machen. Im Jahre 1375 stattete er diesem Hauptsitze des nordischen Handels einen feierlichen Besuch ab, erklärte Lübeck für einen der fünf ersten Freistaaten der Welt und verlieh dieser Hansestadt den gleichen Rang mit Rom, Venedig, Florenz und Pisa, den damaligen Hauptstädten des römischen Reiches. Wie tief sind alle fünf seitdem gesunken!

Im folgenden Jahre gelang es Karl IV., durch Geld, das er den Fürsten und durch glänzende Feste, die er der Ritterschaft gab, die Erwählung seines Sohnes Wenzel zum römischen Könige zu bewirken. Der brandenburgischen Stimme war er durch sein Verhältniß zu dem Markgrafen Otto, welcher sein Pensionair war und nur den Titel eines Markgrafen noch führte, gewiß. Auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz hatte er den Bischof von Bamberg, Ludwig von Thüringen, erhoben, obgleich dieser nicht mehr Recht darauf hatte, als sein Gegner, der Bischof von Speier, Adolph von Nassau, welcher den größten Theil des Mainzer Bisthums besetzt hielt. Den Herzog von Sachsen hatte Karl IV. gewonnen, indem er ihm die streitige Kurwürde zuerkannte. Die übrigen Kurfürsten ließen sich durch Geld und durch Reichsgüter für des Kaisers Pläne gewinnen. Die Zustimmung des Pabstes erschlich Karl IV. durch eine Urkunde, worin er gewissermaßen die Abhängigkeit des deutschen Reiches vom römischen Stuhle einräumte. Wenzel's Unfähigkeit war zur Zeit seiner Wahl schon ziemlich allgemein bekannt. Sein Vater sah sich daher veranlaßt, durch eine eigene Schrift, die er veröffentlichte, nachzuweisen, daß sein Söhnlein den trefflichsten Unterricht genossen und in der kaiserlichen Kanzlei neben seinem Vater stets beschäftigt gewesen sei. Noch im Jahre vor seinem Tode (1377) unternahm Karl IV. eine kostspielige Reise nach Frankreich und machte sich in Paris durch ein gerichtliches Verfahren lächerlich, das er gegen den König von England einleitete, worin er seinem französischen Freunde zu Liebe den abwesenden König verurtheilte. Wenige Monate nach seiner Rückkehr, im November 1378, starb Kaiser Karl IV. am Podagra, woran er schon lange gelitten hatte. Seinem ältesten Sohne, Wenzel, hinterließ er Böhmen, Schlesien und die Oberpfalz; dem zweiten, Siegmund, hatte er schon früher Brandenburg verliehen; der jüngste Sohn, Johann, erhielt die Niederlausitz, Jauer, Schweidnitz und Görlitz. Die beiden Söhne seines verstorbenen Bruders Johann Heinrich: Jodokus oder Jobst und Prokopius wurden mit der Markgrafschaft Mähren abgefunden. Das Familien-Eigenthum Luxemburg verblieb dem Bruder Karl's IV., Wenzel. Dieses Länderverzeichniß zeigt, daß auch die Familie der Luxemburger, gleich den Habsburgern, in kurzer Zeit große Gebiete an sich gerissen hatte. Die Wittelsbacher litten während der Regierung Karl's IV. bedeutende Verluste. Die Habsburger dagegen erwarben (1369) noch Tyrol. Ihr Gebiet erstreckte sich, wenn auch unterbrochen und durchschnitten von fremden Städten und Ländern, von Burgund bis an die ungarische Gränze.

Der Habsburger, Maximilian I., behauptete zwar, daß Deutschland niemals ein verderblicheres Oberhaupt gehabt habe, als Karl IV., allein er vergaß dabei gänzlich, daß derselbe nur dem von Rudolph I. von Habsburg gegebenen Beispiele gefolgt war und für das Luxemburgische Haus dasselbe, was jener für das habsburgische gethan hatte.

§ 8. Wenzel von Luxemburg (1378—1400).

In dem Todesjahre Karl's IV. (1378) trat die große Kirchenspaltung (Schisma) ein, welche sechsunddreißig Jahre hindurch (1378—1414) die ängstlichen Gemüther in Bewegung setzte und den Herrschern viel Kopfbrechen kostete. Nachdem Gregor XI. in Rom gestorben war, wählten die Cardinäle zuerst den Erzbischof von Bari, Bartholomäus von Prignano, welcher sich den Namen Urban VI. beilegte, die französischen später den Cardinal Robert von Genf, welcher als Clemens VII. den s. g. Stuhl Peters bestieg. Beide Päbste behaupteten, die allein rechtmäßigen zu sein, verfluchten sich gegenseitig in wahrer Pfaffenmanier und bereiteten dadurch den verdummten Massen, welche nicht wußten, durch welchen Stellvertreter Gottes sie in das Himmelreich eingeführt werden könnten, große Sorgen. Den ränkesüchtigen Herrschern aber, welche sich mehr um irdische Gewalt, als ewige Seligkeit bekümmerten, bot diese Spaltung reichen Stoff zu mannichfaltigen Versuchen, im Trüben zu fischen. Wie in der Kirche, so herrschte auch in allen Verhältnissen des Staates die größte Verwirrung. Die Städte, Fürsten und Ritter kämpften mit einander und das kaiserliche Ansehen war durch die schwachen Regierungen Ludwig's IV. und Karl's IV. auf's Tiefste erschüttert. Wenzel war erst in seinem achtzehnten Jahre, als er auf den deutschen Thron berufen wurde. Die Erziehung, welche ihm sein pedantischer, abergläubischer, habsüchtiger und ränkevoller Vater gab, war nicht geeignet, ihn zu einem thatkräftigen und gerechten Fürsten heranzubilden und ihn zu befähigen, den mannichfaltigen Schwierigkeiten, welche den deutschen Kaiserthron umgaben, die Spitze zu bieten. Wenzel sollte zugleich König von Böhmen und Kaiser von Deutschland sein, zwei schwer zu vereinigende Würden! In Böhmen bestanden slavische Anschauungen und Staatseinrichtungen. Dort war der König nicht an die Förmlichkeiten der deutschen Verfassung und Sitte gebunden. Unumschränkte Herrschaft war alt hergebrachte Gewohnheit. In Deutschland war der König nur der Erste unter den Gleichen und konnte ohne deren Zustimmung und Mitwirkung wenig oder nichts ausrichten. Seit den Zeiten Johann's von Böhmen bestand zwischen dem luxemburgischen Hause und den Königen von Frankreich eine nur selten unterbrochene Bundesgenossenschaft. Diese wurde durch die Kirchenspaltung gefährdet, denn Karl IV. hatte noch kurz vor seinem Tode Urban VI. anerkannt, während der König der Franzosen dessen Gegner Clemens VII. in Schutz nahm. Durch Böhmen und seinen Bruder Sigismund, welcher König von Ungarn wurde, stand Wenzel mit dem Osten Europa's in Berührung. Dort fingen die Türken an, sich furchtbar zu machen. Sie konnten nur durch angestrengte Wachsamkeit und ausdauernden Muth vom Herzen Europa's fern gehalten werden. Alle diese Verhältnisse und Beziehungen erforderten einen umfassenden Geist und eine kräftige Hand, um zum Besten Deutschlands entwickelt zu werden. Wenzel war nicht ohne alle Gaben. Er besaß weder den Aberglauben, noch die Pedanterie seines Vaters, allein auch nicht seine Ausdauer und Schlauheit. Er war träg und gewaltthätig in seinen besten Tagen und wurde später ein Trunkenbold und Wütherich. Einem unternehmenden und umsichtigen deutschen Kaiser hätten die Verhältnisse, in welchen Wenzel den Thron bestieg, erwünschte Gelegenheit geboten, Deutschland von dem päbstlichen Joche zu befreien, die Gränzen des Reiches zu sichern und im Innern mit Hülfe des friedliebenden und gewerbfleißigen Theiles der Bevölkerung die Ruhe und die Ordnung herzustellen. Wenzel stand aber nicht auf der Höhe seiner Zeit. Er vermochte nicht, den Begebenheiten Ziel und Richtung zu geben, vielmehr ließ er sich durch dieselben, unfähig, sie zu beherrschen, fortziehen. Alle Versuche, welche er machte, in die Ereignisse mit Nachdruck einzugreifen, fielen zu seinem Schaden aus, weil sie weder ruhig erwogen, noch mit Beharr-

lichkeit ausgeführt wurden. Wenzel war weder ein berechnender Tyrann nach dem Muster des Prinzen von Macchiavelli, noch ein gerechter König nach dem Vorbilde des Xenophontischen Cyrus. Er zog die Jagd den Staatsgeschäften und den Trunk jeder anständigen Erholung vor. Hatte er seinem Geiste durch Getränke nicht nachgeholfen, so war er schlaff. Hatte er mäßig getrunken, so war er munter, witzig und lebensfroh, allein natürlich nicht zu Geschäften, vielmehr nur zu geselliger Unterhaltung aufgelegt. Der unmäßige Genuß berauschender Getränke steigerte seine gewöhnliche Rohheit zu thierischer Wuth. Sein Lieblingsaufenthalt waren Jagdschlösser inmitten dichter Waldungen, seine Lieblingsumgebung Hunde von außerordentlicher Stärke und Kampflust. Einen derselben hatte er stets Nachts an seinem Bette liegen, unbekümmert um die Gefahren, womit sie seine Angehörigen bedrohten. Seine erste Gemahlin wurde (1386), einer seiner treuen Rathgeber nicht viel später von diesen Bestien zerfleischt. Der Scharfrichter folgte ihm auf Schritt und Tritt. In trunkenem Muthe befahl er diesem einst, ihm den Kopf abzuhauen, und als ihn der Scherge blos mit dem Rücken des Schwertes berührte, hieß der Kaiser ihn niederknieen und schlug ihm den Kopf ab. Ein solcher Mensch war in seinem Knabenalter der deutschen Nation von ihren Kurfürsten zum Herrscher gegeben worden! Er wurde von den Dummköpfen und Knechtseelen seiner und späterer Zeiten der Gesalbte des Herrn genannt! In seinen Händen lagen die Geschicke Böhmen's und nur dem Zerfalle des Königthums ist es zuzuschreiben, daß nicht auch diejenigen Deutschland's von seiner Willkür abhingen! Derartige Charaktere müssen jedem besonnenen Menschen den tiefsten Abscheu gegen das unumschränkte Königthum einflößen. Was würde unser Vaterland gelitten haben, wenn Wenzel aller Orten, wie in Böhmen hätte wüthen können?

Die wichtigste Frage, womit sich Wenzel sofort nach seiner Thronbesteigung zu beschäftigen hatte, war die Kirchenspaltung. Das gesammte deutsche Reich, mit alleiniger Ausnahme des Pfalzgrafen Ruprecht I., welcher sich noch nicht ausgesprochen, Adolph's von Nassau und des Herzogs Leopold II. von Oesterreich, welche für Clemens VII. Partei genommen, hatte Urban VI. anerkannt. Die beiden Fürsten von Nassau und Oesterreich sagten sich nur aus dem Grunde von dem gesammten deutschen Reiche los, weil sie hofften, ihre Zustimmung gut bezahlt zu erhalten. Sie waren übrigens um so weniger gefährlich, als dem einen der Bischof von Bamberg, Ludwig von Thüringen, welcher gleiche Stimmenzahl erhalten hatte, das Erzbisthum Mainz streitig machte, dem andern, Leopold von Oesterreich sein Bruder, Albrecht III., der Urban VI. anerkannt hatte, gegenüberstand. Es wäre nicht schwer gewesen, unter diesen Umständen die beiden widerspenstigen Fürsten zum Gehorsam zu bringen. Im Verhältniß zum ganzen Reiche waren Adolph von Nassau, dessen Einfluß durch Ludwig von Thüringen gebrochen werden konnte, und Leopold II. von Oesterreich, welchem sein eigner Bruder Albrecht ein Gegengewicht setzte, keine furchtbaren Feinde. Jedenfalls sollte denselben die Würde des deutschen Reiches und das Wohl der deutschen Nation nicht aufgeopfert werden. Wenzel wußte sich aber nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er von Adolph von Nassau seine Zustimmung in der kirchlichen Frage mit dem unbestrittenen Besitze des Kurfürstenthums Mainz, und diejenige Leopold's II. mit der Landvogtei in Ober- und Niederschwaben erkaufte. Adolph's Gegner, Ludwig von Thüringen, welcher auf das Kurfürstenthum Mainz Verzicht leistete, wurde mit dem Erzstifte Magdeburg abgefunden. Die Widersetzlichkeit eines rohen und räuberischen Bischofs, wie Adolph von Nassau einer war, wurde mit der höchsten Reichswürde nächst derjenigen des Kaisers, belohnt und ein anderer sittenloser und wollüstiger Bischof erhielt das wichtigste Bisthum im Norden Deutschland's! Fast noch verderblicher war die Abfindung Leopold's II. Seit langer Zeit hatte die Herrschsucht der

Habsburger das ganze südliche Deutschland in Aufregung erhalten, namentlich waren die reichsfreien Städte und Bezirke dieser Gegend von ihnen bedroht worden. Schon hatten sich die vier Waldstätte und die mit ihnen verbundenen Cantone: Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern, thatsächlich vom deutschen Reiche losgesagt, weil es ihnen keinen Schutz gegen die Habsburger verlieh. Statt dieser herrschsüchtigen Familie Schranken zu setzen, ernannte Wenzel das heftigste Mitglied derselben zum Landvogte in den bedrohten Gegenden. So machte er recht eigentlich den Bock zum Gärtner. Diese Ernennung erhielt dadurch, daß Leopold dafür vierzigtausend Goldgulden bezahlte, überdies den Anstrich einer vollständigen Bestechung. Auch für die Verbindung, welche Wenzel, im Jahre 1381, mit dem englischen Könige Richard II., einging, ließ er sich eine ansehnliche Geldsumme bezahlen. Der Ehebund, welcher damals zwischen dem englischen Könige und Wenzel's Schwester Anna, zu Stande kam, und welcher einen regeren Verkehr zwischen Böhmen und England zur Folge hatte, legte den Grund zu den religiösen Bewegungen, deren Schauplatz Böhmen später wurde. Wicleff's Schriften gelangten, durch Vermittlung der Umgebungen der englischen Königin Anna, nach Prag, wurden dort auf der Universität und in den Kirchen öffentlich besprochen und um so freudiger aufgenommen, als Wenzel selbst ihnen Beifall schenkte. Ein Verdienst kann diesem Fürsten, welcher stets mit der Geistlichkeit um irdischer Güter willen in Streit lag, daraus nicht gemacht werden. Die Stunde der Entscheidung hatte damals noch nicht geschlagen. Die Anerkennung von Wahrheiten hat nur dann eine höhere Bedeutung, wenn sie mit Gefahr verbunden ist, oder Opfer voraussetzt.

Die Ernennung des gefürchtetsten Raubfürsten des südlichen Deutschland's zum Reichsvogte von Ober- und Niederschwaben brachte sämmtliche Städte dieser Gegend in die größte Aufregung. Sie suchten sich dadurch zu schützen, daß sie einen neuen Bund unter sich schlossen. Noch im Jahr 1379 erhob sich die Zahl der Bundesstädte auf zwei und dreißig. Bald darauf trat auch Augsburg hinzu. Der schwäbische Städtebund einigte sich (1381) mit dem rheinischen. Jeder Bund verpflegte seinen Zuzug selbst, die Hülfe suchende Stadt sorgte dagegen für Herberge und Stallung, ihr kam die obere Leitung der Bundesmannschaft zu. Sie ernannte jedem Zuzuge seinen Hauptmann, und ihr gehörten alle Eroberungen und alle Beute, welche gemacht wurden. Eßlingen wurde zum Vorort des schwäbischen Bundes ernannt und hatte dessen Geschäfte zu führen. Der ausgesprochene Zweck des Bundes war Aufrechthaltung der Reichsfreiheit. Glücklicherweise war Leopold von Oesterreich in seinen eigenen Landen hinreichend beschäftigt; er hatte mit Ingelram von Coucy, dem bekannten französischen Bandenführer, mit den Grafen Nidau und Kyburg und in Italien wegen der Trevisaner Mark mit Franz von Carrara zu kämpfen. Eine andere Gefahr bedrohte die Städte von Seiten der kleineren Raubritter, welche dem Beispiele der Städte folgend, sich untereinander zur Aufrechthaltung des Faustrechts verbunden hatten. Der Graf Eberhard von Würtemberg trat in den Verein der Löwen ein und suchte dadurch den Löwenantheil für sich zu gewinnen, daß er (1382) zu Ehingen die Löwenritter und die Städte zu einem gemeinsamen Bunde vereinigte. Mainz, Frankfurt a. M., Wezlar, Coburg, Nürnberg, Regensburg, München, Basel, Straßburg und andere außerhalb Schwaben belegene Städte vermehrten die Kräfte des schwäbischen Bundes. Selbst der schlaffe, der Jagd und dem Trunke fröhnende Wenzel erkannte am Ende, daß, falls diese Bünde sich ungehindert entwickelten, sie nothwendig bald die gesammte Staatsgewalt in Deutschland an sich reißen müßten. Er berief einen Reichstag nach Nürnberg, auf welchem jedoch (Februar 1383) nur wenige Städte sich einfanden und unter dem Einflusse Leopold's von Oesterreich, Eberhard's von Würtemberg und anderer

bürgerfeindlicher Raubritter, Beschlüsse zu Stande kamen, welchen die Städte ihre Beistimmung mit Entschiedenheit verweigerten. Wenzel sah ein, daß er von den Fürsten getäuscht worden sei, indem durch die Nürnberger Beschlüsse die kaiserliche Gewalt den vier Kreis-Vorstehern zugetheilt war, welche in den vier Theilen Deutschland's den Landfrieden handhaben sollten. Auf dem Landtage zu Heidelberg, im Juli 1384, wurde eine Friedensordnung beschlossen, welche bis Pfingsten 1388 dauern sollte. Den Städten wurde gestattet, ihre Bündnisse beizubehalten, auch sollten sie zur Kriegsverwaltung und zu dem Bundesgerichte zugezogen werden. Doch wurden die Städtebündnisse in einer Lebensfrage, nämlich insofern sie auch Fürsten und Ritter umfaßten, gelähmt, die Landvogtei des Herzogs Leopold wurde bestätigt und die Städte sollten die alten Ansprüche der Kaiser und Landesherren anerkennen. Dessen mußten sie sich weigern, wenn sie nicht eine Beute der Fürsten werden wollten. Sie schlossen daher in Constanz, 1385, mit den freien Städten der Schweiz, Zürich, Bern, Solothurn, Luzern und Zug, welche damals noch zum Reiche gezählt wurden, ein Schutz- und Trutzbündniß. Dieses hätte dem gewerbfleißigen Bürgerthum einen dauernden Sieg über das räuberische Ritterthum verschaffen können, wenn nicht im Schooße der Städte kleinlicher Eigennutz vorgewaltet hätte. Die Schweizer Cantone schlossen mit den Städten Niederschwabens keinen Bund der Gleichheit ab, vielmehr bedangen sie sich aus, daß während diese ihnen ohne Rücksicht auf Entfernung zu Hülfe ziehen, sie ihrerseits nur innerhalb eines engen Kreises zum Beistande verpflichtet sein sollten; und auch dieser beschränkten Verbindlichkeit suchten sie sich im entscheidenden Augenblicke zu entziehen. Die deutschen Städte, Bern mit inbegriffen, machten daher Frieden mit Leopold, wodurch thatsächlich der Constanzer Bund wieder aufgelöst wurde. Nachdem dem Habsburger dieses gelungen war, rüstete er sich zum Kampfe gegen die vereinzelten Städte der Schweiz. Einhundert sieben und sechzig Herren geistlichen und weltlichen Standes ergriffen diese Gelegenheit mit Freuden, ihr Müthchen an den Bürgern und Bauern, auf welche sie mit Verachtung blickten, zu kühlen, und sandten den Eidgenossen Fehdebriefe zu. Am 9. Juli trafen die Oesterreicher und ihre Verbündeten bei Sempach mit den Schweizern zusammen und wurden von diesen auf's Haupt geschlagen. Leopold verlor mit 650 Rittern und 2000 Soldaten sein Leben. Zwei Jahre darauf, (April 1388) erlitten die Habsburger und ihre Bundesgenossen eine zweite entscheidende Niederlage bei Näfels. Moorgarten, Sempach und Näfels, drei glänzende Sterne am Himmel der Völkerfreiheit! Doch sollten sie bald schon durch eine finstere Wolke in Schwaben getrübt werden.

An allen diesen für Deutschland so hochwichtigen Kämpfen nahm der deutsche Kaiser keinen Antheil. Von 1385—1387 verließ er nicht sein Stammland Böhmen, woselbst er jagte und soff, und bisweilen einen ganzen Monat lang nicht einmal zu einer Unterschrift zu bringen war. Kamen aber Ränkeschmiede und Stellenjäger zu ihm nach Böhmen, so ertheilte er denselben Vorrechte und Urkunden ohne vorgängige Untersuchung der Thatsachen und Ansprüche, woraus natürlich die größten Widersprüche und die furchtbarste Verwirrung entstand. Die Fürsten Deutschland's schlossen unter dem mehr als zweideutigen Namen der Vehme (1386) einen Bund und ließen dem Kaiser durch eine Gesandtschaft mit Absetzung drohen, falls er noch länger das Reich seinem Schicksal überlasse. Endlich im Frühjahr 1387 kam dieser nach Nürnberg. Der Schrecken, den ihm die Fürsten eingejagt hatten, stimmte ihn günstiger gegen die Städte. Er beruhigte sie in Betreff der Landvögte und verbürgte neununddreißig Städten den Heidelberger Landfrieden, wogegen diese ihm Hülfe für den Fall zusagten, daß die Fürsten ihre Drohung in Ausführung bringen sollten. Auf dem Reichstage zu Nürnberg (Herbst 1387), den Wenzel übrigens

nicht selbst besuchte, wurde zwar ein neuer Landfrieden bis zum Jahre 1390 verkündet, allein schon vierzehn Tage darauf durch den Herzog Friedrich von Baiern-Landshut gebrochen, welcher den Erzbischof Pilgrim von Salzburg, einen Verbündeten der Städte, bei einem Vergleichsversuche treuloserweise gefangen nehmen ließ. Als sich die Städte seiner annahmen, antworteten die bairischen Herzoge mit systematischen Raubzügen gegen alle Waaren und Güter, welche von Bürgern der Reichsstädte durch ihr Gebiet geführt wurden. Die bairischen Herzoge waren Mitglieder des Fürstenbundes, genannt die Vehme, und wurden von diesem geschützt. Noch nie hatten sich Fürstenthum und Bürgerthum so schroff gegenüber gestanden. Die schwäbischen, fränkischen und rheinischen Bundesstädte erließen auf einer Versammlung im April 1388 eine förmliche Kriegserklärung gegen die Fürsten. Sie standen aber nicht auf der Höhe der alten griechischen oder der neueren schweizerischen Freistaaten. Ihre Bürger zogen nicht selbst in den Kampf, vielmehr mietheten sie Söldner, welche sich mit den Fürsten und Rittern weder an kriegerischer Gewandtheit, noch an Tapferkeit messen konnten, und welche nicht minder roh, als diese, wütheten und tobten. Der Krieg zwischen Städten und Fürsten begann, wie gewöhnlich mit Sengen und Brennen, Rauben und Morden. Die Städte handelten ohne Plan und ohne Kraft. Die fränkischen wurden durch den Burggrafen von Nürnberg und den Bischof von Würzburg zu Paaren getrieben. Die schwäbischen erlitten im August 1388 bei Döffingen durch Eberhard von Würtemberg und die rheinischen im November durch den Pfalzgrafen Ruprecht I. bei Worms eine entscheidende Niederlage. Die Frankfurter wurden bei Kronenburg geschlagen. Die Fürsten verfolgten ihre Siege mit äußerstem Nachdruck. Die Städte mußten ihnen bedeutende Summen für die Auslösung ihrer Gefangenen bezahlen. Nicht zufrieden damit, suchten die Fürsten auf dem Wege der Gesetzgebung zu vollenden, was sie auf dem Schlachtfelde begonnen hatten. An dem elenden Wenzel hatten die Städte nach verlorener Schlacht keine Stütze. Im Gegentheile gab er seine früheren Verbündeten ohne Zögern der Rache der Fürsten preis. Er hob in einem besondern Ausschreiben sämmtliche Bündnisse der Städte auf, erwähnte dagegen derjenigen mit keinem Worte, welche Fürsten und Ritter abgeschlossen hatten. Auf dem Reichstage zu Eger entstand über diese Ungerechtigkeit eine solche Aufregung, daß durch einen allgemeinen Beschluß sämmtliche Bündnisse, sowohl der Herren, als der Städte, verboten wurden. Die Verfügung begann mit den Worten: die Kurfürsten, Fürsten, Herren und Städte sollen einander behülflich sein, das Recht, nach Anweisung des Landfriedens, zu handhaben. Zu dem Schiedsgerichte, welches eingesetzt werden sollte, hatten die Kurfürsten und Herren zusammen vier und die Städte gleichfalls vier Männer zu stellen. Ungeachtet dieses Reichstagsbeschlusses blieb, in der Hauptsache, alles beim Alten. Die verschiedenen Bünde lösten sich nicht auf, die Fehden dauerten fort, die Faust bildete, nach wie vor, das einzige Recht in Deutschland. Wenzel konnte in Böhmen nicht Ordnung halten, wo er durch keine Verfassungsschranken gehemmt war. Wie sollte er im Stande gewesen sein, die gesammte deutsche Nation, welche seit anderthalb Jahrhunderten kein kräftiges Oberhaupt mehr gehabt und welche sich an das Faustrecht gewöhnt hatte, zu der Herrschaft der Gesetze zu führen? Als die Fürsten, im Anfange des Jahres 1389, in ihn drangen, einen Reichstag abzuhalten, gab er ihnen die unverschämte Antwort: er habe nicht Lust, gleich seinem Vater und Großvater, die böhmischen Gelder auf Reisen in Deutschland zu verwenden, und berief den Reichstag, statt, wie sonst gewöhnlich, an einen Ort des mittleren Deutschland's, nach Eger. Wenzel ging sogar damals mit dem Plane um, die deutsche Krone niederzulegen. Er hätte dadurch sich selbst manche Demüthigung, dem deutschen Vaterlande viele Leiden erspart. Daß die deutsche Krone kein werthloser

Schmuck war, vielmehr deren Besitzern die Gelegenheit verschaffte, ihre Macht zu erweitern und zu vergrößern, hatten nicht blos die Habsburger und der Wittelsbacher Ludwig IV., sondern auch der Vater Wenzel's zur Genüge bewiesen. Der schlaffe Sohn verstand es allerdings nicht, die Kaiserkrone, wie seine Vorfahren, auszubeuten; das berechtigte ihn jedoch keineswegs, seine Regentenpflichten zu vernachlässigen. Er hatte mit sich selbst auszumachen, ob er den deutschen Thron besteigen und behalten wollte. Er konnte zu jeder gelegenen Zeit die Krone niederlegen. So lange er sie aber bewahrte, mußte er die damit verbundenen Lasten tragen, wenn er sich nicht gerechtem Tadel blosstellen und schwere Verantwortlichkeit auf sich laden wollte.

Wenzel war mit der Geistlichkeit und dem Adel seines Stammlandes in unausgesetzte, zum Theil sehr bedenkliche Streitigkeiten verwickelt. Diese beiden bevorzugten Stände hatten den größten Theil der Krongüter an sich gerissen, während Johann von Böhmen in Frankreich und Italien umhergereist und Karl IV. seine Länder nach Außen hin zu vergrößern bemüht gewesen war. Der Erzbischof von Prag besaß nicht weniger als acht Städte und Herrschaften und sieben feste Plätze, welche früher der Krone gehört hatten. Wenzel hätte mit Recht sich bemühen können, die dem Königthume geraubten Güter wieder zu erwerben. Er mußte dieses aber in einer wenigstens einigermaßen gesetzlichen Weise thun, mußte einen bestimmten Plan fassen und diesen mit Kraft und Umsicht ausführen. Er ließ aber zuerst zehn Jahre in träger Unthätigkeit vergehen, berief endlich (1389) einen Landtag, verlangte von diesem eine Vermehrung seiner Einkünfte und verfuhr, als diese ihm verweigert wurde, gleich einem Räuberhauptmann. Er umgab sich mit Truppen, versammelte den Adel, ließ einen Ritter nach dem andern vor sich rufen, forderte denselben auf, anzugeben, welche Summe er auf das von ihm in Besitz genommene Krongut geliehen und was er daraus bezogen habe, damit mit ihm Abrechnung gepflogen werden könne. Diejenigen, welche nicht Rede standen, wurden sofort in ein besonderes Zelt gebracht und enthauptet. Durch diese empörende Verfahrungsweise erreichte Wenzel seinen Zweck nicht und brachte nur die gesammte Ritterschaft gegen sich auf, welche sich gleichmäßig in ihrem Eigenthume und in ihren Personen auf die ungerechteste Weise angegriffen sah. Eben so grausam, als gegen den Adel verfuhr Wenzel gegen die Geistlichkeit. Er hatte Recht, das Domcapitel zu Breslau, welches, ohne alle genügende Ursache, die Stadt in den Bann erklärte, auf zwei Jahre fortzutreiben und dessen Güter außerhalb des Gesetzes zu erklären, bis die Geistlichkeit zum Kreuze kroch (1381). Es mag ihm verziehen werden, daß er (1382) in eigener Person die Beischläferinnen der Prager Geistlichen aus deren Häuser abholte und sie, sammt ihren Liebhabern, an den Pranger stellen ließ, obgleich die unvermeidlichen Folgen des Priestercölibats mehr den Päbsten, die es einführten und aufrecht erhielten, als den armen Tropfen zur Last fallen, welche oft mehr durch äußere Verhältnisse, als durch freie Wahl in die Fesseln des Priesterstandes geschlagen werden. Auch läßt sich nichts dagegen einwenden, daß er den Erzbischof von Prag, welcher in frechem Uebermuthe, aus Lust zur Fischerei, eine königliche Wehre in der Elbe zerstörte, zur Besinnung brachte, indem er ihn gefangen setzte und die Güter des Prager Domcapitels außerhalb des Gesetzes erklärte. Allein in dem Streite, den Wenzel (1393) mit dem Erzbischofe von Prag führte, überschritt er alles Maß und Ziel. Der Erzbischof handelte allerdings in wahrer Pfaffenweise, indem er den obersten Verwaltungsbeamten in Böhmen, Sigismund Huler, mit dem er über die Gränzen der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit rechtete, in den Bann that und sogar den König Wenzel durch Nicolaus Puchnik und Johann

Pomuk, oder Nepomuk, vor sein Gericht laden ließ. Der König schrieb ihm hierauf: „Du Erzbischof, gieb mir Raudnitz und meine anderen Schlösser zurück und packe Dich fort aus meinem Böhmen; und wenn Du etwas gegen mich oder meine Leute unternimmst, so will ich Dich ersäufen und so den Streit beendigen. Komm' nach Prag!" Den Nepomuk ließ Wenzel knebeln, von einer Brücke in die Moldau werfen und ertränken und den Puchnik foltern. Kurz darauf bereute er seine That und handelte noch abscheulicher und unkluger, indem er seinen Kämmerer Huler enthaupten ließ und den Puchnik (1402) auf den erzbischöflichen Stuhl von Prag erhob. Wenzel konnte nach solchen Thaten weder unter dem Adel, noch unter der Geistlichkeit zuverlässige Freunde besitzen. Zwar stand er mit den Städten auf einem bessern Fuß, doch wenn die freien Reichsstädte Mühe hatten, sich gegen die Fürsten und Ritter zu behaupten, so waren die Landstädte Böhmens weit weniger im Stande denselben das Gleichgewicht zu halten. Die Trägheit und der Jähzorn Wenzel's machten überdies jedes feste Bündniß mit ihm unmöglich. Mit seinem Bruder Sigismund und seinen Vettern Jobst und Procopius, welche, wenn sie fest an ihm gehalten, seine Macht um ein Bedeutendes verstärkt hätten, lebte er niemals auf freundschaftlichem Fuße und gerieth er später sogar in theils offene, theils geheime Feindschaft. Sigismund hatte sich mit der Erbin von Ungarn, Maria, Tochter Königs Ludwig, des s. g. Großen von Ungarn, vermählt (1387) und dadurch den ungarischen Thron erworben. Er vernachlässigte die Mark Brandenburg, verpfändete diese (1388) an Jobst und Procopius von Mähren und wußte sich aus seinen mannichfaltigen Verlegenheiten nicht anders zu helfen, als indem er gegen seinen Bruder Wenzel, dem er für manchen geleisteten Dienst zum Danke verpflichtet war, Ränke spann.

Seit dem Landtage von Eger wurde Wenzel's Stellung dem deutschen Reiche gegenüber und seit den Prager Mordscenen vom gleichen Jahre sein Verhältniß zu Böhmen immer schwieriger. Sein Bruder Sigismund und sein Vetter Jobst standen mit ihm auf gleicher sittlicher Höhe. Sie hätten an den Grausamkeiten ihres Verwandten keinen Anstoß genommen, wenn diese vom Erfolge gekrönt worden wären. Seine Laster konnten ihnen kein Aergerniß geben, denn, wenn Wenzel ein Trunkenbold, so waren sie Wollüstlinge, und wenn er träg, so waren sie falsch und ränkesüchtig. Dessen ungeachtet suchten sie von den Verlegenheiten Wenzel's Vortheile zu ziehen, statt ihm mit Rath und That beizustehen, wie ihre Pflicht und selbst ihr Vortheil geboten. Nur an Johann von Görlitz und Procopius von Mähren hatte Wenzel Stützen. Jobst stand in offenem Verkehre mit den böhmischen Rittern, welche nur auf eine Gelegenheit lauerten, sich an ihrem Könige für die Schlächtereien des Jahres 1389 zu rächen. Siegmund nährte die Unzufriedenheit des Adels im Stillen. Im Jahre 1390 schlossen beide einen Vertrag mit dem Herzog Albrecht III. von Oesterreich, welcher der Vorgänger eines förmlichen Schutz- und Trutzbündnisses war, das sie im Jahre 1393 mit ihm eingingen. Da Albrecht ein Feind Wenzel's war, konnte es kaum gegen einen andern, als diesen, gerichtet sein. Im Einverständnisse mit Jobst faßten die unzufriedenen böhmischen Ritter den Plan, Wenzel gefangen zu nehmen, bis er ihnen die entzogenen Güter zurückerstattet und seinem Vetter Jobst mehrere Verwilligungen gemacht habe. Jobst scheute sich nicht, im Mai 1394, die Gefangennehmung seines Vetters und Königs selbst zu leiten. Im Vereine mit mehreren unzufriedenen Herren überfiel er den Kaiser auf einer Reise und führte ihn gefangen auf das Prager Schloß. Johann von Görlitz und andere Freunde Wenzel's wußten nicht, wo dieser verwahrt wurde. Diejenigen, welche davon Kenntniß hatten, glaubten besser zu thun, wenn sie sich ruhig verhielten. Wenzel blieb daher in der Gewalt seiner Feinde.

Sechsundzwanzig Tage lang widerstand er den Forderungen der Verschworenen, dann aber gab er nach und stellte ihnen eine Urkunde aus, worin er den Herren die eingezogenen Güter zurück gab, seinen Vetter Jobst aber zum Statthalter von Böhmen ernannte. Als endlich Johann von Görlitz seinem Bruder zu Hülfe eilte, brachten die Verschworenen den Kaiser auf österreichisches Gebiet und bewiesen dadurch deutlich, daß die Habsburger ihre Hände bei dieser Sache im Spiele hatten. Endlich wurden die Pläne und Unternehmungen der Verschworenen ruchbar, die deutschen Fürsten sandten den Sohn Ruprecht's II. von der Pfalz nach Böhmen. Die aufständischen böhmischen Herren wagten es nicht länger, ihren König und Kaiser in Gewahrsam zu halten und ließen ihn am achtundzwanzigsten Tage seiner Haft frei. Die Verschwörung des Adels brachte die Schwäche Wenzel's zu Tage und verminderte das königliche Ansehen in Böhmen und ganz Deutschland noch mehr. Seine Stellung wurde da und dort schwieriger, seine Stimmung gereizter. Den Bürgermeister und mehrere Rathsherren von Prag ließ er sofort hinrichten. Er vermochte seinen Groll gegen die Verschworenen nicht zu unterdrücken und besaß nicht die Macht, sie zur Rechenschaft und Strafe zu ziehen. Die Gährung unter den Großen Böhmens dauerte fort. Als im Jahre 1396 Unruhen ausbrachen, ritt Wenzel im Geleite des Scharfrichters durch die Straßen Prag's und ließ Alle, welche ihm nach oberflächlicher Untersuchung betheiligt schienen, auf den Schwellen ihrer Häuser hinrichten. Mit Mühe entging er im folgenden Jahre (1397) einer neuen Gefangenschaft, womit er bedroht war. Den Urhebern dieser zweiten Verschwörung machte er nicht einen Proceß, vielmehr lockte er sie auf die Festung Karlstein und ließ sie dort ermorden. Bedrängt von allen Seiten, ohne Anhänger und Freunde, denen er vertrauen konnte, warf er sich den Urhebern der ganzen wider ihn eingeleiteten Verschwörung in die Arme, bestellte seinen Bruder Sigismund nach Johann's Tode (1396) zu seinem Nachfolger und zum Verweser des deutschen Reiches, und seinen Vetter Jobst, den er kurz zuvor wegen Straßenraubes hatte einsetzen lassen, zum Herzoge von Luxemburg und Reichsvogt im Elsaß. Um das deutsche Reich bekümmerte er sich weniger, als jemals zuvor; dennoch ernannte er, im Widerspruche mit der goldenen Bulle, ohne den Beirath der Stände, den Tyrannen von Mailand, Johann Galeazzo zum Fürsten des deutschen Reiches. Gegen Bezahlung verfügte er in ungesetzlicher und schimpflicher Weise über die Würden des Reiches und stellte sogar Blankets, d. h. solche Urkunden aus, welche nur mit seiner Unterschrift und seinem Siegel versehen waren, von dem Inhaber daher willkürlich ausgefüllt werden konnten.

Die deutschen Kaiser besaßen am Ende des vierzehnten Jahrhunderts sehr wenig Macht Gutes zu thun, um zu schaden hatten sie aber noch immer hinreichende Gewalt. Nur durch sie konnte die gesammte schwerfällige Maschine deutscher Staatsverwaltung in Bewegung gesetzt werden. Die Landesherren, Ritter und Städte hatten allerdings so viel Macht an sich gerissen, daß die gewöhnlichen und untergeordneten Staatsangelegenheiten auch ohne kaiserliche Machtvollkommenheit erledigt wurden. Ohne den Kaiser konnte aber kein Reichstag berufen und folgeweise kein allgemein bindendes Gesetz erlassen werden. Von Rechtswegen sollte auch der Kaiser für die Vollziehung der Gesetze Sorge tragen. Namentlich lag es ihm zunächst ob, über den Landfrieden zu wachen, was allerdings in langer Zeit kein Kaiser gethan hatte. Dem Auslande und dem Pabste gegenüber konnte Deutschland nur durch den Kaiser vertreten werden. Je verwirrter der Zustand der Kirche war und je eifriger andere Reiche, namentlich Frankreich, England, Castilien und Navarra sich bemühten, der herrschenden Spaltung ein Ziel zu setzen, desto dringender war Deutschland aufgefordert, sich gleichfalls mit derselben zu beschäftigen. Dieses konnte mit Erfolg nur durch den Kaiser geschehen. Besonders thätig waren die Franzosen, die gute Gelegen-

heit zu benützen und einige der drückendsten Fesseln des Pabstthums abzuwerfen. Damals legten sie den Grund zu der s. g. Freiheit der gallikanischen Kirche. Das zerrissene Deutschland, dessen Kaiser nur jagte, soff und Hinrichtungen vollzog, wurde in derselben Zeit, da andere Länder dem Pabstthume mit Nachdruck entgegentraten, von Bonifacius IX. ausgesogen, geknechtet und mit Füßen getreten. Dieser verächtliche Opferpfaffe trieb in Deutschland ein schimpfliches Geschäft mit Ablässen, Aemtern, Pfründen, Dispensen, Anwartschreiben und sogar gerichtlichen Entscheidungen. Nicht zufrieden, Gegenstände, über welche er gar nicht oder nur zum Besten der Kirche einmal verfügen konnte, zu verkaufen, verkaufte er sie nicht selten hintereinander an mehrere Personen, die sich dann, auf päbstliche Urkunden gestützt, mit einander herumbalgten, befehdeten oder bekriegten. In Deutschland, woselbst viele Aebte und Bischöfe, Landesfürsten und Landesherren waren, brachte dieser schändliche Trödel gleichzeitig in die Kirche und in den Staat Verwirrung. Bonifacius verkaufte z. B. im Jahre 1399 das Bisthum Paderborn an einen Italiener, der die deutsche Sprache nicht kannte. Darüber entstand eine blutige Fehde zwischen dem Eindringlinge und der Ritterschaft. Erst als der achtzehnjährige Sohn des Herzogs von Berg, dem die Ritterschaft ihre Stimme gegeben hatte, dem Pabste das Bisthum zum zweiten Male bezahlt hatte, rief dieser den Italiener zurück. Das Erzbisthum Mainz, mit welchem die erste Würde des deutschen Reiches verbunden war, kaufte Johann von Nassau von Bonifacius, ungeachtet das Domcapitel den Grafen von Leiningen gewählt und der Kaiser ihn bestätigt hatte (1395).

Nach sechsjähriger Abwesenheit kam Wenzel, im Herbste 1397, endlich wieder nach Mittel-Deutschland. Auf der Reichsversammlung zu Frankfurt a. M. (im Januar 1398), wurde zwar wieder ein Landfriede auf fünf Jahre beschlossen, doch hörten natürlich darum die Fehden nicht auf. Namentlich lagen die fränkischen Städte im Kampfe mit ihrem despotischen Bischof. Drei Jahre lang währte der Krieg. Endlich (1400) siegte der Bischof und wüthete mit haarsträubender Grausamkeit gegen die unglücklichen Menschen, welche in ihm zugleich ihren weltlichen Herrscher und ihren geistlichen Führer verehren sollten. Der Kaiser ließ die verruchten Pfaffen nach Lust und Laune hängen, rädern und viertheilen und trieb sein Unwesen in Böhmen fort, als er, gleich nach dem Reichstage von Frankfurt a. M., dahin zurückgekehrt war. Mittlerweile trafen seine Gegner in Deutschland ernstliche Anstalten, ihn abzusetzen. Zu diesen gehörte zunächst Johann von Nassau, welcher das mit Geld erkaufte Erzbisthum Mainz mit Hülfe ritterlicher Räuber und feiler Söldner in Besitz genommen hatte, sodann Ruprecht II. von der Pfalz, welcher Absichten auf den deutschen Kaiserthron hegte. Beide standen übrigens unter dem Einflusse des Pabstes Bonifacius IX., welcher sich ihrer zur Befestigung seiner schwankenden Stellung bediente. So lange der Kaiser nicht entschieden Partei wider ihn nahm, begnügte sich der herrschsüchtige Pabst, ihm Verlegenheiten zu bereiten. Als Wenzel aber, auf Einladung des Königs von Frankreich, mit diesem in Rheims zusammentraf und sich dort den Königen von Castilien und Frankreich anschloß, setzte Bonifacius IX. alle Hebel in Bewegung, den Kaiser zu stürzen. Johann von Mainz und Ruprecht von der Pfalz hielten zuerst (im Juni 1399) mit den Kurfürsten von Köln und Sachsen und dem Landgrafen von Hessen eine Versammlung, auf welcher sie einen förmlichen Bund gegen Wenzel schlossen. Im September traten die fünf verbundenen Fürsten mit dem dritten geistlichen Kurfürsten und den mächtigsten weltlichen Fürsten zusammen und verabredeten Wenzel's Absetzung, behielten jedoch die förmliche Beschlußfassung einer weiteren Versammlung vor. Noch jetzt hätte Wenzel seinen Gegnern die Spitze bieten können. Allein er war zu schlaff, auch nur die von ihm selbst ausgeschriebenen Reichstage zu besuchen. Im Mai des folgenden Jahres

(1400) wurde auf einer zu Frankfurt a. M. abgehaltenen, auch von den Städten beschickten Versammlung endlich beschlossen, Wenzel solle nach Oberlahnstein vorgeladen, um, der goldenen Bulle gemäß, durch die Kurfürsten gerichtet zu werden. Den Städten war kein Antheil an der Beschlußfassung zugestanden, diese vielmehr nur zur Nachricht mitgetheilt worden. Als Wenzel von dem Frankfurter Beschlusse Kenntniß erhielt, fiel er wiederum von einem Extrem in's andere und wurde, aus einem Gegner des Bonifacius, plötzlich dessen unterthänigster Knecht, indem er, im Juni 1400, seinen Bruder an ihn absandte mit der Vollmacht, dem Pabste alles zuzugestehen, was er verlangen sollte. Die deutschen Kurfürsten waren aber zu weit gegen Wenzel voran gegangen, als daß sie hätten mit Sicherheit umkehren können. Die Mehrzahl derselben, nämlich die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier und der Pfalzgraf Ruprecht, setzte am 20. August den König Wenzel ab. Als Gründe ihrer Entscheidung führten sie an: die Ueberlassung Mailand's an die Visconti, die Preisgebung Genua's an die Franzosen, welche sich 1396 dieser Stadt bemächtigt hatten, das Ausgeben von Blankets, die unterlassene Beschützung des Landfriedens, des Königs widerrechtliches Verfahren in Böhmen und seine Vernachlässigung der Reichs- und Kirchen-Angelegenheiten. Alle diese Thatsachen waren unbestritten und rechtfertigten nach dem von Karl IV. selbst ertheilten Gesetze der goldenen Bulle vollkommen die Absetzung Wenzel's. Allerdings verfolgten die geistlichen Kurfürsten nicht minder, als der Pfalzgraf dabei ihre besonderen Absichten. Allein das berührte die Rechtsgültigkeit ihres Beschlusses nicht, so wenig, als die persönliche Schlechtigkeit Johann's von Nassau, welcher hauptsächlich die Absetzung betrieb.

§ 9. Ruprecht von der Pfalz und Jobst von Mähren (1400—1411).

Am Tage nach Wenzel's Absetzung wählten die Kurfürsten Ruprecht II. von der Pfalz zum deutschen König. Die Frankfurter öffneten ihm, nachdem er seinen Gegner sechs Wochen lang vor der Stadt erwartet hatte, die Thore. Aachen ließ ihn nicht ein, daher er sich in Köln krönen ließ (Januar 1401). Ruprecht war unstreitig nach der goldenen Bulle rechtmäßig gewählter deutscher König. Allein seit langer Zeit gab nicht das Recht, sondern die Gewalt den Ausschlag in Deutschland. Wenzel erkannte ihn nicht an, und besaß in Böhmen noch immer Macht genug, um dem Könige Ruprecht gefährlich werden zu können. Dieser wollte daher seinen Gegner zwingen, ihn als rechtmäßigen König anzuerkennen und überzog ihn mit Krieg, was ein großer Fehler war, denn Wenzel hatte so wenig Freude an der deutschen Königskrone, daß er sie dem Wittelsbacher nicht mit den Waffen in der Hand streitig gemacht hätte. Wäre Ruprecht im Stande gewesen, sich im ganzen deutschen Reiche, mit Ausnahme Böhmens, zu befestigen, so hätte Wenzel am Ende auch nachgeben müssen. Allein der neugewählte König besaß weder großartige persönliche Gaben, noch eine so bedeutende Hausmacht, um das schwache Scepter Deutschlands mit Kraft führen zu können. Als Kurfürst hatte er die Fehler Wenzel's mit Schärfe und Bitterkeit gerügt, als König war er allerdings thätiger, gemäßigter und umsichtiger, als sein Vorgänger, allein er richtete nicht mehr als dieser aus. Im Gegentheile wurde er geschlagen, als er mit Heeresmacht in Böhmen einfiel (April 1401). Wenzel, der sich von Außen durch Ruprecht und von Innen durch den böhmischen Adel bedroht sah, gestand diesem alle Forderungen, die er stellte, zu, ließ sich gefallen, daß die Verwaltung des Landes vier böhmischen Herren übertragen und daß sein Bruder Sigismund zum Regenten ernannt wurde, worauf die Ruhe im Lande hergestellt und Ruprecht durch die vereinte Macht sämmtlicher Parteien Böhmens mit leichter Mühe zurückgetrieben wurde.

Nicht gewitzigt durch diese erste verfehlte Unternehmung, machte Ruprecht eine zweite, welche ihm noch mehr Schaden und Unehre brachte, als sein Kriegszug nach Böhmen. Er wollte sich in Italien Geltung verschaffen, um geschmückt mit der römischen Kaiserkrone in Deutschland nachdrucksvoller auftreten zu können. Er war unter drei Bedingungen zum Könige gewählt worden: daß er die Raubzölle abstelle, Mailand wieder an das Reich bringe und der Kirche wieder aufhelfe. Die dritte derselben war so allgemein gefaßt, daß sie ihm keine Sorgen zu machen brauchte. Die erste setzte eine Macht voraus, welche Ruprecht nur im Laufe der Zeit durch eine kräftige und umsichtige Regierung gewinnen konnte, die zweite ein Heer, einen Schatz und Feldherrngaben, welche Ruprecht nicht besaß. Er mußte in Venedig Geld aufnehmen, um die Kosten seiner Rüstungen zu bestreiten, und dem Herzoge Leopold III. von Oesterreich hunderttausend Dukaten, welche er nicht hatte, und als Unterpfand dafür mehrere Städte und Schlösser, die dem Herzoge von Mailand erst abgenommen werden sollten, versprechen, damit er ihm den Durchzug durch Tyrol gestattete. Im September 1401 zog Ruprecht über die Alpen, am 21. October kam es bei Brescia zur Schlacht mit den Söldnern des Herzogs Johann Galeazzo von Mailand. Die Deutschen wurden geschlagen, wahrscheinlich in Folge des Verrathes des Herzogs Leopold von Oesterreich, welcher sich im Anfange des Treffens fangen ließ, worauf seine Truppen sich, wie auf ein verabredetes Zeichen, zerstreuten. Außer ihm hatte sich auch der Erzbischof von Köln an den Herzog von Mailand verkauft. Als ihnen Ruprecht Vorwürfe machte, kehrten beide Fürsten mit einander nach Deutschland zurück. Ruprecht folgte ihnen im April des folgenden Jahres (1402) nach, ohne die Kaiserkrone empfangen zu haben, weil er es verschmähte, sie durch das Versprechen zu erkaufen, sich nicht in den Streit des Pabstthums mischen zu wollen.

Da dem deutschen Könige die zwei ersten Unternehmungen mißlungen waren, hatte er Mühe, das Ansehen der Krone, welches im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts so tief gesunken war, auch nur einigermaßen wieder herzustellen. An gutem Willen dazu gebrach es Ruprecht nicht. Er züchtigte kurz nach seiner Rückkunft aus Italien die Stadt Aachen, welche ihm ihre Thore verschlossen hatte, als er sich, der Sitte gemäß, daselbst krönen lassen wollte. Er demüthigte den Markgrafen Bernhard von Baden und den Herzog Wilhelm von Berg, welche sich schwere Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen. Schon fing er an, die Burgen der Wetterau zu zerstören, als die zahlreichen Räuber Deutschlands einen Bund wider ihn schlossen, dem Ruprecht nicht die Spitze zu bieten vermochte. Der schlimmste unter den Wegelagerern jener Zeit war der Erzbischof Johann von Mainz. Seinen Bestrebungen war zunächst die Absetzung Wenzel's zuzuschreiben. Diesem raubsüchtigen Kirchenfürsten waren die Pflichtverletzungen Wenzel's nur ein Vorwand, mit dessen Hülfe er sich eines lästigen Vorgesetzten entledigen wollte. Ihm war Wenzel nicht zu träge, im Gegentheil noch zu thätig gewesen. Er grollte dem Könige nicht, weil dieser den Landfrieden unbeschützt ließ, sondern weil er doch bisweilen zu Gunsten desselben einschritt. Johann von Mainz stand auf gleicher Höhe mit dem Markgrafen Bernhard von Baden und dem Herzoge Eberhard III. von Würtemberg. Im September 1405 schlossen diese drei Fürsten zu Marburg untereinander und zugleich mit siebzehn schwäbischen Städten, welche thöricht genug waren, ihnen zu vertrauen, ein Bündniß, welches dem Wesen nach gegen Ruprecht gerichtet war, obgleich, nach der hinterlistigen Sitte der Rechtsverdreher jener Zeit, die Pflichten gegen Kaiser und Reich darin vorbehalten waren. Vergebens suchte Ruprecht diesen übermächtigen Bund zu sprengen. Derselbe löste sich nicht auf, vielmehr verstärkte er sich (1407) durch den Beitritt des Herzogs Ludwig von Baiern und der Städte Worms,

Speier und Augsburg, und machte dem Könige jedes kräftige Einschreiten zum Schutze des Landfriedens unmöglich. Die Räuber des südlichen Deutschlands waren mächtiger, als der König, der sie züchtigen wollte. Im Norden und im Osten besaß Ruprecht durchaus keinen Einfluß, indem der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen ihn niemals anerkannten.

Wenzel hatte mittlerweile in Böhmen wieder festen Fuß gefaßt. Zwar hatte sein Bruder Sigismund ihn (1402) nach Wien geschleppt. Im November 1403 entsprang der Gefangene jedoch seiner Haft, kehrte nach Böhmen zurück und wurde mit Jubel empfangen, da Sigismund noch viel ärger, als Wenzel zuvor gehaust hatte. Wenzel war wieder König von Böhmen und rächte sich am Pabste Bonifacius IX., welcher seinen Gegner Ruprecht anerkannt hatte, dadurch, daß er die Angriffe duldete, welche von Huß und anderen nach Wahrheit und Freiheit strebenden Geistern auf das herrschende Pfaffenthum gemacht wurden.

Von den drei Bedingungen, welche dem Könige Ruprecht bei seiner Wahl gemacht wurden, erfüllte er im Laufe eines Jahrzehndes (1400—1410) keine. Die Raubzölle dauerten im deutschen Reiche fort, Mailand blieb verloren und die Kirchenspaltung wurde durch ihn ihrem Ende nicht näher gebracht. Sie theilte nicht blos die Christenheit, sondern auch Deutschland in zwei Theile, indem die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Böhmen den Pabst des Königs und des übrigen Reiches, Bonifacius IX., nicht anerkannten. Seit der Kirchenversammlung von Pisa (1409) gab es sogar drei Päbste und folgeweise drei kirchliche Parteien. Die Kurfürsten von der Pfalz und von Trier erkannten Gregor XII., den Nachfolger Bonifacius IX. (1389—1404) und Innocenz VII. (1404—1406) an, welcher seinen Sitz zuerst auf venetianischem, dann auf neapolitanischem Gebiete aufschlug; die Erzbischöfe von Mainz und Köln hielten dagegen zu Johann XXIII., dem Nachfolger des zu Pisa ernannten Alexanders V. Der dritte Pabst, Benedict XIII., der Nachfolger des Avignoner Pabstes Clemens VII., hatte in Deutschland nur wenige Anhänger. Mitten in diesen Wirren starb Ruprecht (1410). Die Königswahl hing nicht von der Tüchtigkeit, oder selbst von der Macht, sondern von der kirchlichen Stellung des Thronbewerbers ab. Wenzel hatte wiederholt erklärt, daß er, falls eine Person seiner Familie gewählt würde, die Kaiserkrone, mit Beibehaltung des Kaisertitels, niederzulegen bereit sei. Es lag daher nahe, daß die Kurfürsten, um die Wirren nicht noch zu vermehren, ihre Aufmerksamkeit auf das luxemburgische Haus richteten. Allein auch dieses war, wie ganz Deutschland, in der kirchlichen Frage gespalten. Jobst von Mähren, Karl's IV. Brudersohn, hatte sich für das Concilium von Pisa und dessen Pabst, Johann XXIII., Sigismund, Wenzel's Bruder, für Gregor XII. ausgesprochen. Die Kurfürsten von Mainz und Köln stimmten daher für Jobst, Pfalz und Trier für Sigismund. Auf dem Wahltage zu Frankfurt (20. September 1410) erkoren die Fürsten von der Pfalz und von Trier in Verbindung mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, als Bevollmächtigtem Sigismund's, diesen Bruder Wenzel's zum deutschen Könige. Sie nahmen die Wahl, in bezeichnender Weise, auf dem Kirchhofe des Domes vor, da der Erzbischof von Mainz ihnen die Kirche verschloß. Dagegen wählten am 1. October im Dome die Kurfürsten von Köln und Mainz in Verbindung mit Wenzel und unter Bezugnahme auf eine Vollmacht des Kurfürsten Rudolph von Sachsen den Markgrafen Jobst von Mähren. Dieser hatte daher jedenfalls die Mehrheit der Stimmen (Mainz, Köln, Böhmen und Sachsen) für sich, auch wenn die zwischen ihm und Sigismund streitige brandenburgische Stimme nicht gezählt wird.

Jobst von Mähren war einer der schlimmsten Gauner, Wegelagerer und Schurken

seiner Zeit, welchem die haarsträubendsten Verbrechen zur Last gelegt wurden und welcher namentlich gegen seinen Vetter Wenzel die schändlichsten Ränke gesponnen hatte. Daran nahm aber in jener trüben Zeit Niemand Anstoß. In der That war er wohl auch nicht schlechter, als sein Nebenbuhler Sigismund. Daß die deutsche Krone nur zwischen zwei Scheusalen, wie Jobst und Sigismund waren, hin und her schwankte, gereicht der damaligen Zeit und unserm Vaterlande nicht zur Ehre. Glücklicher Weise starb Jobst in demselben Monate (Januar 1411), in welchem er die auf ihn gefallene Wahl annahm, wodurch wenigstens der Ausbruch eines Krieges zwischen ihm und Sigismund verhütet wurde.

10. Sigismund (1411–1417).

Der Burggraf Friedrich von Nürnberg, aus dem Hause Zollern, war schon bei der Wahl des Markgrafen Jobst von Mähren sehr thätig gewesen, hatte für Sigismund viel Geld aufgewendet und erwarb sich dadurch Ansprüche auf die Mark Brandenburg, die ihm für seine Forderungen zuerst verpfändet und später eigenthümlich übertragen wurde. Nach dem Tode des Königs Jobst war Friedrich von Hohenzollern wieder sehr geschäftig. Er unterhandelte mit Sigismund, mit Wenzel und mit dem Erzbischofe von Mainz, brachte eine Versöhnung zwischen den beiden luxemburgischen Brüdern zu Stande und bewirkte, daß die Kurstimmen von Mainz, Köln, Böhmen und Sachsen sich auf Sigismund vereinigten. Die Kurfürsten von Trier und der Pfalz hatten früher schon Sigismund ihre Stimmen gegeben. Die Frage wurde jedoch mit Bitterkeit verhandelt, ob die erste Wahl Sigismund's umgangen und zu einer Neuwahl geschritten, oder aber blos bestätigt werden sollte. Mit Mühe kam man über diese Formfrage hinweg. Am 24. Juli wurde Sigismund, mit Zustimmung sämmtlicher Kurfürsten, als römischer König ausgerufen. Auch diese Wahl mußte übrigens mit schweren Opfern erkauft werden, welche natürlich auf das deutsche Volk zurück fielen. Dem Erzbischofe Johann von Mainz gestand Sigismund alle seine angemaßten Rechte in Betreff der Münze, des Geleites und der Zölle und mannichfaltige rechtswidrige Ansprüche seiner Geistlichkeit und seiner Freunde zu. Der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, ließ sich für seine Bemühungen und Vorschüsse noch vor erfolgter Wahl, am 8. Juli 1411, die Mark Brandenburg mit allen Rechten und Einkünften, wie sie Sigismund besessen hatte, als rechter Obrist, gemeiner Verweser und Hauptmann auf so lange abtreten, bis ihm oder seinen Erben die hunderttausend Gulden, die ihm Sigismund schuldete, zurückgezahlt wären. In unsern Tagen stehen die Fürstenthümer höher im Preise. Friedrich Wilhelm IV. zahlte für die kleinen Fürstenthümer Hohenzollern zehnmal mehr, als sein Vorfahre für die große Markgrafschaft Brandenburg. Bei der Verpfändung der Mark hatte sich zwar Sigismund die Kurwürde vorbehalten. Doch auch diese überließ er dem gewandten Burggrafen von Hohenzollern im Jahre 1417, nachdem dieser ihm 400,000 Dukaten vorgeschossen hatte, welche der König zur Ehre seiner hohen Würde verjubelte. Sigismund opferte der deutschen Königskrone die Markgrafschaft Brandenburg auf, während andere Könige durch die deutsche Krone Kurfürstenthümer, Herzogthümer und Grafschaften zu erwerben wußten. Ungeachtet der Opfer, welche Sigismund gebracht hatte, seine Wahl durchzusetzen, vergingen Jahre, bevor er nur nach Deutschland kam. Schon vor dem Tode seines Vaters, Karl's IV., hatte Sigismund die Mark Brandenburg zugetheilt erhalten. Durch seine Vermählung mit Maria, der Tochter Ludwig's, des s. g. Großen von Ungarn, war er, obgleich nicht ohne Mühe und große Gefahren in den Besitz dieses Reiches getreten. Der ungarische Thron war aber nicht viel

besser als der deutsche, indem die Großen Ungarn's, nicht minder als die Fürsten Deutschlands, vor allen Dingen darnach strebten, ihre eigene Macht zu erweitern und zu befestigen, unbekümmert um die Rechte der Krone und das Wohl des Volkes. Ein besonnener Mann würde die Markgrafschaft Brandenburg der ungarischen und der deutschen Königskrone vorgezogen haben. Sigismund, welcher den Werth der Dinge nur nach ihrem äußeren Glanze und den damit verbundenen Lebensgenüssen schätzte, gab dem Burggrafen von Nürnberg die Mark Brandenburg gewissermaßen als Trinkgeld für die ihm bei der deutschen Königswahl geleisteten Dienste und als Pfand für einige Vorschüsse, welche nicht zurückbezahlt wurden, und wofür daher dieses verfiel.

Sigismund war, verglichen mit dem abgesetzten Könige Wenzel, noch immer ein Scheusal. Wenn der ältere Bruder bisweilen wie ein Bluthund wüthete, so hatte er doch hinwiederum bessere Regungen. Er bereute verübte Grausamkeiten und suchte sie später wieder gut zu machen. Sigismund's Leben dagegen war eine ununterbrochene Reihe von Schandthaten, Gemeinheiten und Niederträchtigkeiten. Wenzel war ein Trunkenbold und roher Jäger; er hatte aber doch mehr Sinn für Wahrheit und Recht, als sein jüngerer Bruder. Sigismund war ein durchaus gewissenloser, jeder edleren Regung unfähiger Mensch, welcher seiner unersättlichen Genußsucht jedes Recht, jede Pflicht und jede Wahrheit unterordnete. Er war ein untreuer Ehegatte, dem seine zweite Frau (Barbara von Cilley) gleiches mit gleichem vergalt, ein verrätherischer Bruder, der es nicht verdiente, daß Wenzel nach allen Schlingen, die er ihm gelegt hatte, ihm zur deutschen Königskrone verhalf. Kein Versprechen und kein Eid waren ihm heilig. Er verkaufte bereitwillig alles, wofür ihm ein Preis bezahlt wurde: Urtheile, Diplome, Ueberzeugung und Glauben. Als z. B. in der Stadt Lübeck eine Volksbewegung stattfand, bestätigte Sigismund zuerst den alten Rath. Als ihm aber die Demokraten 25,000 Gulden als Darlehen anboten, so nahm er sein Urtheil zurück und bestätigte den neugewählten demokratischen Stadtrath. Sigismund's Neigungen waren jedoch immer auf Seiten der Bevorzugten. Sobald ihm daher die Patrizier die gleiche Summe zahlten, sprach er sich wieder zu deren Gunsten aus. Die That, welche seinem Namen aber ein unverlöschliches Brandmal aufdrückt, war die Hinrichtung des unsterblichen Freiheitkämpfers, Johannes Huß, welche Sigismund ungeachtet des sichern Geleites, das er gegeben hatte, nicht bloß zuließ, sondern auch anregte und vollzog. Die Verhältnisse, unter welchen Sigismund den deutschen Thron bestieg, waren für ihn ungewöhnlich günstig. Einstimmig war er gewählt worden, während das Pabstthum, das früher den deutschen Königen oft so große Gefahren bereitet hatte, dreifach gespalten und schon darum unfähig war, einem kräftigen Herrscher Verlegenheiten zu bereiten. Die Besitzungen des Luxemburgischem Hauses reichten vom adriatischen Meere und der Theis bis an die Nordsee, zur Havel und zur Spree. Sie enthielten die wichtigsten Verbindungsstraßen zwischen dem Norden und dem Süden, dem Osten und dem Westen Europa's, und ihre Trümmer genügten, zwei Weltmächte späterer Jahrhunderte, die Hohenzollern und die Habsburger groß zu machen. Erst durch die Verpfändung der Markgrafschaft Brandenburg an den Burggrafen von Nürnberg traten die Hohenzollern in die Reihe der bedeutenderen Fürstengeschlechter Deutschlands ein. Die Ländermasse der Habsburger war in drei Theile zersplittert. Friedrich, der den Beinamen „mit der leeren Tasche" führte, besaß Tyrol, die schweizerischen und schwäbischen Güter, Ernst, der Eiserne, sein Bruder, Steiermark, Kärnthen, Krain, Istrien, Triest und Hortenau, Albrecht IV., der Neffe der beiden anderen Habsburger, Oesterreich. Alle drei lagen miteinander im Streite und wählten Sigismund zum Schiedsrichter. Die gleiche Ehre erwiesen ihm seine Nach-

baren im Norden: der deutsche Orden und der König Ladislaus von Polen, welche sich gegenseitig befehdeten. Die beiden Aeste des Hauses Baiern hatten sich wiederum in kleinere Zweige zersplittert. Selbst die Pfalz zerfiel in mehrere Theile, welche die Söhne des Königs Ruprecht inne hatten. Nirgends stand dem Könige eine starke Macht feindlich gegenüber. Wäre der deutsche König nicht ein unverbesserlicher Schlemmer gewesen, so hätte er in Kirche und Staat das alte Ansehen des deutschen Reiches wieder herstellen können. Es sank aber auch unter ihm mehr und mehr. Denn er wußte weder seine Feinde zu schrecken, noch seine Freunde zu einem wirksamen Bunde zu vereinigen. Unbedeutende Kriege mit den Bosniern, Dalmatiern und Venetianern beschäftigten ihn bis zum April 1413. Dann zog er abentheuernd und Schulden machend, prassend, pressend und fressend in Tyrol, in der Schweiz und in Oberitalien umher. Er und Friedrich „mit der leeren Tasche" überboten sich gegenseitig in Rohheit und Verschwendung. In Lodi traf Sigismund zuerst mit den Abgeordneten des Pabstes, dann mit Johann XXIII. selbst die erforderlichen Vorbereitungen zu der allgemein und stürmisch begehrten Kirchenversammlung. Sie wurde auf den 1. November 1414 nach Constanz berufen. Zu Lodi war es, wo Sigismund im Gewande eines Diaconus dem Pabste eine Strafrede hielt und ihn beschwor, seinem ärgerlichen Lebenswandel ein Ende zu machen. Fürwahr, der Mensch, dem Sigismund eine Sittenpredigt halten konnte, mußte ein Ausbund der Schlechtigkeit sein! Und dennoch saß er auf dem s. g. Stuhle Petri und wurde von verdummten Millionen als heilig verehrt. Die Verhandlungen, welche der deutsche König mit dem Herzoge Philipp Maria Visconti wegen Mailand's pflog, blieben natürlich erfolglos, da ihnen keine Kriegsmacht den erforderlichen Nachdruck verlieh.

Von Lodi reiste Sigismund in Saus und Braus durch Oberitalien und Savoyen nach Bern, woselbst er in den ersten Tagen des Juli mit achthundert Pferden eintraf. Er schien die deutsche Königskrone nur als einen Aushängeschild zu betrachten, der ihn zu freier Zeche und zum Verkauf von Privilegien, Diplomen und Urkunden aller Art berechtigte. Die freie Zeche hätte ihm Wenzel gegönnt, allein in dem Verkaufe königlicher Bescheide und Urtheilssprüche sah er einen Eingriff in die von ihm vorbehaltenen Rechte und gerieth darüber mit seinem Bruder in Streit. Die Fürsten und Städte wurden dagegen durch das freie Quartier, welches Sigismund in Anspruch nahm, schwer bedrückt. Der König begnügte sich mit seinem zahlreichen Gefolge nicht mit Hausmannskost. Er wollte gefeiert sein und schwelgen, und was seine Czechen nicht vertilgten, das trugen sie am liebsten mit sich fort. Natürlich wurde er daher, als er den Rhein herabzog, nicht mit offenen Armen empfangen. Um den Preis seiner Erlasse mußte er mit sich markten lassen und mancher Fürst, den er mit seinem Besuche beehren wollte, entfernte sich von Hause, um den theuren Gast nicht beherbergen zu müssen. Der Burggraf von Nürnberg gab sich alle erdenkliche Mühe, Fürsten und Städte günstig für Sigismund zu stimmen. Dennoch war es eine Zeit lang zweifelhaft, ob die Krönung zu Aachen stattfinden würde. Endlich am 8. November 1414 kam sie zu Stande. Mittlerweile war die Kirchenversammlung zu Constanz eröffnet worden, und bewies schon durch ihre ersten Verhandlungen, daß von ihr die so sehnlichst gewünschte Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern nicht ausgehen könne. Statt vor allen Dingen der Kirchenspaltung und dem unter der Welt- und Kloster-Geistlichkeit herrschenden Sittenverderbniß entgegenzuarbeiten, lud sie den edelsten und tapfersten Freiheitskämpfer seiner Zeit, Johannes Huß, vor ihre Schranken. Sigismund hatte diesen ersucht, „zur Schlichtung des Streites und zur Herstellung des guten Rufes der Böhmen" nach Constanz zu reisen und hatte ihm einen Geleitsbrief ausgestellt, welcher in den bündigsten Ausdrücken ihm persönliche Sicherheit und des Königs Schutz

zusichert. Dessen ungeachtet nahmen ihn die Bischöffe von Augsburg und Trient, der Bürgermeister von Constanz und Herr Hans von Baden am 28. November gefangen. Johann XXIII., welchem Herr von Chlum, einer der Begleiter des Johannes Huß deßhalb bittere Vorwürfe machte, erwiederte ihm: „Ihr wißt ja, wie ich mit den Cardinälen stehe, diese haben mir den Gefangenen aufgedrungen, ich mußte ihn nehmen." So versteckte sich der Papst hinter die Cardinäle. Sigismund aber bediente sich der Ausflucht, Huß sei in des Pabstes Gewalt. Als aber später (am 24. März 1415) Huß in die Gewalt des Königs kam, ließ er den Gefangenen nicht frei, im Gegentheile bediente er sich seines ganzen Einflusses auf die Mitglieder der Kirchenversammlung, dessen Verurtheilung durchzusetzen. In einer vertraulichen Unterredung mit den Führern der Pfaffenschaft, welche von einigen Böhmen mit angehört wurde, sagte er zu denselben: „Von den vielen Artikeln, zu denen sich Huß in seiner Gegenwart bekannt habe, reiche jeder einzelne zu dessen Verurtheilung hin; die Väter möchten ihn daher, wenn er nicht abschwören wolle, verbrennen lassen oder nach ihren Gesetzen auf irgend eine andere Weise mit ihm verfahren. Jedoch sollten sie ihm, selbst wenn er widerrufe, ebenso wenig trauen, als er (der König) dies thun würde; denn wenn Huß nach Böhmen zurückkehre, werde er noch größeres Unheil anstiften, als vorher." Nicht zufrieden, die Pfaffen gegen Johannes Huß aufzuregen, bemühte sich Sigismund auch, dessen treuen Gefährten und Meinungsgenossen Hieronymus von Prag, welcher am 23. Mai nach Constanz in Ketten gebracht worden war, dem Tode zu weihen. Er schloß seine obige Rede mit den Worten: „Und macht ja, daß ihr auch mit seinem Schüler bald fertig werdet! Wie heißt er doch? — Hieronymus. — Nun der wird euch keine Schwierigkeiten bereiten; ist erst dem Meister sein Recht widerfahren, so wird man mit dem Schüler wohl in einem Tage fertig werden." Die in Constanz versammelte Pfaffenschaft war ohnedies schon geneigt, sich des kühnen Kämpfers für die Wahrheit zu entledigen. Sie verurtheilte ihn zum Tode, falls er die ihm zur Last gelegten Sätze nicht widerriefe. Huß verschmähte es, durch einen, jedenfalls zweifelhaften Widerruf, sein Leben zu retten. Der Erzbischof von Mainz und sechs andere Bischöfe, welche sich zu Schergen der Kirchenversammlung hergaben, überlieferten den Märtyrer der weltlichen Gewalt mit folgenden gleisnerischen Worten: „Die Kirche hat nun nichts mehr mit dir zu schaffen, sie übergibt deinen Leib dem weltlichen Arm, deine Seele dem Teufel." Sigismund übernahm den Gefangenen von den christlichen Schriftgelehrten und Pharisäern und überantwortete ihn dem Pfalzgrafen Ludwig, welcher unter Beihülfe des Constanzer Stadtrathes am 6. Juli 1415 die Hinrichtung durch das Feuer vollziehen ließ. Am 30. Mai des folgenden Jahres wiederholten Pfaffen und Fürsten in schmutzigem Bunde an Hieronymus von Prag dieselbe Schandthat.

Der zweite Gegenstand, mit welchem sich das Concilium von Constanz beschäftigte, war die Kirchenspaltung. Drei Päbste, Johann XXIII., Benedict XIII. und Gregor XII., stritten sich um den päbstlichen Stuhl. Alle drei behaupteten, der vom heiligen Geiste bezeichnete Stellvertreter Gottes auf Erden zu sein. Als Johann die Kirchenversammlung nach Constanz berief, hatte er gehofft, dieselbe würde auf dem zu Pisa gelegten Grunde weiter fortbauen und daher vor allen Dingen ihn anerkennen. Bevor jedoch der zur Eröffnung des Concils anberaumte Tag erschienen war, hegte er Besorgnisse, die Versammlung möchte ihm nicht minder, als seinen beiden Gegenpäbsten feindlich entgegen treten. Er hatte sich daher bei Zeiten des Herzogs von Tyrol, Friedrich's mit der leeren Tasche, versichert, indem er ihn zum Schutzherrn oder Bannerträger (Gonfaloniere) der Kirche ernannte und ihm eine Besoldung von 6000 Dukaten versprach. Den Markgrafen

Bernhard von Baden gewann Johann durch ein Geschenk von 10,000 Gulden. Mit Hülfe dieser beiden Fürsten hoffte er, der Kirchenversammlung Trotz bieten zu können. Als diese von ihm das Versprechen erzwang, für den Fall, daß seine beiden Gegenpäbste abtreten, oder sterben sollten, seine Würde gleichfalls niederzulegen, entfloh Johann XXIII. am 20. März aus Constanz, mit dem Beistande des Herzogs Friedrich von Tyrol. Er hoffte, durch seine Flucht die Kirchenversammlung zu sprengen und nachher die Christenheit wieder, wie früher, zu beherrschen. Um die geängstigten Gewissen der verdummten Massen kümmerte sich Johann natürlich eben so wenig, als um die Zusagen, welche er dem deutschen Könige und dem Concilium selbst gemacht hatte. Er irrte sich jedoch diesesmal vollständig in seinen Berechnungen. Die Kirchenversammlung löste sich nicht auf, verfuhr vielmehr mit Nachdruck gegen Johann und seinen Helfershelfer. Der Herzog Friedrich von Tyrol wurde in den Kirchenbann und in die Reichsacht erklärt. Die Schweizer fielen mit Vergnügen über seine preisgegebenen Besitzungen her. Die Berner besetzten den größern Theil des Aargau's und eroberten mehrere Schlösser Friedrich's, darunter das Stammschloß Habsburg; die Züricher bemächtigten sich der Städte Mellingen und Bremgarten, die Luzerner der Aemter Reichensee, Maienberg, Villmeringen und der Stadt Sursee. Die vier Waldstädte, Zug und Glarus, die Städte Breisach, Diessenhofen, Neuenburg, Radolfzell und Schaffhausen schüttelten alle Verpflichtungen, welche sie bis dahin noch gegen das Haus Oesterreich gehabt hatten, gänzlich ab. Sigismund machte dabei ganz gute Geschäfte. Von den an Oesterreich verpfändeten fünf genannten Städten ließ er sich die Summe zahlen, für welche sie den Habsburgern überliefert worden waren. Die Berner mußten ihm für das Aargau 4000, die Zürcher für Thurgau 4500, und später noch 6000 Gulden bezahlen. Im Elsaß benützte der Kurfürst von der Pfalz die Gelegenheit, sich habsburgische Güter anzueignen. Sigismund fuhr fort, mit den Besitzungen Friedrich's Handel zu treiben, bis Ernst „der Eiserne" seinem Bruder zu Hülfe zog (Mai 1418). Dann ließ der Kaiser sich durch 50,000 Gulden, die ihm Friedrich bezahlte, wieder aussöhnen. Diejenigen Länder, Städte, Schlösser und nutzbaren Rechte, welche für den Habsburger mittlerweile verloren gegangen waren, konnte ihm Sigismund aber nicht mehr zurückgeben.

Johann XXIII. hatte weniger, als sein Bundesgenosse zu leiden. Er verlor zwar seine päbstliche Würde und wurde gefangen. Seine Haft war aber leicht. Er brachte zwei Jahre auf dem Schlosse zu Heidelberg, im Gewahrsam des Pfalzgrafen Ludwig zu, wurde im Jahre 1418 durch den Pabst Martin V. in Freiheit gesetzt und bald darauf, ungeachtet aller Verbrechen, deren er von der Kirchenversammlung für schuldig erkannt worden war, zum Cardinale und Vorsteher des gesammten Cardinalscollegiums ernannt. Gregor XII. dankte ab, ohne große Schwierigkeiten zu machen, Benedict XIII. wollte aber, obgleich er fast nur noch in Aragonien anerkannt wurde, seine Würde durchaus nicht niederlegen. Mit Vergnügen übernahm Sigismund von der Kirchenversammlung den Auftrag, durch persönliche Unterhandlungen mit Benedict und dem Könige von Aragonien die Abdankungen des ersteren zu bewirken. Die zur Reise erforderlichen Gelder ließ Sigismund sich von dem Burggrafen Friedrich von Hohenzollern vorstrecken. Sie betrugen den größern Theil der Schuld (250,000 Dukaten), wofür der König ihm die Mark Brandenburg überließ. Durch eine Urkunde vom 18. April 1417 trat Sigismund Brandenburg nebst der Kurwürde und dem Erzkämmereramte für immer und endlich an den Burggrafen ab. Mit den hohenzoller'schen Geldern in der Tasche reiste Sigismund am 21. Juli 1415 von Constanz ab, gelangte aber erst Mitte Septembers nach Perpignan, weil er unterwegs, wo er

gastlich aufgenommen wurde willig verweilte, sich beräuchern ließ und praßte. Die Sache Benedict's war verloren. Es gehörte nicht viel Geschick dazu, dessen Gönner davon zu überzeugen. Nachdem sich der König von Aragonien von ihm losgesagt hatte, wurde der Widerstand, welchen der Afterpabst von seinem Familienschlosse, Benniscola, der gesammten Christenheit entgegensetzte, lächerlich. Sigismund befand sich aber zu wohl auf seinen Reisen, als daß er sich beeilt hätte, in seine Reiche, Deutschland und Ungarn, oder nach Constanz zur Kirchenversammlung zurückzukehren. Schmarotzend, Schulden machend und schachernd zog er von der spanischen Grenze nach Avignon und Lyon. In Burgund und im Arelate wurde er aus Achtung vor dem frühern Glanze des deutschen Reiches, wozu diese Provinzen gehört hatten, mit großem Glanze aufgenommen. Von da reiste er über Paris, woselbst er einen Monat und St. Denys, wo er drei Wochen verblieb, nach England mit einem Gefolge von vierzehnhundert Personen. Die hohenzoller'schen Gelder, die Geschenke, welche Sigismund von verschiedenen Städten erhielt, die Summen, die er sich für den Verkauf von Titeln, Diplomen und Reichsrechten zahlen ließ, reichten, ungeachtet der Gastfreundschaft, welche dem deutschen Könige oft zu Theil wurde, nicht aus, die Kosten eines solchen Heerzuges zu bestreiten. An verschiedenen Orten kneipte sich das liederliche Haus fest. Sigismund mußte zu den niedrigsten Mitteln greifen, um nur auf den Continent Europa's zurückkommen zu können. Er schloß, ungeachtet seines mit Frankreich bestehenden Freundschaftsverhältnisses, mit Heinrich V. von England, einen durchaus zweideutigen geheimen Bund und wurde dafür frei nach Calais geliefert und mit Kostbarkeiten beschenkt. Da diese aber in der kleinen Stadt nicht verwerthet werden konnten, mußte er dort bleiben, bis er in Brügge, Gent und Antwerpen, gegen Verschreibungen und Pfänder, von Wucherern einiges Geld aufgetrieben hatte.

Von Calais reiste er nach den Niederlanden, nach Lothringen und an den Rhein. In den deutschen Landen mußten, nach alter Sitte, Fürsten und Städte ihn und sein Gefolge bewirthen. Mehr als achtzehn Monate war Sigismund in der Welt herumgereist, als er, Ende Januar 1417, nach Constanz zurückkehrte. Mittlerweile war dort viel gestritten, geschwätzt und geschrieben worden. Die so dringend nothwendige Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern kam nicht zu Stande. Der neugewählte Papst, Martin V., löste die Versammlung am 21. April 1418 auf. Doch die Folgen des von der versammelten Pfaffenschaft an Huß und Hieronymus verübten doppelten Mordes kamen erst später in furchtbaren Ausbrüchen der Wuth der Hussiten zu Tage.

§ 11. Die Hussiten (1417—1437).

Die Pfaffen hatten Jahrhunderte hindurch ihre Opfer geschlachtet, ohne daß ihnen jemals ein bedeutender Widerstand entgegengesetzt worden war. Ihre Frechheit nahm mit den Erfolgen, die sie errangen, zu. Sie glaubten gegen Johannes Huß und Hieronymus von Prag und deren Anhänger gerade so verfahren zu können, wie gegen die Albigenser und Stedinger. Allein die Menschheit war seit den Zeiten der Hohenstaufen nicht stille gestanden. Die gewaltigen Kaiser von Schwaben waren dahingegangen, die Macht des deutschen Königthums war gebrochen worden. Doch einzelne bevorzugte Geister tauchten da und dort wieder auf, welche glühende Funken der Wahrheit von sich sprühten und der schwere Druck, welcher auf den Völkern lastete, machte diese empfänglich für Lehren, die sich der Vernunft einigermaßen annäherten. Peter Abälard, Arnold von Brescia und Peter Waldus waren die Leuchten des zwölften Jahrhunderts. Ihnen folgten die Märtyrer des dreizehnten: die Albigenser und Stedinger nach. Der große Geist des vierzehnten Jahr=

hunderts war Wicleff. Er wagte es, aus dem Moder der Vergangenheit die großen Lehren hervorzusuchen, für welche so viele edle Menschen geblutet hatten. Durch die Verbindung des Luxemburgischen mit dem englischen Königshause wurde die Verbreitung der Lehren Wicleff's in Böhmen erleichtert. Der Haß, welchen Wenzel der böhmischen Geistlichkeit widmete, die seinem Hause den größten Theil der Krongüter geraubt hatte, stimmte ihn günstig für Lehren, welche dem herrschenden Pfaffenthume widerstrebten. Er erkannte in öffentlichen Schreiben das Bedürfniß und die Nothwendigkeit an, die Religion in der Landessprache vorzutragen, und als zwei reiche Bürger zu Prag die Kirche Bethlehem gründeten, damit dem Volke, statt des herrschenden Fetischdienstes, Vorträge in der Landessprache gehalten werden könnten, bestätigte Wenzel die Stiftung und erklärte sich entschieden zu deren Gunsten. Unumwunden griff er verschiedene Lehren der alten Kirche, namentlich diejenige des Fegefeuers an, und forderte dadurch selbst auf, den Geistlichen nicht blind zu glauben. Die Kirche von Bethlehem wurde eine Bildungsschule, in welcher das Volk für das Licht der Vernunft zugänglich gemacht wurde, während auf der Universität von Prag der nach Wissenschaft strebenden Jugend Wicleff's Lehren mitgetheilt wurden. Bald faßten richtigere religiöse Ansichten Wurzel in Böhmen. Wenzel, welcher, wie so viele andere Fürsten vor und nach ihm, sich zwar gerne den Schein der Aufklärung gab, allein keineswegs gesonnen war, wenn auch mit einzelnen Pfaffen seines Reiches, mit der gesammten christlichen Geistlichkeit in Streit zu gerathen, war nicht im Stande, die Entwickelung des religiösen Gefühls in Böhmen zu überwachen und ihr Schranken zu ziehen. Schon in den Jahren 1360—1370 hatte Konrad Waldhauser oder Konrad von Steckna, wie er auch genannt wird, mit außerordentlichem Beifall gegen das Mönchthum und das Pfaffenthum gepredigt. Später wirkte Mathias von Janow in ähnlicher Richtung als Domherr und Pfarrer an der Prager Domkirche (1381—1394). Kurz nach Janow's Tode, im J. 1398, begann Johannes Huß seine Vorträge an der Universität von Prag. Obgleich er im folgenden Jahre öffentlich Lehren verkündete, welche in Wicleff's Schriften enthalten waren, wurde er (1401) doch zum Dekan der philosophischen Fakultät und zum Pfarrer und Prediger an der Bethlehem-Kirche ernannt. Im Jahre 1403 war Huß Rector der Universität. Zu dieser Zeit war es, daß einige Prager Domherren fünfundvierzig Sätze, welche, wie sie erklärten, aus Wicleff's Schriften entnommen seien, als ketzerisch angriffen. Huß trat ihnen entgegen, indem er behauptete, jene Sätze seien in Wicleff's Schriften nicht enthalten. Mit größerer Kühnheit nahm Stanislaus von Znaym, ein Prager Gelehrter, der sich schon seit längerer Zeit mit Wicleff's Schriften beschäftigt hatte, diesen Reformator in Schutz. Stanislaus blieb, wie gewöhnlich die kühnen Vertreter der Wahrheit, in der Minderzahl. Die Mehrheit der Doctoren erklärte, jeder Lehrer der Universität solle die Verpflichtung übernehmen, keinen jener fünfundvierzig Artikel öffentlich oder insgeheim zu lehren. Dessen ungeachtet verbreiteten sich Wicleff's Lehren mehr und mehr in Böhmen. Die Kirchenspaltung lähmte die Macht der Päbste und das Mißverhältniß, welches zwischen Wenzel und Gregor XII. dadurch eintrat, daß dieser seinen Gegenkönig Ruprecht anerkannte, hatte zur Folge, daß Wenzel die ersten Keime der Reformation nicht erstickte, wie er außerdem wahrscheinlich gethan haben würde. Die Persönlichkeit des hervorragendsten unter den böhmischen Reformatoren, Johannes Huß, gewann ihm und den Ansichten, die er vertrat, nicht blos in den Kreisen des armen und gedrückten Volkes, sondern auch unter dem Adel und selbst in der königlichen Familie warme Anhänger. Frühzeitig scheint er erkannt zu haben, daß er sich auf den Märtyrertod gefaßt machen müsse, denn er wußte, daß seine Lehre den Glaubenssätzen der Kirche eben so sehr entgegen war, als sie der Bibel entsprach. Johannes Huß war Beichtvater der Königin Sophie und kam als solcher nicht selten auch mit Wenzel in persönliche

Berührung. Bis zum Jahre 1407 stand Huß auch mit dem Erzbischofe von Prag, Zbyneck von Hasenburg, auf freundschaftlichem Fuße. Als jedoch (i. J. 1408) Gregor XII. und seine Anhänger dem König Wenzel vorwarfen, er trage die Schuld der Ausbreitung der Lehren Wicleff's in Böhmen, wetteiferten König und Erzbischof mit einander, sich von diesem Verdachte zu reinigen. Der Erzbischof untersagte dem Johannes Huß das Predigen. Dieser gehorchte ihm aber nicht und der Erzbischof mußte sich dabei beruhigen. Von dem Augenblicke an, da Gregor XII. den Böhmen den Vorwurf der Ketzerei machte, wurde die Religionsangelegenheit für sie eine Nationalsache. An der Universität Prag, welche in vier Körperschaften oder Nationen zerfiel: Baiern, Sachsen, Polen und Böhmen, hatten schon früher wiederholt zwischen diesen Streitigkeiten stattgefunden. Die Deutschen besaßen, da die Polen sehr wenig zahlreich vertreten und deren Körperschaft größtentheils aus Pommern, Preußen und deutschen Schlesiern bestand, thatsächlich drei, die Böhmen nur eine Stimme. Im Januar 1409 ordnete Wenzel an, daß künftig die Böhmen an der Universität drei, die anderen Nationen aber nur eine Stimme haben sollten. Darüber kam es zu lebhaften Streitigkeiten zwischen Böhmen und Deutschen. Huß stand, wie natürlich, auf Seiten seiner Landsleute, welche ein gutes Recht besaßen, in ihrem Lande die entscheidende Stimme zu führen. Der Parteigeist, welcher immer blind ist, ergriff diese Gelegenheit mit Eifer, ihn mit Koth zu bewerfen. Besonders fielen die Baiern über ihn her und beschuldigten ihn der Ketzerei. Huß, welcher zugleich für eine freiere Auffassung der Religion und für die Rechte seines Volks kämpfte, wurde den Böhmen aus doppeltem Grunde theuer. Die von ihm ausgehende religiöse Bewegung erhielt einen wesentlich national-böhmischen Charakter. Die Pfaffen klagten ihn (1409) förmlich an, daß er das Volk gegen die Geistlichkeit, und die Böhmen gegen die Deutschen erbittere. Der Erzbischof Zbyneck leitete einen Prozeß gegen Huß ein und der Pabst Alexander V., an welchen dieser Berufung einlegte, bestätigte das Verfahren und trug dem böhmischen Kirchenfürsten auf, die Wicleffiten und deren Lehre mit aller Strenge zu verfolgen und auszurotten. Die Schriften Wikleff's wurden für ketzerisch erklärt und der Erzbischof von Prag ließ alle Exemplare derselben, in deren Besitz er sich setzen konnte, am 16. Juli 1410 verbrennen. Dieser Ausbruch pfäffischer Tücke erregte in ganz Böhmen eine gewaltige Aufregung. Wenzel schritt zwar mit Nachdruck gegen die aufständischen Bürger ein, verordnete aber auch, daß des Erzbischofs Bannfluch wirkungslos sein solle und dieser den Werth der verbrannten Bücher zu ersetzen habe. Der Erzbischof zahlte nicht, worauf Wenzel dessen Einkünfte und diejenigen aller Theilnehmer an der Verbrennung mit Beschlag belegen ließ. Der Pabst Johann XXIII. nahm Partei für den Erzbischof, und der Kardinal Otto von Colonna (nachmals Pabst Martin V.) sprach in dessen Namen die Exkommunikation wider Huß aus. Der Streit zwischen der Geistlichkeit und den Anhängern Hussens wurde immer heftiger. Der Erzbischof belegte (1411) die ganze Stadt Prag mit dem Interdicte. Wenzel jagte die Geistlichen, welche dem Erzbischofe gehorchten, aus der Stadt, ließ sich von den Domherren die Schätze ihrer Kirche ausliefern und gab auf einer Versammlung der Großen des Reichs das Gesetz, daß Niemand wegen einer weltlichen Angelegenheit vor ein geistliches Gericht geladen werden dürfe. Der Erzbischof mußte zu Kreuze kriechen und der Prozeß gegen Huß wurde niedergeschlagen. Doch der Frieden zwischen dem entschlossenen Kämpfer für Wahrheit und dem verrotteten Pfaffenthume war von keiner langen Dauer. Denn Huß wollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben, und die Pfaffen unterdrückten ihren Groll gegen den kühnen Mann nicht länger, als sie durch äußere Gewalt dazu gezwungen wurden. Die Pfaffen fuhren mit ihren Gaunereien fort, Huß ließ nicht nach, sie zu züchtigen. Johann XXIII., dieser Pabst, der schlecht genug war, sich sogar von dem Schlemmer Sigis-

mund eine Strafpredigt zuzuziehen, ließ in Prag, unter dem Schalle der Trommeln und Trompeten auf offenem Markte Ablaß feil bieten. Huß griff diesen schnöden Handel öffentlich an, erklärte den päbstlichen Ablaß für Lug und Trug und hielt am 7. Juni 1412 eine öffentliche Streitverhandlung gegen diesen Unfug, bei welcher Hieronymus von Prag in glühenden Worten zu der Versammlung sprach, welche, von ihm begeistert, einen Umzug hielt, und einen ganzen Haufen päbstlicher Bullen unter dem Galgen verbrannte. Wenzel, besorgt, der Pabst möchte ihn der Mitschuld an diesen Vorfällen beschuldigen, falls er nicht dagegen einschritte, verfuhr in seiner gewohnten, grausamen und doch feigen Weise, indem er drei untergeordnete Personen, Studirende, hinrichten ließ, während er sich scheute, die Urheber der Bewegung: Hieronymus von Prag, Herrn von Waldstein und Johannes Huß anzutasten. Der Streit zwischen Hussiten und Katholiken wurde bitterer. Der Pabst schleuderte seinen Bann gegen Huß, und Wenzel wagte es nicht, dessen Bekanntmachung zu verhindern. Das Volk nahm Partei für Huß. Es fanden mehrere Aufstände in Prag statt. Der Erzbischof Albicus legte seine Stelle nieder, der neue Bischof, Konrad von Vechta, ein vollständiger Finsterling, verfolgte den Mann des Lichtes mit noch größerer Gehässigkeit, als seine Vorgänger. Huß wurde aus Prag verwiesen, doch hatte er zu lang und zu tief eingreifend daselbst gewirkt, als daß seine Verbannung den Saamen, den er ausgestreut hatte, vernichten konnte. Nachdem Wenzel eine Zeit lang die Pfaffen begünstigt hatte, trat er ihnen plötzlich wieder feindlich entgegen, verbannte vier der Führer der katholischen Partei und verordnete, daß im Magistrat von Prag, welcher bisher zum größeren Theile aus Deutschen bestanden hatte, diese künftig nur die Hälfte der Stimmen haben sollten. Dadurch erhielten die Czechen einen weit größeren Einfluß auf die städtische Verwaltung und die Gerichtsbarkeit, als zuvor. Folgeweise wurden die böhmische Partei und die Hussiten gestärkt. Auch in der Verbannung fuhr Huß fort, für sein Volk und für reinere Religionsansichten zu wirken. Er verbesserte die nach der Vulgata gemachte mangelhafte Uebersetzung der Bibel und verbreitete durch zahlreiche Schriften, die er schrieb, seine Lehre. Die Bewegung, welche früher hauptsächlich nur auf Prag beschränkt gewesen war, ging in weitere Kreise über. Huß wirkte in Tabor und im Techiner Kreise, sein Schüler und Gesinnungsgenosse Hieronymus in Ungarn, in Polen und entfernteren Gegenden, bis die Kirchenversammlung zu Konstanz eröffnet wurde, welche über beide zu Gericht saß. In welcher Weise sie es that, und welchen Antheil Sigismund an der Ermordung der beiden böhmischen Freiheitskämpfer nahm, ist im vorigen Paragraphen erzählt worden. Zweihundert böhmische und mährische Herren hatten sich vergeblich bei der Kirchenversammlung für Huß schriftlich verwendet. Als dessen ungeachtet Huß und Hieronymus hingerichtet wurden und es bekannt ward, daß Sigismund selbst die Pfaffen in ihrer Mordlust bestärkt hatte, so brach ein Sturm der Entrüstung in ganz Böhmen aus. Vierhundert und zweiundfünfzig böhmische und mährische Herren, unter ihnen der Statthalter von Mähren richteten kurz darauf (2. September 1415) einen Brief voll bitterer Vorwürfe an die Kirchenversammlung, in welchem sie ihr sogar mit dem Schwerte drohten. Vergebens hoffte das Concilium, die Hussiten durch strenge Maßregeln einzuschüchtern, welche es gegen viele böhmische Herren einleitete. Indem sie die 450 Unterzeichner obiger Schrift für Ketzer erklärte, trieb sie dieselben nur zu offenem Widerstande. Wenzel, welcher immer zwischen seinem Volke und den Pfaffen hin und her schwankte, stand jetzt wieder auf Seiten des erstern. Sigismund nahm mit Heftigkeit Partei für die Pfaffen. Er sandte drohende Schreiben an die Prager und an die Mähren. Die böhmischen Landherren dagegen traten, sechzig an der Zahl, auf einem Reichstage zusammen und erklärten sich öffentlich für die von der Kirchenversammlung verdammte Lehre vom Kelch beim Abendmahl. Auch die Prager Universität sprach sich zu Gunsten des Kelches aus, worauf dieser

in ganz Böhmen eingeführt wurde. Schritt für Schritt gingen die Hussiten in ihren Reformbestrebungen weiter. Sie verwarfen alle Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes und jede Glaubensformel, wie vor ihnen die Paulicianer und Waldenser gethan hatten *). Diese waren trotz aller Scheiterhaufen und Ketzerrichter nicht gänzlich ausgerottet worden, wie namentlich die Thatsache beweist, daß, nachdem die Hussiten offen mit dem Pfaffenthume gebrochen hatten, vierzig Familien der Waldenser, die sich der Verfolgungswuth der katholischen Geistlichkeit zu entziehen gewußt hatten, aus dem südlichen Frankreich, woselbst man sie Picarden nannte, nach Böhmen wanderten.

Die Verfolgungen, welche die Kirchenversammlung massenweise gegen die reichsten, mächtigsten und gelehrtesten Böhmen verhängte, trieb diese Männer, welche nach ihrer Stellung im Leben durchaus keine Revolutionäre waren, immer weiter vorwärts auf der beschrittenen Bahn der Kirchenverbesserung. Johannes Huß hatte frühzeitig das Märtyrthum vor Augen gehabt. Allein die meisten seiner gelehrten Anhänger und Nachfolger besaßen durchaus keine Vorliebe für halsbrechende Unternehmungen. Sie waren gern bereit, Streitschriften zu schreiben und über zweifelhafte Lehrsätze zu rechten, wollten sich aber weder von der herrschenden katholischen Kirche, noch von dem Königthum gewaltsam lossagen. Ihr Streben ging ursprünglich nur dahin, die von ihnen gerügten Mißbräuche abzustellen, was sie mit Zustimmung von Pabst und Cardinälen zu bewirken hofften. Auch nachdem Huß und Hieronymus hingerichtet und sie selbst von der Kirchenversammlung als Ketzer verurtheilt worden waren, erklärten sie ausdrücklich, daß sie in allen Punkten, in welchen die Schrift nicht deutliche entgegengesetzte Bestimmungen aufstelle, den hergebrachten Kirchenglauben als Richtschnur betrachteten. Zu den Männern dieses sehr beschränkten Fortschrittes gehörten die Lehrer an der Prager Universität, Johann von Jesenic, Jacobellus von Mies, welcher die Veränderung der Lehre vom Abendmahle angeregt hatte, Christian von Prachatic und andere, die Barone Zdislaw von Prachatic und Michael Zizek von Malenic. Diese Gelehrten und ihre Anhänger zeichneten sich von den Catholiken hauptsächlich nur dadurch aus, daß sie das Abendmahl in doppelter Gestalt genossen. Sie drangen zwar auf Abstellung mancher Mißbräuche, allein die Abendmahlslehre bildete ihr eigentliches Schlachtfeld. Von ihrem Verlangen nach dem Kelche wurden sie Calixtiner (Kelchler) oder Utraquisten (Doppelte) genannt.

Die kirchliche Bewegung in Böhmen war allerdings von den Gelehrten ausgegangen. Allein sobald die Massen an derselben Theil genommen hatten, und die verehrten Führer Huß und Hieronymus hingerichtet worden, waren die Professoren von Prag nicht mehr im Stande, sie zu leiten. Nachdem die Unfehlbarkeit der Kirche in einem Punkte angegriffen worden war, brachte jeder denkende Kopf seine Zweifel über Lehrsätze und Einrichtungen vor, welche die Gelehrten, selbst Huß und Hieronimus, noch nicht beanstandet hatten. Die eingewanderten Picarden, welche durch langjährige Verfolgungen, gegen die Schreckensherrschaft der Päbste auf's heftigste erbittert worden waren, drangen auf vollständige Zertrümmerung des Joches des Pfaffenthums. Begeisterte Seher gingen in ihren Verbesserungsvorschlägen weiter, als ihnen die Massen mit Ueberzeugung folgen konnten, kühne Streiter führten ihre Anhänger in Kämpfe, welche sie zwar anfangs siegreich bestanden, am Ende aber doch nicht durchfechten konnten. Nicolaus von Hussinecz, der Grundherr des Ortes, in welchem Huß geboren war, gestattete allen denen, welche an anderen Orten ihres Glaubens wegen verfolgt wurden, sich auf seinen Gütern zu sammeln und dort ihren religiösen Ansichten gemäß zu leben. Pytel, ein reicher Tuchmacher und Tuchhändler zu Austi an der Luznic, nahm bereit-

*) S. oben Buch V. § 85.

willig Diejenigen auf, welche die Halbheit der Prager Professoren erkannten und sich nach kräftigeren Männern umsahen, mit denen sie sich enger verbinden wollten. In der Nähe von Austi war ein Berg, auf dem die religiösen Schwärmer sich niederließen, den sie Tabor benannten und auf dessen Rücken sie ein Städtchen gleiches Namens gründeten. Dort sprachen Johann von Jicin, die Priester Wenak, Bydlin und andere Männer zu den geistiger Nahrung bedürftigen Massen. Schon am 25. Januar 1417 sagten sich aber die Prager Gelehrten von den Taboriten (so wurden die zu Tabor versammelten entschiedenen Männer genannt) öffentlich los. Die Professoren des fünfzehnten Jahrhunderts waren von demselben Geiste beseelt, wie diejenigen des neunzehnten. Sie besaßen Wissen genug, um die herrschenden Mißbräuche zu erkennen, allein es fehlte ihnen der Muth, diese mit Nachdruck zu bekämpfen. Die Gelehrten machten den Taboriten einen Vorwurf daraus, daß sie lehrten, es gäbe kein Fegefeuer, Gebete und Almosen seien unnütz, die Bilder der Heiligen und ihre Verehrung ständen mit der Schrift im Widerspruch und viele kirchliche Ceremonien seien überflüssig und irrig. Die Prager Professoren hatten keinen lebendigen Drang nach Wahrheit, kein tiefes religiöses Bedürfniß. Sie waren mehr durch die Macht der äußeren Verhältnisse, durch das Beispiel und das Ansehen ihres Amtsgenossen, Johannes Huß und durch die öffentliche Meinung, als durch eigenen Drang, auf die Bahn der Verbesserung getrieben worden. Es wäre daher der Kirchenversammlung von Konstanz nicht schwer gewesen, sie zu gewinnen, wenn der Pfaffengeist im Schooße derselben nicht zu sehr vorherrschend gewesen wäre. Der Pabst Martin V. bedrohte in einer, am 22. Februar 1418 aus Constanz erlassenen Bulle alle diejenigen, welche dem Wicleff, Huß oder Hieronymus anhingen, oder deren Lehren billigten, mit den furchtbarsten Strafen, die sogar auch ihre Angehörigen und Verwandten und jeden, welcher einen Hussiten verberge, in sein Haus aufnehme, oder nur anzuzeigen unterlasse, treffen sollten. Wenzel, der statt dem Pabste und dem zu Konstanz versammelten Pfaffenthume mit Kraft entgegenzutreten, die Freiheit des Predigens beschränken wollte, wurde durch einen Aufstand gezwungen, in das Schloß Wissehrad zu fliehen. Nach einigen Schwankungen versuchte er es, im Februar 1419 den Gottesdienst der Utraquisten zu beschränken und die s. g. „Ketzer" zu verfolgen. Das hatte blos gefehlt, um das unter der Asche glimmende Feuer zur Flamme zu fachen. Der einsichtsvollste Staatsmann Böhmens, Nicolaus von Hussinecz, und der berühmte Kriegsmann Böhmens, Ziska von Trocznow, wandten sich von Wenzel ab, die Bürger Prag's griffen zu den Waffen, und der König floh auf das Schloß Wenzelstein in der Nähe von Kunratic. In Hussinecz und Ziska erhielten die Hussiten treffliche Führer, deren Namen weit über den Gränzen Böhmens einen guten Klang hatten. Die Versammlungen auf dem Berge Tabor wurden zahlreicher. In ihrem Schooße herrschte eine Begeisterung, welche allen Gefahren Trotz bot. Zu Tabor hatten die Hussiten volle Freiheit. In Prag ließ sich aber Wenzel wieder als Werkzeug der Pfaffen benützen. Er verfolgte die Hussiten, besetzte den Magistrat der Neustadt Prag mit deren Gegnern und stand im Begriffe, dasselbe in der Altstadt und in der Kleinstadt zu thun. Die Aufregung im Volke wurde dadurch nicht beruhigt, sondern erbittert, und brach, am 30. Juli 1419, in voller Wuth los, als die Rathsdiener und Katholiken einen der Hussitenprediger, Johann Solau, an der Spitze eines großen Volkshaufens, mit den utraquistischen Zeichen des Abendmahles in der Hand, beschimpften und verhöhnten. Die ergrimmte Menge stürmte das Rathhaus, warf den Stadtrichter Niklasek und sieben Rathsherren zu den Fenstern hinaus, die unten stehenden Bewaffneten fingen sie mit ihren Spießen auf und machten ihrem Leben ein Ende. Kurz darauf, am 16. August 1419, starb König Wenzel. Er allein hatte die katholische Partei in Böhmen, wenn auch mit zagender Hand, zusammen gehalten. Nach seinem Tode

wurden die Hussiten Herren des gesammten flachen Landes. Nur in den Städten behaupteten die Deutschen, welche fast allein noch katholisch waren, das Uebergewicht. Ziska bewaffnete und organisirte das Volk zum Kriege. Wenzel's Wittwe, Sophie, floh aus Prag, woselbst häufige und blutige Kämpfe zwischen den verschiedenen Parteien stattfanden. Ziska's Schaaren besiegten in mehreren Treffen die Ritter, welche auf der katholischen Seite standen, befestigten den Taborberg, vermochten jedoch nicht, in den Städten Einfluß zu gewinnen. Auf Weihnachten 1419 berief Kaiser Sigismund, Wenzel's nächster Erbe, den böhmischen und mährischen Adel und die Abgeordneten der Städte nach Brünn. Die Gemäßigten, wie sie sich selbst zu nennen pflegen, oder die Halben, wie sie besser bezeichnet werden, ließen sich von Sigismund, dem sie, ihrem ganzen Wesen nach, näher standen, als den Taboriten, vieles gefallen. Allein sein Uebermuth trieb auch die Verzagtesten zum Aeußersten. Um den Böhmen zu zeigen, was er zu thun im Stande sei, ließ er in Breslau dreiundzwanzig Bürger, welche sich weniger, als die Prager, gegen ihn hatten zu Schulden kommen lassen, und Johann Kracha, ein ehemaliges Mitglied des Prager Magistrats, öffentlich hinrichten. Dem Letztern konnte nichts vorgeworfen werden, als daß er sich zu Gunsten Hussens und tadelnd über die Kirchenversammlung von Konstanz geäußert hatte. Sigismund gestattete, daß der päbstliche Legat und Inquisitor, Ferdinand von Lucca, eine Kreuzzugsbulle gegen die Hussiten öffentlich in Breslau verkündigte. Im Schrecken über diese Vorgänge suchten die Prager Bürger und die Universität Schutz bei den Taboriten, ließen diese in ihre Stadt ein und erklärten sich gegen Sigismund. Die anderen Städte folgten dem Beispiele Prag's. Abgeordnete derselben traten in der Hauptstadt Böhmen's zusammen, kündigten Sigismund den Gehorsam auf und erklärten ihn für einen Feind der böhmischen Nation, den sie nie zu ihrem Könige annehmen würden. Sigismund glaubte, im Vertrauen auf die Hülfe der deutschen Fürsten, seines Sieges gewiß zu sein. Er rückte von Schlesien her auf Böhmen los, während die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Pfalz und Brandenburg, die Herzoge von Oesterreich und Baiern, viele Fürsten, Grafen und Ritter und zahlreiche andere Ketzerfeinde auf Böhmen vordrangen. Der Sturm, welchen die vereinigten Heere am 14. Juli 1419 auf Prag versuchten, wurde durch Ziska abgeschlagen. Am 30. Juli mußten die Belagerer mit Schimpf und Schande abziehen, vorher ließ sich jedoch Sigismund noch vom Erzbischof von Prag zum Könige von Böhmen krönen. Am 1. November 1420 erlitt Sigismund eine zweite furchtbare Niederlage, in deren Folge sich das feste Schloß Wissehrad ergeben mußte. Der Kaiser und seine Anhänger hatten den Krieg gegen die Hussiten, im festen Vertrauen auf ihre Uebermacht, mit den furchtbarsten Grausamkeiten begonnen. Die schwärmerischen Secten der Hussiten: Taboriten, Orebiten und Adamiten standen auf dem Boden der Bibel und nicht eines geläuterten Vernunftglaubens. Sie waren nicht Männer von leidenschaftsloser Sittlichkeit, vielmehr hatten alttestamentliche Bilder und Blutscenen ihre Einbildungskraft erhitzt und die Wuth gegen ihre verfolgungssüchtigen Feinde auf's Aeußerste gesteigert. Sie boten den Feinden, welche, mit dem Schwerte in der Hand, in ihr Land einbrachen, nicht die linke Wange dar, nachdem sie auf die Rechte geschlagen worden waren, vielmehr gaben sie Streich für Streich und Grausamkeit für Grausamkeit zurück. Den sogenannten Gemäßigten wurde im Vereine mit den wilden Kämpfern für Freiheit und Nationalität angst und bange. Sie sehnten sich, gleich den Fröschen in der Fabel, nach einem Könige, welcher den alten Schlendrian wieder herstellen möchte, ohne sie für die Thaten der Vergangenheit zu strafen. Sie trugen kein Bedenken, dem katholischen Könige von Polen die böhmische Krone anzutragen, als ob dieser nicht eben so gut, wie Wenzel und Sigismund, ein Knecht des Pfaffen-

thums gewesen wäre und als solcher, früher oder später, Pfaffenjustiz in Böhmen handhaben würde. Die Utraquisten des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Vorgänger der Constitutionellen des neunzehnten. Wie diese die Volksbewegungen der Jahre 1848 und 1849, so wässerten jene die Aufregung des Jahres 1418 und der folgenden ab, und wie die Constitutionellen von 1848 und 1849 nicht frühe genug im Erzherzoge Johann und dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen dem Lande neue Tyrannen zu geben wußten, so schritten die Utraquisten des fünfzehnten Jahrhunderts, so schnell als möglich, zur Wahl des Königs von Polen. Die Hussiten des fünfzehnten Jahrhunderts besaßen übrigens mehr Thatkraft und Todesverachtung, als die Freiheitskämpfer der Jahre 1848 und 1849. Verlassen und oft sogar verrathen von dem höher gebildeten Theile des Volkes, von Gelehrten und Adeligen, war es den Hussiten nicht möglich, ein neues Reich auf festen, freiheitlichen Grundlagen zu errichten. Hätten sich die ruhigern und besonnenen Elemente des böhmischen Volkes mit den begeisterten und tapferen Schaaren der Hussiten zu einem dauernden Bunde vereinigen können, so wäre schon damals die Morgenröthe der Freiheit über Böhmen und folgeweise über Deutschland und seinen Nachbarländern aufgegangen. Doch wer könnte den Böhmen einen Vorwurf daraus machen, daß sie im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts nicht leisteten, was die gebildetsten Völker Europa's in der Mitte des neunzehnten nicht vermochten?! Sie thaten Großes, indem sie dem verbundenen Pfaffenthume, Königthume und Aristokratenthume tiefe Wunden schlugen und einen Schrecken einjagten, der auf Jahrzehnte hinaus ihre schlaffe Ruhe störte. Nicolaus von Hussinecz, welcher im Vereine mit Ziska, die Hussiten führte, verlor schon zu Ende des Jahres 1420 sein Leben. Ziska wurde ihr einziger Oberanführer. Er drang, an der Spitze trefflich organisirter Krieger, im Anfange des Jahres 1421, nach Mähren und warf mit gleichem Ungestüme verknöcherte Katholiken und neuerungswüthige Adamiten, welche alle Bande der Ordnung und Zucht verhöhnten, nieder. Sigismund mußte vor Ziska's Bannern eiligst entfliehen. Nicht blos nach Außen hin, auch im Innern seines Vaterlandes, wirkte Ziska mit unbeugsamer Kraft. Er brachte es, im Juli 1421, dahin, daß alle verschiedenen Schattirungen der Böhmen sich über vier Artikel einigten, welche selbst der Erzbischof von Prag billigte. Auf demselben Landtage zu Czaslau, welcher diese vier Artikel annahm, wurde auch eine provisorische Regierung für Böhmen, welche aus zwanzig Directoren bestand, gewählt. Dadurch erhielt die böhmische Revolution eine festere Grundlage. So lange Ziska lebte, blieb er aller Orten siegreich, obgleich er an einem Auge blind war, und auch das andere durch einen Pfeilschuß, bei der Belagerung des Schlosses Raby, verlor. Nach wie vor stand der Held an der Spitze seiner Krieger. Er ließ sich auf einem Karren fahren, der vom Heere weithin gesehen werden konnte, ordnete und begeisterte von diesem aus seine Schaaren. Er hatte eine sogenannte unüberwindliche Brüderlegion um sich gesammelt. Mit dieser stürmte er, in zweifelhaften Augenblicken, auf die Feinde los und warf sie nieder. Am 18. Januar 1422 schlug er bei Deutschbrod den Kaiser Sigismund auf's Neue und drang bis nach Oesterreich vor. Als die Prager sich wider ihn auflehnten, trieb er sie, trotz seines gebrochenen Augenlichtes, zu Paaren. Nur einmal, in Cremsier, als er sich zu weit vorgewagt hatte, mußte er weichen. Vergebens suchte Sigismund Ziska durch großartige Anerbietungen zu gewinnen. Der Held starb, vierundsechzig Jahre alt, an einer pestartigen Krankheit, am 12. October 1424. Mit ihm sank der Glücksstern der Hussiten. Viele seiner Anhänger nahmen die Bezeichnung Orphaniten, oder Waisen, an, weil sie sich, nach dem Tode ihres verehrten Führers, für vaterlos erachteten. Zur Zeit, da Ziska mit Wenzel noch auf freundschaftlichem Fuße stand, nicht lange, nachdem Huß verbrannt worden war,

sagte dieser König zu ihm im Schloßhofe von Prag: „Mein lieber Hans, weder Du noch ich können jetzt die Beschimpfung rächen; wenn sich aber einmal Gelegenheit dazu zeigt, so nimm sie wahr!" Ziska ließ sich das nicht zweimal sagen! Die Gelegenheit kam. Wenzel fiel vom Volke ab und ließ sich zum Werkzeuge der Pfaffen machen. Ziska blieb dem Volke treu und führte es an im gerechten Kampfe gegen seine Bedrücker. Man hat den Helden der Hussiten oft der Grausamkeit beschuldigt. Allerdings verfuhr er gegen Mönche und Pfaffen, die sich vom Marke des Volkes mästeten und deren Geschäft war und ist, die Menschheit zu verdummen, mit unerbittlicher Strenge. Wie hätte er aber auch anders hoffen können, das kleine Volk der Böhmen siegreich in den Kampf gegen die gesammte Christenheit zu führen? Sein gerechter Haß gegen das Mönchthum hatte übrigens auch noch einen persönlichen Grund. Ein Mönch hatte seine Schwester entehrt und hülflos den unmenschlichen Gesetzen klösterlicher Zucht Preis gegeben. Die Schandthat des Verführers und das unglückliche Schicksal seines Opfers brachten den feurigen Mann rasch zur Erkenntniß der Naturwidrigkeit des Klosterlebens und spornten ihn zum Kampfe mit dem Pfaffenthume. Mögen kleinliche Splitterrichter immerhin den grauen Helden der Hussiten tadeln. Er bleibt eine der größten Erscheinungen der Weltgeschichte. Seine Beweggründe waren rein. Er kämpfte nicht zu seinem Ruhme und strebte nicht nach persönlichen Vortheilen. Er hielt sich, nach den Ansichten seines Jahrhunderts, für ein Werkzeug der göttlichen Gerechtigkeit und übte diese nur an Solchen aus, die Strafe verdienten. Hätten die Freiheitskämpfer der Jahre 1848 und 1849 einen Ziska an ihrer Spitze gehabt, sie wären von den Tyrannen Europa's nicht so schmählich belogen und betrogen worden. Ein zweiter Ziska nur kann die Völker Europa's zur Freiheit führen. Wo ist er und wo sind die Männer seiner unüberwindlichen Brüderlegion? Ziska war achtundfünfzig Jahre alt, als er zuerst das Schwert für die Sache der Freiheit zog. Bis dahin war er nur in engeren Kreisen als tapferer Krieger bekannt. Die böhmische Revolution hob ihn empor aus dem Dunkel der Nacht, wie sein Stern ihr Licht und Glanz verlieh.

Dem blinden Helden zur Seite standen die beiden Procope, der Große und der Kleine, beide frühere Mönche. Sie wurden nach Ziska's Tode die einflußreichsten Führer der Hussiten. Doch gewann Keiner von ihnen diejenige Gewalt über sämmtliche Parteien Böhmen's, welche Ziska besessen hatte. Nicht einmal die wildesten Fanatiker unter Ziska's Schaaren, welche sich nach dessen Tode Orphaniten nannten, vermochten sich über einen Führer zu verständigen. Sie folgten mehreren Hauptleuten, unter welchen Procop der Kleine sich am meisten hervorthat. Die übrigen Taboriten wählten Procop den Großen zu ihrem Feldherrn. Der Adel und die Prager schwankten unbestimmt zwischen den Taboriten, dem lithauischen Prinzen Koribut, welchem die Prager 1422 die Krone angeboten hatten, und dem Könige der Deutschen und Ungarn, Sigismund, hin und her. Zwölf Jahre lang dauerte noch der Krieg zwischen den Böhmen und dem Pfaffenthume, dessen ergebenster Knecht der deutsche König war. Der Kurfürst von Sachsen, welcher gehofft hatte, der Hussiten Meister werden zu können, fühlte zuerst deren derbe Fäuste. Sein Heer wurde geschlagen und verlor fünfzehntausend Mann, worauf die Böhmen die Stadt Aussig erstürmten, einäscherten und deren Bewohner ermordeten (6. Juli 1426). Die Hussiten überschwemmten ganz Schlesien, Meissen, die Lausitz, Sachsen und Franken. Sie kämpften in der festen Ueberzeugung, daß ihre Sache gerecht, daß sie das auserwählte Volk Gottes, ihre Feinde aber dem Untergange geweiht seien. Vertieft in die biblische Geschichte nannten sie die Deutschen überhaupt Philister, die Meissener Moabiter und die Sachsen Edomiter. Sie selbst theilten sich, gleich dem Volke Israel's, in zwölf Stämme. In der Schlacht

nahm das Fußvolk die Mitte ein. Auf den beiden Flügeln standen in langen Reihen die Wagen, von welchen herab Frauen, Greise und Kinder mit Flinten, Bogen und Pfeilen kämpften. Die Flügel waren gedeckt durch die Reiterei, welche, wenn sie geworfen wurde, sich durch die Wagen, die sich ihr eröffneten, den verfolgenden Feinden aber verschlossen, zurückzog.

Schutzlos lag ganz Deutschland den Einfällen der Böhmen preis. Im Jahre 1427 rückten die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Trier, nebst Baiern, Rheinländern und Schwaben, von verschiedenen Seiten in Böhmen ein. Als aber die Sachsen, welche bis Mies vorgedrungen waren, erfuhren, daß die Hussiten im Anzuge seien, lösten sie sich in wilder Flucht auf, (21. Juli 1427) und verloren, als ihnen die Böhmen nachsetzten, viele tausend Menschen, alles Geschütz und alles Gepäcke. Die übrigen Deutschen zogen sich dann gleichfalls zurück, ohne den Feind nur gesehen zu haben. In den drei Jahren 1427—1429, eroberten die Hussiten nicht weniger als siebenhundert feste Plätze. Im Anfang des Jahres 1430 brach Procop der Große an der Spitze von zwanzigtausend Reitern, zweiundfünfzigtausend Fußgängern und dreitausend Wagen in Deutschland ein. Ganz Sachsen und Franken wurden verwüstet, über hundert Städte niedergebrannt. Der Kurfürst von Brandenburg und viele andere deutsche Fürsten und Städte wußten sich nur dadurch zu helfen, daß sie mit bedeutendern Summen, die sie den Hussiten zahlten, sich loskauften. Im folgenden Jahre (1431) brach wieder ein Reichsheer, bei dem sich der Cardinal Julian als päbstlicher Legat befand, in Böhmen ein. Nach einer Niederlage, welche die Deutschen bei Tachau erlitten, zog sich der Kurfürst von Brandenburg, welcher das Reichsheer befehligte, in ein befestigtes Lager nach Tausz zurück. Die Verwüstungen und Mordbrennereien, welche die Deutschen, aufgeregt durch den Cardinal Julian, verübt, hatten die Böhmen auf's Furchtbarste erbittert. Als diese auf Tausz losrückten, gab ein baierischer Herzog zuerst das Beispiel feiger Flucht. Friedrich von Brandenburg verlor den Kopf, die Deutschen flohen, bevor die Schlacht begonnen hatte. Kurz darauf schlug Procop der Große die Sachsen und Baiern bei Taucha. Bis nach Kremnitz in Ungarn streiften die Orphaniten. Zwar vernichtete in diesem Jahre der Herzog Albrecht von Oesterreich fünfhundert hussitische Dörfer in Mähren, doch im folgenden Jahre (1432) brachten die Böhmen dafür den Oesterreichern eine blutige Niederlage bei. Mittlerweile hatte (am 26. Juli 1431) die Kirchenversammlung von Basel begonnen. Diese behandelte die Hussiten ganz anders, als früher das Concil von Konstanz gethan hatte. Sie gab ihnen gute Worte und zog die Utraquisten, welche die Pfaffen früher zurückgestoßen hatten, an sich. Mainhard von Neuhaus, der Führer des böhmischen Adels und Johann Rokyczana, der einflußreichste unter den Lehrern der Calixtiner, welchem das Erzbisthum Prag versprochen wurde, brachten die Unterwerfung ihrer Partei zu Stande. Die vier Artikel, welche, zu Ziska's Zeiten, den Vereinigungspunkt aller böhmischen Parteien gebildet hatten, wurden von den Utraquisten aufgegeben. Jeder derselben erhielt eine Fassung, welche ihn wesentlich veränderte. Der erste dieser Artikel hatte gelautet: „Das Abendmahl **muß** unter beiderlei Gestalten genossen werden." Die Kirchenversammlung von Basel genehmigte ihn in folgender Fassung: „Das Abendmahl **darf** unter beiderlei Gestalt genommen werden." Der zweite Artikel hatte bestimmt: „Die Vergehen der Geistlichen **müssen**, wie andere Verbrechen, von der weltlichen Obrigkeit bestraft werden." Das Baseler Concil gab ihm folgende Gestalt: „Die Geistlichen **dürfen zwar** wegen **gemeiner** Verbrechen von weltlichen Richtern gestraft werden, **jedoch nur mit Zuziehung von Geistlichen**." Im dritten Artikel hatten die Böhmen den Grundsatz ausgesprochen: „Jeder Christ, wer er auch sei, hat die Befugniß,

das Wort Gottes zu predigen." Er wurde in folgender heimtückischer Weise verflüchtigt: „Das Wort Gottes darf frei gepredigt werden, aber nur von ordentlich bestellten Geistlichen;" d. h. von Sclaven des Pabstes und seiner Knechte. Der vierte Artikel hatte bestimmt: „Das geistliche Hirtenamt ist mit weltlicher Herrschaft unvereinbar." Die in Basel vereinigten Pfaffen nahmen ihm durch nachfolgende Fassung seine klare Bedeutung: „Geistliche sollen keine weltliche Regierung führen, sondern nur die Güter der Kirche verwalten." Der ganze Kirchenstaat, die deutschen Erzbisthümer und Bisthümer waren natürlich Güter der Kirche. Hätte ein Pfaffe ganz Böhmen an sich gebracht, so wäre es auch Kirchengut gewesen. Zum Schlusse fügten die Baseler Pfaffen aber noch die Bestimmung hinzu: „Doch dürfen sich weltliche Personen, ohne in die Strafe des Kirchenraubes zu verfallen, der Kirchengüter nicht bemächtigen.

Mit Recht betrachteten die Taboriten, Orebiten und Waisen die Annahme dieser Bedingungen, welche, da sie, am 30. November 1433, zu Prag unterzeichnet, die Prager Compactaten genannt wurden, für einen Verrath an der böhmischen Nation und an der Sache der Freiheit. Dem ersten Verrathe folgten andere Verräthereien auf dem Fuße nach. Die entschiedenen Freiheitskämpfer wurden durch den Abfall der Utraquisten gezwungen, ihre Waffen zunächst gegen ihre inländischen Feinde zu richten. Am 28. Mai wurde die entscheidende Schlacht bei Lipan und Hrzik geliefert. Die Hussiten mußten nach einem mörderischen Kampfe weichen. Beide Procope fielen. Die Sieger wütheten ärger, als Hyänen. So sperrten z. B. die Pilsener tausend Gefangene in Scheunen ein, und verbrannten sie mit diesen. Czapek und Kersky, welche die Reiterei befehligten, waren von den Utraquisten bestochen worden und nahmen an dem Treffen, in dem sie hätten den Ausschlag geben können, keinen Antheil. Czapek übergab zudem der Ritterschaft die Städte Kollin und Böhmischbrod ohne Schwertstreich. Was aber den deutlichsten Beweis seines Verrathes bildet, ist die Thatsache, daß er später, weit entfernt, bestraft zu werden, mit Ehren und Besitzungen überschüttet wurde. In der Schlacht bei Lipan und Hrzik wurde die Kraft der Hussiten gebrochen. Diese waren nicht sowohl durch das Schwert, als durch Verrath geschlagen worden. Den Calixtinern war es mit ihrem Widerstand gegen das Pfaffenthum und das Königthum niemals Ernst gewesen. Sie wollten nur mit einem gewissen Anstand das alte Joch wieder auf sich nehmen. Sigismund machte zwar anfangs Schwierigkeiten, ihre Bedingungen einzugehen, allein im Bewußtsein, daß er nach der päbstlichen Moral den Ketzern nicht Wort zu halten brauche, gab er zum Scheine nach und hielt am 25. August 1436 seinen Einzug in Prag. So wurde die große, von Johannes Huß angeregte Freiheitsbewegung zwar zu Grabe gebracht. Allein die Ideen, welche während derselben in Umlauf gesetzt wurden, gingen nicht unter. Sie traten ein Jahrhundert später mit verstärkter Kraft im Schooße derjenigen Nation hervor, welche die Böhmen am heftigsten bekämpft hatte. Der Freiheitskrieg der Hussiten macht uns zwei Wahrheiten anschaulich: nichts ist gefährlicher für die Sache der Freiheit, als ein gleichheitlicher Bund zwischen den entschiedenen und den unentschiedenen Männern. Es wäre den Hussiten ein leichtes gewesen, die erbärmlichen Calixtiner in Ziska's Zeiten zu vernichten. Diese hätten dann ihre Brüder nicht verrathen können. Die zweite Wahrheit ist, daß ächte Begeisterung die Kraft einer Nation verzehnfacht, und daß daher kein Volk, das für Freiheit kämpft, die Uebermacht zu fürchten braucht, wenn es sich nur vor Verrath zu schützen weiß.

§ 12. Sigismund's Ende. (1417—1437.)

Die Hussitenkriege haben viele deutsche Geschichtschreiber zu Jeremiaden über den Verfall des deutschen Königthums veranlaßt. Diese Leute bedachten aber nicht, daß gerade der Rest der königlichen Gewalt, welche dem elenden Sigismund geblieben, jene Kriege herbeiführte. Hätte dieser verächtliche Mensch eine größere Macht bei seinem Regierungsantritt besessen, so hätte er dieselbe doch nur dazu benützt, seinen niedrigen Leidenschaften zu fröhnen. Er würde noch mehr Länder, Rechte, Urtheile und Diplome verkauft, größere Summen verschwendet, und blutigere Opfer am Altare des Pfaffenthums geschlachtet haben. Wie eine Vermehrung der Gewalt eines Sigismund, Wenzel, Karl's IV. oder ähnlicher Subjecte zum Besten des Volkes hätte gereichen sollen, vermag ich nicht einzusehen. Die Dörfer und Städte, welche die Hussiten niederbrannten, konnten wieder aufgebaut werden. Sie hatten übrigens ihr Schicksal ihren eigenen Beherrschern zuzuschreiben, welche gegen die Hussiten einen ungerechten und grausamen Krieg begonnen. Hätte aber Sigismund über sie verfügen können, so hätte er sie verpfändet oder verkauft, oder Jahr ein, Jahr aus geplündert. Die ganze Schwere seiner Macht hätte Sigismund in die Wagschale des Despotismus geworfen. Was er nicht verschlemmt, hätte er seiner pfäffischen und tyrannischen Gesinnung dienstbar gemacht. Wir können uns darüber nur freuen, daß ihm geringe Mittel zu Gebote standen. Diejenigen, welche er besaß, verwandte er doch alle zu schlechten Zwecken. Wie er Huß und Hieronymus auf den Scheiterhaufen gebracht hatte, so wünschte er auch alle ihre Anhänger zu vernichten. Wenn er es nicht that, so lag der einzige Grund darin, daß ihm die Macht dazu gebrach. Seinen bösen Willen bekundete Sigismund aller Orten und so oft er dazu im Stande war. Schon bei seinem ersten Zuge nach Böhmen (1419) ließ er, bei Leutmeritz, zwanzig Hussiten in der Elbe ertränken. Selbst nach dem Kriegsrechte unserer Tage waren daher die Hussiten vollständig entschuldigt, wenn sie auf der Stadtmauer von Prag sechzehn gefangene Deutsche im Angesichte des feindlichen Heeres, verbrannten. Sigismund hatte die Böhmen in ihren heiligsten Rechten angegriffen und mit überlegenen Streitkräften das Beispiel der Grausamkeit gegeben. Auf ihm allein und den Pfaffen, welche ihn lenkten, ruht daher die Schuld aller in den Hussitenkriegen verübten Unmenschlichkeiten. So grausam Sigismund im Kriege, so feig in der Schlacht, eben so lässig und schlaff war er, einen verderblichen Kampf zu verhüten, und zu endigen, nachdem er begonnen. Er besuchte häufig nicht einmal die Reichstage, die er ausgeschrieben hatte, oder kam doch zu spät, während das halbe Deutschland von den Hussiten durchzogen, die Ergreifung kräftiger Maßregeln daher durch die dringendste Noth geboten wurde. Erschien er nach langen Zögerungen und wiederholtem Aufschub endlich einmal auf einem Reichstage, so wußte der elende König demselben keine Lebenskraft einzuhauchen. Es wurden Beschlüsse gefaßt, Abhandlungen geschrieben, und Verhandlungen gepflogen. Am Ende blieb, in der Hauptsache, gewöhnlich alles beim Alten, oder wenn auch ein Heer in's Feld gestellt wurde, so war es, trotz aller mühsam ausgearbeiteten Pläne und Entwürfe, nicht im Stande, den tapferen Hussiten die Spitze zu bieten. Fürwahr, wer die Geschichte des deutschen Volkes namentlich diejenige der Reichstage von 1424 bis 1436 vor Augen hat, dem wird es klar, daß nicht Sigismund und das deutsche Reich, sondern Rokyczana und schnöder Verrath den Hussiten den Untergang bereiteten. Nicht einmal einen Landfrieden brachte Sigismund zu Stande, während Deutschland von den Hussiten auf allen Seiten bedroht war. Zwar wurde auf dem Nürnberger Reichstage des Jahres 1431 ein Landfriede verkündet, allein nur bis Martini 1432 und statt Gerichte niederzusetzen, welche Streitigkeiten entscheiden und eine Kriegsmacht aufzubieten, welche den richterlichen

Urtheilen die Vollstreckung sichern konnten, wurde nur verfügt: wer den Frieden störe, soll des Königs Ungnade erfahren, aus Stadt und Land vertrieben und mit der Reichsacht belegt werden. Die inneren Fehden dauerten daher, ungeachtet der Hussitengefahr, unausgesetzt in Deutschland fort. Namentlich wurde ganz Baiern durch die Fehde verwüstet, welche die Herzoge Ludwig von Ingolstadt und Heinrich von Landshut miteinander führten, bis sich der Ritter Caspar Torringer, in seiner eigenen und in Ludwig's Angelegenheit an den Freistuhl des westphälischen Vehmgerichts zu Limburg wandte, welcher dann in seiner Weise verfuhr, den Herzog Heinrich, als er nicht erschien, verfehmte, d. h. des Thrones verlustig und vogelfrei erklärte. Der Herzog Heinrich klagte bei einem andern Freistuhl, welcher noch wirksamer zu seinen Gunsten einschritt. Torringer verschwand, ohne Zweifel getroffen von dem Dolche eines Freischöffen. So zeigte es sich, daß die im Dunkeln schleichende Macht des Vehmgerichts ein noch größeres Uebel sei, als die offenen Fehden. Anfangs hatte Sigismund das heimliche Gericht begünstigt. Als er dessen Gefährlichkeit erkannte, suchte er dasselbe wieder einzuschränken. Allein dieser erbärmliche Mensch war nicht im Stande, irgend etwas Löbliches durchzuführen. Er konnte höchstens veranlassen, daß einige Abhandlungen geschrieben wurden. Diejenige Thatkraft, welche erforderlich ist, um das geschriebene Wort in's wirkliche Leben einzuführen, fehlte ihm ganz und gar. Alle Angelegenheiten, deren Erledigung dem Könige oblagen, wurden vernachlässigt oder verpfuscht. Alles Gute, was in Deutschland gedieh, entstand im Kampfe mit, oder unbeachtet von dem Königthume.

Während die baierischen Herzoge von Ingolstadt und Landshut sich gegenseitig befehdeten und einer (Heinrich) den andern (Ludwig) meuchlerisch überfiel, besudelte sich Herzog Ernst von München mit dem Blute seiner Schwiegertochter. Sein Sohn Albrecht hatte die Tochter eines Baders, Agnes Bernauer, geehelicht, worüber der hochmüthige Vater ergrimmte. Er ließ das unglückliche Opfer seines Hasses gefangen nehmen und gefesselt in die Donau werfen. Agnes ertrank (1436). Auch diese, wie so viele andere Schandthaten jener Zeit, blieb unbestraft.

Zu Sigismund's Zeit, in welcher das Haus Hohenzollern zu Macht und Ansehen emporstieg, starb das askanische aus. Der König verlieh Sachsen mit der Kurwürde dem Markgrafen von Meissen, Friedrich dem Streitbaren, bei dessen Geschlechte es bis auf die neueste Zeit verblieb.

Von allen Seiten wurden die Gränzen Deutschlands bedroht. Im Osten drangen die Türken, im Westen die Franzosen vor. Im Süden rissen die Schweizer eine Stadt nach der anderen an sich. Aus einem Theile des Gebietes, welches Deutschland verloren ging, erwuchs das Herzogthum Burgund. Nirgends wahrte Sigismund die Rechte des deutschen Volkes, um so eifriger diente er den Pfaffen.

Die Kirchenversammlung von Basel, welche am 26. Juli 1431 eröffnet wurde, kann hier nur flüchtig erwähnt werden, da sie im Abschnitte von der kirchlichen Herrschaft ausführlich zu besprechen ist. Die Streitigkeiten dieses Conciliums mit dem Pabste gaben dem reiselustigen Sigismund eine erwünschte Gelegenheit, in Italien herum zu ziehen, angeblich um Unterhandlungen mit dem Pabste zu pflegen. Mit einem Gefolge von zweitausend Mann Ungarn, Mailändern und Deutschen, lebte der Kaiser, so lange er geduldet wurde, in Parma, Lucca und Siena. Fast ein ganzes Jahr (vom Juli 1432 bis Mai 1433) zechte und schlemmte er in Siena. So alt er war, wälzte er sich doch in den niedrigsten Ausschweifungen, glaubte aber, in Uebereinstimmung mit den päbstlichen Lehren, Alles wieder gut zu machen, wenn er bei irgend einem Pfaffen, der im hohen Rufe der Heiligkeit stand, d. h. ein verschmitzter Betrüger war, die in der katholischen Kirche

üblichen Ceremonien beging. Mittlerweile unterhandelte Sigismund mit dem Pabste über seine Kaiserkrönung. Im October versprach ihm Eugen IV., dieselbe vornehmen und deren Kosten bestreiten zu wollen. So tief war damals die Würde eines römischen Kaisers gesunken. Der Pabst hielt aber nicht Wort. Er hatte gehofft, Sigismund würde sich seiner kräftiger, der Kirchenversammlung gegenüber, annehmen, mit welcher er in offener Feindschaft war. Da übrigens Sigismund sich wiederum in Siena festgekneipt hatte und nur vom Pabste Hülfe erwartete, so erkannte er eidlich alle Ansprüche, welche die Päbste in geistlichen und weltlichen Dingen jemals gemacht hatten, an. Plötzlich veränderte er seinen Ton gegenüber der Kirchenversammlung und beschwor dieselbe, keinen weitern Schritt gegen das Supremat des römischen Stuhles zu thun. Am 31. Mai 1433 wurde Sigismund in Rom zum Kaiser gekrönt. Die Kosten dieser unnützen Ceremonie, welche der Pabst, seiner Zusage zuwider, nicht bestritt, drückte Sigismund aus den deutschen Städten heraus. Damals nahm Sigismund den zweiköpfigen Adler in das kaiserliche Siegel auf, welcher seitdem darin geblieben ist. Bis zum August feierte der Kaiser alle erdenklichen Festlichkeiten zu Rom und reiste dann langsam, in seiner gewöhnlichen pomphaften und doch bettelhaften Weise, über Ferrara und Mantua nach Basel. Dort wurde der Streit zwischen Pabst und Kirchenversammlung immer heftiger. Am 24. Januar beschloß diese, den Pabst Eugen IV. zu suspendiren. Sigismund kam dadurch in große Verlegenheit, weil er sich weder mit dem Pabste, noch mit der Kirchenversammlung befeinden wollte. Sigismund wurde immer älter und schwächer. Seine Gemahlin Barbara, welche ihrem Gatten seine Untreue nicht nach neu-testamentlicher Vorschrift mit Treue, sondern nach alt-testamentlicher mit Untreue vergalt, begnügte sich nicht damit, vielmehr spann sie auch Ränke, um, nach ihres alten Mannes Tode, an der Seite eines schmucken Jünglings, des Bruders des Königs von Polen, Böhmen zu beherrschen. Sigismund lockte seine Gemahlin nach Mähren und ließ sie dort gefangen setzen. Kurz darauf, am 9. December 1437, starb er zu Znaim in Mähren. Er war unstreitig einer der verächtlichsten, wenn nicht der verächtlichste, aller deutschen Könige. Er sprach jeder Pflicht, die er als König, Gatte, Vater und Mensch hatte, Hohn. Seiner Genußsucht opferte er Weib und Kind, Ungarn, Böhmen und Deutschland auf. Er war ein Knecht der Pfaffen, ohne an sie zu glauben, und ein Despot ohne die Kraft, seinen Launen und Leidenschaften Nachdruck zu geben. Die vollständige Grundsatzlosigkeit Sigismund's erhellt am besten aus der Thatsache, daß er ungeachtet seiner vorgeblichen Frömmigkeit und ungeachtet er seine einzige Tochter, Elisabeth, als Kind von zwei Jahren schon dem Herzoge Albrecht von Oesterreich zugesagt hatte, damit umging, sie im Alter von zwölf Jahren an den türkischen Sultan zu verkuppeln. Nachdem er diesen Plan aufgegeben hatte, gedachte er Elisabeth mit dem Könige von Polen und später mit dem Erben von Litthauen, einem vollständigen Barbaren, zu verbinden. Durch diese Heirathen hoffte Sigismund, seine Stellung gegenüber den Böhmen zu befestigen. Am Ende kam er aber doch wieder auf den Herzog Albrecht von Oesterreich zurück, dem er 200,000 Ducaten für Kriegskosten schuldete und der ihm für seine Tochter 60,000 Ducaten baar zu zahlen versprach. Dieses Gebot konnte der stets um baares Geld verlegene deutsche König nicht ausschlagen. Die Vermählung Albrecht's und Elisabeth's wurde sofort (1422) vollzogen und das Land Mähren dem Schwiegersohne mit in den Kauf gegeben. Albrecht war einer der fluchwürdigsten Tyrannen seiner Zeit. Er ließ die Juden zu Hunderten verbrennen und forderte durch die nutzlosen Einfälle, die er nach Böhmen machte, die Hussiten zum Kampfe heraus, in welchem ganz Oesterreich und ein großer Theil des übrigen Deutschlands für die von seinem Herrscher verübten Grausamkeiten büßen mußten.

§ 13. Albrecht II. (1437—1439).

Fast ein Jahrhundert hindurch (1347—1437) hatte das luxemburgische Haus den deutschen Thron inne gehabt. Es hatte Deutschland mit einem geschwächten Königthume, schlecht geschützten Gränzen und voll innerer Fehden empfangen. Als es von dem Schauplatze der Geschichte abtrat, war die königliche Macht in Deutschland vollständig gebrochen, das Gebiet Deutschlands im Westen und im Süden vermindert, durch die Hussitenkriege furchtbar verwüstet und das unglückliche Volk schutzlos den Anmaßungen und Gewaltthaten weltlicher und geistlicher Fürsten preis gegeben. Ungeachtet aller dieser Mißstände hatte aber Deutschland doch an Wohlstand, Bildung und wenn nicht Freiheit, so doch Freiheitsdrang entschieden zugenommen. Unabhängig von, oder selbst im Kampfe mit dem Königthume hatten sich die Städte Deutschlands entwickelt. Ihre Gewerbe, ihre Schifffahrt und ihr Handel blühten. Die stille Thätigkeit der Bürger schuf mehr Gutes, als die vereinte Macht der Pfaffen, Könige und Ritter zu zerstören vermochte. Das Königthum hatte zwischen Bürgern und Pfaffen, zwischen Volk und Adel niemals unparteiisch in der Mitte gestanden, es hatte immer die bevorzugten Klassen begünstigt, den auf Bürgern und Bauern lastenden Druck vermehrt. Dessen Zerfall brachte daher den beiden arbeitenden Klassen der Gesellschaft keinen Schaden, vielmehr insofern Gewinn, als dadurch die Macht ihrer Gegner vermindert wurde.

So sehr übrigens auch das Königthum in Deutschland gesunken, vernichtet war es keineswegs. Karl IV. hatte es verstanden, mit dessen Hülfe für sein Haus große Landesstrecken zu erobern. Dem trägen Wenzel hatte es nur Verlegenheiten bereitet. Doch war dieses seiner eigenen Schlaffheit zuzuschreiben. Sigismund dankte seine vergnügtesten Stunden, seine liebsten Freuden und Feierlichkeiten, überdies auch ansehnliche Geldsummen der deutschen Krone. Allerdings gab die deutsche Königswürde auch Veranlassung zu mannichfaltigen Ausgaben. Diese waren aber einem Menschen, wie Sigismund, erwünscht, weil sie ihm stets auch Gelegenheit zu Gelderpressungen boten.

Eine erhöhte Bedeutung erhielt die Würde eines deutschen Königs und römischen Kaisers durch die Spaltungen, welche seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts die christliche Kirche zerrütteten. Ein deutscher König, welcher verstanden hätte, die Verhältnisse zum Vortheile seiner Person, seiner Würde oder seines Landes auszubeuten, hätte sich an die Spitze der Christenheit hinanschwingen und diejenige Stellung vielleicht gewinnen können, nach welcher die Hohenstaufen vergeblich rangen. Für Deutschland und die Menschheit war es ein Glück, daß im luxemburgischen Hause Männer von hochstrebender Gesinnung nicht waren, die Völker befinden sich meistentheils besser, wenn Pedanten, Trunkenbolde und Schlemmer, als wenn Eroberer, Speculanten und Ruhmsüchtige sie beherrschen.

Nach dem Tode Sigismund's entging es dem staatsklugen und immer geschäftigen Friedrich von Brandenburg nicht, daß die deutsche Krone, außer der Ehre, die sie brachte, mancherlei Vortheile ihrem Träger gewähre. Doch bewarb sich der Burggraf vergeblich um dieselbe. Der Gegensatz zwischen den Häusern Hohenzollern und Habsburg, welcher der ganzen neueren Geschichte Deutschlands ihren Charakter und ihre wesentliche Bedeutung verleiht, trat damals schon, wenn auch in minder scharfen Umrissen, zu Tage. Friedrich von Bandenburg, eine neue Größe unter den Fürsten Deutschlands, war unablässig thätig, aus jedwedem Ereignisse Vortheile für sich und sein Haus zu ziehen. Allein da er dieses Streben nicht sorgfältig genug verbarg, schöpften die übrigen Fürsten Mißtrauen und hüteten sich wohl, ihm mit der deutschen Krone die Gelegenheit zu weiterer Machtvergrößerung

zu geben. Albrecht von Oesterreich, dessen Haus mehr als anderthalb Jahrhunderte Vorsprung vor den Hohenzollern hatte, indem sein Ahnherr Rudolph I. von Habsburg schon im Jahre 1273 auf den deutschen Königsthron gehoben und dadurch in den Stand gesetzt worden war, sich und seine Familie die Bahn höchster Ehren und großartigen Länderbesitzes zu eröffnen, wartete mit mehr Ruhe den Gang der Dinge ab. Er gab sich den Anschein, als habe die deutsche Königskrone für ihn keinen Werth, als sei sie ihm vielmehr eine schwere Bürde. Einige Wahrheit mochte dem Scheine, in den sich Albrecht hüllte, wohl zu Grunde liegen. Dieser blindgläubige, den Pfaffen ergebene Fürst mochte allerdings mit Schrecken daran denken, daß die deutsche Krone ihn mit Gewalt in die Mitte zwischen die Flüche des Pabstes und der Kirchenversammlung von Basel bringen könnte, während der geschmeidige Friedrich von Brandenburg ohne Seelenangst und Gewissensbiß sich zwischen der Scylla päbstlicher Herrschsucht und der Charibdis aristokratisch-pfäffischer Bestrebungen hindurchwinden zu können hoffte. Die Pfaffen wußten wohl, daß sie an dem Habsburger Albrecht ein fügsameres Werkzeug, als an dem Hohenzoller Friedrich besaßen und legten daher das Gewicht ihres Einflusses, das bei allen Königswahlen in Deutschland den Ausschlag gab, in die Waagschale des Habsburgers. Der Erzbischof von Mainz ruhte nicht, bis alle Kurfürsten Albrecht ihre Stimme gegeben hatten. Dieser zögerte, die Krone anzunehmen, welche ihm am 18. März 1438 angeboten wurde. Er ließ sich doch, namentlich durch seine Vettern, süße Gewalt anthun und setzte die deutsche Krone zu den übrigen, die er schon besaß, auch noch auf sein Haupt. Die Ungarn hatten, nach Sigismund's Tode, dessen Schwiegersohn sofort als König anerkannt. Oesterreich und Mähren hatte er schon früher beherrscht. Die Böhmen wollten aber nichts von ihm wissen. Utraquisten (Calixtiner) und Taboriten konnten die Grausamkeit nicht vergessen, welche Albrecht in Böhmen und Mähren aus religiösem Fanatismus verübt hatte. Die Katholiken dagegen erkannten ihn, im Mai 1438, als König an. Der Friede, welchen Sigismund mit den Böhmen geschlossen hatte, war nicht von langer Dauer gewesen, da dieser wortbrüchige Fürst schon frühzeitig zu erkennen gab, daß er sich an die Friedensbedingungen nicht binde. Er hatte dem Wenzel Koranda, einem der einflußreichsten Utraquisten, das Predigen untersagt, den Peter Payne aus Prag vertrieben. Rokyczana hatte seinen erzbischöflichen Stuhl, auf dem er sich nicht sicher fühlte, verlassen und war nach Königingrätz entflohen. An der Spitze der entschiedenen Hussiten, welche ungeachtet alles an ihnen verübten Verrathes noch immer eine bedeutende Macht bildeten, standen Hynko, Praczeck von Lippa, Aleso von Sternberg und Georg Podiebrad. Unter deren Einflusse wurde, kurz nach Sigismund's Tode, zu Tabor eine große Versammlung gehalten, auf welcher, in Uebereinstimmung mit Sigismund's Gemahlin Barbara, der erst dreizehn Jahre alte polnische Prinz Kasimir zum König erwählt wurde. Von Neuem standen sich jetzt Katholiken und sämmtliche Schattirungen der Hussiten feindlich in Böhmen gegenüber. Albrecht II. ließ sich zwar in der Schloßkirche zu Prag feierlich krönen, wurde aber darum doch von der Mehrheit des böhmischen Volkes nicht anerkannt. Fünfzehntausend Polen kamen den Hussiten zu Hülfe. Anfangs war die Uebermacht auf Seiten Albrecht's und seiner Anhänger. Als aber Georg Podiebrad seinen in Tabor eingeschlossenen Gesinnungsgenossen zu Hülfe kam, mußte Albrecht die Belagerung aufheben und nach Prag zurückkehren. Der König von Polen verständigte sich bald mit Albrecht II. Gedrängt von den Türken, faßte Albrecht den höchst abgeschmackten Entschluß, den Vater der Wittwe Sigismund's, Grafen von Cilley, zu seinem Statthalter in Böhmen zu ernennen. Dieser ränkesüchtige Mann wollte aber nicht Diener, sondern Herrscher sein und mußte daher bald schon wieder entfernt werden.

In der Geschichte Ungarn's werden wir erzählen, was Albrecht II. für dieses Land that. Hier genüge die Bemerkung, daß er dort die Türken nicht besiegen, wie er in Böhmen die Hussiten nicht versöhnen konnte. In Deutschland zeigte er sich gar nicht. Er hatte die deutsche Krone nur unter der Bedingung angenommen, daß er erst nach zwei Jahren in das Reich zu kommen brauche. Vor Ablauf dieser Frist ereilte ihn der Tod.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg, dessen Geschäfte durch den Kanzler Schlick, einen eben so gewandten, als gewissenlosen Mann, geleitet wurden, kam die Eintheilung Deutschland's zur Sprache. Franken, Baiern, Alemanien, Mittelrhein (Mainz, Rheinpfalz und Elsaß), Westphalen und Sachsen sollten die sechs Kreise Deutschland's bilden. Eine praktische Bedeutung konnte aber diese Eintheilung eben so wenig gewinnen, als die mannichfaltigen Reden und Beschlußfassungen über den Landfrieden, da es immer nur bei Worten blieb und diesen keine entsprechenden Maßregeln auf dem Fuße folgten.

Der Pabst und die Kirchenversammlung von Basel bewarben sich gleichmäßig um die Gunst des deutschen Reiches. Die Städte faßten jedoch schon am 17. März 1448, am Tage vor der Königswahl, den Beschluß, daß bis zur Entscheidung des Streites zwischen Pabst und Concilium die deutschen Kirchen nur unter der Gerichtsbarkeit und Leitung der deutschen Bischöfe stehen sollten.

König Albrecht starb (am 27. October 1439) schon anderthalb Jahre nach seiner Ernennung zum deutschen Könige, bevor er gekrönt worden oder nur nach Deutschland gekommen war, bevor er einem Reichstage beigewohnt oder irgend etwas zum Nutzen oder Schaden Deutschlands vorgenommen hatte. Wenn er dessen ungeachtet von gewissen Geschichtsschreibern belobt und sein Tod als ein Deutschland widerfahrenes Unheil beklagt wird, so beweist dieses nur, daß die Familie Habsburg von jeher, außer bezahlten Lohnschreibern, viele Schmeichler hatte, welche durch derartige Darstellungen sich die Gunst der Herrscher zu erwerben suchten. Seine Wittwe gebar nach seinem Tode einen Sohn, welcher den Namen Ladislaus erhielt.

§ 14. Friedrich III. (1439—1493).

Die Zeit war vergangen, da in Deutschland irgend eine Wahl von der Tüchtigkeit des Mannes abhängig war. Die äußeren Verhältnisse, Familienbeziehungen, Hausmacht, Verwandtschaft und nicht selten Bestechung und Gewaltthat bestimmten die Wahl der Bischöfe und Erzbischöfe, und die in solcher Weise erkorenen geistlichen Kurfürsten leiteten wiederum die Wahl der deutschen Könige. Die Erhebung des Habsburgers Albrecht auf den deutschen Thron war von hoher Wichtigkeit, obgleich derselbe für Deutschland nichts that und nur anderthalb Jahre lang den Königstitel führte. Sie hatte zur Folge, daß die deutsche Krone an die Habsburger kam und bei diesem fluchwürdigen Hause Jahrhunderte hindurch verblieb. Die Macht derselben hatte durch die Achterklärung des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche gelitten, indem dessen Besitzungen in der Schweiz, im Elsaß und in Schwaben dadurch vermindert wurden. Allein durch die Verbindung Albrecht's mit dem luxemburgischen Hause wurde den Habsburgern die Bahn zur Erwerbung von Ungarn und Böhmen gebrochen. Die habsburgischen Besitzungen wurden sämmtlich von Friedrich, dem ältesten Sohne des Herzogs Ernst mit dem Beinamen der Eiserne, verwaltet, obgleich nur ein Theil derselben ihm erb- und eigenthümlich zugefallen war. Steiermark, Kärnthen und Krain beherrschte er kraft eignen Rechtes. Die Länder, welche Friedrich mit der leeren Tasche hinterließ, fielen dessen Sohne Sigismund zu, die Besitzungen Albrecht's gingen auf dessen Sohn Ladislaus über. Friedrich war jedoch Vormund

seiner minderjährigen Vettern und besaß als solcher deren Länder. Als die Nachricht von Albrecht's Tode nach Deutschland gelangte, waren die Stände in Mainz zu einem Reichstage versammelt, daher die neue Königswahl ohne Zögerung zu Stande kam. Zwei Stimmen sprachen sich zu Gunsten des Landgrafen Ludwig von Hessen aus, die Mehrzahl fünf entschied für Friedrich, Herzog von Oesterreich. Ein in jeder Beziehung unbedeutenderer Mensch hätte kaum unter den Fürsten Deutschlands gefunden werden können. Er brauchte elf Wochen Zeit, um zu dem Entschlusse zu gelangen, daß er die dargebotene Krone annehmen wolle, und zwei Jahre, um nach Deutschland zu kommen und sich in Aachen krönen zu lassen (17. Juni 1442). Später (1452) ließ er sich auch zu Rom die Kaiserkrone und die italienische Königskrone auf sein leeres Haupt setzen, ohne dadurch weder auf Rom, noch auf das übrige Italien den geringsten Einfluß zu gewinnen. Friedrich besaß weder Kraft, noch Scharfblick genug, die Verhältnisse des habsburgischen Hauses zu leiten und zu überschauen, viel weniger natürlich, die wirren Angelegenheiten des deutschen Reiches zu ordnen. Seine dreiundfünfzigjährige Regierung schien bestimmt zu sein, den Beweis zu führen, daß, wenn nur die Fürsten, Herren und Städte ihre Schuldigkeit gethan, Deutschland auch ohne König hätte bestehen können. Fürsten, Herren und Städte waren aber, gleich den meisten Königen, von Herrschsucht und Eigennutz getrieben, daher sie ohne höhere Gewalt, welche sie in Schranken hielt, nach Außen hin vertrat und im Innern leitete, allerdings ein Bild furchtbarer Unordnung darboten, welches übrigens doch der Ordnung des Kirchhofs, wie sie in despotischen Staaten zu herrschen pflegt, bei Weitem vorzuziehen ist.

Friedrich war, trotz seiner Trägheit und Schlaffheit, nicht damit zufrieden, die weiten Besitzungen seines Hauses zu verwalten und die Ansprüche zu verfolgen, welche dieses auf die Kronen von Ungarn und Böhmen erhob, er war vor allen Dingen darauf erpicht, die Gebietstheile, welche dasselbe in der Schweiz verloren hatte, wieder zu gewinnen. Da er sich aber selbst nicht stark genug fühlte, mit den Eidgenossen anzubinden, sah er sich nach fremder Hülfe um. Zuerst ging er das deutsche Reich an, ihm Beistand zu leisten. Doch die Stände hatten keine Lust, mit schweren Opfern das ohnedies schon übermächtige Haus Habsburg noch gewaltiger zu machen und schlugen ihm seinen Antrag rund ab. Der elende König wandte sich darauf an Karl VII. von Frankreich, den natürlichen Feind Deutschlands, welcher die ihm gebotene Gelegenheit mit Vergnügen ergriff, zugleich Eroberungen zu machen und ein Heer raubsüchtiger und ausgelassener Söldner, das sich an seinen östlichen Gränzen umhertrieb, auf die Nachbarländer zu werfen. Friedrich III. ließ sich zwar durch den Bischof von Augsburg, den er im Mai 1444 nach Frankreich sandte, anfangs nur fünftausend Mann ausbitten. Allein damit war dem Könige der Franzosen nicht gedient. Er wollte die ganze Masse seiner organisirten Räuberbanden los sein und wollte durch diese den Deutschen, für den Fall eines Zusammenstoßes mit ihnen, das Gesetz vorschreiben. Karl VII. sammelte in Uebereinstimmung mit Philipp von Burgund ein Heer von vierzig- bis fünfzigtausend Söldnern, von welchem die eine Abtheilung gegen Metz, Toul und Verdun, die andere nach dem Sundgau zog. Der Herzog Renatus von Lothringen befehligte die erstere, der Dauphin Ludwig die letztere. Von dem Grafen von Armagnac, der unter dem Dauphin befehligte, erhielten die Schaaren den Namen Armagnaken, welcher sich in schwäbischer Mundart in arme Gecken verwandelte. Karl VII., der Herzog von Burgund und ihre Ritter waren aus Standesvorurtheilen vom wüthendsten Hasse gegen die Bürger und Bauern der Schweiz beseelt und brannten vor Begierde, die Wunden, welche diese dem Lehnwesen und dem Ritterthume geschlagen, blutig zu rächen. Auch Pabst Eugen IV. hatte seine Hände im Spiele, indem er hoffte, mit Hülfe dieses Heeres

die Kirchenversammlung von Basel zu sprengen. Damals war es zuerst, daß die Franzosen, um ihre Absichten auf das linke Rheinufer zu bemänteln, in einer Proklamation die Lehre von den natürlichen Gränzen aufstellten. Viertausend britische Schützen zogen unter Talbot mit und auch burgundische Schaaren nahmen an dem Zuge Theil, den Friedrich in seiner unsinnigen Verblendung selbst angeregt hatte. Jeder der Führer gedachte bei diesem Kriegszuge einige Eroberungen zu machen. Der Herzog Renatus von Lothringen hatte es auf Metz, Toul und Verdun, der Herzog von Burgund auf Basel und Straßburg, der König von Frankreich auf das ganze linke Rheinufer abgesehen. Bei St. Jakob, in der Nähe von Basel, siegten zwar die Armagnaken über die Schweizer, allein mit so furchtbaren Verlusten, daß der Dauphin es für klüger hielt, umzukehren, als weiter vorzudringen, und mit den Eidgenossen Frieden schloß. Die Schweiz wurde die französischen Mordbrenner los, allein das westliche Deutschland, von der Mündung der Aar und dem schweizerischen Juragebirge bis Straßburg und Augsburg wurde durch dieselben auf's Schrecklichste heimgesucht. Die Bewohner des Schwarzwaldes erhoben sich gegen die ungebetenen Gäste und es entstand ein Krieg, welcher beiden Theilen viele Todte, den Bauern außerdem große Verluste an Hab' und Gut zuzog. Der Reichstag von Nürnberg überhäufte den König mit gerechten Vorwürfen, worauf Friedrich endlich einsah, daß er unklug gehandelt habe. Der Dauphin verlachte aber seine ohnmächtigen Vorstellungen. Die französischen Söldlinge blieben in den deutschen Reichslanden, bis mehrere deutsche Fürsten im folgenden Jahre (1446) mit schweren Opfern deren Abzug erkauften.

In ähnlicher Weise, wie Friedrich III. von seinem Bundesgenossen, dem französischen Dauphin bei Gelegenheit des beabsichtigten Schweizerkrieges, wurde er von seinem Minister, Aeneas Sylvius Piccolomini, in der kirchlichen Sache betrogen. In beiden Angelegenheiten hatte die deutsche Nation den Schaden allein zu tragen, wenn sie sich auch in den Schimpf mit ihrem König theilte. Der treulose und ränkesüchtige Rathgeber Aeneas Sylvius stieg aber, von Stufe zu Stufe, bis zur päbstlichen Würde empor. Die Kirchenversammlung von Basel war mit dem Pabste, Eugen IV., zerfallen. Es entstand die Frage, ob Eugen von dem Concile abgesetzt, oder dieses von dem Pabste aufgelöst werden würde. Am 17. November 1439 hatte das Concil den Grafen Amadeus von Savoyen zum Pabste erwählt, welcher unter dem Namen Felix V. die dargebotene Würde annahm. Aeneas Sylvius hatte früher entschieden auf Seiten der Kirchenversammlung an dem Streite der Pfaffen Antheil genommen. Er war in die Dienste Friedrich's III. getreten und machte bei dieser Gelegenheit schon eine halbe Wendung in der Richtung der päbstlichen Forderungen. Er vollendete diese, beichtete und that Buße, als er in den Geschäften des deutschen Königs nach Rom kam (1445), und vertrat von dieser Zeit an, obgleich vom deutschen Könige bezahlt, die päbstlichen Anmaßungen. Im Vertrauen auf den überwiegenden Einfluß des schlauen Aeneas Sylvius wagte der Pabst einen für jene Zeit des geschwächten Pabstthums unerhörten Schritt, indem er die Erzbischöfe Jakob von Trier und Dietrich von Köln, die einflußreichsten Fürsten Deutschlands, ihrer Würden entsetzte (im Februar 1446). Zugleich übertrug er deren Stellen dem Grafen Johann von Cambray, einem natürlichen Bruder und Adolph von Cleve, einem Neffen des Herzogs Philipp von Burgund. Die Kurfürsten beschlossen dagegen im März 1446 folgende Erklärung: „wenn der Pabst die Absetzung der beiden Kurfürsten nicht widerrufe, wenn er das in Rücksicht der oft zu haltenden Concilien erlassene Decret des Konstanzer Conciliums nicht annehme, und endlich der deutschen Nation nicht hinreichende Sicherheit gebe, daß ihre Freiheiten nicht ferner verletzt würden, so wollten sie Alle sich zu Gunsten des Baseler Conciliums und des Pabstes Felix erklären." Dieser Beschluß wurde dem Könige Friedrich III. und dem

Pabste Eugen IV. durch eine Gesandtschaft mitgetheilt, in welcher Gregor von Heimburg, vieler Fürsten Rath und Syndikus von Nürnberg, die Stimme führte. Dieser Mann besaß, gleich Aeneas Sylvius, eine gründliche, klassische Bildung, Gewandtheit und einen seltenen Fluß der Rede. Allein während Piccolomini sich dieser Errungenschaften und Talente blos zu seinen persönlichen Zwecken und folgeweise zum Schaden der Menschheit bediente, waren sie für Gregor von Heimburg nur Mittel zur Beförderung der Freiheit seines Volkes. Aeneas Sylvius war Gregor's Lehrer in der Kenntniß der Alten gewesen. Doch die Studien, welche nur den Geschmack des Lehrers gereinigt und sein Wissen vermehrt, hatten die Gesinnungen des Schülers veredelt und seinen Muth gestählt. Gregor von Heimburg haßte den Aberglauben, die Unsittlichkeit und die Lüge und trat der entarteten Kirche und der Afterphilosophie seiner Zeit mit der ganzen Kraft seiner Ueberzeugung entgegen. Aeneas Sylvius hatte als Jüngling dieselbe Richtung, wie Gregor von Heimburg eingeschlagen. Als er den Aberglauben herrschend, die Unsittlichkeit allgemein und die Lüge, den Umständen nach, sehr vortheilhaft fand, beutete er, gleich den übrigen Pfaffen, die Dummheit der Massen aus, beschönigte die Laster der Machthaber und täuschte die Völker, um sie zu beherrschen. Aeneas Sylvius vermied sorgfältig alle Gefahren, Gregor von Heimburg trat ihnen kühn entgegen, wenn sie zwischen ihm und der hohen Aufgabe seines Lebens standen. Er führte dem Pabste Eugen gegenüber eine Sprache, wie sie vor ihm kein Pabst im Vaticane vernommen hatte. Er scheute sich nicht, dem anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden in's Angesicht zu erklären, daß er die heiligen Rechte der Deutschen verletzt habe, daß die Nation deshalb Genugthuung fordere, und im Falle der Verweigerung dem Pabste den Gehorsam aufkündigen werde. Die Rede des kühnen Mannes erweckte das Erstaunen und den Grimm des tückischen Pabstes. Hinter den Coulissen mischte aber der Verräther Aeneas Sylvius die Karten. Die Gesandtschaft wurde mit Redensarten abgefertigt. Der Pabst schickte noch im selben Jahre (1446) Bevollmächtigte auf den Reichstag nach Frankfurt. Aeneas Sylvius erschien daselbst als Gesandter des Königs Friedrich III. Mit vierzigtausend Goldgulden bestach er vier Räthe des Kurfürsten von Mainz und streute dadurch im Lager der verbundenen deutschen Fürsten den Saamen der Zwietracht aus. Die Kurfürsten von Köln, Trier, Pfalz und Sachsen verweigerten zwar dem trügerischen Machwerke des Aeneas Sylvius, wodurch die Beschlüsse der deutschen Fürsten verflüchtigt wurden, die Unterschrift, allein die übrigen Fürsten genehmigten dasselbe und traten dadurch zugleich von ihren früher gestellten bestimmten Forderungen ab und auf die Seite des Pabstes über. Dieser setzte seine Anmaßungen durch. Er nahm die über die Kurfürsten von Mainz und Trier verhängte Absetzung nicht zurück und Aeneas Sylvius that, als er später unter dem Namen Pius II. den päbstlichen Thron bestieg, seinen ehemaligen Schüler, den edelsten Mann seiner Zeit, Gregor von Heimburg sogar in den Bann. In Böhmen mußte dieser Freund der Menschheit bei Podiebrad Zuflucht suchen. Nach dessen Tode (1471) war Gregor nicht mehr sicher. Verfolgt und freundlos starb er im Jahre 1472. So undankbar sind die Völker zu allen Zeiten gegen die Vorkämpfer der Wahrheit gewesen! Aeneas Sylvius aber wurde mit Schätzen und Ehren überschüttet und starb als Pabst. Verrath, Heuchelei, Lug und Trug waren von jeher die sichersten Mittel, auf den römischen Stuhl und andere Throne zu gelangen.

Dieselbe bodenlose Erbärmlichkeit, welche Friedrich III. in seinen Beziehungen zur Schweiz, zu den französischen Hülfstruppen und zum Pabste bekundete, bewährte er auch den Ungarn, Böhmen, seinen eigenen Stammlanden, namentlich Oesterreich und sogar seinen nächsten Verwandten gegenüber. Die Ungarn verliehen nach Albrecht's II. Tode ihre Krone dem Beherrscher Polens, Ladislaus III. Elisabeth floh nach Oesterreich. Friedrich

war schmutzig genug, ihre Noth und Geldverlegenheit zu seinem eigenen Vortheil auszubeuten. Statt der Wittwe seines Vetters und der Mutter seines Mündels Schutz und Beistand zu gewähren, erpreßte er von ihr die schönsten Güter und Herrschaften als Unterpfänder für kleine Darlehen. Als sie die Absichten Friedrich's merkte, überwarf sie sich mit ihm. Bevor übrigens der Zwiespalt bedeutungsvoll geworden war, starb sie (19. December 1442) und zwar eines so plötzlichen Todes, daß derselbe dem Gifte zugeschrieben wurde. Ihr Sohn Ladislaus und ihre beiden Töchter blieben nach wie vor in Friedrich's Gewalt. In Ungarn herrschte nach des Polen Wladislaus' Tode Johann Hunnyad Corvinus, Woiwod von Siebenbürgen. Albrecht's Sohn Ladislaus trug nur den Namen eines Königs bis zu seinem Tode (1451).

Die Böhmen bestellten, nachdem Albrecht gestorben war, eine Regierung aus ihrer Mitte, in welcher Katholiken, Anhänger der Compactaten und gemäßigte Hussiten vertreten waren. Eine so zusammengesetzte Verwaltung hatte natürlich weder Kraft noch Ansehen. Um das Jahr 1444 trat Georg Podiebrad an die Spitze der Hussiten und der Landesregierung. Er bemächtigte sich (1448) der Stadt Prag und war seit dieser Zeit thatsächlich der Beherrscher Böhmen's, das er mit Kraft gegen die Deutschen, welche sich in die inneren Angelegenheiten des Landes einmischten, vertheidigte. Er führte in die Kirche diejenigen Verbesserungen ein, welche die Völker vergeblich von dem Concilium zu Basel erwartet hatten. Nach des Habsburgers Ladislaus Tode verliehen die Böhmen dem tapfern und umsichtigen Podiebrad die Königskrone, welche er zum Besten des Landes trug. Er erhielt die Religionsfreiheit in Böhmen aufrecht und kümmerte sich nicht um die Flüche, welche die römischen Oberpfaffen gegen ihn schleuderten. Der Grimm der Päbste hatte nur die Folge, daß Podiebrad abgehalten wurde, die immer weiter nach dem Westen Europa's vordringenden Türken zu bekriegen. Die Päbste haßten die friedlichen Böhmen wegen der von ihnen eingeführten kirchlichen Verbesserungen mehr, als die erobernden Türken wegen ihrer mohammedanischen Religion. Nach Podiebrad's Tode wählten die Böhmen den Polen Wladislaus II. zu ihrem Könige. Friedrich III. ertheilte diesem die Belehnung und wurde*) dafür von Mathias Corvinus, dem Sohne Hunnyad's, welchen die Ungarn nach Ladislaus, des Habsburgers Tode auf den Thron erhoben, und welchem der Pabst Böhmen geschenkt hatte, mit Krieg überzogen. Selbst die Oesterreicher, dieses geduldige Volk, trieb Friedrich III. zum Aufstande. Er weigerte sich, seinen Neffen Ladislaus, welchen die Ungarn, Böhmen und Oesterreicher als ihren angestammten Herrscher betrachteten, aus seiner Gewalt zu entlassen. Im August 1452 rückten die Oesterreicher und Böhmen vor Wienerisch-Neustadt, wo sich Friedrich aufhielt. Sie eroberten die Vorstadt. Ein einziger Mann, Andreas Baumkircher, vertheidigte die Zugbrücke vor dem Wienerthore, bis das Gatter niedergefallen war. Doch die aufopfernde That des tapfern Mannes veränderte die Stellung Friedrich's nicht. Er mußte seinen Neffen Ladislaus ziehen lassen zu seiner nicht geringen Beschämung. In Ungarn und Böhmen herrschten nach wie vor Hunnyad und Podiebrad. In Oesterreich wurde der ränkesüchtige Graf von Cilley Statthalter. Während die Türken (29. Mai 1453), Konstantinopel einnahmen und den ganzen Westen Europa's, zumal Deutschland, bedrohten hatte Friedrich nur Thränen für die Christen des Ostens. Deutschland überließ er gänzlich seinem Schicksale und in seinen Stammlanden stritt er sich mit den nächsten Verwandten herum. Gern hätte er seinem Bruder Albrecht und seinem Neffen Sigismund von Tyrol, ihren Antheil an den Besitzungen des jungen Ladislaus vorenthalten, doch mußte er,

*) S. unten § 35. § 36.

Oesterreich mit ihnen theilen. Das Volk drückte er durch hohe Zölle und schlechte Münze und, den von ihm entlassenen Söldnern, welche plündernd das Land durchzogen, that er keinen Einhalt. Unter der Anführung Wolfgang Holzer's, eines entschlossenen Mannes, wurde Friedrich und der von ihm abhängige Rath aus Wien vertrieben. Später wurde er zwar wieder in die Stadt eingelassen, statt aber den gerechten Beschwerden des Volkes abzuhelfen, bestärkte er die entlassenen Söldner in ihren Räubereien und befahl den Wienern, denselben ihren rückständigen Sold zu bezahlen. Ein neuer Volksaufstand war die Antwort auf diese Zumuthung. König Podiebrad zog dem bedrängten Friedrich III. zu Hülfe und brachte einen Frieden zu Stande, in welchem das Land Nieder-Oesterreich und die Stadt Wien dem Erzherzoge, (so wurden seit jener Zeit sämmtliche Mitglieder der Familie Habsburg genannt) Albrecht zufiel. Friedrich, welcher nur der Gewalt gewichen war, erklärte, sobald er sich wieder frei fühlte, seinen Bruder in die Acht. Dieser war übrigens schlimmer, als Friedrich. Die Oesterreicher gewannen nichts bei dem Wechsel und Holzer mußte es selbst schon bald empfinden, indem Albrecht ihn hinrichten ließ. Dieser starb aber schon bald (1463) und hinterließ seinem Bruder Nieder-Oesterreich. Der Wechsel der Herrscher brachte dem Lande keine Erleichterung. Albrecht hatte das Volk noch mehr gedrückt, als Friedrich. Ohne Murren trugen jetzt, da sie an Friedrich zurückgefallen waren, die Oesterreicher das Joch, das er ihnen auferlegte.

Ein Jahrhundert hindurch waren die deutschen Könige nicht viel besser, als Nullen. Wenzel, Sigismund, Albrecht und Friedrich, einer erbärmlicher, als der andere! Albrecht konnte nur aus dem Grunde gerühmt werden, weil er zu kurze Zeit König gewesen war, um die inneren Wünsche seines Herzens in Erfüllung setzen zu können. Unter der Herrschaft dieser elenden Könige nahm Deutschland, was seinen innern Wohlstand und die Bildung des Volkes betrifft, nach dem Zeugnisse aller Zeitgenossen, einen großartigen Aufschwung. So wahr ist es, daß Fürstenregierung und Volksentwickelung wesentlich verschiedene Dinge sind. Kräftige Völker machen gewöhnlich unter unbedeutenden Herrschern größere Fortschritte, als unter Eroberern und Staatskünstlern, welche die Massen doch nur zu ihren persönlichen Vortheilen ausbeuten. Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts blühten in Deutschland Landwirthschaft, Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft. Der Rhein und die Donau bildeten die beiden wichtigsten Handelsstraßen Europa's. Die Hansa beherrschte den Handel des Nordens. Augsburg und Venedig vermittelten den Verkehr zwischen Italien und Deutschland. Nürnberg hatte eine Bevölkerung von 52,000, Konstanz von 40,000 Menschen. Aachen konnte, gleich Nürnberg, 20,000 bewaffnete Männer stellen. „Augsburg," so schildert Aeneas Sylvius die deutschen Städte, „ragt an Wohlstand über alle Städte der Welt empor, Brügge ist der Sammelplatz und das Lager für alle Kaufleute und Waaren in Europa, Straßburg gleicht, ja übertrifft Venedig, Danzig beherrscht die Ostsee, Lübeck die drei nordischen Königreiche, Frankfurt am Main ist der Vermittlungspunkt des ober- und niederdeutschen Handels, und Köln, durch seine unübertrefflichen Meisterwerke der Baukunst, die prachtvollste Stadt Europa's. Die stolzen Könige von Schottland würden sich glücklich schätzen, wenn sie so viel hätten, als ein einfacher Bürger von Nürnberg." Besonders gewinnreich war im fünfzehnten Jahrhundert der Bergbau. Bedeutungsvoller, als die Gewerbe des bürgerlichen Lebens waren aber, für die Entwickelung der Menschheit, die von den Deutschen gemachten Erfindungen. Unter diesen steht keine höher, als die Buchdruckerkunst, welche Johannes Guttenberg von Mainz, im Jahre 1440, entdeckte. Fürsten, Könige und Kaiser hatten nichts gethan, den Wohlstand der Städte zu heben, eben so wenig trugen sie zu dieser großartigen Erfindung bei. Während Bürger und Bauern arbeiteten und rangen, preßten die Fürsten aus

ihren Untergebenen so viel heraus, als sie irgend vermochten. In Abwesenheit jedweder wirksamen Rechtspflege wüthete das Faustrecht, nach wie vor, in allen Theilen unsers Vaterlandes. Zu Friedrich's III. Zeit wollte sich der Ritter Kunz von Kaufungen gegen den Kurfürsten Friedrich von Sachsen selbst Recht verschaffen, indem er ihm dessen zwei Söhne, Ernst und Albrecht (die nachmaligen Gründer der ernestinischen und albertinischen Linien), raubte. Doch der Kurfürst war mächtiger, als der Ritter, der ihn in seinen theuersten Schätzen angriff. Kunz von Kaufungen wurde verhaftet und hingerichtet. Hätte er mehr Gewalt besessen, so hätte der Kurfürst ohne Zweifel schweres Lösegeld bezahlen müssen, mit welchem der Menschenräuber sich, den Umständen nach, eine Grafschaft, ein Fürstenthum, oder vielleicht auch ein Bisthum erkauft hätte. Von dem Menschenraube Kaufungen's ist übrigens von jeher zu viel Aufhebens gemacht worden, weil zwei Fürstensöhne den Gegenstand desselben bildeten. Weit furchtbarere Verbrechen, welche die Fürsten an ihren Untergebenen und den benachbarten Ländern begingen, wurden dagegen sehr zart beurtheilt.

Die deutschen Städte hatten keine Neigung gehabt, dem Könige Friedrich in seinem Kampfe gegen die freien Schweizer beizustehen. Dafür sollten sie von den übermüthigen Aristokraten gezüchtigt werden. Im Jahre 1449 entbrannte ein neuer Städtekrieg in Schwaben und Franken, in welchem das Bürgerthum allenthalben unterlag. Schaffhausen schloß sich an die Schweiz an, da das Reich ihm keinen Schutz gewährte, und ging so dem deutschen Vaterlande verloren. In Preußen zerfiel seit den Hussitenkriegen die Herrschaft des deutschen Ordens mehr und mehr. Adel und Städte vereinigten sich gegen dieselbe. Die Städte boten (1454) sogar dem Polenkönige das Land zu Lehen an. Der Orden war so arm, daß er die von ihm geworbenen Söldner nicht befriedigen konnte und ihnen die Stadt Marienburg nebst Umgegend verpfändete und die Neumark an Brandenburg verkaufte. Die Söldner verwertheten Marienburg und mehrere andere Städte und Burgen, in deren Besitz sie waren, an den König von Polen. Im Frieden zu Thorn (1466) blieb dem Orden nur ein kleiner Theil des Landes frei, der größere wurde polnisches Lehen. So ging eine Provinz nach der anderen durch die Lässigkeit der deutschen Könige und Fürsten verloren.

Die mächtigsten deutschen Herrscher jener Zeit waren der Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg und Pfalzgraf Friedrich, bekannt bei seinen Feinden unter dem Namen „der böse Fritz," bei seinen Freunden aber als „der Sieghafte." Achilles führte viele Kriege mit seinen Nachbarn, namentlich mit der Stadt Nürnberg und dem Herzog Ludwig von Baiern-Landshut. Dieser überfiel Donauwerth (1458). Nach blutigen Schlachten mußte er aber am Ende doch die Reichsstadt wieder frei geben. Auch die übrigen Herzoge von Baiern hatten zahlreiche Fehden theils innerhalb ihres Gebietes, theils mit auswärtigen Gegnern und selbst mit dem Kaiser Friedrich. Einen besonders blutigen Streit hatten Achilles von Brandenburg nebst zahlreichen Verbündeten mit Friedrich von der Pfalz und seinem Anhange. Sie bekriegten sich, indem der Fritz dem rechtmäßig gewählten Erzbischofe Diether von Mainz beistand, Achilles aber in Uebereinstimmung mit Pabst und Kaiser ihm zuwider war. Der Pabst hatte in frecher Selbstüberhebung den Erzbischof Diether in den Bann gethan, und ihm einen Gegenbischof in der Person des Grafen Adolph von Nassau aufgestellt, weil Diether ihm nicht für seine Bestätigung soviel Geld zahlte, als der habsüchtige Oberpfaffe begehrte, und nicht gelobte, keine Fürstenvereine zu berufen, vor denen der anmaßliche Stellvertreter Christi Angst hatte. Furchtbar wurde das schöne Land am Rhein, Main und Neckar verwüstet. In der Schlacht bei Seckenheim (30. Juni 1462) wurden zwar die Feinde des „bösen Fritz" geschlagen, allein Adolph von

Nassau gewann durch Ueberfall und Verrath Mainz, nahm der Stadt ihre Reichsfreiheit und behauptete sich mit Gewalt auf dem erzbischöflichen Stuhle. Erst nach Adolph's Tode (1475) gelangte Diether wieder zu seinem Erzbisthume. Pommern wurde durch einen Erbstreit, der Kurstaat Köln durch einen Krieg zwischen dem Kurfürsten und seinem Kapitel verheert. Nirgends schritt der deutsche König mit Kraft zur Aufrechthaltung des Landfriedens oder zu Gunsten der Bedrängten und unschuldig Mißhandelten ein. Im Gegentheile gab er selbst durch seine Habgier und Herrschsucht zu Fehden in Oesterreich und in den Nachbarländern Veranlassung, in welchen er gewöhnlich den Kürzern zog.

Wie im Innern so überließ Friedrich Deutschland auch in den Beziehungen zum Auslande dem Geschicke und der ungeordneten, oft sich widerstrebenden Thätigkeit der Fürsten. Nur zu Gunsten des Pabstes schritt er, unter der Leitung seines Ministers Aeneas Sylvius mit Nachdruck ein. Den Künsten dieses tückischen Pfaffen gelang es, das päbstliche Joch, welches die Kirchenversammlung erleichtern wollte, und die deutschen Fürsten nicht länger zu tragen entschlossen waren, fester, als zuvor der deutschen Nation auf den Nacken zu binden. Für die Dienste, welche Friedrich zum Verderben der deutschen Nation dem Pabstthum leistete, wurde ihm nicht die geringste Gegenleistung zu Theil. Die schlauen Oberpfaffen, welche den schläfrigen deutschen König nicht fürchteten, tanzten diesem ungestraft auf der Nase herum und gaben ihm zum Dank für das von ihm zu ihren Gunsten übernommene Schergenamt nur zwei Kronen (die römische und die italienische), die er sich selbst zum Hohne trug. Zur Zeit des Kaisers Sigismund waren dem deutschen Reiche doch noch einige Reste seines früheren Einflusses in Italien geblieben. Während der dreiundfünfzigjährigen erbärmlichen Regierung Friedrich's gingen auch diese verloren. Die traurige Lage, in welche Friedrich Deutschland den Franzosen gegenüber versetzte, haben wir schon weiter oben angedeutet, als wir dessen gegen die Schweiz gerichteten Pläne besprachen. Nicht der König, sondern die Kurfürsten von der Pfalz, von Trier und Köln und der Bischof von Straßburg schlossen mit dem Könige von Frankreich diejenigen Verträge, welche die Räumung des deutschen Gebiets durch die französischen Söldner zur Folge hatten; und diese Fürsten handelten nicht blos für sich und ihre Untergebenen, sondern auch für das übrige Deutschland. Der Erzbischof von Trier ging sogar ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit dem Könige von Frankreich ein. Alle diese Eingriffe in die königliche Gewalt, welche ihm anvertraut war, und in die Reichseinheit, welche er zu vertreten hatte, duldete Friedrich ohne Widerstreben, ja er forderte sie durch seine Schlaffheit und seine verkehrten Maßregeln selbst heraus.

Größer, als im Westen war damals die Gefahr im Osten. Lange Zeit hatten die Mauern Konstantinopel's den unaufhaltsam vordringenden Türken eine feste Schranke entgegengesetzt. Verlassen von den Christen des Abendlandes fiel die zweite Hauptstadt der Welt und mit ihr das griechische Reich in die Gewalt der Türken. Nicht zufrieden mit diesen Erfolgen rückten diese noch immer weiter nach dem Westen vor. Die Spaltung, welche dazumal unter den christlichen Herrschern bestand, insbesondere aber die Erbärmlichkeit Friedrich's III. bahnte den Türken den Weg nach Deutschland. Die Päbste predigten zwar das Kreuz wider die Türken. Allein die Zeit der Glaubenskriege war vorüber. Es handelte sich nicht darum, die Feinde zu bekehren, sondern sie von weiteren Eroberungen abzuhalten. Der Reichstag von Nürnberg faßte zwar (1467) den Beschluß, ein Heer von 20,000 Mann wider die Türken aufzustellen. Mit einer so kleinen Kriegsmacht konnte man nicht hoffen, die siegreichen Asiaten aus dem Felde zu schlagen. Doch wurde dieser, wie so manche andere Reichstagsbeschlüsse, nicht einmal zur Ausführung gebracht, theils weil die vielen Kleintheile, in welche Deutschland zerfiel, alles politischen Verstandes,

aller Fernsicht und Aufopferungsfähigkeit entbehrten, theils aber auch weil Friedrich III. den Türkenkrieg nicht mit Nachdruck betrieb, vielmehr sich in einen nutzlosen Krieg mit Podiebrad von Böhmen verstrickte, gerade zur Zeit, da es galt, mit gesammter Kraft den Osmanen die Spitze zu bieten. Nicht lange ließen diese auf sich warten. Die Haltung Deutschland's flößte ihnen so wenig Achtung ein, daß sie den Angriff begannen, und den Krieg, welcher früher auf fremdem Gebiete hätte geführt werden können, nach Deutschland trugen. Sie rückten zwar nur bis nach Krain vor, doch bewies dieser erste Kriegszug deutlich, daß sie wieder zu kommen vor hätten. Friedrich III. wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er, auf 1471, einen Reichstag nach Regensburg ausschrieb. Doch die gemeinsamen Interessen waren von den deutschen Königen, und namentlich von Friedrich III., so ununterbrochen vernachlässigt worden, daß die Stände alles für verloren erachteten, was sie für das Reich leisteten. Die Städte, deren Geldbeiträge in früheren Zeiten sehr bedeutend, waren durch die Fürsten, mit Zulassung der Könige, gedemüthigt worden. Sie hatten alle Lust verloren, die Reichsgewalt, von der sie bei jeder Gelegenheit im Stiche gelassen wurden, zu stützen und zu kräftigen. Die Fürsten hatten alle ihre besonderen Bestrebungen. Häufig war es dem einen sehr erwünscht, wenn der andere, oder der König selbst, von auswärtigen Feinden bedroht wurde, weil er hoffte, seine persönlichen Zwecke um so leichter erreichen zu können. Im Jahre 1478 brachen die Türken wiederholt in Steiermark, Kärnthen und Krain ein. Das einst so mächtige Reich der Deutschen hatte kein Heer ihnen entgegenzustellen. Deutschland hatte es nicht seinem Könige und seinen Fürsten, sondern nur der Gunst der Verhältnisse zuzuschreiben, daß es von den Türken nicht noch schwerer heimgesucht wurde. Schmachvoll war es immerhin, daß die Gränzen des Reiches wiederholt, ohne Gegenwehr, von den Türken überschritten wurden.

Um dieselbe Zeit, da das große, von Fürsten und Pfaffen geknechtete Deutschland ungestraft von Franzosen und Türken angegriffen und beschimpft wurde, bewies die kleine Schweiz, welche Kraft die Freiheit einem Volke verleihe. Karl der Kühne, Herzog von Burgund, zog im Januar 1476 gegen die Eidgenossen, an der Spitze eines zahlreichen, wohlgerüsteten Heeres. Doch das freie Volk der Berge schlug den übermüthigen Herrscher hintereinander bei Granson (3. März 1476), bei Murten (22. Juni 1476) und bei Nancy (5. und 6. Januar 1477). In der letzten dieser Schlachten verlor der ehrgeizige Burgunder sein Leben. Der Mannesstamm des burgundischen Hauses erlosch und seine Besitzungen fielen an Marie, Karl's des Kühnen einzige Tochter. Frühzeitig hatten sich um die reiche Erbin viele Freier beworben. Schon im Jahre 1474 hatte Friedrich III. mit Karl dem Kühnen eine Zusammenkunft zu Trier, woselbst eine Verbindung zwischen seinem Sohne Maximilian und der burgundischen Erbtochter zur Sprache gebracht wurde. Karl war aber mit einem Gefolge von dreitausend Rittern, fünftausend Söldnern zu Rosse und sechstausend Fußknechten erschienen, so daß dem Könige der Deutschen angst und bange ward und dieser ohne Abschied entfloh. Karl machte darauf einen Einfall in das deutsche Reichsgebiet. Nach ihres Vaters Tode reichte Maria von Burgund, dem Willen der niederländischen Stände zufolge, Maximilian am 19. August 1477 ihre Hand und brachte zugleich die burgundischen Länder dem Hause Habsburg zu. Ludwig XI. von Frankreich, welcher selbst nach Burgund gestrebt hatte, bekriegte das junge Ehepaar, eroberte das Herzogthum Burgund, die Freigrafschaft, die Picardie, Boulogne und Artois, und behielt im Frieden alle diese Länder außer der Freigrafschaft, die er an Maximilian herausgab. Als Maria (1480) starb und zwei Kinder, Philipp und Margaretha, hinterließ, brachte Ludwig XI. im Frieden zu Arras (1482) eine Verlobung zwischen seinem Sohne Karl und der Tochter Maria's zu Stande. Zwischen Philipp und Margaretha wurde

ein wechselseitiger Erbvertrag ausbedungen und die Provinzen Artois und die Freigrafschaft der Margaretha zur Mitgift bestimmt. Dadurch eröffnete sich der König von Frankreich neue Aussichten auf den Erwerb des schönen Gränzlandes. Gegen Maximilian, welcher während der Minderjährigkeit seines Sohnes Mühe hatte, in den Niederlanden festen Fuß zu fassen, spann der König Ludwig XI. von Frankreich unausgesetzt Ränke, welche die Stellung Maximilian's den Niederländern gegenüber noch schwieriger machten. Nach Ludwig's XI. Tode schickte Karl VIII. Margaretha, welche, dem abgeschlossenen Vertrage zufolge, am französischen Hofe erzogen wurde, ihrem Vater und behielt die Besitzungen, welche ihre Mitgabe bildeten, zurück. Um die Beschimpfung vollständig zu machen, raubte Karl VIII. zugleich die neue Braut Maximilian's, Anna, die Erbtochter von Bretagne (1491). Die Braut blieb Maximilian verloren. Nicht zweimal sollte er den Sieg über einen französischen Nebenbuhler gewinnen. Doch die Mitgift Margaretha's gab Karl VIII. im Frieden heraus (1493). Kurz darauf starb Friedrich III. (am 19. August 1493), im achtundsiebenzigsten Jahre seines Lebens, nach dreiundfünfzigjähriger Schattenregierung.

§ 15. Maximilian I. (1493—1517).

Schon im Jahre 1486 war Friedrich's Sohn Maximilian zum römischen Könige gewählt worden. Er hatte bei seines Vaters Lebzeiten in den Niederlanden und Oesterreich mannichfache Thätigkeit geübt, war den Deutschen daher zur Genüge bekannt und trat die Regierung unter sehr günstigen Verhältnissen an. Sein Vater hatte mehr als ein halbes Jahrhundert so schlaff und so geistesarm auf dem Throne gesessen, daß es nicht schwer war, ihn zu übertreffen und die Luxemburger hatten früher fast ein Jahrhundert lang eine so heillose Wirthschaft geführt, daß ein Mensch von mittleren Gaben und einiger Selbstbeherrschung der deutschen Krone verhältnißmäßig schon Ehre machen mußte. Maximilian I. war unter den deutschen Königen und unter den Habsburgern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts gewiß ein glänzender Stern. Damit ist ihm aber noch kein großes Lob gespendet, denn die deutschen Könige und die Habsburger dieser Jahrhunderte waren theils über alle Maßen lasterhaft, wie Sigmund, gewaltthätig, wie Albrecht I. und Albrecht II., oder durchaus unfähig, wie Friedrich III. Maximilian war kein Schlemmer, kein blutdürstiger Tyrann und kein Tagedieb und war daher schon deshalb besser, als die meisten seiner Vorgänger auf dem deutschen Throne und seiner habsburgischen Vorfahren. Er besaß zudem körperliche Gewandheit, war ein guter Jäger und verstand es, im Turniere seinen Gegner aus dem Sattel zu heben. Doch war er weder Feldherr, noch Staatsmann. Er besaß aber eine Kunst, welche in diesem Leben oft noch wirksamer ist, als Kriegs- und Staatskunst: er wußte für sich und seine Kinder vortheilhafte Heirathen zu schließen. Auf ihn ist mehr, als auf irgend einen andern Oesterreicher der Vers anwendbar:

> Alii bella gerant, tu felix Austria nube! (Andere mögen Kriege führen, Du glückliches Oesterreich heirathe!)

Seine erste Gemahlin, Maria von Burgund, brachte ihm das Erbe Karl's des Kühnen zu. Wäre Maximilian ein tüchtiger Krieger und Staatsmann gewesen, so hätte er sich und dem deutschen Reiche diese Länder erhalten. Allein trotz alle dem, was habsburgische Schmeichler behaupten mögen, war Friedrich's III. Sohn weder das eine, noch das andere, sonst hätte er sich nicht von den französischen Königen einige der schönsten Provinzen des burgundischen Reiches, namentlich das Herzogthum Burgund, die Picardie und Boulogne rauben lassen. Er wurde auf das schmählichste beschimpft, indem Karl VIII. zugleich ihm seine Tochter Margaretha nach Hause schickte und seine ihm durch Stellvertretung schon

angetraute Frau, Anna von Bretagne, entführte. Der „letzte Ritter,“ wie Maximilian von seinen Lobhudlern sehr zweideutig genannt wird, nahm sich diese Schmach nicht sehr zu Herzen. Er war zufrieden, als ihm der König von Frankreich die für Margaretha bestimmte Mitgift herausgab und tröstete sich schnell über den Verlust seiner zweiten Gattin Anna, indem er sich mit Blanka Maria Sforza, der reichen Mailänderin, vermählte. Wenn ihm seine erste Gemahlin, Maria von Burgund, Land und Leute zubrachte, so erheirathete Maximilian mit seiner dritten baares Geld, und wie Maria von Burgund seine Beziehungen im Norden, so kräftigte Blanka Maria Sforza diejenigen des Südens. Maximilian I. hatte also selbst sehr gewinnreiche Heirathen geschlossen. Noch vortheilhafter waren aber diejenigen, welche er für seine Kinder und Kindeskinder zu Stande brachte. Seinem Sohne Philipp, mit dem Beinamen des Schönen, verschaffte er die Hand der spanischen Infantin Johanna (1496), welche später die ganze spanische Monarchie an das Haus Habsburg brachte, und durch die Wechselheirath seines Enkels Ferdinand und seiner Enkelin mit Maria Anna, einer Tochter, und Ludwig, einem Sohne des Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen eröffnete er seinen Nachkommen die Aussicht auf den Besitz dieser beiden Reiche. Die Heirathen Maximilians und seines Sohnes Philipp vermehrten die Macht des habsburgischen Hauses auf eine für die deutschen Fürsten nicht minder, als die benachbarten Könige, namentlich die französischen, bedenkliche Weise. Deutschland verlor in deren Folge wieder einige seiner schönsten Gränzländer, welche theils an Frankreich, theils an Spanien fielen. Bis zu den Zeiten Maximilian's wurden Burgund und die Niederlande noch immer zu Deutschland gezählt. Durch ihn gingen sie dem Reiche verloren. Friedrich's III. dreiundfünfzigjährige Schattenregierung war für unser Vaterland nicht so verderblich, als die Heirathen Maximilian's und seines Sohnes Philipp. Die Verluste, welche Maximilian I. Deutschland bereitete, werden aber, nach der Anschauungsweise habsburgischer Schmeichler, zehnfach aufgewogen durch den Gewinn, den er der habsburgischen Hausmacht zuführte.

Maximilian I. kann insofern mit Recht der „letzte Ritter“ genannt werden, als er einer der letzten Menschen war, welche an den Bestrebungen des Mittelalters: an Turnieren und allen übrigen Freuden und Leiden des Ritterthumes einen lebendigen Antheil nahmen. Doch wenn wir uns unter Ritter einen Mann denken, welcher mit Gefahr seines Lebens dem Bedrängten beisteht und den schuldlos Verfolgten schützt, der tief in seinem Herzen das Bild der Geliebten trägt und seiner Auserkorenen bis zum Ende seines Lebens treu bleibt, — so war Maximilian durchaus kein Ritter. Er sorgte bei jeder Gelegenheit vor allen Dingen für sich selbst und seine Familie. Er trug den Königen von Frankreich, die ihm seine zweite Gemahlin, Anna von Bretagne, und einen ansehnlichen Theil seiner Besitzungen raubten, so wenig Groll, daß er sich sogar bei der ersten günstigen Gelegenheit mit Ludwig XII. verband, blos um dadurch vielleicht ein Stückchen Land in Italien zu gewinnen. Es ist den deutschen Ständen oft ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß sie Maximilian I. in seinen Kämpfen mit auswärtigen Mächten nicht gehörig unterstützt hätten. Dieser Tadel wäre gerecht, wenn Maximilian nicht immer das Wohl Deutschlands seinen persönlichen Absichten und der Vergrößerung seiner Hausmacht untergeordnet hätte. Bei keinem Friedensschlusse trug er dem deutschen Reiche gebührende Rechnung. Wenn er im Felde siegreich gewesen wäre, hätte er dieses ohne Zweifel noch weniger gethan, als im Hinblick auf die vielen Niederlagen, die er erlitt. Dem Auslande gegenüber wahrte Maximilian die Interessen Deutschlands ganz eben so wenig, als sein Vater, Friedrich III. oder einer der erbärmlichen Luxemburger. Die inneren Verhältnisse des deutschen Vaterlandes vernachlässigte er allerdings nicht in demselben Maße, wie jene traurigen Herrscher, obgleich auch

er nur sehr Weniges that und diesem Wenigen stets den Keim des Verderbnisses einimpfte. Man hat Maximilian hoch gepriesen, daß er (1495) auf dem Reichstage zu Worms den ewigen Landfrieden verkünden ließ, doch hatte er dabei sehr wenig Verdienst. Während des halben Jahrhunderts, da Deutschland thatsächlich ohne König, obgleich Friedrich III. den Titel führte, war es den deutschen Fürsten gelungen, ihre Unabhängigkeit innerhalb ihrer Gebiete, ihre Landesherrlichkeit vollständig zu begründen. Ihnen war jetzt mehr daran gelegen, ihren Besitz zu sichern, als auszudehnen; sie widerstrebten dem ewigen Landfrieden jetzt nicht wie zuvor, vielmehr begehrten sie ihn selbst. Die Verkündung des Landfriedens war übrigens an und für sich eine leere Form. Bedeutung gewann sie nur durch die Anstalten, welche gemacht und die Maßregeln, welche getroffen wurden, um ihn sicher zu stellen. In dieser Beziehung hätte ein scharfblickender und kräftiger König dem deutschen Reiche nützliche Dienste erweisen können. Dazu wäre nicht einmal eine besonders hohe Geisteskraft, sondern nur einige Kenntniß der Verhältnisse anderer Staaten, guter Wille und gesunder Menschenverstand erforderlich gewesen. Maximilian war aber viel zu sehr mit seinen Heirathen und seinen anderen persönlichen Angelegenheiten beschäftigt, als daß er den wichtigsten Interessen Deutschland's, unter welchen der Landfrieden obenan stand, die gebührende Aufmerksamkeit schenken konnte. Zwar wurde der Landfrieden nicht, wie früher, für eine bestimmte Zeit, sondern für immer geboten und auf alle Fehden und jedwede Selbsthülfe eine Strafe von 2000 Mark Goldes gesetzt, auch wurde ein Gericht bestellt, welches jeden Bruch des Landfriedens untersuchen und bestrafen sollte. Alle diese Bestimmungen und Einrichtungen waren aber schon zu Friedrich's III. Zeiten lang und breit verhandelt worden. Sie waren ohne Erfolg geblieben, weil dieser beschränkte Fürst sich nicht dazu entschließen konnte, den Ständen auf die Ernennung der Richter den gebührenden Einfluß zu gestatten. Maximilian, welcher viel geschmeidiger als sein Vater war, wußte die selbstsüchtigen Absichten seines Hauses dadurch zu erreichen, daß er dem Reichskammergerichte den Reichshofrath, d. h. einem, von dem gesammten deutschen Reiche bestellten und von diesem abhängigen Gerichte ein anderes an die Seite setzte, welches von der Person des deutschen Königs und insbesondere den Habsburgern unbedingt abhängig war. Das Reichskammergericht wurde gewiß nicht ohne Absicht so erbärmlich ausgestattet, daß es aus Mangel an den erforderlichen Geldmitteln wiederholt seine Geschäfte einstellen mußte, auch war die Zahl der angestellten Richter viel zu gering, der Geschäftsgang viel zu schleppend, als daß eine wirksame Rechtspflege möglich gewesen wäre. Der Reichshofrath dagegen, welcher aus gefügigen Werkzeugen Maximilian's zusammengesetzt war, sicherte diesem einen mit unparteiischer Rechtspflege unvereinbaren Einfluß auf die Entscheidung aller bedeutungsvollen Streitigkeiten. Durch den Reichshofrath, die mangelhafte Besetzung und Ausstattung des Reichskammergerichtes, dessen schleppenden Geschäftsgang und endlich dessen schiefe Stellung dem bevorzugten habsburgischen Gerichte gegenüber impfte Maximilian dem s. g. ewigen Landfrieden schon bei seiner Geburt das schleichende Gift ein, das ihn niemals zu Kräften gelangen ließ. Man wende nicht ein, Maximilian habe nicht beabsichtigt, die Rechtspflege des deutschen Reiches schon in ihrem Keime zu vernichten. So kurzsichtig war er nicht. Wäre er es gewesen, so hätte er auf die Verwahrung der Stände, welche die Bedeutung des Reichshofrathes sehr wohl erkannten, Rücksicht genommen. Für die Besoldung der Reichshofräthe, und eine hinreichende Anzahl derselben wußte Maximilian Sorge zu tragen. Warum widmete er nicht gleiche Aufmerksamkeit dem Reichskammergerichte? Weil er das Gericht seines Hauses dem Reichsgerichte, die Vergrößerung der Macht seiner Familie dem Wohle des deutschen Vaterlandes vorzog. Im Angesichte dieser Thatsachen ist es lächerlich, dem Habsburger Maximilian bürger-freundliche Pläne beizumessen. Er unterschied sich von

allen übrigen Mitgliedern seines Hauses nicht durch die Reinheit seiner Gesinnung; Habgier und Herrschsucht waren nicht minder seine leitenden Beweggründe, als diejenigen Rudolph's I., Albrecht's I., Albrecht's II. und Friedrich's III. Er war nur thätiger, als Friedrich III., geschmeidiger, als Albrecht I. und Albrecht II. und durch eine Vergangenheit von zwei Jahrhunderten mehr begünstigt, als Rudolph I. Wenn der erste deutsche König aus dem Hause Habsburg unter den deutschen Fürstengeschlechtern eine bedeutende Stellung errang, so führte Maximilian seine Familie unter die Weltmächte ein. Doch entwickelte er dabei weder die Feldherrngaben, noch die Staatsklugheit seines Ahnherrn. Schwert und Feder waren ihm von geringerem Nutzen, als die Spindel. Mit den Gaben Maximilian's hätte Rudolph nicht den Grund zu der Macht seines Hauses legen können. Maximilian war ein Schooßkind des Glückes und ein Verschwender. Daß er ein eifriger Gemsenjäger und bei Turnieren ein siegreicher Kämpe war, gereicht ihm wenig zur Ehre. Von dem Beherrscher einer Nation erwartet man andere Siege, als diejenigen der Jagd und der Fechtkunst. Nicht Gemsen, sondern Menschen standen ihm in den Schlachten gegenüber, und wo mit scharfen Schwertern und spitzigen Lanzen gekämpft wurde, zog Maximilian gewöhnlich den Kürzern. Mit dem Schwerte vermochte er nicht zu behaupten, was ihm eine Heirath zugeführt hatte. Durch Mühe und Anstrengung erwarb er nichts. Seine staatsmännischen Pläne scheiterten alle. Was ihm das Glück nicht in den Schooß warf, blieb ihm verloren. Eine gewisse Klasse von Schriftstellern, welche die Fürsten als eine Art von Untergottheiten darzustellen bemüht ist, und ihnen eifriger dient, als der obersten Gottheit, hat allerdings gesucht, auch Maximilian mit einem Lichtglanze zu umgeben, der ihm nicht gebührt. Doch die Zeit dieser Schmeichler ist vorüber gegangen. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bricht sich eine richtigere Würdigung der Vergangenheit Bahn. Schon zu Maximilian's I. Zeiten hatten die Völker aufgehört, Heerden zu sein, die sich gutwillig von ihren geistlichen und weltlichen Hirten scheeren und abschlachten ließen. Wenn auch die Massen durch die trügerischen Künste der Pfaffen und den schweren Druck der Fürsten in großer Dummheit erhalten wurden, hatte die Zahl der strebenden Geister in allen Ständen so sehr zugenommen und eine so hohe Bedeutung gewonnen, daß die Entwickelung der Menschheit nicht mehr, wie früher, fast ausschließlich durch den Charakter der Machthaber bedingt wurde, vielmehr zunächst von den Fortschritten abhängig war, welche hoch begabte Menschen auf allen Gebieten des Lebens anbahnten. Wicleff und Johannes Huß hatten auf dem Felde der Religion tiefer eingreifende Anregungen gegeben, als alle Päbste und Kirchenfürsten ihrer Zeit. Ulrich von Hutten verhöhnte die feilen Aftergelehrten seiner Zeit so beißend, daß weder päbstliche, noch kaiserliche Diplome und Ehrenbezeugungen ihnen das erschütterte Ansehen wieder geben konnten. Die Entdeckung des Pulvers, der Flintenschlösser und des Kanonengusses übte einen größern Einfluß auf die Kriegskunst, als alle Heere und kriegerische Tapferkeit der mächtigsten Fürsten und Ritter. Die Buchdruckerkunst gab den Gedanken der Menschen Flügel, welche Päbste und Könige vergeblich zu beschneiden suchten. Das Spinnrad erleichterte die Anfertigung aller Arten von Geweben, die Taschenuhren verliehen der Zeit, welche mit ihrer Hülfe gemessen wurde, einen erhöhten Werth. Die Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Indien eröffneten neue Handelsstraßen, neue Welten und neue Ideen, welche die alte Welt verjüngten, erfrischten und stärkten. Alle Bewegungen, welche in Folge dieser Entdeckungen eingetreten waren, hatten ihren Grund nicht in dem Willen der Machthaber dieser Erde. Sie fanden theils ohne deren Mitwirkung, theils im Kampfe mit denselben statt. Niemals hatten die Herrscher auf den Thronen die Bedeutung der zu ihrer Zeit gemachten Entdeckungen erkannt und waren eben deßhalb nicht im Stande gewesen, sie zu hemmen, oder ausschließlich zu ihrem

Vortheile auszubeuten. Im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte waren alle welterschütternden Begebenheiten von den Fürsten ausgegangen: die Kreuzzüge der Christen und die Eroberungen der Mongolen, die Kämpfe zwischen Päbsten und Königen, der Krieg und der Frieden der Völker. Im fünfzehnten Jahrhundert gab sich der Menschengeist auch außerhalb des Kreises der Fürsten kund. Die Hussiten schlugen die Heere der mächtigsten Fürsten und Herren, sie boten den Päbsten Trotz und bereiteten größere Siege der Völker im Kampf mit ihren Tyrannen vor. Die Geschichte, welche in den trüben Jahrhunderten des Mittelalters fast nur die Thaten und Erlebnisse der Fürsten und ihrer Familien meldete, tritt aus den engen Höfen und den blutigen Feldern der Machthaber auf eine höhere Warte, von der aus sie die Siege des forschenden Geistes über Stumpfsinn, Unsinn und Aberglauben, die Triumphe des Freiheitsmuthes über die blinde Wuth der Tyrannen berichtet. Wenn wir den Habsburger Maximilian mit dem strebenden und schaffenden Geiste seiner Zeit mit jenem Drange vergleichen, der die kirchliche Reformation zur Folge hatte, das Joch einer lähmenden Afterphilosophie brach und ein neues Reich der Idee gründete, welches, wenn auch nach drei Jahrhunderten noch nicht vollendet, doch immer höher aus den Trümmern der Vergangenheit emporsteigt, — so erscheint er uns ungeachtet aller Länder, die er erbte oder von seinen Frauen zugebracht erhielt, sehr klein. Man hat es zwar als einen Beweis seines Kunstsinnes und seiner Freiheit von Standesvorurtheilen weithin ausposaunt, daß er einst einem Edelmanne gebot, dem Maler Albrecht Dürer die Leiter zu halten, und daß er, als sich der Edelmann dessen weigerte, sagte: „Albrecht Dürer ist mehr, denn ein Edelmann. Wißt Ihr denn nicht, daß ich aus jedem Bauer einen Edelmann, aber nicht aus jedem Edelmann einen Dürer machen kann?" Diese für den eitlen Edelmann wohl verdiente Rüge beweist am Ende nur die größere Eitelkeit seines Königs, welcher keinen andern Maßstab für den Werth der Menschen besaß, als denjenigen seiner fürstlichen Machtvollkommenheit. Der Unterschied zwischen Albrecht Dürer und dem Kammerherrn des deutschen Königs bestand nicht darin, daß der Letztere den einen machen konnte und den andern nicht, sondern vielmehr darin, daß der Maler hohen Geist und eine seltene Kunst, der Edelmann aber davon nichts besaß. So lange derartige Geschichtchen, in welchen das Gift einer despotischen Weltanschauung verborgen liegt, zur Erbauung des Volkes mit vollen Backen erzählt werden, kann sich dieses von seinen Vorurtheilen und seiner knechtischen Gesinnung nie und nimmermehr lossagen.

Für das deutsche Volk, den Bauern- und Bürgerstand, that Maximilian so wenig, als für die Gränzen des deutschen Reiches. In dem Paragraph, welcher von den Bauern handelt, werden wir im Gegentheile sehen, daß er sich als Verfolger und grausamer Feind derselben bei mehr als einer Gelegenheit zu seiner unvertilglichen Schmach hervorthat. So oft wir ihn sein Schwert ziehen sehen, war es zur Erreichung persönlicher Vortheile. Sein Vater, Friedrich III., hatte einen der kräftigsten Zweige des friesischen Stammes, die Dithmarschen nebst ihrem Lande dem Könige Christian von Dänemark zu Lehen gegeben (1474), also was an ihm war, gethan, dieses tapfere Völkchen vom deutschen Mutterboden loszureißen. Unwillig über ungerechten und unerträglichen Druck warfen die Dithmarschen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das verhaßte Joch der Dänen ab. Im Februar 1500 brach Christian's Sohn, König Johann, mit einem Heere von 30,000 Mann auf, den Widerstand der freien Dithmarschen zu brechen. Bei Hemmingstädt hatten die Bauern eine befestigte Stellung eingenommen. Nur dreihundert Männer standen den Söldnern des Dänenkönigs gegenüber. Doch sie beseelte der Geist der Kämpfer zu Thermopylä. Eine tapfere Jungfrau aus Hogenworden trug ihre Fahne und erhöhte durch ihre Begeisterung die Entschlossenheit der Männer. Im feindlichen Heere war ein Haufen von 6000

Söldnern, welche den Namen der „schwarzen Garde" führte und unter den Kriegsleuten damaliger Zeit in hohem Ansehen stand. Als das königliche Heer zum Angriff vorrückte, riefen die Soldknechte: „Wehr' Dich Bauer, die Garde kommt!" Das ließen sich die Dithmarschen nicht zweimal sagen. Sie schlugen sich so tapfer gegen die Uebermacht, daß die Feinde nicht in die Schanze zu dringen vermochten. Als ihr Muth die erste Hitze der Söldner abgekühlt hatte, brachen die Bauern aus ihren Werken hervor und warfen unter dem Rufe: „Wehr' Dich Garde, der Bauer kommt!" die stürmenden Feinde vor sich nieder. Zugleich öffneten sie die Schleußen der Dämme, welche die Fluthen der Nordsee vom Schlachtfelde abhielten; die Wogen des Meeres verbanden sich mit den Hellebarden der Dithmarschen. Tausende ihrer Feinde fielen unter ihren Fäusten, tausende ertranken. Mit Schimpf und Schande flohen die Reste des übermüthigen Heeres nach allen Seiten. Die Bauern hatten gesiegt und bewiesen von Neuem, daß freie Männer unüberwindlich sind. Wo weist das ganze Leben Maximilian's I. eine That auf, die sich derjenigen Wolf Isenbrand's, des Führers der dreihundert Dithmarschen, vergleichen ließe? Isenbrand war blos ein Bauer, aber er behauptete gegen hundertfache Uebermacht den heimathlichen Boden. Hätte Maximilian den hundertsten Theil des Muthes dieses Bauern besessen, er hätte nicht Burgund an Frankreich verloren, ihm wäre die Gattin nicht geraubt und die Tochter nicht schimpflich heimgeschickt worden. Für die Dithmarschen hatte Maximilian keine Hülfe und kein Mitgefühl. Im Gegentheil gab er zu, daß deutsche Söldner im Heere des Dänenkönigs gegen sie fochten. Wie hätte aber auch der Blick eines Habsburgers mit Wohlgefallen auf freien Männern, zumal des Bauernstandes, ruhen können?

Nicht blos im Norden, auch im Süden Deutschlands rüttelten die Bauern an ihren alten Ketten. Weltliche und geistliche Herren hatten sie ihrer Menschenrechte beraubt, und fügten zu dem Joche der Leibeigenschaft noch bittern Hohn, Schimpf und Schande hinzu. Nur hartherzige Aristokraten konnten es ihnen verdenken, daß sie sich gegen ihre Zwingherren erhoben *). Sie hatten übrigens zu lange geduldet, zu vieles gelitten, sie waren namentlich durch die Pfaffen zu sehr verdummt worden, als daß sie mit klaren Ansichten ihren Kampf beginnen und mit hoher sittlicher Kraft ihn zu Ende führen konnten. Sie wurden besiegt, und mit Freuden ergriffen ihre hartherzigen Gegner die Gelegenheit, unter den Formen des Rechtes ihren Blutdurst an ihnen zu kühlen und sie später noch mehr als früher zu drücken. Maximilian schützte die armen Bauern ebensowenig gegen die Grausamkeit ihrer Herren, als zuvor gegen deren Habsucht. Der Aufstand umfaßte namentlich auch die von ihm beherrschten Länder Steiermark, Kärnthen und Krain, woselbst der Windische Bauernbund noch lange kämpfte, nachdem die Bünde in Schwaben gesprengt worden waren. Die einzigen Mittel, welche Maximilian kannte, die Aufregung der Bauern zu stillen, waren Viertheilen, Rädern, Aufhängen und Enthaupten.

Noch waren die Bauernbewegungen nicht zur Ruhe gebracht, als ein blutiger Krieg zwischen dem Pfalzgrafen Ruprecht und dem Herzoge Albrecht von Baiern-München um das Erbe Georg's des Reichen von Baiern-Landshut ausbrach (1503). Maximilian stellte sich auf Albrecht's Seite, aber nicht als unparteiischer Vollstrecker eines gerechten Erkenntnisses, sondern als Partei, welche bei dem Handel etwas für sich zu gewinnen hofft. Der vereinten Macht Albrecht's und Maximilian's konnte Ruprecht und nach seinem Tode dessen Wittwe, Elisabeth, Georg's des Reichen Tochter, auf die Dauer nicht widerstehen. Ruprecht's Kinder mußten sich mit der oberen Pfalz begnügen, Albrecht gewann für sich den größern Theil der Baiern-München'schen Lande, doch auch Maximilian ging nicht leer

*) Siehe unten § 19.

aus. Er ließ sich für seine kaiserliche Thätigkeit mit Kufstein (in Tyrol) und anderen Besitzungen und Rechten bezahlen.

Der Friede im Innern Deutschlands war allerdings zur Zeit Maximilian's noch nicht vollkommen befestigt, allein im Verhältniß zu den vorhergehenden Jahrhunderten waren die Zustände doch weit geregelter. Was früher mit dem Schwerte oder durch Lug und Trug von Rittern und Pfaffen gewonnen worden war, hatten sie sich durch Urkunden und Verschreibungen sichern lassen und wurde von den durch die Fürsten und die Geistlichen bestellten Gerichte als Recht anerkannt. So vollständig, als den Pfaffen die Verdummung, war den weltlichen Herrschern die Knechtung des Volkes gelungen. Doch im Gebiete der Kirche und des Staates war das finstere Werk der Unterdrückung noch nicht vollendet, als auch schon die Gegenwirkung der menschlichen Vernunft und kräftigen Freiheitsgefühles eintrat. Unter Maximilian bereitete sich der Sturm vor, welcher unter seinem Nachfolger ausbrach. Seit Jahrhunderten hatte kein deutscher Kaiser so wenig, als Maximilian, im Innern des Landes zu kämpfen gehabt. Er konnte seine Kraft fast ungetheilt seinen auswärtigen Beziehungen widmen. Dennoch richtete er sehr wenig aus. Auf dem Reichstage zu Worms (1495) brachte Maximilian die schwierigen Verhältnisse, in denen er zu dem Könige von Frankreich stand, zur Sprache. Er konnte jedoch nichts weiter, als eine spärliche Geldhülfe erlangen. Er verstand es nicht, mit dieser und den Mitteln, die er aus seinen Stammlanden zog, ein ansehnliches Heer aufzubieten. Karl VIII. von Frankreich hatte (im Jahre 1494) Neapel erobert und war auf seinem Zuge dahin von den Italienern scheinbar mit großem Jubel aufgenommen worden. Doch als sich der deutsche König, der Herzog von Mailand, der Pabst und der König von Spanien miteinander verbanden, mußte Karl seine Eroberung eben so schnell wieder aufgeben, als er sie gemacht hatte. Auf dem Reichstage zu Lindau (1496) bemühte sich Maximilian vergeblich, die Stände zu bewegen, ihm Beihülfe zu einem Römerzuge zu gewähren. Die deutschen Fürsten waren weiser, als ihr König, indem sie ihm eine Bitte versagten, deren Gewährung ihm und dem deutschen Reiche nur Schaden gebracht hätte. Doch Maximilian ließ sich dadurch nicht abhalten, nach Italien zu ziehen (1496). Er wurde, gleich den meisten deutschen Königen vor ihm, von denselben italienischen Fürsten und Herren, die ihn jenseits der Alpen gerufen hatten, verrathen und mußte schon bald, nicht ohne einige Schande, wieder abziehen.

Es war einer der größten Fehler Maximilian's, daß er keinen Plan mit Ausdauer und Beharrlichkeit verfolgte, sondern, sobald sich ihm Schwierigkeiten entgegenstellten, zurücktrat, eine andere Unternehmung begann und auf diese Weise seine besten Kräfte nutzlos vergeudete. Frankreich war so mächtig, daß Maximilian sich sehr anstrengen mußte, demselben die Spitze zu bieten. Der Kampf mit diesem Nachbarlande war unvermeidlich. Maximilian mußte gewärtigen, daß er früher oder später mit erneuter Wuth ausbrechen werde. Statt sich auf denselben zu rüsten und Bundesgenossen zu werben, stürzte er sich unsinnigerweise in einen Krieg mit den Schweizern, zu welchem diese ihm keine Veranlassung gaben. Fast zwei Jahrhunderte waren verflossen, seit die drei Waldstädte das habsburgische Joch zerbrochen. Indessen hatte sich um diesen kleinen Kern eine Macht gebildet, welche den mächtigsten Herrschern der Welt Trotz bot. Namentlich hatte vor wenigen Jahren Karl der Kühne erfahren, daß, wer mit den Schweizern anbinden wolle, gut gerüstet sein müsse. Da das deutsche Reich ihnen weder Schutz, noch Hülfe zu leisten vermochte, hatten sie seit unvordenklicher Zeit weder dessen Gerichtsbarkeit anerkannt, noch Theil an den von ihm ausgeschriebenen Lasten und Steuern genommen. Plötzlich fiel es dem Könige Maximilian ein, die Schweizer wieder zum Reiche zu ziehen, gleich als ob die

Geschichte des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts für ihn nicht vorhanden gewesen wäre. Der alte Groll der Habsburger mochte dabei im Spiele sein. Wäre die Schweiz wieder zum deutschen Reiche gebracht worden, hätten sie sich den deutschen Gerichten unterworfen, so hätten diese ohne allen Zweifel auch die Ansprüche der Habsburger anerkannt und das freie Land wäre wieder unter das alte Joch gebracht worden. Die Schweizer mochten diese Hintergedanken ahnen. Sie setzten sich zur Wehre und als Maximilian mit Heeresmacht gegen sie zu Felde zog (1499), wurde er, wie gewöhnlich, geschlagen, verlor zwanzigtausend Mann und mußte sie im Frieden zu Basel von der Verbindlichkeit frei sprechen, Reichssteuern zu leisten und das Kammergericht anzuerkennen. So vergoß Maximilian nicht blos nutzlos, sondern auch zum Schaden Deutschlands das Blut seiner Kriegsleute. Bis zu seiner Zeit mochte die Schweiz unter günstigen Verhältnissen sich wieder dem deutschen Reiche nähern. Sein eben so verkehrt erdachter, als schlecht ausgeführter Plan, dieses Grenzland zum Reiche zu bringen, hatte gerade das Gegentheil: die vollständige Lostrennung desselben, zur Folge.

Der Kriegszug gegen die Schweiz war an und für sich ein großer Fehler. Dieser wurde aber dadurch noch größer, daß Maximilian an dem französischen Könige einen Nebenbuhler hatte, dem er fast nur mit Hülfe schweizerischer Söldner die Spitze bieten konnte. Der Schweizer Krieg schwächte daher nicht nur die Kriegsmacht Maximilian's, er verminderte auch noch das ohnedies schwache Vertrauen, das die Schweizer ihm schenken mochten. In seinen späteren Kriegen mit Frankreich mußte Maximilian dieses zu seinem großen Schaden erfahren. Mehrere Niederlagen, die er litt, finden hierin ihre Erklärung.

Während Maximilian sich in einen unsinnigen Krieg mit den Schweizern einließ, brach Karl's VIII. Nachfolger, Ludwig XII. (1499) in Italien ein. Durch Verrath gewann er (1500) Mailand. Im folgenden Jahre (1501) eroberte er, im Einverständnisse mit dem Könige von Spanien, Neapel, wurde aber schon bald (1505) durch die Spanier um den Kampfpreis betrogen, indem sein Heer durch den spanischen Feldherrn aus Neapel vertrieben ward. Ungeachtet der bitteren Erfahrungen, welche Maximilian gemacht hatte, als er mit dem Könige der Franzosen engere Familienbeziehungen anknüpfen wollte, ließ er sich (1505) doch wieder in den ihm gelegten Netzen fangen. Er belehnte in Folge des Friedens zu Blois den König Ludwig XII. mit dem Herzogthume Mailand. Ludwig's XII. Tochter sollte Maximilian's Enkel, Karl, heirathen und Mailand als Mitgift erhalten. Ludwig nahm, wie vor ihm Karl VIII., die Mitgift in Besitz und ließ die Ehe nicht zu Stande kommen. Weit entfernt, Mailand an den Erzherzog herauszugeben, suchte Ludwig seine Eroberungen in Italien noch auszudehnen und rückte (1507) gegen Genua. Erschreckt über die Fortschritte der Franzosen, einigten sich der Pabst Julius II. und Maximilian miteinander. Als aber der deutsche König nach Italien ziehen wollte, widersetzten sich ihm die Venetianer, schlugen ihn zurück und eroberten Görz, Triest und Fiume. Maximilian hatte damals gehofft, in Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Da er jedoch nicht dahin gelangen konnte, nahm er, versteht sich mit päbstlicher Bewilligung, den Titel eines erwählten römischen Kaisers an. Es war ein großer Fehler gewesen, daß Maximilian mit den Venetianern Krieg begann, noch verkehrter war es, daß er in seinem Grimme gegen diese Republik eine fünfundzwanzigjährige Vergangenheit, voll von Niederlagen, die ihm die Franzosen bereitet hatten, vergaß und (1508) mit dem Könige von Frankreich, seinem und Deutschland's gefährlichsten Feinde, den übel berüchtigten Bund (liga) von Cambrai abschloß, welcher, ein Vorspiel zu der späteren Theilung Polen's, die Zerstückelung Venedig's bezweckte. Der Pabst war klug genug, sich frühzeitig aus diesem unnatürlichen Bunde zurückzuziehen. Im Jahre 1513 verbündete sich aber Frankreich mit

Venedig, wodurch Maximilian in große Bedrängniß kam. Im Frieden trat der deutsche König Mailand an den König der Franzosen, Verona an Venedig ab. Das war die gerechte Strafe für den schmachvollen Bund von Cambray.

So wurde Maximilian im Felde und im Cabinet aller Orten, wo er einen Kampf begann, geschlagen: von den Schweizern, den Italienern und Franzosen. Dessen ungeachtet vermehrte er die Macht seines Hauses um ein Ansehnliches, weil er bei allen seinen Niederlagen nicht so viel verlor, als er durch seine und seiner Nachkommen Heirathen gewann.

§ 16. Deutsche Verfassung und Gesetzgebung.

Deutschland besaß seit dem Mittelalter die verwickeltste aller Verfassungen und die zweifelhafteste aller Gesetzgebungen Europa's. Dessenungeachtet nahm unser Vaterland im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung. Es giebt noch etwas schlimmeres, als eine verwickelte Verfassung und eine zweifelhafte Gesetzgebung: die unbeschränkte Willkürherrschaft der Despoten. In den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters erhielten diejenigen Zustände, welche sich während des zwölften und dreizehnten gebildet hatten, eine gesetzliche Form. Die früher gegebene Anregung wirkte zwar im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte noch fort, allein mit verminderter Kraft. Der Kampf zwischen Königthum, Pabstthum und Adel umfaßte nicht mehr das ganze gesellschaftliche Leben des deutschen Volkes. Die Macht des Königthumes war gebrochen und von Rudolph I. bis auf Maximilian I. begann kein deutscher König, mochte er auch wünschen, seine Herrschaft von lästigen Schranken zu befreien und erblich zu machen, einen wirklichen Kampf in dieser Richtung. Alle deutschen Könige ahmten mit mehr oder weniger Geschick, größeren oder geringeren Erfolgen, das Beispiel des ersten Habsburgers nach und suchten die königliche Würde nur zum Zwecke der Vergrößerung ihrer Hausmacht auszubeuten. Durch dieses Bestreben verlor das Königthum an Ansehen und Bedeutung. Die Fürsten sowohl als das deutsche Volk hatten von den Königen mehr zu befürchten, als zu hoffen. Eine fast ununterbrochene Reihe unfähiger und erbärmlicher Könige, wie sie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte in unserem Vaterlande auf einander folgten, mußte nothwendig auf den Gedanken führen, deren Macht möglichst zu beschränken, da diese doch niemals zum Besten Deutschlands, sondern nur zum Privatvortheile der verschiedenen Herrscherfamilien angewandt wurde. Der Kampf zwischen Pabstthum und Kaiserthum hatte aufgehört, eine weltgeschichtliche Bedeutung zu haben. Die deutschen Könige erniedrigten sich fast ohne Ausnahme zu gehorsamen Dienern der römischen Oberpfaffen. Nur zur Zeit Ludwig's IV. fand ein ernstlicher Streit zwischen dem deutschen Könige und den verschiedenen Päbsten seiner Zeit statt, welcher jedoch durch die Erbärmlichkeit des deutschen Königs und die abhängige Stellung der Avignoner Päbste mehr Widerwillen, als innige Theilnahme erwecken konnte. Die römische Kaiserkrone war zu einem Spielzeuge und die Krönung zu Rom zu einem Fastnachtspiele herabgesunken. Es mochte der Eitelkeit eines deutschen Königs schmeicheln, zu Rom gekrönt zu werden, politische Bedeutung hatte diese Ceremonie nicht mehr, und die mit derselben verbundenen Uebelstände waren so groß, daß die weniger untüchtigen deutschen Könige dieses Zeitabschnittes auf die Kaiserkrone Verzicht leisteten. Der Einfluß der deutschen Herrscher auf Italien war gebrochen. Doch die Päbste suchten noch immer, außer ihrer geistlichen Herrschaft, die sie behaupteten, so viel als möglich von ihrer früheren Oberhoheit in weltlichen Dingen aufrecht zu erhalten.

Die goldene Bulle, welche, ohne des Pabstes zu erwähnen, die Formen der deutschen Königswahl, die Personen, welchen sie zukommen sollte und alle damit verbundenen Einzelheiten auf's Genaueste festsetzte, schloß stillschweigend die Päbste von aller Mitwirkung aus. Dessenungeachtet mischten sich diese noch immer in die Wahlangelegenheiten ein. Päbstlichem Einflusse war die Wahl Karl's IV. bei Lebzeiten Ludwig's IV., die Absetzung Wenzel's und die Erwählung Ruprecht's von der Pfalz beizumessen. Noch unmittelbarer, als in die Wahlen der deutschen Könige, mischten sich die Päbste in diejenigen der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe ein und gewannen namentlich durch ihre Geschöpfe, welche sie auf die erzbischöflichen Stühle von Mainz, Köln und Trier erhoben und welche gewöhnlich bei den deutschen Königswahlen den Ausschlag gaben, entscheidenden Einfluß auch auf diese. Durch die goldene Bulle wurde, ohne Zweifel weil Karl IV. in seiner religiösen Dummheit die sieben Kurfürsten als die sieben Leuchter der Apokalypse verehrte, die Macht dieser Wahlfürsten nicht nur ausdrücklich anerkannt, soweit sie damals schon bestand, sondern auch um ein sehr Ansehnliches vermehrt. Die übrigen Fürsten Deutschlands, die sich nicht geringer dünkten, erhielten dadurch ein bestimmtes Ziel, wonach sie strebten. Sie bemühten sich, die Rechte der Landeshoheit, welche den Kurfürsten eingeräumt worden waren, gleichfalls zu erringen. Ein wesentlicher Abschnitt in der Geschichte der deutschen Verfassung beginnt mit der Wahl Albrecht's II., weil seither die deutsche Königswürde fast ununterbrochen beim Hause Habsburg blieb. Die Grundgesetze Deutschland's wurden zwar nicht ausdrücklich abgeändert. Unser Vaterland blieb, dem Rechte nach, ein Wahlreich. Allein thatsächlich machten die Kurfürsten von ihrem Wahlrechte nur einen sehr beschränkten Gebrauch, indem sie mit wenigen Ausnahmen nur die herrschenden Erbfolgegesetze bestätigten, nur Habsburger, und diese nicht nach ihren Verdiensten, sondern nach der Nähe ihrer Verwandtschaft mit dem abgegangenen Könige wählten. Bis auf die Zeiten Maximilian's pflegten die deutschen Könige den Titel eines römischen Kaisers erst anzunehmen, wenn sie in Rom gekrönt worden waren. Später kam die Krönung zu Rom mehr und mehr ab und der deutsche König nannte sich sofort nach seiner Wahl „erwählter römischer Kaiser."

Die deutsche Königswürde war allerdings im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert schon tief gesunken. Allein daß noch eine bedeutende Macht mit ihr verbunden war, beweisen die Erwerbungen, welche namentlich Ludwig IV. und Karl IV. mit deren Hülfe für sich und ihre Familien machten. Unstreitig erleichterte auch Maximilian I. der Glanz, den ihm die deutsche Krone verlieh, die Eingehung jener vortheilhaften Heirathen, durch welche er die Macht seines Hauses so sehr hob. Das Beispiel, welches Rudolph I. und alle seine Nachfolger auf dem deutschen Throne den Fürsten gab, sich ihrer Würde nur zur Erreichung von Privatvortheilen zu bedienen, wirkte im höchsten Grade verderblich. Jeder hielt sich für berechtigt, in seinem Kreise und mit seinen Mitteln zu thun, was der König auf dem Throne that. Die Barbarei früherer Jahrhunderte nahm ab, allein der Eigennutz und die Selbstsucht verwandelten sich nicht in Aufopferungsfähigkeit und Vaterlandsliebe, vielmehr nahmen diese gehässigen Leidenschaften nur die Maske der Gesetzlichkeit an. Die Raubritter, welche auf den Schein Rechtens hielten, sagten ihren Feinden die Fehde an, raubten und mordeten nur an den nicht befriedeten Tagen und an nicht befriedeten Orten. Innerhalb des Spielraums, den ihnen das Gesetz ließ, konnten sie Dörfer und Städte plündern und brandschatzen und Tausende friedlicher Menschen ermorden. Als später der ewige Landfrieden verkündet wurde, erkannte das Gesetz den ganzen auf Gewaltthat, Lug und Trug ruhenden Besitzstand, und die aus demselben hervorgehenden Mittel zur Ausbeutung der Besiegten oder der Betrogenen an. Weil dieser oder jener Herzog, Markgraf oder Ritter diese oder jene Stadt überfallen und eingenommen hatte, so wurde

er für berechtigt gehalten, deren Bürger hinrichten zu lassen, mit mannichfaltigen Abgaben und Lasten zu drücken und als Landesherr deren Schicksale zu bestimmen. Weil dieser oder jener schlaue Pfaffe die Herzensangst eines reichen Dummkopfs dazu benutzt hatte, der s. g. Kirche Dörfer und Städte zu schenken, herrschten Bischöfe und Aebte daselbst und ließen, gleich den weltlichen Fürsten, darin köpfen und hängen, fröhnen und steuern.

Der Uebergang vom Faustrechte zum ewigen Landfrieden wäre von großem Nutzen gewesen, wenn der Besitzstand aller Machthaber untersucht und nur derjenige anerkannt worden wäre, welcher nicht auf Gewalt, Betrug oder dem Mißbrauche gemachter Zugeständnisse beruhte. Allein von einer solchen Untersuchung konnte natürlich nach der Bildungsstufe des Mittelalters nicht die Rede sein. Es hätte sich damals kein Richter gefunden, der eine solche Untersuchung hätte vornehmen, und kein Gesetz, nach welchem der Besitzstand hätte berichtigt werden können. Der einzige zuständige Richter, das Volk, war noch zu roh, das einzige entscheidende Gesetz, das Gesetz der Vernunft, war noch zu wenig gekannt. Weil aber der Besitzstand des Mittelalters ohne alle Prüfung als Recht anerkannt wurde, erhielten alle Räubereien der Ritter und alle Betrügereien der Pfaffen den Schein Rechtens. Der ganze Besitzstand der deutschen Fürsten, Grafen und Ritter, der deutschen Bisthümer, Abteien und Kirchen ist nichts weiter, als gutgeheißener Raub und zu Ansehen gekommene Gaunerei. Wenn wir den Besitzstand der deutschen Machthaber vor den Richterstuhl der Vernunft ziehen, so muß er verschwinden, wie die Nacht beim Aufgang der Sonne. Die Mark Brandenburg kam z. B. im Laufe dieses Zeitabschnitts an das Haus Hohenzollern. Der Rechtstitel des Burggrafen von Nürnberg bestand in 400,000 Ducaten, welche derselbe an den Kaiser Sigismund bezahlte. Wenn es sich um eine Hammelheerde gehandelt hätte, so ließe sich dagegen nichts einwenden. Allein, daß Menschen im neunzehnten Jahrhunderte einem Tyrannen Gehorsam schuldig sein sollen, weil vor vier Jahrhunderten ein Schlemmer sich Geld zu seinen Zechgelagen zahlen ließ, das entspricht doch augenscheinlich nicht dem Gesetze der Vernunft. Schwerlich hatte irgend ein weltlicher oder geistlicher Fürst des Mittelalters einen bessern Rechtsgrund zu seiner Herrschaft, als der Burggraf von Nürnberg zu der seinigen. Vor dem Richterstuhle der Vernunft waren sämmtliche Kurfürsten, Fürsten und Grafen, Erzbischöfe, Bischöfe und gefürstete Aebte durchaus unberechtigte Besitzer, welche sich die Schwäche und die Dummheit der Massen zu Nutze machten, um diese zu beherrschen.

Diese Machthaber traten ab und zu auf s. g. Reichstagen zusammen und verhandelten daselbst ihre Geschäfte. Das Wohl der deutschen Nation, die Rechte der großen Masse des Volkes, des Bürger- und Bauernstandes kamen im Schooße dieser Gesellschaft glücklicher Räuber und Gauner natürlich nicht zur Sprache. Nicht einmal die Städte, welche doch eine wohl organisirte Macht zu ihrer Verfügung hatten, besaßen eine Stimme. Sie hatten nur das Recht, Kenntniß von den Beschlüssen der Fürsten zu nehmen, und die Pflicht anzuerkennen, was diese verfügt hatten. Als später (1488), ihr Stimmrecht auf dem Reichstage förmlich anerkannt wurde, hatten sie aufgehört, kräftig strebende Gemeinwesen zu sein, und waren zu Trägerinnen des Vorrechts, wenn auch in minder gehässiger Weise, als Adel und Geistlichkeit, herabgesunken. Allein auch dann blieb ihre Stellung auf den Reichstagen eine durchaus untergeordnete, da ihre Macht gebrochen war. Der Bauernstand, der zahlreichste in Deutschland, sandte aber gar keine Vertreter zu den Reichstagen. Er wurde ganz und gar nicht beachtet. Er konnte nicht einmal seine Wünsche, Bitten und Beschwerden den versammelten Fürsten vortragen. Der Staat des Mittelalters war nichts anderes, als eine Verbindung glücklicher Räuber, die Kirche eine Verbindung verschmitzter Gauner zum Zwecke der Ausbeutung der verdummten und geknechteten Massen. Die

Staatsverfassung war die Form, mit deren Hülfe die Räuber sich im Besitze ihres Raubes erhielten und denselben in Ruhe genossen. Nach Menschenrechten wurde nicht gefragt, und selbst der Begriff des Vaterlandes wurde durch die Habgier und die Herrschsucht derjenigen Fürsten verwirrt, welche Völker verschiedener Abstammung beherrschten und durch Bündnisse mit auswärtigen Fürsten gezwungen wurden, den Zwecken des Augenblicks die naturgemäße Entwickelung der Nationalitäten unterzuordnen. Besonders verderblich wirkten in dieser Richtung die Bestrebungen der Luxemburger, welche mit Hülfe der französischen Könige ihren Einfluß in Deutschland zu befestigen suchten, und der Habsburger welche ihre gierigen Krallen nach Ungarn und Siebenbürgen streckten, während sie die deutschen Gränzländer theils den benachbarten Königen von Dänemark und Frankreich preis gaben, theils durch ihre Tyrannei zum Abfalle von Deutschland trieben.

Die Gesellschaft von Fürsten und Herren, welche auf den deutschen Reichstagen zusammen kam, konnte unmöglich von edlen Beweggründen geleitet werden und nach einem hochherzigen Ziele streben. Mancher derselben mochte durch Erbschaft oder Wahl, ohne selbst ein Unrecht begangen zu haben, seine bevorzugte Stellung gewinnen. Allein er hatte Mühe, diese zu behaupten, wenn er sich nicht den in Staat und Kirche herrschenden Vorurtheilen unterwarf, sie anerkannte und zur Richtschnur seiner eigenen Verfahrungsweise machte. Jeder war von dem andern überzeugt, daß er so weit greifen würde, als er könne. Namentlich wußten dieses die Fürsten von den Königen, daher sie keineswegs geneigt waren, den Anforderungen derselben zu entsprechen. Zur Zeit der Hohenstaufen waren die Besitzungen und Einkünfte, welche den deutschen Königen vom Reiche zukamen, nicht unbedeutend. Während des Zwischenreiches wurden aber da und dort viele derselben von gierigen Rittern, Grafen, Fürsten und Bischöfen geraubt. Die Habsburger gingen systematisch darauf aus, alles Reichsgut in habsburgisches Familiengut umzuwandeln; mehrere Könige, namentlich Adolph von Nassau, Heinrich VII. von Luxemburg und Andere erkauften ihre Wahl mit Reichsgütern, die sie den Kurfürsten überließen. Verschwender, wie Sigismund, verschleuderten die letzten Reste derselben und schlaffe Fürsten, wie Wenzel und Friedrich III., vernachlässigten jedwede Gelegenheit, heimgefallene Lehen wieder zum Reiche zu bringen. Ohne Bewilligung der Stände konnte der König weder Gesetze geben, noch Steuern ausschreiben. Nur solche Gesetze erhielten ihre Zustimmung, welche den Privatvortheil der Stände förderten, nur solche Steuern wurden bewilligt, welche mittelbar wieder den Fürsten zu Statten kamen. Wie wenig Gemeinsinn die deutschen Fürsten im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte besaßen, erhellt am deutlichsten aus den Hussitenkriegen, durch welche halb Deutschland verwüstet wurde, und aus der Stellung, welche sie gegenüber den Päbsten einnahmen. Als die Kurfürsten ein einzigesmal den päbstlichen Anmaßungen kräftigen Beschluß entgegensetzten, genügten die trügerischen Künste des Aeneas Sylvius und einige tausend Goldgulden, mit denen er die gefährlichsten Gegner des Pabstes bestach, deren Bund zu lösen und das deutsche Volk wieder unter das alte Joch zu bringen. Dennoch läßt sich nicht läugnen, daß die Reichstage durchschnittlich besser waren, als die Könige. Die Reichstage faßten z. B. in dem langjährigen Streite zwischen Ludwig IV. und den Päbsten eine ganze Reihe kräftiger Beschlüsse, welche nur aus dem Grunde keine Erfolge hatten, weil Ludwig IV. unausgesetzt zwischen einem kräftigen Widerstande und feiger Unterwerfung hin und her schwankte. Selbst zur Zeit der Hussiten faßten die Reichstage einige Beschlüsse, welche, wenn sie zur Ausführung gekommen wären, das Reich wenigstens einigermaßen sicher gestellt hätten. Allein die Ausführung, welche der König zu betreiben hatte, unterblieb, weil dieser nicht einmal die hierzu erforderliche Mühe auf sich nehmen wollte. Die Stände folgten in der Regel willig dem Rufe des Königs, der sie zu einem

Reichstage versammelte, allein die meisten Könige, namentlich Wenzel und Sigismund, waren sehr lässig, die von ihnen berufenen Reichstage zu besuchen oder selbst in Fällen der dringendsten Noth solche auszuschreiben. Ueberhaupt geschah weit mehr Gutes in Deutschland durch die Stände, als durch die Könige. Es war nicht Zufall, sondern die Schuld der Könige, in deren Folge das königliche Ansehen von Jahrhundert zu Jahrhundert in Deutschland abnahm. Wie die Könige die Einkünfte, die Besitzungen und die Gränzen des Reiches, so verschleuderten sie auch diejenigen Rechte, welche ihnen ihre Würde verlieh. Die kleinliche Herrschsucht, welche sie beseelte, trieb sie immer, den Bedürfnissen des Augenblicks die Zukunft, den Anforderungen ungestümer Bittsteller die Rechte der Krone unterzuordnen. Hätten die Könige ihre Rechte als Oberlehensherren, als oberste Richter des Reiches, als Vollstrecker der Beschlüsse des Reichstags und als Verleiher aller Arten von Titeln, Standeserhöhungen und mannichfaltiger Aemter mit Umsicht gehandhabt, so würden sie schwerlich jemals so unmächtig geworden sein. Allein hundert Beispiele, die uns das Leben fast aller Könige des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts bieten, beweisen, daß auch die geschmälerte Macht von ihnen zum Verderben Deutschland's gebraucht wurde. Wenzel und Sigismund trieben förmlichen Schacher mit oberstrichterlichen Entscheidungen, Privilegien und Standeserhöhungen. Friedrich III. bediente sich seines Rechtes als Oberlehensherr, die Dithmarschen dem Könige von Dänemark*), Maximilian I., Mailand und mehrere Provinzen des Herzogthums Burgund dem Könige der Franzosen zu verleihen. Wir gehören keineswegs zu den Verehrern und Bewunderern der deutschen Reichstage. Wenn wir aber deren Beschlüsse, Richtung und Streben mit den Handlungen der deutschen Könige vergleichen, so verdienen sie immer noch den Vorzug. Hätten Ludwig IV. und Karl IV., Wenzel, Sigismund, Friedrich III. oder Maximilian dieselbe Gewalt in Deutschland besessen, welche die Könige ihrer Zeit in Frankreich, England oder Spanien inne hatten, sie hätten ohne Zweifel Deutschland gänzlich zu Grunde gerichtet, während die Beschränktheit ihrer Macht sie verhinderte, unser Vaterland zu verschachern, zu verschlemmen oder zu verspielen. Der Sieg der Mehrherrschaft (Aristokratie) über die Einherrschaft (Monarchie) war jedenfalls ein Uebergang zu der allein vernünftigen Herrschaft des Volkes. Die Blüthe eines Staates ist nicht ausschließlich bedingt durch die Erweiterung seiner Landesgränzen und eine ehrfurchtgebietende Stellung dem Auslande gegenüber. Die Hauptsache im Entwickelungsgange einer Nation ist der Fortschritt auf dem Wege des Wohlstands, der Bildung und der Freiheit. Der Zerfall der monarchischen Verfassung in Deutschland hatte allerdings die Schwächung der vollziehenden Gewalt und zugleich die Verminderung des deutschen Gebietes zur Folge. Diese Nachtheile wurden jedoch reichlich aufgewogen durch die Fortschritte, welche die deutsche Nation in ihren inneren Verhältnissen machte. Von dem Bürger- und Bauernstande werden wir in besonderen Paragraphen**) sprechen. Hier möge es genügen, die Folgen des Sieges der aristokratischen Elemente über die monarchischen anzudeuten. Die vielen Landesherren, welche größere oder kleinere Theile Deutschland's an sich gerissen hatten, und über diese und ihre Bewohner herrschten, waren allerdings größtentheils habgierige und herrschsüchtige Tyrannen. Allein ihr eigenes Interesse zwang sie, den Wohlstand ihrer Untergebenen zu fördern. Sie kümmerten sich wenig um das Wohl des gesammten Vaterlandes und um die Schicksale der Provinzen, welche durch weite Strecken von ihrem Gebiete getrennt waren. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nahm aber die Rohheit ab und eine Fürsorge,

*) Siehe § 15. Seite 95.

**) Siehe §§ 18 und 19.

ähnlich derjenigen des Sclavenbesitzers gegenüber den von ihm gekauften oder herangebildeten Menschen, entwickelte sich mehr und mehr. Je fester und gesicherter sich der Besitzstand der Fürsten gestaltete, desto weniger wurden sie gedrängt, ihre Untergebenen so rasch als möglich auszusaugen, und desto mehr Mühe gaben sie sich, nachhaltigen Gewinn aus ihren Ländern und Leuten zu ziehen. Der König hatte auch in den Zeiten, da seine Würde mit größerer Macht bekleidet war, sich des Bürger- und Bauernstandes selten oder niemals angenommen. Schreienden Rechtsverletzungen traten übrigens weit eher die Reichsgerichte nach verkündetem ewigen Landfrieden, als früher die Kaiser entgegen, insofern sie nicht von einem der mächtigeren Fürsten verübt wurden, gegen welche es in Deutschland seit den Zeiten der Hohenstaufen keine Rechtshülfe mehr gab.

Die unvereinbarsten Gegensätze standen Jahrhunderte hindurch nebeneinander im deutschen Reiche. Der deutsche König, welcher durch seine Wahl zugleich auch römischer Kaiser zu sein vorgab, nahm unter allen Herrschern Europa's den ersten Rang ein. Die vier weltlichen Kurfürsten schämten sich nicht, ihm bei feierlichen Gelegenheiten die Dienste eines Stallknechts (Marschall), eines Mundschenken (Erzschenk), eines Kammerdieners (Erzkämmerer) und eines Küchenmeisters (Truchseß) zu leisten. Karl IV. führte in seiner goldenen Bulle das abgeschmackte und herabwürdigende Ceremoniell ein, welches in den Zeiten des wildesten Despotismus am oströmischen Hofe bestand. Aber die deutschen Kaiser mit ihren Erzämtern und klingenden Titeln, mit ihrem Reichsapfel, welcher die Herrschaft der Welt andeutete, verloren im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts alle Besitzungen, welche ihnen früher Macht und Einfluß verschafft hatten. Kein Herrscher ihrer Zeit hatte so erniedrigende Demüthigungen erlitten, als die deutschen Kaiser. Heinrich IV., welcher im Schloßhofe von Canossa vor Gregor VII. Buße that, war nur der Vorläufer vieler anderer Könige, welche ähnliches erduldeten. Ludwig IV. legte in seiner Herzensangst über den gegen ihn geschleuderten Bannfluch sich selbst, seine Krone und seine Familie dem Pabste zu Füßen. Wenzel wurde gleich einem Verbrecher vor die Kurfürsten geladen und von diesen förmlich abgesetzt. Sigismund erniedrigte sich selbst zum Henker des Conciliums von Konstanz, nachdem er zuvor mit dem Pabste unterhandelt hatte, damit dieser die Kosten der Kaiserkrönung übernehmen möchte. Friedrich III. ließ sich in seiner Hofburg zu Wien gefallen, daß der Kurfürst von Brandenburg den Rathgeber, ohne welchen der geistesschwache Kaiser sich nicht zu helfen wußte, zur Thüre hinausführte. Die deutschen Kaiser machten anschaulich, daß nicht Titel und Ceremonien, sondern Macht und Besitzstand den Maßstab menschlicher Achtung bilden. Dem Rechte nach waren sie die Lehensherren aller deutschen Fürsten und hatten daher Anspruch auf diejenigen Leistungen, welche aus dem Lehensverbande entspringen. Seit den Zeiten der Hohenstaufen hatte sich aber das Verhältniß zwischen Kaiser und Fürsten wesentlich verändert. Ohne daß irgend ein Gesetz die bestehende Verfassung abgeschafft hätte, verlor das Lehensverhältniß alle seine wesentlichen Merkmale. Die Fürsten leisteten dem Könige nur insofern Dienste, als sie selbst auf den Reichstagen eingewilligt hatten. Die Kaiser bedurften des guten Willens der Fürsten weit mehr, als diese der Gunst der Kaiser. Die Kurfürsten allein konnten einem Thronbewerber die Krone zuerkennen, konnten einem Vater die Wahl des Sohnes sichern und durch die Bereitwilligkeit, seine Pläne zu unterstützen, diesen Kraft und Nachdruck verleihen. Die Kaiser hatten, um den Titel und den äußern Glanz dieser Würde zu erlangen, alle damit verbundenen Einkünfte und die meisten ihrer Regierungsrechte hinweg gegeben. Die Kurfürsten bedienten zwar ein oder zweimal einen Kaiser während seiner Herrschaft, allein sie machten sich im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts so unabhängig, daß in der goldenen Bulle ausdrücklich bestimmt wurde: in deren Ländern dürfe keine

Gerichtsbarkeit des Kaisers ausgeübt werden und daß ihnen das kaiserliche Hoheitsrecht der Bergwerke, Münze und Zölle, sowie des Judenschutzes zukämen. Nachdem diese Zugeständnisse den Kurfürsten urkundlich gemacht worden waren, dehnten sie dieselben noch weiter aus, indem sie Verträge mit auswärtigen Mächten abschlossen und dadurch die Einheit des Reiches dem Auslande gegenüber vollständig vernichteten. Zur Zeit Ludwig's IV. hatte Johann von Böhmen dazu das Beispiel gegeben, indem er sich wiederholt mit den Königen von Frankreich verband. Unter Friedrich III. wurden die rheinischen Fürsten durch die Schlaffheit des Kaisers gezwungen, ein Gleiches zu thun. In ähnlicher Weise, wie die Fürsten, suchten auch die Städte sich mehr und mehr von der kaiserlichen Gewalt unabhängig zu machen. Die Hansestädte führten auf eigene Faust Kriege mit verschiedenen Staaten, ohne daß sich Kaiser und Reich darum bekümmerten. Die Bünde der Städte, der Fürsten und Ritter bildeten Staaten im Staate, welche oft mehr Macht besaßen, als das deutsche Reich. Früher oder später gingen jedoch alle diese Bünde unter, weil sie auf keiner Idee beruhten und keine nationale Grundlage hatten. Trotz seiner mangelhaften Verfassung blieb aber das deutsche Reich bestehen und nahm an Volkszahl, innerem Wohlstande, Bildung und Freiheitsdrange zu, weil die feste nationale Grundlage, auf welcher es ruhte, mächtiger war, als der Eigennutz seiner zahlreichen großen und kleinen Tyrannen. Die zunehmende Volkszahl erhöhte den Werth der Arbeit und des Landes und zwang die Menschen, durch erhöhte Betriebsamkeit dem Boden die vergrößerten Bedürfnisse abzugewinnen. Der Wohlstand förderte Künste und Wissenschaften. Bildung und Freiheitsdrang traten gleichmäßig der herrschenden Willkür und Gewaltthätigkeit entgegen.

Die beiden schlimmsten Geißeln des Mittelalters waren nächst dem Pfaffenthume, das Faustrecht und die heimlichen Gerichte. Bis zum Jahre 1495 hatte das erstere ein gesetzliches Dasein und war nur an gewisse Förmlichkeiten und die Beobachtung gewisser Regeln gebunden. Die heimlichen Gerichte überlebten sogar noch das Mittelalter, indem noch im Jahre 1568 bei Celle ein solches abgehalten wurde. Während im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte das Faustrecht allmählig seinem Ende entgegen wankte, trieben im Laufe derselben die Vehmgerichte ihr finsteres Spiel am furchtbarsten. Sie griffen mit ihren Dolchen ein, wo Kaiser und Reich sich nicht stark genug fühlten, ihr Ansehen mit dem Schwerte geltend zu machen. Schon Kaiser Sigismund erschrack, als sie sich in den Streit zwischen den Herzogen von Baiern mischten und bemühte sich, sie einzuschränken. Die Klagen gegen sie wurden immer lauter, und da von Friedrich III. keine Abhülfe zu hoffen war, errichteten (1461) verschiedene Städte und Fürsten Deutschlands, denen sich auch die schweizerischen Eidgenossen anschlossen, Vereine, deren Zweck war, einem Jeden zu seinem Rechte zu verhelfen und zu bewirken, daß Niemand sich an Vehmgerichte klagend wende. Andere suchten sich durch besondere kaiserliche Schutzbriefe gegen die Eingriffe der Vehmgerichte zu sichern. Statt dem Unwesen derselben mit Nachdruck entgegen zu treten, gaben die Kaiser ihnen, wie dem Faustrechte, dadurch gewissermaßen ein gesetzliches Dasein, daß sie Verbesserungen in deren Verfassung einzuführen bemüht waren. Durch eine mehrjährige Duldung waren aber die Vehmgerichte so keck geworden, daß sie auch die kaiserlichen Befehle, insoweit sie ihnen nicht zusagten, unbeachtet ließen.

Eine so bunte Mischung der unvereinbarsten Gegensätze, wie die deutsche Staatsverfassung des Mittelalters sie enthielt, findet sich in der Geschichte keines andern Volkes wieder. Ein Kaiser ohne Macht und Einkünfte, aber mit den glänzendsten Titeln ausgestattet! Eine Unzahl geistlicher und weltlicher Fürsten, Grafen und Ritter, welche Alle, so oft sie sich stark genug fühlten, sei es einzeln oder im Bunde mit Gesinnungsgenossen, ihre Ansprüche mit dem Schwerte in der Hand geltend machten! Die Hälfte der Fürsten geistlichen

Standes, welche, vermöge desselben, dem Pabste zu besonderem Gehorsam verpflichtet waren! Faustrecht und heimliche Gerichte!

Neben diesen dunkelen fehlt es aber auch nicht an manchen helleren Seiten. Wie die Kaiser durch die Fürsten, so waren auch diese in mannigfaltiger Weise durch ihre Stände eingeschränkt, ohne deren Zustimmung sie weder Steuern ausschreiben, noch Gesetze erlassen konnten. Doch behaupteten die einzelnen Landesherren ihren Vasallen gegenüber einen weit höhern Grad von Macht, als dem Kaiser im Verhältniß zu den Landesherren verblieb. Die Landesherren wurden die eigentlichen Beherrscher Deutschlands, welche Kaiser und Reichstag nur mit einem schwachen Bande der Gemeinschaft umzogen. Stärker war zu allen Zeiten dasjenige, welches das Bewußtsein gleicher Abstammung, Sprache und Bestrebungen um die Gesammtheit der Nation schlang. Neben den fürstlichen, gräflichen und ritterlichen Landen blühten die freien Städte, welche in ihren inneren Angelegenheiten volle Selbstständigkeit genossen und im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts eine mehr und mehr volksthümliche Verfassung errangen. Dem Faustrechte und den heimlichen Gerichten wirkten mannigfaltige Bünde von Städten, Rittern und Fürsten entgegen. Die weltlichen Fürsten bildeten ein starkes Gewicht gegen die geistlichen. Die Ritter und Grafen konnten in ihrer Verbindung den mächtigsten Fürsten, die Städtevereine Fürsten und Rittern die Spitze bieten. Diejenige Ausgleichung, welche bei einem wohl organisirten Staate durch dessen Behörden vermittelt wird, fand in unserem Vaterlande, welchem die zur Sicherung des Rechtes erforderlichen Einrichtungen gänzlich gebrachen, in ähnlicher Weise statt, wie später im Wechselverhältnisse der europäischen Staaten nach den Grundsätzen des Gleichgewichts. Ein gewisses Maß von Unrecht erregte gewöhnlich kein großes Aufsehen und wurde meistentheils von dem leidenden Theile in Ruhe ertragen. Wenn aber die Gewaltthaten zu schreiend wurden, so vereinigte die gemeinsame Gefahr nicht selten die Nachbarn gegen den Frevler, der auch ihre Sicherheit bedrohte. Die deutsche Verfassung, so mangelhaft, verwickelt und wirre sie auch war, ging mehr, als irgend eine andere des Mittelalters aus dem Leben des Volkes hervor. Je weniger bedeutende Persönlichkeiten sich unter den deutschen Königen hervorthaten, desto ungezwungener konnte sich das deutsche Volk entwickeln und je trübseliger Deutschland als eine Macht auswärtigen Reichen gegenüberstand, desto frischer und kräftiger sprudelte in den verschiedenen kleineren und größeren Herrschaften, Städten und Dörfern das Leben. Wohl war die oberste Gewalt, welche die Einheit des deutschen Reiches vermitteln sollte, schwach. Allein dieselbe Gewalt, welche den Staat nach Außen hin stark machte, bereitete ihm aller Orten für seine inneren Beziehungen Ketten und Bande. Diejenige Einförmigkeit, welche die nothwendige Folge der Einherrschaft ist, wurde durch die Vielherrschaft der deutschen Stände vermieden. Diese trug als erste Frucht die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts, welche in einem Staate mit starker monarchischer Verfassung niemals hätte Wurzeln schlagen können. Unter dem Einflusse derjenigen Verfassung, welche Deutschland im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts allmählig annahm, konnte unser Volk keine Eroberungen auf dem Gebiete des Staates machen. Um so größer waren aber die Triumphe, welche es auf dem Felde der Ideen feierte. Frankreich erweiterte seine Gränzen unter der Herrschaft mächtiger Könige, England befestigte in blutigen Kämpfen eine Verfassung, welche Königthum, Geburts- und Geldadel gleichmäßig schützt, Deutschland verlor im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert fast in allen Weltgegenden an Gebiet. Das Leben des deutschen Volkes wurde durch seine Staatsverfassung, gerade weil sie schwach war, wenig berührt. Die Verhältnisse zwischen Königthum, Adel und Bürgerthum blieben schwankend und erhielten folgeweise

weder den rechtlichen Schutz, noch aber auch die gesetzliche Verknöcherung, die nothwendige Folge von Zuständen, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert vererben.

Die höchste gesetzgebende Gewalt in Deutschland: der Reichstag, war eine so schwerfällige Maschine, daß sie zu den allerdringendsten Geschäften des Augenblicks kaum ausreichte. Der Kaiser und sämmtliche Reichsstände erschienen auf demselben in Person, die Städte vertreten durch ihre angesehensten und einflußreichsten Bürger. Ein Theil der Stände hatte immer eine weite, gefahrvolle und mühselige Reise zu machen, bevor sie an den Ort des ausgeschriebenen Reichstags gelangten. Oft ließ sie der Kaiser längere Zeit auf sich warten. Die Kosten des Aufenthalts am Orte des Reichstags waren um so größer, je mehr ein Stand mit dem andern wetteiferte, sich durch äußere Pracht und schimmernden Glanz auszuzeichnen. Kaum hatte ein Reichstag begonnen, als schon die meisten Fürsten auf baldigen Schluß drangen, indem sie vorgaben, ihre Abwesenheit von Hause nicht länger verschieben zu können. Nur in Folge langjähriger und mühevoller Bestrebungen war die Verkündung des ewigen Landfriedens und die Errichtung des Reichskammergerichtes zu Stande gekommen. Die Erfindung des Schießpulvers, welche den ritterlichen Waffen, Lanze und Schwert, ihren Vorrang raubte und diesen der Flinte und der Kanone ertheilte, trug mehr als alle Vernunftgründe dazu bei, die Vorliebe des deutschen Adels für die Selbsthülfe zu mäßigen, und dessen Widerstand gegen die Einführung des Landfriedens zu brechen. Um den reichskammergerichtlichen Entscheidungen Nachdruck zu verleihen, wurde Deutschland in zehn Kreise getheilt: Schwaben, Baiern, Franken, Oberrhein, Westphalen, Niedersachsen, Oesterreich, Burgund, Niederrhein, und Obersachsen (1512). Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz und Preußen, welche früher immer zu Deutschland gezählt worden waren, blieben ausgeschlossen. An die Spitze jedes Kreises wurde ein Oberster und eine Anzahl Räthe gestellt, welche über öffentliche Ruhe und Sicherheit und die Vollziehung der Reichsbeschlüsse wachen sollten. Auf demselben Reichstage (zu Köln) von 1512 wurde auch eine Satzung wegen des gemeinen Pfennigs, d. h. eine Abgabe zur Deckung der durch das Reichskammergericht verursachten Kosten erlassen und das Reichspostwesen eingerichtet. Mit Ausnahme dieser und weniger anderer Bestimmungen, welche vom Reiche ausgingen, blieb aber die ganze Gesetzgebung den einzelnen Staaten und Stäätchen Deutschlands anheimgestellt. Die Errichtung des Reichskammergerichts, in dessen Schooße die gelehrten Juristen, namentlich die Legisten *) einen überwiegenden Einfluß gewannen, förderte zwar mehr und mehr die Verbreitung des römischen Rechtes, allein die tausend verschiedenen Rechtsgewohnheiten, Statuten und sonstigen allgemeinen Bestimmungen, die sich da und dort schon gebildet hatten, wurden dadurch nicht abgeschafft, wie die Bildung neuer örtlicher Gesetze und Rechte dadurch nicht verhindert wurde. So entstand in Deutschland bald ein Labyrinth, in welchem sich römisches und kanonisches Recht, Reichsabschiede, Landesgesetze, städtische Verordnungen und Dorfgewohnheiten bunt durchkreuzten. Da nicht selten einzelne Landestheile von einem fürstlichen Hause an das andere übergingen und als besondere Gnade alle ihre alten Gesetze und Gewohnheiten bestätigt erhielten, so wurde die Verwirrung noch größer. Die Prozesse dauerten Jahrzehnte, bisweilen Jahrhunderte. Mir sind die Acten eines Rechtsstreites bekannt geworden, welcher im fünfzehnten Jahrhundert begann, durch das sechzehnte, siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert hindurchlief und um das Jahr 1845 noch keine Aussicht auf rechtliche Erledigung gewährte. Die Reichsjustiz wurde bald zu einem Uebel, welches nicht viel geringer als das Faustrecht war — weil Maximilian eine genügende Reichsjustiz nicht aufkommen lassen wollte, und die Stände sie im Widerspruch mit ihm nicht einführen konnten **).

*) B. V. § 81. **) S. § 15.

§ 17. Die deutschen Städte.

Unter den vielen Sandwüsten des mittelalterlichen Deutschlands bilden die Städte die freundlichsten Oasen, und unter den Städten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nahmen die deutschen eine der ersten Stellen ein. Schon gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts begann der Kampf im Innern der Städte, indem es sich um die Verdrängung der Patrizier aus dem Alleinbesitze der städtischen Verwaltung handelte. Dieser Kampf war für die Handwerker um so schwieriger, als die Patrizier an dem Kaiser und dem gesammten Adel mächtige Stützen besaßen. In der Stadt Speier hatten die Handwerker zur Zeit Heinrich's V. persönliche Freiheit und eine gewisse Rechtsfähigkeit erlangt. In ihren Mauern brach zuerst der Streit zwischen ihnen und den Patriziern aus. Im Jahre 1304 nahmen die Handwerker eine so drohende Stellung ein, daß die Patrizier, welche auch Hausgenossen und Geschlechter genannt wurden, für klug fanden, nachzugeben. Jede der dreizehn Zünfte der Stadt wählte sechs Bürger, welche, in Gemeinschaft mit den Geschlechtern, folgende Bestimmungen trafen: der Rath der Stadt besteht aus vierundzwanzig Mitgliedern, wovon die Zünfte dreizehn und die Geschlechter elf ernennen. Stirbt ein adeliger Rathsmann, so wählen die dreizehn bürgerlichen Räthe, in Gemeinschaft mit den zehn Adeligen einen Nachfolger aus der Mitte der Geschlechter. Tritt dagegen ein bürgerlicher Rathsherr aus, so wird dessen Nachfolger von den Bürgern, ohne Mitwirkung des Adels, erwählt. Durch diese Einrichtung erhielten zwar die Handwerker nicht gleiches Recht mit den Patriziern, allein in ihrer Verbindung das Uebergewicht im Rathe. Nur im Drange der Noth hatten sich die Patrizier zu dieser Nachgiebigkeit verstanden. Sie harrten aber auf die Gelegenheit, die frühere Alleinherrschaft in Speier wieder an sich zu reißen. Der Kampf der vier Waldstädte gegen das Haus Habsburg und die Ritterschaft des südlichen Deutschlands erfüllte weit und breit die Bürger mit neuem Muthe. Dessenungeachtet gelang es den Geschlechtern zu Speier in den Jahren 1316 und 1317 ihre frühere Zwingherrschaft wieder herzustellen. Doch konnten sie diese nicht lange behaupten. Im Vorgefühle ihres nahen Sturzes übten sie ihre Vorrechte mit größerer Härte und keckerer Mißachtung der Handwerker, als jemals zuvor aus. Sie legten der Bürgerschaft über die Einkünfte der Stadt keine Rechnung mehr ab, verwandten alles öffentliche Vermögen zur Befestigung ihrer Gewaltherrschaft und zum Vortheile ihrer Familien. Die Handwerker konnten bei den adeligen Richtern kein Recht mehr finden. Zehn Jahre lang dauerte dieser Zustand. Endlich (i. J. 1327) versammelten sich die Zünfte der Stadt im Stillen, beschworen den Bund gegen ihre Unterdrücker, beriefen eine öffentliche Versammlung der Bürgerschaft und verlangten die Aufhebung der drückendsten Vorrechte der Geschlechter und Wiederherstellung der Stadtverfassung des Jahres 1304. Der Adel mußte nachgeben. Von nun an steuerten auch die Patrizier zu den öffentlichen Ausgaben, und von den Stimmen im Rathe wurden sechzehn den Handwerkern und fünfzehn den Patriziern zugetheilt. Vergeblich spannen die Patrizier ihre Ränke. Umsonst suchten sie, am Montage nach dem Feste Lucä des Jahres 1330 mit Hülfe auswärtiger Standesgenossen die Stadt Speier zu überrumpeln. Die Bürgerschaft war auf ihrer Hut und behauptete, auch als die Patrizier (1333) bei dem Kaiser, Ludwig IV., Hülfe suchten, im Wesentlichen ihre Rechte. Fast zu derselben Zeit, wie in Speier, errangen die Bürger von Straßburg und Mainz Antheil an der städtischen Verwaltung. In Zürich war es Rudolph Brun, dessen Muth und Einsicht den Bürgern zum Siege verhalf. Da das natürliche Recht der Bürger zur Theilnahme an der städtischen Verwaltung in mehreren Städten Anerkennung gefunden hatte, und die Folgen davon sich schnell in dem steigenden Wohlstande, der zunehmenden Bildung

und einem höhern Selbstbewußtsein der Handwerker kund thaten, so entzündeten sich bald auch in vielen anderen deutschen Städten ähnliche Kämpfe, welche früher oder später immer mit dem Siege der Bürger über die Patricier endigten. Doch unausgesetzt zettelten diese neue Verschwörungen an. Sie erkauften im Jahre 1349 den Bürgermeister Heinrich Knopffelmann, und waren im Begriffe, mit dessen Hülfe ihre alte Tyrannei in Speier wieder herzustellen, als der Anschlag entdeckt wurde. Der Adel, welcher früher der gesammten Bürgerschaft das Gleichgewicht gehalten hatte, wurde jetzt in eine Zunft verwandelt, welche nicht mehr Rechte besaß, als jede einzelne der dreizehn anderen Zünfte. Im selben Jahre fand, unter Führung zweier Männer, denen ihre Gegner die Namen Geisbart und Pfauentritt ertheilten, in Nürnberg ein Aufstand gegen die Patricier statt. Die Geschlechter wurden aus der Stadt vertrieben. Da jedoch die Bürger sich nicht mit der erforderlichen Umsicht und Mäßigung benahmen, wurde mit Hülfe Karl's IV., im September 1349, Nürnberg wieder unter das alte Joch der Patricier gebracht. Glücklicherweise besaßen aber die deutschen Kaiser des vierzehnten Jahrhunderts weder bestimmte politische Grundsätze, noch die Kraft, ihren persönlichen Neigungen Geltung zu verschaffen, widrigenfalls die Städte in ihrer ersten Erhebung gegen den Adel ohne allen Zweifel niedergeschmettert worden wären. Sie handelten nach Gunst und Laune, nach Zeit und Umständen. Wollten sie in eine Stadt einziehen und sich einen glänzenden Empfang bereiten, oder bedurften sie sonst des guten Willens derselben, so bestätigten sie alle Rechte und Freiheiten, auf welche die Bürger Anspruch machten. Wurden sie dagegen von Fürsten und Rittern, deren sie zu ihren Zwecken bedurften, bestürmt, so sagten sie diesen alles zu, was sie wünschten. Ludwig IV. bestätigte z. B., fast in einem Athemzuge, den Geschlechtern von Speier ihre drückenden Vorrechte und der Bürgerschaft von Zürich ihre freie Verfassung. Derselbe Ludwig ertheilte den Bürgern von Speier die Befähigung zur Erwerbung von Lehen und das Recht, mit den Richtern zu Gerichte zu sitzen und Urtheil zu sprechen. Karl IV., welcher im Jahre 1349 gegen Nürnberg zu Felde zog, hatte zwei Jahre früher der Stadt Speier die folgenreichsten Zugeständnisse gemacht. Er bestätigte den Bürgern ihre eigene Gerichtsbarkeit, erkannte ihr Recht zur Aufnahme neuer Bürger an, verstattete ihnen die freie Verfügung über ihr Vermögen für den Todesfall und entband sie mehrerer schwerer Lasten. Ermuthigt durch das Beispiel von Speier, Straßburg, Mainz und Zürich warfen Hagenau, Schaffhausen, Ulm, Donauwörth, Kempten, Biberach, Schwäbisch-Hall, Winterthur, Konstanz und Lindau den drückendsten Theil der adeligen Herrschaft ab. Ein neues reges Leben erstand um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in allen deutschen Städten. Die Mauern wurden erweitert, mit mehr Kunst und Geschmack angelegt und fester gebaut. Die Unveräußerlichkeit des Grundeigenthums machte allmählig dem Grundsatze ehelicher Gütergemeinschaft Platz. Der Mann konnte frei über seine und seiner Ehefrau Habe verfügen, sein Geschäft vergrößern und seine Einkünfte mehren. Die Handwerker, welche berufen wurden, Antheil an der städtischen Verwaltung zu nehmen, erhielten dadurch Gelegenheit zu mannichfaltiger Ausbildung. Die jüngeren Bürger, deren Stolz es war, sich in den Rath der Gemeinde hinan zu schwingen, suchten sich durch die Erwerbung nützlicher Kenntnisse und einen untadelhaften Lebenswandel dieser Ehre theilhaftig zu machen. Daß übrigens die Bildung in den Städten Deutschland's dazumal noch keine sehr hohe Stufe erreicht hatte, bewiesen die Geißler, welche, nachdem sie, im Jahre 1260, mit Gewalt unterdrückt worden waren*), im Jahre 1347, von Neuem auftauchten und in den meisten Städten Deutschland's ihr Unwesen trieben. Noch betrübender waren die Judenverfolgungen, welche kurz darauf (1348 und 1349) stattfanden.**)

*) Siehe Buch V. § 86. — **) S. oben § 7.

Beide Verirrungen hatten übrigens ihren Grund lediglich in den verkehrten Religionsbegriffen, welche die Pfaffen dem Volke eingetrichtert hatten. Diese hatten Jahrzehnte hindurch den Massen von allen Kanzeln herab mit Hölle und Teufel, mit ewigen Qualen und irdischen Bußübungen zugesetzt, und denselben eine Seelenangst künstlich eingejagt, wovon die Ausschweifungen der Flagellanten oder Geißler die nothwendigen Folgen waren. Jahrhunderte lang hatten dieselben Pfaffen, welche jeden für Wahrheit begeisterten Menschen dem Scheiterhaufen überantworteten, gegen die Juden getobt, welche Christum dem Kreuzestode überliefert hatten. Der lang genährte Haß mußte ab und zu sich Luft machen. Die Selbstgeißelungen und Judenverfolgungen des vierzehnten Jahrhunderts waren nicht die Früchte des städtischen Lebens, sondern die unausbleiblichen Folgen des herrschenden religiösen Aberglaubens.

Nachdem die Städte in ihren inneren Angelegenheiten einige Freiheit errungen hatten, gewannen ihre Bündnisse, welche früher, wenigstens im Süden Deutschland's, noch keine hohe Bedeutung gehabt hatten, an Ausdehnung und innerer Kraft. Doch die deutschen Städte waren durch ihre geographische Lage minder begünstigt, als diejenigen der Schweiz, und besaßen auch nicht deren Umsicht und Beharrlichkeit. Deutschland entwickelte sich daher nicht, gleich der Schweiz, unter dem vorherrschenden Einfluß der Städte, sondern unter der Gewalt der Fürsten und Herren, welche sich durch die Bürger aus ihrer gebietenden Stellung nicht verdrängen ließen. Die deutschen Städte legten allerdings ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale des deutschen Volkes, allein dasjenige des Adels blieb immer schwerer. Im Jahre 1325 schlossen die Städte Mainz, Straßburg, Worms, Oppenheim und Speier ein Bündniß, dessen Zweck war, den Handel zu Wasser und zu Land gegen die unerträglichen Räubereien des Adels zu schützen. Im Jahre 1338 traten die elsäßischen Gemeinden: Breisach, Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Mühlhausen und andere mit Straßburg zu einem ähnlichen Bunde zusammen. Die wetterauischen Städte folgten (1340) diesem Beispiele, und (1345) schlossen sich Basel und Freiburg dem elsäßisch-rheinischen Bunde an. Das bedeutendste aller Städtebündnisse, welches sich bis auf den heutigen Tag erhalten und stets vergrößert hat, war aber die schweizerische Eidgenossenschaft, deren Geschichte der folgende Abschnitt enthalten wird. Die Vertreibung des Adels aus Luzern (1332), und der Sieg der Züricher Bürger über ihre verrätherischen Patricier (1349) erhielten den Muth aller deutschen Städte nah und fern, im Kampfe mit ihren Unterdrückern, aufrecht. Der Bürgermeister Brun von Zürich erkannte aber mit richtigem Blick, daß ein kleiner, festgeschlossener und durch seine geographische Lage begünstigter Bund mehr Sicherheit gewähre, als ein loser Verein mit zahlreichen und mächtigen, allein zerstreut liegenden Städten. Auf seinen Rath zog sich Zürich von dem rheinischen Städtebund zurück und trat in die Eidgenossenschaft der Waldstädte ein (1351). Glarus und Zug folgten 1352, Bern 1353 Zürich nach. Die schweizerische Eidgenossenschaft, welche damals sich noch nicht vom deutschen Reiche getrennt hatte, bewies am deutlichsten, was ein gut geleiteter Bund kräftiger Städte vermöge.

Am großartigsten von allen Städtebünden entwickelte sich die Hansa. Manche ihrer Städte zählte allein so viele Einwohner, als die ganze schweizerische Eidgenossenschaft. Allein der kleine Bund der Schweizer überlebte seine mächtigere Schwester im Norden, weil er von dem Geiste der Freiheit beseelt war, während die Hansastädte wesentlich nach Geld und Geldeswerth strebten. Stolz über die Siege, welche sie im Kampfe mit dem Könige Erich von Norwegen errungen hatte*), scheute sie sich nicht, dem Könige Waldemar III. von Dänemark den Krieg anzukündigen, als dieser die Stadt Wisby auf einer

*) Siehe Buch V. § 47.

der Inseln des baltischen Meeres eroberte (1361), wo sich eine bedeutende Handelsniederlassung der Hansa befand. Der nordische Städtebund versicherte sich der Hülfe der Könige von Schweden und Norwegen, des Herzogs von Mecklenburg und des Grafen von Holstein. Der König von Dänemark wurde aus Oeland und Gothland vertrieben und erlitt in einer Seeschlacht eine furchtbare Niederlage. Durch die Nachlässigkeit des Bürgermeisters von Lübeck gingen jedoch alle diese Erfolge wieder verloren, indem sich die Schiffe der Hansa an den dänischen Küsten überfallen und zerstreuen ließen. Dieser Schlag brachte übrigens insofern neues Leben in die Hansa, als sich diese mit äußerster Anstrengung bemühte, ihre innere Organisation zu verbessern, und sich nach Außen hin zu verstärken. Im Jahre 1364 wurde zu Köln ein Bund zwischen den rheinischen und den niederdeutschen Städten geschlossen. Die Hansa zählte dazumal siebenundsiebenzig Städte. Mit vereinter Macht wurde dann der Krieg gegen Waldemar III. fortgesetzt. Dieser mußte alle Freiheiten der Hansa bestätigen und erhielt dafür einen Waffenstillstand (1365). Im Jahre 1368 begann der Krieg von Neuem. Die Hansa eroberte Kopenhagen, Helsingör und viele andere dänische Seestädte. Vergebens wandte sich der Dänenkönig an den deutschen Kaiser. Hätte sich Karl IV. in die Angelegenheiten der Hansa gemischt, sie hätte ihm sicher keinen Gehorsam geschenkt. Im Frieden zu Stralsund (1370) mußte Waldemar der Hansa alle ihre früher genossenen Rechte bestätigen und erweitern, überdies die eroberten Plätze in Schonen auf fünfzehn Jahre abtreten. Er mußte sogar versprechen, daß, im Falle der Erledigung der dänischen Krone, über diese ohne Beirath und Zustimmung der Hansa nicht verfügt werden solle. Zu derselben Zeit mußte auch der König Hakon von Norwegen die Macht der Hansa fühlen. Um Frieden zu erlangen, verzichtete er auf die Krone von Schweden, die er in Anspruch nahm, und erweiterte die der Hansa eingeräumten Handelsvortheile. Diese Siege hatte die Hansa mehr der Begeisterung des Augenblicks, als der Stärke ihrer inneren Organisation zu verdanken. Regelmäßige Zusammenkünfte der Abgeordneten der Hansastädte wurden nicht eingeführt, nur bei außerordentlichen Gelegenheiten fanden solche statt, z. B. (1364) in Köln und (1368) in Rostock. Auch konnte sich die Hansa nicht zu einer geordneten Geschäftsführung erheben. So lange übrigens die Städte von einem kräftigen Geiste beseelt waren, ersetzte dieser die Mängel der Organisation. Wie sehr die Hansa von Habsucht verblendet war und die Interessen des Handels denjenigen der Freiheit unterordnete, erhellt zur Genüge aus der Thatsache, daß, als die Bürger von Braunschweig (1291) ihren aristokratischen Rath entfernten und den Zünften Antheil an der Stadtverwaltung gewährten, Braunschweig ausgeschlossen wurde, bis der alte Rath wieder eingesetzt, und die alte tyrannische Verfassung wieder hergestellt worden war. Die Hansa erkannte nicht, daß nur ein bestimmtes Prinzip einem Bunde nachhaltige Kraft und Dauer verleihen könne. Die Ritter, Grafen und Fürsten Deutschland's sahen viel klarer. Sie wußten, daß zwischen staatlicher und gesellschaftlicher Verfassung ein bestimmtes Wechselverhältniß bestehe und traten daher entschieden jeder volksthümlichen Regung entgegen, während die Städtebünde fürstlichen Uebergriffen niemals mit Kraft widerstanden, wenn dieselben nicht ihre unmittelbaren Interessen verletzten. Das Prinzip der adeligen Bünde war: Aufrechthaltung und Erweiterung der bestehenden Vorrechte. Im Kampfe mit diesem konnte nur das entgegengesetzte: Aufhebung aller Vorrechte, den Sieg gewinnen. Die schweizerische Eidgenossenschaft, welche diesem freiheitlichen Grundsatze am nächsten kam, errang dadurch eine weit höhere und dauerndere Bedeutung, als alle Bünde größerer und zahlreicherer Städte in Schwaben, am Rheine und an dem nordischen Meere, welche ohne Prinzipien nur den Vortheil des Augenblicks zu fördern suchten.

In Schwaben hatten die Städte Eßlingen, Heilbronn, Weil, Wimpfen, Nördlingen, Burgau und Günzburg schon im Jahre 1303 einen Bund geschlossen, welcher (1331) mit einigen Veränderungen erneuert wurde. Später (1350) traten Nürnberg und (1356) Memmingen, Constanz, St. Gallen, Schaffhausen und mehrere andere Städte der Umgegend bei. Der Graf Eberhard von Würtemberg, welcher auf die reichsfreien Städte Schwaben's seine räuberischen Augen richtete, wurde abwechselungsweise von Kaiser Karl IV. begünstigt und bekämpft. Einen besondern Vorschub erlangte die freiere Richtung in den Städten dadurch, daß (1368) in der mächtigen Stadt Augsburg die Handwerker neunundzwanzig gegen fünfzehn Stimmen (der Patricier) im städtischen Rathe errangen.

Am kräftigsten entwickelte sich die schweizerische Eidgenossenschaft, weil sie nicht blos mit dem Schwerte, sondern auch durch kräftige politische Maßregeln ihren Feinden entgegentrat. Sie beschloß (1370), daß in den acht Gemeinden Niemand geduldet werden solle, der in österreichischem Unterthansverbande stehe und daß kein Eidgenosse vor ein fremdes Gericht gezogen werden dürfe. Weit weniger umsichtig handelten die schwäbischen Städte. Als ihr Todfeind, der Graf Eberhard der Greiner, von dem Ritterbunde der Schlegler hart bedrängt wurde, leisteten sie demselben sogar Beistand, statt die Gelegenheit zu ergreifen, sich seiner für immer zu entledigen. Eberhard erkannte seine Stellung richtiger. Er söhnte sich so schnell, als möglich mit den Schleglern aus, verband sich mit ihnen und mit den Rittern vom Schwerte und brachte den Städten (1372) bei Altheim in der Nähe von Ulm eine Niederlage bei, welche deren Muth und Widerstandskraft sehr schwächte. Kaiser Karl IV. ergriff diese Gelegenheit mit Vergnügen, die Städte, deren Kriegslust gedämpft war, noch auszusaugen, belegte sie mit schweren Abgaben, und verpfändete diese dem Grafen Eberhard. Als die Städte sich dieser ungerechten Zumuthung nicht fügten, überzog sie Eberhard mit Krieg, belagerte (1373) Eßlingen, erpreßte noch weit größere Summen, als die kaiserlichen Steuern betrugen, unter dem Namen von Entschädigung und Kriegskosten, und brachte dadurch den schwächlichen Städtebund seiner Auflösung immer näher. Da dem Kaiser Karl dem IV. und dem Grafen Eberhard ihre räuberischen Pläne gegen die Städte so gut gelungen waren, gingen sie bald einen Schritt weiter. Karl IV. beabsichtigte, die schwäbischen Städte dem Grafen zu verpfänden und machte (1377) mit der Stadt Weil und der Gerichtsbarkeit über Gmünd und Eßlingen den Anfang. Die schwäbischen Städte, die sich in ihrer Unabhängigkeit auf's Schwerste bedroht sahen, rüsteten sich und schlossen ihren Bund enger. Sie errangen zwar bei Reutlingen (14. Mai 1377) einen Sieg über Eberhard's Sohn Ulrich, welcher mannichfaltige Zusagen von Seiten Karl's IV. zur Folge hatte, setzten sich (1381) auch mit den rheinischen Städten in Verbindung. Allein sie konnten nie mehr zu Kräften kommen, da sie den Feind an der eigenen Brust nährten, indem sie mit verschiedenen Raubrittern, Grafen und Herzogen im Bunde standen, und (1382) sogar mit dem Grafen Eberhard, der ihnen schon so viele Schaafe geraubt hatte, und mit dem gesammten Adel Schwaben's einen Verein schlossen. König Wenzel setzte ihnen den schlimmsten Bürgerfeind seiner Zeit, den Herzog Leopold von Oesterreich zum Vogte und verpfändete an diesen die Reichssteuern mehrerer der schwäbischen Städte. Dieses brachte auf einige Zeit wieder neues Leben unter die Städte, welche jedoch niemals auf einen höhern Standpunkt, als denjenigen des Philisterthums gelangten und weit lieber mit der ganzen Welt im Frieden gelebt, als mit ihren Feinden ernstlich gekämpft hätten. Auf dem Städtetage zu Constanz (1385) verbanden sich zwar die Städtebünde am Rheine, der Wetterau, des Elsasses, Schwaben's und Franken's unter sich und mit der schweizerischen Eidgenossenschaft. Allein außer der letzteren

hatte keiner dieser Bünde eine feste innere Organisation und konnte daher noch weniger fest in seinen Beziehungen zu anderen Bünden sein. Leopold von Oesterreich verstand es, den schwäbischen Bund von der schweizerischen Eidgenossenschaft schon im folgenden Jahre (1386) wieder zu trennen. Er und die mit ihm verbundenen Ritter und Grafen wurden zwar von den Schweizern bei Sempach (9. Juli 1386) auf's Haupt geschlagen; einen zweiten Sieg errangen die Eidgenossen über die Habsburger und den Adel zu Näfels (1388); allein die schwäbischen Städte wurden von dem Grafen Eberhard, dem Greiner, bei Döffingen (am 23. August 1388) geschlagen und konnten sich von dieser Niederlage nie wieder erholen. Auch diese Schlacht ging in Folge des unsinnigen Vertrauens verloren, das die Bürger auf einen Adeligen, den Grafen von Henneberg, setzten. Dieser Schurke, welcher die Nürnberger befehligte, hatte sich für 10,000 Gulden an Eberhard verkauft. Im entscheidenden Augenblicke gab er das Zeichen zur Flucht und brachte dadurch den Sieg des Adels über das Bürgerthum zu Stande. Die Schlacht von Döffingen war die Grundlage, auf welcher sich die Grafen von Würtemberg von räuberischen Rittern zu Herzogen und Königen hinaufschwangen und der Anfang, welche zu der Unterjochung der schwäbischen Städte führte. Der Adel wußte seine Siege besser auszubeuten, als die Städte die ihrigen. Mehr als einmal hatte der schwäbische Adel durch die Städte Niederlagen erlitten, allein da diesen nicht wohl berechnete Maßregeln auf dem Fuße folgten, so blieben sie ohne entscheidende Wirkung. Der Adel dagegen beutete seinen Sieg bei Döffingen auf's Aeußerste aus. In Franken und am Rheine wurden die Städte gleichfalls besiegt und dann auf dem Reichstage zu Eger (1389) der Beschluß durchgesetzt, den Städten bei Verlust ihrer Freiheit zu gebieten, ihre Bünde aufzuheben. Die Abgeordneten von Nürnberg und mehreren anderen Städten entsagten sogar wirklich ihren Bünden und brachten dadurch den Zwiespalt in das Lager der Städte, welche ohnedies schwach genug waren. Vereinzelt konnten die Städte dem verbündeten Adel nicht widerstehen. Die Freiheit ging früher oder später sämmtlichen schwäbischen Städten verloren und mit ihr ging zugleich der Wohlstand unter, der sie bis dahin vor allen Städten Europa's ausgezeichnet hatte. Bis die Städte des schwäbischen Bundes, eine nach der anderen, von den benachbarten Fürsten und Grafen verschlungen wurden, fristeten sie ein ärmliches, spießbürgerliches Dasein und dienten den Machthabern dazu, deren unzufriedene Grundholden in der alten Abhängigkeit zu erhalten.

Hätte die Hansa das große Gewicht ihrer Macht in die Wagschaale der Städte des südlichen Deutschlands geworfen, so wären diese nimmermehr von den Fürsten erdrückt worden. Allein obgleich der nordische Städtebund eine weit größere Macht besaß, als alle Bünde des südlichen und mittlern Deutschlands zusammen genommen, so beruhte er doch eben so sehr als der Adel auf dem Vorrechte. Der Unterschied zwischen dem Adel und der Hansa bestand nur darin, daß jener Vorrechte ohne alle Thätigkeit, schon wegen seiner Geburt, in Anspruch nahm und sich auf Grundbesitz stützte, während die Vorrechte, welche der Hansa ihre Bedeutung verliehen, Handel und Schifffahrt zu ihrem unmittelbaren Gegenstande und das bewegliche Capital zu seinem kräftigen Hebel hatte. Die Hansa drang, zum Theil mit Waffengewalt, fremden Königen Vorrechte ab, welche diese ihren eigenen Untergebenen versagten. Sie wußte sich selbst in London solche zu verschaffen, erregte dadurch aber natürlich den Haß und den Neid derjenigen, welche darunter litten. Ihre Vorrechte theilte sie nur mit den Städten ihres Bundes. Andere Städte, sowohl deutsche als nicht deutsche, suchte sie von allen Märkten zu verdrängen, auf welche sie Einfluß besaß. Nach ihrem Siege über den König Waldemar III. schwang sie sich zur unbestrittenen Beherrscherin der Nord- und Ostsee empor. Jetzt erst erhielt sie jene ausgebildete

Verfassung, deren wir, um die Bedeutung des nordischen Städtebundes anschaulich zu machen, schon im vorigen Buche erwähnt haben. *) Die Siege der Hansa über die Könige von Dänemark und Norwegen machten Karl IV. lüstern, sich an die Spitze eines so mächtigen Bundes zu setzen. Er schmeichelte der Stadt Lübeck, stattete ihr (1377) einen feierlichen Besuch ab und suchte sie zu födern. Allein die Städte des nördlichen Deutschlands waren zu klug, ihren blühenden Bund der jammervollen Persönlichkeit Karl's IV. und der noch elenderen Verfassung des deutschen Reiches unterzuordnen. Sie erkannten zu deutlich den Fuchs, dem es nach den Trauben gelüstete, als daß sie seinen Wünschen entgegengekommen wären. Sie machten den „Bock nicht zum Gärtner." Wirth, der in seiner „Geschichte der Deutschen" der Hansa aus ihrer Zurückstoßung Karl's IV. einen Vorwurf machte, und bemerkte, sie hätte suchen sollen, mit dem deutschen Kaiser in ein ähnliches Verhältniß zu treten, als die ostindische Compagnie mit dem englischen Staate, erwog nicht, daß die englische Verfassung Bürgschaften enthält, welche die deutsche des vierzehnten Jahrhunderts nicht bot und daß der Charakter Karl's keine Entschädigung für Mängel der deutschen Verfassung geben konnte. Wäre die Hansa einfältig genug gewesen, Karl IV. an ihre Spitze zu stellen, so wäre sie sicherlich von ihm verrathen, von seinem Sohne Wenzel verkauft, oder von dessen Bruder Sigismund verpfändet worden, denn Verrätherei war die hervorragendste Eigenschaft Karl's IV., Wenzel und Sigismund aber bewiesen durch eine langjährige Regierung deutlich, daß die deutschen Reichsstädte für sie nur insofern Werth besaßen, als sie verkauft und verpfändet werden konnten.

Der Fehler, welcher der Hansa allmählig ihren Untergang bereitete, war die Habsucht, welche alle ihre Bestrebungen leitete. Aus ihr gingen ebensowohl die Vorrechte hervor, welche ihre Mitglieder anderen Städten und Staaten gegenüber geltend machten, als diejenigen, welche die Patrizier gegenüber den Handwerkern behaupteten. Im südlichen Deutschland erhielten während des vierzehnten Jahrhunderts fast aller Orten die Handwerker Theil an der städtischen Verwaltung. In diesem ganzen Jahrhunderte machten die Handwerker der norddeutschen Städte nicht einmal einen Versuch, die Geschlechter aus dem Alleinbesitze der Macht zu verdrängen. Es ist übrigens eine jedenfalls merkwürdige Thatsache, daß die Städte des südlichen und mittlern Deutschlands, mit freien Verfassungen, von dem Adel besiegt wurden, während die aristokratisch organisirten Städte des Nordens mit mächtigen Königen siegreiche Kämpfe führten. Im fünfzehnten Jahrhunderte rührten sich endlich die Handwerker auch in den norddeutschen Städten. Im Jahre 1408 begann die freiheitliche Bewegung in Lübeck. Wismar und Rostock folgten dem gegebenen Beispiele. Die Hansa und Kaiser Sigismund erklärten sich zu Gunsten der Patrizier, jene schloß die nach Freiheit strebenden Städte aus, dieser belegte sie mit Geldstrafen. Die drei obengenannten Städte, desgleichen Halberstadt, Stade und Soest, welche deren Beispiele gefolgt waren, wurden gezwungen, die alte tyrannische Stadtverfassung wieder herzustellen. Mehrere Jahrzehnte hindurch versuchten zwar die Handwerker in verschiedenen Städten, namentlich in Braunschweig, Bremen, Goslar, Lüneburg und Münster das Joch der Patrizier zu brechen. Ueberall schritt jedoch die Hansa mit solchem Nachdrucke und solcher Grausamkeit ein, daß alle diese Bestrebungen scheiterten und die Patrizier ihre drückenden Vorrechte behaupteten. Die Hansa schnitt sich dadurch aber selbst die Wurzel ihres Lebens ab. Nur die Freiheit konnte unter den Bürgern begeisterte Liebe zu ihrer Heimath erwecken. Da diese der Mehrzahl der Bürger vorenthalten blieb, hatten sie keinen besonderen Grund, die Herrschaft der Patrizier derjenigen der benachbarten Grafen, Fürsten

*) Siehe Buch V., § 47.

und Herzoge vorzuziehen. In den Augenblicken der Entscheidung giebt aber die Stimmung der Mehrzahl gewöhnlich den Ausschlag. Die Hansa verknöcherte sich im fünfzehnten Jahrhundert mehr und mehr in ihren handels-aristokratischen Ansichten und Bestrebungen. Es fehlte ihr der belebende Hauch der Freiheit, die freudige Zusammenwirkung aller Stände. Sie wußte daher nicht in neue Bahnen einzulenken, als die Eroberung Constantinopel's durch die Türken, die Auffindung des Seeweges nach Indien und die Entdeckung Amerika's die alten Straßen öde machten. Sie konnte auf die Dauer den Fürsten, welche die ober- und mitteldeutschen Städte gedemüthigt hatten, die Spitze nicht bieten und wurden von diesen allmählig verschlungen. Unter den Städten der einst so mächtigen Hansa haben sich nur Hamburg, Bremen und Lübeck, unter allen des südlichen Deutschlands nur Frankfurt am Main den blassen Schein der Freiheit bis auf unsere Tage erhalten.

§ 18. Die deutschen Bauern.*)

Die Aufgabe des Staates ist nicht, auf Kosten der unterdrückten Mehrzahl einer kleinen Minderzahl die Mittel zur Schwelgerei und Schlemmerei zu geben, sondern die Zahl der selbstbewußten, lebensfrohen Menschen möglichst zu vergrößern, deren Bildung zu fördern and den Kreis ihrer Ideen zu erweitern. Im Anfange des Mittelalters war die Zahl der selbstbewußten Menschen sehr gering. Jahrhunderte vergingen, bevor in die Kreise des religiösen, staatlichen und gesellschaftlichen Lebens ein zündender Funke niederfiel. Doch seit die päbstliche Schreckensherrschaft ihren Höhepunkt erreicht hatte, wirkten unausgesetzt da oder dort begeisterte Männer für die Wahrheit. Das ganze Leben des Mittelalters ruhte auf der Religion. Bevor in deren Gebiet etwas aufgeräumt wurde, konnten weder im Staate, noch im bürgerlichen Leben dauernde Fortschritte gemacht werden. Auf die ersten Bewegungen, welche Arnold von Brescia, Peter Waldus und Andere angeregt hatten, folgten die großartigeren, deren Träger Wicleff und Huß waren. Die Hussitenkriege forderten auch die stumpfsinnigsten und flachsten Menschen zum Nachdenken auf. Der Kampf zwischen Bürgerthum und Adel wirkte gleichfalls belebend auf die Massen, welche immer nur durch Ereignisse, niemals durch Worte aus ihrem Alltagsleben aufgerüttelt werden können. Die Erhebung der Schweizer gegen das Haus Habsburg und deren Jahrhunderte langer Freiheitskampf, an welchem gleichmäßig Bürger und Bauern Antheil nahmen, war ein Beispiel, welches auf die Bauern der Nachbarlande nicht minder, als auf den Bürgerstand ermuthigend einwirkte. In Frankreich erhoben sich die Bauern gegen ihre Bedrücker im Jahre 1358 **), in England im Jahre 1380 †). Die deutschen Bauern besannen sich länger, bis sie an ihren Ketten rüttelten. Sie ließen das vierzehnte und den größern Theil des fünfzehnten Jahrhunderts verstreichen, ohne sich zu rühren. Doch am Ende erwachte auch ihr Grimm und deutete an, was sie vermöchten, wenn sie mit klaren Begriffen nach einem bestimmten Ziele gemeinsam strebten. Die Bauern seufzten nach wie vor unter den Lasten, welche ein habgieriges Pfaffenthum und ein roher Adel im Laufe vieler Jahrhunderte ihnen aufgebürdet. Die Hussitenkriege hatten zu Tage gebracht, wie wenig Adel und Städte ohne eine kräftige Mitwirkung des Bauernstandes gegen äußere Feinde vermöchten. Seit jener Zeit wurde daher von der Verbesserung des Looses der Bauern gesprochen. Es kam zu mancherlei Reformationsentwürfen, welche, da die Bauern noch

*) Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges von Dr. W. Zimmermann.

**) Siehe unten im vierten Abschnitte, § 52.

†) Siehe unten im fünften Abschnitte, § 58.

nicht zu den Waffen gegriffen hatten, keine Hülfe brachten. In einer solchen Reichsreformation, welche Kaiser Sigismund im Jahre 1436 durch Friedrich von Landskron entwerfen ließ, heißt es unter Anderem: „Es ist eine unerhörte Sach', daß in der heiligen Christenheit einer so beherzt ist vor Gott, daß er darf sprechen zu einem: Du bist mein eigen! denn wer getauft ist und glaubt, er sei edel oder unedel, reich oder arm, der wird unter Christi Glieder gezählt. Wer darum seinen Mitchristen eigen spricht, der ist nicht Christ, und ist wider Christus und sind alle Gebote Gottes an ihm verloren."

Diese Worte verhallten gleich denjenigen der Bergpredigt Christi, in den Burgen der Adeligen wie in den Kreuzgängen der Pfaffen. Die Geistlichen besaßen in Deutschland wohl eben so viele Leibeigene, als der Adel. Wie hätten sie, die Schriftgelehrten und Pharisäer des Mittelalters, zum Nachtheile ihrer unersättlichen Bäuche predigen, wirken und streben sollen! Zu den Uebeln, welche Gesetz und Gewohnheit den Bauern Jahr ein und Jahr aus zufügten, kamen noch die furchtbaren Verwüstungen und Metzeleien, welche in angesagten Fehden oder ohne Ansage von den zahlreichen Raubrittern Deutschlands verübt wurden und deren Zeche fast immer auf die Bauern zurückfiel, weil diese unter mancherlei Vorwänden bezahlen mußten, was ihren mittelbaren und unmittelbaren Herren geraubt oder zerstört wurde. Unter den Tausenden adeliger Straßenräuber wurde kaum Einer zur gebührenden Strafe gezogen. Je mehr sich die Städte durch Mauern und Geschütze, durch Bündisse und am Ende durch das Reichskammergericht zu schützen wußten, desto mehr wurden die zahlreichen, oft gänzlich verarmten Raubritter auf die Bauern verwiesen, welchen weder Mauern noch Geschütze und gewöhnlich selbst nicht einmal ihre Herren Schutz leisteten.

Zerstörung der Dörfer und Abschlachtung der Bauern eines Feindes gehörte zu den gewöhnlichen Erscheinungen der Kriege zwischen kleinen und großen Herrschern. Jede Achtserklärung und jede angesagte Fehde gab allen raublustigen Rittern erwünschte Gelegenheit zur straflosen Ausübung ihres Handwerks. Doch hielten es viele der Bewohner kleiner Raubnester für sicherer, keine Fehde anzukündigen, weil sie mit besserem Erfolge harmlose Reisende und unvorbereitete Arbeiter überfallen und plündern konnten und sich vor den gesetzlichen Strafen nicht fürchteten.

Wenn die Bauern über den Druck ihrer Herren murrten, so erklärten ihnen die Pfaffen, es sei Sünde, wider den Stachel auszuschlagen, der von Gott gesetzten Obrigkeit zu widerstreben, und Christenpflicht, den Herren zu gehorchen, selbst wenn diese hart und ungerecht seien. Beschwerten sich die Bauern darüber, daß ihnen ihre Saaten zerstört, ihre Scheunen abgebrannt, Freunde und Verwandte ermordet und sie selbst an den Bettelstab gebracht, gemartert und gepeinigt worden seien, so predigten ihnen die Pfaffen, das Alles sei geschehen wegen ihrer Verstocktheit und Sündhaftigkeit. Wären sie fleißiger in die Kirche, zu Beichte und Abendmahl gegangen, hätten sie, statt in Wirthshäusern zu trinken, an Wallfahrten Theil genommen und fromme Stiftungen bedacht, so wären sie mit jenen göttlichen Heimsuchungen verschont geblieben. Widerstrebten die Bauern aber gar den ihnen von ihren geistlichen Herren auferlegten Lasten, so wurden sie außer allen weltlichen Strafen vom Genusse des Abendmahls ausgeschlossen, in den Kirchenbann gethan und mit geistlichen Qualen so lange heimgesucht, bis sie sich fügten.

Die Art und Weise, wie die Geistlichen gegen ihre Bauern verfuhren, machen uns die Verhandlungen anschaulich, welche zwischen den Aebten von Kempten und deren Zinsbauern gepflogen wurden und welche sich durch ein ganzes Jahrhundert zogen.

Unter den vielen Knechten und Leibeigenen des Mittelalters hatte sich im Algäu eine zahlreiche Bauerschaft, die s. g. „freie Gebürs," ihre Freiheit erhalten. Sie hatte das

Recht, sich einen Schirmherrn zu wählen, wo sie wollte, und zu ziehen, wann und wohin sie mochte und waren dem Schirmherrn blos gerichtsbar und botmäßig. Nicht ganz so frei, wie die freie Gebürs, waren die s. g. Freizinser, welche jährlich einen Zinspfennig und ein Schirmgeld, sonst aber keine Abgaben dem Abte von Kempten zu bezahlen hatten, auch nach Gefallen ihren Schirmherrn wechseln konnten. Nur beim Tode eines Freizinsers oder einer Freizinserin wurde das beste Gewand als Todfall gegeben. Freie Bauern waren den Aebten von Kempten ein Dorn im Auge. Die habgierigen Pfaffen arbeiteten systematisch daran, denselben eine Abgabe und eine Last nach der anderen aufzulegen, bis diese am Ende, gleich den übrigen Bauern, leibeigene Knechte waren. Zuerst wurde den Freizinsern außer dem Todfall auch das Besthaupt aufgebürdet. Dann wurden diejenigen Freizinser, welche Güter der Abtei zu Lehen nahmen oder trugen und welche daher, gleich anderen Dienstleuten der Abtei, Zinse, Gülten und Dienste zu leisten hatten, in die Listen der Leibeigenen eingeschrieben und als solche behandelt. Als dieses geschehen war, gestattete man ihnen nicht mehr, sich beliebig zu verheirathen. Sie durften mit freien Leuten keine Ehen mehr schließen, weil nach allemanischem Gesetze die Kinder freier Frauen gleichfalls leibeigen wurden. Ungeachtet aller dieser Bedrückungen hatten sich viele Bauern ihre Freiheit erhalten. Um sie für immer zu verderben, ließ der Abt von Kempten im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts eine Urkunde aufsetzen, die er für einen Stiftungsbrief Karl's des Großen ausgab. Die Bauern vermochten natürlich nicht, die Fälschung nachzuweisen, so wenig als ein halbes Jahrtausend früher die Christenheit diejenige der Päbste in Betreff der Isidor'schen Decretalen.*) Da sie sich aber ihre persönliche Freiheit nicht gutwillig entreißen lassen wollten, versuchten sie, von ihrem uralten Rechte Gebrauch zu machen und erwählten sich in der Person des Grafen Wilhelm von Montfort-Tettnang einen neuen Schirmherrn. Doch dieser Versuch hatte nur die Folge, daß ihnen auch das Recht, einen Schirmherrn zu wählen, abgesprochen wurde. Vergeblich erkoren sich die Bauern den Ritter von Freiberg, der zu Wolkenberg wohnte, zu ihrem Schirmherrn, umsonst vertheidigten sie wider den verruchten Abt ihr gutes Recht, selbst mit den Waffen. Der Pabst Martin V. schleuderte seinen Fluch wider den Ritter von Freiberg, dessen Diener und Unterthanen. Die Zinsbauern wurden mit demselben Bannfluche bedroht. Ein Schiedsgericht, welches nur Adelige und Städter zu Mitgliedern hatte, machte die streitige Frage von einem Eide abhängig (1423), den der Abt (am 4. Juli) wider besseres Wissen leistete. So wurden alle auf dem Lande wohnenden, bis dahin freien Bauern in das Joch der Leibeigenschaft gespannt. Nur diejenigen freien Zinsbauern, welche in der Stadt Kempten wohnten, retteten, mit Hülfe der Städte, ihre gefährdete Freiheit. Jeder Versuch der Bauern, sich durch die Wahl eines anderen Schirmherrn der Macht des Abtes zu entziehen, wurde dadurch niedergeschlagen, daß dieser Pfaffe sich von Kaiser Sigismund den Befehl ausstellen ließ, daß Niemand des Gotteshauses Leibeigene, freie Zinsbauern oder Altarleute auf dem Lande wider den Abt oder ohne dessen Willen in Schutz nehmen dürfe. Von nun an wurden die bisher freien Bauern nicht anders, denn Leibeigene behandelt, und um die Zahl der Leibeigenen zu mehren, wurde jede freie Jungfrau oder Frau, welche einen Zinsbauer des Stiftes ehelichte, und jeder freie Zinsbauer, welcher eine Leibeigene heirathete, so lange vom Abendmahle und selbst von der Kirche ausgeschlossen, bis sie sich ihrer Freiheit begaben und Leibeigene des Abtes wurden. So bedienten sich die Aebte ihrer geistlichen Gewalt, um freie Menschen in das Joch der Leibeigenschaft zu bringen. Halfen die kirchlichen Mittel nicht, so wurden die Bauern, die ihre Freiheit nicht opfern wollten,

*) Siehe Buch IV., § 48, Seite 152.

in das Gefängniß geworfen. Dennoch wagten es sechsundzwanzig Familien freier Zinsbauern sich fremden Schirm zu suchen. Es kam zum Rechtsstreite. Der Abt mußte seine Urkunden vorlegen. Die Fälschung kam zu Tage. Er mußte die Freizügigkeit der Zinsbauern anerkennen. Doch war damit nur Wenigen geholfen und diesen Wenigen in sehr mangelhafter Weise. Der Kampf zwischen den für ihre Freiheit ringenden Bauern und den Aebten, welche sie ihnen entrissen hatten, dauerte fort. Tückischer und grausamer, als seine Vorfahren verfuhr Johannes II., welcher 1481 Abt von Kempten wurde. Als man ihm über sein Bestreben, seinen freien Bauern das Joch der Leibeigenschaft aufzuerlegen, Vorwürfe machte, war er frech genug, zu erwiedern, er mache es nur, wie andere Herren auch! Er sagte wahr, und bewies am Besten, daß das ganze Verhältniß zwischen Bauern und Herren auf Lug und Trug, Willkür und Gewalt beruhte.

Nachdem die Bauern von Kempten lange die an ihnen verübten Schandthaten mit Geduld ertragen hatten, trieb sie eine große Theuerung endlich zu kräftigen Maßregeln gegen ihren Zwingherrn, den Abt. Am 15. November 1491 versammelten sie sich an der alten Wahlstatt zu Luibas, und schlossen einen Bund, sich gegenseitig bei ihren alten Rechten zu schützen. Sie schickten darauf, nachdem der schwäbische Bund sich gegen sie ausgesprochen hatte, einen Abgeordneten Heinrich Schmidt von Luibas, an den Kaiser. Den ließ der Abt unterwegs ermorden. Ein zweiter Bote kam zwar mit freundlichen Worten vom Kaiser zurück. In der That blieb aber alles beim Alten. Die Bauern fanden nirgends Recht. Zu Eßlingen und zu Memmingen fiel der Spruch, welcher nur von Städtern und Adeligen gegeben wurde, gegen sie aus. Ungeachtet ihrer urkundlichen Freiheit und der ausgemachten Fälschung des angeblichen Stiftungsbriefes Karl's des Großen, unterlagen die Bauern. Sie wurden gleich hart von den Schwertern und von den Urtheilssprüchen ihrer Gegner betroffen. Nachdem sie unter Mord, Plünderung und Brandstiftung durch die Truppen des schwäbischen Bundes überfallen und zur Unterwerfung gebracht worden waren, erließ das Schiedsgericht zu Memmingen folgenden Spruch gegen sie

„Sie die Unterthanen, haben dem Abte gehorsam, gerichtbar, dienstbar und botmäßig zu bleiben, wie sie ihm bei Anfang der Regierung geschworen, ihr Bündniß abzuthun und kein neues zu machen, jährlich an Steuer, Zins, Zoll, Theilfällen, Hauptrecht, und anderem, das zu leisten und zu reichen, was sie bisher haben leisten und reichen müssen, so lang, bis sie rechtlich beweisen, daß sie das Eine oder Andere ganz oder zum Theil nicht schuldig seien." So kehrten die Richter das natürliche Recht der Freiheit in sein Gegentheil um und wie die Polizei unserer Tage jeden als einen Landstreicher und Gauner behandelt, bis er sich durch seine Papiere für eine unverdächtige Person ausgewiesen hat, so behandelten die Richter des Mittelalters die Bauern so lange für Leibeigene, Zins- und Frohndepflichtige, bis sie bewiesen, daß sie es nicht seien. Bis zu unseren Tagen müssen die Algäuer Bauern mannigfaltige Abgaben und Dienste leisten, weil vor Jahrhunderten einige Aebte Urkunden und Eide fälschten. Die Summen, welche dieselben seit jener Zeit zahlen mußten, sind unermeßlich. Wann wird die Zeit der Rückerstattung kommen?

Verlassen von den weltlichen Großen, irre geführt und betrogen von den Geistlichen wußten sich die gedrückten Bauern nicht selbst zu helfen. Wie sie den, eine überirdische Welt betreffenden, Unsinn der Pfaffen glaubten, so nahmen sie auch denjenigen von ihnen an, der sich auf die Verhältnisse dieses Lebens bezog. Daß die Lehren der Pfaffen mächtige Hemmketten waren, welche die Bauern abhielten, das Joch ihrer Unterdrücker abzuwerfen, erhellt hauptsächlich aus der Thatsache, daß alle Bauernaufstände späterer Zeiten mit religiösen Ansichten in der innigsten Verbindung standen. Der erste Bauernaufstand von einiger Bedeutung fand, im Janre 1476, im Gebiete des Bischofs von Würzburg

statt. Zu Niclashausen lebte dazumal **Hans Böheim**, welcher Pauker oder Pfeifferhänslein genannt wurde, weil er bei Kirchweihen und Hochzeiten die Pauke schlug und Pfeife blies. Dieser verbrannte eines Tages öffentlich seine Pauke und begann den Leuten, denen er zum Tanze gespielt hatte, ein neues Reich Gottes zu verkündigen. „Die Mutter Gottes," so predigte er, „habe ihm befohlen, aller Welt kund zu thun, daß hinfür kein Kaiser, kein Fürst, kein Pabst, keine weltliche und geistliche Obrigkeit mehr sein, sondern ganz abgethan werden, ein jeder des andern Bruder sein, sein Brod mit eigenen Händen gewinnen und Keiner mehr als der Andere haben solle. Alle Zinsen, Gülten, Besthaupt, Handlohn, Zoll, Steuer, Bed, Zehnt und andere Abgaben und Dienstleistungen sollten abgethan, und Wälder, Wasser, Brunnen und Weiden allenthalben frei sein." Zauberhaft wirkten auf die von Steuern und Frohnden zu Boden gedrückten Landleute die Predigten Hans Böheim's. Damals war der Polizeistaat noch nicht so wohl organisirt, wie in unseren Tagen. Mehrere Monate lang strömte das Volk von nah und fern nach Niclashausen an der Tauber, und lauschte der frohen Botschaft, welche Böheim verkündete. Die Priester, welche neidisch wurden, daß ein gemeiner Mann so vielen Zulauf habe und welchen dessen Reden übel gefielen, streuten aus, er predige auf des Teufels Veranstaltung. Sie fanden aber kein Gehör. Umsonst verboten die Bischöfe zu Mainz und Würzburg und der Rath zu Nürnberg ihren Untergebenen bei schwerer Strafe, nach Niclashausen zu wallen. Die Verbote hatten keine dauernde Wirkung. Am Sonntage vor St. Kilianstage lud Hans Böheim, beim Schlusse seiner Predigt, seine Zuhörer ein, am künftigen Samstag Abend wieder zu kommen, aber mit Wehr und Waffen. Bis dahin hatte der Bischof den Böheim ruhig gewähren lassen. Auf diese Nachricht schickte er vierunddreißig Reißige nach Niclashausen, welche den Böheim des Nachts überfielen und nach Würzburg schleppten. Vergebens suchten ihn seine Anhänger, welche viertausend stark schon eingetroffen waren, zu befreien. Am bestimmten Tage der Versammlung strömten vierunddreißigtausend Männer in Niclashausen zusammen. Auf die Nachricht von der Gefangennehmung Böheim's verlief sich ein Theil. Ein Haufe, sechszehntausend stark, zog nach Würzburg, woselbst er am folgenden Tage mit brennenden Kerzen und schlechten Waffen anlangte. Ritter Kunz von Thumfeld und sein Sohn Michael führten die Bauern und hatten unter sich mehrere andere Hauptleute. Ohne Mühe wurde aber dort der Haufe zerstreut. Den heimkehrenden Bauern sandte der Bischof Reiter nach, welche viele derselben niederhieben, andere gefangen nahmen. Hans Böheim wurde verbrannt, zwei Andere enthauptet, Kunz von Thumfeld aber, welcher mächtige Freunde hatte, begnadigt. Eine Zeitlang wallfahrteten die Leute aus der Umgegend noch nach Niclashausen; als aber die Obrigkeit einschritt, hörte auch dieses auf, und Hans Böheim sank mit der ganzen von ihm angeregten Bewegung in die Nacht der Vergangenheit, gleich einem Windstoß, welcher zwar die Dachziegel eines alten Hauses klappern gemacht, seine Grundfesten aber nicht erschüttert hatte. Doch auf den ersten Sturm folgte ein zweiter und dritter. Noch steht zwar der Bau, dessen Grundlage das Pfaffenthum, dessen Prunkzimmer das Königthum und dessen Dachwerk der Adel bildet; allein nicht mehr, wie damals in glänzender Pracht. Die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts erschütterte seine Grundsäulen. Die Revolutionen des siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts führten Blutströme durch seine Thronsäle, welche sich nicht wieder abwaschen lassen und zerbrachen so viele Speichen des Daches, daß jedes Ungewitter prasselnd durch seine Hallen zischt und jeder Regen in seine Cabinette dringt. Der Zahn der Zeit hat alle Sparren des einst so stolzen Gebäudes wurmstichig gemacht und allen Mörtel von den Steinen losgebröckelt. Noch wird die Dreieinigkeit des Pfaffenthums, des Königthums und des Adels der Verehrung der Massen

empfohlen, allein auch die Dümmsten haben den Glauben an dieselbe verloren und ziehen eine andere vor: Wohlstand, Bildung und Freiheit für Alle!

Mehr, als ein Jahrzehnt verging, ohne daß die deutschen Bauern irgendwo an ihren Ketten rüttelten. Um das Jahr 1490 erhoben sie sich aber in den Niederlanden gegen ihre Bedrücker. Die Abgaben waren erhöht, die Münze herabgesetzt worden. Die Rentmeister, unter ihnen derjenige von Friesland, Nicolaus Korf, vermehrten zu ihrem persönlichen Vortheile noch die Lasten. Mißwachs und Krieg brachten die Leiden des Volkes auf's Aeußerste. Am herbsten war die Noth unter den Bauern in Kennemaren, den Westfriesen und Waterländern. Viele derselben konnten nicht mehr Steuern zahlen. Die Uebrigen wollten nicht ihre letzte Habe freiwillig ihren Bedrückern geben. Der Statthalter Johann von Egmont goß Oel in die Glut, indem er jedem Bauern, der die Zahlung verweigern würde, mit dem Tode drohte und wirklich zwei hinrichten ließ (im April 1491). Da erhob sich das Landvolk in Kennemaren und Westfriesland. Alle Steuereinnehmer flohen. Das Haus des Nicolaus Korf zu Alkmaar wurde gestürmt, geplündert und geschleift, sein Diener erschlagen. Anton Schultheiß zu Bergen, Wilhelm Brederode, ein Leineweber, und Franz des Hansen Sohn führten die Bauern. Wie in unseren Tagen, so riethen auch damals die Leute, denen es gut ging, dem gedrückten Landvolke, den Weg der Petition zu beschreiten. Die Bauern ließen sich bereden, begnügten sich mit der ihnen versprochenen Abhülfe ihrer Beschwerden und Amnestie und kehrten wieder in die Heimath zurück. Auf dem Landtage, der im Haag versammelt war, wurden wie gewöhnlich in derartigen Fällen lange Reden gehalten und keine befriedigenden Beschlüsse gefaßt. Der Statthalter sammelte Truppen, um die Reste des Bauernheeres zu überfallen. Diese erhielten jedoch Kenntniß von dem Anschlage. Der Statthalter, weit entfernt Alkmaar und die Bauern zu überrumpeln, hatte Mühe diesen zu entgehen. Entrüstet über den Verrath der Großen, traten die Bauern in Hoorn zusammen und beschlossen, keinen Pfennig weder an Reitergeld noch anderen neuen Auflagen zu zahlen. Die Burgen zu Hoorn, Nieuvenburg, und Middelburg wurden gebrochen und der Krieg gegen die Unterdrücker des Bauernstandes begonnen. Auf den Fahnen der Bauern stand das Bild eines Heiligen, zu dessen Füßen Gerstenbrod und grüner Käse lag, als Zeichen, wie bescheiden ihre Wünsche seien. Käse und Brod waren ihre einzige Nahrung. Ueberall sagten sie, Käs und Brod, weiter nichts sei ihr Begehr, nur dafür hätten sie die Waffen ergriffen. Daher wurden sie Käsebröder genannt. Jeder Ort, der keinen Zuzug schickte, wurde mit Feuer und Schwert bedroht. Bald war der Haufe groß genug, daß er vor Harlem rücken und Einlaß begehren konnte. Als dieser verweigert, ward die Stadt im Sturm genommen, der Schultheiß nebst zwei verhaßten Schöffen erschlagen, die öffentlichen Gebäude geplündert und die öffentlichen Acten zerrissen (3. Mai 1491). Harlem wurde der Hauptsitz des Aufstandes. Aber von Leyden, das sie stürmen wollten, wurden die Bauern mit großem Verluste zurückgeschlagen. Wilhelm von Brederode wurde gefangen. Dennoch hielt sich Graf Egmont nicht stark genug, den Bauern die Spitze zu bieten. Er bewog den Herzog Albrecht von Sachsen, den Oberfeldherrn des Kaisers in den Niederlanden, ihm einen Heerestheil zur Hülfe zu schicken, welcher dort viel schlimmere Verheerungen anrichtete, als die Bauern zuvor. Der vereinigten Macht des Statthalters und des kaiserlichen Oberfeldherrn wagten die Bauern nicht entgegenzutreten. Es entstand Zwiespalt in deren Lager. Die Friedenspartei lähmte alle Thatkraft. Nach einigen hartnäckigen und blutigen Treffen mußten die Bauern sich aus Harlem zurückziehen. Schaffot und Galgen wurden errichtet. Drei der Anführer des Aufstandes wurden enthauptet, diejenigen Leute, welche die Bauern in die Stadt eingelassen hatten, gehenkt, Harlem für seine Begünstigung des Aufstandes mit

Geld bestraft und durch Befestigungswerke, die der Herzog errichten ließ, in Zaum genommen. Noch grausamer wurde gegen die Nord-Holländer verfahren. Der elende Nicolaus Korf und die übrigen Schergen der Gewalt mußten für ihre Verluste entschädigt werden. Fremde Söldner wurden in das Land gelegt, das Volk statt mit Geißeln, mit Scorpionen gepeitscht. Die alten Freiheiten der Friesen, welche bis dahin unangetastet geblieben waren, gingen unter. Doch durch alles dieses wurde nur der Saamen ausgestreut, welcher ein Jahrhundert später aufging, als die Niederländer das fürstliche Joch abwarfen und das Banner der Freiheit in den vereinigten Provinzen aufpflanzten.

Von der Zeit an, da die Käsebröder in Kennemaren und Westfriesland zu den Waffen griffen, ruhte der Stand der Bauern nicht mehr, bis im folgenden Jahrhundert der große Bauernkrieg ausbrach. Im Stillen verbreiteten sich dieselben Gedanken und Bestrebungen, welche die wackern Friesen gehegt hatten, nach allen Seiten hin. Da aber die Mächtigen der Erde immer ängstlicher wurden und immer sorgfältiger die Regungen der Freiheit überwachten, so hüllten sich diese in den Schleier des Geheimnisses, welcher nur hie und da gelüftet wurde. Mancher wackere Säemann streute seinen Saamen unter dem gedrückten Stande der Bauern aus, dessen Gedächtniß verschollen ist. Manche Kunde kam nur mangelhaft und theilweise auf die Nachwelt und konnte nur mühsam von unreinen Beimischungen, den Zugaben der Feinde der Freiheit, gesäubert werden.

Um das Jahr 1493 bildete sich im Elsaß ein Verein, welcher Nachts, in der Einsamkeit des Hungerberges seine Zusammenkünfte hielt. Nicht blos Bauern und Handwerker, auch Männer, welche in städtischen Würden standen, Kleinbürger und reisige Knechte nahmen daran Theil. Die Plünderung und Ausrottung der Juden, die Einführung eines Jubeljahres, wodurch alle Schulden abgethan sein sollten, Beschränkung der Geistlichkeit und Abschaffung der Ohrenbeichte, zugleich Aufhebung des Zolles, des Umgeld's und anderer Lasten, Abschaffung des geistlichen und rottweil'schen Gerichtes und das Recht der Steuerbewilligung, — dieses waren die buntgemischten religiösen und politischen Bestrebungen dieser geheimen Verbrüderung. Der Bund hatte seine Artikel, deren fünfter z. B. lautete, wie folgt: „Welcher Pfaff mehr dann eine Pfründe hätte, dem sollen sie genommen und ihm weiter nicht, denn des Jahres fünfzig oder sechszig Gulden gegeben werden.“ Die Mitglieder wurden unter mannichfaltigen geheimnißvollen Ceremonien und furchtbaren Bedrohungen gegen Verräther aufgenommen. Das Bundeszeichen war ein Bundschuh, d. h. ein vom Knöchel an mit Riemen aufwärts gebundener Schuh, wie ihn der Bauer, im Gegensatze des bestiefelten Ritters, trug. Jakob Wimpfeling war das Haupt des Bundes. Schlettstadt sollte überrumpelt und zum Sitze des Aufstandes gemacht, zu Anfang der Charwoche losgeschlagen werden. Doch der Anschlag wurde verrathen. Die Bundesmitglieder wurden grausam verfolgt, der Bund selbst gesprengt, aber eben dadurch die Ansichten, welche er gehegt hatte, nach allen Weltgegenden hin, wo sich die Flüchtlinge niederließen, verbreitet.

Mit mehr Glück, als ihre Brüder im Westen und die Bauern des Taubergrundes und des Elsaßes kämpften die Dithmarschen 1500 gegen ihre Bedrücker. Sie behaupteten mit dem Schwerte in der Faust ihre alten Freiheiten gegen ihre übermächtigen Feinde.*) Im Verhältniß zu dem kräftigen Auftreten der Dithmarschen erscheinen alle Bestrebungen der Bauern anderer Gegenden sehr klein und schwach. Allein diejenigen gingen aus ihren Kämpfen siegreich hervor, welche auf Tod und Leben in offener Feldschlacht ihren Tyrannen entgegentraten.

*) Siehe oben § 15, S. 95.

Minder entschieden traten die Bauern im Bruhrain auf. Zu Untergrümbach in der Nähe von Bruchsal bildeten sie im Jahre 1502 einen geheimen Bund, dessen Mitglieder sich durch die Frage: „Looset, was ist nun für ein Wesen?" und die Antwort: „Wir mögen vor Pfaffen und Adel nicht genesen", zu erkennen gaben. Ihr Ziel war, das Joch der Leibeigenschaft abzuschütteln mit dem Schwerte, wie die Schweizer gethan, sich frei zu machen, die geistlichen Güter einzuziehen und unter das Volk zu vertheilen; als Herrn und Haupt aber Niemand anzuerkennen als den römischen Kaiser. Kein Zins oder Zehenden solle mehr gegeben werden, weder an Fürsten, noch Edle und Pfaffen. Kein Zoll, keine Steuern mehr gezahlt, Jagd, Fischerei, Weide und Wald sollten offen und frei sein. Mehr als die Hälfte der Bürger von Bruchsal war im Einverständniß mit dem Bunde, welcher siebentausend Männer, darunter viele Vorsteher von Dörfern, Weilern und kleinen Städten, und vierhundert Frauen, welche eingeweiht waren, als Mitglieder zählte. Die Fahne des Bundes war halb weiß, halb blau, in der Mitte das Bild des Gekreuzigten, davor ein knieender Bauer und ein großer Bundschuh, ringsum die Inschrift: „Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes!" Auch dieser Bund wurde verrathen, bevor er seinen entscheidenden Schlag, die Ueberrumpelung Bruchsal's ausführen konnte. Lucas Rapp, einer der Eidgenossen theilte das Geheimniß in der Beichte einem Geistlichen mit, welcher den Angeber machte. Wiederum wütheten die Pfaffen und Ritter gegen die Unglücklichen, welche den Kampf der Freiheit noch nicht begonnen und nur den Traum derselben gehegt hatten. Die meisten Betheiligten retteten sich aber durch die Flucht. Die blutigen Befehle des Kaisers Maximilian I., welcher alle Bundesmitglieder dem Tode des Viertheilens gewidmet hatte, konnten nur an Wenigen vollzogen werden. Viele der Häupter des Bundes blieben unentdeckt im Lande; andere wurden von den Fürsten und Herren selbst im geheimen geschützt, weil diese ihre betriebsamsten Arbeiter verloren hätten, wenn Maximilian's haarsträubender Wille zur That geworden wäre.

Einer der Flüchtlinge des Bruhrainer Bundes war Joß Fritz von Untergrümbach. Nach manchfaltigen Leiden und Wanderschaften ließ er sich, um das Jahr 1512, im Dorfe Lehen, eine Stunde von Freiburg nieder und erhielt dort sogar die Stelle eines Bannwarts. Seit er aus seiner Heimath vertrieben worden war, hatte er die Bestrebungen des Bundes nie aus den Augen verloren. Mit neuer Thätigkeit begann er in Lehen zu wirken, als er daselbst eine zweite Heimath gefunden hatte. Auf der Hartmatte im Walde, unweit der Straße, die von Lehen nach Mundenhofen führt, jenseits der Dreisam hielt Joß Fritz nächtliche Zusammenkünfte mit seinen Gesinnungsgenossen. Ein Bäckergeselle, Hieronimus aus Tyrol, stand ihm kräftig zur Seite. In weiteren Kreisen, auf einem weißen Rosse reitend, wirkte ein stattlicher Mann, welcher bald Veltin, bald Stoffel von Freiburg genannt wurde. Die Verzweigungen des Bundes reichten den Rhein hinauf bis zur Schweiz und abwärts bis nach Köln, über den Strom nach Elsaß und diesseits den ganzen Schwarzwald entlang, nach Schwaben, und an der Donau hinunter. Manche Männer von höherer Bildung: Pfarrer, Edelleute und Kriegsknechte waren eingeweiht. Auf der Hartmatte wurden die Bundesbestrebungen in vierzehn Artikeln zusammengefaßt: 1) Niemand soll mehr einen andern, als Gott, den Kaiser und den Pabst anerkennen. 2) Niemand soll anderswo, als an seinem Heimathsort vor Gericht gezogen werden; 3) Alle Zinsen, welche den Betrag des Kapitals übersteigen, sollen aufhören und Zins- und Schuldbriefe dann vernichtet werden; 4) Bei Zinsen, unter fünf vom hundert, soll nach göttlichem Rechte verfahren werden; 5) Fisch- und Vogelfang, Holz, Wald und Weide sollen frei, Armen und Reichen gemein sein; 6) Jeder Geistliche soll auf eine Pfründe beschränkt sein; 7) Die Klöster und Stifter sollen an Zahl beschränkt, ihre überflüssigen Güter zu Handen genommen

und daraus eine Kriegskasse des Bundes gebildet werden; 8) Alle unbilligen Steuern und Zölle sollen ab sein; 9) In der ganzen Christenheit soll ein beständiger Friede gemacht, wer sich dawider setze, todt gestochen, wer aber durchaus kriegen wolle, mit Handgeld wider die Türken und Ungläubigen geschickt werden; 10) Wer dem Bund anhänge, solle seines Lebens und Gutes gesichert sein, wer sich dawidersetze, gestraft werden; 11) Solle eine gute Stadt oder Feste zu Handen des Bundes genommen werden, als Mittelpunkt und Halt des Unternehmens; 12) Jedes Bundesglied solle das Seinige zu den Mitteln der Ausführung beisteuern; 13) Sobald die Haufen des Bundes sich vereinigt haben, solle dem Kaiser das Vornehmen geschrieben und 14) wenn dieser nicht darauf einginge, die Eidgenossenschaft um Bündniß und Beistand angerufen werden.

Diese vierzehn Artikel beweisen, daß die große Masse derjenigen, welche in den Bund eingeweiht waren, die Welt, in deren Mitte sie sich bewegten, sehr wenig kannten. Sie wollten den Kaiser, welcher sämmtliche Mitglieder des Bruhrainer Bundes zum Tode des Viertheilens verdammt und gegen die Kennemaren und Westfriesen wie gegen den Elsäßer Bundschuh so schonungslos gewüthet hatte, nicht blos beibehalten, sondern sogar an die Spitze ihres Unternehmens stellen. Wahrscheinlich bestanden neben diesen vierzehn offenen Artikeln einige geheime, in welchen namentlich auch der Pabst für abgethan erklärt wurde. Doch wenn wir auch diesen umfassendern Zweck des Bundes annehmen, so war er für eine gründliche Reinigung des damaligen Lebens in Kirche und Staat bei weitem nicht entschieden genug, in den Augen der Geistlichen und weltlichen Machthaber aber dennoch eine für alle Theilnehmer mit dem Tode zu bestrafende Unternehmung. Die Stimmung unter den Bauern war zu schwach, um ihnen durchgreifende Maßregeln einleuchtend zu machen. Die Wenigsten wären in den Bund eingetreten, wenn sie sich klar bewußt gewesen, daß sie durch ihren Eintritt dem Schaffotte verfielen. Sie bildeten sich in ihrem Unverstande ein, daß, weil sie nur wollten, was dem göttlichen und menschlichen Rechte entspreche, ihnen nichts zur Last gesetzt werden könne. Dieser, wie alle übrigen Bünde der Bauern, die kräftigsten nicht ausgenommen, hatte, insofern wir ihn als Macht gegenüber dem vereinigten Königthume, Pfaffenthume und Adel betrachten, durchaus keine Bedeutung. Dennoch wirkte er als tief eingreifendes Mittel, die Bauern aus ihrem tiefen Schlummer aufzurütteln und sie für die großen Fragen der Zeit empfänglich zu machen. Die Verzweigungen, deren sich der Bund von Lehen in der Richtung der höheren Stände rühmen konnte, waren sehr unbedeutend. Dagegen besaßen sie zahlreiche Freunde in derjenigen Classe von Menschen, welche noch unglücklicher als die Bauern waren, und damals gewissermaßen einen Stand bildete, nämlich unter den Bettlern. Diese hatten ihre Hauptleute, welche unter sich in Verbindung standen und auf viele Tausende untergeordneter Bettler einwirken konnten. Die meisten dieser Bettler trugen Heiligenbilder zum Zeichen, daß sie fromme Christen seien, manchfaltige Kreuze und sonstige Fetische des Pfaffenthums an sich. Sie hofften dadurch den guten Willen des abergläubischen Theiles der reicheren Classen zu gewinnen. Andere, ehemalige Kriegsknechte, führten Dolche und Schwerter mit sich und rechneten zunächst auf die Freunde des damals so sehr schwunghaft betriebenen Kriegshandwerkes; wieder Andere mit wirklichen oder blos scheinbaren Gebrechen und Wunden hofften das Mitleid der Menschen rege zu machen. Alle diese Bettler stimmten, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Tracht und ihrer Lebensweise, in einem gründlichen Hasse gegen die Reichen überein und versprachen daher den Verbündeten zu Lehen ihre kräftigste Mitwirkung. Joß Friz und Stoffel von Freiburg hielten an verschiedenen Orten nächtlicherweile Musterungen ab, um sich zu überzeugen, daß diejenigen Leute, welche ihnen als Mitglieder des Bundes gemeldet wurden, wirklich vorhanden seien. Doch konnten sie auf

diesen flüchtigen, vom Schleier der Dunkelheit bedeckten Zügen nicht untersuchen, ob jeder Mann, den sie zählten, auch ein kräftiges Herz im Busen und einen klaren Kopf auf den Schultern trage. Eine der wichtigsten Bundesangelegenheiten war die Anschaffung eines Banners. Zweimal wäre durch den Versuch, ein solches malen zu lassen, der ganze Anschlag fast verrathen worden. Als es endlich dem unermüdlichen Eifer des Joß Friz gelang, die Kosten des ersehnten Fähnleins zusammen zu bringen und es auf Seide malen zu lassen, (Oktober 1512) war der Bund schon verrathen, wieder wie zuvor zu Untergrümbach, durch einen der verbündeten Männer in der Beichte!

Der Priester bewahrte, wie gewöhnlich in solchen Fällen, das Beichtgeheimniß nicht, theilte es vielmehr dem Commissarius zu Freiburg, Meister Johannes Cäsar mit, der es seinerseits dem Rathe von Freiburg eröffnete. Der Bund war übrigens so geschlossen, daß die Mitglieder eines Ringes nur sich gegenseitig, nicht aber diejenigen der übrigen Ringe der großen Kette kannten. Hätte ein kräftiger Muth sie beseelt, so hätten sie wenigstens einen oder den andern Schlag ausführen können. Alles war vorbereitet, Freiburg, in dessen Schooße der Bund viele Freunde zählte, zu überrumpeln. Außer manchfaltigen Unvorsichtigkeiten, deren sich Mitglieder des Bundes in Abwesenheit des Joß Friz schuldig machten und der Mittheilung des Beichtpriesters wirkten auch zwei Verräther: Hans Mantz von Wolfenweiler und Michael Hanser von Schallstadt verderblich auf die Angelegenheiten des Bundes ein. Die Verschworenen wurden in ihren Häusern überfallen. Zu Lehen wurde der Altvogt Hans Enderlin, sein Sohn und des Hauptmanns Joß Friz Gattin gefangen genommen. Viele der Bundesmitglieder, unter ihnen Joß Friz, flohen nach der Schweiz, deren Obrigkeiten, weil sie selbst mit ihren Bauern im Kampfe lagen,*) niederträchtig genug waren, alle Flüchtlinge, deren sie habhaft werden konnten, an die Henker auszuliefern.

Mehr als einmal war Joß Friz in der größten Gefahr, ergriffen zu werden. Doch seine Rüstigkeit und sein Muth retteten ihm jedesmal das bedrohte Leben. Der Sprengung dieses, wie jedes andern Bauernbundes folgten die üblichen Hinrichtungen, Verstümmelungen, Vermögenseinziehungen und Verbannungen auf dem Fuße nach. Trotz aller Martern, welche die Gefangenen erlitten, verriethen diese ihre Bundesbrüder nicht. Die Meisten derselben und sogar ihr Loosungswort, durch welches bei anderen Bauernverbrüderungen so viele Opfer in die ihnen gespannten Netze gezogen wurden, blieben der Nachwelt verborgen.

Von allen Bauernverbindungen dieses Zeitabschnitts war unstreitig diejenige die bedeutungsvollste, welche unter dem Namen „der arme Konrad" im Remsthale ihren Hauptsitz und durch ganz Schwaben ihre Verzweigungen hatte. Unbeachtet von den feindlichen Mächten gewann dieser Bund seit dem Jahre 1503 eine immer wachsende Kraft, die sich lange Zeit nur vorbereitend, oft im Gewande des Spottes hervorthat, den verwandten Bund zu Lehen überlebte und erst nach sehr ernstlichen Volksbewegungen sein Ende erreichte. Ein lustiger Geselle, Konrad, dem man scherzweise den Namen in Koan-Roth (Kein Rath) verwandelte, gab dem Bunde seine Bezeichnung. Die Gründer desselben hatten nur aus Furcht vor Verrath und Strafe den Namen Bundschuh, der ihnen am nächsten lag, vermieden. Der Zweck der Verbrüderung war aber derselbe, den wir bei Gelegenheit des Bruhrainer Bundes weiter oben schon bezeichnet haben. An der Spitze dieses Vereins stand ein Hauptmann, welcher über die Bundesglieder ein genaues Register hielt und die Untüchtigen von Zeit zu Zeit ausschied. Die zügellose Herrschaft des Herzogs Ulrich von

*) Siehe unten § 33.

Würtemberg und die heillose Wirthschaft seiner drei allgemein verhaßten Rathgeber Lampartner, Thumb und Lorcher gaben dem Bunde reiche Nahrung zu seinen Verhandlungen und führten ihm zahlreiche und entschlossene Männer zu. Schorndorf an der Rems war die Stadt, das benachbarte Beutelspach, das Dorf, welches den Hauptsitz der Verbindung bildete. Lange Jahre hindurch waren nur besitzlose Arbeiter Mitglieder des Bundes gewesen. Als aber, im Anfange des Jahres 1514, zu den vielen anderen unerschwinglichen Steuern noch die Kapitalsteuer ausgeschrieben wurde, schlossen sich auch bemittelte Leute an. Auf freiem Felde hielt der Hauptmann des armen Konrad eine große Versammlung ab, nahm eine Schaufel, zog damit einen weiten Ring und rief, indem er sich in dessen Mitte stellte:

„Der arm' Konrad heiß' ich, bin ich, bleib' ich. Wer nicht will geben den bösen Pfenning, der trete mit mir in diesen Ring!"

An zweitausend Bürger und Bauern folgten dem Hauptmanne in denselben. So trat der arme Konrad zum erstenmal mit politischen Bestrebungen offen zu Tage. Eines seiner geachtetsten Mitglieder war Peter Geiß von Beutelspach. Als der Herzog Ulrich von Würtemberg die Verbrauchssteuer einführte, welche zuerst vom Fleische bezahlt werden sollte, und um sie ergiebiger zu machen, das Gewicht herabsetzte, schlug Peter Geiß in der Versammlung des armen Konrad am Tage, da das neue Gewicht zum erstenmal gebraucht werden sollte, am 15. April 1514, vor, mit dem neuen Gewichte die Wasserprobe zu machen, schwimme es oben, so solle der Herzog, sinke es unter, sollten sie Recht haben. Der Vorschlag fand Beifall. Der ganze Haufen zog nach dem Rathhaus, nahm von da Trommeln und Pfeifen mit, und bewegte sich weiter zur Metzig, wo die neuen Gewichte abgeholt wurden. Unter Trommelschall und Pfeifenklang strömte das Volk hinaus an die Rems. Die Wasserprobe wurde gemacht. Die Gewichte sanken, das Volk jubelte laut und schrie: „Wir haben gewonnen!" Noch jetzt wird diese Stelle des Flusses die Waage genannt. Dasselbe Schauspiel wurde zu Heppach, jenseits der Rems wiederholt. Von Grumbach und Beutelspach zogen über dreitausend Bewaffnete gegen Schorndorf, erklärten, sie wollten die neuen Steuern abschaffen und ihre alten Freiheiten wieder erringen, zugleich forderten sie die Stadt auf, sich ihnen anzuschließen. Die Bauern ließen sich aber mit süßen Worten, Wein und Brod, abspeisen und zogen vor Einbruch der Nacht wieder nach Hause. Die Räthe des Herzogs Ulrich erschracken zwar anfangs heftig über diese Vorgänge, als aber Alles darauf ruhig blieb, hielten sie dieselben für bedeutungslos, ließen übrigens den armen Konrad schärfer als früher bewachen. Dieser wurde dadurch nicht abgehalten, seine Thätigkeit immer großartiger zu entfalten. Hans Vollmar von Beutelspach, ein edel denkender und entschlossener Mann, stand damals als oberster Hauptmann an der Spitze des Bundes. Er war wohlhabend und konnte daher nur durch seine Liebe zum Volke bestimmt werden, Hab und Gut, Leib und Leben auf das Spiel zu setzen. Sein Waibel war Sebastian, des Schwarzhansen Sohn. In Schorndorf leitete Caspar Pregizer, Bürger und Messerschmied, die Angelegenheiten des Bundes. In seinem Hause wurden dessen Versammlungen gehalten. Daher hieß Pregizer's Haus bei den Verbündeten, des armen Konrads Kanzlei. Ulrich Entenmayer war der Geheimschreiber. Er verfaßte alle Schriften des Bundes. Von hier aus wurden sämmtliche schwäbische Gemeinden aufgefordert, sich nicht wehrlos dem Schwerte, mit welchem Herzog Ulrich gedroht hatte, Preis zu geben, sondern unter die Waffen zu treten. Auf der Kirchweihe zu Untertürkheim kamen am 28. Mai die Abgeordneten der Aemter Böblingen, Leonberg, Backnang, Winnenden, Marbach, Markgröningen, Urach und anderer zusammen und versprachen den Remsthalern Hülfe und Zuzug für den Fall, daß sie losschlagen würden.

Ermuthigt durch diese Zusagen setzten die Mitglieder des armen Konrads ihre Bestrebungen mit verdoppelter Anstrengung fort. In den ersten Tagen des Juni zwang Thomas Bantelhans von Dettingen im Ermsthal Schultheiß und Gericht, noch vierundzwanzig Männer aus der Gemeinde zu sich in den Rath zu wählen. Bald darauf erkor ihn die Gemeinde zum Schultheiß. Aller Orten wurden die Bauern in öffentlichen und geheimen Versammlungen, größeren und kleineren Kreisen zum ernsten Widerstand gegen die erwarteten Gewaltmaßregeln des Herzogs vorbereitet. In der Mitte Juni's überfiel der herzogliche Forstmeister Stephan Weiler zwei eifrige Mitglieder des armen Konrad: Kunntlen Griesinger von Bleichstetten und den Singerhans von Würtingen. Beide wurden tödtlich verwundet, Singerhans überdieß gefangen. Dadurch wurde die Entrüstung der Bauern nur noch erhöht. In mehreren Landstädten, namentlich zu Türkheim und Markgröningen bemächtigten sich die Unzufriedenen der Thorschlüssel und besetzten die Mauern. Aus verschiedenen Orten zogen Bauernschaaren in Massen aus und im Lande umher. Doch zeigte sich mehr Aufregung und Geschrei, als ruhige Entschlossenheit, fester Plan und Opferbereitwilligkeit. Die Boten und Sendschreiben des armen Konrads waren nicht im Stande, der herrschenden Aufregung ein bestimmtes Ziel und den schwankenden Geistern unbeugsame Festigkeit zu verleihen.

Leonberg war in westlicher, wie Schorndorf in östlicher ein Hauptsitz der Bewegung. Die Bürger waren fast einstimmig auf Seiten des armen Konrad. Sie rühmten sich ihrer weitverzweigten Verbindungen. Im Gefühle ihrer Stärke errichteten sie auf dem Endelberge außerhalb der Stadt ein Banner, und hofften, durch Zuzüge bald auf 16,000 anzuwachsen.

Herzog Ulrich, welcher Adel und Bürger gleichmäßig wie die Bauern, wider sich erbittert hatte, wagte es nicht, diesen mit bewaffneter Macht entgegenzutreten. Er griff daher zu demselben Landtage seine Zuflucht, den er in früheren Zeiten niemals berufen hatte. Er hoffte mit dessen Hülfe Adel und Bürgerstand sich zu verbinden, die Bauern zu spalten und diese dann leicht zu besiegen. Dasselbe Spiel, welches in vergrößertem Maßstabe die deutschen Fürsten in den Jahren 1848 und 1849 mit gleichem Erfolge spielten! Wie im März und April 1848, so reisten im Juni 1514 die feigen Knechte des Mammons und der Gewalt von Ort zu Ort und schütteten Wasser auf das noch immer zu schwache Feuer der Freiheit. Wie in unseren Tagen, so beschworen sie die Menschen, welche anfingen, Muth zu fassen, die Resultate des bevorstehenden Landtages abzuwarten, d. h. die immer kurze Zeit der Begeisterung nutzlos verstreichen zu lassen und die Entscheidung der bestehenden Streitfragen aus den Händen zu geben. Die Städte waren vom Herzoge auf den 25. Juni und dazu aus jeder Amtsstadt Vogt und Keller, aus den ländlichen Bezirken dagegen Niemand einberufen worden. Mit Recht sagten die Bauern: „Wenn der Landtag etwas helfen sollte, so müßten auch Bauern dabei sein; die Pfaffen, Edle und Herren aus den Städten würden sonst auf demselben nur für sich sorgen.“ Dennoch gelang es den Freunden der vereinigten Fürsten-, Pfaffen-, Adel- und Geldbrozenschaft, die Bauern von raschen und entscheidenden Schritten abzuhalten. Dadurch hatten sie schon halb gewonnen.

Am 18. Juni versammelten sich zu Stuttgart vierundzwanzig Mitglieder des Landtags, welche, getragen durch die allgemein in Schwaben herrschende Aufregung, ungewöhnlich kecke Reden führten. Namentlich wurde der Beschluß gefaßt: „Da bisher doch Lampartner, Thumb und Lorcher, und zwar schlecht genug regiert haben, so solle der Herzog leiden, daß von gemeiner Landschaft zwölf Personen, vier vom Adel, vier von den Städten und vier von den Dörfern fürderhin mit ihm regieren. Er selbst solle zur Bestreitung aller

Ausgaben für seine Person und seinen Hof jährlich eine bestimmte Summe Geldes nehmen, dazu sollen ihm sechzig Pferde gehalten, das übrige Einkommen des Kammerguts zur Schuldenzahlung verwendet, die Klöster und Stifter ziemlich abgethan und ihre überflüssigen Güter mit dem Kammergute vereinigt werden." Außerdem wurde laut die Bestrafung der drei vorhin genannten Staatsverbrecher gefordert. Solche Kühnheit hatte der Herzog von dem Landtage nicht erwartet. Er vertagte daher (wie in unseren Tagen der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen) denselben nach einer kleineren, ergebeneren und dem Sitze der Volksbewegung entfernteren Stadt — Tübingen. Die Prälaten folgten dem Herzoge sofort, die Städte-Abgeordneten trennten sich im Streite von der Sache der Bauern und eilten gleichfalls nach Tübingen. Einige Volksbewegungen, welche in Stuttgart stattfanden, änderten den Gang des Landtags nicht. Dieser schloß am 8. Juli seine Arbeiten. Im Bewußtsein, daß er bald alle den Ständen ertheilten Zusagen würde brechen können, genehmigte der Herzog deren Beschlüsse, welche ihm die Mitwirkung der Geistlichkeit, des Adels und der Städte zur Unterwerfung der Bauern sicherten.

Obgleich der Landtag auf die dringendsten Beschwerden und Bedürfnisse der Bauern durchaus keine Rücksicht genommen hatte, wirkten dessen Beschlüsse doch auf alle Hasenherzen insofern entmuthigend, als diese nicht mit sämmtlichen bevorrechteten Ständen einen Kampf auf Tod und Leben beginnen wollten und sie erkannten, daß ihnen jetzt kaum etwas anderes, als dieser oder Unterdrückung übrig bleibe.

Der Landtag hatte beschlossen, dem Herzoge solle im ganzen Lande neu gehuldigt werden, jede künftige Widerspenstigkeit aber mit dem Viertheilen, Radbrechen, Ertränken, Enthaupten, mit dem Strick Richten, Händeabhauen und dergleichen mehr bestraft werden. Theils aus Furcht vor diesen Strafen, theils aus angeborenem und anerzogenem Knechtssinn huldigten, wenn auch nach einigen Zögerungen, fast alle Gemeinden des Landes. Nur im Remsthale erhielt der arme Konrad den glimmenden Funken der Unzufriedenheit wach. Am 26. Juli unterwarfen sich auch die auf dem Endelberg bei Leonberg versammelten Bauern. Um den Widerstand der Remsthäler zu brechen, beschied Herzog Ulrich alle Bauerschaften des Thales auf einen bestimmten Tag, ohne Wehr und Waffen vor die Stadt Schorndorf. Die Bauern stellten sich, siebentausend stark, in Waffen ein. Der Herzog, welcher dieses nicht geahnt hatte, war daselbst mit einem Gefolge von nur achtzig Pferden und in Begleitung seiner drei verhaßten Rathgeber: des Kanzlers Lampartner, des Marschalls Thumb und des Landschreibers Lorcher, angelangt. Der Marschall las den Bauern den Tübinger Vertrag vor. Anfangs standen die Landleute lautlos. Während des Verlesens aber erhob sich ein immer zunehmendes Gemurmel. Stimmen ließen sich vernehmen, welche die Rathgeber des Herzogs Verräther und Diebe schalten und ihm selbst seine Schwelgereien vorwarfen. Als Ulrich, welcher in der Stadt zurückgeblieben war, von diesen Vorgängen Kenntniß erhielt, ritt er eiligst zu den Bauern hinaus, ohne abzuwarten, daß sich sein ganzes Gefolge um ihn gesammelt hatte. Die Bauern erschracken aber keineswegs, als sie seiner ansichtig wurden, im Gegentheile schlossen sie ihre Reihen und als er zu ihnen heran ritt und ihnen gute Worte gab, wurde ihm zugerufen: „Mit solchen Redensarten zahle sich seine Schuldenlast nicht, er solle seine Finanzer, Sänger und Hofschmarotzer, seine Jäger und Hunde abschaffen, das thue Noth!" Der Marschall Thumb glaubte sehr klug zu handeln und rief: „Wer zum Herzog halten wolle, solle auf seine Seite treten."

Die Bauern aber wichen zurück, weit von Ulrich hinweg, auf die entgegengesetzte Seite und wie sich sein Pferd wandte, fiel ihm der Schlechtlins-Claus in die Zügel und Veit Bauer von Buach stach mit dem Spieß nach ihm. Mit Mühe entrann der Herzog und

sein Gefolge. Ruprecht von Beutelspach schrie: „Schießt auf den Schelm und laßt ihn nicht entreiten!" Doch bevor ein Schuß gefallen, war Ulrich mit seinem Gefolge schon fern. In der Stadt Schorndorf gährte es gewaltig. Die Mitglieder des armen Konrad riefen ihre Brüder vom Lande in die Stadt. Die städtischen Beamten, Gericht und Rath wurden abgesetzt, eine Besatzung in die Stadt gelegt und nach drei Tagen die Widerstrebenden gezwungen, mit dem armen Konrad gemeinsam auszuziehen. Das Fähnlein des armen Konrads voran rückten gegen sechshundert Mann aus der Stadt das Remsthal hinab. In Winterbach und Hebsack wurden die Angesehenen und Reichen genöthigt, mitzuziehen oder ihre Knechte mitzuschicken.

Vergeblich suchten zwei herzogliche Abgesandte, die Bauern aufzuhalten. Sie zogen weiter auf den s. g. Kappelberg, in der Nähe des Fleckens Beutelspach, auf der Südseite der Rems. Schon am folgenden Tage, dem 24. Juli 1514, waren mehr als eintausendfünfhundert Bauern auf der Spitze dieses Berges versammelt.

Manche Flüchtlinge früherer Bundschuhe fanden sich da mit dem armen Konrad zusammen. Nach allen Seiten hin wurden Boten gesandt mit Bitte und Mahnung, „der Gerechtigkeit und göttlichen Rechten einen Beistand zu thun." Bündiger und kürzer, als alle früheren Bauernverbrüderungen, hatte der arme Konrad seine Artikel gefaßt. In dem ersten bezeichnete er seinen Zweck dahin, nicht nur die Bauern und Kleinstädter im Herzogthume Würtemberg, sondern auch alle umliegenden Landschaften von dem Joche der Fürsten, Bischöfe, Prälaten, Burgherren und der Herren in den Reichsstädten zu erlösen, alle Steuern, Auflagen und Frohnden ganz abzuschaffen und fortan frei zu leben. Im zweiten Artikel wurde bestimmt, der Bund solle mit allem Eifer sich zu stärken suchen und erst, wenn er zwanzig- bis dreißigtausend Streiter zähle, den Kampf gegen die weltlichen und geistlichen Herren beginnen, deren überreiche Güter eingezogen werden und dazu dienen sollten, das Loos der armen Leute zu verbessern. Der dritte Artikel bezog sich auf den Herzog und dessen Räthe, war aber nicht einmüthig beschlossen worden, indem eine Minderheit seinen und seiner Räthe Tod verlangte, die Mehrheit aber, aus angestammtem Respect oder übel angewandter Milde, sich mit dessen Gefangennehmung begnügen wollte. Diese Meinungsverschiedenheit rettete dem Herzoge vor Schorndorf das Leben. Statt rasch von Dorf zu Dorf voranzuschreiten und die schwankenden Gemeinden im Sturm mit sich fortzureißen, alle Unterhandlungen mit dem Feinde als feigen Verrath zu verpönen und die Bewegung durch das ganze Land zu tragen, blieben die Bauern müssig auf dem Kappelberge liegen. Sie täuschten sich sehr, indem sie glaubten, die Landleute würden von nah und fern ihnen zuströmen. Eine Volksbewegung, welche Halt macht, ist gleich einer aufgehaltenen Lawine, der Gefahr preis gegeben, sich in rieselnde Tropfen aufzulösen, ohne Hoffnung, Zuwachs zu erlangen. Am 27. Juli desselben Jahres traten die Hauptleute der Bauern mit den Abgeordneten des Landtags und des Herzogs Ulrich zusammen und unterhandelten mit ihnen im Wirthshause zu Beutelspach. Beide Theile kamen überein, sich wechselseitig Friede und und sicheres Geleit zu verheißen, bis zu Ausgang des eben zu Stuttgart versammelten Landtags, der die Beschwerden der Bauern erledigen werde; die Bauern sollten in Frieden heimziehen, der Herzog aber sie zu dem Tübinger Vertrage nicht nöthigen, noch drängen, sondern Alles zur Erkenntniß des Landtags gestellt sein, wie sie sich wegen der einzelnen Artikel des Tübinger Vertrages zu halten hätten.

Schon am Abend des 27. Juli verließen die Bauern das Lager auf dem Kappelberg und eilten zu ihrem heimischen Heerde. Nur Wenige, welche tiefer blickten, retteten sich, indem sie auf den nicht weit entfernten Gebieten der freien Reichsstädte Eßlingen, Gmünd und Aalen die weitere Entwickelung der Volksbewegung abwarteten. Herzog Ulrich hatte

Zeit gehabt, seine Rüstungen zu machen. Der Bischof von Würzburg, der Markgraf Philipp von Baden, der Churfürst Ludwig von der Pfalz, der Bischof von Constanz, der Truchseß Georg und mehrere Städte hatten ihm Hülfe geschickt. Um aber die unglücklichen Bauern vollständig zu überrumpeln, genehmigte Ulrich am 28. Juli ausdrücklich den Tags zuvor mit ihnen abgeschlossenen Vertrag. Die letzten Reste des Bauernheeres verließen vertrauensvoll den Kappelberg. Jetzt war für den tückischen Herzog die Zeit der Rache gekommen. Am 31. Juli überfiel er mit seinen Söldnern Waiblingen. Die Bürger, auf welchen der Verdacht ruhte, sie seien mit den Bauern verbündet gewesen, wurden gefangen genommen, ihr Eigenthum geplündert und ihre Häuser verwüstet. Dann ging es weiter nach Beutelspach, wo Hans Vollmar, sein Waibel und sein Fähndrich verhaftet und in Ketten gelegt wurden. Am furchtbarsten wüthete Ulrich aber gegen Schorndorf. Obgleich Niemand ihm Widerstand entgegensetzte, behandelte er diese Stadt gleich einer im Sturm genommenen Festung. Alle Einwohner ohne Unterschied wurden der Plünderung Preis gegeben. Die Anhänger des armen Konrad's wurden gefangen genommen und ihre Häuser niedergerissen. Auf den 2. August wurden alle Männer der Voigtei Schorndorf, des Remsthales und der umliegenden Flecken auf den Wasen vor der Stadt vorgeladen. Von den erschienenen dreitausendundvierhundert Männern wurden nicht weniger als sechzehnhundert gefangen genommen. Hans Vollmar, sein Waibel und sein Fähndrich wurden am 7. August, Tags darauf wieder sieben und am 9. August, dem dritten Bluttage, sechs Männer hingerichtet. Die bedeutendsten Führer des Aufstandes, welche richtiger in die Zukunft geblickt, hatten sich bei Zeiten in das Ausland geflüchtet. Die große Masse der Betheiligten wurde mit Geld gestraft, womit der verschwenderische Herzog seine leere Kasse wieder füllte.

Um dieselbe Zeit, da das Remsthal in Bewegung war, fanden unter anderen auch in der Ortenau Bauernunruhen statt. An sich von keiner großen Bedeutung, verdienen sie doch erwähnt zu werden, weil sie beweisen, daß Empfänglichkeit für die Lehren des armen Konrad und Bereitwilligkeit, ihnen durch die That Nachdruck zu verleihen, auch in einiger Entfernung von Schorndorf und außerhalb des Würtembergischen Landes vorhanden war. Ein junger Mann, Namens Gugel-Bastian, welcher in den Bund des armen Konrad eingeweiht war, stand hier an der Spitze der Bauern. Achern, Bühl und Stollhofen wurden durch ihn aufgeregt. Die Forderungen der Bauern waren höchst bescheiden, indem nur einige neuerdings eingeführte Lasten und Beschwerden abgethan werden sollten. Es wurde keinem Menschen ein Haar gekrümmt, Niemanden etwas genommen oder zerschlagen. Es fanden nur einige Zusammenkünfte und Reden statt, namentlich eine am 14. Juni 1514 zu Bühl. Der Blewelbach wurde, in Uebereinstimmung mit alten Rechten, allein im Widerspruch mit neueren Verordnungen, ausgefischt. Einige Tage später sollte eine andere Versammlung zu Oehnsbach, oberhalb Achern, abgehalten werden. Diese wurde aber durch den Markgrafen Philipp von Baden, welcher mit Reisigen daher zog, gesprengt. Gugel-Bastian wurde gefangen und enthauptet. So sehr war der Markgraf besorgt, seine Bauern möchten das ihnen auferlegte Joch brechen, und so wenig achtete er das Blut eines harmlosen Menschen!

In derselben Zeit, da die Bauern des südwestlichen Deutschlands an ihren hundertjährigen Ketten rüttelten, erhoben auch diejenigen des Südostens ihre Häupter. Ob zwischen den Einen und den Anderen eine nähere Verbindung stattfand, weiß die Geschichte nicht zu sagen. Aehnliche Ursachen führten da und dort zu ähnlichen Wirkungen. Uebrigens ist es wohl denkbar, daß irgend ein Flüchtling des Elsaßer oder Bruhrainer, des Lehener oder Remsthaler Bundes zu den Standesgenossen nach Steiermark, Kärnthen und

Krain gelangte, ihnen die Ansichten des Westens mittheilte und den glimmenden Funken der Unzufriedenheit zur Flamme fachen half. Bezeichnend ist es jedenfalls, daß im selben Jahre, in welchem der Bauernbund in Bruhrain geschlossen wurde (1503), auch Bauernbewegungen im s. g. windischen Lande, d. h. in Steiermark, Kärnthen und Krain stattfanden. Zu dem alten Drucke der Grundherren waren häufig wiederkehrende Einfälle der Türken, Kriegszüge, Steuern und Hungersnoth hinzugekommen. In ihrer Verzweiflung griffen die Bauern, ohne Verabredung und Plan, zu den Waffen, wurden aber von ihren geistlichen und weltlichen Bedrückern mit leichter Mühe besiegt und zur alten Unterwerfung gebracht. Nicht gewitzigt durch diesen ersten Ausbruch gerechter Entrüstung, verfuhren die Herren willkührlicher und gewaltthätiger, als zuvor gegen die Bauern. Maximilian's I. Krieg mit Venedig, ein furchtbares Erdbeben 1509, ein neuer Einfall der Türken 1511, erbitterte die Bauern um so mehr, als sie erkannten, daß ihre Herren sie nicht gegen äußere Feinde schützten, kein Mitgefühl für ihre durch Naturereignisse erhöhten Leiden hegten und sie „mit täglicher Schätzung und Schinderei" peinigten. Zum zweiten Mal griffen 1513 die Bauern zu den Waffen, doch wiederum gelang es den Herren, ihnen „ein Gebiß anzulegen," wie sich einer derselben ausdrückte. Zum dritten Male erhoben sich die Bauern des windischen Landes (im Sommer 1514) zur selben Zeit, da die Remsthäler in den Waffen standen. Adel und Geistlichkeit hatten die früheren Aufstände eifrig dazu benützt, die Lasten der Bauern noch zu vermehren. Zuerst traten die Gottschner, die fleißigsten und betriebsamsten unter den Bewohnern Krain's, Deutsche nach Abstammung und Sprache, zusammen. Eine größere Bauernversammlung fand bald darauf zu Rain, wo die Gurk in die Sau fließt, statt. Hier wurde von den Bauern beschlossen, den Weg Rechtens zu betreten. Sie sandten an die kaiserlichen Amtleute und begehrten ihre „alte Gerechtigkeit" zurück. Die Amtleute aber ergriffen die Führer der Bauern, deren sie habhaft werden konnten und ließen sie hinrichten — weil sie den Weg Rechtens betreten und ihre „alte Gerechtigkeit" begehrt hatten. Diese Schandthat der Amtleute trieb die geduldigen Bauern zum Aeußersten. Die Gottschner tödteten ihren Vogt, Georg von Thurn, und ihren Pfleger, Gregor Stersen. Der Krieg zwischen Bauern und Herren entbrannte aller Orten. Von Berg zu Berg erschallte das Loosungswort: „Die alte Gerechtigkeit!" Achtzig- bis neunzigtausend Bauern standen unter den Waffen. Noch einmal stellten sie den Amtleuten die Frage, ob sie die armen Leute bei ihrem alten Herkommen lassen wollten? Die Antwort war, man müsse ihr Begehren dem Kaiser hinterbringen. Auch diesen Winkelzug ließen sich die Bauern gefallen. Sie schickten Boten an den Kaiser, welche mit der Nachricht wiederkehrten, wenn die Bauern die Waffen niederlegen würden, wolle er seinen Amtleuten bei hoher Strafe gebieten, männiglich bei der alten Gerechtigkeit verbleiben zu lassen. Doch kaum waren die Bauern auseinander gegangen, als die alten Plackereien, durch neue vermehrt und erschwert, die Bauern zur Verzweiflung trieben. Im Frühjahre 1515 erhoben sie sich auf's Neue, brachen die Burgen ihrer Bedrücker und waren bis zum Herbste Herren und Meister des Landes. Jedes der drei Lande, Steiermark, Kärnthen und Krain, hatte seinen besondern Haufen, seine Feldobersten und Hauptleute, je zwei Viertelmeister, zwei Procuratoren oder Redner und drei Beistände. Doch sie verstanden es nicht, die Zeit, welche ihnen ihre Gegner ließen, zu benutzen. Sie gründeten weder eine freiheitliche Staatsverfassung, noch eine Achtung gebietende Kriegsmacht. Zwar zerstörten sie viele der Schlösser ihrer Bedrücker, z. B. Maichau, Arch, Thurn am Hardt, Sauenstein, Ruckenstein, Rudolphseck, Bulligratz, Nassenfuß, Neudeck, Zobelsberg und Andere, und manche Klöster; auch mußten viele Edelleute die starke Faust des Landmannes fühlen; allein zu allen Zeiten war es schwerer, aufzubauen, als zu zerstören. Da die Bauern in der Frist, die sie sich selbst

erkämpft hatten, nicht eine neue Ordnung der Freiheit an die Stelle der früheren Zwingherrschaft setzten, reichte eine Niederlage, die sie erlitten, hin, die Erfolge eines halben Jahres zu vernichten. Um Michaelis überfiel der Landeshauptmann in Steier, Siegmund von Dietrichstein, die Bauern, welche sorglos vor dem Städtlein Rain lagen, verfolgte die Flüchtlinge mit furchtbarer Grausamkeit, lähmte die Kraft der Bauern durch den Schrecken, welchen er um sich her verbreitete und ließ sie viertheilen, spießen, hängen, je Dutzendweise „wie die Kluppenvögel." Den entronnenen Theilnehmern am Aufstande ließ Dietrichstein die Häuser wegbrennen, und nehmen was sie hatten. Schrankenlos wüthete die Rache des Adels. Kaiser Maximilian I. ließ diesen ruhig gewähren. Zu der Grausamkeit des Augenblicks trat bitterer Hohn und dauernde Bedrückung hinzu. Zum ewigen Gedächtnisse wurde jedem Bauernhause eine Abgabe von einem Gulden auferlegt, die noch von den spätesten Enkeln bezahlt werden mußte. In Steiermark und Kärnthen, woselbst die gegenseitige Erbitterung nicht so hoch gestiegen war, als in Krain, mußten die Bauern unter dem Namen eines Bundespfennigs acht Pfennige zahlen. Bis zu der Zeit, da sie zum Aufstande getrieben wurden, hatten die Landleute des windischen Landes manchfaltige Rechte und Freiheiten genossen, die ihnen alle nachher geraubt wurden. Ein Bauer hatte früher in öffentlicher Versammlung seines Standes den Herzog in seine Würde eingeführt und von ihm den Eid gewissenhafter Pflichterfüllung entgegengenommen. Wenn auch die Abgaben und Lasten drückend gewesen waren, welche ihnen ihre Zwingherren auferlegten, bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts war die persönliche Freiheit der Bauern unangetastet geblieben. Ihre blutigen Henker raubten ihnen auch diese.

Zwischen Bauern und Herren bestand niemals, am wenigsten aber nach den Aufständen der letzten Jahre des fünfzehnten und der ersten Jahre des sechszehnten Jahrhunderts ein rechtliches Verhältniß. Zwischen ihnen entschied nur die Gewalt. Gegen alles Recht, durch Tücke oder Verrath wurden die Bauern in ein Netz von Abgaben und Diensten verflochten, das sie bis jetzt noch nicht zu zerreißen vermochten, das sie früher oder später doch sprengen werden.

Die Städte schlossen sich im Augenblicke, da es galt, den Bauern zu ihren ewigen und unveräußerlichen Menschenrechten zu verhelfen, dem Adel, der Geistlichkeit und dem Königthume an und haben dadurch bewiesen, daß sie nicht berufen sind, im Entscheidungskampfe der Freiheit den Ausschlag zu geben. Die Bauern rangen nur nach gleichem Rechte, sie nahmen nicht, wie die Städter, Vorrechte für sich in Anspruch. Sie sind daher allein fähig, das Banner der Freiheit der Menschheit voranzutragen. Endlich wird der Sieg doch ihnen werden.

Zweiter Abschnitt.

Deutschlands Nebenländer.

§ 19. Einleitung in die Geschichte der Schweiz.*)

Die Bedeutung, welche ein Volk für die Menschheit gewinnt, ist nicht abhängig von Zahlenverhältnissen, von dem Flächeninhalte seines Landes oder der Menge seiner Söhne. Der Werth einzelner Menschen und ganzer Nationen ist vielmehr bedingt durch die Kraft

*) Johannes Müller, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft.

und die Reinheit ihrer geistigen Bestrebungen. Nicht die Zahl, sondern die Tapferkeit der Männer, welche ein Volk in's Feld stellen kann, bestimmt seine Macht im Kriege. Nicht die Masse gedankenloser Knechte und geistesarmer Nachbeter, sondern das kleine Häuflein entschlossener und selbständiger Menschen bricht dem Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Lebens Bahn. Athen mit seinen wenigen Tausenden freier Bürger wiegt in der Waagschale der Geschichte schwerer, als das persische Reich mit seinen vielen Millionen feiler Sclaven. Wir dürfen daher auch den Werth der Schweiz nicht nach Zahlen bestimmen, selbst nicht nach der Zahl der Heere, welche die tapferen Söhne der Alpen aus ihren Gauen vertrieben oder in ihren Thälern einscharrten. Unsterblichen Ruhm erwarben die Eidgenossen durch den Muth, mit welchem sie ihr ewiges und unveräußerliches Recht auf Freiheit im Kampfe mit dem tyrannischen Hause Habsburg und dessen zahlreichen Verbündeten geltend machten und bis auf unsere Tage behaupteten. Sie wurden dadurch hohe Muster für alle nach Freiheit strebenden, unterdrückten Nationen dieser Erde, und ihre Geschichte hat einen um so höhern Werth, als dasselbe Haus Habsburg, dessen Joch die Schweizer brachen, einen ansehnlichen Theil Europa's: Deutsche, Italiener, Ungarn, Polen und mehrere andere slavische Stämme in Ketten geschlagen hält. Alle diese Völker können sich an dem Beispiele aufrichten, welches ihnen die Eidgenossen gaben. Alle können frei werden, wie diese, wenn sie sich zu deren sittlicher Kraft und unerschütterlichem Muthe erheben.

Der Freiheitskampf der Schweizer, welcher fast zwei Jahrhunderte ausfüllt, war seit den Zeiten, da die Römer und die Griechen ihre verhaßten Tyrannen stürzten, der erste, in welchem ein Volk mit dem Schwerte in der Hand den Sieg errang. Zwar kämpften auch die Albigenser und die Stedinger für die Freiheit, allein sie unterlagen, weil dasjenige Feld, auf dem sie stritten, das Gebiet der Religion, noch gänzlich unangebaut war. Die Schweizer, welche sich auf das die persönlichen Interessen unmittelbarer berührende und dem Verstande jedes einzelnen Menschen leichter zugängliche Gebiet des Staates beschränkten, siegten unter dem Schutze ihrer Berge durch einen Muth, welcher demjenigen der Griechen und der Römer nahe kommt.

Wir haben schon im zweiten Buche*) der Helvetier erwähnt, welche versuchten, dem karthagischen Heere unter Hannibal den Durchgang durch ihr Land zu verwehren (219 v. Christi). Das Jahrhundert, welches auf diese erste Erscheinung der Helvetier folgte, ist für uns in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Als aber die Cimbern und Teutonen um das Jahr 113 v. Chr. von der Donau her an den Rhein zogen**), schlossen sich ihnen die Tiguriner, ein Zweig des helvetischen Stammes an und gingen mit ihnen auf Eroberungen aus. Damals betraten die Römer zuerst bewaffnet das Land der Helvetier. Auf diese Nachricht kehrten die Tiguriner um, und trafen am lemanischen See mit dem Consul Lucius Cassius zusammen. Diviko befehligte sie und schlug die stolzen Römer (107 v. Christi), welche schon in drei Welttheilen mächtige Herrscher waren, auf das Haupt. Der Consul Cassius und sein Legat Lucius Piso blieben in der Schlacht. Der andere Legat Cajus Popillius konnte den Rest des Heeres nur dadurch retten, daß er mit demselben unter dem Joche hindurch ging. Nachdem die Cimbern und Teutonen von Marius besiegt worden waren, kehrte Diviko mit seiner Schaar in die verlassenen Wohnsitze zurück. Seit jener Zeit bemächtigte sich ein unruhiger Drang, Wanderlust und Beutesucht des helvetischen Volkes. Ein ehrgeiziger und reicher Mann, Namens Orgetorix, baute auf diese Stim=

*) Siehe Buch II., § 55, S. 80.

**) Siehe Buch III, § 5, S. 13.

mung Pläne der Herrschsucht. Er gewann für sich den Adel und sprach in der Versammlung der vier Gauen des helvetischen Volkes: es sei der unüberwindlichen Krieger, welche die römischen Legionen und die Schaaren der Deutschen besiegt hätten, nicht würdig, ihr Leben im schweren Kampfe mit diesem rauhen Erdreiche zu verzehren. Die Helvetier hätten nicht nöthig, sich hinter Berge zu verschanzen; sie sollten und könnten sich die schönsten Gegenden Gallien's zum Vaterlande wählen. Ihr Wille werde ihre Gränze bestimmen und ihr Heldenmuth ihre Vormauer sein. Getäuscht durch diese glatten Worte faßten die Helvetier den Beschluß, in dem dritten Jahre mit Frauen und Kindern, mit Heerden und Geräthschaften, das Land ihrer Väter zu verlassen und auf Eroberung auszuziehen. Mittlerweile traten die herrschsüchtigen Absichten des Orgetorix immer klarer zu Tage. Der Verführer erhielt seinen wohlverdienten Lohn, indem er gezwungen wurde, sich selbst zu tödten. Das verführte Volk gab aber den unsinnigen Plan nicht auf, verließ im dritten Jahre wirklich seine Heimath (59 v. Chr.), und wurde von Cäsar geschlagen. Der römische Proconsul gewährte ihm den Frieden unter der Bedingung, daß es in sein Vaterland zurückkehren und Bundesgenosse Rom's sein solle. Helvetien umfaßte übrigens nur den nordwestlichen Theil der Schweiz, vom lemanischen See bis zum Rhein und zur nördlichen Hälfte des Constanzer See's. Seine Bewohner gehörten zum gallischen Zweige des celtischen Stammes. Im Süden grenzte das Walliserland, von den Römern das peninische Thal (vallis penina) genannt und im Osten Rhätien an Helvetien. Zur Zeit Cäsar's wohnten in Wallis verschiedene kleine Völkerschaften, welche in dem peninischen Passe übermäßige Zölle erhoben und den Handel der Römer durch manchfaltige Erpressungen und Räubereien störten. Sie wurden durch den Legaten Sergius Galba unterworfen. Nach einem blutigen Aufstande wurden ihnen die Rechte der Lateiner eingeräumt. Die Rhätier, welche im Osten und Süden des Constanzersee's wohnten und die Gebirgspässe des Gotthardt und das Land bis nach Krain inne hatten, waren tyrrhenischer oder etrurischer Abstammung. Sie wurden zur Zeit Octavian's mit furchtbarer Grausamkeit von den Römern unterjocht. Seit dieser Zeit theilten die Bewohner des Schweizerlandes die Schicksale der von den Römern unterworfenen Nationen. Helvetien bildete einen Theil der Provinz Gallien, Naurachen, d. h. das Land im Westen und Süden des Rheines, wo dieser bei Basel seine Richtung verändert, wurde zu Hochdeutschland, Rhätien zu Italien gerechnet. Als die deutschen Völker vom Norden und Osten her auf das alternde römische Reich losbrachen, litt auch die Schweiz furchtbar. Helvetien wurde zur Wüste, seine Bewohner zum größten Theile ausgerottet, und selbst der Name des helvetischen Volkes vergessen. Burgunder, Allemanen, Ostgothen, Franken und Longobarden nahmen gegen Ende des vierten und im Laufe des fünften Jahrhunderts das Land in Besitz. Nach dem Falle des burgundischen Reiches bildete die Schweiz einen Theil des großen Frankenstaates. Bei der Theilung von Verdun (843 n. Chr.) wurde dem König Lothar, außer Italien und Lotharingen, auch die Schweiz zugetheilt. Nach Lothar's Tode (855) erhielt dessen Sohn Ludwig Rhätien und Italien, Lothar, den westlichen Theil der Schweiz und Lotharingen, und Karl, die Provence mit der Stadt Lyon. Im Jahr 869 kam die Schweiz an Deutschland, mit dem sie in engerer oder loserer Verbindung ein halbes Jahrtausend verblieb. Das arelatensische und das burgundische Reich zählten den größern Theil der Schweiz zu ihrem Gebiete. Die Verbindung mit Deutschland wurde dadurch gelockert, nicht aufgelöst. Je schwächer das kaiserliche Ansehen von Jahrhundert zu Jahrhundert wurde, desto ungestörter konnten Adelige, Geistliche, Bürger und Bauern ihren Bestrebungen obliegen. Von 1127 bis 1218 waren die Herzoge von Zähringen die mächtigsten Herrscher und reichsten Besitzer in der Schweiz. Der Herzog Berthold von Zähringen beförderte den

Bau, die Befestigung und die innere Entwickelung der Städte. Er verlieh (1178) dem Dorfe Freiburg im Uechtland städtische Rechte und setzte, im Kampfe mit feindlichen Nachbarn, den Bau der Mauern der Stadt durch. Sein Sohn Berthold V. gründete (1191) Bern. Die Häuser Savoyen, Welschneuenburg (Neufchatel), Habsburg, Kyburg, Rapperschwyl, Toggenburg und Andere suchten sich durch List und Gewalt, auf Kosten der Bürger und Bauern und ihrer adeligen Nachbarn nach allen Richtungen hin auszubreiten. Der Abt von St. Gallen, der Bischof von Chur und zahlreiche Klöster mästeten sich mit dem Schweiße des Volkes, das sie in Aberglauben erhielten, um desto sicherer und reichlicher Dienste und Abgaben geleistet zu erhalten. In dem romanischen Lande waren Genf und Lausanne, in dem deutschen Zürich und Basel die bedeutendsten Städte der Schweiz. Der Adel und der Bischof übten auf die städtische Verwaltung von Basel zwar großen Einfluß, doch hatte die Bürgerschaft die meisten Stimmen im Rathe. Zürich war mächtig durch seinen Handel. Dort kamen mit den Menschen des Nordens und Südens auch die freien Gedanken, welche hier und dort gehegt wurden, in Umlauf. Arnold von Brescia hatte die Saamenkörner seines Geistes nicht vergeblich ausgestreut. Zur Zeit der Herrschaft der Zähringer tauchte aus dem Dunkel der Vergangenheit zuerst jene kleine Landschaft auf, welche der gesammten Schweiz später ihren Namen verlieh. Die Schwyzer leiteten ihren Ursprung aus dem Lande der Friesen und Schweden ab. Freiwillig suchten und erhielten sie den Schirm des deutschen Reiches. Uebrigens waren nicht alle Schwyzer frei. Ein großer Theil derselben war leibeigen, oder hatte doch an Fürsten und Könige, an die Grafen zu Rapperschwyl, an die Stifter von Luzern, Einsiedlen und Beronmünster, an das Frauenmünster von Zürich, an die Grafen von Lenzburg und andere geistliche und weltliche Blutsauger Zinsen zu zahlen. Das allgemeine Landrecht der Schwyzer war das allemanische Gesetz. Zum Schirmvogte erwählten sich die Söhne der Alpen auf eine bestimmte Anzahl Jahre gewöhnlich den Grafen von Lenzburg. Alle Geschäfte von Wichtigkeit wurden aber in versammelter Gemeinde erwogen und erledigt. An dieser nahmen nicht blos die freien, sondern auch die eigenen und die zinsbaren Leute Theil. Ein Landmann, ein freier Mann aus der Gemeinde, hatte den Vorsitz; gewählte Richter schlichteten die Streitigkeiten der Gemeindeglieder. Noch entscheidet in Schwyz kleine Sachen ein Gassenrath, welcher aus den ersten sieben, durch die Gasse kommenden Landleuten zusammengesetzt wird. Der Reichsvogt hielt öffentlich und innerhalb der Landschaft im Namen des Kaisers Gericht über Verbrechen. Bei zunehmender Bevölkerung zertheilte sich die Gegend um den See, welche später nach den vier Waldstädten benannt wurde, in die Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden, deren Hauptorte Schwyz, Altdorf und Stanz waren. Zu den Zeiten Kaiser Heinrich's V. klagte Gerhard von Frohburg, Abt in Einsiedlen, die Landleute von Schwyz an, ihr Vieh auf den Alpen des Klosters zu weiden. Die Schwyzer hatten die Berge seit Menschengedenken inne gehabt, Kaiser Heinrich II., welcher davon keine Kenntniß besaß, hatte die benachbarte Wüste dem Kloster Einsiedlen geschenkt. Im Vertrauen auf diese Schenkung und auf den Reichthum seines Klosters hoffte der habsüchtige Pfaffe, die Schwyzer aus ihrem vielhundertjährigen Besitzstande zu verdrängen. Heinrich V. sprach, wie gewöhnlich in solchen Fällen, zu Gunsten des reichen Prälaten und gegen das arme Volk. Doch die Hirten erkannten den ungerechten Spruch nicht an. Vergebens schleuderte Kaiser Konrad (1144) die Acht und die Kirche den Bann wider sie; sie ehrten das ewige Recht der gesunden Vernunft mehr, als das wandelbare Gesetz der Gewaltigen der Erde. Sie zwangen ihre Priester, nach wie vor Gottesdienst zu halten, lagen ihren Geschäften ob, wie sonst, kümmerten sich weder um den Kaiser, noch um den

Kirchenfürsten, befestigten aber den alten Bund der drei Waldstädte: Schwyz, Uri und Unterwalden.

Im Jahre 1210 wählte Unterwalden den Grafen Rudolph von Habsburg zum Schirmvogte. Kaiser Otto IV. ernannte denselben zum Reichsvogte der drei Waldstädte. Seine doppelte Gewalt gebrauchte der Habsburger nicht zum Frommen der armen Hirten. Er brachte es dahin, daß diese die in Streit befangenen Berge mit dem Abte von Einsiedlen theilten, oder gemeinschaftlich benützten. Als der nachherige Kaiser Rudolph I. von Habsburg geboren wurde (1218), lastete auf den drei Waldstädten die Schirmvogtei seines Großvaters gleich einem drückenden Alpe. Im selben Jahre starb der Herzog Berthold V. von Zähringen, der letzte seines Stammes. Die Häuser Habsburg und Savoyen, Kyburg und Tek breiteten sich auf den Trümmern der Zähringer mehr und mehr in der Schweiz aus. Doch kräftiger als der Adel blühten die Städte empor. Zürich zwang die Geistlichkeit, an den Lasten der Stadt ihren Theil zu tragen, und nöthigte sie ihre Beischläferinnen abzuschaffen. Die Pfaffen, in ihren zwei heftigsten Trieben, Habsucht und Wollust, angegriffen, wehrten sich verzweifelt. Die Steuer mußten sie zahlen. Die Züricher konnten aber nicht verhindern, daß ihre Töchter nach wie vor den Lüsten der Pfaffen dienten, wenn diese sich auch bemühten, einen dichtern Schleier über ihre heimlichen Sünden zu decken. Basel ordnete im Innern die Zünfte und verstärkte sich nach Außen durch manchfaltige Bündnisse, namentlich durch seinen Eintritt in den rheinischen Städtebund. In Solothurn fingen die Handwerker an, den ihnen zukommenden Theil an der städtischen Verwaltung zu begehren. In Schaffhausen war der Einfluß des Abtes zu Allerheiligen und des Adels vorherrschend. Dennoch nahm die Stadt an Wohlstand zu. Weit großartiger war aber der Aufschwung, welchen Bern inmitten zahlreicher Feinde nahm. Zwar war auch die Verfassung dieser Stadt aristokratisch. Nur Adelige, oder Bürger aus den Geschlechtern, d. h. Patrizier, gelangten zu städtischen Würden. Allein die gemeinsame Gefahr, in welcher Adel und Bürgerschaft der Stadt fast unausgesetzt schwebten, brachte ein innigeres Verhältniß zwischen beiden Theilen zuwege, als es in anderen bestand. Anfangs war das städtische Gebiet sehr beschränkt. Auf dem linken Ufer der Aar gehörte den Bürgern kein Zoll breit Landes. Und als sie später eine Wiese ankauften, um eine Brücke über den Fluß schlagen zu können, versuchte der Graf von Kyburg, ihnen dieses zu wehren. Mit den Waffen in der Hand mußten sie das Werk vollenden. Bern hatte keinen Reichsvogt und als es, bedrängt von dem Grafen von Kyburg, den Grafen Peter von Savoyen zum Schirmvogt erwählt hatte, wußte es, sich bei guter Gelegenheit von demselben wieder frei zu machen. Von dem Gedanken durchdrungen, daß nur durch das Schwert die Freiheit behauptet werden könne, übten sich die Bürger frühzeitig in den Waffen. In dem vierzehnten Jahre trat der junge Mann schon in die bürgerlichen Rechte ein, im fünfzehnten leistete er dem Reiche, der Stadt und der Obrigkeit den Eid der Treue. Die Stadt suchte und fand ihre Kraft nicht sowohl in Handel und Gewerben, obgleich auch diese in ihren Mauern blühten, als in der freudigen Zusammenwirkung ihrer Bürger und deren unerschütterlichem Muthe. Frühzeitig errang Bern glänzende Siege auf dem blutigen Felde der Schlacht. Die Stadt befestigte ihre Macht durch Bündnisse mit Freiburg, Laupen, Wallis und Oberhasli und erwarb sich im Laufe der Zeit die Oberherrschaft über mehrere hunderttausend Menschen. Freiburg im Uechtland konnte mit ihrer jüngeren Schwesterstadt nicht gleichen Schritt halten. Sie erfreute sich nicht gleicher Unabhängigkeit, wie Bern. Ihre Bürger mußten, wenn auch nur in so geringer Entfernung, daß sie um Sonnenuntergang zurückkehren konnten, dem Grafen Kriegsfolge leisten. Von diesem wurde der Schultheiß, der Leutpriester, der Schulmeister, und andere städtische Beamte,

welche die Gemeine wählte, bestätigt. Die Strafgesetze waren ungewöhnlich hart. Auf einem Diebstahl von fünf Schillingen stand der Tod. Ein Fremder, der einen Bürger schlug, wurde an einen Pfahl gebunden und lebendig geschunden. Wenn dagegen ein Bürger einen Fremden schlug, wurde derselbe nur mit drei Schillingen gebüßt.

Die Geistlichkeit mußte ohne Tapferkeit und Freiheitsmuth, ohne nützliche Arbeit und Gewerbe große Besitzungen und Reichthümer zu erwerben. Zwar schützten sich die meisten Städte gegen die Erbschleicherei der Pfaffen durch die Bestimmung, daß keine letztwillige Verfügung Kraft haben solle, wenn der Verfügende nicht mehr im Stande sei, das Roß zu besteigen und zu führen. Doch wurde dieses Gesetz leicht umgangen, indem selbst Sterbende noch auf ein Roß gehoben und eine Strecke Weges geführt wurden. Da übrigens die Pfaffen die Erziehung von Adeligen und Bürgern, Reichen und Armen von ihrer ersten Kindheit an leiteten, und ihnen in jedem entscheidenden Augenblicke ihres Lebens bei Hochzeiten und Taufen, am Krankenbette und am Grabe zur Seite standen, so fehlte es ihnen nicht an Gelegenheiten, die schwachen Augenblicke der Beichtkinder zu ihrem Vortheile auszubeuten. Der Graf Rudolph von Greyerz übergab z. B. den Markt und Kirchgang aller benachbarten Hirten, den vornehmsten Flecken seiner Herrschaft, an das Hochstift Lausanne und als sein Sohn sich dagegen setzte, wurde er in den Bann gethan und machte, um ihn zu lösen, und sich mit den Pfaffen wieder auszusöhnen, diesen noch größere Schenkungen. Die Grafen von Welschneuenburg begabten viele Klöster mit Ländereien und nutzbaren Rechten. Durch sie erwarb das Hochstift Basel seine Rechte auf dem Tessenberg. Besonders wußten die Pfaffen, den Tod des Herzogs Berthold von Zähringen zu ihren Gunsten auszubeuten. Der Bischof von Sitten breitete seine Macht, im Kampfe mit mehreren Raubrittern im Walliserlande aus. Der Graf Peter von Savoyen, welcher in dem festen Schlosse Chillon, auf einem Felsen im Genfer See hauste, wurde im Waadtlande gefürchtet. Er führte dort eine ständische Verfassung ein, welche seine Eroberungen besser sicherte, als das Schwert. Die Geistlichkeit, der Adel und die Städte traten auf Landtagen zusammen, theilten mit dem Grafen die Herrschaft und befestigten sie. Der deutsche König Richard von Kornwallis, belehnte den Grafen Peter von Savoyen mit den Gütern Hartmann's des Jüngern, Grafen von Kyburg, als dieser ohne Sohn verstarb (1263).

Noch umfassender, als der Tod des Herzogs Berthold V. von Zähringen wirkte derjenige Friedrich's II. auf die Entwickelung der Schweizer Angelegenheiten. Auf den Trümmern der Hohenstaufen erhob sich das Haus Habsburg. Der Charakter Rudolph's I. tritt uns in klareren und bestimmteren Umrissen entgegen, wenn wir seine Wirksamkeit in der Schweiz, als wenn wir ihn blos in seinen alten Tagen, da er Kaiser und in der Kunst der Verstellung Meister geworden war, in's Auge fassen.

Fünfundfünfzig Jahre, darunter die kräftigste Zeit des Mannesalters, von zwanzig bis fünfundfünfzig, brachte Rudolph in der Schweiz zu. Dort zeigte er in zahlreichen Freveltbaten, weß Geistes Kind er war. Als deutscher Kaiser legte er seinen frühern Menschen nicht ab, allein er übernahm mit dem Purpurmantel eine Rolle, die er mit so großem Geschicke spielte, daß er nicht blos viele Zeitgenossen, sondern auch spätere Geschlechter täuschte.

Seinen Großvater gleichen Namens, haben wir schon weiter Oben kennen gelernt*) Statt die Schwyzer, die ihn zu ihrem Schirmvogte erwählt hatten, gegen die ungerechten Ansprüche des Klosters Einsiedlen zu schirmen, brachte er dieselben um die Hälfte der Berge, in deren unbestrittenem Besitze ihre Vorfahren Jahrhunderte hindurch gewesen waren. Des alten Rudolph's Sohn Albrecht starb auf einer Wallfahrt im Jahre 1240. Sein

*) S. 135.

Nachlaß fiel auf Rudolph, den nachmaligen deutschen Kaiser, welcher beim Tode seines Vaters zweiundzwanzig Jahre zählte. Ein ansehnlicher Theil der Güter des Hauses war im Besitze seines väterlichen Oheims, welcher mit fünf Söhnen zu Laufenburg wohnte. Das väterliche Erbe Rudolph's war nicht groß. Von dem Saale im Thurm seines Stammschlosses konnte er die ihm eigenen Felder leicht übersehen. Der Ertrag dieser Felder und die Zinsen, welche seine Bauern ihm zu zahlen hatten, bildeten seine ganze Einnahme. Zwar war er auch Landgraf im Elsaß und Graf von Aargau, allein diese Stellen hatten längst aufgehört, mit wirksamen und nutzbaren Rechten von einiger Bedeutung verbunden zu sein. Sie verliehen dem Träger mehr Ehre, als Macht und Einkünfte. Der junge Graf verrieth frühzeitig die in seinem Hause heimischen Leidenschaften der Habgier und der Herrschsucht. Unter nichtigen Vorwänden befehdete er seinen hochbejahrten Oheim Rudolph. In diesem Streite setzte Gottfried, dessen Sohn, die Stadt Brugk in Flammen. Der räuberische Jüngling erreichte seine Zwecke nicht. Sein Oheim, weit entfernt ihm die verlangten Besitzungen abzutreten, schenkte dem Frauenmünster zu Zürich seine Feste Neu-Habsburg auf dem Hügel Ramfluh, am Luzerner See. Nachdem Rudolph seinen Oheim väterlicher Seite bekriegt hatte, begann er Streit mit seinem mütterlichen Oheim, dem Grafen Hartmann von Kyburg, dem Aeltern. Er preßte diesem zuerst eine Geldsumme angeblich für die Rechte seiner Mutter ab. Bald darauf fand er einen zweiten Vorwand, seinen Oheim anzugreifen. Wiederum kaufte sich der alte Graf von Kyburg los. Die Erpressungen Rudolph's gereichten ihm aber nicht zum Vortheile. Erbittert über die Frevel seines Neffen schenkte Hartmann das ganze Erbgut von Kyburg und alle Besitzungen, welche durch die Gräfin Richenza von Lenzburg an seinen Großvater gekommen waren, dem Hochstifte Straßburg, und weil er neue Gewaltthaten seines Neffen befürchtete, schnitt er sich selbst die Möglichkeit ab, seine Schenkung zu widerrufen. Wie wenig Frömmigkeit, selbst im traurigen Sinne des Mittelalters, Rudolph besessen, erhellt daraus, daß er in einer Fehde gegen den Bischof zu Basel, das Marien-Magdalenenkloster der büßenden Schwestern in einer Vorstadt von Basel niederbrannte (1254). Nachdem Rudolph seine Jugend in ungerechten Kriegen hingebracht hatte, überzeugte er sich, daß für einen wenig bemittelten Ritter durch Verstellung und List mehr zu gewinnen sei, als durch zügellose Gewaltthat. Nach wie vor fröhnte er seinen Leidenschaften, allein er bemühte sich, den Schein der Frömmigkeit und der Rechtlichkeit, den er früher verschmäht hatte, anzunehmen. Er that eine Kreuzfahrt nach Preußen (1255) und söhnte sich mit seinem Vetter Gottfried, nachdem er diesen zu Grunde gerichtet hatte, aus. Vergebens bemühte er sich aber, den Bischof Walther von Straßburg zu bestimmen, ihm den Kyburgischen Nachlaß herauszugeben. Ergrimmt über des Bischofs Weigerung bewarb er sich um die Hauptmannschaft der Bürger zu Straßburg in ihrem Kriege gegen den Bischof, erhielt die Stelle, bemächtigte sich theils durch List, theils durch Gewalt, der Städte Colmar und Mühlhausen und brachte den Bischof Walther von Straßburg so sehr in's Gedränge, daß dessen Nachfolger Heinrich ihm die Urkunde über die Schenkung des Kyburgischen Erbes zurückgab (1263). Beim Tode des jüngern Grafen Hartmann von Kyburg (1264) fielen auch dessen Besitzungen Rudolph anheim. Die Züricher und Schwyzer hatten ihn, nachdem er den Schaafpelz über seine Wolfsgestalt gezogen, zu ihrem Schirmvogte erwählt. So schwang sich Rudolph von Habsburg durch Kriege gegen seine nächsten Verwandten und dieselbe Kirche, der er so große Verehrung heuchelte, begünstigt durch den Engel des Todes, welcher seine reichen Verwandten schlug, zu einer Höhe des Reichthums und der Macht empor, welche ihm erlaubte, die Hand selbst nach der deutschen Kaiserkrone auszustrecken. In welcher Weise er dieselbe an sich brachte, haben wir im vorigen Buche (§ 44)

gesehen. Die deutsche Kaiserwürde beutete er ganz nach seinem habgierigen und herrschsüchtigen Charakter aus. Er verfuhr dabei aber nicht in der zügellosen Weise seiner Jugend, sondern mit derjenigen Schlauheit und Verstellungskunst, die er sich in späteren Jahren aneignete. Wie in allen übrigen Theilen des römischen Reiches, so suchte Rudolph auch in der Schweiz vor allen Dingen seine Hausmacht zu erweitern. Er förderte den Adel und die Geistlichkeit nach allen seinen Kräften und gab sich, wenn er mit Bürgern und Bauern verkehrte, den Schein, auch ihnen wohl zu wollen, obgleich seine Fehde mit Basel bewies, daß er, wenn Bürger und Adelige stritten, unbekümmert um alles Recht auf Seiten des Adels stand. Die Baseler Bürger, welche nicht duldeten, daß ihre Ehefrauen und Töchter von frechen Rittern, die sich eine Fastnachtsfreude bereiten wollten, geschändet würden, zogen dadurch Rudolph's Zorn auf sich. Er machte mit dem Abte von St. Gallen, mit dem er in Fehde stand, eilig Frieden und erklärte bei dieser Gelegenheit: „Das Beispiel dieses frechen Pöbels," so nannte Rudolph die Baseler Bürger, die sich zur Wehre setzten, als die Adeligen sie in ihren heiligsten Rechten angriffen, „könne von solchen Folgen sein, daß die Pflicht seines Ritterstandes ihn bewege, mit Versäumung alles andern an dem Baseler Volke und an seinem welschen Bischof die edeln Ritter und Herren zu rächen, welche sie getödtet und beschimpft haben." Der Abt von St. Gallen gewährte dem Habsburger den gewünschten Frieden und Rudolph richtete seine ganze Macht gegen Basel, das er mit der furchtbarsten Grausamkeit befehdete. So weit sein Schwert reichte, wurde alles verwüstet, die Gefangenen behandelte Rudolph auf das unmenschlichste, er ließ ihnen z. B. die Füße abhauen. Die Fehde erreichte zwar ihr Ende, als Rudolph zum deutschen Könige erwählt wurde, weil der Habsburger jetzt nach Höherem strebte, als der Einnahme jener Stadt; dieser ungerechte und grausame Krieg befleckte darum doch das Andenken Rudolph's. Der Abt von St. Gallen hatte dem Habsburger den Frieden nicht versagt, als dieser ihn darum bat. Allein Rudolph vergaß als König die zahlreichen Fehden dem Kloster nicht, in denen er mit diesem verflochten gewesen war. Der Abt Berthold von Falkenstein, welcher dem Habsburger bereitwillig Frieden zugestanden hatte, war gestorben. Wilhelm von Montfort, dessen Nachfolger, mußte die alte Feindschaft Rudolph's wider das Kloster schwer empfinden. Das Haus Montfort sowohl, als das Kloster St. Gallen waren in ihren Vermögensverhältnissen heruntergekommen. Wilhelm verweilte daher nicht so lange am Hofe des Königs, als dieser gewünscht haben mochte. Rudolph ergriff mit Vergnügen diese Gelegenheit, den Abt einer unfreundlichen Gesinnung wider ihn zu beschuldigen und verfolgte ihn mit unversöhnlicher Wuth. Der deutsche Kaiser bestimmte den päbstlichen Legaten, mehreremale über den Abt Gericht zu halten und, obgleich nichts sträfliches an ihm erfunden wurde, bewirkte Rudolph dennoch, daß der Kirchenbann wider Montfort geschleudert wurde. Als Wilhelm auch dann sich nicht beugte, griff der König zum Schwerte und verbot zu gleicher Zeit, unter Androhung der Reichsacht, allen Bundesgenossen und Freunden dem Abte zu helfen. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich klar, daß Rudolph's I. von Habsburg Eifer, die Raubschlösser zu zerstören und den Landfrieden mit Gewalt aufrecht zu erhalten, nichts weiter, als ein Kunstgriff war, mit dessen Hülfe er seine persönlichen Gegner entweder entwaffnete und folgeweise sein Gesetz anzunehmen zwang, oder aber insofern sie die Waffen beibehielten, außerhalb des Gesetzes erklärte. Vergeblich warf sich Wilhelm vor dem Könige auf die Knie nieder. Dieser wollte ihm nur insofern Frieden gewähren, als er denselben durch Abtretung der Feste Iberg im Toggenburgischen bezahlen würde. Der Abt, welcher sich dazu nicht verstand, wurde von Rudolph in die Reichsacht erklärt. Der Habsburger reiste selbst nach St. Gallen, um in der Nähe den Abt und seine Freunde mit mehr Nachdruck verfolgen zu können. Erst nach Rudolph's

Tode kehrte Wilhelm von Montfort nach St. Gallen zurück. Wie gegen das Kloster St. Gallen, so benützte Rudolph seine königliche Würde auch gegen die Grafen von Savoyen und gegen die Stadt Bern, seine alten Streitigkeiten mit erhöhter Macht wieder aufzunehmen. In drei blutigen Kriegen nahm er den Herren von Savoyen mehrere Burgen ab und verdrängte sie aus Lausanne und Freiburg. Die Behauptung Rudolph's, daß dieselben Reichsgüter seien, hätte sein Verfahren nur insofern gerechtfertigt, als er seine Eroberungen dem Reiche zurückgegeben hätte. Es ist aber wohl bekannt, daß Rudolph und sein Sohn Albrecht nur darauf ausgingen, ihre Hausmacht zu vergrößern und dieses namentlich auch zum Schaden des Reiches thaten. So groß das Heer Rudolph's auch war, vermochte dieses doch nichts wider Bern. Mit fünfzehntausend Mann belagerte er die Stadt, mußte aber unverrichteter Dinge wieder abziehen (1288). Ein zweiter Versuch, welchen Rudolph im folgenden Jahre machte, Bern zu überfallen, scheiterte gleichfalls an der Wachsamkeit der Bürger. Die unglücklichen Untergebenen der habsburgischen Familie mußten deren Erhebung auf den Thron theuer bezahlen. Ihre Abgaben wurden verdoppelt und verdreifacht. Die Aargauer, welche früher dreißig Pfund bezahlt hatten, mußten später fünfzig bis hundert und fünf, die Stadt Brugk statt zwölf Mark vierunddreißig, Lenzburg statt zehn vierundzwanzig bezahlen. Die Schwyzer waren so arm, daß ihnen schwerere Abgaben nicht zugemuthet werden konnten. Doch so drückend auch das Joch gewesen war, welches Rudolph I. einem Theile der Schweiz auferlegte, traten doch erst zur Zeit seines Sohnes Albrecht die herrschsüchtigen Pläne der Habsburger in ihrem ganzen Umfange zu Tage.

Die Schweizer, in deren Mitte Rudolph von Habsburg aufgewachsen und groß geworden war, kannten ihn besser, als die Deutschen, durchschauten die Absichten, welche er und sein ganzes Haus verfolgten und hüteten sich wohl, denselben Vorschub zu leisten. Sie wußten, daß Rudolph in seiner Familie ein untreuer Gatte und streitsüchtiger Neffe, in der Kirche ein Heuchler, im Staate ein Räuber und Mordbrenner gewesen war, und daß er als Greis und Kaiser, wenn auch mit mehr Schlauheit und unter dem Schutze königlicher Machtvollkommenheit, doch dieselben Leidenschaften begte, welche ihn beseelten, als er in seiner Jugend der Frau die Ehe brach, die Oheime bekriegte, auf Raub ausging, sengte und mordete, so daß die Kirche, deren gehorsamer Sohn er zu sein vorgab, sogar zweimal, und zwar das einemal wegen Mordbrennerei, ihren Fluch auf ihn schleuderte.

§ 20. Die Schweiz zur Zeit Albrecht's I. von Habsburg (1291—1308).

Von vier Söhnen, welche Rudolph I. gehabt hatte, überlebte ihn nur Albrecht, welcher bei seines Vaters Tode zweiundvierzig Jahre alt war. Johann, der Sohn Rudolph's des Jüngern, Rudolph's I. Enkel, zählte erst zwei Jahre. Auf diesen beiden Häuptern ruhte das Haus Habsburg. Johann wurde von Albrecht I. um seine väterliche Erbschaft betrogen. Der Neffe ermordete dafür den Oheim. Rudolph I. war seinen beiden Oheimen väterlicher und mütterlicher Seite mit dem Schwerte in der Faust entgegengetreten und war doch noch deutscher Kaiser geworden. Johann mochte hoffen, daß ähnliche Thaten, wie sie sein Großvater beging, auch ihm den Pfad zu hohen Ehren ebnen würden. Er bedachte nicht, daß die Oheime, welche Rudolph I. befehdete, nur Grafen waren, der Oheim, den er tödtete, aber eine Königskrone trug und daß die Welt nicht die Beweggründe der Thaten, sondern die Personen, an welchen sie verübt werden, zum Maßstabe ihres Urtheils zu nehmen pflegt. Rudolph, der Stammherr des Hauses Habsburg, hatte Unrecht im Streite mit seinen beiden Oheimen, Johann hatte ein vollkommenes Recht, von seinem Oheime Albrecht I. die Herausgabe der väterlichen Erbschaft zu verlangen. Rudolph I.

traf in der Fehde mit seinen Oheimen nicht persönlich zusammen, sonst würde er ohne Zweifel ihrer nicht geschont haben. Johann erhielt zu seinem Unglücke an demselben Tage, an welchem Albrecht I. seine letzten Hoffnungen täuschte und ihn dadurch auf Tod und Leben reizte, die Gelegenheit, Rache zu nehmen. Er konnte ihr nicht widerstehen, so wenig, als sein Oheim Albrecht I., als Kaiser Adolph neben ihm auf der Erde liegend sich des Lebens wehrte. Doch Albrecht I. war schlauer, als sein Neffe. Er führte den Todesstoß gegen seinen König nicht selbst, vielmehr ließ er ihn durch den Raugrafen an seiner Seite führen (wenigstens sagte er später selbst so aus); Johann aber bediente sich seiner eigenen Faust. Albrecht hatte alle Vorbereitungen getroffen, um sich nach Ermordung seines Gegners auf den Thron zu schwingen und erhielt die Krone als Lohn für seine Mordthat. Johann, welcher keine ähnlichen Maßregeln ergriffen hatte, erhielt von den Zeitgenossen und der Nachwelt den Namen eines Vatermörders (Parricida), obgleich von den drei Habsburgern Johann unstreitig derjenige ist, gegen welchen die geringste Zahl von Schandthaten vorliegt. Albrecht war schon Mann gewesen, als sein Vater die deutsche Königskrone erschlich, und hatte durch die neunjährige Verwaltung seiner eigenen Lehen und den Antheil, welchen er an den Thaten seines Vaters nahm, genugsam erwiesen, daß er ein desselben würdiger Sohn sei. Er handelte gerade so, wie der Vater in seinen Jahren gethan hatte. Wäre Albrecht so alt, als Rudolph geworden, so hätte er wahrscheinlich um die Mitte der fünfziger Jahre sich, gleich diesem, diejenige Verstellungskunst angeeignet, welche zu allen Zeiten den Machthabern größere Dienste leistete, als das Schwert. Albrecht I. erregte, wie sein Vater, als er in den vierziger Jahren stand, sowohl bei seinen Verwandten, als bei seinen Bekannten, sowohl bei seines Vaters Freunden, als bei den Völkern, die er beherrschte, keine anderen Gefühle, als diejenigen des Widerwillens, des Hasses und des Abscheu's. Er gab sich nicht die Mühe, wie Rudolph I. in vorgerückteren Jahren that, seine herrschsüchtigen Pläne in das Gewand der Gesetzlichkeit, Verfassungstreue und Frömmigkeit zu hüllen. Er stützte seine Macht auf das Schwert, auf ungarische Reiter mit langen Zöpfen und Bärten, deren wildes Ansehen schon Schrecken verbreitete, und auf Panzerreiter, welche bis zum Knie herab gegen Waffen geschützt, den Feind auf starken Hengsten niederwarfen. Albrecht würde die deutsche Königskrone nie gewonnen haben, hätte sie sein Vater nicht durch seine sechs Töchter, die er den deutschen Fürsten verkuppelte und durch das Pferd, das er einem Pfaffen schenkte, erkauft. Da er aber durch die Bemühungen seines Vaters zu einem der mächtigsten Fürsten Deutschlands emporgehoben worden war, behauptete und erweiterte er seine Stellung durch leibeigene Buben, die er zu Fußknechten machte, durch Heerwagen voll Zeuges, Widder, Katzen und Pechkugeln, womit er die Städte belagerte, und durch eine vollständige Nichtachtung aller Rechte, welche seiner maßlosen Herrschsucht hemmend im Wege standen.

Die Schweizer erkannten rasch, daß es Noth thue, gegen diesen fluchwürdigen Tyrannen auf ihrer Hut zu sein. Schon in der siebenten Woche nach Rudolph's Tode versammelten sie sich und erneuerten ihren uralten Bund. „Jedem sei zu wissen," so beschlossen die drei Waldstädte, „daß die Männer des Thales Uri, die Gemeinen von Schwyz, wie auch der Männer im Gebirg von Unterwalden, in Erwägung der bösen Zeiten, sich wohl vertraulich verbunden haben, und geschworen, mit aller Macht und Anstrengung an Gut und Leuten einander in und außer den Thälern, auf eigene Kosten, wider Alle die zu helfen, welche ihnen oder einem von ihnen Gewalt anthun möchten, das ist ihr alter Bund. Wer einen Herrn hat, gehorche ihm nach Zeit und Umständen. Wir sind einig geworden, in diese Thäler keinen Richter aufzunehmen, der nicht Landmann und Einwohner ist, oder der ein Amt kaufte. Unter den Eidgenossen soll jeder Streit durch die Verständigsten aus-

gemacht werden; und wenn einer den Spruch derselben verwürfe, so wollen die Anderen ihn zu dessen Vollziehung zwingen." Diese älteste Urkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft ist bis auf diesen Tag zu Schwyz in lateinischer, zu Stanz in deutscher Sprache zu finden und läßt sich daher von den Fürstenknechten, welche es so gerne möchten, weder abläugnen, noch zu einem hochverrätherischen Schriftstücke umwandeln. Die Hirten der drei Waldstädte waren von einem verbrecherischen Unternehmen weit entfernt. Sie waren bereit, die vielen und drückenden Lasten zu tragen, welche ihnen in vergangenen Jahrhunderten auferlegt worden waren. Sie wagten es nicht, an den Ketten zu rütteln, in welche sie vom Adel und von der Geistlichkeit geschlagen worden waren. Sie stemmten sich nur gegen eine Vermehrung ihrer Abgaben und eine Erschwerung des Joches, das sie in Geduld trugen. Die Söhne der drei Waldstädte hatten noch keine Ahnung von den ewigen und unveräußerlichen Rechten der Menschheit. Sie erkannten willig alles bisher an ihnen verübte Unrecht als Gesetz an. Sie hatten sich nicht auf den Standpunkt der Vernunft erhoben, nahmen vielmehr gläubig allen den Unsinn an, welchen ihnen die Pfaffen für göttliche Wahrheit ausgaben. Ihnen läßt sich kein Vorwurf daraus machen, daß ihr Bund ausschließlich die Abwehr befürchteter Neuerungen zu seinem Gegenstande hatte. Denn dieses that vor allen Dingen Noth und darüber konnten sich alle Bewohner der drei Waldstädte leicht und fest einigen. Späte Enkel erst trifft gerechter Tadel, daß sie, nachdem die Gefahren des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts längst überwunden, nachdem die Ketten des Hauses Habsburg gebrochen waren und die Zeiten sich wesentlich verändert hatten, sie, statt vorwärts zu streben, immer noch an dem alten Unrecht und Unsinn des vierzehnten Jahrhunderts festhielten, gleich als ob die Größe und der Ruhm ihrer Vorfahren in der Erhaltung veralteter Zustände und nicht in der Abwehr gegen schlimmere Neuerungen bestanden hätte.

Doch nicht blos die Hirten der Waldstädte, auch viele Grafen, Bischöfe und Städte der Schweiz fürchteten für ihren Besitzstand, als sie die Nachricht erhielten, daß Albrecht an die Spitze des Hauses Habsburg getreten sei. Der Bischof Rudolph zu Constanz von dem Laufenburgischen Hause schloß mit dem Grafen Rudolph von Laufenburg, dem Grafen Amadäus von Savoyen, mit den Häusern Nellenburg, Montfort und Scheer und mit Elisabeth, Wittwe des Grafen von Rapperschwyl, einen Bund gegen Albrecht, welchem auch die Städte Bern, Zürich und Basel und der Abt von St. Gallen beitraten. Die Züricher erlitten durch den Grafen Hugo von Werdenberg, den Hauptmann des Herzogs Albrecht eine Niederlage, in deren Folge sie, im Augustmonat 1292, einen besonderen Frieden schlossen. Um diese Zeit langte Albrecht, dessen schon früher niemals heitere Stimmung sich durch den Aerger über die nicht durchgesetzte Königswahl noch mehr verfinstert hatte, an den Gränzen der Schweiz an. Sengend und brennend rückte er in das Hochstift Constanz ein. Er nahm mit Feuer und Schwert die Feste Nellenburg, brach die Feste Landsberg, eroberte und verbrannte die Stadt Wyl, von deren Bevölkerung nur zwei Bürger übrig blieben. Nach diesen, des berüchtigtsten Mordbrenners würdigen Thaten und nachdem der König Adolph einen Landfrieden hatte verkünden lassen, zog Albrecht, gegen Ende des Jahres 1292, nach Oesterreich. Der neue König der Deutschen, Adolph von Nassau, bestätigte und erweiterte bereitwillig den Zürichern und Bernern ihre städtischen Rechte und Freiheiten. Bern und Freiburg, welche durch habsburgische Ränke getrennt worden waren, versöhnten sich wieder und Solothurn trat in den Bund ein, den Bern zur Aufrechthaltung seiner Unabhängigkeit geschlossen hatte. So lange Adolph lebte, wagte Albrecht nicht, mit seinen herrschsüchtigen Plänen entschieden hervorzutreten. Nachdem er sich aber auf den mit dem Blute seines Vorgängers besudelten Thron hinangeschwungen hatte,*) that er

*) Siehe oben § 3.

sich nicht länger Gewalt an. Als die Vorsteher der Waldstädte zu Straßburg die Bestätigung ihrer uralten Rechte verlangten, entblödete sich Albrecht I. nicht, ihnen zu antworten: „er gedenke, ihnen nächstens eine Veränderung ihres Zustandes antragen zu lassen." Zunächst wollte Albrecht die Stadt Bern, welche seinem Vater kräftigen Widerstand geleistet hatte, züchtigen. Wenn ihm diese That gelungen, hoffte er, mit den kleineren und schwächeren Gemeinden, wozu er die drei Waldstädte rechnete, schnell fertig werden zu können. Die Berner aber waren auf ihrer Hut. Zwar hatten, als Albrechts Heer gegen sie heranzog, nur Solothurn und Kyburg ihre Zuzüge geschickt, dennoch griffen die Berner unter ihrem Feldhauptmann, Ulrich von Erlach, den ihnen an Zahl bei weitem überlegenen Feind bei Oberwangen an. Unter dem Klange der Hörner und weithinschallendem Feldgeschrei rückten die Berner in vollem Laufe auf die Habsburger los. So kühnen Muth, so hohe Todesverachtung und solche Entschlossenheit in Stimme und Schritt hatten Albrechts Ritter noch nicht erlebt, denn sie hatten bisher nur mit Fürstenknechten, nicht freien Männern gekämpft. Die Pferde bäumten sich, als das furchtbare Kriegsgetöse ihnen unaufhaltsam immer näher rückte. Die Reiter vermochten nicht, sie zu bändigen und flohen, vom Entsetzen gejagt, fast ohne Widerstand nach allen Seiten hin. Das Fußvolk aber wurde von den Bernern ereilt, umzingelt und gefangen (1299). Unsterblichen Ruhm erwarb sich Bern durch diesen glänzenden Sieg, welcher gewöhnlich die Schlacht am Donnerbühl genannt wird, weil die Habsburger auf der Höhe dieses Berges standen, als die Berner gegen sie auszogen. Sie hatten übrigens nicht blos den Donnerbühl inne, sie verbreiteten sich unübersehlich über das ganze Jammerthal. Der entscheidende Angriff erfolgte aber zu Oberwangen, daher dieser Ort der Schlacht am besten den Namen gibt.

Nächst Bern war Zürich dem Tyrannen Albrecht am meisten verhaßt. Denn diese Stadt war gleichfalls mächtig und wachte mit Sorgfalt über ihre Unabhängigkeit. Besonders verdroß es ihn, daß die Züricher ihm nicht, gleich seinem Vater, die Schirmvogtei über ihre Stadt verliehen hatten. Den Vorwand zu seiner kriegerischen Rüstung verliehen ihm einige Klagen, welche die Kyburger bei ihm gegen Zürich anbrachten. In eigener Person zog er, nach dem Reichstage zu Nürnberg, vor die Stadt, und lagerte sich auf dem Zürichberg und begann den Krieg damit, daß er die zahlreichen Heerden, welche vor der Stadt weideten, seinem Kriegsvolke als gute Beute zuwies. Die ganze Jugend von Zürich stand unter den Waffen und von dem Berge herab konnte der König die langen Reihen kräftiger Männer und die ganze Stadt zum Kriege gerüstet sehen. Die Züricher fürchteten den König nicht, um so weniger, als sie wußten, daß sein Heer nicht groß war und daß es ihm an Belagerungswerkzeugen gebreche. Im Hinblick aber auf die Zukunft schlossen sie die Thore ihrer Stadt nicht und ließen dem Könige sagen, „sie weigern sich nicht, nach der Treu' und in der Freiheit ihrer Väter, dem Könige zu gehorchen, und, um die Klagen, deren sie so viele, als die Kyburger anbringen können, den Ausspruch geschworener Schiedsrichter abzuwarten." Albrecht verstand wohl, was die Züricher unter der Freiheit ihrer Väter verstanden, wagte es aber nicht, ohne Zweifel im Andenken an die Schlacht bei Oberwangen, Zürich zu bekriegen. Er bestätigte die Rechte und Freiheiten der Stadt und wurde mit den herkömmlichen Ceremonien in ihrer Mitte empfangen. Die erfolglosen Unternehmungen gegen Bern und Zürich entmuthigten den König Albrecht nicht. Da ihm die größeren Städte einen so kräftigen Widerstand entgegengesetzt hatten, richtete er sein Augenmerk auf die Güter einzelner Ritter, Klöster und kleinerer Gemeinden. Nach dem Tode des Abtes Wilhelm von St. Gallen riß er die Kastvogtei über dieses reiche Stift an sich. Dem Herrn Burkhard von Schwanden, im Lande Glaris, welcher als Lehensmann des deutschen Reiches dem Könige Adolph zu Hülfe gezogen war, zerstörte er

seine und seines Lehensmanns Berthold Burgen: Schwanden, Soole und Schwendi, behielt die Reichsvogtei über das Land Glaris für sich und zwang dadurch viele der angesessensten Bewohner desselben, welche des Tyrannen Grimm mit gutem Grunde fürchteten, nach Uri, Schwyz und Zürich zu fliehen. Den Abt Hans von Schwanden in Einsiedeln, Burkhards Bruder, zwang Albrecht, ihm die Erbkastvogtei über Einsiedeln und über die Güter, welche das Kloster den Schwyzern abgedrungen hatte, zu übergeben. Die Vogtei über die Reichsleute von Laax, Oberhasli, Untersеen und Interlaken nahm Albrecht in seine eigenen Hände. Wo er weder mit der Gewalt seines Hauses, noch derjenigen des Reiches neue Erwerbungen machen konnte, kaufte er Land und Leute, nutzbare Rechte und obrigkeitliche Gewalt für Geld und Geldeswerth. Schon kurze Zeit, nachdem er den deutschen Königsthron bestiegen, hatte er den drei Waldstätten einen Wink gegeben, daß er über Entwürfen gegen ihre Freiheit brüte. Jetzt schickte er die Herren von Ochsenstein und von Lichtenberg an sie ab und ließ ihnen kund thun: „Sie würden für sich und ihre Nachkommen wohl sorgen, wenn sie sich dem ewigen Schirm des königlichen Hauses unterwerfen wollten; alle benachbarten Städte und Länder, die Kastvogteien fast aller Klöster, welche Gut und Leute bei ihnen haben, und alles was Kyburg und Lenzburg in den Waldstätten besaßen, sei des Königs. Die Landleute könnten seiner Majestät und ihrem unermeßlichen waffenkundigen Kriegsheer nicht widerstehen, aber der König möchte sie zu seines Hauses lieben Kindern haben; er sei der Enkel ihrer alten Schirmvögte von Lenzburg, der Sohn Königs Rudolph, ein streitbarer, sieghafter, gewaltiger Herr, welchem zuzugehören sowohl nothwendig, als rühmlich sei; und wenn er ihnen den ewigen Schirm seines ganzen glorreichen Geschlechtes mittheilen wolle, so seie es nicht, als trage er zu ihren Heerden Lust, oder als wollte er Geld von ihrer Armuth, sondern er habe von seinem Vater und aus alten Geschichten vernommen, welch' tapferes Volk sie seien, der König liebe tapfere Männer sehr; er möchte auch sie anführen zu Sieg, und reich machen durch Beute und Ritterschaft und Lehen unter sie bringen!"

Die Landleute der drei Waldstädte ließen sich durch die glatten Worte des Tyrannen, welche denjenigen des Wolfes in der Fabel sehr ähnlich waren, nicht täuschen. Sie erwiederten ihm: „Sie wissen wohl und werden sich ewig erinnern, wie der selige König ihnen ein guter Hauptmann und Vogt gewesen, und wollen es auch seinem Stamm allezeit gedenken; aber sie lieben den Zustand ihrer Altvordern und wollen in demselben verharren; der König möchte ihn doch, gleich seinem Vater, bestätigen."

Dieses that der fluchwürdige Tyrann aber nicht, weil er noch immer hoffte, durch List oder Gewalt die freien Männer von Schwyz, Uri und Unterwalden in Ketten zu legen. Vergebens hatten sie auf Ernennung eines Reichsvogtes, wie ein solcher früher immer ernannt worden war, um in dem Lande Gericht über Blutschuld zu halten, gedrungen. Endlich ernannte Albrecht Herrmann Geßler von Bruneck, vom habsburgischen Stammgute im Eigen und Beringer von Landenberg, dessen Vetter Herrmann beim Könige viel galt, in ganz Oesterreich aber verhaßt war. Albrecht gab dem freien Völkchen der drei Waldstädte diese Vögte nicht, damit sie, nach alter Sitte, Gericht hielten, sondern um ihnen ihre Reichsfreiheit zur drückenden Knechtschaft und die Abhängigkeit vom Hause Habsburg, als ein geringeres Uebel, wünschenswerth zu machen, oder aber, um sie zum Aufstande zu treiben und dadurch einen Vorwand zu bewaffnetem Einschreiten gegen sie zu erhalten. Die früheren Reichsvögte waren angesehene Grafen der benachbarten Gegenden gewesen, welche, so oft sie von den Waldstädten dazu eingeladen wurden, im Lande erschienen, das Blutgericht leiteten und dann wieder nach Hause zurückkehrten. Geßler und Landenberg waren aber unbegütert und schon aus diesem Grunde von dem Herrn, dem sie dienten, unbedingt

abhängig. Sie kamen nicht auf kurze Zeit nach dem Bedürfniß in die Waldstädte, vielmehr ließen sie sich daselbst bleibend nieder: Landenberg zu Unterwalden bei Sarnen, auf einem Schlosse, das dem Könige gehörte, Geßler auf einem Twinghofe, den er in der Nähe von Altdorf selbst erbauen ließ. Seit Menschengedenken war den drei Waldstädten kein so frecher Hohn geboten worden, als in der Ernennung jener beiden Fürstenknechte zu Reichsvögten und in deren ständigem Aufenthalte, vollends gar in einem königlichen Schlosse und einem Twinghofe, lag. Die Vögte reizten das geduldige Volk durch Frevel und Gewaltthaten auf's Aeußerste. Sie warfen die freien Männer in finstere Thürme und schickten sie als Gefangene außer Landes. Die Zölle auf die Einfuhr im benachbarten habsburgischen Lande wurden willkürlich erhöht, die Ausfuhr sogar mehrere Male gänzlich verboten. Vergeblich beschwerten sich die Landleute beim Könige. Die Geistlichkeit war, wie gewöhnlich, auf der Seite des Tyrannen, theils wegen geheimer Wahlverwandtschaft, theils weil das Volk der Waldstädte ihr die begehrte Steuerfreiheit nicht einräumte. Der Adel war unter sich gespalten, ein Theil stand auf der Seite des Volkes, der andere huldigte dem Tyrannen: so der Junker von Wolfenschieß in Unterwalden, welcher sich nicht schämte, des Königs Burgvogt auf Roßberg zu werden.

Die Vögte pochten auf die Festigkeit ihrer Schlösser, die Zahl ihrer Bewaffneten und den mächtigen Rückhalt, den ihnen das Haus Habsburg bot. Sie traten dem Volke, welches mit freundlichen Worten vielleicht hätte gezügelt werden können, mit Trotz, Frechheit und Verachtung entgegen. Selbst die Geschlechter, welche lange von den Landleuten verehrt worden waren, verletzten sie, indem sie ihnen aus ihrer engen Verbindung mit den Bauern einen Vorwurf machten, dem sie durch das Schimpfwort „Bauernadel" Ausdruck gaben. Diese Beschimpfung traf unter anderen auch den Herrn von Attinghausen, den Landammann von Uri, welcher als Gesandter Gelegenheit gehabt hatte, den König Albrecht und seine Umgebungen persönlich kennen zu lernen. Zu den angesehensten Männern in Schwyz gehörte Stauffacher, welcher in Steinen wohnte. Der hatte sich von wohlgezimmertem Holze, auf steinerner Grundlage, ein stattliches Haus, durch viele Fenster erleuchtet, und mit zahlreichen Namen und Sinnsprüchen geschmückt, an der Stelle erbaut, wo in unseren Tagen die Kapelle zum Kreuze steht. Als Geßler an dem Hause vorbeiritt, sagte er, so daß es Stauffacher hören konnte: „Kann man leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt?" Wie der Geßler in Schwyz, so peinigte Landenberg das Volk in Unterwalden. Willkürlich ließ er einen Mann, Namens Heinrich zu Melchthal, um ein paar schöne Ochsen büßen. Zu der Gewaltthätigkeit fügte der Diener den Hohn hinzu, indem er sagte: „Die Bauern könnten den Pflug wohl selber ziehen!" Entrüstet über diesen Hohn schlug des Landmannes Sohn, Erni, den Knecht des Vogtes mit dem Stocke und brach ihm den Finger. Als der Vogt kam, den Erni zu verhaften und diesen nicht fand, ließ er dem greisen Vater desselben die Augen ausstechen. Wenn Herrschsucht und Habgier den Geßler und Landenberg in ihrem Schergenamte vorwärts trieben, so war die Wollust der vorherrschende Trieb des Junkers von Wolfenschieß. Er warf sein lüsternes Auge auf die züchtige Gattin Konrad von Baumgarten's, welcher an dem Abhange der Alzellenhöhe bei Engelberg wohnte. Als er von ihr erfuhr, daß ihr Gatte abwesend sei, befahl er ihr, ihm ein Bad zu rüsten und gab seine widrigen Begierden ihr deutlich zu erkennen. Unter dem Vorwande, ihre Kleider abzulegen, entschlüpfte sie ihm, eilte zu ihrem Manne, welcher dem Wolfenschieß das Bad mit der Keule segnete. Gleiche Gelüste hegte der Burgvogt von Schwanau, in dem Lowerzersee, gegen die schöne Tochter eines Mannes von Art. Ihm gaben deren Brüder den wohlverdienten Tod. Baumgarten mußte sich verbergen, die

Männer von Art standen aber zusammen und schützten die Brüder, welche die Unschuld ihrer Schwester vertheidigt hatten.

Um dieselbe Zeit, da alles Volk der drei Waldstädte durch diese Schandthaten der Vögte in gährende Aufregung geriethen, sprach zu Stauffacher seine Gattin Gertrud ernste Worte. Sie erkannte mit richtigem Blick, daß Geßler nicht umsonst jene Drohung ausgestoßen habe, daß nur durch kräftige That größerer Druck und unerträglichere Knechtschaft verhütet werden könne. Ermuthigt durch seines Weibes Entschlossenheit fuhr Stauffacher zu seinem Freunde Walther Fürst von Attinghausen, einem Landmann in Uri. Bei diesem hatte Erni, Heinrich's Sohn, Zuflucht gefunden. Alle drei faßten in gemeinsamer Rede den Entschluß, lieber zu sterben, als das Joch der Vögte länger zu tragen, und kamen überein, im Rütli, einer Wiese in einer einsamen Gegend am Ufer des See's, nicht weit von der Gränze zwischen Unterwalden und Uri, gegenüber dem Felsen Mytenstein mit anderen zuverlässigen Freunden und Gesinnungsgenossen weitere Berathungen zu pflegen. Dort kamen sie mehrere Male mit anderen Männern der Freiheit aus den drei Waldstädten zusammen. Unter diesen waren Stauffacher's Schwestersohn, Edelknecht von Rudenz aus Unterwalden, Rudolph Reding aus Schwyz, Wilhelm Tell aus Bürglen in Uri. Sie theilten sich gegenseitig mit, was sie von der Vögte Gewaltthaten und der Stimmung des Volkes vernahmen und bestärkten einander in dem Entschlusse, das verhaßte Joch zu brechen. Die entscheidende dieser Versammlungen wurde in der Nacht Mittwochs vor Martinstag im Wintermonat 1307 abgehalten. Walther Fürst, Erni von Melchthal und Stauffacher führten in dieselbe je zehn Männer aus ihrem Lande ein. Diese dreiunddreißig Männer fürchteten sich nicht vor der gesammten Macht der Habsburger, nicht vor allen Knechten, die von der Gränze Frankreichs bis nach Ungarn hin wohnten, und nicht vor den Schätzen, Heeren und Bundesgenossen des weit gebietenden Hauses. Die dreiunddreißig Männer gaben sich einander mit entschlossenem Sinne die Hände darauf, „daß in diesen Sachen keiner von ihnen etwas nach eigenem Gutdünken wagen und keiner den andern verlassen wolle; sondern sie wollen in dieser Freundschaft leben und sterben; jeder solle das unschuldige, unterdrückte Volk in seinem Thal nach gemeinem Rath in den uralten Rechten ihrer Freiheit so behaupten, daß ewig alle Schweizer dieser ihrer Freundschaft Genuß haben sollen; sie wollen den Grafen von Habsburg von allen ihren Gütern, Rechten und eigenen Leuten auch das Geringste nicht entfremden; die Vögte, ihr Anhang und ihre Knechte und Söldner sollen keinen Tropfen Blut verlieren, aber die Freiheit, welche sie von ihren Voreltern empfangen, dieselbe wollen sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern." So unblutig, so mild und so bereit, auch zweifelhafte Rechte ihrer Feinde anzuerkennen, waren die Helden von Moorgarten und die Väter der Helden von Sempach und Näfels! Die Männer des Rütli wollten kein Blut vergießen, sie wollten nichts erobern, sondern nur ihre uralten Rechte behaupten. Sie bedachten aber nicht, daß im Streite mit blutdürstigen Tyrannen, wie mit den wilden Thieren der Wüste, nur das Schwert den Ausschlag giebt. Sie erwogen dieses nicht im Rütli, allein sie kamen bald zur Erkenntniß und bewährten sie durch ihre kräftigen Fäuste. Wenn die Männer des Rütli den Beschluß faßten, die Vögte, ihren Anhang, ihre Knechte und Söldner sollen keinen Tropfen Blut verlieren, so bekundeten sie allerdings eine sehr wohlwollende Gesinnung, allein sehr wenig Scharfblick. Noch niemals hat ein in seiner Freiheit angegriffenes Volk diese ohne Blutvergießen gerettet. Mit Blutvergießen begann die schweizerische Volkserhebung und erst nachdem zwei Jahrhunderte lang Ströme Blutes die Erde gedüngt hatten, wurde die Freiheit der Schweizer sicher gestellt.

Nachdem sich die Männer im Rütli mit einander verständigt hatten, hoben Walter

Fürst, Werner Stauffacher und Erni von Melchthal ihre Hände zum Himmel empor und schworen im Namen Gottes, welcher Kaiser und Bauern in allen unveräußerlichen Rechten der Menschheit gleich geschaffen habe, mannhaft die Freiheit miteinander zu behaupten. Denselben Eid leisteten die dreißig Anderen mit aufgehobenen Händen.

Einer der Eidgenossen des Rütli war Wilhelm Tell aus dem Orte Bürglen in Uri, des Walter Fürsten Schwiegersohn. Zwar haben neuere Geschichtschreiber sich bemüht, diesen Vorkämpfer auf dem Felde der Freiheit in eine fabelhafte Person zu verflüchtigen, weil ihnen die Erinnerung an eine zugleich so einfache und doch so welterschütternde Erscheinung höchst unbequem war; allein wenn wir von allen Gefühlen der Gunst oder Ungunst, von allen Sympathien und Antipathien gänzlich absehen und die geschichtlichen Thatsachen prüfen, so läßt sich Tell und seine That durchaus nicht in Abrede stellen, was immerhin die habsburgischen Schmeichler und die feigen Feinde jeder kräftigen That sagen und schreiben mögen. Geßler, welchem das stille Murren des Volkes nicht unbekannt blieb und welcher dessen kühnen Sinn zu brechen gedachte, wollte zu Tage bringen, wer seiner Herrschaft am Entschiedensten widerstrebe und wer sich ihr geduldig füge. Aus alten Geschichten hatte er wohl von einem Tocco vernommen, welcher zur Zeit, als die Schweizer noch im fernen Norden wohnten, lebte. Ein Mensch vom Schlage Geßler's wäre sicherlich nicht auf den Gedanken gekommen, seinen Hut aufpflanzen zu lassen, hätte die Geschichte der Vorzeit ihm denselben nicht eingeflößt. Er ließ zu Altdorf auf dem Markte seinen Hut auf eine Stange stecken. Daß vor ihm dasselbe versucht worden war, machte Geßler's That nicht unwahrscheinlich. Warum sollte ein Mensch gleicher Gemüthsverfassung nicht geneigt sein, zu thun, was ein Anderer vor ihm that? Ist die Lüsternheit des Wolfenschieß und des Burgvogts von Schwanau darum unglaublich, weil Sextus Tarquinius fast zwei Jahrtausende früher ähnliche Lüste der Lucretia gegenüber hegte? Wilhelm Tell, der Eidgenossen einer, beugte sich aber nicht vor dem Hute Geßler's, schoß, von dem Tyrannen dazu verurtheilt, den Apfel vom Haupte seines Sohnes, wurde in Ketten geschlagen, weil er, befragt, kein Geheimniß daraus machte, daß er den zweiten Pfeil, den er aus dem Köcher genommen, dem Herzen des Tyrannen bestimmt habe. Der Vogt ließ den Schützen, dessen Pfeil er fürchtete, den er aber in Uri nicht gefangen zu halten wagte, in ein Boot schleppen, in welchem er ihn über den Waldstädter See in ausländische Gefangenschaft zu bringen gedachte. Noch war aber die schwanke Barke nicht weit über das Rütli hinausgekommen, als aus den Schlünden des Gotthard plötzlich der Föhn mit unwiderstehlicher Gewalt hervorbrach. Das Schiff gerieth in augenscheinliche Gefahr zu sinken oder an den benachbarten Felsen zerschmettert zu werden. Nur von Wilhelm Tell, dem weit berühmten Steuermann, hoffte die Mannschaft Rettung aus dieser Todesnoth. Geßler, ängstlich besorgt um sein Leben, entledigte ihn der Fesseln und übergab ihm das Steuerruder. Mit kräftiger Hand ergriff es Tell und leitete das Schiff an dem Axenberge vorbei. Nicht weit von da, an der Stelle, welche bis auf den heutigen Tag Tell's Platte heißt, drückte er den Hintertheil des Schiffes so nahe als möglich an das Ufer, griff mit der linken Hand nach Pfeil und Bogen, mit der Rechten erfaßte er ein hervorragendes Gestrüppe, stieß den Kahn mit gewaltiger Kraft in den See hinaus und kletterte rasch den steilen Berg hinan. In der hohlen Gasse bei Küßnacht trafen Tell und Geßler wieder zusammen. Dort fiel der Tyrann, durchbohrt von demselben Pfeile, den ihm Tell in dem furchtbaren Augenblicke bestimmt hatte, da er den Apfel vom Haupte seines Sohnes schoß. Mögen Tyrannen und Fürstenknechte diese That verunglimpfen. Wer den Krieg mit der Menschheit begonnen hat, fordert diese selbst zu gerechter Nothwehr auf. In seinem eigenen Namen, im Namen der schwer gedrückten Gemeinden von Uri und Unterwalden, im Namen der gesammten

nach Freiheit ringenden Menschheit machte Wilhelm Tell dem Ungeheuer ein Ende, welches größern Schaden brachte, als die Crocodille des Niles und, ebenso wenig als diese, von sittlichen Gefühlen geleitet wurde. Umsonst bemühten sich die Anhänger der Tyrannen, Tell's Kernschuß in das Herz Geßler's als einen gewöhnlichen Meuchelmord darzustellen. Alle Männer der Freiheit erkennen darin eine hochherzige That und die Grundlage, auf welcher die Freiheit der Schweizer erbaut wurde. Kein Volk errang jemals ohne Blut seine Freiheit; und wenn der gesittete Mensch auch jeden Tropfen unnütz vergossenen Blutes bedauert, so wird er vor Blutströmen nicht zurückbeben, wenn sie zwischen ihm und der Freiheit in der Mitte fließen.

Schon im Jahre nach der That, schon im Jahre 1308, stiftete Wilhelm Tell, welcher damals das Amt eines Meiers von Bürglen verwaltete, die Kapelle zu Bürglen, welche bis zum heutigen Tage ein sprechendes Denkmal der zwei Schüsse Tell's ist. Daß Tell lebte und von seinen Zeitgenossen als ein Vorkämpfer der Freiheit Uri's gefeiert wurde, erhellt aus dem Zeugnisse der hundertundvierzehn Personen, welche in der Landsgemeinde zu Uri (1388), sich seiner persönlich erinnerten, aus der Chronik, welche Klingenberg um das Ende des vierzehnten Jahrhunderts schrieb, aus der Erzählung Melchior Ruеß, eines Luzerners, welcher die Chronik des luzernischen Stadtschreibers Eglof Etterlin's von dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts benützte, als er im Jahre 1480 sein Buch verfaßte und aus der einstimmigen Ueberzeugung der Landleute von Uri, welche seit dem Jahre 1387 eine besondere gottesdienstliche Feier der That Tell's zu Ehren gründeten. Wilhelm Tell lebte bis zum Jahre 1354. Sein Mannsstamm pflanzte sich bis 1684, seine weiblichen Nachkommen bis 1720 fort. Jahrhunderte hindurch wurden die eben mitgetheilten, Tell betreffenden Thatsachen von allen Bewohnern der Waldstätte der Schweiz und der gebildeten Welt ohne allen Zweifel geglaubt, Jahrhunderte hindurch wurden die Nachkommen Tell's im Andenken an ihren großen Vorfahr gefeiert und geehrt. Bis auf den heutigen Tag sind die Kapelle zu Bürglen, die Tell's Platte am Fuße des Axenbergs, der Hohlweg von Küßnacht und unzählige andere Ueberreste der Vergangenheit sprechende Zeugen für die Wahrheit, daß Wilhelm Tell ein heldenmüthiger Vorkämpfer schweizerischer Freiheit war. Leute, welche an das vergötterte Brod, an alle Mythen und Fabeln des alten und neuen Testamentes, an tausend abgeschmackte Wundergeschichten bereitwillig glauben, stellen Tell's große That als unglaubwürdig in Abrede. Beweise für ihre Ansicht stehen ihnen freilich keine zu Gebote. Sie begnügen sich damit, diejenigen Urkunden, welche das Dasein und die Wirksamkeit Tell's über jeden Zweifel erheben, zu beanstanden. Ihr Haupteinwand bleibt immer, daß Saco eine ähnliche Geschichte von Tocco erzählt, wie sie uns von Geßler und Tell berichtet wird, als ob von zwei ähnlichen Ereignissen, die sich im Laufe der Jahrhunderte zutrugen, nothwendig das eine erfunden sein müßte, als ob von zwei ähnlichen Thatsachen, die uns berichtet werden, nothwendig gerade die jüngere gefälscht sein müßte! Es möchten die Tyrannen aus der Geschichte alle hochherzigen Thaten freier Männer ausmerzen. So lange die Menschen noch an Tell glauben und diesen Helden als einen Vorkämpfer der Freiheit verehren, kann sich kein Tyrann auf seinem Throne oder auf stolzem Rosse inmitten seiner Schergen sicher fühlen. Darum soll der Tell zu einer fabelhaften Person gestempelt werden und darum versöhnt sich, wenn im Wiener Hoftheater Schiller's Wilhelm Tell aufgeführt wird, der kühne Schütze mit dem Landvogte, statt ihm den Pfeil in's Herz zu schießen. Daß die Habsburger zu allen Zeiten die Geschichte verfälscht haben, ist bekannt. Denkende Menschen sollten sich aber von ihnen nicht irre führen lassen. Tell's entschlossene That war nicht die Folge der im Rütli gegründeten Eidgenossenschaft. Sie stand vielmehr mit den Worten derselben geradezu im Wider=

spruche, indem Tell nach seinem eigenen Ermessen sein Wagniß unternommen und das Blut des verhaßten Vogtes vergossen hatte. Sie war aber im Geiste der Eidgenossenschaft, lähmte deren Feinde und ermuthigte alle Bewohner der drei Waldstädte, den im Rütli gefaßten Entschluß rasch auszuführen. Alle Besprechungen, ähnlich den im Rütli gepflogenen, wurden verrathen. *) Schwerlich würden diejenigen des Rütli der Wachsamkeit Geßler's entgangen sein, hätte Tell nicht eingegriffen. Mit Sicherheit konnten die Eidgenossen nach Geßler's Tode ihre Pläne zur Ausführung bringen. In der ersten Stunde des Jahres 1308 ließ sich einer der Eidgenossen von einer Magd auf der Burg Roßberg an einem Seile in ihre Kammer ziehen. Mit demselben Stricke zog er zwanzig Genossen, die sich im Graben versteckt hielten, die steile Mauer hinan. Mit leichter Mühe überwältigten die Jünglinge den Burgamtmann, sein Gesinde und vier Knechte, besetzten das Thor und harrten in Stille. Den folgenden Morgen zog der Vogt Landenberg, der zu Sarnen wohnte, wie gewöhnlich an hohen Festen, von der Burg herab nach der Kirche. Ihm begegneten zwanzig Männer von Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hasen und Hühnern. Der Vogt, welcher glaubte, es sollten ihm die üblichen Neujahrsgeschenke gebracht werden, ließ die Landleute freudig in die Burg ein. Auf ein gegebenes Zeichen holte jeder der jungen Männer ein Eisen unter seinem Rocke hervor und steckte es auf seinen Stab, der dadurch zur Lanze ward. Aus dem nahen Erlenwald eilten ihnen dreißig Genossen zu Hülfe. Das Schloß wurde genommen und dessen Bewohner gefangen. Von der Zwingburg herab gaben die Jünglinge das Zeichen des allgemeinen Aufstandes. Ganz Unterwalden erhob sich, wie ein Mann. Die Landleute von Uri nahmen den Twinghof ein, den Geßler nicht mehr vertheidigen konnte. Der Stauffacher rückte mit den Schwyzern an den Lowerzer See und nahm die Burg zu Schwanau. An dem Tage, an welchem die Burgen der Tyrannen in die Hände des Volkes fielen, wurde, wie im Rütli geschworen worden war, kein Tropfen Blutes vergossen und selbst den Herren und Pfaffen keines ihrer erzwungenen oder erschlichenen sogenannten Rechte genommen. Der Landenberg wurde, als er durch die Wiesen von Sarnen gegen Alpnach floh, ereilt, doch die Eidgenossen schonten seiner. Sie nahmen ihm und den übrigen gefangenen Vögten nur einen Eid ab, nicht wieder in die schweizerischen Waldstädte kommen zu wollen. Erst in der Schlacht von Moorgarten traf den meineidigen Landenberg der wohlverdiente Tod. Den 7. Januar (1308) kamen die Schwyzer zusammen und erneuerten ihren uralten ewigen Bund. An einem Tage hatten sie sich frei gemacht, doch ein Kampf, welcher sich durch zwei Jahrhunderte zog, war erforderlich, die errungene Freiheit zu behaupten. So viel mühsamer und schwieriger ist es, ein hohes Gut zu bewahren, als es zu erwerben

§ 21. Die drei Waldstädte.

Als König Albrecht I. Kunde von den Vorgängen in den drei Waldstädten erhielt, ergrimmte er. Doch war er zu sehr mit seinem Kriegszuge gegen Böhmen und seinen Absichten auf Thüringen beschäftigt, als daß er sofort gegen die Schweizer in's Feld rücken konnte. Schon in den ersten Tagen des Frühlings kam er aber in die Gegend von Basel und belagerte Fürstenstein, das Schloß Werners von Rothberg, eines Dienstmannes des Hochstiftes Basel. Albrecht war nämlich mit dem Bischof Peter Aichspalter, dem spätern Kurfürsten von Mainz, zerfallen, weil dieser den Sißgau, nach welchem er selbst seine gierigen Hände ausstreckte, an sich gekauft hatte. Er verweigerte dem Bischofe Otto von

*) Siehe oben § 18, S. 115.

Granson, dem Nachfolger Aichspalter's, die Ertheilung der Reichslehen und gerieth darüber mit diesem in Fehde. Sein Hoflager hatte Albrecht zu Königsfelden aufgeschlagen, von wo aus er den Aargau und Thurgau durchzog und seine kriegerischen Rüstungen betrieb. Die offenbare Ungerechtigkeit, welche Albrecht an dem Bischofe von Basel verübte, hätte ihm damals fast schon den Tod zugezogen. Mit Mühe und nur durch List hielt Hugo zur Sonne den Bischof ab, Hand an den König zu legen, als dieser im Hofe der Herren Mönch von Möncheberg zu Basel verweilte. Nicht minder gewaltthätig und ungerecht verfuhr Albrecht gegen den Abt von St. Gallen, welchem er die kaum aus ihren Trümmern wieder erstandene Stadt Wyl vorenthielt. Bevor übrigens dieser König gegen die drei Waldstädte etwas ernstliches unternehmen konnte, ereilte ihn der Tod, (im Mai 1308).*) So endeten die weitaussehenden Eroberungspläne Albrechts I. Er starb in einem Alter, da sein Vater noch ein unbekannter Graf im obern Deutschland gewesen war. Schon am folgenden Morgen wurde das königliche Lager aufgebrochen. Eilig schlossen die Habsburger mit dem Bischofe von Basel Frieden und bezahlten diesen noch mit Gelde. Alle habsburgischen Burgen und Bergpässe wurden auf den Kriegsfuß gesetzt. Die Habsburger waren frech genug, selbst von den schweizerischen Waldstädten Hülfe zu verlangen. Die fünf Söhne Albrecht's waren überaus geschäftig, dem ältesten unter ihnen, dem Herzoge Friedrich, die deutsche Königskrone zu verschaffen. Alle Städte besserten ihre Mauern aus und besetzten die Thore. Man sah allgemein einen verderblichen Kampf zwischen den herrschsüchtigen Habsburgern und deren zahlreichen Gegnern voraus. Der Abt von St. Gallen ließ sich von dem Volke in weniger als einem Jahre acht Steuern zahlen, um sich zum Kriege rüsten zu können. Die Schwyzer befestigten den Paß, welcher in ihr Land führt, die Unterwaldner errichteten ein Pfahlwerk, um die Landung zu Stanzstad zu verwahren und erbauten in der Nähe einen festen Thurm, dem Lande zur Wehr und Wacht. Auf das Verlangen der Habsburger, ihnen Hülfe zu senden, antworteten die Eidgenossen: „Den König, welcher uns nie Gutes erwiesen, wollen wir an Denen nicht rächen, die uns nie Leid gethan; wir wollen keinen Theil nehmen an ihrer That; wir halten Frieden mit Allen, die uns ruhig lassen."

Solothurn und Bern erneuerten auf ewig ihren frühern Bund, die Städte vom Aargau dagegen, welchen die Könige Rudolph und Albrecht manche Gunst erwiesen hatten, schwuren auf dem Stein zu Baden den Habsburgern Treue. Heinrich von Luxemburg wurde auf Betreiben desselben Peter Aichspalter, mit welchem Albrecht I. wegen des Ankaufs des Sißgaues gestritten, und welcher mittlerweile das Erzbisthum Mainz erhalten hatte, zum deutschen Könige erwählt. Die Habsburger wurden durch diese verfehlte Hoffnung nur noch grimmiger und ließen ihre Wuth an den unglücklichen Verwandten und Anhängern der Gehülfen ihres Vetters Johann aus. Herzog Leopold eroberte die Burg Wart, ermordete alle Diener des Herrn Rudolph und zerstörte die Feste. Dem Herrn Jakob von Wart, der von seines Bruders Rudolph Gedanken keine Kenntniß gehabt hatte, raubte Leopold sein ganzes Vermögen, so daß er sein Alter zu Steftenbach, in einem Dorfe seiner Voreltern, in einer schlechten Hütte elend zubringen mußte. Farwangen, des Herrn von Palm festeste Burg, wurde auf Gnade übergeben. Die habsburgische Gnade bestand darin, daß der Herzog Leopold und seine Schwester Agnes dreiundsechszig Krieger, welche eben so unschuldig waren, als die Diener Rudolphs von Wart, vor ihren Augen in dem Walde enthaupten ließen. Ein gleiches Schicksal hatten sechsundvierzig Männer, als die Habsburger eine zweite Feste des Herrn von Palm, Altbüren, zerstörten, desgleichen Masch-

*) Siehe oben § 3.

wanden, eine Burg des Hauses von Eschenbach und deren Besatzung, welche in Diensten des Herrn Walthers stand. In dieser Burg war es, wo die Königin Agnes mit eigener Hand ein Kind, das sie in der Wiege fand, erwürgen wollte. Mit Mühe retteten die Kriegsleute das gefährdete Leben des Säuglings. Als die Habsburgerin die dreiundsechszig Männer von Farwangen abschlachten ließ und deren Blut sie netzte, rief sie frohlockend aus: „Nun bade ich in Maithau!" Zuletzt wurde die Schnabelburg, auf dem Berge Albis, welche dem Hause Eschenbach gehörte, zerstört und wiederum fiel die ganze Besatzung als Opfer habsburgischer Rache. Mitten unter diesen Metzeleien vergaßen die Habsburger die ihnen angeborene Habgier nicht. Die vom Könige Heinrich VII. über alle Theilnehmer an der gegen Albrecht I. gerichteten Verschwörung ausgesprochene Reichsacht hatte zur Folge, daß deren Güter dem Reiche verfielen. Die Habsburger benützten aber die gute Gelegenheit, so viel sie konnten von den Gütern ihrer unschuldigen Opfer an sich zu reißen; namentlich behielten sie diejenigen des Herrn von Palm, Oberhofen und Usspunnen für sich. Einen andern Theil der geraubten Güter verwandten sie auf die Gründung und Bereicherung mehrerer Klöster. Der Freiherr von Wart, welcher nur Zeuge, nicht Mitschuldiger der That gewesen war, wurde, als er beim Pabste zu Avignon um Sündenvergebung nachsuchte, von Herrn Diebold von Blamont, einem Vetter seiner Gemahlin, an die Habsburger ausgeliefert. Mit gebrochenen Gliedern, auf dem Rade gespannt, sprach der kühne Mann: „ich zwar muß unschuldig sterben; aber in Wahrheit haben auch die Anderen keinen König erschlagen, sondern den, welcher, wider Ehre und Eid, eine blutige Hand an seinen Herrn, König Adolph, gelegt; wider Gott und Recht seinem Vetter, Herzog Hans, das Land vorenthalten, und wohl werth gewesen wäre, zu leiden, was nun ich. Mir vergebe Gott meine Sünden!" Umsonst hatte seine Gattin vom Hause Palm die blutige Agnes knieend um ihres Gatten Leben gebeten. Drei Tage und drei Nächte lebte Wart mit gebrochenen Gliedern auf dem Rade. Drei Tage und drei Nächte harrte das treue Weib betend bei ihm aus. Als er gestorben war, ging sie zu Fuße nach Basel und starb gebrochenen Herzens. Auch Rüsseling, der Knecht des Herrn von Wart, wurde, gleich diesem, hingerichtet. Würdig schloß Agnes ihr blutiges Handwerk damit, daß sie auf dem Felde, wo ihr Bruder Albrecht I. den Tod empfing, ein Kloster der Minoriten und ein Clarissinen-Frauenkloster stiftete. Sie hatte zuvor über tausend unschuldige Männer, Frauen und Kinder durch des Henkers Hand hinrichten lassen. In den öden Mauern der beiden von ihr gegründeten Klöster wurden mehr als so viele Herzen von den Händen der Pfaffen gebrochen. So finster aber auch jene Zeiten waren, so sagte doch ein alter Kriegsmann König Rudolph's, Berthold Strebel von Oftringen, welcher bei Habsburg auf einem Berge als Einsiedler lebte, und den sie vergeblich einlud, die Kirche ihres Klosters zu besuchen, der blutigen Agnes die Wahrheit. „Frau," so sprach er zu ihr, „es ist ein schlechter Gottesdienst, unschuldiges Blut vergießen und aus dem Raube Klöster stiften. Gott hat Gefallen an Gütigkeit und Erbarmen." Auch Andere erkannten den bösen Sinn der Agnes und erklärten offen: „daß auf deren Schein geistlichen Wandels nicht viel zu halten sei." König Heinrich VII. duldete zwar alle Schandthaten der Habsburger, welche sie unter dem Vorwande der wider die Mörder Albrecht's geschleuderten Reichsacht verübten, allein er bestätigte die Reichsunmittelbarkeit der Schweizer und ihre Unabhängigkeit von fremden Gerichten. Er erklärte, daß die Eidgenossen nicht unrecht gethan hätten, sich der tyrannischen Vögte der Habsburger zu entledigen. Bei inländischen Gerichten konnten die Habsburger nicht erwarten, ihren Streit wider die Eidgenossen zu gewinnen. Schon im Jahre 1309 rüsteten sie sich daher zum Kriege wider die freien Söhne der Alpen. Heinrich's VII. Feldzug in Italien und die Blutrache nahm jedoch

die Kräfte der Habsburger dermaßen in Anspruch, daß mehrere Jahre vergingen, bevor der Feldzug begann. Mittlerweile bewiesen die Eidgenossen, daß sie, wie gegen die Habsburger, so auch gegen die Conventherren von Einsiedeln sich Recht zu verschaffen wüßten. Als diese (1311) zwei Männer aus Schwyz, welche nach dem Kloster eine Wallfahrt gethan hatten, beschimpften und sogar mit Messern stachen, rückten sie am 1. März 1314 Nachts vor das Kloster Einsiedeln und führten die schuldigen Conventherren, den Schulmeister und den Pfarrer gefangen über die Berge nach Schwyz. Sie ließen zwar, auf Verwendung vieler mächtiger Freunde die Verhafteten wieder frei, hatten jedoch ihren Nachbarn einen solchen Schrecken eingejagt, daß diese sich hinfüro hüteten, den Schweizern Grund zu ähnlichen Unternehmungen zu geben. Zu jener Zeit stand Luzern noch unter habsburgischer Herrschaft. Von dieser Stadt aus konnten die drei Waldstädte am Leichtesten überfallen werden. Im Anfange des Jahres 1314 rüsteten die Luzerner ein großes Schiff, genannt die Gans, aus und fuhren damit Nachts an den Thurm zu Stanzstad, um Unterwalden unter das habsburgische Joch zurück zu bringen. Der Wächter in Stanzstad gab rasch mit Fackeln dem Volke das Zeichen drohender Gefahr und wälzte einen Mühlstein auf das feindliche Schiff. Zugleich kam glücklicherweise das Urner Marktschiff, der Fuchs, daher gefahren. Die Luzerner, welche ohnedies nur auf den Antrieb der Habsburger die Unternehmung gewagt hatten, eilten umzukehren, nicht ohne Verlust einiger Todten. So lange Heinrich VII. von Luxemburg deutscher König war, wagten die Habsburger keinen ernstlichen Kampf gegen die Eidgenossen, da diese sich des kaiserlichen Schutzes erfreuten. Dreihundert Eidgenossen waren mit Heinrich VII. nach Italien gezogen. Als aber nach seinem Tode die Habsburger in offenen Krieg mit dem deutschen Könige Ludwig IV. geriethen, hielt die Scheu vor Kaiser und Reich sie nicht mehr ab, die Schweizer mit Krieg zu überziehen. Um die altgläubigen Hirten durch geistliche Waffen in Schrecken zu versetzen, bewirkten sie, daß der Abt von Einsiedeln und der Bischof von Constanz die Waldstädte mit dem Kirchenbanne belegten. Das kaiserliche Hofgericht zu Rothweil, welches unter habsburgischem Einflusse stand, fügte zu dem Banne noch die Reichsacht hinzu. Doch da dem Friedrich von Oestreich Ludwig von Baiern feindlich entgegenstand, wurden die Eidgenossen durch den Kurfürsten von Mainz von dem Banne, und durch den König Ludwig von der Reichsacht losgesprochen. Je fester die Eidgenossen zusammenstanden und je weniger sie die Ränke der Habsburger fürchteten, desto mehr wuchs deren Grimm und Rachsucht. Herzog Leopold drohte „diese Bauern mit seinem Fuße zu zertreten," und ließ viele Stricke herbeischaffen, mit denen er die Vorsteher des Volkes zu binden oder hinzurichten gedachte. Glücklicherweise waren aber die Feldherrngaben des Herzogs nicht eben so groß, als sein Zorn. Er war zwar sehr geschickt auf Raubzügen und verstand es, einen kleinen Haufen durch seine ungestüme Tapferkeit mit sich fort zu reißen; allein für Raubzüge war das Land der Eidgenossen nicht gut gelegen und ein kleiner Haufen reichte nicht hin, diese kühnen Männer zu besiegen. Die zaghaften Nachbarn der Waldstädte, welche besorgten, selbst unter einem Kriege zwischen Habsburg und den Schweizern zu leiden, bemühten sich vergebens, eine Ausgleichung zu Stande zu bringen. Herzog Leopold verlangte von den Eidgenossen, sie sollten seinen Bruder Friedrich*) als Kaiser anerkennen. Hätten sie dieses gethan, so wären ihnen, ohne Zweifel, bald wieder Vögte, ähnlich dem Geßler und dem Landenberg gesetzt worden. Die freien Männer erwiederten dem Grafen von Tokenburg, der den habsburgischen Antrag ihnen überbrachte: „es käme wohl uns zu über den Herzog Leopold zu klagen: wir wollen ihn aber, wenn er uns überziehen will, mit Gott erwarten, und seiner Macht uns wehren." Auf dem Steine zu Baden, wohin Leopold zog, nachdem

*) Siehe oben § 5.

er mit Katharina von Savoyen und sein Bruder Friedrich mit Isabella von Aragonien sich unter großen Feierlichkeiten zu Basel vermählt hatten, wurde Kriegsrath gehalten. Dort kam man überein: „auf daß der Krieg wider die drei Waldstädte so schnell als glücklich geführt und geschlossen werde, wird aus verschiedenen Gegenden ein dreifacher Angriff geschehen müssen. Wenn die Schweizer diesen Anschlag erfahren, so wird ihr Bund worauf sie trotzen, sich auflösen und sie werden an allen Orten schlecht widerstehn; oder wir werden die Feinde überraschen an dem Ort schlagen, an dem Ort aufhalten, umringen und endlich ausrotten."

Graf Otto, der jüngere, von Straßberg, rückte mit viertausend Mann aus dem Oberlande gegen Unterwalden. Die Amtleute von Willisau, Wollhausen, Rothenburg und Luzern sammelten mehr als tausend Mann, um von dem See aus Unterwalden zu überfallen. Der Herzog Leopold führte zwei Heerhaufen gegen Zug; voran die Reiterei. In deren Reihen stand der ganze alte Adel von Habsburg, Lenzburg und Kyburg, der Marschall von Hallwyl, der eidvergessene, rachedurstige Landenberg, die Brüder des Vogtes Geßler, die Bonstetten, welche die Gestade des Aegerisees von allen Zeiten her genau kannten, der Graf Heinrich von Montfort zu Tettnang, zwei Grafen von Thun und von Laufenburg, der Graf von Tokenburg, dem die Habsburger die Pflegschaft über Glaris und Gastern gegeben hatten, Werner von Honberg, welcher hoffte Rapperschwyl zu erben, und viele andere Grafen, Ritter und Herren. Das Kloster Einsiedeln schickte seine Mannschaft unter dem Herrn von Urikon und selbst aus Zürich stießen fünfzig Bürger, weiß und blau gekleidet, zum Heere des Habsburgers. Diese furchtbare Kriegsmacht erschütterte den Muth der Eidgenossen nicht. Die Schwyzer hatten ihr Land von dem rothen Thurme bis an den Thurm Schoren wohl verschanzt. Vierhundert Männer von Uri und dreihundert Unterwaldner landeten zu Brunnen, und zogen von da in den Flecken Schwyz. Hier vernahmen die Krieger den Rath eines alten Mannes, Rudolph Reding von Biberegg, eines der Männer des Rütli, den zwar die Füße nicht mehr trugen, dessen Geist aber frisch und dessen Muth ungebrochen war. „Vor allen Dingen," so sprach der Greis zu den Jünglingen, „müßt Ihr suchen des Krieges Meister zu werden, damit nicht auf den Feind, sondern auf Euch ankomme, wenn, wo und wie der Angriff geschehen solle; dazu werdet Ihr kommen vermittelst einer guten Stellung. Ihr an Zahl bei weitem die schwächeren, müsset trachten, daß dem Herzoge die überlegene Macht nichts helfe, und Euer kleiner Haufen in keiner, als der entscheidenden Stunde und nicht ohne Vortheil das Leben wagen müsse. Der Herzog wird von Zug nicht auf Art kommen, denn stundenweit ist dort ein Berg und hier der See. Der Paß von Zug durch den Wald und an dem Aegerisee ist zwar von gleicher Beschaffenheit, aber die Gefahr ist viel kürzer; hier wird alles auf den Gebrauch der Augenblicke ankommen. Ihr wisset wohl, daß die Anhöhe des Moorgarten eine natürliche Schanze vorstellt, über welche die Alte-Matte sich in eine nicht unbeträchtliche Ebene ausbreitet, mit welcher der Berg Sattel zusammenhängt. Von dem Sattel herunter kann mehr als eine Sache mit gleichem Glück geschehen; man kann von dem Berg über die alte Matte auf den Moorgarten Anlauf nehmen, um den Feind in dem Paß zu erschrecken, ihm in die Seite zu fallen und ihn zu trennen; oder man kann im Thale dem vorgerückten Feinde in den Rücken fallen, oder ihn an Allem verhindern und ihn abschneiden. Alles wird dadurch leichter werden, daß der Feind euch verachtet und daß der Vertheidigungskrieg am besten von Denen geführt wird, welche das Land wohl kennen."

Die Jünglinge verschmähten den Rath des Greises nicht. Sie erwogen reiflich seine Worte und dankten ihm für seine Belehrung. Sie gingen nicht leichtfertigen Sinnes in den Kampf. Sie erkannten, daß über den Gewaltigen der Erde eine höhere Macht stehe,

welche die Geschicke der Menschheit lenke. Zu dieser erhoben sie, nach alter Sitte knieend, ihre Blicke und stärkten sich im Gefühle, daß dieser Macht keine irdische gewachsen sei. Dann gingen sie, in geschlossenen Reihen, und in strenger kriegerischer Ordnung voran und besetzten den Berg Sattel. Damals hatte der Fluß Lorez noch nicht bei Wyl=Aegeri sein tieferes Bette bekommen. Der Aegerisee erstreckte sich bis hinauf nach Trimbach an den Fuß von Moorgarten. Die Straße ging daher nicht unten im Thale, sondern durch die Wiesen an den Höhen herum. Dicht bei Moorgarten ist die Gränze, welche Schwyz vom Lande Zug trennt. Dort hatten sich fünfzig Männer, welche in den politischen Streitigkeiten der letzten Jahre aus Schwyz vertrieben worden waren, gesammelt, als ihnen die Kunde von dem habsburgischen Heerzuge zukam und baten um Erlaubniß, durch mannhafte Vertheidigung des gemeinen Besten mit den auf dem Berge Sattel vereinigten Eidgenossen kämpfen zu dürfen. Die Eidgenossen trugen Bedenken, die Verbannten innerhalb der Gränzen des Landes aufzunehmen. In Uebereinstimmung mit den Hauptleuten der Schweizer besetzten die Verbannten aber außerhalb der Gränzen von Schwyz den Moorgarten, entschlossen für das Vaterland ihr Leben zu wagen. Als die Sonne am fünfzehnten des Wintermonats (1315) aufging, glänzten ihre ersten Strahlen von den Helmen und Panzern der heranziehenden Ritter wieder. So weit die Blicke reichten, schimmerten die feindlichen Waffen. Noch niemals hatte sich eine solche Heeresmacht den Gränzen der drei Waldstädte genähert. Nur dreizehnhundert Bürger und fünfzig Verbannte standen der verbundenen Macht der Habsburger, des Adels von Süddeutschland und zahlreicher Städte gegenüber. Montfort von Tettnang führte, ohne die umliegenden Höhen erforscht zu haben, die Reiterei gerade in den Paß, zwischen Berg und Wasser mitten hinein. Als der enge Raum sich dicht mit Reitern gefüllt hatte, begannen auf dem Grunde, welcher den Moorgarten vom Kaiserstock scheidet, die fünfzig Verbannten unter laut schallendem Kriegsgeschrei den Angriff. Große Steine, die sie gesammelt hatten, wälzten und schleuderten sie, mit riesiger Leibeskraft, mitten in die Schaaren hinein, welche in stolzer Siegesgewißheit dahin zogen. Als die Eidgenossen auf dem Berge Sattel die Verwirrung wahrnahmen, welche in den feindlichen Reihen alsbald eintrat, stürzten sie in vollem Laufe, aber in fest geschlossenen Reihen den Feinden in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen der Ritter und stachen und hieben mit langen Hellebarden in die Masse ein, welche erschreckt und eng zusammengedrängt ihnen kaum einigen Widerstand entgegensetzen konnte. „Nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen!" Unfähig, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, fielen der Graf Rudolph von Habsburg=Laufenburg, drei Freiherren von Bonstetten, zwei von Hallwyl, drei von Uricon und vier von Tokenburg. Hier ereilte den Landenberg der früher schon tausendfältig verdiente Tod, und zwei Geßler empfingen gleich ihrem Bruder, dem Vogte, von Bauernhänden die Todeswunde. Als das Getümmel der Schlacht allgemeiner wurde, die Pferde sich bäumten und immer wilder mit den Hufen um sich schlugen, und die Sonne höher stieg, brach die dünne Eisrinde, welche den Moorgarten bedeckte. Die Pferde versanken in den Sumpf, die Reiter waren wie festgenagelt. Wer rechter Hand zu entkommen suchte, ertrank im See, wer links sich wandte, wurde von den Eidgenossen erschlagen. Derjenige Theil der Reiter, welcher noch nicht so weit in den Paß vorgedrungen war, um von den Felsen und den Hellebarden der Schweizer erreicht werden zu können, wandte in jäher Furcht die Pferde zu rascher Flucht. Das Fußvolk, welches in dichten Haufen folgte, wurde von ihnen niedergeritten. Die Eidgenossen brachen in die Lücken ein, welche die feindlichen Reiter selbst ihnen bahnten, und verfolgten die Flüchtlinge. Wie furchtbar der Verlust der Habsburger war, läßt sich schließen. Von den fünfzig Zürichern entkam nicht ein Mann. Der stolze Herzog Leopold

ergriff zu guter Zeit die Flucht. Er machte keinen Versuch, die gebrochenen Reihen seines Heeres wieder zu schließen, vertraute sich vielmehr einem der Wege kundigen Manne, der ihn auf sicheren Gebirgspfaden vom Schlachtfelde hinwegführte. Erst in Winterthur stellte er seine Flucht ein. Todesblaß und in tiefer Traurigkeit traf er dort ein. Anderthalb Stunden hatten genügt, das habsburgische Heer in vollständige Auflösung zu versetzen. Der Verlust der Schweizer war sehr gering. Ein Sohn oder Vetter des hochherzigen Walther Fürst, der Herr von Beroldingen, und Hospital, welcher, im Widerspruche mit seinem volksfeindlichen Sohne, für die Freiheit kämpfte, waren die hervorragenden Männer, deren Tod das Vaterland und die Menschheit zu beklagen hatte.

Der zweite Heerhaufen, welcher, unter Straßberg's Führung in Unterwalden vom Oberland her, einfallen sollte, erstieg am Tage der Moorgartner Schlacht den Berg Brünig und rückte von da herab durch den Wald mit viertausend Mann in das Land ein. Ueber Lungern, Saxeln, Sarnen kam er bis an die Alpnacher Bucht zu derselben Zeit, da die Mannschaft von Luzern bei Bürgenstadt zu landen versuchte. Mittlerweile waren die Sieger von Moorgarten, nachdem die Feinde in eiliger Flucht zerstäubt waren, an den Waldstättersee zurückgekehrt. Dort erfuhren die Unterwaldner, daß ihr Land von zwei Seiten bedroht sei. Freudig erboten sich Urner und Schwyzer ihnen beizustehen. Die dreihundert Unterwaldner fürchteten aber, ungeachtet der Anstrengungen dieses und des vorigen Tages, die fünftausend Fürstenknechte nicht, welche in ihr Land gefallen waren. Sie lehnten die dargebotene Hülfe ab. Nur hundert Mann von Schwyz ließen sich nicht abhalten und fuhren mit ihnen bei gutem Winde über den See, landeten bei Buchs und schlugen die Luzerner in so eilige Flucht, daß viele ihren Tod im Wasser fanden. Von den drei Heeren der Habsburger, deren kleinstes den Eidgenossen an Zahl fast gleich kam, deren zweites ihnen dreimal überlegen war und deren größtes jedem Freiheitskämpfer wohl zwanzig bis dreißig Fürstenknechte entgegenzustellen hatte, war nur noch Straßberg's Haufen übrig. Wäre dieser von dem Geiste freier Männer beseelt gewesen, so hätte er die kleine Schaar der Unterwaldner nicht zu fürchten gebraucht. Allein Straßberg's Heer war gleich denjenigen, die bei Moorgarten und Bürgenstadt geschlagen worden waren, aus Fürstenknechten zusammengesetzt. Als die Oberwaldner zu Kerns Kenntniß von dem doppelten Siege ihrer Freunde erhielten, rückten sie, mit unermeßlichem Jubel, gegen den Grafen von Straßberg vor. Diesen betäubte das Siegesgeschrei der Feinde. Der Anblick österreichischer Fahnen, welche die Eidgenossen ihren Schaaren vorantrugen, schreckte ihn, indem er darin die Beweise der Niederlage des Herzogs Leopold erkannte. Er konnte nicht wagen, zu siegen, wo sein Herr geschlagen worden war. Einen Sieg am Tage, da sein Herr mit zehnfacher Stärke unterlegen war, hätte ihm dieser wahrscheinlich weniger, als eine eilige Flucht verziehen. Ohne sein Heer mit demjenigen der Eidgenossen zu messen, befahl er den Rückzug. Diesen suchte er zu decken, indem er sich mit wenigen Genossen den Unterwaldnern entgegen warf. Als er aber an der linken Hand verwundet wurde, hielt er nicht länger Stand und floh mit den Seinigen über die Berge nach Luzern. So endeten die drei Heerhaufen, welche von drei Seiten her die Eidgenossen angriffen. Der Fuß, welcher die Bauern zertreten wollte, mußte in eiliger Flucht über die Berge laufen und die Stricke, mit denen Leopold die freien Männer der drei Waldstädte binden und hinrichten wollte, gingen im allgemeinen Untergange seines Heeres verloren. Herzog Leopold sollte seine Schmach überleben, um deren ganze Bitterkeit zu empfinden. Auch edle und hochherzige Männer sind häufig in Schlachten besiegt worden. Ihnen gereichten selbst Niederlagen zur Ehre, weil sie für eine gute Sache kämpften und nicht die Schuld der verlorenen Schlachten trugen. Wer aber von unbändigen Leidenschaften getrieben

der Sache der Freiheit entgegentritt, befleckt sich selbst, ob er siege oder unterliege. Doppelt groß ist aber seine Schmach, wenn er, zur Beschönigung seiner Freveltaten, nicht einmal ausgezeichnete Gaben, weder Staatskunst, noch Kriegskunst geltend machen kann. Dieses war der Fall Herzog Leopold's von Oesterreich. Möchten alle Tyrannen so entschlossenen Freiheitskämpfern begegnen, wie Leopold und möchten sie Alle, gleich ihm, gedemüthigt werden! Sehr richtig bemerkte Johannes Müller, daß nicht die Menge der Erschlagenen, sondern die Folgen eines Sieges den Ausschlag geben. Dennoch ist es nöthig, schon um das Wechselverhältniß der streitenden Theile näher zu bestimmen, auch die Zahl der Getödteten in Erwägung zu ziehn. Tschudi nimmt an, daß bei Moorgarten 9000 Habsburger fielen. Andere zählen 15,000 und 20,000 Erschlagene. Auf der Seite der drei Waldstädte fochten nur 1350 Männer! Die Schlacht von Moorgarten befestigte auf Jahrhunderte hinaus die Freiheit der Schweizer. Doch blieb bei ihnen stets in hohen Ehren das Andenken der Versammlungen auf dem Rütli und der Einnahme des Schlosses Landenberg's. Oft traten bei wichtigen Verhandlungen die Unterwaldner auf dem Rütli zusammen, und auf dem Hügel, welcher Landenberg's Burg trug, halten die Unterwaldner ob dem Kernwald noch heutzutage ihres Landes Gemeinde. Die fünfzig Verbannten, welche so viel zu dem Siege von Moorgarten beigetragen hatten, wurden nicht vergessen. Sie kehrten, auf den Ruf ihres Volkes, ehrenvoll in die Heimath zurück. Die Eidgenossen erneuerten ihren Bund. Es kam ihnen sehr gut zu Statten, daß die Habsburger in offener Empörung gegen den König Ludwig IV. die ganze Macht des deutschen Reiches wider sich hatten. Der deutsche König erklärte alle Höfe der Habsburger in den Landesmarken der Waldstädte für unveräußerliches Eigenthum des Reiches, und bestätigte die Reichsfreiheit der drei Waldstädte. Herzog Leopold sah sich daher veranlaßt, mit den Eidgenossen einen Waffenstillstand auf ein Jahr abzuschließen (1318). Er ließ seine Ansprüche, die er auf die Zerstörung der Burgen und die übrigen, diese begleitenden Handlungen der Eidgenossen gründete, ruhen, bezog aber im Widerspruch mit der eben erwähnten Erklärung des deutschen Königs, die Einkünfte seiner in den Waldstädten belegenen Höfe. Der Waffenstillstand wurde später bis zum Herbstmonat 1323 verlängert. Die Schlacht von Mühldorf war für den ehrgeizigen Leopold ein Schlag, der ihn nicht minder schwer, als der Tag von Moorgarten, traf. Als darauf (1323) König Ludwig von den Waldstädten Kriegsgefolge begehrte, schwuren sie zu Bekenried, nahe beim Rütli, dem Reichsvogte, Grafen Johannes von Aarberg: „dem Reiche so lange sie nicht von demselben verlassen werden, in Allem, wie ihre Voreltern, zugethan zu sein.“ Von Neuem zog Ludwig IV. die Höfe und Gerichte, welche die Habsburger noch in den Waldstädten hatten, an das Reich zurück. Als Herzog Leopold von den Bürgern zu Glaris Hülfe wider die Schweiz verlangte, hatten diese den Muth, das Verlangen abzuschlagen. Die Glarner hatten erkannt, daß die Sache der drei Waldstädte gerecht, der Krieg, den ihnen die Habsburger machten, aber ungerecht und unmenschlich sei. Sie fingen an, sich an dem Beispiele, das ihnen die drei Waldstädte gegeben hatten, aufzurichten und schlossen mit Schwyz ein dreijähriges Bündniß ab. Sie behielten die Habsburger als Maier und Kastvögte bei. Die übrigen Gewalten, welche die Habsburger aber früher in Glaris ausgeübt hatten, namentlich die Reichsvogtei, wurden nicht mehr anerkannt. Zwar verlieh der Herzog Leopold dem Grafen Johann von Rapperschwyl ein Gut, wofür ihm dieser versprach, Krieg gegen die Waldstädte zu führen. Johann nahm das Gut, übte aber wider die Schweiz keine erhebliche Waffenthat. Nach Herzog Leopold's Tode erneuerte dessen Bruder Albrecht den Waffenstillstand. Die Waldstädte leisteten dem Könige Ludwig Kriegsfolge auf seinem Römerzuge, und als sie deshalb in den Bann kamen, fragten sie die Priester, „ob sie singen und lesen, oder aus

den Waldstädten vertrieben werden wollten?" Die Pfaffen zogen das Singen und Lesen, bei gutem Trinken und Essen vor, und der Pabst sagte, als er davon Kenntniß erhielt, „Ihr Verhalten sei klug, obwohl unrecht."

Die drei Waldstädte hatten sich durch Tapferkeit ihre Freiheit gesichert. Zürich aber, welches damals den Mantel nach dem Winde hing, und sogar den Habsburgern Hülfe gegen die Eidgenossen geleistet hatte, kam mit fünf anderen oberdeutschen Städten in die äußerste Gefahr, seine Unabhängigkeit zu verlieren. So lange Ludwig IV. und die Habsburger sich gegenseitig bekriegten, hatten die oberdeutschen Gegenden wenig zu befürchten. Als die hohen Herren aber mit einander Frieden schloßen, mußten, wie gewöhnlich, Bürger und Bauern die Zeche bezahlen. Ludwig verpfändete den Habsburgern die freien Reichsstädte Rheinfelden, Schaffhausen, Zürich und St. Gallen. Sie empfingen so ihre Strafe dafür, daß sie in dem vorhergegangenen Reichskriege auf Seite der Habsburger gestanden waren. Die Züricher wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie die Fürsprache der drei Waldstädte für sich in Anspruch nahmen. Den Eidgenossen, welche den Habsburgern mannhaften Widerstand, und dem Kaiser kräftige Hülfe geleistet hatten, wagte Ludwig die zu Gunsten der Züricher eingelegte Fürbitte nicht abzuschlagen. St. Gallen kam durch die Verwendung der Pfaffen frei. Statt ihrer wurden die Städte Breisach und Neuenburg den Habsburgern überantwortet. Breisach wagte keinen Widerstand, Neuenburg, verlassen von den übrigen Städten, wurde von den Oesterreichern in Besitz genommen. Rheinfelden war von Gütern des Hauses Habsburg dermaßen umschlossen, daß es sich in sein Unglück geduldig ergab. Schaffhausen war auf der einen Seite von den Besitzungen des Grafen Johann von Habsburg-Laufenburg und Rapperschwyl, als Markgrafen des Klettgaues und auf der anderen von denjenigen des Grafen Eberhardt von Nellenburg, dem habsburgischen Pfleger in einem Theile der vorderen Lande umgeben und war überdies von den Habsburgern abhängig, weil das Kloster und der Adel viele Besitzthümer in deren Landen hatten und verlor daher gleichfalls seine Reichsfreiheit.

In so rechtloser und gewaltthätiger Weise verfuhren damals Kaiser und Könige, Fürsten und Herren allgemein gegen ganze Provinzen, Städte und ländliche Gemeinden. Es ist daher vollständig abgeschmackt, wenn Schriftsteller, die sich sogar noch den Schein der Freisinnigkeit geben wollen, den Waldstädten einen Vorwurf wegen ihres Verfahrens gegen das Haus Habsburg machen. An und für sich beruhten alle Erwerbungen des Hauses Habsburg, wie anderer adeliger Häuser des Mittelalters, nur auf Gewaltthat, Erpressung oder Uebervortheilung. Durch dessen fluchwürdiges Verfahren gegen die drei Waldstädte erhielten diese ein vollkommenes Recht, das auf ihnen ruhende Joch zu brechen, Ersatz für alle unrechtmäßig erpreßten Lasten und Abgaben und Entschädigung für allen ihnen durch die Vögte bereiteten Schaden zu verlangen. Dieser Ersatz und diese Entschädigung beliefen sich zusammen weit höher, als die Güter und Einkünfte, welche die Habsburger in den drei Waldstädten besaßen. Zudem gab der Krieg, mit welchem die Habsburger (1315) die drei Waldstädte überzogen, diesen von Neuem ein Recht, sich aller habsburgischen Besitzungen zu bemächtigen, deren sie habhaft werden konnten, und sich für die Kosten desselben daraus bezahlt zu machen, um so mehr, als dieser Krieg ein augenscheinlicher Landfriedensbruch war, indem Heinrich VII. von Luxemburg das Verfahren der Waldstädte gegenüber den Habsburgern ausdrücklich gut hieß und Ludwig IV. ihre Reichsfreiheit feierlich bestätigte. Da dieser deutsche Kaiser überdies die habsburgischen Besitzungen in den drei Waldstädten für Reichsgüter erklärte, so ging den Habsburgern auch jeder Schein eines Anspruchs gegen die Waldstädte verloren. Dessenungeachtet ließen die drei Waldstädte anfangs den Habsburgern ihre Besitzungeu innerhalb ihres Gebietes unverkümmert, sei es, daß sie ihre

Rechte nicht genau kannten, oder sich nicht stark genug fühlten, dieselben, dem mächtigen Hause Habsburg gegenüber, ihrem ganzen Umfange nach geltend zu machen. Wenn Schriftsteller, wie Rotteck, die Urner darum belobt, daß sie auch in späteren Zeiten, als die Schwyzer und Unterwaldner zu richtiger Einsicht gekommen waren, die habsburgischen Besitzungen unangetastet ließen, den Letzteren aber einen Vorwurf daraus macht, daß sie die in ihrem Gebiete belegenen habsburgischen Güter an sich zogen, so beweist dieses nur, daß diese Gelehrten den Zopf noch immer hinten tragen, daß ihre Sympathien mehr auf Seite der herrschsüchtigen Fürsten, als auf der nach Freiheit strebenden Völker stehen, daß sie die ewigen und unveräußerlichen Rechte der Menschheit nicht kennen und einen andern Maßstab für die Fürsten, als für die Völker haben. Die drei Waldstädte würden in ihrem vollen Rechte gewesen sein, wenn sie nach der Schlacht von Moorgarten bis Wien vorgedrungen wären und der habsburgischen Herrschaft aller Orten ein gründliches Ende bereitet hätten. Warum soll ein Volk, dem ein Tyrann seine Menschenrechte nehmen will, nicht befugt sein, diesem dafür seine Herrschergewalt zu entreißen? Das von den Fürsten Europa's gemachte Recht, welches bestimmt ist, die Völker unter ihrem tausendjährigen Joche zu erhalten, setzt sich allerdings über alle Vernunft, jedes sittliche Gefühl, die Vorschriften des Christenthums und jede Regung der Menschlichkeit hinweg. Das europäische Fürstenrecht ist aber nichts anderes, als das Gesetz der Fürsten, welchem die neuere Wissenschaft das Gesetz der Völker entgegen gestellt hat, und daß dieses einigermaßen in das Bewußtsein der Europäer übergegangen ist, beweisen die furchtbaren Revolutionen, welche seit der Erstürmung der habsburgischen Festen in den drei Waldstädten bis zum Sturme der Bastille und den Vorgängen der Jahre 1848 und 1849 eine nur wenig unterbrochene Kette von Kämpfen zwischen Völkern und ihren Bedrückern darstellen.

§ 22. Die vier Waldstädte (1332—1352).

Es ist durchaus verkehrt, die Sache der Tyrannen und der Freiheit, die Lüge und die Wahrheit, den Unsinn und die Vernunft als gleichberechtigte Größen sich einander gegenüber zu stellen. Im wirklichen Leben läßt es sich allerdings oft nicht vermeiden, daß schwache Träger einer großen Idee mächtigen Gewalthabern Zugeständnisse machen. Der Geschichtschreiber hat eine ganz andere Stellung, als der Unglückliche, welcher, bedrängt von ruchlosen Machthabern, wenigstens einen Theil seiner ewigen Rechte dadurch zu retten sucht, daß er die übrigen aufgiebt. Der Geschichtschreiber darf die Thatsachen der Vergangenheit nicht beurtheilen nach den beschränkten Ansichten der nach Freiheit strebenden Menschen; so wenig, als nach den Erlassen übermüthiger Despoten. Weder die Anschauungsweise der Eidgenossen, noch diejenige der Habsburger ist für die Beurtheilung des Streites zwischen beiden Theilen entscheidend. Der Freiheitskampf der Eidgenossen kann vielmehr, gleich jedem andern Kampfe alter und neuer Zeit, nur beurtheilt werden nach den ewigen Gesetzen der Vernunft. Die Vorurtheile und Irrthümer, in welchen die streitenden Theile befangen waren, haben für den Geschichtschreiber nur insofern eine Bedeutung, als sie den Thatbestand feststellen und die handelnden Personen mehr oder weniger zu entschuldigen geeignet sind. Wir können von einem Menschen des vierzehnten Jahrhunderts nicht erwarten, daß er die wissenschaftliche Bildung, die Ansichten und Bestrebungen des neunzehnten besitze. Er hat schon Großes geleistet, wenn er sich über einige der herrschenden Vorurtheile seiner Zeit erhebt, wenn er nur einen Theil der Irrthümer seiner Tage abschüttelt und nach Grundsätzen oder Eingebungen handelt, welche erst von späteren Geschlechtern gewürdigt und anerkannt wurden.

Wir stellen daher die nach einem Theile der ewigen Menschenrechte strebenden Eidgenossen nicht auf gleiche Stufe mit den, von den niedrigsten Leidenschaften getriebenen Habsburgern. Wenn die drei Waldstädte Genossen in ihren Bund der Freiheit aufnahmen, so kam diese Machtvergrößerung nicht einer habsburgischen Eroberung gleich. Das neue Glied der schweizerischen Eidgenossenschaft schloß sich dieser aus eigener, freier Wahl an; die Ansprüche, welche das Haus Habsburg oder andere raubritterliche Geschlechter dagegen erhoben, können mit dem ewigen und unveräußerlichen Rechte der Freiheit nicht auf gleiche Stufe gestellt werden. Wenn die Vorfahren der verschiedenen schweizerischen Gemeinden, die sich später den drei Waldstädten anschlossen, sich dem Hause Habsburg auch mit Leib und Seele verschrieben hätten, was übrigens durchaus nicht der Fall war, so hätte dieses nicht einmal sie selbst, geschweige denn ihre Enkel abhalten können, sich von Herrschern loszusagen, welche ihre Verpflichtungen nicht erfüllten und sich Eingriffe in die Freiheit der Bürger erlaubten. Es giebt wohl Rechte gegenüber andern Völkern und den Herrschern. Die Herrscherrechte haben aber keine rechtliche Grundlage, als den Willen des Volkes, welches sie eingeräumt hat. Der Zweck jedes Verhältnisses bestimmt seine Natur und die Stellung der betheiligten Personen. Der Zweck eines Staates, einer städtischen oder selbst einer ländlichen Gemeinde besteht nicht darin, ihrem Beherrscher gute Einkünfte, Gewalt und Ansehen zu verschaffen, vielmehr ist er nur darauf gerichtet, den Bürgern die harmonische Entwickelung aller ihrer Kräfte zu erleichtern. Allerdings war dieses im Mittelalter und ist dieses auch jetzt noch im größern Theile Europa's anders. Durch glückliche Raubzüge schwangen sich einzelne Ritter zu mächtigen Beherrschern über größere und kleinere Landstriche, mehr oder minder zahlreiche Bevölkerungen hinan. Rechte, in höherem Sinne des Wortes, d. h. Befugnisse, welche den ewigen Gesetzen der Menschheit entsprechen, konnten sie dadurch weder selbst erlangen, noch auf ihre Nachkommen vererben. Die Versprechungen und selbst die Eide unterdrückter Millionen konnten die ewigen und unveräußerlichen Rechte der Menschheit nicht aufheben. Von Jahrhundert zu Jahrhundert erbte sich das auf Gewaltthat oder Betrug gegründete Verhältniß zwischen Herren und Knechten fort, konnte aber niemals rechtmäßig werden, so wenig, als der von buddhistischen, christlichen oder mohammedanischen Pfaffen für göttliche Wahrheit ausgegebene Unsinn durch den Ablauf von Jahrhunderten und den Glauben von Millionen in eine reine Religion umgewandelt wurde. Die verschiedenen schweizerischen Gemeinden waren übrigens bei allen ihren Verhandlungen weit gewissenhafter, als die Fürsten, Ritter und Pfaffen ihrer Zeit. Ungeachtet ihres Strebens nach Freiheit, hatten sie stets Ansprüche ihrer Gegner vor Augen und bemühten sich, denselben, auch nach dem Standpunkte des mittelalterlichen Herren- und Fürstenrechtes, keineswegs blos nach demjenigen des Vernunftrechtes, Genüge zu leisten. Da übrigens die von den Habsburgern bezahlten Geschichtschreiber und viele ihrer Nachbeter den Eidgenossen wegen ihrer Uebergriffe bittere Vorwürfe gemacht haben, so werden wir jede einzelne Machterweiterung der Schweizer auf's Genaueste prüfen. So viel können wir zum Voraus erklären, daß nicht ein einziger Staat in Europa oder überhaupt in der gesammten alten Welt auf einer so festen Rechtsgrundlage ruht, als die Schweiz, daß keiner im Laufe eines halben Jahrtausends den ewigen Grundsätzen des Rechtes und übernommenen, zum Theil sehr drückenden und vernunftwidrigen Verbindlichkeiten, gewissenhaftere Rechnung getragen habe, als sie.

Die drei Waldstädte gingen nach ihren glorreichen Siegen bei Moorgarten, Bürgenstadt und der Alpnacher Bucht nicht auf Eroberung aus, ja sie hegten nicht einmal den Gedanken, ihren Bund zu erweitern. Sie verfolgten die Habsburger nicht auf ihr Gebiet, vielmehr begnügten sie sich damit, das verhaßte Joch der habsburgischen Vögte abgeschüttelt

zu haben und, nach den Gewohnheiten ihrer Väter, ihr einfaches Leben fortzuführen. Allein der Ruhm ihrer Waffenthaten hatte sich über die ganze Welt verbreitet. Sie hatten eine Bedeutung gewonnen, welche ihren Worten selbst im Rathe der Könige Nachdruck gab. Die Nachbarn konnten nicht umhin, ihre Zustände mit denjenigen der Eidgenossen zu vergleichen. Wer unter habsburgischer Herrschaft oder unter der Gewalt anderer adeliger Geschlechter stand, erkannte leicht, daß die Eidgenossen frei, sie selbst aber unfrei seien. Unwillkürlich sehnten sich die Knechte nach einer ähnlichen Freiheit, wie sie die drei Waldstädte genossen, wovon die nothwendige Folge der Wunsch war, durch Eintritt in deren Bund sich ihrer lästigen Herrscher und Bedrücker zu entledigen. Das habsburgische Joch wurde für alle Städte und Länder, auf denen es ruhte, von Jahr zu Jahr schwerer. Die zahlreichen Kriege, welche die Enkel Rudolph's I. und zwar, wie gewöhnlich, unglücklich führten, erschöpften die Kräfte ihrer Untergebenen. Obgleich die Luzerner und Glarner nach ihren Verträgen mit dem Hause Habsburg nicht verbunden waren, außerhalb ihrer Stadt und ihrer Gemarkung Kriegsfolge zu leisten, waren sie doch gedrängt worden, den Herzogen von Oesterreich in ihrem Kriege gegen den Kaiser Ludwig IV. Hülfe zu schicken. Diese zahlten aber, nach geschlossenem Frieden den versprochenen Sold nicht aus. Dadurch wurde natürlich die schon gereizte Stimmung noch erbitterter. Luzern hatte nicht blos in den habsburgischen Kriegen viele tapfere Jünglinge verloren; die Stadt, welche seit Jahrhunderten mit den drei Waldstädten einen, beiden Theilen vortheilhaften Verkehr gepflogen, litt sehr unter dem Kriegszustande, welcher ihrem Handel mit den Eidgenossen ein Ende machte, ihnen den Gotthardtspaß verschloß und sie zwang, ihre Befestigungen zu verstärken und unausgesetzt vor feindlichen Ueberfällen auf ihrer Hut zu sein. Die Räthe der Stadt, welche nach sechs Monaten, ohne Zuthun der Bürgerschaft, ihre Nachfolger selbst ernannten, waren mehr darauf bedacht, sich die Gunst der Habsburger zu verschaffen, als die Rechte der Bürgerschaft zu wahren und deren Vortheil zu suchen. Die Adeligen der Stadt strebten nur darnach, von den Habsburgern die Verleihung neuer, und die Bestätigung ihrer alten Lehen zu erhalten und blickten auf die Handwerker mit viel zu großer Verachtung herab, um deren Wohl zu berücksichtigen. Die Habsburger hatten in Zofingen so schlechte Münze geschlagen, daß Niemand dieselbe zu ihrem vollen Werthe annehmen wollte. Die Luzerner, welche einen bedeutenden Handel trieben, waren daher gezwungen, wenn auch mit bedeutendem Verluste, dieselbe im Werthe herabzusetzen. Die Habsburger vernichteten diese durch die Noth gebotene Verordnung der Stadt Luzern, ohne ihre schlechte Münze gegen bessere umzutauschen, oder auf andere Weise dem durch sie selbst hervorgerufenen Uebelstande ein Ende zu machen. Sie füllten das Maß der Geduld der Luzerner endlich dadurch, daß sie, statt allen gerechten Beschwerden derselben abzuhelfen, „nach ihrer fürstlichen Macht," wie sie sagten, das Umgeld erhöhten. Die Erhöhung der bestehenden Abgaben lag in allen germanischen Staaten des Mittelalters keineswegs in der Macht der Fürsten, selbst da nicht, wo ihre Gewalt unbestritten war und auf Eroberung beruhte. Im Gegentheil war es ein allgemeiner Grundsatz, daß nur mit Zustimmung der Stände irgend eine Abgabe ausgeschrieben werden könne. Luzern war übrigens keineswegs eine habsburgische Landstadt. Die Habsburger hatten daselbst nur sehr beschränkte Befugnisse, welche sie aber, wie überall, in eine despotische Gewalt umzuwandeln bemüht waren. Sie hatten über Luzern keine anderen Rechte, als diejenigen, welche sie vom Kloster Murbach gekauft hatten. Diese tasteten, so zweifelhaft sie waren, die Luzerner nicht an. Da sie die Habgier und die Herrschsucht der Habsburger zu ihrem nicht geringen Schaden kennen gelernt hatten, beschlossen sie, einen zwanzigjährigen Waffenstillstand von den Eidgenossen nachzusuchen. Dieses war der erste Schritt in der Richtung zum Bunde mit den Eidgenossen. Nicht die

drei Waldstädte stellten diesen Antrag an Luzern, sondern Luzern stellte ihn an die Eidgenossen, und diese nahmen denselben an, ohne dessen Bedeutung, indem sie daraus nach und nach die Schweiz mit zweiundzwanzig Cantonen entwickelte, zu ahnen. Wenn übrigens der Antrag von den drei Waldstädten ausgegangen wäre, so könnte ihnen daraus nicht der geringste Vorwurf gemacht werden. Hat denn nur der Despotismus ein Recht auf Ausbreitung? Sollen nur Tyrannen ihr Gebiet vergrößern dürfen? Gerade das Gegentheil ist Wahrheit. Was aus Habgier und Herrschsucht geschieht, ist für alle Zeiten unrechtmäßig, was Tyrannen zur Vergrößerung ihrer Macht thun, kann nie zu Recht bestehen, wenn es auch durch die Gewalt von hunderttausend Kriegsknechten behauptet und durch die Geduld der schwer gedrückten Massen von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgesetzt wird.

Kaum hatten die Bürger von Luzern den ersten Schritt zum Vereine der Freiheit mit den Eidgenossen gethan, als die Männer des Vorrechts, die Fürstenknechte und deren Anhang sich widersetzten, nicht in der offenen Versammlung der Bürger mit Beweisgründen, sondern, wie sie immer thaten, im Dunkel der Nacht und unter dem Schleier des Geheimnisses durch Ränke, die sie schmiedeten, und Gewaltthaten, die sie vorbereiteten. Im Bunde mit verrätherischen Bürgern warb der Herr von Ramschwag, der Schloßvogt in der habsburgischen Stadt Rothenburg (bei Luzern), dreihundert Reiter, welche er Nachts heimlich in die Stadt einzuführen hoffte. Doch die Bürger waren auf ihrer Hut, sie bewachten Thore und Mauern sorgsam und als der Schloßvogt von Ramschwag Einlaß begehrte, gestatteten sie solchen nur ihm und wenigen Begleitern. Eine ansehnliche Kriegsmacht wurde innerhalb der Stadt zusammengezogen und überzeugte den habsburgischen Diener, daß sein Anschlag ausgekundschaftet worden sei. Die Bürger von Luzern waren großmüthig genug, den Schloßvogt und die Helfershelfer, welche er in der Stadt gehabt hatte, abziehen zu lassen. Bald darauf faßten die Luzerner den einmüthigen Beschluß, „zu trachten, auf ewig in den Schweizerbund aufgenommen zu werden." Die Waldstädte fürchteten sich nicht, die verlassene und von den Habsburgern schwer bedrohte Stadt Luzern in ihre Eidgenossenschaft aufzunehmen. Auch dieses Mal, wie zuvor, ging der Antrag von Luzern und nicht von den Waldstädten aus.

Klugheit wohl mehr, als übertriebene Gewissenhaftigkeit bestimmte indeß die Luzerner ausdrücklich „die Rechte, Dienste und Gerichte der Herzoge; die Verwaltung der Stadt, wie sie unter dem Hause Habsburg von den Räthen und Bürgern geführt wurde, und alle Herkommen der schweizerischen Thäler" zu bekräftigen.

Dieser Bund, welcher in vollkommener Uebereinstimmung mit den Rechten Luzern's und keineswegs im Widerspruche mit denjenigen der Habsburger stand, war diesen im höchsten Grade unwillkommen, weil dadurch die Macht der Eidgenossen gestärkt und der Einfluß der Oesterreicher in Luzern gebrochen wurde. Die Habsburger, welche sich niemals um die Rechtsfrage kümmerten und nur so handelten, wie es ihren Leidenschaften entsprach, setzten alle ihre Kräfte in Bewegung, um die Vergrößerung der Eidgenossenschaft, deren Untergang sie mit Ungestüm wünschten, zu verhindern. Sie kündigten den Luzernern Fehde an und schickten in deren Gebiet ihre Söldner, welche raubten und die Bewohner der Stadt zwangen, hinter den Mauern Schutz zu suchen. Die Luzerner verloren den Ertrag ihrer außerhalb belegenen Ländereien und wurden dadurch auf's Aeußerste erbittert. Bei einem Ausfalle, welchen sie in das benachbarte Aargau machten und welcher dem Schloßvogte von Rothenburg verrathen wurde, hätten sie fast eine Niederlage erlitten, wenn nicht zu guter Zeit zweihundert Schwyzer ihnen zu Hülfe gekommen wären, welche die Habsburger mit großem Verluste in die Flucht schlugen.

Da die Luzerner durch offenen Krieg nicht zur Rückkehr unter das alte Joch gebracht werden konnten, versuchten die Habsburger ihre Absichten durch Ränke zu erringen. Sie zettelten eine Verschwörung an, in welcher die Geschlechter, welche früher die Stadt im Vereine mit den Habsburgern beherrscht hatten, die gefährlichste Rolle übernahmen. In einer Nacht sollten alle Förderer des Bundes mit den Waldstädten ermordet, und wenn die ganze Stadt durch Blut und Schrecken in Verwirrung gebracht sein würde, Luzern den Habsburgern übergeben werden. In der Nacht von St. Peter und Paul am letzten Juni (1333) kamen die Verschworenen an einer einsamen Stelle unter dem Schwibbogen der Trinkstube der Schneider in der Nähe des See's bewaffnet zusammen. Ein Knabe hörte zufällig alles, was die Verschworenen mit einander besprachen. Statt diesen gefangen zu halten bis nach Ausführung ihres verruchten Vorhabens, nahmen sie ihm einen Eid ab, nicht mit ihren Feinden von dem, was er gehört habe, sprechen zu wollen. Der Knabe eilte, sobald er diesen Eid geleistet hatte und frei gelassen worden war, auf die Trinkstube der Fleischer und erzählte in Gegenwart zahlreicher Zunftgesellen was er unter dem Schwibbogen am See gesehen und gehört. Diese machten sofort davon Anzeige bei der Obrigkeit. Die Urheber der Verschwörung wurden bewaffnet angetroffen, oder an dem Zeichen eines rothen Aermels erkannt, und gefangen genommen. Noch in derselben Nacht kamen auf die Mahnung der Luzerner dreihundert Eidgenossen der Bundesstadt zu Hülfe. Die Geschlechter, welche bis dahin einen überwiegenden Einfluß im Rathe gehabt hatten, verloren diesen. Ein Rath von dreihundert Bürgern, welcher später auf einhundert beschränkt wurde, trat an die Stelle eines Rathes der Geschlechter. Die höchste Gewalt über Steuern, Landkauf und Verkauf, über Bund, Krieg und Frieden, blieb der gesammten Gemeinde vorbehalten. Dieselbe Mäßigung, welche die Waldstädte in ihren Kämpfen mit den Habsburgern stets bewährt hatten, bekundeten sie auch bei dieser Gelegenheit. Sie bewirkten, daß Niemand an Leben, Freiheit und Standesrechten bestraft wurde. Die Gemeinde fühlte sich stark genug, nach Entfernung der Schuldigen aus den Würden der Stadt diese vor ferneren Verschwörungen sicher zu stellen. Wann ist jemals ein fürstliches Haus, zumal Habsburg, gegen Verschworene, die auf der That ergriffen wurden, mit solcher Milde verfahren?

Die Habsburger waren um jene Zeit in keiner glänzenden Lage. Die Schlachten von Moorgarten und Mühldorf hatten ihren Kriegsruhm und der frühe Tod Friedrich's, des anmaßlichen deutschen Königs, und Leopold's hatte sie ihrer angesehensten nnd begabtesten Führer beraubt. Sie vermochten durch ihre eigenen Mittel den Eidgenossen keinen großen Schaden zuzufügen. Um so eifriger waren sie darauf bedacht, deren Nachbarn gegen die Waldstädte aufzuhetzen. Es gelang ihnen durch Vermittelung der Grafen Albrecht und Rudolph zu Werdenberg, den Abt Martin von Sax zu Dissentis, die Freiherren von Belmonte, von Montalto, von Flums, von Jlanz, von der Grub, und andere Raubritter, welche am Ursprung des Rheines und in Rhätien wohnten, zu bestimmen, den Eidgenossen jede erdenkliche Ungebühr zuzufügen. Als sich diese Anhänger des Hauses Habsburg stark genug fühlten, offen aufzutreten, gebot der Abt von Dissentis den Bewohnern des Thales Urseren, den Schweizern den Gotthardtspaß zu versperren. Vergebens beriefen sich die Ursener auf ihr altes Recht, bei allen Landkriegen in Frieden leben zu dürfen, weil sie nur im Frieden im Stande seien, die Gotthardtsstraße in gutem Stande zu erhalten. Der Abt griff zu den Waffen. Für die Eidgenossen war die Gotthardtsstraße, welche sie mit dem Süden in Verbindung erhielt, um so wichtiger, als ihr Verkehr in allen übrigen Richtungen durch die Habsburger häufig gestört wurde, und sie nicht einmal mit Zürich immer sichere Verbindungen hatten. Auch sie waffneten sich. Die Urner zogen auf den

Gotthardt, trafen die Truppen des Abtes und schlugen sie, nahmen deren Hauptmann gefangen, und jagten ihren Feinden einen so heilsamen Schrecken ein, daß sie froh waren, Frieden zu erhalten, welcher ihnen nach Ablauf des verkündeten allgemeinen Landfriedens (1338) bewilligt wurde. Die Stadt Como erklärte aber die Eidgenossen und die Bewohner des Thales Urseren für zollfrei in Como und im Passe von Bellinzona, wodurch der Verkehr der Schweiz mit Italien sehr gefördert wurde. Da die Habsburger weder durch offenen Krieg, noch durch Raubzüge, weder durch eine angezettelte Verschwörung im Innern des Bundes, noch durch äußere Feinde, welche sie gegen die Eidgenossen aufgereizt, ihr Ziel erreichten und sie sich mit dem Kaiser Ludwig IV. ausgesöhnt hatten, hofften sie, durch diesen zu erlangen, was ihren Waffen und ihren Ränken mißlungen war. Sie verklagten Luzern bei ihm und trugen vor: „Luzern sei sechshundert Jahre lang in ruhigem Gehorsam gewesen; die Schweizer vermessen sich, verführte Unterthanen mit vereinigten Waffen als Bundesgenossen in Treulosigkeit wider ihre Herren zu schirmen. Auch zu Unterwalden und Schwyz werden die alten Rechte des Hauses Habsburg zwar mit vielen Worten versprochen, aber nicht erstattet."

Wären die Eidgenossen in der Geschichte und in der Rechtswissenschaft bewandert gewesen (der Philosophie und ihrer unveräußerlichen Rechte nicht zu gedenken), so hätten sie erwiedert:

„Es ist eine freche Lüge, daß die Stadt Luzern dem Hause Habsburg sechshundert Jahre lang gehorsam gewesen sei. Erst zu Zeiten Rudolph's I. verkaufte der Abt von Murbach diejenigen Rechte, welche er in Luzern besaß, an die Söhne des Königs. Im sechsten Jahre, bevor er dieses that, hatte er aber von den Bürgern und den Chorherren ihres Münsters zweihundertsechszig Mark Silbers dafür empfangen, daß er ihnen ihre Unveräußerlichkeit, welche sie von jeher gehabt hatten, bekräftigte. Der Abt Berthold von Falkenstein hatte daher durchaus keine Befugniß, diejenigen Rechte, welche er auf die Stadt Luzern besaß, an das Haus Habsburg zu veräußern. Der zwischen dem Abte und den Söhnen Rudolph's I. abgeschlossene Kauf war nichtig. Die Habsburger können aus demselben durchaus kein Recht wider Luzern ableiten."

Eine so kühne Sprache wußten die Luzerner dem mächtigen Hause Habsburg gegenüber nicht zu führen. Sie begnügten sich zu erwiedern: „Die Erstattung der alten Rechte des Hauses Habsburg sei in den Kriegen unterlassen worden; die Herzoge haben zu Luzern, und bei ihnen Rechte, die sie erkennen, aber auch ein Gesetz, welches kein Fürst übertreten dürfe, nämlich zu Luzern die Freiheiten, durch welche bewogen das Volk sich anfänglich daselbst niedergelassen; bei solchen sei den Menschen erlaubt, einander zu beschirmen."

Der Kaiser ernannte hierauf neun Schiedsrichter, welche den Streit zwischen dem Hause Habsburg und der Eidgenossenschaft entschieden (1334), „den ewigen Bund der vier Waldstätte für unschuldig erklärten und einen Waffenstillstand verordneten, während dessen die Luzerner keine Forderung gegen die Herzoge wegen der Kriegskosten erheben und die Zofinger Münze nehmen sollten, die Rechte aber, welche das Haus Habsburg in den Waldstädten zu haben glaube, von kaiserlichen und österreichischen Bevollmächtigten untersucht, bestimmt und von dem Kaiser bestätigt werden sollten." Diese Untersuchung und Festsetzung hatte statt und es erwies sich, daß die habsburgischen Rechte in den vier Waldstädten sehr unbedeutend waren. Im Frieden von 1394 wurden die jährlichen Abgaben von Schwyz z. B. nur auf dreizehn Pfund geschätzt.

Von diesen Rechten, welche in der That so gut als keinen Geldwerth hatten, machen die habsburgischen Schriftsteller bis auf den heutigen Tag außerordentliches Aufheben. Daß der Schaden, den die Habsburger den Eidgenossen durch ihre wiederholten kriegerischen

Rüstungen, Einfälle, Ränke, Verschwörungen und Raubzüge verursachten, einen hundertfach größeren Werth hatte, welchen die Herzoge den Schweizern nicht ersetzten, davon schweigen diese feilen Schriftsteller natürlich. Uebrigens wurde der Streit zwischen der Eidgenossenschaft und dem Hause Habsburg durch das von dem letztern selbst gewählte Gericht, d. h. durch den deutschen Kaiser in Person und die von demselben bestellten Richter entschieden. Die Eidgenossen hatten daher nicht blos Recht vor dem Richterstuhle der Vernunft und demjenigen des Kriegsgottes, sondern auch der deutsche Kaiser, der gemeinsame Oberlehensherr beider streitenden Theile, sprach sich förmlich und unumwunden auf die Klage der Habsburger gegen die Kläger und zu Gunsten der Beklagten aus.

Ungeachtet der vielen Kriege und Fehden, in welche die Schweizer durch das Haus Habsburg verwickelt wurden, nahm der Wohlstand der Eidgenossenschaft doch zu. Denn auch die furchtbarsten Kriege lähmen die Kraft eines Volkes nicht in dem Maße, wie ein dauernder, von verruchten Tyrannen ausgeübter Druck. Der Geist der Freiheit, welcher seine ersten Siege an den Ufern des Waldstädter- und des Egerie-See's errungen hatte, theilte sich allen Gemeinden der Alpenthäler, allen Bewohnern der Gegenden um die Reuß, Aar und Limmat mit. Der Landbau wurde eifriger als zuvor betrieben, die Gewerbe nahmen einen neuen Aufschwung, der Handel breitete sich aus. Namentlich wurde zu Bern und Freiburg die Verfertigung von Tüchern und der Handel damit von Jahr zu Jahr bedeutender. Zürich zeichnete sich durch seine Seidenfabriken und St. Gallen durch seine Leinwand aus. Mit Südfrüchten und Spezerei-Waaren wurde ein sehr belangreicher Handel getrieben, welcher die Bewohner der Alpen zugleich mit dem Süden und dem Norden in Verbindung brachte.

Während in den Städten des übrigen Deutschlands die Kriegsmacht größtentheils aus gemietheten Truppen bestand, zogen nicht blos die Eidgenossen, sondern auch die übrigen Bewohner der Hochlande, welche zwischen den italienischen See'n und dem Bodensee in der Mitte liegen, selbst in den Krieg. Die Verbindung zwischen der Betriebsamkeit des Bürgers und den kecken Thaten des Kriegers mäßigte die Wildheit der Schlacht und die Eintönigkeit des Friedens und verhütete, daß jener nicht zum schläfrigen Philister, dieser nicht zum blutgierigen und beutesüchtigen Klopffechter herabsank. Von zahlreichen Beweisen der Menschlichkeit, welche die Schweizer in ihren Kämpfen gaben, möge hier nur folgende Thatsache erwähnt werden. In dem Kriege zwischen Ludwig IV. und den Habsburgern stand Solothurn auf der Seite des österreichischen Königs. Der Herzog Leopold belagerte die Stadt. Große Schlagregen kamen den Solothurnern zu Hülfe. Der Strom der Aar schwoll mächtig an, zerstörte alles Belagerungszeug und brachte die Brücke, welche beide Theile des Lagers verband, in größte Gefahr. Unbekümmert um Menschenleben ließ Leopold, statt die vom Wasser bedrohten Theile des Lagers zu räumen, sein ganzes Heer sich auf die Brücke stellen, um dieser als Beschwerer zu dienen. Die schwache Brücke wurde dadurch nicht gerettet, allein das ganze habsburgische Heer sank in die wüthenden Fluthen, als deren schwankes Pfahlwerk zusammenbrach. In diesem Augenblicke wäre es den Solothurnern leicht gewesen, das feindliche Heer zu vernichten. Aber weit entfernt, die Habsburger die Schärfe ihrer Waffen fühlen zu lassen, eilten sie in Kähnen und Flößen herbei, retteten die Ertrinkenden aus dem Wasser, trockneten und speisten sie und entließen sie darauf in das feindliche Lager. Solchen Edelmuthes sind nur freie Männer, weder Fürsten, noch deren Knechte fähig. Der Herzog Leopold wußte den Solothurnern nicht anders zu danken, als dadurch, daß er ihnen ein Banner ertheilte und eine Belagerung, welche die Elemente schon aufgehoben hatten, nachträglich aufgab.

In Sachen der Religion benahmen sich damals die Schweizer mit großer Entschie-

denheit. Als ein päbstlicher Scherge in frecher Selbstüberhebung einen Erlaß des Ober-pfaffen von Avignon gegen den Kaiser in Basel öffentlich anschlug, ergriffen ihn die Bürger, schleppten ihn auf die Pfalz bei dem großen Münster, stürzten ihn von da in den Rhein hinab, und bewiesen dadurch der gesammten Pfaffenpartei, daß sie deren Anmaßungen nicht duldeten. Unter allen Städten der Schweiz standen aber Bern und Zürich oben an. Sie verdienen hier näher besprochen zu werden.

§ 23. Zürich (1335—1351).

In den drei Waldstädten war der Bauernstand: Hirten, Feldbesteller und Holzhauer vorherrschend, in den Städten Zürich und Bern nahmen die Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute die wichtigste Stelle ein. Die drei Waldstädte waren unstreitig die würdigsten Vertreter des Bauernstandes im Mittelalter. Auf einer innigen Verbindung bäuerlicher und bürgerlicher Kräfte beruhte die Stärke der schweizerischen Eidgenossenschaft. Hätten sich den drei Waldstädten die größeren Städte Helvetien's nicht angeschlossen, so wären dieselben ohne Zweifel in Folge ihres beschränkten Gesichtskreises früher oder später von ihren habsüchtigen Nachbarn verschlungen worden. Wäre aber den größeren Städten die rüstige Kraft der Bauern nicht zur Seite gestanden, so hätten ihre größeren Reichthümer und ihr erweiterter Gesichtskreis doch nicht ausgereicht, ihnen im Sturme der Jahrhunderte die Freiheit zu bewahren. Um dieselbe Zeit, da die drei Waldstädte das habsburgische Joch zerbrachen, waren auch Zürich und Bern geschäftig, die Grundlagen ihrer alten Reichsfreiheit tiefer zu legen und weiter auszubreiten. Die höchste Gewalt zu Zürich war dem Namen nach bei'm deutschen Kaiser, in der That aber bei der gesammten Bürgerschaft, über welche der Reichsvogt nur wenig vermochte. Die Gemeinde, welche beim Klange der großen Glocke auf dem Lindenhofe, am höchsten Orte der Stadt, unter freiem Himmel versammelt wurde, entschied darüber, welche Anträge an den Kaiser oder König zu der Stadt Nutzen gestellt werden sollten, welcher König, bei streitiger Wahl, anzuerkennen sei, ob ein Schirmherr anzunehmen, Krieg zu führen oder über bürgerliche Verhältnisse allgemeine Anordnungen zu treffen seien. Nur durch die versammelte Gemeinde konnte ein neuer Bürger Aufnahme erlangen. Alle vier Monate nahm sie die Wahl des Rathes vor. Dieser bestand aus zwölf Rittern und vierundzwanzig Bürgern, welche in den drei Abtheilungen (Rotten), jede vier Monate lang, die Gesetze der Gemeinde zu handhaben und der Stadt Ehre und Nutzen zu wahren hatten. Eine kleine Anzahl Geschlechter: die Schäfli, die Biber, Bilgeri, Hämmerli, Müller, Schwarz, Wyß, Brun und andere, von denen die Wenigsten von Adel waren, die Meisten aber ihren Wohlstand dem Fleiße verdankten, behaupteten sich Jahrhunderte lang im Alleinbesitze der städtischen Würden. Der Schultheiß hielt auf dem Richthause an der Brücke Gericht. Der Reichsvogt kam nie, ohne vorgängige Einladung, in den Rath der Stadt und hielt nur selten Blutgericht, theils weil die Gesetze der Bürger sehr milde waren, theils aber auch, weil die Gemeinde bei Zeiten sich bemühte, die fremde Gewalt des Vogtes möglichst zu beschränken. Der Schultheiß sowohl, als der Reichsvogt konnten nur unter Zustimmung des Rathes ihre Sprüche vollziehen. Die beiden Klöster, das Frauen- und das Männermünster, verloren nach und nach denjenigen Einfluß auf die städtische Verwaltung, welchen sie in früheren Jahrhunderten besessen hatten. Jedes Jahr am Mittwoch in den Pfingstfrohnfasten brachten die Mönche und Nonnen der beiden Münster, die Prediger-Baarfüßler- und Augustiner-Mönche die s. g. Reliquien der s. g. Heiligen auf den Hof unter die Zelten der Bürger und hielten ein s. g. Hochamt ab. Zum Lohne für diese theatralische Vorstellung erhielt jeder Orden vier Brode und Fische.

Die Armen bekamen Almosen. Da die Christenheit von der Krankheit der Kreuzzüge noch nicht gänzlich geheilt, und Zürich von derselben nicht frei geblieben war, wurden vier Knechte bereit gehalten auf die nächste Heerfahrt nach Jerusalem. Sie hat zur Zeit noch nicht statt gefunden. Doch hatte das Pfaffenthum und der von demselben gehegte, dem Heidenthum entliehene äußerliche Gottesdienst schon zahlreiche geheime Feinde in den Begharden und Beginen. Die Lehren, welche Arnold von Brescia bei seinem Aufenthalte in der Schweiz ausgestreut, waren durch seine Ermordung nicht ausgerottet worden und hatten namentlich in Zürich fruchtbaren Boden gefunden. Von Nachmittage vor dem grünen Donnerstage bis Abends zur Zeit, da die Ostern eingeläutet wurden, war allen Juden verboten, sich an den Fenstern oder auf den Gassen zu zeigen oder in ihren Häusern Geräusch zu machen.

In die finstere Nacht des mittelalterlichen Aberglaubens warf der Minnegesang, welcher in Zürich blühte, einige freundliche Lichtstrahlen. Zahlreiche Fremde von nah und fern traten in der Stadt an den Ufern der Limmat, der Sihl und des See's zusammen. Eifrige Kaufleute und Handwerker machten daselbst ihre Geschäfte, reiche Adelige fanden edlere Genüsse, als ihnen die Jagd und der Krieg boten, manche Verbannte eine Zufluchtstätte. Unter den Förderern der schönen Künste stand der Rathsherr Rüger Manesse obenan. In seinem Hause zu Zürich und auf seiner Burg Manegk verlebten die Minnesänger unter vertraulichen Gesprächen und in Uebung ihrer Kunst manchen schönen Tag. Die Adeligen ruhten vom Kriege, die Bürger von Gewerben und Handelsschaft aus, die Rohheit der Sitten und die Sucht der Bereicherung milderten sich beim Klange der Leier. Doch die Zahl derjenigen, welche an diesen edleren Genüssen Theil nehmen konnten, war immer klein, so lange die Verwaltung der Stadt und mit ihr zugleich die Gelegenheit zu mancherlei Gewinn bringenden Maßregeln und Einrichtungen in den Händen einer kleinen Zahl begünstigter Geschlechter ruhte. Lange Jahre hindurch hatten die Patrizier unter einander zusammengehalten und dadurch der Mehrzahl der Bürger den Eintritt in die städtischen Würden verschlossen. Die Siege der drei Waldstädte über das Haus Oesterreich und der Anschluß Luzern's an dieselben warfen aber auch nach Zürich einen zündenden Funken. Die Bürger, welche von der städtischen Verwaltung ausgeschlossen waren, fingen an zu murren. Die Patrizier wurden schärfer überwacht, als früher geschehen war. Es wurde geklagt, „das Wohl des Gemeinwesens werde hintan gesetzt, um Eigennutz, Liebe und Haß, die Bürgerschaft habe keine Sicherheit für ihr Leib und Gut, noch die Stadt für die gemeinen Gelder; die gewaltigen Rathsherren geben der Armuth schnödes und oft gar kein Gehör; sie richten hochmüthig, wann und wie es ihnen gefalle und sie verschmähen, von den Stadtgeldern die Rechnung zu geben." Diese Klagen erhielten dadurch eine erhöhte Bedeutung, daß mehrere Rathsherren, unter ihnen besonders Rudolph Brun, ein Mann von hochstrebendem Geiste, von Vermögen und Einfluß, dieselben unterstützte. Er forderte die Bürger auf, zusammen zu halten, die gefährdete Freiheit zu retten, der Tyrannei, welche täglich größer werde, ein Ende zu machen und die Regierung in die eigenen Hände zu nehmen. Wenn sie entschlossen seien, kräftig zu handeln, so sei er bereit, Ehre, Gut und Leben einzusetzen. Nachdem durch solche Reden die Stimmung der Bürgerschaft vorbereitet worden, wurde im Anfange des Maimonates (1335), als die erste Abtheilung des Rathes abtrat und die zweite ihre Bestätigung von der Bürgerschaft erwartete, in versammelter Gemeinde der früher verabredete Anschlag gegen die Patrizier ausgeführt. Ein Mann aus dem Volke erhob sich und verlangte, „daß von den Stadtgeldern die Rechnung der vergangenen Jahre abgelegt würde." Die beiden Ritter Manesse und von Glaris, Johann Stachel und Johann Schäffli, Rathsherren der zweiten Abtheilung und Freunde Rudolph Brun's, stimmten diesem Antrage bei. Die alten Perücken, welche von der unter

der Bürgerschaft herrschenden Gährung nichts wahrgenommen hatten, wußten nichts Anderes vorzubringen, als zu klagen und zu schreien, „man gehe mit Neuerungen um." Sie riefen die anderen Abtheilungen des Rathes zu Hülfe, welche sich aber zu keinem gemeinschaftlichen Beschlusse einigen konnten. Die Einen riethen, die Urheber des Antrags zu strafen, die Anderen machten der Bürgerschaft allerlei Zusagen. Am Ende kam man überein, den Rathsherren Frist zu geben, das Gesuch der Bürgerschaft zu bedenken. Der alte Rath glaubte gewonnen zu haben. Durch Zögerungen und Redensarten hoffte er den Eifer der Bürger abzukühlen. Am Tage Johannis des Täufers kamen aber auf Veranstaltung Brun's die Bürger zahlreich und mit großem Lärm auf der unteren Brücke zusammen, in deren Nähe der ganze Rath auf dem Rathhause versammelt war. Der Auflauf nahm zu und die uneingeweihten Rathsherren geriethen in sichtlichen Todesschrecken. Viele derjenigen dagegen, welche mit Rudolph Brun im Bunde waren, erklärten sich für die Bürgerschaft. Siebzehn Räthe entflohen mit einundzwanzig ihrer Freunde. Das Volk aber schwor, die Schuldigen zu bestrafen und übergab die städtische Verwaltung den Rathsherren der ersten Abtheilung, von welcher nur zwei entflohen waren. In einer kurz darauf abgehaltenen Gemeinde-Versammlung wurde beschlossen: „Von allen Abtheilungen des Rathes die Rechnungen zu fordern; Alle nach Verdienst ihrer Thaten, zum Ersatz und Schrecken, an Ehre, Leib und Gut abzustrafen; die bisherige Form der Verwaltung zu verändern; Rudolph Brun, dem Ritter, bis auf weitern Schluß, die Vollgewalt aller Sachen aufzutragen und hierüber einen Eid an ihn zu schwören." Von achtunddreißig entflohenen Rathsherren und deren Anhängern suchten vierundzwanzig sicheres Geleit nach und baten nur, ihnen ihr Vermögen zu lassen. Diese Bitte wurde ihnen gewährt unter der Bedingung der Unveräußerlichkeit ihrer Häuser und Gärten. Dadurch erhielt die Stadt Sicherheit gegen rechtswidrige Unternehmungen dieser schlechten Bürger. Sie wurden in Geldstrafen genommen, an verschiedenen Orten, von der Gränze Italien's, bis in das Elsaß verbannt und nebst ihren Kindern alles Antheils an der Verwaltung unfähig erklärt. Sie durften ohne Genehmigung des neuen Bürgermeisters, Rudolph Brun, kein fremdes Bürgerrecht annehmen und die ihnen auferlegte Verbannung, bei schweren Verlusten und Strafen, nicht übertreten. In den letzten Tagen des Jahres 1335 faßte die Gemeinde ferner folgende Beschlüsse: Rudolph Brun wurde zum Bürgermeister auf Lebenszeit ernannt. Alle Ritter und alle ohne Handwerk lebenden Bürger wurden zu einer Kriegsgesellschaft (Constabel) vereinigt, welcher das Banner der Stadt anvertraut wurde. Die Handwerker wurden in dreizehn Zünfte eingetheilt, an deren Spitze freigewählte Zunftmeister standen. Für den Todesfall Rudolph Brun's wurde bestimmt, daß einer der vier Räthe (Rüger Manesse, Heinrich Biber, Johann von Hottingen und Jakob Brun), die er sich selbst ausgesucht hatte, von der Bürgerschaft gewählt werden solle. Der Rath der Stadt erhielt eine neue Organisation, auf welche der Bürgermeister und die Zünfte vorherrschenden Einfluß hatten. Der Kaiser Ludwig IV. bestätigte alle diese Veränderungen. Der Graf Johann vom Hause Habsburg, Herr zu Laufenburg und Rapperschwyl und mehrerer anderer Besitzungen, welcher Bürgerrecht in Zürich hatte und mit der alten Regierung auf sehr freundschaftlichem Fuße gestanden, war über den Sturz seiner Freunde sehr unwillig. Er nahm die aus Zürich entflohenen Rathsherren und deren Anhänger bei sich auf und nährte deren böse Absichten wider die Stadt. Alle diejenigen, welche sich dem neuen Rathe nicht unterworfen hatten, wohnten zu Rapperschwyl oder auf den umliegenden Burgen des Adels und harrten mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, mit Waffengewalt nach Zürich zurückzukehren und sich an ihren Feinden zu rächen. Sie plünderten deren Landgüter und hegten mit geheimen Anhängern in der Stadt Verkehr, welcher die Bürger besorgt machte. Das

Gerücht, die Verbannten und ihre Anhänger hätten Zürich in Brand stecken und sich dadurch in den Besitz der Stadt setzen wollen, trug dazu bei, die herrschende Aufregung zu vermehren. In der Fehde, welche sich zwischen Zürich und dem Grafen Johann erhob, wurde Rudolph Brun einmal verwundet und ein anderesmal überfallen und mit Verlust geschlagen. Am Ende siegte er aber doch und der Graf Johann verlor in einem Treffen sein Leben. Im Jahre 1338 wurde zu Augsburg Friede gemacht. Die Vertriebenen mußten für die von ihnen verübten Plünderungen sechshundert Mark Silbers bezahlen, dagegen sollten sie ihre Güter zurückerhalten. Die Verbannten brachen aber den Frieden und verloren daher zum zweitenmale ihre Häuser und Gärten. Rudolph Brun wachte mit Strenge über die Ordnung im Innern der Stadt. Er befreite Zürich von seiner alten tyrannischen Verwaltung, stand jedoch nicht über seiner Zeit.

Zwar vertrieb er aus der Stadt diejenigen Pfaffen, welche dem Pabste mehr gehorchten, als der Bürgerschaft und dem Kaiser; doch befahl er den Beginen und anderen Gegnern des Pfaffenthumes, den Weltgeistlichen und Mönchen mit geziemender Achtung zu begegnen. Auch ließ er bekannt machen, daß, wer die s. g. Sterbsacramente nicht empfangen, dessen Leiche in dem Felde begraben werden solle. Rudolph Brun war kein idealer Mensch, wie Gregor von Heimburg, Arnold von Brescia oder Peter Abälard. Als solcher würde er sich schwerlich lange Zeit an der Spitze der Stadt Zürich erhalten haben. Er kannte die Leidenschaften seiner Zeit, die Ränke seiner Gegner, weil er diesen nicht allzu ferne stand. Wenn wir ihn aber mit den Männern vergleichen, welche in seinen Tagen eine ähnliche Stellung, wie er, im Leben einnahmen, so müssen wir anerkennen, daß er ihnen an staatsmännischer Klugheit, Gewandtheit und Ausdauer eben so sehr überlegen war, als in den Beweggründen, welche ihn leiteten. Wenn wir uns an Thatsachen halten, so können wir nicht läugnen, daß durch Rudolph Brun die Stadt Zürich eine Bedeutung gewann, welche sie niemals zuvor gehabt hatte, daß er ihr diejenige Freiheit verschaffte, die sie im Laufe eines halben Jahrtausends behauptete und auf welcher ihr Wohlstand und ihre Bildung heute noch beruht. Er war, wie kein Zweiter, der eigentliche Schöpfer der Größe Zürich's und der Eidgenossenschaft. Es läßt sich denken, daß ein Mann, durch welchen eine zahlreiche Classe reicher und angesehener Menschen aus einem behaglichen Leben in die Verbannung und in das Elend getrieben wurde und welcher mit diesen Verbannten und deren zahlreichen Anhängern Jahrzehnde hindurch einen Kampf auf Tod und Leben führte, heftige und bittere Feinde haben mußte. Je mächtiger zu seiner Zeit der städtische und der Land-Adel war, dem er mit großer Kraft entgegentrat, und je gewaltiger das Haus Habsburg wurde, dessen gefährlichster Feind er war, desto giftiger mußte natürlich auch die Verleumdung werden, welche sein Andenken zu beflecken suchte. Fünfzehn Jahre lang war Rudolph Brun an der Spitze der städtischen Verwaltung Zürich's gestanden, ohne daß ihm auch nur mit dem entferntesten Scheine des Rechtes Grausamkeit oder Verfolgungssucht vorgeworfen werden konnte. Die Strafen, welche er über die untreuen Verwalter des städtischen Vermögens und über die tyrannischen Bedrücker der Bürgerschaft verhängte, waren eben so klug berechnet, als milde. Fürsten, Grafen und Herren haben, in ähnlicher Lage wie Rudolph Brun, sich niemals damit begnügt, ihre noch immer furchtbaren Gegner blos auf eine geringe Entfernung von der Heimath zu verbannen, haben niemals ihnen die Rückkehr in Aussicht gestellt und ihnen, mit Ausnahme einer geringen Geldbuße, sogar ihr ganzes Vermögen gelassen. Wenn Rudolph Brun später mit größerer Strenge gegen die Verbannten und deren Anhänger in der Stadt verfuhr, so wurde er dazu durch die rastlosen Feindseligkeiten derselben getrieben. Die Selbsterhaltung und die Sache der Freiheit erforderten strenge Maßregeln gegen Menschen, welche zu alt und zu verbissen waren,

gebessert zu werden, und welche den Entschluß gefaßt hatten, ihr Leben einzusetzen, um Rudolph Brun und die Freiheit Zürich's zu stürzen und die Herrschaft über Zürich wieder an sich zu reißen. Nachdem mehrere Anschläge der Verbannten an der Wachsamkeit des Bürgermeisters gescheitert, oder in sich selbst haltungslos zerfallen waren, machten sie (1350) eine Verschwörung, welche durch ihre zahlreichen und mächtigen Theilnehmer, durch das Geheimniß, worein sie bis zum Augenblicke des Ausbruchs gehüllt wurde, und durch die Entschlossenheit der handelnden Personen Zürich, den Bürgermeister, dessen Rathgeber und die gesammte Bürgerschaft in die furchtbarste Gefahr brachte. Die Verbannten versprachen dem Grafen Johann von Habsburg zu Rapperschwyl die Erlassung aller Schulden, welche er gegenüber der Stadt Zürich hatte, falls er ihnen dazu verhülfe, sich der städtischen Verwaltung wieder zu bemächtigen. Durch ähnliche Beweggründe gewannen sie auch den Herrn Beringer von der Hohenlandenberg und den Herrn Ulrich von Bonstetten, Herrn Ulrich von Mazingen und viele Bürger der Stadt Zürich, welche aus mancherlei Gründen mit Rudolph Brun's Verwaltung unzufrieden waren. Die Zahl der Verschworenen wird auf sieben bis achthundert angegeben. Das Geheimniß wurde so strenge bewahrt, daß in der Nacht und in der Stunde, in welcher Zürich überfallen werden sollte, daß, nachdem die Verschworenen sich schon versammelt hatten, Rudolph Brun noch keine Kenntniß von der drohenden Gefahr hatte. Ein Zufall rettete ihn und die Stadt von dem nahenden Verderben. Am Tage, welcher der bestimmten Mordnacht vorherging, ritt der Freiherr Ulrich von Bonstetten unter dem Vorwande, die Stiftsfräulein von Bonstetten im Frauenmünster zu besuchen, mit großem Gefolge in Zürich ein. Um Mitternacht wurde Graf Johann von Habsburg-Rapperschwyl in die Stadt eingelassen. Der Herr von Landenberg ließ sich die Mauer hinaufziehen. Der Wächter des Thores, in dessen Nähe die Wohnung des Bürgermeisters lag, war bestochen worden, einen Haufen bewaffneter Rapperschwyler einzulassen. In dem Hause eines betheiligten Wirthes versammelten sich alle Verschworenen, unter dem Scheine, dem Grafen ihre Achtung zu bezeugen. Der Bürgermeister Rudolph Brun, Johannes Müller, Heinrich Biber, Jakob Brun und sämmtliche Häupter der städtischen Verwaltung sollten auf dem Rathhause enthauptet, die Bürgerschaft überwältigt und gezwungen werden, sich den eingedrungenen Herren auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Die Mordnacht von Zürich war eine vervollkommnete Auflage der Mordnacht von Luzern. Ein Bäckerjunge, Namens Eckenwieser, welcher schlummernd am Ofen des Zimmers lag, woselbst sich die Verschworenen versammelt hatten, hörte, als er erwachte, ihre Reden. Unerkannt schlich er sich hinweg und theilte sogleich den Anschlag seinem Meister mit. Dieser eilte zu Rudolph Brun. Der Bürgermeister lief baarfuß, aber im Panzer, auf das Rathhaus, der Bäcker an die Sturmglocke. Brun's Gattin, seine Kinder und das Gesinde weckten die Nachbarn. Auf dem Wege nach dem Rathhause erschlugen die Verschworenen den Knecht Brun's, der seinem Herrn voranging. Der Bürgermeister rettete sich, indem er die Losung der Verschworenen: „Petermann" rief. Mit Mühe erreichte er das Rathhaus, stieß hinter sich den großen Riegel zu und weckte von da mit kräftiger Stimme die Bürgerschaft aus dem Schlafe. Ungebeugten Muthes rief der Bürgermeister, die Stadt sei verrathen, sie sollten sich aber nicht fürchten, die obere Brücke abwerfen und zum Rathhause eilen. Brun war damals fünfundsechzig Jahre alt, also nicht mehr in rüstiger Jugend. Es gereicht ihm um so mehr zur Ehre, daß er im entscheidenden Augenblicke durch seine Geistesgegenwart und seine Entschlossenheit die Stadt rettete. Er hatte den zahlreichen Verschworenen, die nach seinem und seiner Freunde Blute lechzten, das Rathhaus verschlossen und die Spitze geboten. Auf seinen Ruf und den Ruf, der auf seinen Befehl gezogenen Sturmglocke, eilte die Bürgerschaft der großen Stadt

bewaffnet herbei. Die kleine Stadt war mittlerweile durch einen Schiffer, Namens Bachs, welcher einen Verschworenen aus dem Hause Tokenburg belauscht hatte, in Aufregung gebracht. Schnell waffneten sich beide Stadttheile, ihre Freiheit zu vertheidigen. Während die Männer in den Straßen kämpften, warfen die Frauen Steine und Töpfe auf die Verschworenen herab. Diese bemächtigten sich des Marktes. Die Gefahr war noch immer groß. Wären die Rapperschwyler in die Stadt gezogen, so hätte Brun Mühe gehabt, sie hinauszuwerfen. Einer der Verschworenen, welcher, als der Kampf noch am wildesten brannte, gegen Zolikon floh, theilte den heranziehenden Rapperschwylern mehr seinen eigenen Schrecken, als wirkliche Thatsachen mit. In der Meinung, Alles sei verloren, kehrten die Rapperschwyler um. Von dieser mächtigen Hülfe, auf welche die Verschworenen hauptsächlich gerechnet hatten, verlassen, mußten sie den Bürgern, welche Brun persönlich führte, nach langem und blutigem Kampfe weichen. Beringer von Hohenlandenberg, Ulrich von Mazingen und fünf frühere Rathsherren blieben auf dem Platze, mit ihnen noch viele Andere, deren Namen und Stand nicht auf die Nachwelt kamen. Ganze Schiffe, überladen von Flüchtlingen, sanken in die Fluthen. In den engen Gassen der Stadt Zürich verloren Viele auf der Flucht ihr Leben. Andere sprangen von den Mauern herab und zerschellten auf deren felsigem Grunde. Johann von Habsburg-Rapperschwyl und Ulrich von Bonstetten wurden in dem Stadtgraben gefangen. Wären solche Thaten gegen einen Habsburger gerichtet worden, er hätte das Kind im Mutterleibe nicht geschont. Ermordeten doch die blutige Agnes und ihre Brüder zum **Sühnopfer** für Albrecht's I. Tod mehr als tausend s c h u l d l o s e Menschen. Rudolph Brun begnügte sich damit, siebenunddreißig der S c h u l d i g s t e n hinrichten zu lassen. Ich bin entschiedener Gegner aller Todesstrafen, allein es giebt Lagen, da die Gefahr so dringend ist, daß nur der Tod eines noch immer furchtbaren Feindes dieselbe abwenden kann. In einer solchen Lage war damals die Stadt Zürich und deren Bürgermeister. Mit Milde und Verzeihung kann wohl der Uebermächtige den Schwachen gewinnen, niemals aber auf dieser Erde ein schwer bedrohter Gegner seinen Feind. Ein milder und sanfter Mann wäre den Habsburgern und ihrem Anhange allerdings erwünschter gewesen, als der thatkräftige Bürgermeister Zürich's; denn einen solchen hätten sie mit leichter Mühe aus der Stadt vertrieben, oder auf dem Rathhause enthauptet. Allein der wachsame Rudolph Brun machte alle ihre Anschläge zu Schanden und bestrafte sie nach den bestehenden Gesetzen. Er begnügte sich nicht, gleich den drei Waldstädten, damit, die blutdürstigen Feinde des allgemeinen Wesens aus seinem Gebiete zu vertreiben. Sobald er die Ordnung im Innern der Stadt hergestellt hatte, rückte er gegen Rapperschwyl aus und zwang diese habsburgische Stadt, sich ihm am dritten Tage zu ergeben. Ungeachtet aller dieser Vorgänge suchte Rudolph Brun selbst bei den beiden Brüdern des in Zürich gefangen gehaltenen Grafen Johann von Habsburg-Rapperschwyl den Frieden nach. Weit entfernt, dieses Anerbieten günstig aufzunehmen, gaben ihm die Grafen Gottfried und Rudolph die bedeutungsvolle Antwort: „ihr Vater habe das Lehen seines Landes den Herzogen von Oesterreich aufgetragen, von dem Hause Oesterreich haben sie es empfangen, sie können darüber nichts verfügen ohne den Herzog.“ So wurde der Stadt Zürich zu erkennen gegeben, sie habe den Frieden nicht von dem Hause Habsburg zu Rapperschwyl, sondern von den gewaltigen österreichischen Herzogen, welche von Frankreich bis an die Gränze Ungarns herrschten, zu suchen. Erneuerter Kampf auf Tod und Leben war den Zürichern durch diese Worte angekündigt. Die Rapperschwyler hatten sich Zürich so feindlich erwiesen, daß Brun nicht hoffen konnte, sie im Laufe weniger Monate in Freunde umzuwandeln. Er durfte die Streitkräfte seiner Stadt nicht zersplittern, indem er eine Besatzung in eine Stadt legte, deren Bürgerschaft beim Heran-

nahen der Habsburger, sich mit den Belagerern gegen die Züricher verbunden hätte. Er gelangte daher zu dem Entschlusse, Rapperschwyl zu zerstören. Von allen seinen Maßregeln ist diese am bittersten getadelt worden. Allerdings hat keiner der Tadler auseinandergesetzt, wie sich die Stadt Zürich der ihr von Rapperschwyl her drohenden Gefahr auf andere Weise hätte entledigen können. Der Geschichtschreiber Johannes Müller setzt die Zerstörung Rapperschwyl's derjenigen Magdeburg's und der Verwüstung der Pfalz durch Ludwig XIV. an die Seite. Allein er bedenkt nicht, daß diese beiden Schandthaten keineswegs durch die Noth geboten waren. Brun ließ übrigens Rapperschwyl nicht plündern, dessen Bevölkerung nicht ermorden, sondern zerstörte nur die Häuser und Mauern dieser Stadt und vertrieb deren Bewohner, während Tilly und Ludwig XIV. in der Pfalz rauben, morden und jedes andere Verbrechen verüben ließen.

Rudolph Brun verstand es gleich gut, aufzubauen und zu zerstören. Nachdem er dem gefährlichsten Feinde Zürich's die Stadt gebrochen hatte, schloß er den ewigen Bund mit den vier Waldstädten (im Anfange Mai's 1351). Die denkwürdige Urkunde, durch welche derselbe besiegelt wurde, enthält unter anderem die folgenden Worte:

„Wir die Städte und Länder Zürich, Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden sind auf ewig einer getreuen Gesellschaft übereingekommen." „Wir alle Eidgenossen wollen einander helfen mit Leib und Gut gegen alle und auf alle, welche uns mit Gewalt an Ehre, Gut und Freiheit Schaden thun." „Auf daß dieser Bund Alten und Jungen desto wissentlicher sei, ist beschlossen, daß er alle zehn Jahre in diesen Tagen des Maimonats, oder sonst, wenn es begehrt wird, vor und von allen die über sechszehn Jahre alt sind, mit Wort und Schrift und Eid erneuert und bekräftigt werde."

Mit richtigem Blicke zog Zürich den festen Bund mit den vier Waldstädten dem lockern Vereine mit den entfernteren Städten des rheinischen Bundes vor und legte dadurch den eigentlichen Grund zu derjenigen Eidgenossenschaft, welche bis auf den heutigen Tag blüht. Ohne Zürich's Vorgang hätten sich schwerlich andere Städte und Länder dem Bunde angeschlossen, welcher bis dahin die Ufer des Waldstädtersees noch nicht verlassen hatte. Ohne Zürich hätte sich eben so wenig der Bund der Waldstädte, als Zürich ohne seine Verbindung mit den Eidgenossen auf die Dauer behaupten können.

§ 24. Bern (1335 bis 1353).

Wie Zürich, so benützte auch Bern die Zeit, da das deutsche Reich unter Ludwig IV. und Karl IV. immer schwächer wurde, und das Haus Habsburg theils durch seine Kämpfe mit dem erwählten deutschen Könige, theils durch innere Unruhen beschäftigt war, den Bau seiner Unabhängigkeit zu vollenden. Doch während Zürich auf Seiten des Kaisers stand und dabei manche Vortheile hatte, trat Bern scheinbar auf diejenige des Pabstes. In der That verfolgten beide Städte, wenn auch unter verschiedenen Bannern, wesentlich nur ihre eigenen Zwecke. Beide wurden durch den Streit zwischen Kaiser und Pabst, wie früher durch die Kriege zwischen dem Kaiser und den Habsburgern, in ihren Bestrebungen, ihre Freiheit zu befestigen und ihre Macht zu erweitern, gefördert. Durch Vertrag und Waffengewalt brachte Bern die Reichsvogtei zu Laupen und Oberhasli an sich und vermehrte dadurch seine Macht. Oberhasli war für Bern namentlich aus dem Grunde von hoher Wichtigkeit, weil durch dieses Land seine Verbindung mit den drei Waldstädten, mit denen es seit langer Zeit in Bundesgenossenschaft stand, erleichtert wurde. Die unaufhörlichen Fehden, in welchen Bern mit dem benachbarten Adel stand, erhielten den kriegerischen Sinn der Bürgerschaft. Unter den Gewerben der Stadt standen die Bäcker, die Fleischer, die

Gerber und Schmiede obenan; unter den Kaufleuten machten die Tuchhändler die besten Geschäfte. Zwischen der Bürgerschaft und ihrer Obrigkeit bestand stets ein auf gegenseitiges Vertrauen gegründetes Wechselverhältniß. Der Schultheiß und die Rathsherren nahmen Theil an allen Gefahren, welche das Gemeinwesen bedrohten.

Wenn an der Kreuzgasse das Banner der Stadt entfaltet wurde, sammelte sich unter demselben rasch und freudig die Jugend. Ihr Selbstgefühl gab sich durch Wort und That, durch lauten Kriegsruf und heitere Lieder, in welchen das Bürgerthum sich stolz dem Adel gegenüber stellte, kund. Die Stadt hatte damals schon fast denselben Umfang, wie in unseren Tagen, doch war viel Gartenland noch unbebaut. Die Häuser waren von Holz gezimmert. In vielen Fehden, welche Bern, sei es zum Schutze einzelner Bürger, oder zum Besten der Gemeine führte, war die Stadt meistentheils glücklich gewesen. Ergrimmt über manche erlittene Niederlagen und das kühne Auftreten der Berner versammelten sich die Grafen und Ritter der Umgegend auf der Burg zu Nidau und hielten Rath wider Bern. Einstimmig beschlossen Alle: „die unzähligen Beleidigungen, welche sie erlitten, haben einen allgemeinen Ursprung; Bern wolle dem Adel die Oberhand entreißen und sie an das Volk bringen; darum sei vergeblich, diese Stadt von einzelnen Unternehmungen abzuhalten; sie müsse mit ganzer Macht von Grund aus vertilgt werden." Alle Herren vom Welschneuenburgischen Stamme, Graf Eberhard von Kyburg, Peter von Greyerz, der Graf des obern Hinterlandes, viele Ritter von Uechtland, Aargau und Welschland und selbst die Stadt Freiburg verbanden sich eidlich zu dem genannten Zwecke. An die Spitze des Unternehmens wurde der Graf Gerhard von Valangin, kaiserlicher Vogt in Burgund gestellt. Während der Adel rüstete, sperrte er gegen Bern Handel und Wandel ab. Doch die Stadt verzagte nicht. Sie vertraute ihrer Kraft, und ihr Rath faßte den Beschluß, gerechten Forderungen Genüge zu leisten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Zu Burgdorf wurde noch ein Versuch gemacht, den Streit gütlich beizulegen. Er blieb aber eben so erfolglos, als derjenige, welchen Bern machte, Freiburg von dem Adel loszureißen. Mit Freuden ergriffen die Habsburger diese Gelegenheit, ihrem alten Grolle gegen Bern Luft zu machen. Der Graf Heinrich von Fürstenberg wurde, mit hundert Helmen gegen Bern geschickt und alle Amtleute vom Aargau befehligt, das Volk unter die Waffen zu bringen. Siebenhundert Herren, mit gekrönten Helmen, zwölfhundert vollrüstige Ritter, gegen dreitausend Reiter und über fünfzehntausend Mann zu Fuß sammelten sich wider Bern. Die feindliche Heeresmacht wagte es aber nicht, die gewaltige Stadt selbst zu belagern, sie rückte gegen Laupen, um die Berner zu zwingen aus ihren Mauern hervorzukommen und entweder diese kürzlich erworbene Stadt aufzugeben, oder im freien Felde die entscheidende Schlacht zu liefern. Als Antonius von Blankenburg, Vogt von Laupen, Verstärkung von Bern verlangte, stand der Schultheiß im versammeltem Rathe und im Beisein besonders geladener, angesehener Bürger, auf, und schwor, zur Behauptung der Stadt Laupen Gut und Leben aufzuopfern. Denselben Eid leisteten die anwesenden Rathsherren und Bürger. Sechshundert rüstige Männer zogen sofort nach Laupen. Das feindliche Heer umgab bald darauf rings die Stadt. Von Tage zu Tage wurde es durch neue Zuzüge verstärkt. Noch hatte Bern den Feldherrn, der sein Heer führen sollte, nicht gefunden. An dem Tage und in der Stunde, da der Rath zu Bern diese wichtige Frage besprach, ritt Rudolph Castellan von Erlach, erstgeborner Sohn Ulrich's, Castellan's von Erlach, in die Stadt ein. Als die Berner den wohlbekannten Sohn des Siegers am Donnerbühl erblickten, gedachten sie in freudiger Begeisterung jenes großen Tages und ernannten Rudolph von Erlach, durch allgemeinen Zuruf, zu ihrem Feldhauptmann. Der Schultheiß von Bubenberg überreichte ihm das Banner der Stadt. Erlach aber sprach:

„In sechs Feldschlachten habe ich mitgefochten, in welchen immer das größere Heer von der geringeren Zahl geschlagen worden ist. Gute Ordnung ist ein sicheres Mittel, in Schlachten zu siegen. Denn gleichwie die Menge nicht hilft gegen geschickte Anordnung, so hilft ohne Ordnung die Tapferkeit nichts. Ihr von den Handwerken, die Ihr oft nicht gern gehorcht, Ihr seid freie Männer und frei werdet Ihr bleiben, wenn Ihr zu gehorchen wißt, wem Ihr sollt. Ich fürchte den Feind nicht; mit Gott und Euch will ich den Streit bestehn; Wir wollen ihn ausführen, wie zur Zeit meines Vaters. Aber ich will nicht euer Feldhauptmann werden ohne volle Gewalt."

Die Bürger durch diese kräftigen Worte gehoben, schworen in allen Dingen dem Ritter von Erlach ohne Widerspruch zu gehorchen, bei Leib und Leben. Mittlerweile wurde Laupen durch die vereinte Macht des Adels schwer bedrängt. Bern waffnete sich. Vom untern Sibenthal und aus der Mark Weisenau führte Johannes von Weißenburg, aus den obersten Thälern der Vogt von Rinkenberg, Zuzug herbei. Von Oberhasli kam eine rüstige Schaar, und auf das Begehren des Schultheißen von Bern sandten die drei Waldstädte ihre Mannschaft über den Brünig. Von allen übrigen Bundesfreunden hielt nur Solothurn in der Gefahr bei Bern aus. Ungeachtet es selbst von dem östreichischen Heere bedroht war, schickte es den Bernern Hülfe. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1339 zog das Heer der Berner: neunhundert aus den Waldstädten, dreihundert von Hasli, dreihundert von Sibenthal, viertausend von Bern und achtzig Helme von Solothurn, gen Laupen aus. Um die Mittagszeit nahm Erlach seine Stellung auf einer Höhe ohnweit Laupen, von der er den Feind sah, aber nicht gesehen werden konnte. Den Rücken deckte dem Heere ein Wald. Die Waldstädter und die Solothurner erhielten, ihrem Wunsche zufolge, den Befehl, die feindliche Reiterei, welche den Bernern in die Seite oder in den Rücken zu fallen gedachte, aufzuhalten. Er selbst bot, mit dem übrigen Heere, dem feindlichen Fußvolke die Spitze. Kurz bevor die Schlacht begann, sprach Erlach zu den Bernern:

„Wo sind nun die fröhlichen Jünglinge, die täglich zu Bern, geschmückt mit Blumen und Federbüschen, die Ersten sind bei jedem Tanz? Heut steht bei Euch die Ehre der Stadt. Hier Banner, hier Erlach!" Da riefen sie mit lauter Stimme, wie aus einer Brust: „Herr, wir wollen bei Euch stehen!"

Nachdem alles wohl geordnet war, gab Erlach das Zeichen zum Angriff. Die Schleuderer liefen von der Anhöhe herab und thaten drei Würfe auf den Feind, dann zogen sie sich zurück und machten Raum für schwere eiserne Heerwagen, welche in die gebrochenen Reihen der Feinde fuhren. Von den Wagen herab stritten die Krieger. Die Nachhut, welche die Wendung der Schleuderer für Flucht hielt, floh in den Wald, nicht unbemerkt vom übrigen Heere. Erlach aber rief unverzagt, mit heiterem Angesicht: „Freunde wir siegen, die Furchtsamen sind Alle von uns." Zugleich drang er, das Banner der Stadt in seiner Hand, mit einer auserlesenen Schaar tapferer Jünglinge unter das feindliche Fußvolk ein. Dieses schon in Unordnung gebracht durch die Schleuderer und die Streitwagen, wurde geworfen und ergoß sich in wilder Flucht auf zwei Straßen oberhalb Laupen. Mittlerweile hatten die Waldstädter und Solothurner rüstig gekämpft gegen die feindlichen Reiter. Um die Vesperzeit eilten ihnen die Berner zu Hülfe. Die ganze Feldmark von Oberwyl und Wyden war bedeckt mit Waffen und Leichen. Achtzig gekrönte Helme und siebenundzwanzig Banner lagen im Staube. Die Grafen Rudolph zu Nidau, Gerhard von Valangin, Johann von Savoyen, drei Grafen von Greyerz und elf andere Grafen büßten mit dem Tode die Lust, Bern vertilgen zu wollen. Schwer war auch der Verlust der Stadt Freiburg. Am Abende sammelte sich das siegreiche Heer auf der Wahlstatt, und

dankte Gott für die gewonnene Schlacht. Rudolph von Erlach sprach zu den um ihn versammelten Bernern, Waldstädtern und Solothurnern: „Ich werde nie vergessen, daß ich diesen Sieg dem Vertrauen meiner Mitbürger und Eurem heldenmüthigen Sinne, strenge, handfeste, geliebte Freunde und Nothhelfer aus den Waldstädten und von Solothurn verdanke. Wenn unsere Nachkommen die Geschichte dieser Schlacht vernehmen, so werden sie die gegenseitige Freundschaft über alles achten, gleichwie an diesem Tage; in ihren Gefahren und Kriegen werden sie bedenken, welcher Voreltern Kinder sie sind!"

Durch diese Schlacht wurde der Uebermuth des Adels gebrochen, sein Bund zur Zerstörung Bern's aufgelöst und diese Stadt durch einen Kranz des Ruhmes geschmückt, welcher allen ihren Feinden Achtung und Furcht einflößte. Der Krieg war zwar noch nicht zu Ende, allein die Feinde mußten sich innerhalb ihrer Mauern verstecken, sie wagten es nicht mehr, den Bernern in offener Feldschlacht gegenüber zu treten und begnügten sich damit, kleine Raubzüge zu unternehmen. Vergebens suchten sie die Berner auszuhungern. Diese aber brachen mehrere feindliche Burgen und eroberten die Kyburgische Stadt Hutwyl. Von Aarberg bis in das Emmenthal, von Straßberg bis nach Graßburg mußte das arme Landvolk dafür büßen, daß es unter der Herrschaft des, Bern feindlichen Adels stand. Besonders erbittert zeigten sich die Freiburger. Im Jahre nach der Schlacht bei Laupen (1340) erhielten sie von Rudolph Erlach eine neue Züchtigung. Sie verloren über vierhundert Mann und dankten es nur der Tapferkeit zweier Bürger, welche die Brücke über die Sane abbrachen, daß ihre Stadt nicht genommen wurde. Als sie kurz darauf die Gelegenheit wahrnahmen und Bern überfielen, zu einer Zeit, da die ganze junge Mannschaft vor Thun lag, waffneten sich die Greise und schlugen sie zurück, bevor die Jünglinge von Thun herbeigeeilt waren. Zuerst suchten die Königin Agnes und die Stadt Freiburg um Frieden nach (1341), welcher ihnen bereitwillig von Bern gewährt wurde. Die übrigen Grafen und Herren, die sich zu ihrem Schaden überzeugt hatten, daß Bern nicht so leicht zu vertilgen sei, als sie gedacht, thaten ein Gleiches. Bern gewann, in Folge seiner Siege, nichts weiter, als Achtung, Ruhm und Ehre, kein Stückchen Landes. Nur mit dem Hause Greyerz dauerte die Fehde bis zum Jahre 1349. Im Laufe derselben brachen die Berner die Feste Laubeck und gelangten dadurch zur Oberhand im Sibenthale. Karl IV. bestätigte die von Bern erworbenen Reichsvogteien Laupen und Oberhasli und mehrere andere von dieser Stadt eingelöste Reichspfandschaften. Freiburg, Solothurn, Biel, Wivlisburg und Peterlingen suchten und erwarben in Bern Bundes- oder Bürgerrechte. Doch immer war Bern, obgleich im Bunde mit den drei Waldstädten, nicht Mitglied der fünf Orte (Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern und Zürich) zählenden Eidgenossenschaft. Neue dringende Ereignisse mußten eintreten, noch größere Gefahren mußten sich drohend erheben, bevor der Bund der acht alten Orte geschlossen wurde.

Rudolph Erlach, der unsterbliche Sieger von Laupen, lebte bis in ein sehr hohes Alter auf Riegelbach in einer einsamen Gegend, ohnweit Bern an der Aar auf seinem väterlichen Landsitze. Es ist ein eigenthümliches Schicksal, daß der greise Held mit demselben Schwerte erschlagen wurde, mit welchem er bei Laupen focht. Sein eigener Schwiegersohn Jobst von Rudenz gab ihm den Tod. Johann Müller vergleicht ihn und den alten Reding*) mit Rudolph Brun und ergreift diese Gelegenheit, den Züricher Bürgermeister tief unter die beiden ersteren herabzusetzen. Doch sein Vergleich ist durchaus hinkend. Rudolph Brun zeichnete sich aus als Staatsmann, als Begründer der Freiheit seiner Vaterstadt und als Erweiterer und Befestiger der Eidgenossenschaft. Reding gab allerdings bei Moor-

*) Siehe oben § 22.

garten den Kämpfern einen guten Rath, Rudolph von Erlach führte sie bei Laupen zum Siege. Reding's treffliche Worte waren in wenigen Minuten gesprochen, und kosteten, so gut sie auch gemeint waren, ihm weder große Anstrengung, noch einen Tropfen Blutes. Erlach's siegreiche Thaten füllen den Zeitraum weniger Tage aus; und wenn er auch in deren Laufe die höchste Geistesgegenwart, die entschlossenste Tapferkeit und die reinste Vaterlandsliebe bekundete, so kann der Werth eines Menschen doch nicht nach einzelnen Tagen, sondern nur nach seinem ganzen Leben bemessen werden. Hätte Erlach, gleich Brun, Jahre lang an der Spitze seiner Stadt gestanden, dann ließen sich beide Männer miteinander vergleichen. So aber fehlt der Vergleichspunkt. Brun widmete nicht blos einzelne Tage, er opferte sein ganzes Leben dem Vaterlande auf. Seine Kämpfe wurden nicht auf dem Schlachtfelde, sondern auf dem Rathhause entschieden, obgleich er in der Züricher Mordnacht deutlich bewies, daß er auch mit dem Schwerte in der Faust die Bürgerschaft zu führen verstehe; der innere Gehalt Reding's, Erlach's und Brun's läßt sich nicht vergleichen. Es mag sein, daß Erlach von einer strengeren Rechtlichkeit beseelt war, daß Reding richtigere Ansichten über kriegerische Stellungen besaß, als Brun. Fragen wir aber, welcher dieser drei Männer die schwersten Kämpfe bestanden, welcher der Schweiz die wichtigsten Dienste geleistet habe, so stehen wir nicht an, die Entscheidung für Rudolph Brun abzugeben. Reding focht nicht bei Moorgarten mit, sein Alter erlaubte ihm dieses nicht. Erlach's Kämpfe im offenen, freien Felde boten dem tapfern Manne mehr Freude als Leid. Die Ränke und Gefahren, durch welche Rudolph Brun das Staatsschiff Zürich's leitete, füllten Jahrzehnte aus und störten Tag und Nacht dessen Ruhe. Wäre Zürich unter dem Einflusse der Patrizier und der Habsburger geblieben, hätte Brun nicht den Bund mit den vier Waldstädten abgeschlossen, so hätte, wie Johannes Müller dieses selbst anerkennt, die Eidgenossenschaft in ihren Alpenthälern zerfallen müssen. Wäre die Schlacht von Laupen verloren gegangen, so war weder die Zukunft Bern's, noch der Eidgenossenschaft vernichtet; wäre aber Brun in seinem zwanzigjährigen Kampfe unterlegen, so wäre mit ihm Zürich, die Eidgenossenschaft und das gesammte volksthümliche Element der damaligen Welt, das in der Schweiz seinen Brennpunkt hatte, gefallen. Reding, Erlach und Brun lassen sich mit einander noch weniger vergleichen, als Wicklef, Huß und Luther. Sie Alle kämpften für die Freiheit. Doch den entscheidenden Schlag führte Luther auf religiösem, Brun auf politischem Gebiete, Luther unmittelbar für Deutschland, mittelbar aber für die ganze Erde, Brun zunächst für die Schweiz, doch in der Wechselwirkung der Ereignisse für die Menschheit.

§ 25. Die acht alten Orte (1351—1358).

Es giebt ewige und unveräußerliche Menschenrechte, und ein Volk, welches für diese in die Schranken tritt, ist unüberwindlich, denn es wird von dem Geiste der Freiheit beseelt, während seine Gegner, denen dieser Geist gebricht, in den Kampf mit den ewigen Gesetzen treten, unter denen die Welt steht. Es giebt ewige und unveräußerliche Rechte der Menschheit, allein keine ewige und unveräußerliche Vorrechte. Das Vorrecht muß dem gleichen Rechte, die Knechtschaft der Freiheit weichen, so bald ein Volk sich auf den Standpunkt der Vernunft hinangeschwungen hat. Weil das Volk höher steht, als ein Theil desselben: ein Stand, ein Dorf oder eine Stadt, müssen die Rechte des Standes, Dorfes oder der Stadt den Rechten der Gesammtheit weichen, und weil die Menschheit höher steht, als ein einzelnes Volk, müssen sich die Rechte der einzelnen Völker dem Rechte aller, dem gemeinsamen Völkerrechte, den ewigen und unveräußerlichen Rechten der Menschheit unterordnen.

Die ganze Menschheit wurde um eine Stufe höher gehoben, als die Schweizer den Kampf mit den Habsburgern begannen, denn der Streit galt ihren ewigen und unveräußerlichen Rechten. Sie verlangten nicht mehr, als was alle Völker hätten fordern sollen, ihre angestammte Freiheit. Daß von allen Nationen damaliger Zeit nur die Schweizer den Muth hatten, ihre Rechte geltend zu machen, während alle anderen das Joch ihrer Herrscher geduldig trugen, gereicht den Schweizern ebenso zur Ehre, als den übrigen Völkern zur Schande. Als die drei Waldstädte den Habsburgern entgegentraten, wurden sie selbst von ihren nächsten Nachbarn, den Luzernern, bekämpft. Doch immer weiter wurde von Jahrzehent zu Jahrzehent der Kreis, innerhalb dessen das Haus Habsburg nichts vermochte, die Freiheit aber waltete und immer weiter wird dieser Kreis noch werden, bis das Haus Habsburg und alle übrigen Tyrannenhäuser ihren Untergang werden gefunden haben.

Wenn wir die Geschichte der Entstehung und Vergrößerung irgend eines Staates mit derjenigen der Schweiz vergleichen, so läßt sich nicht läugnen, daß die Grundlagen der Eidgenossenschaft reiner und tiefer waren, als diejenigen jedes anderen Reiches. Stellen wir aber die Eidgenossen ihren ersten und furchtbarsten Feinden, den Habsburgern, gegenüber, so tritt der Unterschied zwischen einem auf Freiheit und Recht beruhenden Gemeinwesen und einem von Habgier und Herrschsucht getriebenen Tyrannengeschlechte besonders deutlich hervor. Die Eidgenossen kämpften in offener Schlacht gegen ihre übermächtigen Feinde. Die Habsburger spannen Ränke, zettelten Verschwörungen an, streuten den Saamen des Verrathes aus und strebten auch mit den verabscheuenswerthesten Mitteln darnach, ihre Herrschaft auszubreiten und zu befestigen. Schon haben wir der Mordnächte von Luzern und von Zürich Erwähnung gethan. Von mehreren ähnlichen Mordnächten werden wir noch berichten, welche immer von den Habsburgern und ihrem Anhange gegen die Eidgenossen angezettelt wurden. Alle diese Schandthaten konnten das Wachsthum der Eidgenossenschaft nicht hemmen. Durch den Anschluß Luzern's an den ewigen Bund wurde der letzte Rest des Waldstädtersee's, welcher bis dahin in feindlicher Gewalt gewesen war, gewonnen. Von dieser Zeit an konnten die drei Waldstädte nicht mehr, wie früher, durch Ueberfälle, welche von den Ufern ihres See's selbst ausgingen, beunruhigt werden. Wenn Luzern der Eidgenossenschaft eine weit gesichertere Stellung im Kriege gegen äußere Feinde verlieh, vermittelte Zürich deren friedlichen Verkehr mit der Außenwelt. Ohne Luzern konnte die Eidgenossenschaft jeden Tag überrumpelt, ohne Zürich ausgehungert und in die größten Geldverlegenheiten gebracht werden. Das Beispiel, welches diese beiden Städte gaben, indem sie sich der Eidgenossenschaft anschlossen, regte überdies auch andere Städte und Länder der Umgegend an, ihre Freiheit zu erringen und durch den Bund mit den Eidgenossen sicher zu stellen. So friedlich die Schweizer auch waren, so entschieden traten sie gegen ihre Feinde auf. Zu diesen gehörten insbesondere die Aebte von Einsiedeln, welche durch ihre geistlichen Waffen den armen Schwyzern ihre besten Weiden zu rauben suchten. Mit Recht setzten die Eidgenossen den Bannstrahlen der Pfaffen ihre guten Schwerter entgegen. Als der Abt Konrad von Görgen den Bann gegen sie erneuerte, nahmen die Schwyzer den Kämmerer des Klosters, Marquard von Bechburg, und später den Conventherrn Rudolph von Zimbern gefangen. Endlich unter Heinrich von Brandis, dem Abte von Einsiedeln, und unter Konrad von Jberg, Landamman von Schwyz, kam (1350) eine gütliche Entscheidung des langjährigen Streites zu Stande. Die Pfaffen erhielten einen guten Theil der von ihnen ungerechterweise angesprochenen Berge und den armen Schwyzern wurde der schwer auf ihnen lastende Bannfluch abgenommen. Auch nachdem Luzern in den ewigen Bund eingetreten war, suchten die Habsburger unausgesetzt, ihren Anhang in dieser Stadt zu verstärken und mit dessen Hülfe, wenn nicht ihre alte Herrschaft wieder

zu gewinnen, doch den jungen Bund der Freiheit zu lockern und dessen Kraft durch innere Parteiungen zu schwächen. Wiederholt gelang es ihnen, wie z. B. im Jahre 1314, die Mehrzahl der Stimmen im Rathe der Stadt zu gewinnen. Dann wurden Pläne zur Unterjochung Luzern's geschmiedet. Streitigkeiten entstanden im Schoße der Bürgerschaft, doch früher oder später erkannte diese die Urheber des Unfriedens, vertrieb sie aus ihren erschlichenen Würden und stellte dadurch den innern Frieden wieder her. Bei Weitem die größte und reichste Stadt der Eidgenossenschaft war aber Zürich. Sie zählte 12,470 Einwohner, welche größtentheils wohlhabend waren. Großer Reichthum und bittere Armuth, diese beiden Auswüchse einer verbildeten Zeit, waren gleich selten. Der Handel der Stadt umfaßte nicht blos die Nachbarländer, er reichte bis nach Polen, Flandern und Italien. Um so gieriger streckten die Habsburger ihre Hände nach ihr aus. Kurz nachdem Zürich in den ewigen Bund eingetreten war, kam Herzog Albrecht von Oesterreich, des Königs Albrecht I. letztlebender Sohn und Rudolph's I. Enkel, in die Stadt Brugk (im August 1351). Er verlangte von Zürich die Wiederaufbauung von Alt- und Neu-Rapperschwyl, die Zurückgabe der Mark, Genugthuung und Schadloshaltung. Die Züricher erwiederten: „der Graf Johann von Habsburg-Laufenburg habe selbst alle Feindseligkeiten angefangen; darum sei er Nachts in ihre Stadt gekommen; sie haben alles thun müssen um ihrer Sicherheit willen; die Forderungen des Herzogs können sie nicht erfüllen." Der Habsburger zog darauf mit sechzehntausend Mann über die Glatt und gegen Zürich. Rudolph Brun, welcher dazumal noch Bürgermeister war, besaß in seinen alten Tagen nicht mehr den Scharfblick und den Freiheitsmuth früherer Tage. Die Mordnacht von Zürich bildet den letzten Glanzpunkt seines Lebens. Es scheint fast, als sei durch die übermäßige Anstrengung, zu welcher ihn die drohende Gefahr jener Zeit zwang, die bis dahin rüstige Kraft seines hohen Alters gebrochen worden. Er gab zu, daß die Streitigkeit zwischen der Stadt Zürich und dem Hause Habsburg gütlich entschieden und das Endurtheil der blutigen Agnes, dem leidenschaftlichsten aller Kinder Albrecht's I., anheim gegeben wurde. Die Entscheidung fiel, wie zu erwarten war, zum Nachtheile Zürich's aus. Immer deutlicher traten die eben so ungerechten, als für Zürich verderblichen Ansprüche der Habsburger zu Tage. Die blutige Agnes hatte es nicht gewagt, in ihrer Entscheidung so weit zu gehen, als ihr Bruder Albrecht gewünscht hatte. Doch dieser wußte sich dadurch zu helfen, daß er dem dunkeln Sinne des Urtheils seiner Schwester die von ihm gewünschte Bedeutung unterschob. Die Züricher, zum Aeußersten gebracht, erkannten endlich den Fehler, den sie gemacht hatten und weigerten sich, die von Herzog Albrecht dem Urtheile gegebene Deutung anzuerkennen. Der Herzog ließ die von den Zürichern gegebenen Geißeln in Banden schlagen, der von ihm abhängige Adel machte Raubzüge gegen die Stadt und deren Freunde. Der Herzog rüstete sich zum Kriege und bot Glaris auf, ihm Hülfe zu senden. Dieses Land, welches an beiden Ufern der Lint, von dessen Quellen bis zum Waldstädter See belegen, an Schwyz und Uri gränzt, war damals und ist noch heute den drei Waldstädten nahe verwandt. Glaris hat eine ähnliche Beschaffenheit, wie Uri, Schwyz und Unterwalden, und seine Bevölkerung bestand, wie dort, aus Hirten und Landleuten kräftigen Sinnes und einfacher Lebensweise. Seit undenklicher Zeit wurden die Angelegenheiten des Ländchens durch einen von der Gemeinde erwählten Landamman und einen Rath angesehener Männer geleitet. Als das Haus Habsburg die Kastvogtei des Klosters Seckingen, unter König Albrecht I. die erbliche Reichsvogtei und bald darauf das Lehen der Meierei jenes Klosters erwarb, traten dessen herrschsüchtige Bestrebungen in ähnlicher Weise, wie zuvor bei den drei Waldstädten, zu Tage. An die Stelle des Landamman's, den die Bürger von Glaris erwählt hatten, und der, gleich diesen, bürgerlich lebte, ernannten die Herzoge auslän-

dische Herren zu Landvögten, welche, umgeben von Kriegsknechten, gleich Geßler und Landenberg,*) auf einer Burg (z. Näfels) wohnten. Bei einem Brande waren die Urkunden, welche die Glarner ihrer Freiheit versicherten, in den Flammen aufgegangen. Die tückischen Habsburger suchten von diesem Unfalle des Volkes Vortheil zu ziehen und weigerten sich, ihnen zu Erneuerung ihrer Schriften behülflich zu sein.

Der gerechte Unwille des Volkes gegen das Haus Habsburg wurde dadurch zur Flamme gefacht, daß ihm dieses den versprochenen und sauer verdienten Sold für einen Heereszug nach Colmar vorenthielt und daß ihr Landvogt, Walther von Stadion, sie mit unerträglicher Strenge beherrschte. Als daher der Herzog die Glarner zur Kriegshülfe gegen die Eidgenossen aufforderte, erwiederten diese: „sie hätten keine Schuldigkeit, an österreichischen Kriegen Antheil zu nehmen.“ Diese den verbrieften Rechten der Glarner vollkommen entsprechende Antwort nahm der übermüthige Habsburger als eine Kriegserklärung an. Er beschloß, Truppen nach Glaris zu senden und von da gegen Uri und Schwyz vorzudringen, um die Waldstädte abzuhalten, der Stadt Zürich Hülfe zu leisten. In Uebereinstimmung mit den Glarnern kamen die Eidgenossen den Habsburgern zuvor und besetzten Glarisland. In eiliger Flucht zog sich der Landvogt nach Wesen, einer Stadt am nördlichen Ufer des Wallenstattersee's, im s. g. Gaster, zurück. Die Eidgenossen schwuren den Glarnern, „dafür zu sorgen, daß ihnen wegen Besetzung des Landes von Herzog Albrecht kein Schaden erwachse.“ Zweihundert Glarner zogen nach Zürich, um die Besatzung dieser Stadt zu verstärken, da sie glaubten, von Habsburg nichts befürchten zu müssen. Doch mitten im Winter (im Jahre 1352), als die Alpen hoch mit Schnee bedeckt und alle Wasser in die Bande des Eises geschlagen waren, fiel der Landvogt Stadion in das Land ein. Schnell sammelten sich aus ihren zerstreuten Hütten die Glarner. Auf dem Rütifeld, zwischen Oberurannen und Näfels, traten sie den Habsburgern entgegen und schlugen sie auf das Haupt. Der Landvogt Stadion selbst und viele seiner Ritter blieben auf dem Schlachtfelde. Seine Söldner flohen. Die Glarner brachen die Burg zu Näfels und wurden nach dieser ruhmvollen That freudig in den ewigen Bund aufgenommen. „Es behalte,“ so schwuren die Glarner, „der Herzog sowohl, als die gefürstete Aebtissin von Seckingen alle rechtmäßige Herrschaft und ihre Einkünfte, das Land seine Freiheiten. Wir von Zürich, Uri, Schwyz und Unterwalden wollen die von Glaris dabei behaupten; Wir, die Landleute von Glaris wollen stets, ohne Widerrede, ohne Gefährde zu unsern Eidsgenossen halten. Wenn sie es begehren, so wollen wir auch in die Bünde treten, die sie mit anderen haben und machen.“

Herzog Albrecht war zwar sehr unzufrieden mit diesem Bunde der Glarner und sehr ergrimmt über die Niederlage seines Vogtes Stadion. Allein er wagte es nicht, in das Land der steilen Gebirge einzufallen, vielmehr sammelte er seine Streitkräfte in der Nähe von Zürich bei Baden, woselbst die Gegend für die Reiterei weniger ungünstig ist, als Glarus. Er war nicht mehr jung (64 Jahre alt) und hatte seit mehr als zwei Jahrzehenten an Gichtschmerzen so sehr gelitten, daß er zur Leitung kriegerischer Unternehmungen sehr wenig geeignet war. Zürich zu belagern, reichte seine Macht nicht aus. Allein zahlreiche Raubzüge, welche seine Hauptleute von Baden aus veranstalteten, thaten der Stadt Schaden und Abbruch. Bürgermeister Brun setzte sich an der Spitze von anderthalbtausend Mann in Bewegung, um die habsburgischen Kriegsknechte zu züchtigen. Er brach unweit der Stadt Brugk bei Stilli die Burg Freudenau, wandte sich dann um und ging auf Tätwyl los. Sein Anschlag war aber den Habsburgern verrathen worden. Ihr Heer wurde

*) Siehe oben § 20.

durch Burkhard von Ellerbach auf viertausend vermehrt, welche den Zürichern um mehr als das doppelte an Zahl überlegen und durch keinen raschen Marsch ermüdet waren. Die Oesterreicher hatten von allen Bewegungen des Feindes die genaueste Kenntniß. Doch nichts vermochten sie gegen die Tapferkeit der Züricher. Ellerbach glaubte, diese von allen Seiten umzingelt zu haben, wurde aber in einem dreistündigen Treffen auf's Haupt geschlagen. Hundertundfünfzig Landleute, welche von den Höhen herab den hartbedrängten Zürichern zu Hülfe zogen, entschieden die Schlacht. Johannes Müller macht dem greisen Rudolph Brun den Vorwurf, daß er sich bei diesem Treffen feige benommen habe. Allein Thatsache ist, daß der Bürgermeister nach diesem Kampfe von den Zürichern hoch geehrt wurde und die Bestätigung der Bürgermeisterwürde auf seine Lebenszeit erhielt, und daß die beiden Männer, auf deren Aussage diese Anschuldigung beruht, Rüger Manesse und Heinrich Manesse, beide, obgleich früher Brun's Freunde, dazumal seine heftigsten Feinde waren. Von ihnen läßt sich daher kein unparteiisches Zeugniß wider Brun erwarten, am wenigsten von Rüger Manesse, welcher für sich selbst den ganzen Ruhm des Treffens bei Tätwyl in Anspruch nahm.

Während die Eidgenossen auf der Seite Zürich's sich mehr vertheidigungsweise verhielten, griffen sie weiter im Süden muthig an. In der Mitte zwischen dem Waldstädter und dem Züricher See liegt das Land Zug, an dessen Gränze die ewig denkwürdige Schlacht von Moorgarten, vor siebenunddreißig Jahren, gefochten worden war. Dieses Land war für die Eidgenossen von der größten Wichtigkeit. Sie hatten es vor Kurzem erst erfahren, als die Zuger unter habsburgischem Einfluße bei Art, einem festen Waffenplatze am Eingange der Waldstädter Päsße, eine Landung machten nnd Schwyz bedrohten. Die Eidgenossen, durch diesen Ueberfall gewarnt, rückten zweitausendsechshundert Mann stark vor Zug. In frecher Selbstüberhebung erwiederte Herzog Albrecht einem Gesandten von Zug, welcher Hülfe von ihm verlangte: „er solle nur gehen, man werde Alles wieder erobern." Als den Zugern diese Antwort hinterbracht wurde, ließen sie die Eidgenossen in ihre Stadt und traten in deren ewigen Bund ein. Hierbei machten sie jedoch den ausdrücklichen Vorbehalt aller Herrschaft und Einkünfte des Herzogs (28. Juni 1352). Diese bestanden in Twyng, Bann, Zehenden und gewissen Gütersteuern. Herzog Albrecht, welcher mit dem Kaiser Karl IV. auf besserem Fuße stand, und durch keine anderweitigen Unternehmungen abgehalten wurde, gedachte, seine gesammte Macht und die Streitkräfte zahlreicher Bundesgenossen auf die Eidgenossenschaft zu werfen und diese leicht zur Unterwerfung zu bringen. Er legte allen seinen Ländern ungewöhnlich hohe und drückende Abgaben auf, rüstete ein gewaltiges Heer aus und rückte mit diesem vor Zürich. Ihm leisteten Beistand der Churfürst von Brandenburg, Ludwig, Sohn Kaiser Ludwig's von Baiern, die Häuser Welsch-Neuenburg, Montfort, Würtemberg, Oettingen, Fürstenberg, Thürstein, Nellenburg, Kyburg, Baden, Hochberg, Urslingen und Tek, fünf Bischöfe und sechsundzwanzig angesehene Grafen, unter diesen der Burggraf von Nürnberg. Die Städte Freiburg im Uechtland, Freiburg im Breisgau, Basel, Straßburg, Schaffhausen, selbst Bern und Solothurn schickten dem Herzoge Hülfstruppen. Dreißigtausend Mann zu Fuß und viertausend Lanzenreiter lagerten sich unter dem Befehle des Herzogs Eberhard von Würtemberg auf den Höhen rings um Zürich. Doch sie vermochten nichts wider die Stadt und zogen wieder ab, ohne nur einen Sturm oder eine förmliche Belagerung gewagt zu haben. Im Anfange des Herbstmonats (1352) kam der Frieden zu Stande. Die Gefangenen, unter ihnen der seit der Züricher Mordnacht verhaftete Graf Johann von Habsburg, sollten in Freiheit gesetzt, die genommenen Plätze herausgegeben werden. In der Hauptsache waren aber die Bedingungen so zweideutig gefaßt, daß sie jeder Theil zu seinen Gunsten deuten konnte.

Dieser Krieg hatte insofern eine hohe Bedeutung, als er den Anschluß Bern's an den ewigen Bund beschleunigte. Erlach, Bubenberg, Weißenburg und alle Berner, die Männer vom Oberlande, Laupen und Hasli mochten sich schämen, im Kriege zwischen den Habsburgern und den Eidgenossen auf Seiten der Tyrannen zu stehen und mit diesen den schmachvollen Rückzug von den Mauern Zürich's antreten zu müssen. Darum eilten sie, nach geschlossenem Frieden, in die Eidgenossenschaft, welche sie freudig aufnahm, einzutreten (Winter 1353).

Der Frieden mit Oesterreich enthielt einen allgemeinen Vorbehalt „aller Bundesverträge, Freiheiten, Herkommen und Rechte.“ Durch diesen hielten die Eidgenossen mit Recht auch ihren Bundesvertrag für gesichert. Allein Habsburg deutete die Stelle, in welcher es hieß: „Zug und Glarus leisten ihm rechtmäßigen Gehorsam,“ so, daß diese beiden Länder ihm nicht blos den ihm nach den bestehenden Rechten gebührenden, sondern auch den von ihm rechtswidrig begehrten Gehorsam leisten sollten. Der kaum geschlossene Frieden wurde daher sofort wieder Gegenstand eines neuen Krieges. Der Herzog, welcher so oft bitter empfunden hatte, daß er den Eidgenossen auf dem Felde der Schlacht nicht gewachsen sei, verklagte sie bei Kaiser und Reich. Die deutschen Fürsten kannten die Verhältnisse der Schweiz nicht, standen mit den Städten und ländlichen Gebieten häufig in ähnlichen Verhältnissen, wie die Habsburger zu den Eidgenossen und ließen sich daher leicht von Herzog Albrecht zu dessen Gunsten stimmen. Kaiser Karl IV., welcher um Ostern 1354 nach Zürich kam, wurde sehr unwillig, daß die Eidgenossen sich seinem Spruche nicht unbedingt unterwerfen wollten, sondern „ihre ewigen und heiligen Bünde“ vorbehielten und gab die Entscheidung ab: „ihr Bund sei ungültig; Reichsglieder dürfen sich nicht ohne das Reichshaupt mit einander verbinden.“ Diesem Spruche fügten sich die Eidgenossen nicht. Gegen Ende des Juni (1354) erklärte das deutsche Reich ihnen den Krieg und kurz darauf rückte Herzog Albrecht, welcher seit einem Jahre große Rüstungen gemacht hatte, mit einem zahlreichen Heere über die Glatt, besetzte Rapperschwyl, das der Graf Johann an ihn verkaufte, und baute Burg und Stadt eiligst wieder auf als Bollwerk gegen Zürich. Mittlerweile zog Kaiser Karl IV. mit zahlreichen Churfürsten, Fürsten, Bischöfen, Rittern und Herren gegen Zürich. In Verbindung mit den österreichischen Truppen zählte das Reichsheer viertausend Reiter und vierzigtausend Fußknechte. Die Eidgenossen hatten ihnen nur viertausend Männer, welche in Zürich als Besatzung lagen, entgegenzustellen. In dem Reichsheere fanden sich die Zuzüge von nicht weniger, als dreiundzwanzig benachbarten Städten und selbst von Bern (weil im Bunde mit den Eidgenossen das Reich vorbehalten worden war), welche alle durchaus keine Neigung hatten, ernstlich gegen Zürich zu fechten. In zahlreichen Ausfällen trafen die Eidgenossen mit den Belagerern zusammen und setzten ihnen bei passender Gelegenheit ihr gutes Recht und die herrschsüchtigen Bestrebungen der Habsburger auseinander. Die Stimmung im Reichsheere wurde dadurch immer schwieriger. Unter mancherlei Vorwänden sprachen die Züricher mit den Belagerern und erinnerten sie daran, „daß in mehr nicht als neunzig Jahren die Habsburger Kyburg, Baden, Lenzburg, die Landgrafschaft Burgund, Luzern, Freiburg, Aarburg, Pfirt, Rapperschwyl, Beromünster, Einsiedeln, Sekingen mit Glaris, viel im Elsaß und in Schwaben, Burgund, Oesterreich, die Steier- und die windische Mark, Krain und Kärnthen und allenthalben weit größere Gewalt, als ihre Vorweser erworben und behauptet haben. Wie Viele haben sie bedroht, wie Viele angegriffen! Sogar die Alpenhirten! Warum doch die Fürsten sie dem Herzog, der unersättlichen Herrschgier von Habsburg aufopfern wollten? warum die Städte?“ Diese und ähnliche Reden der Eidgenossen verfehlten ihren Eindruck auf die deutschen Fürsten und Städte nicht, um so weniger, als von einem hohen Thurme der Stadt Zürich das

deutsche Banner zum Zeichen, daß die Eidgenossen sich noch immer zum Reiche zählten, den Belagerern sichtbar wallte. Gedrängt von den Fürsten gab Kaiser Karl IV. in seinem Wankelmuthe die Erklärung: „er halte für unschicklich, daß ein Kaiser wider den Willen der meisten Stände des Reichs Völker des Reichs mit Krieg überziehe." Bevor der Kaiser diese Erklärung abgegeben, hatten sich die Deutschen über die Frage herumgestritten, ob dem Herzoge, als dem Urheber des Kriegs, oder den Böhmen, dem Volke des Kaisers, oder nach alter Sitte dem Georgenschildbanner, das der Bischof von Constanz führte, die erste Stelle im Kampfe gebühre. Nachdem sich aber Kaiser Karl IV. so friedlich geäußert hatte, trat ein ganz entgegengesetzter Wetteifer ein. Jeder Fürst und jeder Herr zog so rasch er konnte von dannen. Am 14. September wurde die Belagerung aufgehoben, am 20. oder 21. August war der Kaiser über die Glatt gesetzt. Der Krieg hörte von selbst auf. Um aber seinem Grimme gegen die Eidgenossen Luft zu machen, warb Herzog Albrecht fünfzehnhundert ungarische Reiter, welche sie unausgesetzt beunruhigen sollten. Diese thaten den österreichischen Dörfern und Edelsitzen mehr Schaden, als den Eidgenossen, welche hinter ihren Mauern und Gebirgen von den ausländischen Reitern nicht viel zu fürchten hatten.

Nach manchfaltigen Winkelzügen, denen die Schweizer kühnen Muth entgegensetzten, durch welche sich die Züricher aber täuschen ließen, wurde endlich, da die zunehmende Krankheit des Herzogs Albrecht diesem den Krieg zur schwersten Bürde machte, hauptsächlich durch die Thätigkeit des Freiherrn Peter von Thorberg, ein Waffenstillstand abgeschlossen (1358), welcher von Zeit zu Zeit erneuert wurde.

§ 26. Die Zeiten des Thorberg'schen Friedens (1358—1385).

Ein halbes Jahrhundert war verflossen, seit die drei Waldstädte das habsburgische Joch gebrochen hatten, eine Zeit stets wachsenden Ruhmes und zunehmender Macht für die Eidgenossen und reich an Niederlagen für die Habsburger. Weit entfernt, den drei Waldstädten die alten Ketten wieder anzulegen, konnten die Habsburger nicht hindern, daß sich die Eidgenossen unausgesetzt verstärkten. Der Bund der drei Waldstädte war zu einer Macht herangewachsen, welche den vereinigten Streitkräften des Hauses Habsburg, seiner zahlreichen Bundesgenossen und des gesammten deutschen Reiches Trotz geboten hatte. Von den Ufern des Waldstättersee's hatte sich der Bund der Freiheit ausgedehnt bis zum Wallenstatter- und Zürichersee und bis zum Aarstrome. Doch das Gebiet der Eidgenossen war noch nicht zusammenhängend. Zwar bildeten Uri, Schwyz und Unterwalden mit Luzern, Zug und Glarus ein ununterbrochenes Gebiet; doch zwischen Zürich und Bern, diesen beiden Städten und den sechs übrigen Cantonen der Eidgenossenschaft lagen manchfaltige feindliche Gebiete in der Mitte. Wie das Land der Eidgenossen durch fremde und feindliche Herrschaften, so waren auch ihre Bundesverträge von verschiedenartigen Rechtsverhältnissen durchschnitten. Dem Namen nach waren sämmtliche Cantone der Eidgenossenschaft dem deutschen Reiche unterworfen. Der Krieg gegen Zürich bewies aber, daß diese Unterwürfigkeit von sieben Cantonen nur zum Scheine bestand, indem sie unumwunden ihren schweizerischen Bund dem Reichsverbande vorzogen. Nur Bern hatte seine Truppen zum Reichsheere wider Zürich geschickt. Ob diese Bundesstadt in der That die Waffen gegen Zürich gebraucht, falls ein blutiger Kampf sich entsponnen hätte, blieb unentschieden, da das Reichsheer sich auflöste, bevor eine Schlacht geschlagen oder ein Sturm gewagt worden war. Die acht alten Orte hatten sich nicht zu einer, alle gleichmäßig bindenden Verfassung erhoben, welche ihrem Bunde zum Stützpunkte gedient hätte, im Gegentheile

hatte sich der Bund der acht alten Orte nach und nach durch verschiedene Verträge gebildet, welche mit diesen und jenen Ländern und Städten abgeschlossen wurden. Den Grund der Eidgenossenschaft hatten die drei Waldstädte in uralten Zeiten gelegt und bei Gelegenheit der Verjagung der habsburgischen Vögte und der Schlacht von Moorgarten von neuem befestigt. Sie nahmen die Stadt Luzern in ihren Bund auf und retteten sie dadurch von den Habsburgern, welche ihre gierigen Hände nach ihr ausstreckten. Den Bernern leisteten sie eine Hülfe, welcher in großem Maße der Sieg von Laupen und der spätere Anschluß der mächtigen Stadt zuzuschreiben ist. Nur durch ihre kräftige Unterstützung und ihre Entschiedenheit entging Zürich den Schlingen der Habsburger, in welche sich diese Stadt wiederholt verstrickte. Die drei Waldstädte endlich waren es, welche Zug und Glarus eroberten, nicht wie Fürsten zu thun pflegen, um die Zahl ihrer Unterthanen zu mehren, sondern um diese Länder der ihnen gebührenden Freiheit theilhaftig zu machen und um sie mit gleichen Rechten in den Bund der Eidgenossen aufzunehmen. Die drei Waldstädte waren bei jedem Vertrage betheiligt, durch welchen die Eidgenossenschaft sich stärkte und vergrößerte, doch die übrigen Cantone standen theilweise unter sich in keiner unmittelbaren Beziehung. Die Glarner hatten mit Luzern keinen Vertrag abgeschlossen. Bern, Zürich und Luzern hatten sich miteinander nicht verbunden, so wenig als Bern mit Glarus und Zug. Der Bundesvertrag, oder vielmehr die verschiedenen Verträge, durch welche die acht alten Orte vereinigt wurden, waren daher sehr mangelhaft. Wenn der Geist, der die Eidgenossen beseelte, nicht kräftiger gewesen wäre, als die Form, die sie verband, so hätte die Eidgenossenschaft unmöglich Jahrhunderte hindurch bestehen und siegreich aus den Kämpfen mit ihren mächtigen Feinden hervorgehen können. Doch jeder Canton und jeder einzelne Eidgenosse, wenn er es redlich mit der Sache der Freiheit meinte, fühlte unmittelbar das Bedürfniß festen Zusammenhaltens und war daher stets bereit, das Schwert im Kampfe für den gesammten Bund zu ziehen. Der Krieg war den Eidgenossen eine ernste Schule des Lebens, während er den Tyrannenknechten nur Gelegenheit zu Beute und Eroberung, zu Befriedigung des Ehrgeizes und der Ruhmsucht war. Je drohender die Gefahren des Krieges gewesen, desto eifriger nützten die Eidgenossen die Zeiten des Friedens zur Sammlung frischer Kräfte und zur Vorbereitung auf neue Schlachten.

In den ruhigen Zeiten, welche auf den Thorbergischen Waffenstillstand folgten, lebte jedes einzelne Land und jede Stadt nach eigenen Gesetzen und entwickelte die Kräfte, ohne daß der Bund Gelegenheit hatte, wirksam einzugreifen. Doch das Bewußtsein, daß im Falle der Noth muthige Verbündete bereit seien, für sie einzustehen, erhöhte das Selbstbewußtsein aller Eidgenossen. Zürich hatte lange Jahre hindurch unter Rudolph Brun eine treffliche Verwaltung genossen. Doch in seinen alten Tagen verlor dieser Bürgermeister augenscheinlich seine frühere Kraft und Einsicht. Er gab sich zuerst große Blößen im Jahre 1355, als die Habsburger sich bemühten, den Bund der Eidgenossen zu trennen, indem er zugab, daß seine Stadt eine von den habsburgischen Gesandten vorgelegte Urkunde unterzeichnete, welche durchaus im habsburgischen Style abgefaßt und mit der Freiheit und Selbstständigkeit der Eidgenossen unvereinbar war. Später, um Michaelis 1359, stellte Rudolph Brun sogar den Habsburgern eine Urkunde aus, worin er versprach, „ihnen und ihren Amtleuten lebenslänglich zu dienen; mit Worten und Werken ihren Schaden zu wenden und ihren Vortheil zu befördern, ihnen wider männiglich Wahrheit und gute Treue zu leisten; zwar nicht wider den Kaiser, oder wider Zürich, noch wider die Eidgenossen; doch mit Vorbehalt, sich durch die Eidgenossenschaft nicht abhalten zu lassen von der Beförderung jenes kaiserlichen Spruches; dem Hause Oesterreich nach seinem besten Verstande zu rathen und Alles zu verschweigen." Diese Urkunde wirft jedenfalls ein trübes Licht auf

Rudolph Brun, um so mehr, als das Haus Oesterreich ihm ein Leibgeding von hundert Gulden und eine runde Summe von tausend Gulden versprach, und in der Urkunde ausdrücklich von den, dem Herzoge geleisteten Diensten die Rede ist, unter welchen ohne Zweifel diejenigen verstanden wurden, welche Brun bei Gelegenheit der Friedensunterhandlungen leistete. Brun genoß das ihm versprochene Leibgeding übrigens nicht lange. Er starb schon ein Jahr darauf, am 18. Oktober 1360. Man mag die letzten Jahre Rudolph Brun's noch so strenge beurtheilen, seine früheren Handlungen, im Laufe zweier Jahrzehnte, (von 1335—1355) können dadurch nicht ausgelöscht werden, und zur Entschuldigung gereicht ihm jedenfalls, daß er bis zum siebenzigsten Jahre seines Lebens stark war und wenn er als Greis fehlte, dieses in großem Maße der Altersschwäche zugeschrieben werden muß. Jedenfalls haben Leute, welche einen Metternich verehren, kein Recht, dem Bürgermeister Brun den Stab zu brechen. Dieser bezog nur ein Jahr ein Leibgeding von hundert Gulden, Metternich mehr als drei Jahrzehnte hindurch eine Rente von vielen tausend Ducaten aus der Kasse einer fremden Macht.

Der Haß, den seine Feinde dem Bürgermeister Brun widmeten, war so groß, daß ihm selbst Thaten, die nach seinem Tode von anderen Menschen verübt wurden und nur insofern mit ihm in Verbindung gebracht werden konnten, als die Thäter seinen Namen führten, zur Last gelegt wurden. Bruno Brun, der Probst bei dem großen Münster von Zürich, ein Sohn des Bürgermeisters, welcher mit dem Schultheißen von Gundoldingen zu Luzern in Feindschaft lebte und diesen gefangen nahm, verschmähte es, vor den bürgerlichen Gerichten Rede zu stehen. Da versammelten sich die Eidgenossen von Zürich, von den drei Waldstädten, Zug und Luzern (1370) und gaben den s. g. Pfaffenbrief, d. h. sie beschlossen, wider alle geistliche und weltliche Gewalt und wider alle Privatmacht ihre Gesetze zu behaupten. Aller kanonische Prozeß um weltliche Sachen und alle Anklage eidgenössischer Männer vor anderen, als ihren eigenen Richtern, wurde der Clerisei hoch untersagt. Jedem Pfaffen, der dieses Gesetz breche, solle aller Genuß der menschlichen Gesellschaft, Nahrung, Bekleidung, Wohnung, Herberge, Handel, Wandel und Schirm der Gesetze versagt werden.

Auf solche Weise traten die Eidgenossen den Anmaßungen der Pfaffen entgegen und gaben auch in dieser Beziehung der gesammten Welt ein Beispiel, dessen Befolgung allen christlichen Völkern viel Leid erspart haben würde. Nach Rudolph Brun's Tod trat Rüger Manesse an dessen Stelle. Zu seiner Zeit erwarben die Züricher verschiedene Pfandschaften und Reichslehen in der Umgegend der Stadt und legten dadurch den Grund zu ihrem Landgebiete. Viele angesehene Männer suchten und erhielten von Zürich das Bürgerrecht. Die Macht des Bürgermeisters, welche zu Rudolph Brun's Zeiten sehr groß gewesen, wurde eingeschränkt, der übermäßigen Kleiderpracht und dem Aufwande bei Gastmählern Schranken gesetzt.

Bern ergriff die Gelegenheit eines Besuches, den ihr Karl IV. abstattete (1365), verschiedene wichtige Rechte sich zuerkennen zu lassen. Der Kaiser erlaubte dieser Stadt im Kreise von sechs Meilen die verpfändeten Einkünfte und Güter des Reiches einzulösen, verlieh ihr das Recht, wider alle ihre Feinde und deren Beschützer die Waffen zu gebrauchen und in einem Kreise von drei Meilen den Blutbann zu üben. Auf den Grund dieser Zugeständnisse befestigte sich die Herrschaft Bern's in Oberhasli und Laupen, die Stadt erwarb von dem Grafen Peter von Welsch-Neuenburg, von Rudolph zu Nidau und dessen Schwestern die Burg und Herrschaft Aarberg. Von den Freiherren Thüring von Brandis und von dem Kloster zu Frienisberg kauften die Berner zwölf Dörfer und erweiterten auch dadurch ihr Gebiet. Mit Freiburg, Solothurn und Biel wurden feste Bünde geschlossen.

Als Johann von Vienne, Bischof von Basel, den Bielern ihren Bund mit Bern verbot, mahnten diese die Stadt Bern um Hülfe. Der Bischof ließ in seiner Wuth Biel verbrennen. In dem Kriege, welcher sich daraus zwischen Bern und dem Bischofe entspann, wurde der freche Pfaffe auf das Haupt geschlagen.

Die Stadt Basel, obgleich sie volkreicher und größer war, als Zürich und Bern, wurde in ihrem Aufschwunge durch die Bischöfe gehemmt, die daselbst ihren Sitz hatten. Diese oft sehr gewaltthätigen und übermüthigen Pfaffen verwickelten die Stadt in zahlreiche und verderbliche Fehden und setzten dem strebsamen Sinne der Bürger enge Schranken. Statt den Freiheitsmuth und das edle Selbstbewußtsein der Bürger zu hegen, verbanden sich die Bischöfe gewöhnlich mit den Feinden der Bürgerschaft, um diese zu demüthigen. Wie der erste habsburgische König, als er noch Graf war, einhundertundneun Jahre früher (1267), so hielt dessen Urenkel Leopold (1376) eine Fastnachtslust in Basel. Die von Wein erhitzten Herren sprengten durch die Straßen, verwundeten die Bürger, und beleidigten deren Frauen und Töchter. Als darüber das Volk in gerechtem Zorne entbrannte und einige der frechsten Ritter züchtigte, trat ihm der Ober-Zunftmeister, Peter von Lauffen, entgegen, hielt die Bürger ab, den übermüthigen Adeligen die wohlverdiente Strafe angedeihen zu lassen, und als der Auflauf gestillt war, wurden nicht nur die gefangenen Adeligen frei gegeben, sondern auch diejenigen Bürger, welche den Angriff der Ritter mit Kraft zurückgeschlagen hatten, hingerichtet. Während die acht Cantone der Eidgenossenschaft ihre ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte kühn behaupteten im Kampfe mit Habsburg und den ihm verbündeten Adel, erkaufte Basel, nachdem es tödtlich verletzt worden war, den Frieden mit dem Gelde und dem Blute seiner besten Bürger.

Des Hauses Habsburg konnten sich von allen Völkern, Städten und Gemeinden, die mit ihm in Berührung traten, nur diejenigen erwehren, welche, gleich den Eidgenossen, die Spitze des Schwertes zeigten. Alle übrigen wurden früher oder später unterjocht, und zwar nicht, wie andere Bezirke von anderen Fürstenhäusern unterworfen wurden, d. h. mit Beibehaltung ihrer alten Gewohnheiten und s. g. Rechte und Freiheiten, sondern mit Verlust aller Einrichtungen und Gesetze, die ihnen von alten Zeiten her lieb und theuer waren. Denn das Haus Habsburg begnügte sich nicht mit derjenigen Herrschaft, welche, zur Zeit des Mittelalters in germanischen Staaten allgemein üblich war, nämlich einer durch die Vorrechte der bevorzugten Stände und mannichfaltige, selbst die Leibeigenen und Bauern, schützende Gewohnheiten und Gesetze, beschränkten Gewalt. Dieses verruchte Fürstengeschlecht strebte aller Orten und zu allen Zeiten nach unumschränkter Willkürherrschaft, und ließ daher den von ihm unterjochten Gebieten nur so viel von seinen alten Rechtsverhältnissen, als erforderlich war, um den Schein zügelloser Tyrannei zu vermeiden und die Täuschung gesetzlicher Herrschaft zu begründen. Herzog Albrecht, König Albrecht's I. Sohn und Rudolph's I. Enkel, welcher von seinen Schmeichlern der Weise, mit mehr Recht aber wegen seiner Körperbeschaffenheit der Lahme genannt wurde, hinterließ, bei seinem Tode (1357) vier Söhne, von denen nur der älteste, Rudolph, volljährig war. Ulrich von Schaumberg, der ihn erzog, brachte ihm religiöse Begriffe bei, welche mit dem herrschenden Aberglauben unvereinbarlich waren. In Verbindung mit reinen Gefühlen der Menschlichkeit hätte die Verachtung, welche Rudolph dem Pfaffenthume widmete, seinen Völkern von Nutzen sein können. Doch Rudolph war, gleich allen anderen Habsburgern, ein Tyrann. Die religiöse Aufklärung, auf welche er sich viel zu gute that, hatte daher keine andere Folge, als, daß er nicht blos die Laien, sondern auch die Geistlichen mit Abgaben drückte und seine Willkürherrschaft empfinden ließ. Er hegte so wenig, als irgend ein anderer seines Stammes, Achtung vor Menschenrechten und war nicht minder, als alle

übrigen Habsburger eifrig, seine Besitzungen zu vermehren und seine Herrschaft so unumschränkt, als möglich, zu machen. Er bediente sich des Geldmangels seiner Vettern, der Grafen von Habsburg-Laufenburg, die Mark und Wägi, nebst Pfäffikon, Wolrau und Bächi zwischen dem Züricher See und Schwyz an sich zu bringen, und ließ bei Rapperschwyl eine achtzehnhundert Schuh lange Brücke über den Zürichersee bauen, um dieses für den Verkehr zwischen Deutschland und Italien hochwichtige Gewässer in seine Gewalt zu bekommen. Schon nach wenigen Jahren (1365) starb übrigens Rudolph zu Mailand eines so plötzlichen Todes, daß dieser dem Gifte zugeschrieben wurde. Der ihm im Alter zunächst stehende Bruder Friedrich war im selben Jahre, wie die blutige Agnes (1364) verstorben. Die beiden übrigen Brüder: Albrecht und Leopold, waren noch sehr jung. Dieser stand in dem vierzehnten, jener in dem sechzehnten Jahre seines Alters. Sie theilten die habsburgischen Besitzungen unter sich. Albrecht erhielt zuerst das innere Land, Leopold Aargau, Kyburg, Elsaß und alle anderen Herrschaften in Schwaben. Tyrol verwalteten sie gemeinschaftlich. Bei einer späteren Theilung (1375) verstand es der ehrgeizige Leopold seinen Bruder auf Oestreich mit Wien zu beschränken. Mit Erzherzog Rudolph, dessen Herrschsucht Karl IV. fürchtete, stand dieser Kaiser auf keinem freundlichen Fuße. Er suchte daher durch ein Bündniß mit den Eidgenossen seine Macht zu verstärken und erkannte, um deren Gunst zu gewinnen, den ewigen Bund von Zug und Glarus an. Den Bund, welchen die Züricher, in den letzten Zeiten Rudolph Brun's, mit Oesterreich geschlossen hatten, erneuerten sie nach Ablauf von zehn Jahren (1365) nicht mehr, im Gegentheile bewiesen sie durch zahlreiche Beschwerden, welche sie gegen die Habsburger erhoben, daß sie nicht gesonnen seien, sich länger von denselben mißhandeln zu lassen. „Die Herzoge," so klagte Zürich, „kränken durch die Brücke zu Rapperschwyl ihre altgewohnte Herrschaft über diese Gewässer, sie schädigen ihren Münzkreis durch die Heruntersetzung ihres Geldes und Errichtung neuer Münzstätten. Sie legen auf ihre Ausbürger ungewöhnliche Steuern; sie verhindern zu Rapperschwyl den Vertrieb ihrer Kornhändler, Schuster und Gerber und unterdrücken die Appellationen der niederen Gerichte an den Rath." Die Habsburger waren sehr unzufrieden darüber, daß Zürich sich aus ihren Schlingen gezogen hatte, der Tod Rudolph's, das unreife Alter Albrecht's und Leopold's und manchfaltige Verwickelungen, in welchen sie sich befanden, erlaubten ihnen aber nicht, den Thorberg'schen Waffenstillstand zu brechen. Dieser wurde vielmehr in den Jahren 1368, 1370, 1373 und 1376 auf kürzere oder längere Zeit von Neuem bestätigt. In große Bedrängniß kamen die Habsburger (1375) durch den Grafen Ingelram von Coucy, welcher von ihnen die aus Aargau und Elsaß bestehende Heirathssteuer seiner Mutter Katharina, älteste Tochter jenes Leopold, welcher bei Moorgarten geschlagen wurde, forderte. Mit einem Heere von mehr als vierzigtausend Mann, worunter viele Engländer, rückte Coucy vor. Herzog Leopold schämte sich nicht, die Hülfe der von seinen Vorfahren so unbarmherzig mißhandelten Eidgenossen in Anspruch zu nehmen. Die Schwyzer erklärten auf einer Besammlung der Eidgenossen: „ihnen dünke nicht gut, ihr Volk aufzuopfern, um dem Herzoge, von dem sie nie Gutes genossen, das Land Aargau zu bewahren, wider den Coucy, von welchem sie niemals beleidigt worden. Sie wollen dem Kriege zuschauen; des Ueberwinders, wenn er zu weit gehe, getrauen sie sich zu erwehren." Die Züricher und die Berner erklärten dagegen: „der Krieg im Aargau bedrohe ihr offenes Land: im Gebirge möge man den Feind erwarten; sie müssen ihm begegnen; Aargau, ihre Vormauer, wollen sie dem Herzoge helfen bewahren." So wenig Festigkeit besaß damals noch der ewige Bund, daß ein Krieg zweier herrschsüchtiger Fürsten die Eidgenossen trennen konnte. Statt von beiden streitenden Theilen zu verlangen, daß sie ihre Gränzen

achten und auf deren Ueberschreitung eine gemeinsame Kriegserklärung folgen zu lassen, waffneten sich Zürich und Bern zum Schutze des habsburgischen Gebietes zwischen Aar und Rhein. Auch Luzern lieferte, unter dem Banner von Zürich, den Habsburgern Hülfstruppen. Coucy zog an Basel vorbei, den Sisgau hinauf, über die Höhen durch die Klausen unter dem Falkenstein, über Balsthall an Solothurn vorbei sengend und brennend bis nach Büren und Olten. Das ganze Land vom Neufchateler-See bis an die schweizerischen Berge und die Gränzen von Zürich litt furchtbar. Nirgends vermochten die Habsburger dem Feinde die Spitze zu bieten. Doch die Entlibucher griffen im Büttisholz einen Haufen von dreitausend Mann an und schlugen ihn mit schwerem Verluste zum Lande hinaus. Die Berner überfielen bei Ins und später im Kloster zu Fraubrunnen einzelne Abtheilungen des Heeres von Coucy und brachten diesen schwere Verluste bei. Nicht durch die Habsburger, sondern durch den Muth der Landleute von Entlibuch und der Bürger von Bern wurde Graf Ingelram daran erinnert, daß ihm Feinde in Waffen gegenüberstehen. Kälte und Hunger wütheten in seinen Reihen. Er zog sich (1376) nach dem Elsaß zurück. Die Habsburger aber erkauften den Frieden mit ihm durch Abtretung der Herrschaften Nidau und Büren, welche Herzog Leopold von dem Grafen Rudolph von Kyburg gekauft hatte (1379). Dieser Graf hatte vergeblich in den Kriegen der Lombardei ein glänzendes Glück zu erringen gesucht. Als er von da in die Heimath zurückkehrte, faßte er den schändlichen Plan, sich der freien Reichsstadt Solothurn zu bemächtigen, und den Bernern Aarberg und Thun, welche Stadt sie von seinem Vater erkauft hatten, wieder abzunehmen. Er hoffte, durch Gewalt in kurzer Zeit wieder zu gewinnen und zu vermehren, was er und seine Ahnherren durch Verschwendung verloren hatten. In wieweit der Herzog Leopold bei diesen Plänen betheiligt war, ist schwer zu ermitteln. Gewiß würde der Graf von Kyburg sie nicht gefaßt haben, wäre er nicht wenigstens insgeheim der Zustimmung des Herzogs versichert worden. Der Graf Rudolph setzte sich, um Solothurn zu gewinnen, mit dem Chorherrn Hans am Stein in Verbindung. Dessen Haus stand an der Ringmauer, durch dasselbe konnten leicht mehrere Männer in die Stadt gelassen werden. Herr Diebold von dem Hause Neufchatel in Hochburgund versprach ihm in der Nacht auf St. Martinstag (1382) mit hundert Lanzen vor Solothurn zu sein, um die Stadt einnehmen zu helfen. Dafür sagte ihm der Graf ein Drittheil der Beute und der Gefangenen als Lohn für die Kriegsknechte und die Hälfte der übrigen zwei Drittheile für ihn selbst zu. Der Klöpfel der Sturmglocke wurde mit Tüchern umwunden. Ein Vorrath von Seilen, mit welchen die Vorsteher der Stadt gebunden werden sollten, wurde bei dem Chorherrn niedergelegt. Die Nacht vor St. Martinstag brach an. Aus allen Burgen der Umgegend sammelten sich, verabredetermaßen, Kriegsleute. Noch hatte in Solothurn, außer den Verräthern, Niemand eine Ahnung von der drohenden Gefahr. Hans Rott, ein Bauer von Rumisberg, rettete, im letzten Augenblicke, Solothurn. Er hatte von dem Anschlage des Grafen Rudolph von Kyburg und seiner Genossen Kenntniß erhalten und eilte, auf Nebenpfaden, zur Stadt, diese zu warnen. Um Mitternacht kam er an das Eichthor und rief die Wache mit lauter Stimme in vollem Eifer an. Der Schultheiß, Mathias von Altreu, befahl die Sturmglocke zu ziehen. Die Knechte fanden sie mit Tüchern umwunden. Schnell wurden diese losgerissen. Das Nothzeichen erschallte von allen Thürmen. Der Chorherr Hans am Stein wurde gefangen gesetzt. Graf Rudolph, welcher mit seinen Schaaren vor der Stadt angekommen war, hütete sich wohl, Einlaß im Hause des Chorherrn zu begehren. Er ließ seine Wuth an den benachbarten Gärten und Höfen, die er verheerte und verbrannte, und an allen ihm zufällig begegnenden Menschen aus, die er aufhängen ließ. Thun und Aarberg erhielten von Rudolph's Plänen

schnell genug Nachricht, um sich vorsehen zu können. Der Chorherr Hans am Stein wurde geviertheilt. Die Fehde gegen den Urheber des Verrathes, den Grafen Rudolph von Kyburg, nahm bald ihren Anfang. Die Berner standen den Solothurnern bei. Die gesammte Eidgenossenschaft ließ bei Herzog Leopold anfragen, welchen Antheil er an der Unternehmung und an dem Schicksale des Grafen nehme? Da die beabsichtigte Mordnacht nicht zu Stande gekommen war, und die höchste Erbitterung gegen den Grafen von Kyburg allgemein herrschte, antwortete Herzog Leopold: „was Graf Rudolph ohne ihn angefangen, dafür möge derselbe leiden; er wolle den Krieg der Schweizer nicht hindern!" Verlassen von dem Herzoge und bedroht von den Solothurnern und sämmtlichen Eidgenossen starb Rudolph, bevor der Kampf wider ihn begonnen hatte. Mit dessen Erben kam am 7. April 1384 der Frieden zu Stande. Das Haus Kyburg verkaufte die Stadt Burgdorf an die Berner, welche dafür die Kriegskosten, die Entschädigung der Solothurner und seine Schulden im Gesammtbetrage von 37,800 Gulden übernahmen. Thun und das freie Amt am Gießenberg wurden eigenthümlich an Bern übertragen.

§ 27. Die Schlachten bei Sempach und Näfels (1385 bis 1389).

Zur Zeit Karl's IV. war die Verwirrung im deutschen Reiche groß, allein unter dessen Sohne Wenzel nahm sie noch zu. Die kaiserliche Gewalt war fast auf nichts herabgesunken. Fürsten und Grafen, Städte und Länder wußten sich nur durch Bündnisse, die sie schlossen, einige Sicherheit zu verschaffen. Die Städte am Rhein, von Schwaben und Franken, einundfünfzig an der Zahl, warben bei den schweizerischen Eidgenossen um einen Bund. Wäre es möglich gewesen, dieselben unter sich und mit den Schweizern in einen festen Bund zu vereinigen, so hätte ohne Zweifel die Geschichte Deutschland's und des gesammten Europa's eine andere Wendung genommen. Doch die vier Waldstädte erkannten mit richtigem Blicke, daß es besser sei, mit wenigen Gesinnungsgenossen in nächster Nähe einen dauernden Bund, als mit vielen, meistentheils entfernten Städten, schwankender Gesinnung, einen vorübergehenden Verein zu schließen. Zürich, Bern, Solothurn und Zug traten zwar zu Constanz in den Bund der rheinischen, schwäbischen und fränkischen Städte ein. Derselbe zerbrach aber bei der ersten Probe. Um diese Zeit (Ostern 1385) kam Herzog Leopold nach Zürich. Die Boten vom Lande Schwyz beschwerten sich bei ihm über den neuen Zoll, den er zu Rapperschwyl erhob, die Boten von Luzern über den neuen Zoll zu Rotenburg. Leopold hoffte, im Schooße der Eidgenossen den Saamen der Zwietracht auszustreuen, indem er den Zoll zu Rapperschwyl, auf dem Handelswege, der durch die Waldstädte über den Gotthardt nach Italien führte, abstellte, den Rotenburger Zoll aber, der den Luzernern großen Schaden that, bestehen ließ. Allein er irrte sich. Die Eidgenossen hielten fester zusammen, als die deutschen Städte. Sie erkannten die Absichten des Habsburgers, und wurden nur um so vorsichtiger ihm gegenüber. Am St. Thomas Jahrmarkte (1385) wurde zu Rapperschwyl das Gerücht ausgesprengt, „die Züricher wollten sich der Stadt und Burg Rapperschwyl bemächtigen. Die Glarner liegen mit vielen wohl bemannten Schiffen zu Hurden und Pfäffikon, um ihnen Hülfe zu leisten." Der Vogt von Rapperschwyl, welcher selbst diese Sage erfunden, oder wenigstens verbreitet hatte, zog Verstärkungen an sich. Die in Rapperschwyl anwesenden Züricher eilten in ihre Schiffe zurück und die Männer von Glaris kehrten um, ohne den Markt besucht zu haben. Die Eidgenossen betrachteten diese Verleumdung als einen um so tödtlichern Schimpf, je mehr sie die Urheber der Mordnächte von Luzern, Zürich und Solothurn verabscheuten. Sieben Tage nach dem Jahrmarkte von Rapperschwyl griffen Luzerner Jünglinge, nach-

dem ihre Stadt lange Zeit vergebliche Klagen über den Zoll von Rotenburg geführt hatte, zu den Waffen, rückten nach Rotenburg, bemächtigten sich der neu befestigten Burg, brachen deren Mauern, füllten mit Trümmern den Graben, vertrieben den Pfandherrn, Hermann Grimm von Grüneberg, und kehrten dann, ohne Plünderung und Blutvergießen, nach Luzern zurück. Der Zoll war den Verträgen zuwider. Ihre That hatten die Luzerner zuvor angekündigt. Wenn gerechte Beschwerden keine Beachtung finden, muß der Mensch sich selbst helfen! Um dieselbe Zeit suchten die Entlibucher, welche durch Peter von Thorberg, dem sie der Herzog verpfändet hatte, auf's Schändlichste bedrückt wurden, bei Luzern um das Bürgerrecht nach. Sie erklärten: „ihre Pflichten wollen sie dem Herzog nicht verweigern, aber sie bitten um Schirm bei ihren Rechten, und auf daß Luzern mit Entlibuch hierin bürgerlich zusammenhalte." Der Pfandherr ließ die Urheber des Bundesvertrags hinrichten und machte feindliche Streifzüge bis an die Thore von Luzern. Doch diese Stadt gewährte den Entlibuchern ihre Bitte und bereitete sich zum Kriege vor. Mit Hülfe der Eidgenossen brachen die Luzerner die Burgen ihres bitteren Feindes, des Freiherrn von Thorberg: zu Wollhausen und auf Kapfenberg, Baldegk, die Feste des Ritters Rudolph von Hünenberg, die Burgen Lielen und Rheinach. Als von da die Mannschaft nach Schafftlangen zog, schickten die Stadt Sempach und die Städte Meyenberg und Reichensee im Wagenthal Bevollmächtigte und baten um Aufnahme in den Bund. Ihre Bitte wurde ihnen gewährt und eine Besatzung von zweihundert Männern aus Luzern und Zug nach Meyenberg gelegt. Doch die Bewohner des Städtchens erwiesen sich bald schon als Verräther. Sie lockten die Eidgenossen aus der Stadt in's Freie, woselbst diese in einen ihnen von den Habsburgern gelegten Hinterhalt fielen und von mehr als sechsfachen Streitkräften überfallen wurden. Fast die Hälfte der Luzerner und Zuger blieb auf dem Wahlplatze. Die Uebrigen schlugen sich durch, kehrten in die Stadt zurück und verließen sie nicht eher, bis sie abgebrannt war. Reichensee hielt treu an dem ewigen Bunde, konnte sich aber gegen die Uebermacht der Habsburger nicht halten, welche das Städtchen verbrannten und alle seine Bewohner mit Frauen und Kindern, niedermachten. Einen ähnlichen Verrath, wie das Städtchen Meyenberg an Luzern, verübte der Herr Ulrich von Landenberg, der Besitzer der alten Burg Regensberg, an Zürich. Er erwarb daselbst das Bürgerrecht und versprach, seine Feste den Zürichern einzuräumen. Diese versahen sie darauf mit Kriegsbedürfnissen und ließen sie ausbessern, worauf Herr Landenberg nach Zürich einen Fehdebrief schickte. Herr Albrecht von Landenberg hatte eine Burg zu Pfäffikon, welche die Züricher nehmen wollten. Sie fanden dieselbe jedoch so fest und wohl vertheidigt, daß sie im Begriffe standen, wieder abzuziehen. Die Söldner Albrecht's riefen, wie sie glaubten, aus sicherer Stellung, den berühmten Schimpfnamen: Kyhghyer, d. h. Kühewärter, und entzündeten dadurch den Zorn der Züricher so, daß diese umkehrten und die Burg erstürmten. Unähnlich den Eroberern von Reichensee schenkten die Eidgenossen jedem das Leben, der um Gnade rief.

Viele Geschichtschreiber glauben, ihre Unparteilichkeit am besten dadurch kund zu geben, daß sie Lob und Tadel zwischen streitenden Theilen, möglichst gleichmäßig vertheilen und bemühen sich, ihren Bestrebungen eine größere Anziehungskraft zu verschaffen, indem sie die Kämpfe, von denen sie berichten, in ähnlichem Tone preisen, wie Homer die Helden der Griechen und der Trojaner besingt. Allein sie verrücken dadurch vollständig den geschichtlichen Standpunkt. Die Schweizer, welche gegen herrschsüchtige Tyrannen und raubgierige Ritter ihre ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte vertheidigten, standen zu ihren Feinden in einem ganz anderen Verhältnisse, als die Griechen zu den Trojanern. Auf der Seite der Eidgenossen war alles Recht, auf derjenigen der Habsburger und ihres

Anhangs alles Unrecht. Die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers besteht nicht darin, den Kampf der Freiheit gegen die Tyrannei als einen Streit darzustellen, in welchem beide Theile gleiche Ansprüche auf die Achtung und die Verehrung der Mit- und Nachwelt besitzen. In Ermangelung von Siegen, hochherzigen Thaten und edlen Beweggründen, welche jene Classe von Geschichtschreibern den Habsburgern nicht zuschreiben können, legen sie denselben klingende Redensarten in den Mund und übertünchen deren ruchlose Leidenschaften mit dem Schimmer der Macht und des Reichthums, als hätte dieser gleichen Werth mit reiner Tugend. Wenn in dem Lager der Habsburger ein vorurtheilsfreier und edler Mensch war, so ging er in dasjenige der Eidgenossen über, denn er erkannte, daß die Habsburger herrschen, die Eidgenossen aber nur ihre Freiheit bewahren wollten. Das Haupt der habsburgischen Partei war dazumal der Herzog Leopold, der jüngere Bruder, welcher gegen seinen ältern, Albrecht, sich sehr unbrüderlich benommen hatte. Er war von wüthendem Grolle gegen die Eidgenossen durchdrungen, und ließ, uneingedenk der Zeiten, da er deren Hülfe gegen Ingelram von Coucy angerufen, jetzt, da er keine anderen Feinde gegen sich im Felde hatte, seinem Grimme freien Lauf. Der Herzog eilte selbst in das Aargau und erklärte dort, voll frecher Selbstüberhebung, und mit dem Tone, welcher zu allen Zeiten frömmelnden Tyrannen eigen war: „die Schweizer, Urheber ungerechter Waffen, und ihren trotzigen Bund, in Gott gefälligem Krieg für sein Volk, für sein Land und für seine Rechte um diese Verbrechen strafen zu wollen.“ Auf sein Betreiben kündigten in wenigen Tagen einhundertsiebenundsechzig geistliche und weltliche Herren den Eidgenossen Fehde an. Unter denselben befanden sich die zwei in Schwaben übel berüchtigten Raubgrafen Eberhard und Ulrich von Baden, zwei Grafen von Habsburg-Lauffenburg, die Herren von Landenberg, deren Namen an die erste Erhebung der drei Waldstädte und an die Schlacht von Moorgarten erinnerte. Sie Alle erwarteten voll Siegesgewißheit das Ende des Waffenstillstandes. Bei Baden im Aargau, derselben Stadt, von welcher aus, vor einundsiebenzig Jahren, die Habsburger nach Moorgarten gezogen waren, versammelten sich auch im Jahre 1387 die habsburgischen Streitkräfte. Dort theilte Herzog Leopold dem Kriegsrathe folgenden Plan mit: „der Gewalthaufen des Heeres von Oesterreich soll unter dem obersten Befehl des Freiherrn Johannes von Bonstetten um Brugk im Aargau Lager nehmen, zu nahe bei Zürich, als daß die Stadt ohne Furcht sein dürfte, und vor Ueberfällen sicher durch die Aar und Reuß. Er, der Fürst von Oesterreich, die Herren, die Ritter und ihre Knechte, wollen das Land hinaufziehen, wo Aargau, (zwar fast unmerklich und in mäßigen Hügeln) sich erhebt; es gezieme, daß des Landes Herr die Rebellen zu Sempach strafe, und hierauf aus dem Rotenburger Amte, welches durch die ungerechte Gewalt ihm entrissen worden, die Stadt Luzern, die Vormauer der Waldstädte, durch Ueberraschung einnehme, ehe die Mannschaft sich getraue, Zürich zu verlassen, unverwahrt wider Bonstetten.“

Dieser Plan, in welchem die Rachsucht Leopold's sich deutlich kund that, war an und für sich sehr schlecht gefaßt, indem er die Streitkräfte der Habsburger in zwei Haufen theilte, deren einer von Bonstetten, und deren anderer von Leopold angeführt wurde. Aus dieser Theilung erkannten überdies die Eidgenossen sofort, welches der beiden Heere bestimmt sei, den entscheidenden Schlag auszuführen. Das Heer Bonstetten's wurde durch diese Anordnung gewissermaßen von vornherein nutzlos gemacht. Die Eidgenossen zogen ohne das Heer Bonstetten's zu fürchten aus Zürich, setzten über die Reuß und rückten durch das Rotenburger Amt gegen Sempach vor. Die Thürme und Mauern von Zürich wurden von den Bürgern bewacht. Viele Zuger, Glarner und Entlibucher schlossen sich thatendurstig und freiheitsbegeistert den Eidgenossen an. Bern bewährte bei dieser Gelegenheit nicht seinen alten

Ruhm. Diese Stadt erinnerte sich nicht mehr der Hülfe, die ihr die drei Waldstädte bei Laupen geleistet hatten. Als die Eidgenossen die Berner mahnten, antworteten sie: „der vorige Krieg habe sie an Geld erschöpft, sie bitten, dieser Mahnung entlassen zu werden." Am Tage, da die Eidgenossen bei Sempach anlangten, zeigte sich das Kriegsvolk von Bern in der Entfernung weniger Stunden vor der Hasenburg bei Willisau. Es nahm aber an dem Kampfe der Eidgenossen keinen Theil, und verdunkelte dadurch den Glanz seiner früheren Siege. Während die Eidgenossen von Zürich, rückten die Habsburger unter Leopold von Baden auf Sempach los. Es war der neunte Juli. Das Korn stand in voller Reife auf den Feldern, die Schnitter mähten es. Vor dem Kampfe mit den Schwertern begann der Streit der Zungen. Die übermüthigen Ritter sprengten an die Mauern der Stadt Sempach und sprachen den Bürgern Hohn. Ein Herr von Rheinach hob einen Strick in die Höhe und rief: „dieser ist für den Schultheiß!" Als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort: „man soll den Schnittern das Morgenbrod herausschicken." Der Schultheiß von Sempach erwiederte: „die Eidgenossen bringen es!" Das Land in der Nähe von Sempach hat eine ganz andere Beschaffenheit, als die Umgegend von Moorgarten. Nicht in schroffen Felsenwänden, sondern in Wiesen und Kornfeldern erhebt es sich allmählig. Ueber diesen stand ein Wald. Dort hatten die Eidgenossen sich aufgestellt. Herzog Leopold, voll Grimmes, wollte die Schweizer und ihren trutzigen Bund strafen, wo möglich mit eigener Hand. Er gedachte zu schwelgen, indem er seine Rache kühlte. Getrieben von diesen Gefühlen und vielleicht verwirrt durch den Gedanken, daß bei Moorgarten die Ritter auf ihren Pferden nichts wider die Eidgenossen hatten ausrichten können, sandte Leopold die aus vierzehnhundert Mann Fußvolk bestehende Vorhut zurück, ließ seine Reiter absitzen und sie, mit langen Spießen bewaffnet, zum Kampfe antreten. Die Ritter mußten ihre Schuhschnäbel abschneiden, um ohne Gefahr für sich und Andere gehen zu können. Der Herzog erwog bei diesen Anordnungen zum Kampfe weder die Verschiedenheit der Jahreszeit, noch der Oertlichkeit. Im Passe von Moorgarten konnten die Reiter sich nicht entfalten, auf den Wiesen und Kornfeldern von Sempach hatten sie freien Raum. In die halbgefrornen Sümpfe des Egerisees brachen die Reiter ein, die trockenen Höhen von Sempach boten den Rossen den festesten Grund. Bei Moorgarten waren die Habsburger überrascht worden, bei Sempach sahen sie am hellen, lichten Tage den Feind sich gegenüber und trafen alle Anstalten zur Schlacht mit voller Ueberlegung. Die Fehler, welche Leopold machte, waren allerdings groß, nichtsdestoweniger war, auf gleichem Felde, die Uebermacht der Habsburger immer noch stark genug, um den Sieg der Eidgenossen mit unsterblichem Ruhme zu krönen. Vierhundert Luzerner, neunhundert Männer aus den drei Waldstädten und hundert aus Glarus, Zug, Gersau, Entlibuch und Rotenburg, also im Ganzen vierzehnhundert Männer, wovon viele statt eines Schildes nur ein kleines Brett um den linken Arm gebunden hatten, standen einer Anzahl von viertausend bis sechstausend Kriegern gegenüber, welche mit den besten Waffen versehen waren und den Krieg als Handwerk trieben. Nur der dreifache Muth der Eidgenossen konnte die Ungleichheit der Zahl und der Waffen zu ihren Gunsten wenden. Nach ihrer alten Sitte ließen sich die Eidgenossen auf die Knie nieder, flehten um Sieg und rannten dann in vollem Laufe mitten durch das Feld auf den Feind. Mit hellem Kriegsgeschrei traten sie ihm schon aus der Ferne, mit derben Streichen in der Nähe entgegen. Doch die Mauer von Spießen, die ihnen entgegen starrte, wankte nicht. Das Banner von Luzern sank in den Händen Petermann's von Gundoldingen, des Schultheißen von Luzern, als dieser schwer verwundet wurde. Der Alt-Schultheiß Heinrich von Moos und Stephan von Sillinen fielen mit anderen tapferen Eidgenossen. Herr Antoni zu Port, ein geborener Mailänder, zu Flüelen

im Lande Uri ansässig, rief mit lauter Stimme: „schlaget auf die Glene (Spieße), sie sind hohl!" Dieses geschah. Doch die zerschmetterten Spieße wurden durch die Hintermänner sofort ersetzt. Antoni zu Port fiel, sechszig Schweizer hatten das Leben verloren. Die ungebrochene lange Schlachtreihe der Habsburger rückte an ihren Flügeln vor und drohte, durch ihre Ueberzahl das kleine Häuflein der Eidgenossen zu erdrücken. Die Nachhut und das Heer unter Bonstetten konnten jeden Augenblick herbeieilen und den Ausschlag geben. In diesem bangen Augenblicke trat Arnold Strutthahn von Winkelried vor und rief: „ich will Euch eine Gasse machen! Sorgt für mein Weib und meine Kinder; gedenket meines Geschlechts!"

Mit diesen Worten ergriff er von beiden Seiten so viele Spieße, als er erreichen konnte, begrub dieselben in seiner Brust und drückte sie, durch die Wucht seines großen und starken Körpers, im Falle mit sich auf den Boden nieder. Die Gasse war gemacht. Durch sie drangen die Eidgenossen in festgeschlossenen Reihen mitten in die Feinde ein. So furchtbar die mit Spießen vertheidigte vordere Seite der Ritter gewesen, so schwach war ihre gebrochene Ordnung. Gegen den Feind, welcher ihnen in nächster Nähe stand, konnten sie ihre langen Spieße nicht mehr gebrauchen. Die Rüstung, welche sie früher gegen die Waffen der Eidgenossen geschützt hatte, wurde ihnen zur Zwangsjacke, in der sie vor Hitze erstickten und die ihnen jede Bewegung erschwerte.

Als die Diener des Adels die Niederlage ihrer Herren gewahrten, bestiegen sie deren Pferde und retteten ihr Leben durch eilige Flucht. Die Herren aber kämpften voll wüthenden Zornes. Zuerst fiel von den Habsburgern Herr Friedrich von Brandis, ein Sohn des Abtes Heinrich von Reichenau; neben ihm sank der lange Frießhard, welcher geprahlt hatte, die Eidgenossen allein bestehen zu wollen. Heinrich von Eschelob, der das Hauptbanner von Oesterreich trug, und Ulrich von Aarburg, der es aus dessen sterbenden Hand empfing, erhielten hintereinander den Todesstoß. Bald darauf stürzte Herzog Leopold im Getümmel der Schlacht nieder und rang, in seiner schweren Rüstung wieder aufzustehen. Er vergaß die Redensarten, die er früher gemacht hatte: „soll denn Leopold von Weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? hier in meinem Land, für mein Volk, mit Euch will ich siegen oder umkommen." Und ferner: „es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben."*) Als ihm ein unansehnlicher Mann von Schwyz mit geschwungener Waffe entgegentrat, rief Leopold: „ich bin der Fürst von Oesterreich." Der Schwyzer aber hörte diese Worte nicht oder hielt sie für unerheblich und gab dem Feinde seines Landes den Todesstoß; denn noch immer brauste

*) Mit Recht machte sich Sutter, welcher die Schlacht von Sempach mitfocht und dann besang, über dieses herzogliche Geschwätz in folgenden Versen lustig:

„In und um und bi den sin (bei den Seinen),
Si der Herr erschlagen,
Das tun sie mit unbrichtem Sinn,
Von Eidgenossen sagen. —
Wär' der Fürst daheime blieben,
Ihm hett nieme nüt gethan;
Hett er kein Unfug trieben,
Und mit solch ein Uebermuot,
Und wärn die Edlen blieben,
Jeglicher bi sinem Guot!
Sie triebens aber vil zu viel.
Bis in daraus erwachsen ist,
Solch ein blut'ges Spiel."

die Schlacht. Als die Ritter das Banner von Oesterreich und den Helmbusch Leopold's nicht mehr gewahrten, riefen sie ihren Dienern zu: „die Hengste daher, die Hengste daher!" Doch von den Hengsten war nur noch der Staub zu sehen, den ihre eiligen Hufe aus der Erde schlugen. Die Flucht war ohne Rosse den schwer gepanzerten Rittern nicht möglich. Zu Hunderten wurden, gleich den Aehren des reifen Kornes, die stolzen Ritter von den Händen der Bauern niedergemäht, unter ihnen Siegfried vom Hause Erlach, uneingedenk des Ruhmes seiner Ahnen. Sechshundertsechsundfünfzig Edelleute und dreihundertundfünfzig Männer von Stande wurden unter den Gefallenen des habsburgischen Heeres gezählt; doch auch die Eidgenossen verloren zweihundert Männer, unter diesen fast alle ihre Führer. Sie ruhten in der Verfolgung ihrer Feinde nicht, bis sie den Troß erreicht hatten, dann machten sie Beute. Die Berner nahmen keinen Theil an den Gefahren der Schlacht. Allein als Eidgenossen zogen sie doch nicht unbedeutende Vortheile aus derselben. Sie gewannen das Obersiebenthal, nachdem sie dem Herrn Peter von Thorberg zwei feste Burgen gebrochen hatten. Die Glarner nahmen mit Hülfe der Eidgenossen die Stadt Wesen am Wallenstattersee ein, und sicherten den Bürgern die Freiheiten und Rechte der Gemeinde. Statt österreichischer Vögte, welche tyrannisch nach ihrer Weise geherrscht hatten, ernannten alle vier Monate wechselweise Zürich, die Waldstädte und Glarus einen Stadtvogt, welcher mit Milde waltete. Allein die Habsburger rasteten nicht. Drei Mordnächte: zu Luzern, Zürich und Solothurn waren ihnen mißlungen. Die vierte, zu Wesen führten sie durch. Die Anhänger des Hauses Habsburg verschworen sich mit Arnold Bruch, dem Vogte auf Windeck, und mit dem Grafen Hans von Werdenberg zu Sargans, einem herzoglichen Diener. Mehrere Tage lang wurden österreichische Soldaten vermummt und in Fässern in die Stadt gebracht und dort verborgen gehalten. Um die Eidgenossen zu täuschen, schickten die Verschworenen eine Gesandtschaft an die Landleute von Glaris, mit der Bitte, ihre Stadt, welche von den benachbarten Oesterreichern alles zu fürchten habe, nachdrücklich und getreu zu beschirmen. Zum Scheine machte der Vogt Arnold Bruch mehrmals Angriffe auf Wesen. Die Glarner sandten fünfzig Mann, um die Stadt zu verstärken. In der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1388 landeten die Werdenberger, Sarganser und Kurwalchen bei Utis. Von der anderen Seite rückte die auserlesene Mannschaft aus Rappersch wyl, Kyburg aus dem Amte Grüningen, Toggenburg, Utznach und Gaster gegen Wesen, sechstausend Mann stark. Die in die Stadt heimlich eingeführten Soldaten und die Bürger, welche an der Verschwörung Theil hatten, warfen, auf ein gegebenes Zeichen, die Brücken ab, öffneten die Thore, erleuchteten plötzlich die ganze Stadt, ermordeten Conrad von Au, den Bannermeister Heinrich Tschudi und mehr, als die Hälfte der kleinen Besatzung. Zweiundzwanzig Männer nur retteten ihr Leben, indem sie von der Mauer herabsprangen und sich über den See nach Glaris flüchteten. Mit dieser Schandthat eröffneten die Habsburger den Feldzug wider die Eidgenossen, den sie bisher im Stillen vorbereitet hatten.

Vom Februar an mußten die Glarner im Felde stehen, gewärtig eines Angriffs der Habsburger. Die Mordnacht von Wesen hatte ihnen Schrecken eingeflößt und Schaden gebracht. Verderblicher war für sie der dauernde Kriegszustand. Sie litten schweren Mangel. Durch Noth gebeugt baten sie um billigen Frieden. Das Haus Habsburg ließ ihnen entbieten:

„Ihr sollt Alle Eurem natürlichen Herrn, dem Herzoge von Oesterreich, erblich dienen, gleichwie ein leibeigener Mann seinem Herrn, und Ihr sollt ihm Beistand leisten wider Alle und Jede, voraus gegen die Schweizer; den Brief des ewigen Bundes ihm überantworten und mit Niemand Bündniß machen ohne seinen Willen. Ihr sollt alle verfallenen Steuern abtragen; die steuerfreien Geschlechter sollen ferner auch steuern, und

Euch Allen sind Frohnen, Todfälle, und alle anderen Pflichten der Dienstbarkeit überhaupt auch auferlegt. Ihr sollt keine Gesetze haben, als die der Herzog, Euer Herr, Euch gibt. Ihr sollt ihm alle Euere Urkunden ausliefern. Der Stadt Wesen sollt Ihr für allen Schaden Ersatz leisten; der Herzog, Euer Herr, wird bestimmen, wie hoch; Ihr sollt Euern alten Ungehorsam abbüßen, bis die Gnade des Herzogs der Buße Ziel und Maß setzt; schwöret hierauf und liefert Geiseln."

Diese Antwort, welche die Habsburger den Glarnern ertheilten, thut die Absichten, welche dieselben gegen die gesammte Eidgenossenschaft hegten, auf's deutlichste kund. Zu leibeigenen Knechten wollten die Habsburger die freien Männer der Alpen herabwürdigen. Sie hatten, wie geschichtlich feststeht, keine anderen Rechte auf das Land Glaris, als die Kastvogtei des Klosters zu Seckingen und einige Gefälle. Daraus leiteten sie in ihrer maßlosen Habgier und Herrschsucht nicht blos die Landesherrschaft, sondern auch die Leibherrschaft über jeden einzelnen Bürger von Glaris ab. Im Angesichte dieser Thatsachen weiß man nicht, ob man mehr die Nachlässigkeit oder die Parteilichkeit von Geschichtschreibern tadeln soll, welche, wie z. B. Rotteck, die Ansprüche des Hauses Habsburg gegen Glarus gut heißen und den Widerstand, den die wackeren Bergbewohner denselben entgegensetzten, als einen ungerechten Uebergriff bezeichnen. *) Natürlich erwähnen derartige Geschichtschreiber die Mordnächte von Luzern, Zürich, Solothurn und Wesen, die Fastnachtsbelustigungen zu Basel, die urkundlichen Anmaßungen der Habsburger, deren Raubzüge und Grausamkeiten entweder gar nicht, oder nur nebenbei und stellen dieselben in ganz falschem Lichte dar.

Das durch seine Mordnacht übel berüchtigte Wesen wurde zum Sammelplatze eines Heeres, das, unter Anführung des Grafen Johannes von Werdenberg, gegen Glarus und von da weiter gegen die Waldstädte vorrücken sollte. Am Abende des 8. April erhielt der Hauptmann Mathias am Büel, welcher mit zweihundert Mann den Paß bei Näfels besetzt hielt, Nachricht, daß die Habsburger mit Heeresmacht heranzögen. Eilig sandte er die Botschaft nach Glarus. Rasche Boten gingen nach Schwyz, Uri, Unterwalden und Luzern. Fünfzig Jünglinge von Schwyz zogen den Glarnern zuerst zu Hülfe. Donnerstags am 9. April, um vier Uhr Morgens (1388) brachen die Habsburger auf. Der Graf Donatus von Klingenberg griff die von Mathias am Büel vertheidigte Schanze bei Näfels mit dem größern Theile des Heeres an, während der Graf Hans von Werdenberg dieselbe umging und den Glarnern in den Rücken zu fallen gedachte. Mathias am Büel hielt in der Schanze Stand, bis der Landsturm der Glarner sich truppweise gesammelt hatte. Die österreichischen Soldaten verachteten die Glarner so sehr, daß sie die Landleute, welche mitten durch ihre Schaaren in kleinen Haufen nach dem Schlachtfelde eilten, nicht aufhielten. Sie zogen es vor, Heerden wegzutreiben, Vorrathskammern zu leeren und die Stadt Näfels zu verbrennen. Mathias am Büel stellte, nachdem er sich aus der Schanze zurückgezogen hatte, seine kleine, aber stets wachsende Schaar so auf, daß der Berg Rüti ihr den Rücken deckte. Die Oesterreicher rückten bis nach Netstall vor, griffen die Glarner unter Mathias am Büel an, vermochten aber Nichts gegen sie auszurichten. Die Pferde konnten auf dem steinigen und unebenen Grunde sich nur mit Mühe bewegen, und wurden durch die Felsen, welche gegen sie geschleudert wurden, gelähmt und verwirrt. Mittlerweile vermehrte sich von Stunde zu Stunde die kleine Schaar der Glarner. Mit lautem Schlachtruf griffen sie die schon wankenden Feinde an, als ein neuer Zuzug, bei welchem dreißig Jünglinge von Schwyz waren, zu dem Landbanner von Glaris stieß. Von allen benachbarten

*) Siehe Rotteck's Weltgeschichte, Band VI., S. 77, Kap. 1, § 33.

Bergen, auf denen die Vertheidiger des Vaterlandes herbeieilten, hallte der Schlachtruf wieder. Als die Glarner den Kampf ernstlich begannen, glaubten die Habsburger schon einen vollständigen Sieg errungen zu haben, nur Flüchtige verfolgen und die bereit liegende Beute in Besitz nehmen zu müssen. Nirgends trafen die Glarner einen geordneten Heerhaufen sich gegenüber. Sie hatten nur da und dort mit einzelnen Schaaren zu kämpfen. Die fliehenden Reiter stürzten mit ihren Pferden in die Abgründe oder sprengten gedankenlos in die Lint, deren Fluthen sie fortrissen. Mehrere Abtheilungen wurden in Gärten, andere am Ufer des Flusses ereilt und niedergemacht. Peter von Thorberg, Toggenburg und Montfort flohen ohne Banner. Der Landsturm von Glaris aber verfolgte sie mit weit schallendem Siegesruf bis an die Brücke von Wesen. Unter der Last der Flüchtigen brach diese zusammen. Wie viele in den Wogen des Wallenstattersee's ihren Tod fanden, ist unbekannt. Im Kampfe fielen hundertdreiundachtzig Ritter und Edle, mehr als zweitausendfünfhundert Krieger. Elf Banner und achtzehnhundert Harnische erbeuteten die Sieger. Die Männer von Glaris, nachdem sie auf der Wahlstatt übernachtet, rückten in Wesen ein, plünderten die verrätherische Stadt und zündeten sie, als Sühne für die Mordnacht, an.

Die Züricher belagerten Rapperschwyl, konnten aber die Stadt nicht nehmen. Glücklicher waren die Berner. Sie eroberten kurz nach der Schlacht von Näfels die Städte Büren und Nidau, in welchen österreichische Besatzungen lagen, obgleich sie dem Grafen Coucy abgetreten worden waren. Sie bemächtigten sich der Stadt Untersee, in der Mitte des Thuner und Brienzersee's, welche einst dem Hause Eschenbach gehört, dem sie später Habsburg geraubt hatte. Auf allen Punkten geschlagen, schlossen die Herzoge von Oesterreich: Albrecht, Wilhelm, Friedrich, Leopold und Ernst, ein Bruder und vier Söhne des bei Sempach gefallenen Leopold, einen siebenjährigen Frieden mit der Eidgenossenschaft und mit Solothurn. Alle Landschaften, Burgen und Städte, welche in die Eidgenossenschaft aufgenommen oder von den Schweizern erobert worden waren, blieben ihnen. Nur die Stadt Wesen traten sie an die Habsburger wieder ab.

Welches Volk der Erde kann sich solcher Siege rühmen, wie sie am Donnerbühl, bei Moorgarten, Laupen, Sempach und Näfels gewonnen wurden? Welches Volk der Christenheit hat für die Freiheit gekämpft wie die Eidgenossen?! Wären sie auf Eroberungen ausgegangen, hätten sie das Haus Habsburg mit allen seinen Anhängern leicht vernichten können. Doch sie hatten nur für ihre Freiheit gekämpft. Diese behaupteten sie und griffen nicht weiter. Um so schmählicher ist es aber für alle Geschichtschreiber, welche, im Angesichte dieser unläugbaren Thatsachen, den Ruhm der Eidgenossen verkleinern, dem Hause Habsburg schmeicheln und der Sache der gesammten Menschheit, welche die Schweizer fast allein im vierzehnten Jahrhunderte vertraten, aus Furcht vor den Tyrannen Europa's oder um schnöden Soldes willen, den sie von ihnen beziehen, Hohn sprechen!

§ 28. Die Folgen der Siege der Schweizer (1389—1414).

Nichts beweist mehr die begeisternde Kraft der Freiheit, als der zweihundertjährige Kampf der Eidgenossen gegen das Haus Habsburg und dessen zahlreiche Anhänger. Zur Zeit, da die drei Waldstädte den Streit begannen, standen wider sie nicht blos die Oesterreicher, sondern auch unter deren Einfluß und auf deren Geheiß ihre nächsten Nachbarn: die Luzerner, Züricher, Zuger und Glarner. Sie alle kämpften unter habsburgischem Banner und wurden geschlagen. Mehr als einmal, so namentlich im Reichsheere, welches (1354) gegen Zürich zog, standen die Berner den Eidgenossen feindlich gegenüber. Sieg-

reich waren sie aber nur, so oft sie, wie am Donnerbühl und bei Laupen, mit den Habsburgern kämpften. Unstreitig waren die Luzerner und Züricher, die Zuger, Glarner und Berner körperlich eben so stark, eben so kriegerisch und nicht minder wohl gerüstet, da sie unter habsburgischem Banner gegen die Eidgenossen kämpften, als wenige Jahre später, da sie der Freiheit unsterbliche Siege erfochten. Warum wurden sie in Verbindung mit der ganzen habsburgischen Macht geschlagen, und warum siegten sie, als sie dieser mit dem Schwerte in der Faust entgegentraten? Die Antwort ist klar: das habsburgische Joch lähmte ihre Manneskraft, so lange sie es willig trugen. Der Hauch der Freiheit gab ihnen zehnfache Stärke, nachdem sie die Ketten der Knechtschaft zerbrochen hatten. Es war kein Zufall, daß im Laufe zweier Jahrhunderte die freien Eidgenossen immer siegreich waren und die geknechteten Habsburger immer Niederlagen erlitten. Die Eidgenossen siegten nicht blos inmitten ihrer Engpässe; bei Laupen und bei Sempach war der Boden beiden Theilen gleich günstig. Bei Sempach zumal kam das kleine Häuflein der Eidgenossen in die Ebene herab, um dort die stolzen Ritter für ihren Uebermuth zu züchtigen. Die Eidgenossen siegten nicht blos in offener Feldschlacht, sie brachen auch unzählige Burgen und Festen ihrer Feinde und alle ihre Siege waren nur die Früchte ihrer überlegenen Tapferkeit. Nach einem mehr als achtzigjährigen Kampfe hatten die Eidgenossen den Schrecken besiegt, welchen, seit den Zeiten Rudolph's I., die zerstreuten Bewohner der Alpenthäler vor der habsburgischen Uebermacht gehegt hatten. Die Waffen der Eidgenossen hatten furchtbarere Wunden geschlagen, als diejenigen der Habsburger. Viele Gemeinden, Bürger und Adelige, welche in der Mitte zwischen Eidgenossen und Habsburgern unstät hin und her schwankten, wandten sich den ersteren zu, indem sie sich unter deren Schutze sicherer fühlten, als unter dem Hause Habsburg. Zunehmender Wohlstand war die unmittelbare Folge der Siege der Eidgenossen, Vermögenszerrüttung die Frucht der Niederlagen der Anhänger Habsburg's. Für Geld war von jeher vieles feil. Die siegreichen Bürger konnten kaufen, was die besiegten Ritter nicht mehr zu behaupten vermochten. Der Schrecken, welcher vor den Waffen der Eidgenossen einherging, lähmte nicht blos den Muth ihrer Gegner im Kampfe, er schützte die freien Männer auch in ihren friedlichen Gewerben. Fürsten und Grafen, Städte und Ritter hüteten sich wohl, die Genossen eines Bundes, welcher so strahlende Siege errungen hatte, zu verletzen. Das Haus Habsburg verlor für einige Zeit die Neigung, neue Schlachten zu wagen, nachdem es so blutige Niederlagen erlitten hatte. Doch sein Grimm dauerte fort. Was es durch Waffen nicht erlangen konnte, hoffte es durch Ränke zu gewinnen. In dem vierten Jahre nach Abschluß des Friedens kam Leopold, der vierte dieses Namens, der Sohn des in der Schlacht bei Sempach gefallenen Herzogs, nach Baden, um von dort aus die Unternehmungen seines Hauses gegen die Eidgenossenschaft zu leiten. Er gewann für seine Pläne den Bürgermeister von Zürich, Rudolph Schön, und mehrere Züricher Rathsherren, welche bereit waren, ihre Stadt wieder unter das habsburgische Joch zu verkaufen. Ungeachtet der Einsprache der Eidgenossen, welche von der Verrätherei Schön's Kenntniß erhielten, übergab der Bürgermeister an Oesterreich eine Urkunde, worin er versprach: „die Stadt Zürich soll die Schweizer gegen den Herzog nicht vertheidigen in denjenigen Eroberungen, welche die Schweizer in den letzten Feldzügen gemacht und im Stillstand behauptet haben. Den Zürichern soll der Herzog Beistand leisten, wenn sich Fehde erhübe zwischen den Schweizern und ihnen. Alsdann soll Zürich nicht ohne den Herzog, noch der Herzog ohne Zürich Frieden machen.“ Der Bund der Stadt Zürich mit dem Hause Oesterreich sollte zwanzig Jahre dauern. Durch diesen Vertrag wurden die Landleute von Bilensbach, Bilten und Urannen, welche sich dem Lande Glaris, die auf dem Wald, in den Einsiedeln und auf der

benachbarten Mark, welche sich Schwyz angeschlossen hatten, die Burg zu St. Andreas bei Cham, Rotenburg, Sempach, das äußere Amt Wollhausen, die Männer von Entlibuch, Unterseen, Obersiebenthal, Nidau und Büren — der Rache der Habsburger preisgegeben, der geschlossene Frieden in seinen wesentlichen Bestimmungen zum Nachtheile der Eidgenossenschaft umgestoßen, und die bisher stets bewahrte Eintracht in deren Schooße vernichtet. Doch der den Herzog Leopold nicht minder, als den Bürgermeister Schön schändende Verrath konnte nicht durchgeführt werden. Die Eidgenossen, nebst Solothurn, schickten Gesandte nach Zürich, welche daselbst am 8. Juni 1393 erschienen. Als der Bürgermeister in ausweichenden Reden antwortete, mischten sich die eidgenössischen Gesandten unter das beim Rathhause zahlreich versammelte Volk, theilten diesem die Verhandlungen mit, welche Schön mit den Habsburgern gepflogen hatte, und regten dadurch die gerechte Entrüstung der Bürger an. Der Zulauf wurde immer größer. Die Züricher fluchten ihrem meineidigen Bürgermeister. Rudolph Schön versammelte zitternd den großen Rath von zweihundert Bürgern, und beschwichtigte dadurch den Volksauflauf. Der zwanzigjährige Bund mit Oesterreich wurde von der Bürgerschaft, fünf Tage später, für nichtig erklärt, Rudolph Schön und siebzehn andere Verräther aus dem Rathe gestoßen und aus der Stadt verbannt. So ward zwar die drohende Gefahr für die Eidgenossenschaft beseitigt, und die schweizerischen Verräther, die kleinen Diebe, bestraft, der Habsburger aber, der große Dieb, ging, wie gewöhnlich, ohne andere Strafe davon, als das Verdammungsurtheil der unpartheiischen Geschichte, um welches die Despoten, inmitten ihrer Schmeichler, sich freilich niemals viel bekümmert haben. Dieser Anlaß diente den Eidgenossen dazu, ihren Bund zu kräftigen. Sie machten, im Vereine mit Solothurn, eine Kriegsordnung, welche der Sempacher Brief genannt wurde und im Wesentlichen folgende Bestimmungen enthielt: „wäre, daß Einer in Gefechten oder Angriffen dergestalt geworfen, gestochen oder sonst verwundet würde, daß er weder sich noch dem Heer, ferner helfen kann, demohngeachtet soll er nicht fliehen, sondern bei den Andern, seinen Kriegsgesellen, verharren, bis nach der Noth. Man soll das Feld behaupten, den Feind aber schädigen, bis alle Noth ein Ende genommen und (da der Feind wohl eher unter dem Plündern sich abermals zusammengezogen hat und auch bei Sempach mehr gelitten haben würde, wenn wir später geplündert hätten), so soll Niemand auf Beute fallen, bis die Hauptleute Plünderung erlauben. Jeder soll Alles, was er findet, an den Hauptmann liefern. Die Hauptleute sollen Alles nach Marchzahl (d. h. je wie mehrere oder eine geringere Zahl aus jedem Ort im Treffen war) vertheilen Allen, welche die Noth getheilt."

Die Züricher ergriffen diese Gelegenheit, die Macht ihrer Bürgermeister und ihres Rathes, welche seit Rudolph Brun's Zeiten sehr groß gewesen war, zu beschränken. Wären die Eidgenossen geneigt gewesen, Eroberungen zu machen, so hätte ihnen der von Herzog Leopold gesponnene Verrath einen hinreichenden Grund gegeben, den geschlossenen Frieden zu brechen, oder wenigstens nach Ablauf der siebenjährigen Frist den Krieg zu erneuern. Allein weit entfernt, dieses zu thun, bewilligten sie den Habsburgern, auf deren Ansuchen, einen zwanzigjährigen Frieden. Die schon oben erwähnten Eroberungen der Eidgenossen wurden ihnen bestätigt und den Habsburgern ihre Privateinkünfte in den eidgenössischen Gebieten gesichert (1394).

Ein Jahr darauf (1395) starb Herzog Albrecht, seines Namens der Dritte, der Bruder des bei Sempach gefallenen Leopold. Seine Grausamkeit bewies er, indem er in Steiermark hundert Waldenser verbrennen ließ. Da er aber täglich, vor Aufgang der Sonne, eine Messe hörte, wurde er, wegen seiner Frömmigkeit und Milde hoch gepriesen. Auf solche Art könnte auch ein Affe zur Frömmigkeit dressirt werden! Den zwanzigjährigen

Frieden und den Wohlstand, welcher in dessen Folge sich namentlich in den Städten der Eidgenossenschaft mehr und mehr entwickelte, benützten die Schweizer, manchfaltige Eroberungen sowohl an Land, als an Leuten, zu machen. Die Züricher kauften die Vogtei zu Küßnacht, am Zürichersee, die Vogtei über Höngk, einen Flecken am Flusse Limmat, die Vogtei zu Tallwyl, die Burg Rheinsfelden am Zusammenflusse der Glatt und des Rheines, von dem Ritter Geßler kauften sie das Gut Liebenberg und die Herrschaft Grüningen, von den Habsburgern Regensberg und Bülach. Der Graf Ludwig von Thierstein, Abt in den Einsiedeln, nahm für seine Burg zu Pfäffikon, Herr Hans von Bonstetten und zwei Herren von Landenberg mit einem großen Grundbesitze das Bürgerrecht von Zürich. Luzern befestigte und erweiterte die ihm durch den letzten Friedensschluß zuerkannten Gebietsvermehrungen. Bern breitete sein Gebiet zugleich im Oberlande und am Jura aus. Solothurn kaufte von den Herzogen von Oesterreich die Herrschaft Palm, welche diese vor fast einem Jahrhunderte nach Ermordung ihres Besitzers dessen Erben, oder dem deutschen Reiche, geraubt hatten*). Die Stadt Basel vereinigte mit sich die jenseits des Rheines belegene kleine Stadt und vergrößerte ihr Gebiet auch in weiteren Kreisen. Freiburg im Uechtland gab seine alte Feindschaft wider Bern auf und schloß mit dieser Stadt und mit Biel einen ewigen Bund. In Schaffhausen, welches das habsburgische Joch mit Widerwillen trug, und seine frühere Reichsfreiheit nicht vergessen konnte, entwickelte sich im Stillen jener Sinn für Recht und Ordnung, durch welchen seine Bürger sich später unabhängig machten. Mehr als vierzig Herrschaften wurden durch die Städte der schweizerischen Eidgenossen erworben. Die Männer von Uri von den Amtleuten des Herzogs Johann Galeazzo Visconti von Mailand, auf's Aeußerste gereizt, überschritten, unterstützt von den Unterwaldnern ob dem Kernwald den Gotthardt mit bewaffneter Macht. Das Livinerthal (Valle Leventina) ergab sich ihnen ohne Schwertstreich (1402). Kurz darauf erwarben sie auch das Eschenthal, mit dem Hauptorte Domo Dossola. Das Thal Urseren schloß sich ihnen freiwillig an.

Der Geist der Freiheit, welcher nach langem Schlafe zuerst wieder in den Thälern der drei Waldstädte erwacht war, verbreitete sich von da mächtig nach allen Gegenden hin. Hohenrhätien, das Land in dem Gebirge Adula, mit den Spitzen Crispalt, Lukmainer, Vogelberg und Splügen fühlte auch dessen belebenden Hauch. Die Freiherren von Sax und von Räzuns, die Grafen von Werdenberg und von Tokenburg, der Bischof von Chur und der Abt von Disentis waren die mächtigsten Herren des Landes. Sie befehdeten sich gegenseitig. Besonders verderblich war ein Streit, welchen Ulrich Brun, Baron zu Räzuns mit den Herren von Tonils, von Werdenberg und dem Bischofe von Chur führte. Im fünften Jahre nach dieser Fehde (1400) schlossen der Abt von Disentis, die Gemeinden des Stiftes Ulrich von Räzuns, seine Brüder und die Leute in ihren Gerichten, und andere Bewohner dieser Berge einen Bund mit den freien Landleuten von Glaris. Diesen Verein betrachtete der Bischof von Chur mit Mißgunst und wollte die Glarner dadurch strafen, daß er ihnen eine Heerde, die durch das Land zog, wegnehmen ließ. Die Glarner waffneten sich, und zogen über den Kirenzen. Tapfere Entlibucher und Appenzeller schlossen sich ihnen an. Sie überschritten den Rhein, plünderten Zizers und Igis, rückten bis Rau-Aspermont vor und kehrten nicht eher um, bis ihnen Schaden und Aufwand ersetzt schien. Der Bischof mußte froh sein, daß ihm die Glarner Frieden gewährten. Er wagte nicht mehr, den Bund den die Hohenrhätier mit ihnen geschlossen, anzugreifen. Dieses war der Anfang jener Bünde, welche später unter dem Namen der grauen Bünde (Graubünden) eine erhöhte Bedeutung gewannen.

*) Siehe oben § 4, § 21.

Das Bedeutendste, was aber in jener Zeit inmitten der Alpen geschah, thaten die tapferen Appenzeller. In der Nähe des Bodensees erhebt sich bis zum Gipfel des Säntis, an beiden Ufern des Flüßchens Sittern, das Ländlein Appenzell. In seinen Thälern reift die Traube und treffliches Obst. Auf grünen Matten weidet in zahlreichen Heerden das Vieh, während ewiger Schnee die höchsten Bergspitzen deckt. Lange Zeit hatten die Aebte von St. Gallen in diesen Gegenden geherrscht. Doch allmählig zerfiel deren Macht, zugleich wuchs die Habsucht der unersättlichen Pfaffen. Die Rechte der Hirten traten die Aebte mit Füßen. Eigenmächtig setzten sie den Landleuten, die sich früher immer selbst ihre Vorsteher gewählt hatten, habgierige Amtleute. Ausgelassene Söldner bedrohten von den Burgen herab das friedliche Leben der Hirten. Pfaffen und Ritter verbanden sich wider die Bauern. Der Abt Cuno, statt zu erkennen, daß die Zeit gekommen sei, die Lasten des Volkes zu mindern, erhöhte sie und statt mit Milde und Achtung mit diesem zu verkehren, wie im Gebiete der Eidgenossen gebräuchlich war, begegnete er den Bauern mit stolzem Uebermuthe. Der Obervogt auf der Burg von Schwendi legte in dem Innern des Landes auf Milch, Butter und Käse eine ungewohnte Abgabe und hielt sich zwei große Hunde, die er auf Jeden hetzte, der sich der Steuer weigerte. Der Vogt zu Appenzell war ein so unbarmherziger Steuererheber, daß er, bei einem Todesfalle, das Grab öffnen ließ, um den Rock zu nehmen, mit welchem arme Kinder die Leiche ihres verstorbenen Vaters bekleidet hatten. Ein Domprobst verbrannte einem Landmanne, Namens Hans von Herdi, sein Haus mit Allen, die darin waren. Eines Tages saß der Vogt von Schwendi vor seinem Thurme; unweit davon, im Rachentobel, wohnte ein armer Müller und Bäcker, Vater von acht Kindern. Als einer seiner Knaben, um Molken auf der Alpe zu holen, mit seinem Milchfasse vorbeiging, fragte ihn der Vogt, was Vater und Mutter mache? „Der Vater," antwortete der Knabe, „backt ehe gegessenes Brod und die Mutter macht bös auf bös!" Als der Vogt eine nähere Erklärung verlangte, versetzte der Junge: „der Vater hat das Mehl zu seinem Brod noch nicht bezahlt und die Mutter flickt einen zerrissenen Rock mit alten Lumpen." Warum das? forschte der Vogt weiter. „Darum," antwortete das Kind, „weil Du uns alles Geld nimmst." Der Vogt drohte ihm mit seinen Hunden. Als der Knabe wieder vorbeiging, wollte der Vogt ihm zeigen, daß er ihm an Witz gewachsen sei und fragte ihn, „warum eine Elster mehr schwarze, als weiße Federn habe?" „Weil," entgegnete der Knabe, „die Teufel mehr mit den Zwingherrn zu schaffen haben, als die Engel." Der Vogt, dessen Witz zu Ende war, hetzte seine Hunde auf den Jungen. Dieser hatte es erwartet, öffnete den Deckel seines Milchfasses, aus welchem eine Katze, die er darin verborgen hatte, hervorsprang. Die Hunde verfolgten sie, der Knabe sprang lachend davon, der Vogt hinter ihm her, erreichte ihn an der Hütte seines Vaters und durchbohrte ihn mit seiner Lanze. Die Gefühle des kräftigen Alpenvolkes waren nicht stumpf. Diese Schandthat brachte das Maß ihrer Ungeduld zum Ueberlaufen. Die Nachbarn strömten zusammen, erstürmten die Burg und setzten sie in Flammen. Eine Burg sank nach der anderen, die Vögte flohen, wie einst in den drei Waldstädten. Die Bauern aber verbanden sich. Die sechs Gemeinden des Landes schwuren: Gut und Blut für die Erhaltung des Herkommens und wider den Mißbrauch der höchsten Gewalt. Von dieser Zeit an wurden die sechs früher vereinzelten Gemeinden zum Staate, welcher sich als der Amman und die Landleute zu Appenzell unterzeichnete. In derselben Zeit gerieth der Abt Cuno auch mit St. Gallen in Streitigkeiten. Die Stadt sagte sich von ihm los. Der Abt entfloh mit sämmtlichen Conventherren und ließ sich in Wyl nieder. St. Gallen unterwarf sich zwar später wieder dem Abte, nicht aber Appenzell. Die Landschaft suchte vergebens nach, in den Bund der Eidgenossen aufgenommen zu werden. Nur Schwyz

nahm sie in seinen Bund auf. Der Abt Cuno hatte auf seiner Seite die Städte des Bodensees. Diese rückten, im Anfange des Mai's 1403, fünftausend Mann stark, nach St. Gallen. Ihnen stellten sich zweitausend Männer von Appenzell auf der Höhe Vögelinsegk bei dem Dorfe Speicher entgegen. Von da führte eine zwar steinige, doch nicht sehr abschüssige Straße nach St. Gallen. Die Stadtsoldaten zogen, wie vor achtundachtzig Jahren die Habsburger, ohne alle Vorsicht, siegesgewiß voran. Der Wald auf beiden Seiten der Straße war von zweihundert Glarnern und von dreihundert Männern aus Schwyz besetzt. Sorglos rückten die Seestädter an diesem Hinterhalte vorbei. Als sie weit genug den Berg hinan gegangen waren, wurden sie von allen Seiten angegriffen. Steine, von kräftigen Händen geschleudert, brachten ihre Reihen schnell in Verwirrung. Von den Seiten brachen die Glarner und Appenzeller in der hohlen Gasse hervor. Die Städter, welche bald erkannten, daß sie die Bergeshöhe nicht gewinnen könnten, suchten die Appenzeller in die Ebene hinab zu locken. Es erschallte das Commandowort: „Zurück! Zurück!" Doch die Städter waren zu hart bedrängt und besaßen zu wenig frischen Muth, als daß ein geordneter Rückzug noch möglich gewesen wäre. Kopfüber floh das ganze Heer den Berg hinunter, über die Ebene hinweg. Die Flüchtigen eilten und hielten nicht eher inne, bis sie in St. Gallen einen sichern Zufluchtsort gefunden hatten (15. Mai 1403).

Nachdem das Heer der Städte so kläglich geendet, wandte sich der Abt Cuno an das Haus Habsburg. Er trug vor: „Appenzell werde die zweite Schweiz und noch viel frecher, aus Begierde die erste zu überwinden; dem noch schwachen Anfange seiner Macht sei nicht schwer zu steuern; der Fortgang, wenn sie endlich in den Schweizer-Bund kommen, werde der Untergang des Adels in allen oberen Landen sein; der Herzog (Friedrich), der edlen Ritterschaft Haupt, solle nicht zugeben, daß durch das Verderben derselben der Umsturz der Herrschaft vorbereitet werde." Diese Worte machten auf Herzog Friedrich von Oesterreich einen gewaltigen Eindruck und er erklärte: „er wolle den Appenzellern ihren Trotz brechen!" Um dieselbe Zeit gewannen die Appenzeller in dem Grafen Rudolph zu Werdenberg, schwarzer Fahne, einen treuen und kriegerischen Bundesgenossen. Er verschmähte es nicht, in einem Kittel von Landtuch, wie einer der Hirten, einherzugehen, begehrte keine Vorrechte und trat als Landmann in den Bund der freien Appenzeller ein. Als im Juni 1405 Herzog Friedrich mit Heeresmacht über den Arlenberg zog, stand an der Spitze der Appenzeller dieser kriegsgeübte Führer. Am 17. Juni, dem Tage des Frohnleichnamsfestes, zogen die Oesterreicher von Altstätten gegen die Schanze, welche an der Landmark von Appenzell errichtet war und brachen diese, jedoch nur nothdürftig, um hindurch ziehen zu können. Mühsam stiegen sie den Stoß hinauf. Der kurze, glatte Wasen, vom Regen schlüpfrig, erschwerte den Habsburgern jeden Schritt. Während sie sich anstrengten, den Berg zu erklimmen, erschienen oben bei vierhundert Männer von Appenzell mit einigen Jünglingen von Glaris und Schwyz, und wälzten schwere Steine und runde Hölzer auf sie hinab. Voran im österreichischen Heere gingen zweihundert Bogenschützen. Als diese ihre Armbrüste spannten, konnten sie nicht schießen, denn der Regen hatte die Sehnen schlaff gemacht. Die Appenzeller ließen die gebrochenen Reihen der Feinde, die ihnen keinen Schaden zu thun vermochten, bis an die Mitte der obersten Höhe kommen. Graf Rudolph von Werdenberg gab dann das Zeichen. Baarfuß, um fest auf den schlüpferigen und abhängigen Boden zu treten, und unter lautem Kriegsrufe brachen mit Schwert und Spieß, die Appenzeller auf die Feinde los. In diesem entscheidenden Augenblicke erschien auf einer benachbarten Höhe, eine Schaar in weißen Gewändern, welche die Oesterreicher in der Seite bedrohte. Es waren die Frauen derselben Männer, welche zur Stunde mit dem Feinde handgemein wurden. Sie hatten über ihre Kleider weiße Hemden gezogen, welche

die Oesterreicher für Rüstungen hielten. Sichern Schrittes fielen die Appenzeller auf die wankenden Feinde herab. Bald wandten sich diese zur Flucht. Doch wurden sie durch die nur theilweise gebrochene Schanze gehemmt. Dort entbrannte der heftigste Kampf. Nach sechsstündigem Streite flohen die Oesterreicher in vollem Laufe dem Rheinthale zu. Der Herzog Friedrich, welcher auf einem andern Wege verwüstend bis an die Mauern der Stadt St. Gallen gekommen war, von dieser nicht eingelassen wurde und sie zu belagern nicht wagte, kehrte unverrichteter Dinge um. Am Hauptlisberg wurde er von den Appenzellern überfallen und litt großen Verlust. Vergebens suchte er sich durch einen verstellten Rückzug und raschen Ueberfall an den Gebirgsbewohnern zu rächen. Statt diese unvorbereitet zu treffen, traten ihm an der Wolfshalde, in der Nähe des Dorfes Thal, vierhundert Appenzeller und St. Galler plötzlich entgegen. Zum drittenmale wurden die Habsburger geschlagen. Mit Mühe entrann Herzog Friedrich und verwünschte einen Krieg, der ihm so schwere Niederlagen bereitet hatte. Dem Grafen Rudolph von Werdenberg bewiesen die Appenzeller ihren Dank, indem sie ihm die Burgen wieder erobern halfen, welche die Habsburger ihm genommen hatten. Um Weihnachten desselben Jahres (1405) zogen dreihundert Appenzeller den Schwyzern zu Hülfe und bemächtigten sich für dieselben des Thales Wägi und der unteren Mark. Seitdem gehört diese Gegend zu Schwyz. Im folgenden Jahre (1406) rückten die Appenzeller und St. Galler, den Grafen Rudolph von Werdenberg an ihrer Spitze, über den Rhein, brachen die Feste zu Fussach, zogen in der Herzoge von Oesterreich Herrschaft Feldkirch, und züchtigten viele Edelleute, welche den Habsburgern wider sie Hülfe geleistet hatten. Bis nach Pludenz und in das Hinterland Montafun ging ihr Siegeszug. Das Volk widerstrebte ihnen nicht, denn aller Orten verkündeten sie „die Menschen seien zur Ordnung, nicht zur Dienstbarkeit gemacht; Richter müssen sie sich wählen, nicht Herrenknechte sein!" Nicht viel fehlte, so wäre damals ganz Tyrol mit Appenzell und durch dieses mit der Schweiz verbunden worden. Doch die acht Orte erkannten nicht die Bedeutung der appenzellischen Bewegung, und unter denen, welche sie erkannten, waren viele dem Adel und der Geistlichkeit zu freundlich gesinnt, als daß sie dieselbe hätten unterstützen wollen. Bedroht in ihrem eigenen Lande mußten die Appenzeller in die Heimath zurückkehren, bevor sie die habsburgische Herrschaft in Tyrol von Grund aus erschüttert hatten. Doch nahezu hundert Zwingburgen und Raubschlösser hatten sie zerstört und unter dem Adel und der Geistlichkeit bis tief nach Schwaben hinein Schrecken verbreitet. Der Bischof von Constanz hatte sie in den Bann gethan. Dafür gaben sie ihm, obgleich sie sich darum nicht viel kümmerten, vielmehr ihre Pfaffen zwangen, wie früher zu lesen und zu singen, die verdiente Züchtigung. Sie rückten ihm vor seine Stadt und boten ihm ein Treffen an. Doch er hielt sich innerhalb seiner Mauern. Dem Beringer von der Hohenlandenberg zerstörten sie die Burg, verwüsteten weit und breit die Güter ihrer Feinde und kehrten mehr durch die Kälte, als durch die Waffen des Adels gehemmt über Bregenz, das sie vergeblich belagerten, in ihre Heimath zurück. Umsonst sprach sich der König Ruprecht gegen sie und zu Gunsten des Adels und des Abtes von St. Gallen aus. Die Appenzeller beachteten seine Entscheidung nicht, bewahrten sich die Freiheit innerhalb ihrer Berge und überließen die Bauern von Vorarlberg und Tyrol, welchen der Muth der Freiheit gebrach, ihrer vielhundertjährigen Knechtschaft. Der Abt von St. Gallen mußte froh sein, unter Vermittelung der Schwyzer seine herrschaftlichen Gefälle zu retten. Seine politischen Rechte mußte er für immer aufgeben.

Nachdem die Appenzeller durch eigene Kraft sich ihre Freiheit errungen und unsterblichen Waffenruhm gesammelt hatten, trugen die Eidgenossen kein Bedenken mehr, sie in ihren Bund, obgleich anfangs nicht mit gleichen Rechten, aufzunehmen. Das Haus

Habsburg und der gesammte Adel des südlichen Deutschlands hatte durch die siegreichen Waffenthaten der Appenzeller sehr gelitten und sehnte sich nach Ruhe. Den acht Orten der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihren Bundesfreunden zu Solothurn und Appenzell wurde alles, wovon sie in Besitz waren, auch die Mark den Männern von Schwyz bestätigt. Auf dieser Grundlage wurde am 20. Mai 1412 zwischen der Eidgenossenschaft und dem Hause Habsburg Frieden auf fünfzig Jahre geschlossen.

§ 29. Die Zeiten der Kirchenversammlung von Constanz (1414—1418).

Die flachsten aller Urtheile über das Wechselverhältniß der Völker sind diejenigen, welche sich wesentlich auf Zahlen gründen. Die Zahl kann nur bei sonst gleichen Verhältnissen den Ausschlag geben. Wo aber verschiedene örtliche Zustände, Anschauungsweisen und sittliche Bestrebungen stattfinden, tritt die Zahl tief in den Hintergrund zurück. Wenn die Zahl entschiede, so hätten die Perser Griechenland, die Habsburger die drei Waldstädte besiegt. Jede Bewegung im Leben der Völker, welche zeitgemäß ist, bringt eine solche unwiderstehliche Kraft zu Tage, daß alle auf Zahlen, auf äußerer Ausstattung und gewöhnlicher Berechnung ruhenden Urtheile zu Schanden werden. Der Kampf der Eidgenossen wider die Habsburger war zeitgemäß und darum wurde er siegreich durchgeführt. Dieselben Ursachen, welche die Schweizer bestimmten, das habsburgische Joch mit dem Schwerte in der Hand zu zertrümmern, wirkten, wenn auch in vermindertem Grade, gleichfalls in Deutschland. Auch die Deutschen erkannten, gleich den Schweizern, die Gefahr, womit sie die Herrschsucht und die Habgier der Habsburger bedrohten, und die Folge dieser Erkenntniß war—allerdings kein Kampf auf Tod und Leben, denn dazu fehlte es dem deutschen Volke damals an Selbstbewußtsein und sittlicher Kraft, wohl aber die Ausschließung der Nachkommen des ersten Rudolph von dem deutschen Königsthrone. Die ersten kühnen Thaten der Schweizer: die Tödtung Geßler's und die Vertreibung der übrigen Vögte trafen mit der Ermordung Albrecht's I. in einem Jahre zusammen. Dieser für die Eidgenossen so sehr günstige Todesfall war gleichfalls die Folge derselben Ursachen, welche in den drei Waldstädten gewirkt hatten. Dieselbe Ländersucht, welche die Eidgenossen bestimmte, die habsburgischen Vögte zu vertreiben, spornte den Neffen an, den Oheim, der ihm sein väterliches Erbe vorenthielt, zu ermorden; und dieselben Leidenschaften, mit welchen die Eidgenossen auf den Schlachtfeldern von Moorgarten, Sempach und Näfels und in den Mordnächten von Luzern, Zürich, Solothurn und Wesen kämpften, flößten den deutschen Fürsten einen so starken Abscheu vor dem Hause Habsburg ein, daß einhundert und dreißig Jahre vergingen, bevor ein Mitglied desselben den deutschen Königsthron zu erringen vermochte. Diese hundert und dreißig Jahre, während welcher die deutsche Königswürde ununterbrochen von mehr oder weniger entschiedenen Gegnern der Habsburger und folgeweise von Gönnern und Förderern der Eidgenossenschaft behauptet wurde, benützte diese, ihre Macht felsenfest zu gründen. Unter den deutschen Königen dieser Zeit war keiner den Eidgenossen freundlicher gesinnt, als Sigismund. Die Herren von Bern kannten die schwachen Seiten dieses Wüstlings und wußten diese auszubeuten. Als der König im Jahre 1414 aus Italien nach Deutschland zurückkehrte, hielt er in dem Heumonate auf St. Ulrichstag seinen feierlichen Einzug in Bern. Er wurde von Jung und Alt auf's freundlichste empfangen. Was den König aber am meisten freute, und was er, wo er bei Fürsten und Herren saß, gar hoch rühmte und für eine große Sache hielt, war, daß er sammt den Herren seines Hofes nicht blos den Wein, sondern auch die Frauen ganz frei genießen konnte. Die Stadt schenkte aus einem immer offenen Keller den

Wein aus und bezahlte die Rechnungen, welche der Kaiser und sein Gefolge „by den schönen Frowen im Gäßlin" auflaufen ließen. Das ist der Fluch der Monarchien, daß die niedrigsten Leidenschaften die einzigen Mittel sind, mit deren Hülfe etwas erlangt werden kann. Hätten die Berner auf Sittenreinheit gehalten und statt der Unzucht und dem Ehebruche Vorschub zu leisten, eine ernste und freier Männer würdige Stellung dem Könige gegenüber eingenommen, sie würden nie dessen Gunst erworben haben.

Die Kirchenversammlung von Constanz, welche nicht lange nach den fröhlichen Tagen, die Sigismund in Bern zubrachte, begann, und welche so zu sagen an den Thoren der Schweiz abgehalten wurde, übte den mächtigsten Einfluß auf die Entwickelung der schweizerischen Verhältnisse. Sigismund hielt sich längere Zeit in Constanz auf und beschäftigte sich folgeweise besonders viel mit dem Nachbarlande, der Schweiz. Den Eidgenossen kam, außer der schmutzigen Geschichte von Bern, noch eine andere zu statten, welche sich das Jahr zuvor in Innsbruck zugetragen hatte. Die eine stimmte den König günstig für die Eidgenossen, die andere ungünstig gegen deren gefährlichsten Nachbarn, den Herzog Friedrich von Habsburg. Als Sigismund im Jahre 1413 nach Italien reiste, gab der Herzog Friedrich, welcher den König in Sittenlosigkeit und Ausschweifung noch übertraf, eine Tanzbelustigung. Bei dieser Gelegenheit wurde einer Jungfrau, eines Bürgers Tochter, Gewalt angethan. Darüber entstand viel Gerede und die ungarischen Landherren und Herzog Friedrich's Gemahlin setzten den König deßhalb zur Rede, indem Herzog Friedrich, welcher selbst das Verbrechen begangen, es auf Sigismund geschoben hatte. Dieser wurde darüber sehr ungehalten und der bitterste Feind des Herzogs, während er früher längere Zeit hindurch sein Genosse bei vielen Schwelgereien gewesen war. Sigismund, der voraussah, daß er früher oder später mit seinem ehemaligen Sauf- und Wollustkumpane in offenen Krieg gerathen werde, suchte sich der Schweizer, der mächtigsten und furchtbarsten Nachbarn Herzog's Friedrich zu versichern. Bevor jedoch die Eidgenossen sich deßhalb unter einander berathen hatten, versprach Friedrich dem Könige in allen Beziehungen Genüge leisten zu wollen. Friedrich benützte diese Aussöhnung nur dazu, die Schweizer bei dem Könige zu verdächtigen. Es kam darüber zu Constanz, in Gegenwart der eidgenössischen Gesandten, zu Verhandlungen, welche die gehässigen Absichten Friedrich's zu Tage brachten. Die Schweizer blieben, ungeachtet der Ränke Friedrich's, fest bei dem Entschlusse, den fünfzigjährigen Frieden mit dem Hause Habsburg zu halten. Bei dieser Stimmung der Gemüther ergriff König Sigismund mit Freuden die Gelegenheit, welche ihm Herzog Friedrich bot, indem er die Flucht des Pabstes Johannes XXIII. begünstigte, seinem Gegner eine herbe Lehre zu geben. *) Der Herzog Friedrich weigerte sich, nach Constanz zu kommen. Die versammelten Geistlichen und weltlichen Fürsten des deutschen Reiches erklärten ihn hierauf des Hochverraths schuldig, aller seiner Lehen verlustig, entsetzten ihn seiner fürstlichen Würde und forderten alle Getreuen des Reiches auf, ihn zum Gehorsam bringen zu helfen. Die Kirchenversammlung aber erklärte: „Sintemal er gleich Pharao sein Herz verstockt und wider die Thränen der Noth leidenden Kirche, wider die Warnungen seiner besten Freunde und wider die Mahnungen des Königs, gleich einer Schlange gegen den Beschwörer, seine Ohren verstopft, so liege er hiermit unter dem Judasfluche und unter dem hohen Bann; die Kirche empfehle dem Könige der Deutschen, ihrem lieben Sohne und Beschirmer, sie wider ihn zu schützen und ihm seine weltliche Strafe anzulegen."

König Sigismund erklärte den Herzog in die Reichsacht, und verbot „ihn zu hofen,

*) Siehe oben § 10.

ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge zu geben, bei ihm zu sein oder Frieden mit ihm zu halten." Sigismund betrieb diese Angelegenheit mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Vierhundert Städte und Herren kündigten dem Herzoge Friedrich, auf des Königs Betreiben, in kurzer Zeit Fehde an. Am 28. März 1415 brach das Reichsheer gegen ihn auf. Mit besonderem Ernste wurden die Schweizer gemahnt, gegen den geächteten und gebannten Herzog in's Feld zu ziehen. Der König verlieh den Bernern mehrere wichtige Rechte und gab ihnen die lockendsten Zusagen für den Fall, daß sie die Waffen ergreifen würden. Dessenungeachtet erklärten anfangs die drei Waldstädte, Zug, Glaris, Zürich und Luzern, sie hallen für unziemlich, wider den Herzog, mit dem sie vor drei Jahren einen fünfzigjährigen Frieden geschlossen, Krieg zu erheben. Bern behielt sich vor, zu rathschlagen. Schaffhausen ergriff aber die Gelegenheit, das habsburgische Joch, welches dieser Stadt auf die ungerechteste Weise auferlegt worden war, abzuschütteln. Sie sagte sich von dem Herzoge Friedrich los und erhielt ihre frühere Reichsunmittelbarkeit wieder. König Sigismund ließ sich aber die Summe bezahlen, für welche Ludwig der Baier sie früher den Habsburgern verpfändet hatte. Frauenfeld und der ganze Thurgau folgten dem Beispiele Schaffhausen's und schwuren zum Reiche. Nachdem die Eidgenossen wiederholt auf's strengste gemahnt worden, gegen den Herzog Friedrich zu Felde zu ziehen, und ihnen die Zusage gemacht war: „erobertes Land solle zu ewigen Zeiten der Sold ihrer Waffen sein," — blieben die drei Waldstätte, Zürich, Zug, Luzern und Glaris, noch immer bei ihrer Weigerung. Bern aber zögerte nicht länger. Die Stadt sandte dem Herzoge Friedrich ihren Fehdebrief und zog vor Zofingen. Zürich kam nunmehr auch auf andere Gedanken, und leitete Unterhandlungen mit König Sigismund ein, in deren Folge derselbe der eidgenössischen Tagsatzung erklärte: „Die Churfürsten, die geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und Herren des heiligen römischen Reiches, die Lehrer der geistlichen und weltlichen Rechte, die Gesandten Heinrich's, König von England, König Erich's von Dänemark, Schweden und Norwegen, König Wladislav's von Polen und König Wenzeslav's von Böhmen, — seien in großer, feierlicher Commission über den fünfzigjährigen Frieden der Herzoge von Oesterreich und schweizerischen Eidgenossen gesessen, und haben geurtheilt nach Ehre und Recht: letztere, als Glieder des Reiches, müssen dem Könige Beistand leisten; denn die älteste und heiligste Pflicht verbinde sie an das Reich und an die Kirche; in allen Verträgen würde (stillschweigend oder ausdrücklich) Pabst und Kaiser vorbehalten. Hiermit urkunde er, der König, ihnen Städten und Ländern, wenn sie ihm gehorchen, den unablösbaren, ewigen Pfandlehensbesitz der österreichischen Gegenden, die sie erobern werden, zu Handen des Reichs. Er, der König, befehle den Krieg, ernst und fest, nach der Fülle der Macht eines römischen Königs." Die wider Herzog Friedrich verhängte Reichsacht und der gegen ihn geschleuderte Judasfluch wurde den Eidgenossen mitgetheilt und diesen sogar selbst von dem Concile der Fluch der Kirche angedroht, falls sie sich länger weigern sollten, den Herzog Friedrich zu befehden. Der Aargau selbst hielt einen Landtag, auf welchem von den Städten beschlossen wurde, „daß ganz Aargau in einen ewigen Bund gemeinschaftlicher Vertheidigung schwöre und in dieser Gestalt einer wichtigen Republik der schweizerischen Eidgenossenschaft beitrete." Dieser Beschluß kam übrigens nicht zur Ausführung, weil der Krieg gegen Aargau schon begonnen hatte und die Gesandten der Versammlung nicht den Muth besaßen, denselben geltend zu machen. Der Adel, welcher die republikanische Gleichheit niemals und nirgends liebte, trat diesem Beschlusse nicht bei. Die Stadt Zofingen ergab sich nach kurzem Widerstande an die Berner, entsagte der Herrschaft von Oesterreich für alle Zeiten und schwur, als eine freie Stadt, an das Reich und Bern. Sursee öffnete seine Thore den Luzernern und schwur: „mit allen Rechten, welche die Herrschaft besaß, zu

Handen des römischen Reichs, der Stadt Luzern gewärtig zu sein." In ähnlicher Weise ergab sich die Stadt Aarau an Bern. Der alte Stammsitz Habsburg, einst ein beträchtlicher Theil des Erbes des ersten Rudolph, war damals im lehensmäßigen Besitze Heinrich's von Wolen, eines Nachkommen desselben Wolen, welcher von den Grafen von Habsburg (ihr erstes Opfer, so weit die Geschichte reicht) unterdrückt worden war. Er schwor, zu Handen des Reiches der Stadt Bern gewärtig zu sein. So ging das alte Raubnest den Habsburgern verloren. Vergeblich waren seither alle ihre Bestrebungen, es wieder zu gewinnen. Fast ohne Blutvergießen wurde der ganze Aargau von den Eidgenossen eingenommen. In Zeit von acht Tagen war der Umschwung vollendet. Die Aargauer freuten sich des Wechsels, und erkannten bald darin die Grundursache ihres zunehmenden Wohlstandes und erhöhten Lebensglück's. Alle Förmlichkeiten der Uebergabe des neu gewonnenen Landes wurden auf's genaueste beachtet. Sigismund ergriff diese Gelegenheit, bedeutende Geldsummen von den Eidgenossen herauszupressen. Im Hinblick auf die hohe Bedeutung des Aargaues ließen sich diese bereitwillig finden. Erst durch den Aargau erhielt die Eidgenossenschaft ein wohl abgerundetes Gebiet, in dessen Mitte jetzt nicht mehr, wie früher, der Erbfeind Habsburg aus festen Schlössern, sei es dem Westen zu gegen Bern, oder dem Osten zu gegen Zürich und Luzern seine Ueberfälle vorbereiten konnte. Die Baseler wußten nicht die ihnen gebotene Gelegenheit zu benützen. Sie hätten die ganze südliche Seite des Reinthales, von Schaffhausen bis zu ihrer Stadt gewinnen können, wenn sie eine mäßige Summe an den Kaiser bezahlt hätten. Allein sie ergriffen nicht den Augenblick und verloren dadurch für immer die Gelegenheit, ein der Größe ihrer Stadt entsprechendes Gebiet zu erlangen.

Wie im Nordosten der Eidgenossenschaft die appenzellischen Siege die Bedeutung und die Macht der Schweiz erhöhten und die volksthümlichen Elemente derselben erfrischten und stärkten, so auch die Bewegung, welche zur Zeit der Constanzer Kirchenversammlung im Lande von Wallis stattfand. Dort war die Familie der Raron mächtig. Wichard von Raron, Herr zu Ennfisch war Landeshauptmann, ein Verwandter desselben (Sohn oder Neffe) Bischoff. Beide setzten sich über die althergebrachten Rechte und s. g. Freiheiten des Volkes hinweg und strebten darnach, sich ganz Wallis unterthänig zu machen. Ehrenrührige Reden, welche Wichard von Raron wider die Eidgenossen ausgestoßen hatte, reizten diese gegen ihn. Zwischen den Landleuten von Wallis und denjenigen von Uri und Unterwalden bestand manchfacher Verkehr, welcher den freien Männern in der Schweiz Gelegenheit bot, die gedrückten Wallisser anzuregen, das auf ihnen lastende Joch der Familie Raron zu brechen. Bald nahm die Unzufriedenheit des Volkes eine bestimmte Gestalt an. Unter dem Bilde eines Popanzes, den die jungen Leute da und dort aufstellten, verstanden sie den gedrückten Landmann von Wallis. Den Popanz, welcher Mazze genannt wurde, banden sie Nachts an einen Baum, welcher an einem vielbesuchten Wege stand. Jeder, der bereit war, für die Rechte des Volkes einzustehen, schlug einen Hufnagel in den Baum. Wenn sich bei Anbruche des Tages das Volk um die Mazze sammelte, trat bald ein Mazzenmeister, d. h. ein Fürsprecher der Mazze auf, welcher den Klagen des Volkes Stimme und Ausdruck verlieh. Nachdem das Volk auf diese Weise halb spielend zu ernsten Thaten vorbereitet worden war, erging von Dorf zu Dorf die Losung: „die Mazze wolle zu dem Landeshauptmann, zu dem Bischoffe und allem Anhange von Raron." Die Mazze wurde vor alle unbefestigten Häuser der Familie Raron gestellt, worauf das Volk eindrang, alles Geräthe forttrug und die Lebensmittel verzehrte. Wichard von Raron entfloh. Wäre er geblieben, so hätte die Mazze seines Lebens schwerlich geschont. Vergeblich hoffte Wichard von Raron, dadurch das Volk wieder mit sich auszusöhnen, daß er die Landeshauptmann-

schaft niederlegte. Er war auch ohne diese Stelle ein zu mächtiger und gefürchteter Grundherr, als daß die Walliser sich durch diese, ohnehin mehr scheinbare als wirkliche Nachgiebigkeit wieder hätten einschläfern lassen. Kaum war Wichard in das Land zurückgekehrt, so stand das Volk von neuem gegen ihn auf. Die Bauern nahmen und verbrannten mehrere Burgen Herrn Wichard's und seines Verwandten, des Bischoffs. Wichard entfloh zum zweitenmale, und da er den Schutz von Bern nicht gewinnen konnte, nahm er den des Herzogs Amadäus von Savoyen in Anspruch. Als das Volk erfuhr, Raron habe sich dem Herzoge von Savoyen in die Arme geworfen, erreichte die Erbitterung den höchsten Grad. Der Herzog wagte nicht, einen Kampf auf Leben und Tod mit den Wallisern zu beginnen. Diese stürmten die Burgen, welche noch nicht genommen waren, nur Seon blieb dem Herrn von Raron übrig. Nach vieler Mühe erhielt Wichard von Raron endlich das Bürgerrecht in Bern. Die Walliser dagegen schlossen einen Bund mit den Waldstädten. Sie leisteten diesen sofort Hülfe bei ihrem Zuge über den St. Gotthardt nach dem Eschenthale. Die Eidgenossen nahmen Domo Dossola ein, zerstörten Matarello, vertrieben den mailändischen Feldherrn Carmagnuola, nahmen das herzogliche Banner von Savoyen und setzten sich, zum drittenmale, im Eschenthale fest. Die Walliser führten zu gleicher Zeit ihren Streit mit der Familie Raron rüstig fort. Sie zwangen die Burg Seon, sich zu ergeben. Von den sieben Zehenten des Walliserlandes schlossen sich fünf dem Bunde mit den Waldstädten an. Dessenungeachtet nahm Bern sich seines Bürgers, des Herrn Wichard von Raron, an. Die Berner fielen in Wallis ein, aber ohne Erfolge zu erringen. Bei ihrem zweiten Zuge trat ihnen Thomas in der Bündt, ein gemeiner Landmann, in Verbindung mit anfangs zweihundert, später sechshundert tapfern Männern so muthig entgegen, daß sie mit großen Verlusten sobald als möglich das Walliser Land wieder verließen. Nur mit dem Schwerte in der Hand läßt sich die Freiheit gewinnen. Nachdem die Walliser dieses so mannhaft geschwungen, konnte ihnen die Freiheit nicht mehr entrissen werden. Im Frieden, welcher am 25. Januar 1420 geschlossen ward, mußten sich zwar die Walliser dazu verstehen, ihren Feinden eine Entschädigung zu bewilligen; allein das Joch der Familie Raron blieb für immer zertrümmert. Der Bischoff dieses Namens durfte sein Bisthum nicht weiter verwalten; der ehemalige Landeshauptmann starb im Auslande. Die Berner bewiesen aber bei diesen Verhandlungen, wie früher bei dem Sempacher Kriege, daß sie den Geist der Eidgenossenschaft sehr mangelhaft aufgefaßt hatten. Der Kampf der Walliser gegen die Familie Raron war, gleich demjenigen der Appenzeller, gegen den Abt von St. Gallen und die Habsburger und dem Kriege der drei Waldstädte gegen die Vögte und die Habsburger, — wesentlich ein Freiheitskrieg und verdiente daher aus diesem Grunde schon die kräftigste Unterstützung aller benachbarten Freistaaten. Wenn die Berner dessenungeachtet und trotz des Bundes, den die Walliser mit den drei Waldstädten geschlossen hatten, dem Freiherrn von Raron gegen die Walliser Beistand leisteten, so schlugen sie sich dadurch selbst blutige Wunden und widerstrebten, in unsinniger Verblendung, dem Wachsthum der Eidgenossenschaft. Sie verdienen um so größern Tadel, als Raron, zur Zeit, da er mit den Wallisern in Streit gerieth, gar nicht Bürger von Bern war. Daß diese Stadt mehr Mitgefühl mit dem reichen Raron als mit dem gedrückten Volke der Walliser hegte, daß sie zu einer Zeit, da Raron und seine Gegner ihrem Bürgerrechte gleich fern standen, sich dem Tyrannen zuwandte und den Freiheitskämpfern entgegentrat, beweist, daß dazumal die Aristokraten in Bern die Uebermacht besaßen.

§ 30. Von dem Ende der Constanzer Kirchenversammlung bis zum Ende des Krieges mit Zürich (1418—1446).

So lange die Eidgenossenschaft nur um ihr Dasein rang, waren deren Cantone ziemlich einig, obgleich nicht immer, wie z. B. in dem Sempacher Kriege und in den Kämpfen der Walliser sich Bern sehr uneidgenössisch benahm. Je mehr sich aber die Zahl, wenn nicht der Eidgenossen, doch der Bundesfreunde derselben mehrte, je weniger sie für ihr bloßes Dasein zu fürchten hatten und je mehr sie daher nothwendigerweise darnach strebten, das Gebiet zu erweitern, innerhalb dessen die Grundsätze der Freiheit Anerkennung fanden, desto schwieriger war es, die verschiedenen Elemente des ewigen Bundes in Frieden und Freundschaft neben einander zu erhalten. Die Eintracht ist wohl eines der Mittel zu einer gedeihlichen und kräftigen Entwickelung, allein nur Mittel, nicht Zweck. Ein Zusammenleben, welches jede Bewegung, aus Furcht vor Zwietracht, vermeidet, verdient den Tod. Nur derjenige Verein, welcher sich im Kampfe mit den widerstrebenden Wünschen und Forderungen erhält und kräftigt, kann gedeihen. Die Gefahr der Erschlaffung ist meistentheils größer, als die Sorge der Zwietracht. Nachdem die Eidgenossenschaft, mit sehr geringen Opfern, das Aargau erworben hatte, fühlte sie sich in ihrer vollen Kraft, allein mannigfaltige Mißverhältnisse waren die unausbleibliche Folge dieses Erwerbs. Der Grimm des Hauses Habsburg wider die Eidgenossen erhielt dadurch neue Nahrung und die sonst gleiche Ordnung im Schooße des ewigen Bundes wurde dadurch verrückt, daß der neuerworbene Gau nicht als neunter Bruder den acht Eidgenossen beigesellt wurde, was bei der Stimmung des Aargau's gewiß das Beste gewesen wäre, vielmehr theils den mächtigsten Cantonen (Bern, Zürich, und Luzern) zugewiesen, theils im Namen der sieben Cantone (Uri verlangte keinen Antheil) gemeinschaftlich verwaltet wurde. Uri besaß im Süden des St. Gotthardt's Länder, die zu ihm und Unterwalden ob dem Kernenwalde in demselben Verhältnisse standen, wie der Aargau zu den übrigen sieben Cantonen. Mit Scheelsucht betrachtete der Herzog Philippo Maria Visconti von Mailand die Macht der Eidgenossenschaft im Süden des Gotthardt's. Er lauerte eines günstigen Augenblick's um die Schweizer zurückzuwerfen. Durch Verrath und Ueberfall gewann er Bellinzona, bald darauf Domo Dossola und die ganze Leventina. Die Urner hatten bei jeder Gelegenheit ihren Nachbarn, wenn sie von übermächtigen Feinden bedroht waren, den kräftigsten Beistand geleistet. Jetzt, da es galt, ihnen zu helfen, ließen sich die meisten Eidgenossen sehr lässig finden. Am Ende leisteten ihnen zwar dieselben, mit Ausnahme der Berner, Zuzug. Auch die Stadt St. Gallen und das Land Appenzell schickte auserlesene Mannschaften. Allein da die Hülfe mehr erpreßt, als freiwillig gewährt wurde, fand zwischen den verschiedenen Heeresabtheilungen kein freundliches Zusammenwirken statt. Am 30. Juni 1422 waren vier Banner des eidgenössischen Heeres bis Arbedo, ohnweit Bellinzona vorgedrungen, nachdem sie Tags zuvor ihren ganzen Troß und Mundvorrath verloren hatten. Dieser Verlust war die erste Folge mangelnder Eintracht; doch war er nicht unersetzlich, um so weniger, als noch bedeutende Streitkräfte mit Vorräthen aus der Schweiz nachrückten und eine einzige glückliche Waffenthat ihnen reichlich Lebensmittel verschafft hätte. Statt eine solche mit Umsicht vorzubereiten, schlugen die Banner von Luzern, Unterwalden, Uri und Zug, ohne diejenigen von Glaris und Schwyz abzuwarten, eine Schlacht, in welcher sie, wie immer, eine seltene Tapferkeit bewiesen, allein so schwere Verluste erlitten, daß sie den Kampf nicht fortsetzten. Sie boten zwar dem in Bellinzona mit großer Uebermacht eingeschlossenen mailändischen Feldherrn Carmagnuola die Schlacht an, doch als dieser sich hütete, auf freiem Felde dem vereinigten Heere der Schweizer entgegenzutreten, kehrten

diese wieder in ihre Heimath zurück. Vergeblich suchten die Eidgenossen ein zweitesmal Bellinzona zu erobern. Sie fanden die Stadt uneinnehmbar und zogen, ohne eine That gewagt zu haben, heimwärts. Petermann Rysig vom Lande Schwyz begann mit fünfhundert auserlesenen Männern im October desselben Jahres (1422) den Krieg von neuem. Er eroberte mit seiner kleinen Schaar Domo Dossola, und begeisterte durch diese kühne That die Eidgenossen so sehr, daß sie den Urnern mit einem zahlreichen Heere zu Hülfe zogen. Das mailändische Heer, welches vor Domo Dossola lag, floh in wildem Schrecken bei der Annäherung der Eidgenossen. Das Thal von Domo Dossola wurde von den sieben Cantonen, mit Ausnahme Bern's, welches keinen Antheil haben wollte, in Pflichten genommen und da die Landeseinwohner die schweizerische Herrschaft der Mailändischen vorzogen, konnte das Heer schon bald wieder abziehen. Im Frieden gaben die sieben Cantone jedoch, überwunden durch die diplomatischen Künste des Herzogs, gegen eine geringe Entschädigung und einige den Handel und die Zölle betreffende Zugeständnisse die Ossolathäler, Bellinzona und selbst Livinen wieder auf. Uri und Oberwalden konnten gegen den Willen der übrigen Eidgenossen, welche vom Herzoge gewonnen worden waren, den Krieg mit Mailand nicht fortsetzen. Vier und zwanzig Jahre lang hatten die Schweizer in jenen Landen sich behauptet. Sie gaben ihre Herrschaft zu derselben Zeit auf, da der Herzog von Mailand Brescia und Bergamo an Venedig, und Vercelli und andere Plätze an Savoyen verlor. So schwach zeigten sich damals die Eidgenossen! Indem sie ihre Waffenehre den Mailändern gegenüber herstellten, gaben sie den eigentlichen Kampfpreis auf und zogen sich vom Kampfplatze zurück. Nur durch Bestechung, für welche dieser Fürst einige Vorsteher der Eidgenossen zugänglich fand, macht diesen Friedensschluß erklärlich. Wer die Schuldigen waren, ist nicht mehr zu ermitteln. Traurig ist es aber, daß damals schon, wie so oft später, von den Diplomaten verdorben wurde, was die Krieger gut gemacht hatten. Alle Siege auf dem Schlachtfelde verlieren ihre Bedeutung, wenn von gewissenlosen Beamten ungestraft das Vaterland verrathen werden kann. Das Vertrauen darf niemals, am allerwenigsten in Freistaaten blind sein. Diese können sich nicht durch die Verdienste Einzelner, sondern nur durch die Tüchtigkeit des Volkes behaupten. Uebrigens sind schmutzige Angelegenheiten, gleich dem Friedensschlusse mit dem Herzoge von Mailand im Verhältniß zu anderen gleichzeitigen Staaten in der Schweiz große Seltenheiten gewesen. Nicht nach derartigen ausnahmsweisen Handlungen einzelner Schurken, sondern nach den gesammten Leistungen des Volkes im Kriege und im Frieden ist der innere Werth der Eidgenossenschaft zu bestimmen.

Nachdem Wallis die Macht der Familie Raron gebrochen hatte, bewahrte es sich seine Freiheit. Der Landeshauptmann, welcher eigentlich nur der Stellvertreter des Bischoffs in weltlichen Dingen war, wurde von dieser Zeit an immer nur auf ein Jahr ernannt. Der Bischoff und der Landeshauptmann hatten beide die Schicksale der Familie Raron vor Augen und hüteten sich, das Volk zu reizen.

Das ganze romanisch redende Helvetien (mit Ausnahme Welschneuenburg's) stand unter der Hoheit des Herzogs von Savoyen, welcher nicht wagte, die freien Verfassungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte daselbst gebildet hatten, umzustoßen. Lausanne blühte durch seinen Handel. Genf, Neufchatel, Solothurn, Basel, Schaffhausen und die übrigen Städte Helvetien's, welche nicht zu der Eidgenossenschaft gehörten, an deren Kämpfen und Bestrebungen keinen oder nur einen untergeordneten Theil nahmen, litten und thaten nichts, was verdiente, besonders erwähnt zu werden. Sie erzeugten und verkauften mancherlei Gegenstände, vermehrten in ruhigen Tagen ihren Wohlstand und büßten in Fehden ab und zu wieder einen Theil desselben ein. Das Spießbürgerthum mit seinen Gewerben

ist die geistloseste Erscheinung der Geschichte, so sehr auch jedes einzelne Mitglied desselben darauf halten mag, daß seine Geschäfte gut gehen. Der Freiheitskampf des kleinsten Ländchens ist wichtiger für das Menschengeschlecht, als das alltägliche Ringen nach Geld und Geldeswerth im Gebiete der größten Reiche.

Minder glänzend, doch von hoher Bedeutung für die Schweiz und die Menschheit waren die Bünde, welche in Hohenrhätien, im Süden und im Osten der Eidgenossenschaft, um das Jahr 1424 geschlossen wurden. Seit den ältesten Zeiten waren die Rhätier tapfer und freiheitsliebend, allein sie konnten die Fesseln des Mittelalters nicht fern von sich halten. Der Adel und die Geistlichkeit lasteten schwer auf ihnen. Nach dem Tode des gewaltigen Donatus von Vaz, welcher, gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, bei weitem der mächtigste Herr in Rhätien gewesen war, entstanden mancherfaltige Streitigkeiten unter den adeligen und geistlichen Herren des Landes, in deren Folge ihre Macht geschwächt, der Unwille und das Selbstbewußtsein des Volkes aber geweckt wurden. Um das auflebende Freiheitsgefühl zu brechen, verdoppelten die Zwingherrn des Landes den Druck, den sie so lange ungestraft geübt hatten. In dem Thale Schambs, zwischen Thusis und dem Splügen, herrschte Graf Heinrich von Werdenberg, der Sohn jenes Grafen, welcher bei Näfels im Kampfe wider die Glarner den Oberbefehl geführt hatte. Dort besaß er die Feste Bärenburg und die Burg Fardün. Der Schloßvogt der Bärenburg ging in seiner Verachtung des Volkes so weit, daß er die Bauern zwang, mit dem Vieh aus dem Schweinstroge zu essen. Der Schloßvogt zu Fardün sandte seine Heerden in die Saaten der Landleute. Caldar, ein kräftiger Mann des Gebirges, stach dem Vogte, indem er seine Saaten vertheidigte, das Vieh nieder und wurde dafür von ihm auf längere Zeit in den Kerker geworfen. Nicht zufrieden mit diesem Unrechte drang sich der Vogt dem Caldar als Gast in seine Hütte auf und spuckte ihm, mit eckelhaftem Hohne, in den Brei, welcher für die Familie bereit stand. Da erfaßte gerechte Entrüstung den schwergekränkten Landmann. Er packte mit starker Faust den Vogt und zwang ihn den Brei selber zu fressen mit den Worten: „Iß, was Du gewürzt hast!" Dann rief er die Bewohner des Thales zusammen und brach im Vereine mit ihnen die verhaßten Zwingburgen Fardün und Bärenburg. Der Vogt auf Guardovall verlangte, daß Adam von Camogasch ihm seine schöne Tochter zur Beischläferin in's Haus führe. Er forderte es von ihm kraft seines Amtes als Unterthanenpflicht. Der Vater schmückte seine liebliche Tochter und ging mit ihr dem Schlosse zu, doch nicht allein. Da und dort vertheilt und verborgen waren mit ihm die Freunde und Genossen, denen der bekümmerte Vater des Vogtes Zumuthung mitgetheilt hatte. Als der Vogt Adam von Camogasch mit seiner Tochter zum Schlosse kommen sah, eilte er herab und fiel als Opfer seiner Lüste. Der Vater aber und seine Freunde drangen in die Burg, zertrümmerten sie und erschlugen die Knechte des Tyrannen. Aehnliche Zumuthungen, wie der Vogt von Guardovall erlaubten sich auch andere Vögte da und dort und trafen nicht immer auf Männer von gleicher Entschlossenheit, wie Adam von Camogasch. Kein Landmann war bei Ehre, Leib und Gut mehr sicher. Da und dort erhob sich zwar das Volk gegen seine frechen Bedrücker, allein vereinzelte Aufstände können die Freiheit eines ganzen Landes niemals sicher stellen. Das erkannten die Männer des obern Rheinthals.

Inmitten zwischen Dissentis und Ilanz, am linken Rheinufer, liegt das Dorf Truns, umgeben von Felsen, Gebirgen und Wald. In dessen Nähe kamen, bei stiller Nacht, die muthigsten Männer an einer verborgenen Stelle zusammen. Die Sage berichtet, es seien wohlbetagte Männer, mit langen, grauen Bärten gewesen. Von diesen soll der Bund, den sie schlossen, den Namen des „G r a u e n" (Graubündten) erhalten haben. Andere sind der Ansicht, von den grauen Kitteln, welche die Bauern getragen, habe der Bund seinen

Namen. Der Zweck der Graubündtner war, die Herren unter das Gesetz der Gerechtigkeit zu nöthigen. Bevor der Adel und die Geistlichkeit es hinderten, war der Bund geschlossen von dem Ursprunge des Rheines weit hinab bis an die Gränze Rhätiens. Beide bevorzugten Stände waren unter sich gespalten. Der Abt von Dissentis und der Bischoff von Chur standen sich nicht minder feindlich gegenüber, als die meisten adeligen Herren. Sie wagten daher nicht, mit den festverbundenen Bauern auf Leben und Tod zu kämpfen. Zu viele Herrenburgen waren in- und außerhalb Graubündten gefallen. Im Märzmonate 1424 trafen die freien Männer des obern Rheinthales mit dem Abte von Dissentis und mehreren Adeligen des Landes an demselben Orte, zu Truns, wo früher die Bauern allein Berathungen gepflogen hatten, zusammen und schlossen folgenden Bund: „Sie wollen Alle ohne Unterschied ewiglich getreue Freunde und Eidgenossen sein, mit Leib, Gut, Land und Leuten einander beistehen, rathen, mit Waffen vertheidigen, Kauf einander geben und lassen, die Straßen sicher halten und Frieden behaupten. Ihr Bund soll bleiben, so lange als Grund und Grat steht, *) bleibt und währet, ungebrochen, ungetrennt, stät und fest, auf ewige Zeiten." Diese Eidgenossenschaft Hohenrhätiens erhielt den Namen: „der Obere Bund", weil sein Gebiet dem hohen Gotthardt am nächsten liegt. Um dieselbe Zeit schlossen die Angehörigen des Hochstiftes und der Herrschaft Räzuns auf beiden Seiten des Rheins, in Tomiliasca, auf dem Henizenberg, und in der Ebene einen ähnlichen Bund, welcher zunächst gegen die Bedrückungen des Bischoffs von Chur gerichtet wurde. Den dritten rhätischen Bund gründeten Conrad Planta von Cernel, Landamman und Gemeinde der Engadiner, im Vereine mit dem Grafen Friedrich zu Tokenburg, Herrn der zehn Gerichte, welcher sich durch denselben gegen das Haus Habsburg und andere ihm übel gesinnte Herren zu schützen suchte. Von dieser Zeit an war die Uebermacht des Adels und der Geistlichkeit in Graubündten gebrochen. Die Bauern waren sich ihrer Stärke bewußt geworden, hatten aber in ihrer Einfalt den beiden bevorzugten Ständen noch immer zu viele Rechte eingeräumt, als daß die von ihnen angestrebte rechtliche Gleichheit möglich gewesen wäre. Dem Namen nach und vor dem Gesetze war kein Unterschied zwischen den Eidgenossen, in der Wirklichkeit und im Leben galt der reiche Abt und der gewaltige Freiherr aber weit mehr, als der arme Landmann, welcher ihnen steuern und fröhnen mußte. Die gesetzliche Gleichheit bleibt so lange ein Traumgebilde, als im Leben die Unterschiede zwischen arm und reich, mächtig und machtlos bestehen. Die Eidgenossen traten aller Orten nur den Mißbräuchen der obersten Gewalt, nirgends dem Adel und der Geistlichkeit als bevorzugten S t ä n d e n gegenüber. Die Männer des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erkannten nicht, daß Adel und Geistlichkeit nach ihrem innern Wesen immer zu Mißbräuchen führen, daß der eine nicht bestehen kann, ohne dem Volke weltlichen, und die andere nicht, ohne ihm geistlichen Zwang anzuthun, und daß die Feigheit und die Dummheit des Volkes die einzigen Grundlagen sind, auf welchen die Macht der Herren mit Festigkeit ruht.

Nicht blos in den zehn Gerichten Hohenrhätiens, in dem ganzen Lande, welches zwischen dem Zürichersee und Tyrol liegt, war Friedrich von Tokenburg der mächtigste und reichste Graf. Diesseits und jenseits des Rheines besaß er zahlreiche Herrschaften, Burgen und einzelne Güter. Er hatte Bürgerrecht in Zürich und Landrecht zu Schwyz. Er stand in hohem Alter und hatte keine Kinder. Nicht blos seine zahlreichen Verwandten, sondern auch Zürich und Schwyz suchten daher möglichst viel von den Besitzungen des Grafen an sich zu reißen. Noch zu seinen Lebzeiten begannen die Bestrebungen seiner Nachbarn und Verwandten. Am letzten April 1436 starb er, ohne Vorkehrungen getroffen zu haben,

*) Thäler und Berge sind.

durch welche den voraussichtlichen Erbstreitigkeiten ein Ziel gesetzt werden konnte. Die Stadt Zürich hatte ein verbrieftes Recht, die Herrschaft Windeck im Gaster zu lösen und erhielt später durch die Wittwe des Grafen Ansprüche auf die Herrschaft Uznach. Nach beiden Besitzungen richteten auch die Schwyzer lüsterne Blicke. Während Zürich sich die Gemüther der Eidgenossen dadurch entfremdete, daß es in den über jene beiden Herrschaften entsponnenen Streitigkeiten mit Schwyz das eidgenössische Recht nicht anerkannte, gewannen seine Gegner die öffentliche Meinung für sich, indem sie bereitwillig der Entscheidung der Eidgenossen ihre Ansprüche anheimstellten. An der Spitze der Schwyzer stand Ital Reding von Biberegg, ein Mann, welcher die Gewandtheit des Diplomaten mit der Kraft des Alpenbewohners und der Tapferkeit eines Schwyzers verband. Als Enkel jenes Rudolph Reding von Biberegg,*) welcher auf dem Rütli mitgetagt und durch seine klugen Rathschläge viel zum Gewinne der Schlacht von Moorgarten beigetragen hatte, knüpften sich an seinen Namen die theuersten Erinnerungen der Schwyzer und sämmtlicher Eidgenossen. Zu Zürich war Rudolph Stüssi Bürgermeister. Sein Vater war geboren im Glarnerlande und erst (1375) Bürger zu Zürich geworden. Der Bürgermeister Stüssi zeichnete sich durch eine große, männliche Gestalt, hohe Körperkraft und manchfaltige Talente aus. Doch waren nicht Freiheitsmuth und Vaterlandsliebe, sondern Ehrgeiz und Herrschsucht die Beweggründe, welche ihn leiteten. Stüssi suchte zu glänzen, unbekümmert um die Gefahren, in welche er seine Heimath stürzte, und gleichgültig gegen die Freiheit seiner Vaterstadt und die Blüthe der gesammten Eidgenossenschaft. Ital Reding gründete alle seine Macht auf das Freiheitsgefühl seines Volkes und das Gedeihen der Eidgenossenschaft. Um die Schwyzer und die mit ihnen verbundenen Glarner zur Nachgiebigkeit zu zwingen, verhängte Zürich gegen diese beiden Cantone eine für dieselben höchst verderbliche Fruchtsperre (1437). Dadurch wurde die Stimmung wider Zürich noch gereizter, als sie schon war. Vergebens suchten die Eidgenossen die streitenden Theile zu friedlicher Verständigung zu bringen. Die Züricher, welche glaubten, die Schwyzer und Glarner durch Hunger oder durch ihre Waffen zur Nachgiebigkeit zwingen zu können, wollten entweder eine Entscheidung durch den deutschen König, oder durch die Gewalt. Beide Wege zum Frieden standen gleich sehr im Widerspruche mit den eidgenössischen Rechten und den eidgenössischen Interessen. Das Jahr 1438 wurde in nutzlosen Unterhandlungen hingebracht. Endlich brach der Krieg aus (1439). Die Züricher wurden geschlagen und 1440 im Frieden bestimmt: „Freier Kauf und Handel in und durch deren von Zürich Stadt und Land, ohne andere, als die alten Abgaben, ohne einige Ausnahme, als des fremden Weines, kann Zürich denen von Schwyz und Glaris und ihren Landleuten ewiglich nie versagen." Die Schwyzer und Glarner blieben im Besitze der Herrschaften Windeck und Uznach. Zürich unterlag in allen Hauptpunkten des Streites, mußte sich fügen, doch Bürgermeister Rudolph Stüssi und sein Anhang ruhten nicht.

Je mehr die Waldstädte durch die von den Zürichern verhängte Fruchtsperre gelitten, desto sorgsamer wurden sie, sich den Verkehr über den Gotthardtspaß zu sichern. Als daher zu Airolo in Livinen und zu Bellinzona einigen Urnern die vertragsmäßige Gerechtigkeit verweigert wurde, zogen die Urner (1439) über den Gotthardt, nahmen ganz Livinen als ein Unterpfand ihrer Forderungen in Besitz und eroberten Bellinzona. Im Frieden mit dem Herzoge Philippo von Mailand (1441) wurde den Urnern die Grafschaft Livinen pfandweise überlassen. So gewann Uri durch eigene Entschlossenheit einen Theil dessen wieder, was es früher durch die Schlechtigkeit einiger eidgenössischen Diplomaten verloren hatte.

*) Siehe oben § 21.

Mittlerweile war nicht blos der deutsche König Sigismund (1437), sondern auch dessen Nachfolger, der Habsburger Albrecht II. (1439) gestorben. Friedrich III., der Sohn des Herzogs Ernst und Enkel des bei Sempach gefallenen Leopold, gab sofort bei seinem Regierungsantritt zu erkennen, daß er die zur Zeit Sigismund's verlorenen Stammgüter seinem Hause wieder zuzuwenden gedenke. Diese Stimmung benützte Bürgermeister Stüssi für seine verderblichen und ehrgeizigen Pläne. Er ließ den deutschen König versichern, Zürich theile keineswegs die Gesinnungen der Schwyzer und der übrigen Eidgenossen und sei bereit, sich gegen diese mit Oesterreich zu verbinden. Um die Eidgenossen über den eigentlichen Zweck und die Bedeutung des Bundes, welchen Bürgermeister Stüssi mit Oesterreich abschloß, zu täuschen, wurden zwei Urkunden gefertigt, von welchen die eine unverfänglich war und erforderlichen Falles mitgetheilt werden konnte, die andere aber, welche den österreichisch-zürichschen Bund klar und deutlich ausgesprochen enthielt, geheim gehalten wurde. Während in der für die Oeffentlichkeit bestimmten Urkunde nur untergeordnete Punkte und namentlich die Gränzverhältnisse zwischen Zürich und Oesterreich bestimmt wurden, enthielt die andere die Grundzüge einer neuen Eidgenossenschaft, worin Zürich, unter der obersten Leitung Oesterreich's, den Vorsitz führen, die festesten Stützen des ewigen Schweizerbundes über Bord geworfen und an deren Stelle mehrere, von den Habsburgern abhängige Städte, Pfaffen und Adelige gesetzt werden sollten. Bald verbreitete sich durch die Eidgenossenschaft die Nachricht, daß die Züricher Gesandtschaft am königlichen Hofe mit besonderer Auszeichnung behandelt werde. Die Züricher Gesandten benahmen sich hochmüthig gegen diejenigen der übrigen Eidgenossen und da ihre Stadt, seit ihrer Streitigkeit mit Schwyz und Glaris, sich in allen Dingen höchst uneidgenössisch benommen hatte, wurde bald der Verdacht rege, es könnten zwischen ihr und dem Könige Verhandlungen gepflogen worden sein, welche mit dem ewigen Bunde nicht im Einklang stünden. Während die Züricher Gesandten sich in der Sonne königlicher Gunst wärmten, erhielten die Boten der übrigen Eidgenossen den Bescheid: „der König werde den Stand ihrer Sachen bestätigen, wenn sie sich gefallen lassen, durch einen Vorbehalt seiner Hausrechte zu erkennen, daß Oesterreich an Aargau dergleichen in der That habe." Die Höflinge Friedrich's III. gaben den Eidgenossen zu erkennen: „sie möchten bedenken, daß Kaiser Sigismund gestorben; einem Könige, der Fürst von Oesterreich sei, werden sie die Stammgüter seines Hauses nicht vorenthalten; ein guter, fester Bund würde durch seine Sicherheit sie für die Beherrschung des Aargau's leicht entschädigen; Andere haben sich dieses bereits gefallen lassen." Unter diesen Anderen konnten nur die Züricher gemeint sein. Als die Züricher wegen ihres mit Oesterreich abgeschlossenen Bundes von den übrigen Eidgenossen zur Rede gestellt wurden, erklärten sie, die Eidgenossenschaft sei darin vorbehalten und daher ungefährdet. Uebrigens lasen sie den Eidgenossen nur den unverfänglichen Inhalt des einen Vertrages vor, verweigerten ihnen eine Abschrift und verheimlichten die andere weit bedeutungsvollere Urkunde. König Friedrich kam selbst nach Zürich und wurde dort von dem mißleiteten Volke auf's glänzendste empfangen. Aller Orten waren Pfauenfedern, die Wahrzeichen Oesterreich's, aufgesteckt. Der Ruf: „Hier Oesterreich!" hallte durch die Straßen wieder. Den Schwyzern wurde öffentlich Hohn gesprochen. Die sieben übrigen Cantone vereinigten sich aber darüber, „weder Aargau, noch sonst irgend einen Theil ihrer Lande jemals abzutreten und alle Orte für jedes, jedes für Alle, zu stehen, in besondere Unterhandlungen aber sich nicht einzulassen." Bald darauf wurde Rapperschwyl von österreichischen Schützen besetzt. Die ganze Gemeinde der Züricher schwur dem ihr von dem Könige zugeschickten Hauptmann Thüring von Hallwyl den Eid der Treue. Sie legte die weißen Kreuze, die eidgenössischen Wahrzeichen, ab und steckte die rothen österreichischen

auf. Unter den österreichischen Hauptleuten zu Zürich und Rapperschwyl versammelten sich im Laufe des Winters zahlreiche Söldnerschaaren aus Elsaß und Schwaben, welche an allen Eidgenossen den frechsten Muthwillen übten. Die gegenseitige Erbitterung zwischen den Zürichern und den übrigen Eidgenossen nahm von Woche zu Woche zu. Alle Versuche, die Züricher von den Habsburgern zu trennen und zur Festhaltung an der Eidgenossenschaft zurückzuführen, blieben erfolglos. Endlich im Mai 1443 brachen die Feindseligkeiten los. In der Nacht vom 20. auf den 21. dieses Monats zerstörten die Schwyzer die Brücke, welche bei Rapperschwyl über den See ging. Am 23. Mai schifften sechshundert und achtzig Mann aus Rapperschwyl über den See, wurden aber von hundert Schwyzern, bei Freyenbach, zurückgeschlagen. Freitags den 24. Mai erstürmten die Schwyzer die Schanze, welche die Züricher auf dem Berge Hirzel inne hatten. Das Heer der Züricher stürzte in wilder Flucht auf die Stadt zurück. Die Berner, welche bis dahin geschwankt hatten, schlossen sich den Eidgenossen wider die Züricher an. Bremgarten, Regensberg und Grüningen wurden hintereinander den Zürichern abgenommen. Die Habsburger, in deren Mitte sich keine Helden, wie unter den Eidgenossen, fanden, suchten die Armagnaken *) für sich zu gewinnen. Mittlerweile zogen am 22. Juli die Schwyzer wieder aus gegen Zürich. Mühelos verjagten sie die Züricher vom Albis herab. Ganz Zürich zog aus über die Silbrücke dem Feinde in ungeordneten Haufen entgegen. Während die Reisigen mit den Vorposten der Eidgenossen kleine Gefechte lieferten, umgingen zweihundert auserlesene Jünglinge mit rothen Kreuzen auf der Brust den Feind und stiegen in der Gegend von Friesenberg in die Ebene herab, indeß das Hauptheer der Eidgenossen auf Wiedikon losrückte.

Jene zweihundert erhoben, als sie nahe am Heere der Züricher angelangt waren, plötzlich ein lautes Geschrei: „Fliehe Zürich, fliehe wer kann!" Zugleich machte das Hauptheer einen entschlossenen Angriff auf die Züricher, welche sofort in der furchtbarsten Verwirrung der Silbrücke zuflohen. Vergebens widersetzte sich der Bürgermeister Rudolph Stüssi dem Strome der Fliehenden. Niemand hörte auf seine Worte. Mitten auf der Brücke stehend, suchte er den Feind aufzuhalten und beleidigte bei dieser Gelegenheit einen Bürger von Zürich, Namens Zurkinden. Dieser rief dem Bürgermeister entgegen: „Bei Gottes Wunden! Du bist an allem Jammer schuld!" und rannte ihm den Spieß durch den Leib. So starb der Verräther Rudolph Stüssi von der Hand eines derjenigen Bürger, die er an Oesterreich verkauft hatte. Itel Reding konnte auf jeden seiner Schwyzer zählen, Stüssi hatte mehr durch Furcht, als Ueberzeugung die Züricher Bürgerschaft an den Abgrund geleitet, von dessen Tiefen nur das Schwert der Eidgenossen sie vertreiben konnte. Hätte Stüssi seinen Plan durchgeführt, so wäre Zürich zu einer elenden habsburgischen Landstadt herabgesunken. Die Eidgenossenschaft hätte sich aber gegen ihre zahlreichen Feinde schwerlich behaupten können. Doch Stüssi erhielt seinen Lohn. Der Stadtschreiber Michael Graf, einer seiner frechsten Helfershelfer, wurde von einem Manne aus dem benachbarten Küßnach erschlagen. Kaum hielten die Züricher die Eidgenossen ab, mit den Flüchtigen in die Stadt zu dringen. Die Vorstadt aber wurde geplündert, die Häuser zwischen der Sil und dem Stadtgraben und die benachbarten Dörfer verbrannt. Wohl hatten die Züricher diese Züchtigung verdient.

Eine merkwürdige Thatsache dieses Krieges ist, daß die Vierwaldstädter, die Zuger und die Glarner, welche jetzt so geduldig das Pfaffenjoch tragen, damals dem Pfaffenthume mit großer Entschiedenheit entgegentraten und sich über alle bei dem katholischen

*) Siehe oben § 14, S. 84.

Götzendienste üblichen Fetische lustig machten. Einer der Führer der Eidgenossen war aufgeklärt genug, unumwunden zu erklären: „O, daß Gott die, so die Kirchen erfunden, mit tausend fallenden Uebeln strafte!" Als sie zu Horgen in die Kirche fielen, nahmen sie alle Kostbarkeiten hinweg, durchstachen die Kreuze, verschütteten den Abendmahlwein und das Salböl, behielten für sich die Kapseln und zerschnitten die Monstranzen, indem sie glaubten, Geld sei darin versteckt. Den Marienbildern machten sie einen Vorwurf daraus, daß sie auch in den Kirchen der Züricher ständen, und mit den Worten: „Gott grüß' dich, Frau Metz, was thust du da?" setzten sie dieselben hinter die Thür. Auch die Geistlichen hatten ihren gerechten Spott zu fühlen. Wenn sie Messe lasen, standen junge Bursche hinter ihnen und sprachen: „jetzt betet der Pfaff, singt von Oesterreich und ruft an den Pfauenschwanz." Damals erkannten die freien Söhne der Alpen mit richtigem Blicke, daß die Pfaffen ihre schlimmsten Feinde und die treuesten Verbündeten der Habsburger seien.

Zürich hatte bitter zu leiden für die Verblendung seiner Bürger und den von seinem Führer an der Eidgenossenschaft verübtem Verrathe. Der erbärmliche Friedrich gewährte der bedrängten Stadt keine Hülfe. Sie verlor die Feste Greifensee und wurde im Sommer 1444 von neuem belagert. Endlich rückten die französischen Soldknechte, auf welche der deutsche Kaiser seine letzte Hoffnung gesetzt hatte, wider die Schweizer zu Felde. Mit diesem Kriegszuge verbanden sich mancherlei andere Hintergedanken. Das Concilium von Basel, welches dem herrschsüchtigen Eugen IV. viel zu schaffen machte, sollte bei dieser Gelegenheit aufgelöst und sein Gegenpabst Amadeus von Savoyen (Felix V.) bedrängt, mit einem Schlage zwei große Siege auf geistlichem und weltlichem Gebiete gewonnen werden. Doch diese verruchten Söldner hatten im eigenen Lande und in Deutschland so furchtbare Verwüstungen angerichtet, daß die Eidgenossen entschlossen waren, ihnen schon an ihrer äußersten Gränze einen warmen Empfang zu bereiten. Am 23. August (1444) erschienen sie unter den Mauern von Basel dreißigtausend Mann stark, befehligt von dem französischen Dauphin, dem nachmaligen Ludwig XI. Die Baseler suchten die Hülfe der Eidgenossen nach. Zwölfhundert Männer von Bern und Solothurn rückten von dem Lager zu Farnsburg, welche Stadt sie eingeschlossen hielten, dem Feinde entgegen und trieben am 26. August die Vorhut der Armagnaken, auf die sie bei Brattelen stießen, bis über die Birs zurück. Auf deren linkem, nördlichem Ufer lag das Hauptheer der Franzosen. Unbekümmert um die Uebermacht des Feindes, seine Feuerschlünde und seine durch den Besitz der Brücke von St. Jakob gesicherte Stellung, drängten die tapferen Eidgenossen vorwärts, über die seichte Birs hinweg, mitten durch die Haufen der Armagnaken, Basel zu, dem sie Hülfe bringen wollten. Die Baseler machten einen Ausfall, doch belebte sie nicht derselbe Heldenmuth, mit welchem die kleine Schaar der Berner und Solothurner vor ihren Thoren kämpfte. Sie wurden mit leichter Mühe zurückgeschlagen, während die Eidgenossen noch immer ihren Feinden Tod und Verderben bereiteten. Siebenhundert derselben verkauften ihr Leben theuer an die immer neu auf sie losrückenden Haufen der Franzosen. Eine zweite Abtheilung, fünfhundert Mann stark, warf sich in das Spital und in die Capelle von St. Jakob, deren Mauern ihnen einigen Schutz gewährten. Dreimal griffen die Söldner an, dreimal wurden sie mit furchtbaren Verlusten zurückgeschlagen. Zwei Ausfälle der Eidgenossen brachten Schrecken und Verwirrung in die feindlichen Reihen. Endlich wurden die Mauern des Spitals mit Kanonen niedergeschossen. Die Franzosen rückten gegen die ungedeckten Eidgenossen vor, doch diese hörten nicht auf zu kämpfen, bis die rauchenden Trümmer, in deren Mitte sie fochten, ihnen den Tod gaben. Nur zehn von den zwölfhundert Bernern und Solothurnern, welche den Kampf begonnen hatten, retteten sich

und diese durften ihr Antlitz nie wieder frei-erheben, weil sie das Schicksal ihrer Genossen nicht getheilt hatten. Ohne Vergleich größer war der Verlust der Franzosen gewesen. Viele Tausende derselben waren gefallen. Der Kampf hatte zehn Stunden gedauert. Nachdem die Eidgenossen ihre Köcher geleert hatten, zogen sie sich die Pfeile, die ihnen der Feind zugesandt hatte, aus ihren Wunden und schossen sie zurück. Selbst die Sterbenden bewährten noch ihren Muth. Als Burkhard Mönch, ein bitterer Gegner der Schweizer, welcher unter dem Dauphin wider sie diente, inmitten ihrer Leichname daher ging, rief er, gleich jener blutigen Agnes *) aus: „nun bade ich in Rosen!" Doch er empfing den Lohn für seine Rede besser, als Agnes den ihrigen für ihre Thaten. Arnold Schilk von Uri, welcher in der Nähe verwundet lag, ergriff einen schweren Stein und warf ihn dem Schwätzer mit solcher Kraft zu, daß dieser todt zur Erde niedersank.

Nach dieser ersten Probe gelüstete den Dauphin nicht, ein zweitesmal mit den Schweizern zusammenzutreffen. Er zog sich zurück, schloß Frieden mit Basel und den Eidgenossen und beeiferte sich auf's Aeußerste, deren Gunst zu gewinnen. Leider waren die Schweizer nur zu sehr geneigt, den glatten Worten der Franzosen Glauben zu leihen, und nur zu empfänglich für deren Geschenke.

Zürich hatte die letzte Aussicht verloren, sich von der Eidgenossenschaft losreißen zu können. Im folgenden Jahre (1445) wurden mehrere Abtheilungen österreichischer Truppen von den Eidgenossen geschlagen. Endlich (1446) kam der Frieden zu Stande. Zürich entsagte seinem Bunde mit Oesterreich und kehrte in die Eidgenossenschaft zurück, Pfäffikon und Wollrau blieben den Schweizern; außerdem wurden alle Eroberungen gegenseitig zurückgegeben. Die Grafschaft Toggenburg fiel dem Baron von Raron zu. Später (1468) erhielt sie der Abt von St. Gallen durch Kauf.

§ 31. Von dem Ende des Züricher Krieges bis zur Tagsatzung von Stanz (1446—1481).

Der Frieden mit Oesterreich war geschlossen; doch die Feindschaft mit dem Hause Habsburg, welches die Adelsherrschaft, wie die Schweiz die Volksherrschaft vertrat, rankte weiter. Wenn sich das Haupt von dem Schlachtfelde zurückzog, so blieb der zahlreiche Adel der Umgegend noch immer bereit, sein Müthchen an den Eidgenossen zu kühlen und glaubte, so oft es ihm einfiel, den Frieden brechen zu dürfen. Raubzüge und Streifereien dauerten fort. Rheinfelden wurde geplündert, Brugg bei Nacht überfallen, und die Einwohner der Stadt theils ermordet, theils um des Lösegeldes willen fortgeschleppt; Aarau ging theilweise in Flammen auf. Die Schweizer verbrannten den Raubrittern, unter welchen sich namentlich Johann von Falkenstein hervorthat, ihre Burgen, welche sie nicht wieder aufbauen konnten, während die Städte, die der Adel beschädigte, in ihrem Wachsthume nicht dauernd gehemmt wurden.

Das Haus Habsburg besaß in der Schweiz nur noch die Städte Rapperschwyl, Winterthur, Freiburg und die Landgrafschaft Thurgau. Freiburg kam 1452 an Savoyen, dem die Stadt 200,000 Gulden schuldete, und das die Habsburger nicht behaupten konnten. Sie gaben diese werthvolle Besitzung auf, nachdem ihr Statthalter Halwyl sich durch Lug und Trug in den Besitz des besten Theils des Tafelgeschirrs der Stadt gesetzt hatte. Rapperschwyl übergab sich freiwillig den drei Waldstädten und Glarus. Der Herzog Sigismund von Oesterreich, welcher, gleich seinem Vorfahr Friedrich, in den Bann fiel, konnte

*) Siehe oben §§ 3, 21 und 22.

es nicht hindern. Er verlor im Gegentheile auch den Thurgau, welcher mit Freuden die habsburgische mit der schweizerischen Herrschaft vertauschte (1460). Nach manchen Niederlagen, welche er litt, mußte der Herzog (1468) diese Landschaft förmlich an die Eidgenossen abtreten und überdieß zehntausend Gulden Kriegskosten zahlen. Seitdem wurde Thurgau von Amtleuten verwaltet, welche die acht Cantone von zwei zu zwei Jahren sandten und welche zu Frauenfeld ihren Sitz hatten. Winterthur endlich verpfändete Herzog Sigismund 1467 den Zürichern, denen es zehn Jahre später für immer abgetreten wurde.

Die Herrschaft der Habsburger in der Schweiz erreichte auf diese Weise ein vollständiges Ende. Je größer ihr Verlust, desto heftiger war auch ihr Groll wider die Schweizer. Unfähig, selbst diese mächtigen Nachbarn zu demüthigen, wandte sich Herzog Sigismund an den damals so mächtigen und berühmten Herzog Karl von Burgund, welchem seine Schmeichler den Beinamen des Kühnen ertheilten. Um diesen zu bestimmen, die Schweizer zu bekriegen, verpfändete er ihm mehrere Bezirke des Sundgau's, des Breisgau's und seinen Theil des Elsasses. Bald überwarf er sich aber mit dem Burgunder Herzog, welcher seit langer Zeit den Schweizern grollte und seinen Haß ihre Bundesstädte Basel, Straßburg und Mühlhausen bei mehreren Gelegenheiten bitter fühlen ließ. Mit Vergnügen begte Ludwig XI., welcher den burgundischen Herzog fürchtete, die zunehmende Feindschaft zwischen diesem und den Eidgenossen. Er schloß mit der Schweiz einen Bundesvertrag, worin er jedem der Cantone jährlich 2000 Franken und überdieß 20,000 Gulden für die Kriegskosten versprach. Auf einer Tagsatzung, welche im August (1474) zu Luzern gehalten wurde, erklärten die Eidgenossen dem burgundischen Herzoge den Krieg. Karl schloß eilig Frieden mit Ludwig XI. von Frankreich und Friedrich III. von Deutschland, rückte im Anfange des Jahres 1476 mit einem Heere von 60,000 Mann über den Jura, und begann den Krieg mit der Belagerung der Feste Grandson am Neuenburger See, in welche die Eidgenossen eine kleine Besatzung geworfen hatten. Vergeblich bestürmte er sie zehn Tage lang. Endlich, bewogen durch die Zusagen eines burgundischen Ritters, welcher den Belagerten freien Abzug versprach, ergaben sie sich. Doch der Herzog, mehr grausam als kühn, ließ sie alle, 450 an der Zahl, theils an Bäumen aufknüpfen, theils im See ertränken. Auf die Nachricht von dieser Gräuelthat eilten die Eidgenossen, welche 20,000 Mann stark bei Neuenburg lagen, gegen Grandson (3. März 1476). Karl zog ihnen aus seinem verschanzten Lager entgegen. Die Berner, Solothurner, Freiburger und Schwyzer waren dem übrigen Heere vorangeeilt. Als sie, ihrer Sitte gemäß, niederknieten, um von Gott Sieg zu erflehen, glaubten die Burgunder in ihrem Wahne, die Eidgenossen wollten sich ergeben. Doch bald schon wurden sie enttäuscht. Die Schweizer bildeten ein Viereck, an welchem alle Angriffe der feindlichen Reiterei abprallten. Als die Burgunder schon schwere Verluste erlitten hatten und im Kampfe müde geworden waren, erschienen auf den Höhen die Banner von Zürich und Schaffhausen und gaben die Hörner von Uri und Unterwalden das Zeichen zum Angriff. Der Herzog von Burgund, welcher geglaubt hatte, das Viereck, das er vergeblich angegriffen habe, bilde die ganze Streitmacht der Eidgenossen, verlor in diesem entscheidenden Augenblick alle Besonnenheit. Er befahl in solcher Hast den Rückzug, daß bald sein Heer in voller Flucht, „wie eine Vieh-Heerde" vor den Schweizern davon eilte. Erst in Montagny machte es Halt. Die Eidgenossen nahmen das feindliche Lager, in dem sie mehr als eine Million Gulden in kostbaren Metallen und Edelsteinen fanden. Die Burgunder waren zu eilig geflohen, als daß sie große Verluste an Menschen erlitten hätten. Schnell sammelte der Herzog Carl sein Heer von neuem, während die Eidgenossen, als sie keinen Feind mehr sahen, ihrer Sitte gemäß, nach Hause zurückkehrten.

Schon im Monate Mai rückten die Burgunder wieder in's Feld. Sie belagerten

Murten am Murtener See, welches besser vertheidigt wurde, als zwei Monate früher, Grandson. Während der Herzog Karl seine Kräfte vor dieser kleinen Feste nutzlos verschwendete, rückten die Eidgenossen 30,000 Mann stark zu Fuß und 4000 zu Pferde zum Entsatze herbei. Am 22. Juni, dem Jahrestage der Schlacht von Laupen, standen sie dem Feinde gegenüber. Der Herzog Karl stellte sein Heer in langen Reihen von den Hügeln herab bis an die Ufer des See's auf. Gegen Abend wurde er des Wartens müde. Im Wahne, die Schweizer wollten den Kampf nicht annehmen, ordnete er an, das Heer solle in das Lager zurückkehren. Diesen Augenblick wählten die Eidgenossen zum Angriff. Sie nahmen den sorglosen Burgundern einige Kanonen ab und beschossen sie mit denselben. Halwyl umging ihren rechten Flügel, während Bubenberg mit 600 Mann aus Murten einen Ausfall auf den linken machte. Bald wurde das Treffen allgemein. Nirgends vermochten die Burgunder Stand zu halten. Sie waren zu schlecht angeführt. Herzog Karl zeigte auch bei dieser Gelegenheit weder Umsicht vor, noch Kühnheit in der Schlacht. Er ritt in eiliger Flucht mit dreißig Reitern davon und hielt erst bei Morges am Genfer See stille. Sein Heer aber litt diesmal furchtbare Verluste. Der Kriegsruf der Schweizer war „Grandson!" In der Erinnerung an Karl's Gräuelthat warfen sie alles vor sich nieder. Mehr als 25,000 Burgunder fanden ihren Tod theils durch Feindes Hand, theils in den Fluthen des See's. Unermeßliche Beute machten die Sieger. Im Frieden fielen Murten, Grandson und einige andere Bezirke an die Städte Bern und Freiburg und im folgenden Jahre (1477) verzichtete Savoyen auf seine Herrschaft über letztere Stadt, welche dadurch ihre Freiheit gewann und im Bunde mit Bern blieb, bis sie in die Eidgenossenschaft aufgenommen wurde.

Der Herzog von Burgund, nicht gewitzigt durch die beiden furchtbaren Niederlagen, die er in kurzer Zeit erlitten hatte, begann von neuem Krieg mit dem Herzog Rene von Lothringen. Während er dessen Hauptstadt Nancy belagerte, sammelte Rene ein Heer, worin sich 8000 Schweizer befanden. Mit diesem schlug er den übermüthigen Burgunder am 5. Januar 1477 vor Nancy, und diesesmal entging der gefürchtete Herzog nicht dem Tode. Er vertiefte sich in einen Sumpf, wurde eingeholt und niedergemacht. So endete der stolze Feind der Schweizer, der ländersüchtige, ehrgeizige Herzog Karl von Burgund.

In den Kriegen, welche über die Erbschaft des Herzogs zwischen Maximilian von Oesterreich und Ludwig XI. von Frankreich ausbrachen, fochten die Schweizer auf beiden Seiten. Die kriegerische Tapferkeit hatte aufgehört, blos Mittel zu einem höhern, edlern Zwecke, zur Erhaltung und Befestigung der Freiheit zu sein, sie wurde der Habgier und der Ruhmsucht dienstbar und verlor dadurch ihren eigentlichen Werth. Ludwig XI. beförderte die Kriegslust und Beutegier der Schweizer durch Geschenke und Jahrgehalte, die er wohl zu vertheilen wußte, und durch Schmeicheleien, womit er sie überschüttete. Die unwiderstehliche Kraft der Schweiz wurde dadurch gebrochen. Wie ihre Söhne im Felde für fremde Mächte kämpften, so vertraten sie nur zu häufig zu Hause und im Frieden deren Interessen. Die Bürger gehörten nur noch theilweise dem Vaterlande an. Viele gingen diesem ganz, viele während ihrer besten Jugendzeit verloren. Das Geld, welches in allen übrigen Staaten längst der Hebel der Thätigkeit gewesen war, gewann auch in der Schweiz einen überwiegenden Einfluß. Um 200,000 Gulden, welche Ludwig der XI. der Eidgenossenschaft bezahlte, versprach diese ihm, der Freigrafschaft, welche ihr ein Bündniß angeboten hatte, keine Hülfe leisten zu wollen. Sie schloß sogar mit dem eroberungssüchtigen Könige einen Vertrag ab, demzufolge Bern und Solothurn ihm eine Hülfsmannschaft von sechstausend Mann stellten.

Auf der Tagsatzung, welche sich 1481 zu Stanz in Unterwalden versammelte, brachen

die sich widerstrebenden Leidenschaften der Eidgenossen in vollen Flammen aus. Die Städte, welche ländliche Gebiete besaßen, und dieselben zum Theil ihre Herrschaft schwer fühlen ließen, standen den ländlichen Cantonen feindlich gegenüber. Der Versuch, welchen die Entlibucher unter Amstalden gemacht hatten, das Joch von Luzern abzuwerfen, machte sämmtliche städtische Cantone doppelt eifersüchtig auf ihre vermeintlichen Rechte über ihre Unterthanen. Die ländlichen Cantone mit ihren volksherrschaftlichen Verfassungen fürchteten dagegen nicht mit Unrecht für ihre Freiheit, falls die aristokratischen Städte das Uebergewicht im Bunde gewännen. Je länger die Gesandten der verschiedenen Cantone ihre entgegengesetzten Bestrebungen besprachen, desto mehr erhitzten sich die Gemüther. Als der Streit am heftigsten geworden war, trat Nicolaus von der Flüe mitten unter sie und beruhigte durch Worte der Milde und Vaterlandsliebe die tobenden Leidenschaften. Einst war er ein tapferer Krieger gewesen. Bethört durch den finstern Geist der Zeit hatte er sein Weib und zehn Kinder verlassen und sich in die Wildniß, nahe bei dem Berge Flüe zurückgezogen. Von diesem Felsen erhielt er seinen Einsiedler-Namen, denn früher hatte er Löwenbrugger geheißen. Auf seinen Rath wurden die Städte Freiburg und Solothurn noch an demselben Tage (22. Dezember 1481) in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Die althergebrachten Grundsätze des Bundes, den Pfaffenbrief von 1370 und der Sempacher Brief von 1393 wurden von neuem bestätigt und in Betreff der Kriegsbeute und etwaiger Eroberungen die Bestimmung getroffen, daß alle beweglichen Güter nach der Kopfzahl der Männer welche mitgefochten, die unbeweglichen Güter aber unter die acht Cantone gleichheitlich getheilt werden sollten.

§ 32. Von der Stanzer Tagsatzung bis zum Ende dieses Zeitabschnittes (1481—1517).

Die Schweiz, lange Zeit in ihrer Selbstständigkeit bedroht, gehaßt und angefeindet von fast allen ihren Nachbarn, hatte sich im Laufe zweier Jahrhunderte durch innere Kraft und eine Reihe der glänzendsten Siege auf eine solche Höhe der Macht und des Ruhmes erhoben, daß die Könige und Fürsten derselben Länder, welche alles aufgeboten hatten, ihr den Untergang zu bereiten, jetzt um ihre Freundschaft buhlten. Gewöhnlich gaben die schweizerischen Hülfstruppen den Ausschlag bei den Schlachten der Fürsten. Karl VIII., welcher Ludwig XI. auf dem Throne von Frankreich folgte, erneuerte den Bund mit den Eidgenossen, welche ihm das Recht einräumten, für Hülfsgelder, die er zahlte, Truppen bei ihnen zu werben. Sie vermittelten den Frieden von Senlis, welchen Maximilian I. (1494) mit dem Könige Karl abschloß. Der Pabst, der Herzog von Mailand und der König von Ungarn bewarben sich eifrigst um ein Bündniß mit ihnen. Maximilian I. hatte bei mehr als einer Gelegenheit, namentlich in seinen Kriegen mit Frankreich empfunden, wie wichtig ihm die Freundschaft der Schweiz und wie verderblich ihre Feindschaft sein könne. Dessenungeachtet gab er sich, in maßloser Verblendung, dem Lieblingsplane seines Hauses hin. Was seinen Vorfahren nicht gelungen war, als die Schweiz nur drei oder vier Cantone zählte und nur wenige Hunderte Bewaffneter in's Feld stellte, gedachte er gegen die zehn Cantone der Eidgenossenschaft durchzuführen, deren Heere der Schrecken aller Fürsten geworden. Die Schweiz war seit den Zeiten Tell's thatsächlich selbständig gewesen. Wenn das deutsche Reich zuweilen auch noch später eine gewisse Herrschaft über sie ausgeübt hatte, so reichte diese doch nicht weiter, als der gute Wille der Eidgenossen es gestattete. Das deutsche Reich hatte diese bei jeder Gelegenheit so vollkommen im Stiche gelassen, daß sie genöthigt waren, für sich selbst Sorge zu tragen, um nicht ihrer theuersten

Rechte und Freiheiten beraubt zu werden. Eine Herrschaft, welche ihre Pflichten so beharrlich versäumt, wie das deutsche Reich dem Schweizer Bunde gegenüber gethan hatte, verscherzt dadurch allen Anspruch auf Gehorsam. Doch Maximilian beachtete alle diese Verhältnisse nicht. Er setzte sich über die Geschichte zweier Jahrhunderte hinweg und verlangte von der Schweiz, sie solle sich dem neu errichteten Reichskammergerichte gerade so, wie irgend eine andere Provinz Deutschlands, unterwerfen, sie solle zu den Kosten desselben beitragen und Türkenhülfe leisten. Auch muthete er ihr zu, dem schwäbischen Bunde beizutreten und gleich anderen Gegenden Schwabens die sie treffende Truppenzahl zu stellen. Als er an die Tagsatzung von Zürich (1496) diese Anforderungen richtete, lehnten sie die meisten Cantone ab, und als der Kaiser den eidgenössischen Gesandten zu Innsbruck erklärte: „ihr seid Aufrührer gegen das Reich und werdet mich endlich zwingen, euch mit dem Schwerte in der Hand einen persönlichen Besuch abzustatten," erwiderten diese spöttisch: „sie bäten, seine kaiserliche Majestät wolle sich eines solchen Besuches enthalten, denn die Schweizer seien von roher Art und hätten die, gekrönten Häuptern schuldige Achtung noch nicht gelernt." Maximilian ließ sich von seinem thörigten Vorhaben nicht abbringen. Im Anfange des Jahres 1499 begann er die Feindseligkeiten. Wo Maximilian's Truppen mit den Schweizern zusammentrafen, wurden sie geschlagen. Selbst hinter ihren Schanzen waren sie nicht sicher. Die Schweizer erstürmten das befestigte Lager der Deutschen bei Bregenz und später ihr Lager bei Frastenz an der Ill. Von Schwaderloch bei Constanz aus, woselbst die Schweizer ein befestigtes Lager bezogen, brandschatzten sie die ganze Umgegend und schlugen achttausend Schwaben, welche in den Thurgau eingedrungen waren. Die Graubündner, welche auch an dem Sturme des deutschen Lagers bei Bregenz Theil genommen hatten, eroberten ein anderes Lager bei Malscheraid, wobei die Oesterreicher fünftausend Mann verloren. Die entscheidende Schlacht wurde bei Dornach in der Nähe von Basel am 22. Juli geschlagen. Der kaiserliche Oberfeldherr, Graf von Fürstenberg, verlor darin mit dreitausend Mann sein Leben. Im Laufe von acht Monaten hatte Maximilian zwanzigtausend Menschenleben unnütz aufgeopfert. Endlich schloß er im September 1499 zu Basel Frieden, erkannte die Unabhängigkeit der Schweiz und deren Oberherrlichkeit über das Thurgau an und gab überhaupt in allen bestrittenen Punkten nach. Die vielen hundert Städte, Dörfer und Edelsitze, welche aber im Laufe dieses Krieges verwüstet worden waren, die vielen Menschen, welche ihr Leben verloren hatten, konnten dadurch nicht wieder hergestellt werden.

Der große Tummelplatz fürstlicher Leidenschaften war zu jener Zeit Italien. Nachdem die deutschen Kaiser aufgehört hatten, die Hauptrolle in der Geschichte dieses Landes zu spielen, suchten sich die Könige von Frankreich und Spanien, die Päbste und zahlreiche inländische Fürstenhäuser dort auszubreiten. Maximilian, welcher Blanka Sforza von Mailand in dritter Ehe geheirathet hatte, warf gleichfalls lüsterne Blicke auf das schöne Land im Süden der Alpen, und die Schweizer hatten seit langer Zeit gesucht, sich in Locarno, Lugano und Bellinzona festzusetzen. Neuerdings hatte Ludwig XII., bevor er noch den französischen Thron bestiegen hatte, den drei Waldstädten jene Besitzungen zugesichert, falls sie ihm bei der Einnahme Mailand's Beistand leisten wollten. Mit ihrer Hülfe hatte er die Stadt erobert, allein seinen Verbündeten später nicht Wort gehalten. Weit entfernt, ihnen Locarno und Lugano einzuräumen, verlangte er von ihnen die Herausgabe von Bellinzona, in dessen Besitz sie waren. Im Kriege, welcher darüber ausbrach, drangen die Schweizer bis zum Lago Maggiore vor, besetzten die streitigen Bezirke und Ludwig mußte sie ihnen im Frieden abtreten (10. April 1503). Das innige Verhältniß, welches so lange Zeit zwischen den Schweizern und den Königen von Frankreich

bestanden hatte, wurde durch diese Mißverhältnisse gelockert. Ludwig XII. zum Trotze sandten die Eidgenossen dessen Feinde, dem Pabste Julius II., ein Hülfsheer von sechstausend Mann, welches Mailand bedrohte (1511). Im folgenden Jahre verbanden sie sich sogar mit Maximilian gegen Ludwig XII., vertrieben die Franzosen aus Mailand und setzten den Herzog Maximilian Sforza wieder ein, welcher ihnen Locarno, Lugano und Valmaggia für immer abtrat, während die Graubündner, die im schweizerischen Heere mitgefochten hatten, die Bezirke Valtelin, Chiavenna und Bormio an sich brachten. In der Schlacht bei Novara (1513) thaten die Eidgenossen wieder Wunder der Tapferkeit und tödteten den Franzosen mehr als zehntausend Mann. Die gereizte Stimmung der Schweizer gegen den König von Frankreich wurde noch erbitterter in Folge der Treulosigkeit des französischen Befehlshabers von Dijon, La Trimouille, welcher ihnen die versprochenen Geißeln nicht redlich überlieferte und dessen Zusagen der König nicht erfüllte. Der Tod Ludwig's XII. (1515) änderte nichts in dem Wechselverhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz, da Franz I. in die Fußtapfen seines Vorgängers eintrat. Er verstand es übrigens, in die Reihen der Schweizer den Saamen der Zwietracht auszustreuen. An der Entscheidungsschlacht von Marignano (15. September 1515) nahm nur ein Theil ihres Heeres Theil, welcher sich nach furchtbarer Gegenwehr zurückziehen mußte. Im folgenden Jahre (1516) wurde endlich der s. g. „ewige Frieden" zu Freiburg abgeschlossen. Bellinzona, Locarno, Lugano und Valmaggia verblieben den Schweizern, Valtelin und Chiavenna den Graubündnern. Alle Streitigkeiten zwischen der Schweiz und Frankreich sollten hinfür vor Schiedsrichter gebracht werden, und jeder Canton, die Graubündner und Walliser, einen jährlichen Gehalt von zweitausend Franken beziehen.

Die große Kraft, welche die Schweizer in ihren kriegerischen Unternehmungen bekundeten, gründete sich theils auf ihre Tapferkeit und große Körperkraft, theils aber auch auf eine stets im Wachsthume begriffene Volkszahl.

Nachdem die Städte Solothurn und Freiburg die alten Cantone auf zehn vermehrt hatten, wurden (1501) Basel und Schaffhausen und (1513) das Land Appenzell in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Diese bestand seitdem aus dreizehn Cantonen *), alle wesentlich deutsch nach Abstammung, Sitten und Sprache. Nur in einigen zu Freiburg und Bern gehörigen Bezirken wurde romanisch oder französisch und in den südlich von den Alpen belegenen Gegenden italienisch gesprochen. Das Waadtland, in welchem französische Sitten und französische Sprache herrschten, wurde erst später dem Canton Bern einverleibt.

Schon damals umfaßte die Schweiz mit wenigen Ausnahmen das ganze Gebiet, welches jetzt dazu gehört, nur bildeten nicht alle Bezirke selbständige Cantone. Ein Theil der jetzigen Schweiz bestand in Unterthanen-Ländern, wie z. B. Aargau, Lugano, Locarno, Bellinzona und Valmaggia, ein anderer aus Bundesgenossen (Socii), wie z. B. der Abt von St. Gallen, die Städte St. Gallen und Biel, ein dritter endlich aus Verbündeten (Confoederati), wie Graubündten, Wallis, Genf und Neufchatel. Die rechtlicheu Verhältnisse und Beziehungen dieser Bezirke waren verschiedenartig; allein das gemeinsame Band gleichartiger Lebensansichten und Bedürfnisse hielt sie alle fest umschlossen. Dieses Band erwies sich stärker, als dasjenige der Gesetze, welches z. B. im benachbarten Deutschland die verschiedenen Länder und Städte nur sehr lose verknüpfte. Gleichartige Gedanken und Bestrebungen bilden aller Orten festere Bande, als gleichartige Gesetze und Staats-

*) Uri, Schwyz und Unterwalden (die drei Urcantone), Luzern (die vierte Waldstadt), Zürich, Glarus, Zug und Bern (die acht alten Cantone); Solothurn, Freiburg, Basel, Schaffhausen und Appenzell.

einrichtungen. Das mächtige deutsche Reich zerfiel mehr und mehr ungeachtet seiner gleichmäßigen Reichsgesetze, seiner Reichsgerichte, Reichstage und Könige, weil das Bestreben der einzelnen Landesherren mehr auf Vereinzelung und Selbständigkeit, als auf Einheit und Gemeinsamkeit gerichtet war, während die kleine Schweiz an innerer Kraft und äußerer Macht zunahm, weil deren bunt gemischte Glieder, Bundesgenossen, Verbündete und Unterthanen, von gleichem Geiste beseelt, einträchtig nach demselben Ziele strebten.

§ 33. Die Schweizer Bauern.

Als die drei Waldstädte sich mit einander verbanden zur Aufrechthaltung ihrer althergebrachten Rechte und Freiheiten, war der Bauernstand mit Abgaben und Lasten schon vollständig überbürdet. Aus Furcht, noch schwerer bedrückt zu werden, erkannten die Bauern der drei Urcantone willig alle Gewaltthaten und Betrügereien, mit deren Hülfe Adel und Geistlichkeit im Laufe eines halben Jahrtausends sie ausgebeutet hatten, als Rechte an. Dieser Vorgang war entscheidend für die ganze Entwickelung der Eidgenossenschaft. Denn entweder wurde er später von anderen Bauern, welche das Joch verhaßter Zwingherren brachen, nachgeahmt, oder wurde er, wenn sie weiter gehen wollten, wie z. B. die Appenzeller, ihnen von der Eidgenossenschaft als unumstößlicher Rechtssatz entgegengehalten. So lange die Eidgenossenschaft ausschließlich (1307—1332) oder doch in der Mehrzahl aus Bauern-Cantonen bestand, besaßen diese Einfluß genug, die bäuerlichen Interessen wahrzunehmen. Allein von Jahrzehent zu Jahrzehent gewannen die Städte überwiegenden Einfluß auf die Leitung der eidgenössischen Angelegenheiten und die Entwickelung des gesammten geistigen Lebens der Schweiz. Unter den dreizehn alten Cantonen waren sieben, in welchen die bürgerlichen Verhältnisse vorwalteten, (Luzern, Zürich, Bern, Solothurn, Freiburg, Basel und Schaffhausen) und nur sechs, welche vorzugsweise dem Bauernstande angehörten (Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Glaris und Appenzell). Diese Mischung war eine besonders günstige, wenn wir sie mit den Bestandtheilen aller übrigen Staaten der Welt vergleichen, in welchen der Bürger- und Bauernstand entweder gar keine politischen Rechte besaßen, oder doch weit geringere, als Königthum, Adel und Geistlichkeit. Obgleich das Verhältniß zwischen Bürger- und Bauernstand im Schooße der Eidgenossenschaft so günstig war, als es sich in damaligen Zeiten fast nur denken ließ, so wurde die Lage der Bauern dadurch gedrückter, daß Adel und Geistlichkeit ihr ganzes Gewicht in die Waagschale der Städte warfen, so oft bäuerliche und städtische Interessen einander feindlich entgegentraten. Denn den Bauern gegenüber waren die Städte der Schweiz größtentheils die Nachfolger adeliger und geistlicher Herren, welche sie durch Kauf, List und Gewalt aus ihrem Besitzstande verdrängt hatten. Die Städte hielten als Inhaber gutsherrlicher Rechte nicht minder genau auf pünktliche Leistung der verbrieften Abgaben und Lasten, als ihre Vorfahren: die Adeligen und die Pfaffen. Nur übten sie bei deren Einziehung gewöhnlich weder die Rohheiten der Ritter, noch die Spiegelfechtereien der Pfaffen aus. Doch suchten auch manche Rathsherren, Seckelmeister und andere städtische Beamte ihren Vortheil zum Schaden der Bauern. Besonders nahmen die Unordnungen und Rechtswidrigkeiten in der Erhebung der bäuerlichen Abgaben von der Zeit an überhand, da sich die Schweizer an auswärtige Regierungen für hohen Sold verkauften. Mit dem Gelde, welches dadurch in das Land kam, zog Habsucht und Schwelgerei ein, welche Laster früher nie so stark ihr Haupt erhoben hatten. An die Stelle der einfachen Tracht früherer Jahrhunderte, des Zottelkäppchens, Barrett's und kleinen Filzhuts traten breitkrämpige Hüte mit Straußfedern und mannichfaltigem anderem Schmucke. Die Röcke von Zwilch und

wohlfeilem Landtuch wurden verdrängt durch französische und lombardische Mäntel, Wämser von Seide, scharlachener Farbe und strotzend von silbernen Knöpfen. Die Frauen folgten natürlich dem Beispiele der Männer und putzten sich gleich den Italienerinnen und Französinnen. Von der Person ging der Luxus über auf die Wohnung und auf das gesellige Leben. Untreue, Unterschleife, Gewaltthaten und Betrügereien mußten die Mittel zu diesen Verschwendungen herbeischaffen. Der Druck des Volkes nahm zu und man hörte sagen, „es thue nicht gut, bis daß die Landleute auch einmal selbst drein stoßen." Denn sie hatten die alten Sitten, welche in den Städten untergegangen waren, beibehalten, und sie besaßen noch die frische Kraft ihrer Ahnen. In den Städten aber war es anders. Wer da ein Amt hatte, beutete es aus, so gut er konnte und dachte nur darauf, es so lange als möglich zu behaupten. Die Verwaltung des Staats- und Gemeinde-Vermögens wurde unredlich und die Gerichte käuflich. Mit Recht schrieb eine Chronik jener Zeit von den arbeitsamen, aber armen Leuten: „sie sind gleich den Feldgänsen, zu denen man des Jahres zweimal ein gutes Aussehen hat, nämlich am St. Johannis-Tag, wo man sie soll auf die Haut berupfen, und am St. Martins-Tag, wo man sie gar soll braten; dazwischen wagt man sie auf die Waide an die Füchse und an die Wölfe. Und die Tyrannei ist so gewaltig, daß auch die Propheten und Prediger zustimmen oder schweigen."

Das Landvolk in der Schweiz, obgleich geduldig wie aller Orten, hatte doch unter dem Drucke seinen Muth nicht verloren. Im Sommer 1513 brach es in den Cantonen Luzern, Solothurn und Bern endlich in offenen Aufstand aus. Während die Herren von Bern auf der Kirchweihe zu Künitz tanzten, rückten die Bauern des Cantons auf die Stadt los, brachen in die Häuser verhaßter Volksbedrücker ein, zertrümmerten Thüren, Fenster und Hausgeräthe und plünderten und verwüsteten, was sie vorfanden. Viele Bürger der Stadt waren insgeheim mit ihnen einverstanden. Als der Schultheiß von Wattenwyl das Banner der Stadt in der Kreutzgasse entfaltete und stürmen ließ, wagten es die Rathsherren nicht, den nur dreihundert Mann starken Bauernhaufen anzugreifen, aus Furcht vor den übrigen Bauern des Cantons, deren Rache sie nicht auf sich ziehen wollten. Durch freundliche Worte wurden die Bauern, nachdem sie sich gütlich gethan hatten, beredet, an demselben Abende die Stadt wieder zu verlassen. Damit erreichte der Aufstand jedoch nicht sein Ende. Im Gegentheile breitete er sich mehr und mehr aus. Das ganze Oberland kam in Bewegung, bevor die Gemeinden in der Umgegend von Bern vollkommen beruhigt worden waren. Die Berner Rathsherren versprachen, „daß jeder Beamte, der sich einer Verrätherei oder sonstigen Mißhandlung schuldig gemacht habe, nach Verdienst an Leib und Gut gestraft werden solle, und daß man die Beschwerden und Anliegen der Landleute mit guter Vernunft und ohne Verletzung der Unschuldigen mit der Ehrbarkeit von Stadt und Land bedenken und befriedigen wolle." Am 2. Juli kam ein schiedsrichterlicher Spruch zu Stande, demzufolge die Stadt Bern den Bauern förmlich versprach: „Allen zu verzeihen, so sich wider sie erhoben, die des Verraths und der Veruntreuung schuldigen Gefangenen zu richten und zu strafen, die während der Unruhe aufgegangenen Kosten und Zehrung auf sich zu nehmen und allem Unwillen und aller Rache gegen die Landschaft zu entsagen." Schon am folgenden Tage wurde ein großer Theil der bisherigen Rathsherren seiner Aemter und Ehren entsetzt und der peinlichen Untersuchung überwiesen; dagegen Männer, welche das Vertrauen der Stadt und des Landes besaßen, in den Rath und zu anderen Aemtern gewählt. Zwei Beamte wurden auf gerichtliches Urtheil, ein dritter, nachdem er bekannt hatte, in Folge eines von den Bauern gegebenen Urtheils — hingerichtet. Andere kamen mit Geldstrafen davon.

Alle Landgemeinden ließen sich ihre alten Rechte bestätigen und manche neue zusichern,

namentlich das Recht, ihre Obrigkeiten abzusetzen, wovon sie sofort Gebrauch machten indem sie mehrere ihnen von Bern gesandte Amtleute nach Hause schickten und je einen Landmann an deren Stelle setzten.

Einen ähnlichen Sieg erfochten die Bauern von Luzern mit Hülfe von Bernern und Solothurnern gegen ihre Herren. Nachdem sie sechstausend Mann stark vor die Stadt gezogen waren, kam am 8. Juli ein Vergleich zu Stande: die Herren von Luzern versprachen, sich zu bessern, den Landleuten ihre Beschwerden abzunehmen und keine Neuerung aufzulegen, auch in Hinsicht der Gelder ihnen zu willfahren, die Häupter des Aufstandes ungestört zu lassen, die sieben bezeichneten Rathsmitglieder gefänglich einzuziehen und vor ein unparteiisches Gericht zu stellen. Fünf Rathsherren wurden in den Thurm gelegt, der Schultheiß an Ehr' und Gut gestraft, nachdem er auf die Folter gebracht worden war, der Vogt zu Rußwyl hingerichtet.

Auch die Stadt Solothurn mußte den Beschwerden der Bauern abhelfen, als diese viertausend Mann stark am 3. August vor die Stadt zogen. Ein Theil des Rathes wurde zu peinlicher Untersuchung gezogen und nach harter Marter seiner Ehren und Aemter entsetzt. Das Landvolk erhielt die Bestätigung seiner alten und die Zusicherung mehrerer neuen Rechte.

Die Bauern der Schweiz, welche weniger schwer gedrückt waren, als diejenigen des Erzbisthums Würzburg, als die Käsebröder der Küsten der Nordsee, als die Bundschuher von Untergrünbach und Lehen, und als der arme Kontz vom Remsthale — setzten ihre Forderungen durch und bewirkten die Bestrafung ihrer Dränger um dieselbe Zeit, da ihre Brüder in Deutschland geviertheilt und gehängt, gerädert und geköpft wurden, weil die Regierungen, welche ihnen gegenüber standen, keine andere Macht besaßen, als welche ihnen das Volk ertheilte. Die schweizerischen Obrigkeiten konnten es nicht wagen, allem Rechte so frechen Hohn zu bieten, als die Kaiser, Fürsten und Städte Deutschlands, sie konnten nur so lange im Trüben fischen, als das Volk es geduldig litt, mußten sich aber vor dessen Majestät beugen, als es sich drohend erhob. Wir haben hier an einem praktischen Falle den Unterschied zwischen monarchischer und republikanischer Verfassung. Daß aber zwischen der beschränkten und der unbeschränkten Monarchie kein wesentlicher Unterschied besteht, erhellt daraus, daß in denjenigen Theilen Deutschlands, in welchen die Fürsten Landstände zur Seite hatten, sie eben so grausam wider die Bauern verfuhren, als da, wo sie durch solche in ihrer Macht nicht beschränkt wurden.

§ 34. Burgund.

Das burgundische Reich, mit der Hauptstadt Arles, dessen Gebiet sich von Tyrol bis jenseits der Rhonne erstreckte, das in Hoch- und Nieder-Burgund, d. h. in das Land zwischen Tyrol und dem Jura, und in die Gegend zwischen Jura und Rhonne zerfiel, verlor seine Selbständigkeit, als Kaiser Conrad II. (1032) dasselbe zum deutschen Reiche brachte.*) Doch ein anderes burgundisches Reich, weiter dem Norden zu belegen, mit der Hauptstadt Dijon, entwickelte sich im vierzehnten Jahrhundert und gewann im fünfzehnten, namentlich unter Philipp, dem s. g. Guten und Karl dem s. g. Kühnen, eine vorübergehende Bedeutung. Wir rechnen dieses Burgund zu den Nebenländern Deutschlands, weil, obgleich es in seiner Entstehung französisch war, es doch später durch Provinzen, welche zum deutschen

*) S. B. IV., § 34.

Reiche gehörten, mächtig und groß wurde und weil nach Herzog Karl's Tode der größere Theil desselben mit Deutschland vereinigt wurde.

Gleichzeitig mit dem arelatensisch-burgundischen Reiche bestand seit den Zeiten Richard's, des Bruders jenes Boso, welcher der erste König der Provence war, ein Herzogthum Burgund [Bourgogne]. Unter französischer Lehnherrlichkeit theilte dasselbe die Geschicke Frankreichs. Erst als im Jahre 1301 die älteren Herzoge von Burgund [Bourgogne] ausstarben, und der König Johann von Frankreich deren Besitzungen seinem jüngsten Sohne Philipp, dem s. g. Kühnen verlieh (1363), wurde dadurch der Grund zu einem neuen burgundischen Reiche gelegt, welches, unabhängig von Frankreich nach eigenen Gesetzen, von Philipp und dessen Nachkommen beherrscht wurde. Die Verwandtschaft, in welcher die neuen Herzoge von Burgund [Bourgogne] mit den Königen von Frankreich standen, übte allerdings einen mächtigen Einfluß auf die Geschicke des Landes, indem dieses dadurch unwillkürlich in die Kriege und inneren Wirren des Nachbarlandes im Westen verwickelt wurde. Allein die Herzoge von Burgnnd wurden bald so mächtig, daß sie ihre eigenen Bestrebungen, nicht selten im Kampfe mit den französischen Königen, verfolgten. In der Mitte zwischen Frankreich, Deutschland und der Schweiz stand Burgund in bedeutungsvollen Beziehungen mit allen diesen Ländern und verdient daher eine besondere Erwähnung.

Philipp, der Gründer der neuen Linie der Herzoge von Burgund, ehelichte (1369) die Wittwe des letzten Herzogs von der älteren Linie, Margarethe, und erwarb durch sie Flandern, Mecheln, Antwerpen und die Freigrafschaft (Franche-Comte). Durch diese Besitzungen welche sämmtlich zu Deutschland gehörten, wurde er Lehensmann dieses Reiches, welches übrigens damals schon so schwach war, daß es ihm seine Selbstherrlichkeit wenig, oder gar nicht schmälerte. Als Carl VI. durch seine Gemüthskrankheit regierungsunfähig wurde, begann der Streit zwischen den Häusern Burgund und Orleans um den vorherrschenden Einfluß in Frankreich. Philipp war ein Verschwender der schlimmsten Art. Ungeachtet des großen Reichthums seiner Länder, von welchen er sich einen guten Theil zu verschaffen wußte, starb er zahlungsunfähig. Seine Gattin mußte, um ihr Vermögen zu retten, die Gütergemeinschaft aufkündigen und zu diesem Behufe nach dem geltenden Rechte, Gürtel, Schlüssel und Beutel auf den Sarg des Herzogs legen.

Nach Philipps Tode (1404) folgte ihm sein Sohn Johann mit dem Beinamen der Unerschrockene, im Herzogthum Burgund und dessen Nebenländern nach, der Herzog von Orleans wurde Reichsverweser in Frankreich. Die Feindschaft zwischen beiden Häusern dauerte fort. Frankreich und die burgundischen Länder hatten in deren Folge viel zu leiden. Zwar versöhnten sich Orleans und Burgund (1405) unter den Mauern von Montfaucon, wo sie mit ihren Heeren zum Kampfe gerüstet zusammentrafen. Sie umarmten sich und brachten eine Nacht in demselben Bette zu, allein diese Aeußerlichkeiten besänftigten nicht die Gemüther der stolzen Fürsten. Zwei Jahre später ließ der Herzog Johann von Burgund seinen Gegner in der Straße des Tempels zu Paris durch Meuchelmörder tödten, und fachte dadurch das unter der Asche glimmende Feuer der Zwietracht zu neuen Flammen an. Er wurde in seiner Münze bezahlt, als er 1419 auf der Brücke zu Montereau, wie sein Vater früher zu Montfaucon, eine Versöhnungsscene aufführen wollte. Die Begleiter des Dauphin's stießen ihn, während der ersten Bewillkommnungsworte nieder. Diese Mordthat brachte Frankreich an den Rand des Verderbens. Johann's Sohn, Philipp, mit dem Beinamen der Gütige, verband sich aus Rache gegen den Dauphin mit dessen Mutter Isabella und den Engländern. Durch den Heldenmuth und die begeisterte Vaterlandslandsliebe des Bauernmädchens Johanne Arc*) aus dem Dorfe Dom-Remy wurde Frank-

*) Siehe unten § 54.

reich zwar gerettet. Allein die Wunden, welche der langjährige Krieg dem Lande schlug, vernarbten erst spät. Im Frieden zu Arras (1435) mußte Karl VII. wegen Johann's Ermordung förmliche Abbitte thun und bedeutende Bezirke Frankreichs: Macon, St. Gengoul, Auxerre, Bar an der Seine, Peronne, Mondidier, Roye, St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville, Ponthieu, Dourlens, St. Riquier, Crevecoeur, Arleux, Mortagne und die Grafschaft Boulogne an Philipp abtreten.—Während seiner langjährigen Regierung hob sich der Reichthum und die Macht des burgundischen Reiches um so mehr, je weniger Herzog Philipp in der Wahl der Mittel zu seinen Zwecken bedenklich war. Er kaufte die Grafschaft Namur von dem kinderlosen Johann III. Luxemburg erwarb er von Elisabeth, Kaiser Wenzel's Nichte (1441). Brabant und Limburg erbte er beim Aussterben des Fürstenhauses dieser Länder. Holland und Seeland, Friesland und Hennegau nahm er der Jacobine, Urenkelin jener Margaretha ab, welche diese Provinzen dem Kaiser Ludwig IV. zugebracht hatte. Die Niederlande blühten durch Handel und Gewerbfleiß, die französischen Provinzen des burgundischen Reiches durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens. Philipp war einer der reichsten Fürsten seiner Zeit. Seine Hofhaltung war glänzend. Sie galt für die prachtvollste des Mittelalters. Es fehlte ihm daher nicht an Schmeichlern, welche ihn den Guten nannten, während er in der That nur seinen Günstlingen Gutes erwies. Philipp war habgierig, herrschsüchtig und grausam, wo er auf Widerstand stieß. Die Stadt Dinand, mit der er unzufrieden war, ließ er durch seinen Sohn K rl verbrennen und deren Einwohner abschlachten. Er selbst sah dem Schauspiele von einer Sänfte aus zu, in welcher er an den Ort seiner Rache gebracht wurde. Er war ein Pfaffenknecht und Wollüstling, gründete Kirchen, und zeugte nicht weniger als fünfzehn uneheliche Kinder. Bei Gelegenheit der Feier seiner dritten Heirath mit Isabella von Portugal, errichtete er 1430 zu Brügge den Orden des goldenen Vließes, welchen bis zum heutigen Tage seine vorgeblichen Nachfolger: der Kaiser von Oesterreich und der König von Spanien verleihen, ohne freilich selbst jemals einen Argonautenzug gewagt zu haben. Dieser Orden ist, gleich den meisten übrigen weltlichen Ritterorden, zu einer leeren Gunstbezeugung herabgesunken. Doch steht er bei Fürstenknechten in hohem Ansehen. Das goldene Vließ gilt nicht blos zu Madrid und zu Wien, sondern fast aller Orten für das schätzbarste Aushängeschild königlicher Gnade.

Karl, Philipp's jüngster Sohn, welcher vor seiner Thronbesteigung den Namen Graf von Charolais führte, überlebte seine beiden älteren Brüder. Er war am 10. November 1435 zu Dijon geboren, und that sich frühzeitig durch seine heftige Gemüthsart hervor. Abwechselnd lebte er mit seinem Vater und seinem Lehnsherrn, Ludwig XI. in Streit. In der Schlacht von Montlheri, welche er gegen diesen König schlug, durchbrach er zwar einen Flügel des feindlichen Heeres; da er aber mehr Haudegen als Feldherr war, verfolgte er die Fliehenden so unbesonnen, daß er mit Mühe den ihn umringenden französischen Reitern entkam. Seine Rettung verdankte er größtentheils seiner persönlichen Tapferkeit, und hielt sich daher von dieser Zeit an für einen großen Krieger, seine Schmeichler nannten ihn Karl den Kühnen. In der That besaß er aber durchaus keine Feldherrngaben, und die Tapferkeit, die er bei Montlheri bewies, war mehr die Folge seiner verzweifelten Lage, in die er sich gestürzt hatte, als seiner natürlichen Gemüthsbeschaffenheit. Er folgte seinem Vater (1467) in der Regierung nach, und begann sogleich Krieg mit den Lüttichern, die er besiegte und mit äußerster Grausamkeit behandelte. Den Gentern, denen er die ihnen von seinem Vater im Anfange seiner Regierung entrissenen städtischen Rechte hatte zurückgeben müssen, nahm er dieselben wieder, ließ den Vorkämpfer der Freiheit dieser Stadt hinrichten und belegte die Bürgerschaft mit einer Geldstrafe. Von Ludwig XI. erpreßte er 120,000

Goldthaler, welche dieser König zahlte, um von ihm nicht mit Krieg überzogen zu werden. Später nahm Karl ihn sogar bei einer friedlichen Zusammenkunft, die er mit demselben zu Peronne hielt, gefangen und zwang ihn, Lüttich, das Ludwig gegen den Herzog aufgehetzt hatte, an seiner Seite zu bekriegen. Die unglückliche Stadt mußte den Versuch, das verhaßte Joch des Tyrannen abzuwerfen, schwer büßen, indem Karl sie mit Sturm einnahm und der zügellosen Soldateska preisgab. Gegen Ende des Jahres 1470 griff er wiederum zu den Waffen gegen Ludwig XI., mußte um Waffenstillstand bitten, erneuerte aber kurz darauf den Krieg, jedoch ohne bedeutende Erfolge zu erringen. Dagegen breitete er sich mehr und mehr in den Niederlanden aus, erwarb (1473) Zütphen und Geldern und befestigte seine Herrschaft im Innern durch Strenge. Nachdem Karl eine Zeit lang den Lieblingsgedanken gehegt hatte, den König von Frankreich zu demüthigen, suchte er für seine Länder, welche außer dem Herzogthume Burgund [Bourgogne] und seinen übrigen französischen Besitzungen die siebzehn Provinzen der Niederlande mit wenigen Ausnahmen umfaßten, den Namen des gallisch-belgischen Königreichs zu erwerben. Er pflog desfalls Verhandlungen mit dem deutschen Kaiser. Friedrich III., welcher hoffte, für seinen Sohn Maximilian die Hand der burgundischen Erbtochter Maria zu gewinnen, ging mit Vergnügen auf den Plan Karl's ein. Er war bereit, für diesen Fall dem ehrgeizigen Herzoge den Königstitel und das Reichsvicariat über die westrheinischen Länder zu verleihen. Als Karl jedoch zu der Zusammenkunft, die er mit Friedrich abhalten wollte (1474), ein ansehnliches Kriegsheer brachte, fürchtete der deutsche Kaiser, Karl möchte ihm ein ähnliches Schicksal bereiten, als seinem französischen Lehnsherrn zu Peronne, und floh eiligst von dannen. Auf diese Weise kam die einzige friedliche Eroberung, welche Karl beabsichtigte, nicht zu Stande. Um so eifriger verfolgte er seine kriegerischen Entwürfe. Den König von Frankreich konnte er nicht absetzen, wie er wünschte, da er in dem Kriege, an dem er zu Gunsten des Erzbischoffs Ruprecht und gegen den kaiserlichen Bewerber Hermann von Köln Theil nahm, zu lange aufgehalten wurde, und er später durch Ludwig's XI. Künste zuerst mit dem Herzoge von Lothringen und dann mit den Schweizern in langwierige Kämpfe verwickelt wurde.

Im Jahre 1475 gelang es ihm noch, die Hauptstadt Lothringens, Nancy, zu erobern. Allein mit dieser Waffenthat ging sein Glück zu Ende. Seine Kriege mit den Schweizern haben wir schon oben (§. 31 S. 214) erzählt. Nach der Schlacht von Murten, in welcher der Herzog Renatus von Lothringen auf der Seite der Schweizer mitgefochten hatte, führte dieser Todfeind Karl's ein größtentheils aus Schweizern bestehendes Heer in sein Land, und eroberte mit dessen Hülfe am 6. October Nancy. Der Herzog von Campobasso, welcher im Namen Karl's die Hauptstadt Lothringens belagerte, zog absichtlich die Kriegführung in die Länge und ging, als der Herzog Renatus mit einem Heere von 20,000 Mann zum Entsatze Nancy's herbeikam, mit seinen Truppen zum Feinde über. Karl's Heer zählte nach diesem Abfalle nur noch 4000 Mann. Statt sich mit diesem kleinen Häufchen zurückzuziehen und sich zu verstärken, wagte er im Widerspruche mit seinem Kriegsrathe, eine Schlacht, in welcher er sein Heer und sein Leben verlor (am 5. oder 6. Januar 1477). Die Flügel seines kleinen Häufchens wurden rasch geworfen. Das Mitteltreffen, welches Karl selbst führte, hielt nicht lange Stand wider eine Mehrzahl von Schweizern, welche seine Uebermacht bei Grandson und bei Murten geschlagen hatten. Auf der Flucht fiel Karl mit seinem Pferde in einen mit Wasser gefüllten Graben, in welchem liegend er durch einen Lanzenstich getödtet wurde. Mit dem Kopfe im Eise steckend, wurde seine mit Blut und Koth bedeckte Leiche zwei Tage nach der Schlacht gefunden. Sie war so sehr entstellt, daß man sie nur noch an der Länge des Bartes und der Nägel, die Karl seit der

Niederlage bei Murten nicht mehr geschnitten hatte, so wie an der Narbe eines Säbelhiebes erkannte, die er in der Schlacht von Montlheri empfangen hatte.

Mit Carl ging das burgundische Reich unter, indem die Länder, welche dazu gehörten, sich die Gesetze des Lehnwesens und der erblichen Monarchie gefallen lassen mußten. Nach dem Lehnrechte riß Ludwig XI. von Frankreich die Provinzen, die er für französisch erklärte (das Herzogthum Burgund (Bourgogne), die Freigrafschaft, die Picardie, Boulogne und Artois) an sich. Die deutschen Länder fielen auf Carl's Tochter Maria und durch sie auf deren Gemahl Maximilian von Oesterreich, dem sie, (1477) dem Wunsche der Stände gemäß, ihre Hand reichte. Die Kriege, welche Frankreich und Oesterreich über die burgundische Erbschaft mit einander führten, und die Friedensschlüsse, welche ihnen ein vorübergehendes Ende bereiteten, haben wir schon oben *) in der Geschichte Deutschlands mitgetheilt, auch werden wir weiter unten bei derjenigen Frankreichs darauf zurück kommen.

Die niederländischen Provinzen des burgundischen Reiches, welche seit unvordenklichen Zeiten einen gewissen Grad von Freiheit sich bewahrt, und daher mit Widerwillen das Joch der stolzen Burgunder getragen hatten, benutzten mit Klugheit und Kraft die bedrängte Lage, in welcher sich Maximilian befand, um die Rechte wieder zu gewinnen und zu befestigen, welche die burgundischen Herzoge ihnen theils entrissen, theils doch geschmälert hatten. Da Maria schon nach drei Jahren (1480) starb, wurden die Bande, welche die niederländischen Provinzen an Maximilian knüpften, gelockert. Sie hatte ihrem Gatten drei Kinder geboren: Philipp, Margarethe und Franz, von denen der letztere schon bald starb. Allein nicht alle niederländischen Provinzen wollten den Habsburger als Vormund seines minderjährigen Sohnes Philipp anerkennen. Sie wußten zu wohl, wie gefährlich es sei, ein Mitglied jener habgierigen und herrschsüchtigen Familie zu ihrem Beherrscher zu haben. Ihnen gelüstete nicht, durch Vögte wie Geßler und Landenberg zu einer blutigen Revolution getrieben, oder durch furchtbare Gewaltthaten, wie Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain unterjocht zu werden. Sie sträubten sich bei Zeiten gegen die habsburgische Herrschaft, konnten ihr aber doch nicht entgehen und mußten gleich den Schweizern später blutige Kriege führen, sie abzuschütteln. Zwei Jahre nachdem Maximilian zum römischen Könige erwählt worden war (1488), hielten ihn die Bürger von Brügge, weil er sich Eingriffe in deren städtische Rechte erlaubte, über drei Monate lang gefangen. Am Ende kam er aber doch wieder frei und befestigte mit Hülfe seiner Hausmacht und der kaiserlichen Gewalt seine Herrschaft über die Niederlande. Diese bildeten seit 1512 den s. g. burgundischen Kreis des deutschen Reiches mit Ausnahme von Ostfriesland, welches unter eigenen Fürsten beim westphälischen Kreise blieb.

§ 35. Böhmen.

Das schöne Land, welches von der Elbe und Moldau durchströmt, ein verschobenes Viereck von nahezu 1000 (956½) geographischen Quadratmeilen bildet, dessen drei Seiten durch das Riesengebirge, das Erzgebirge und den Böhmerwald umschlossen sind, während die vierte an Mähren und Oesterreich gränzt, — Böhmen — wird zwar seit Jahrhunderten zu Deutschland gerechnet, allein die Mehrzahl seiner Bewohner ist czechischen (slavischen) Ursprungs und hat sich bis auf den heutigen Tag seine Nationalität bewahrt. Im Anfange dieses Zeitabschnittes herrschte daselbst Wenzeslav II. (1248—1305) vom Hause Przemysl, welcher die Verluste, die sein Vater erlitten hatte, dadurch einigermaßen

*) Siehe §§ 4 und 15.

ausglich, daß er zu seinem Hauptlande Böhmen die Krone von Polen erwarb (1300) und von einem Theile des ungarischen Volkes auch an die Spitze dieses Nachbarlandes berufen wurde. Er starb (1305), bevor er sich auf dem ungarischen Throne festsetzen konnte. Mit seinem Sohne Wenzel III. erlosch (1306) der alte böhmische Königsstamm der Przemysl. Albrecht I., welcher dazumal das Scepter in Deutschland führte, gedachte, nachdem sein Vater alle böhmischen Nebenländer an sich gerissen, auch das Hauptland an seine Familie zu bringen. Sein Sohn Rudolph verlor aber das Leben im Kampfe mit den Böhmen, denen das Haus Habsburg mit Recht verhaßt war und als später Heinrich VII. von Luxemburg deutscher Kaiser wurde, beriefen die böhmischen Stände dessen Sohn Johann auf ihren Königsthron (1301), der sich gegen seinen Mitbewerber Heinrich von Kärnthen behauptete. Das abenteuerliche Leben dieses ränkesüchtigen Fürsten haben wir schon in der Geschichte Deutschlands *) geschildert.

Er vereinigte nach dem Tode des Herzogs Heinrich VI. Breslau und Glogau mit Böhmen und zwang die kleinen Fürsten Schlesiens seine Lehnherrlichkeit anzuerkennen. Nur der Herzog von Schweidnitz und Jauer bewahrte sich noch seine Unabhängigkeit. Nach einer unruhigen und durch ein rastloses Streben nach Ruhm, Einfluß und Macht bezeichneten Regierung erblindete er, nahm an der Schlacht von Cressy auf Seiten seines Freundes, des Königs der Franzosen, Theil und verlor darin sein Leben (1346).

Johann's Sohn, in Deutschland der vierte seines Namens, in Böhmen Karl I., erwarb sich, obgleich für Deutschland ein sehr armseliger König, um Böhmen manchfaltige Verdienste. Er beförderte die Landwirthschaft, führte den Weinbau in Böhmen ein, hob die Gewerbe, den Handel und den Bergbau, verbesserte die Rechtspflege und regte wissenschaftliche Bestrebungen dadurch an, daß er im Jahre 1347 eine Hochschule, nach dem Muster der italienischen Universitäten, zu Prag gründete. Den größten Theil seiner Zeit und seiner Kraft widmete Karl der Vergrößerung seines Reiches. Durch seine Vermählung mit Anna, der Nichte und Erbin von Bolk, dem letzten Herzoge von Schweidnitz und Jauer, erwarb er diese beiden allein noch unabhängigen Fürstenthümer Schlesiens.

Durch eine Reihe der verächtlichsten Ränke und Schleichwege brachte dieser König zuerst den ihm noch fehlenden Theil der Lausitz und später die ganze Mark Brandenburg an sein Haus **), welches dadurch das mächtigste in Deutschland und eines der angesehensten in ganz Europa wurde. Ihm folgte (1378) sein Sohn Wenzel, in Deutschland der erste, in Böhmen der vierte dieses Namens †). Mit Karl's Tode begann schon die Zerstückelung der von ihm gegründeten Hausmacht, indem diese nicht ganz auf Wenzel überging, vielmehr theilweise an dessen Brüder und Vettern, welche sich gegenseitig heimlich anfeindeten und offen bekriegten, fiel. Den Glanzpunkt der böhmischen Geschichte bildet unstreitig die von Johannes Huß, Hieronymus von Prag und zahlreichen anderen strebenden Geistern angeregte kirchliche Verbesserung und der sechszehnjährige Krieg (1419—1434), welcher unter der Führung des Niclas von Hussinecz, Johannes von Trocnow Ziska's, der beiden Procope und anderer Helden alle benachbarten Reiche mit Schrecken erfüllte und zahlreichen feindlichen Heeren die furchtbarsten Niederlagen bereitete ††). Als die Hussiten unter sich uneins und Sigismund als König anerkannt ward (1435), erlosch der kurze Lichtglanz Böhmen's, bald darauf (1437) mit Sigismund auch das luxemburgische Königs-

*) §§ 5 und 6.
**) Siehe oben § 7.
†) Siehe oben § 8.
††) Siehe oben § 1.

haus. Albrecht II. von Habsburg und der polnische Prinz Casimir stritten sich um die böhmische Krone. Nach Albrecht's Tode (1439) erkannten die Böhmen dessen nachgebornen Sohn Ladislaw I. als König an. Während seiner Minderjährigkeit führten zwei Reichsstatthalter in seinem Namen die Regierung. Nach Ladislaw's Tode (1457) wurde der bisherige Reichsstatthalter Georg Podiebrad, ein kluger und kräftiger Mann, zum Könige erwählt. Er trotzte den päbstlichen Bannstrahlen und behauptete sich gegen die katholische Partei, welche ihn auf's bitterste haßte und gegen seinen treulosen Schwiegersohn, den König Mathias von Ungarn, der ihm die böhmische Krone rauben wollte, bis zu seinem Tode (1471) in seiner gebietenden Stellung. Seinem Rathe zufolge wählten die Böhmen den polnischen Prinzen Wladislaw II. zu ihrem Könige. Gedrängt von dem Ungarnkönige Mathias, trat derselbe Mähren, Schlesien und Lausitz an diesen Fürsten ab (1479). Nach dessen Tode wurde er aber selbst (1490) zum Könige von Ungarn erwählt. Er verlegte den Sitz der Regierung nach Ofen. Böhmen, welches sich dieses ruhig gefallen ließ, wurde dadurch zu einem Nebenlande herabgedrückt, was es seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag verblieb.

Wladislaw's II. Sohn und Nachfolger, Ludwig II. (1516—1526), beherrschte Böhmen gleichfalls von Ungarn aus. Das einst so gewaltige Land der Hussiten blieb mit Ungarn vereinigt, bis es (1526) zugleich mit diesem Reiche an das Haus Habsburg kam, unter dessen Joche das schöne Land seither schmachtet.

§ 36. Ungarn.

Andreas III. mit dem Beinamen „der Venetianer" kümmerte sich weder um den Pabst Nicolaus IV., welcher Ungarn als ein der römischen Kirche und dem päbstlichen Stuhle angehöriges Reich in Anspruch nahm, noch um Rudolph von Habsburg, der es als heimgefallenes Lehen betrachtete und es seinem Sohne Albrecht verlieh. Rudolph hatte in seinen neuerworbenen Landen, die sich das habsburgische Joch nicht willig gefallen lassen wollten, so viel zu thun, daß er seine ungarischen Pläne gerne aufgab, als ihm Andreas versprach, dem im Aufstande begriffenen österreichischen Adel keine Unterstützung zu leisten. Der Pabst sandte seinen Lehensmann, den neapolitanischen Prinzen, Karl Martell, den Sohn Maria's, der Tochter Stephan's V. *), nach Ungarn, König Andreas schlug ihn aber bei Zagrab (1292) und trieb ihn aus dem Lande.

Andreas III. war mit Fenena, der Tochter des Herzogs von Kujavien, vermählt gewesen, welche ihm eine Tochter geboren hatte. In zweiter Ehe heirathete er die Tochter Albrecht's von Oesterreich, jene blutige Agnes, die wir bereits näher kennen gelernt haben **). Sie beförderte mit angestrengter Kraft das Pfaffenthum in Ungarn. Dieses hielt den Pabst Bonifacius VIII. nicht ab, den Sohn Karl Martell's, Karl Albert, dem Könige Andreas III. entgegenzustellen. Die Stimmung in Dalmatien, Croatien und Slavonien war dem päbstlichen Günstlinge geneigt. Als Andreas dieses wahrnahm, starb er vor Gram am 14. Januar 1301. Mit ihm erlosch der Mannesstamm des Hauses Arpad. Die Familie Anjou-Neapel, welche durch Marie, Stephan's V. Tochter, mit ihm zusammenhing, gelangte mit Hülfe der Päbste auf den ungarischen Thron. Karl Robert hatte übrigens anfangs mit Wenzel III. von Böhmen (1301—1304) und dann mit Otto von Baiern (1304—1307) zu kämpfen. Dieser Fürst, welcher den Päbsten die

*) Siehe Buch V., § 74.
**) Siehe oben §§ 3, 4, 20 und 21.

ungarische Krone verdankte, mußte zu deren Gunsten auf mehrere seiner wichtigsten Rechte namentlich das königliche Patronatrecht verzichten. Er hatte mit wiederholten Erhebungen der Großen des Reiches zu kämpfen, führte Kriege mit den Serviern und Venetianern, mit Wallachen und Russen und bewirkte, daß er von den polnischen Reichsständen zum Nachfolger König Casimir's I. ernannt wurde. Bevor er jedoch den polnischen Thron besteigen konnte, starb Karl Robert (am 16. Juli 1342).

Sein ältester Sohn und Nachfolger in Ungarn, Ludwig I., welcher der „Große" genannt wurde, herrschte vierzig Jahre lang (1342—1381) mit seltenem Glücke über Ungarn. Er unterwarf sich Rothreußen, die Moldau, Wallachei, Bulgarien, einen Theil Servien's, Bosnien und Dalmatien. Um seinen jüngern Bruder Andreas, der die Königin Johanne von Neapel ehelichte und auf deren Anstiften ermordet wurde, zu rächen, verwickelte sich der König in einen Krieg wider Neapel, welcher dem Lande große Kosten bereitete und damit endete, daß sich Ludwig durch eine Gerichtskomödie bestimmen ließ, allen seinen Ansprüchen auf Neapel zu entsagen, nachdem er zweimal die feindliche Hauptstadt eingenommen und einen vierjährigen Krieg mit der Königin Johanne geführt hatte (1351). Der sogenannte „große" Ludwig erwies sich in seinen Beziehungen zu der Mörderin seines Bruders sehr klein. Entweder mußte er keinen Krieg mit Johanne beginnen, oder aber ihn mit Nachdruck zu Ende führen. Dadurch, daß Ludwig I. dem Pabste die Entscheidung seiner Streitsache überließ, gab er sich selbst die größte Blöße. Er mußte voraussehen, daß das Urtheil des Pabstes zu Gunsten der Johanne und zu seinem Nachtheile ausfallen würde.

Als (1370) mit Casimir der Mannesstamm der polnischen Piasten ausstarb, erlangte Ludwig I. früheren Verabredungen gemäß, auch die polnische Krone. Seine Besitzungen reichten vom schwarzen und adriatischen Meere bis zur Ostsee. Trotz der Verschiedenheit der Sprachen, Sitten, und Gewohnheiten der unter seinem Scepter vereinigten Völker und ungeachtet der vielen Kriege, die er nahe und ferne führte, beförderte er auch die friedlichen Bestrebungen des Bürger- und Bauernstandes. Er hob den Land- und Weinbau und pflanzte selbst die ersten Reben zu Tockay. Er hinterließ bei seinem Tode (1382) zwei Töchter: Maria und Hedwig, von welchen sich die ältere, Maria, mit dem damaligen Kurfürsten von Brandenburg und nachherigen Kaiser Sigismund vermählte, dem sie Ungarn zubrachte. Die jüngere, Hedwig, ehelichte Wladislaw II. Jagello von Litthauen, welcher durch sie auf den polnischen Thron gehoben wurde. Maria und ihre Mutter Elisabeth geriethen, bevor Sigismund nach Ungarn gekommen war, in mannigfaltige Bedrängniß. Karl der Kleine von Neapel, welchen die Unzufriedenen nach Ungarn beriefen, setzte sich schnell in den Besitz der Gewalt, wurde aber auf Anstiften der Elisabeth ermordet (1386). Erst im folgenden Jahre (am 31. März 1387) erreichte Sigismund Ofen und wurde dort zum Könige gewählt. Mittlerweile waren die Königinnen Elisabetha und Maria in Dalmatien festgehalten worden. Elisabeth starb daselbst, wahrscheinlich an dem Gifte, das ihr Feinde mischten. Mit Mühe gelang es Sigismund, Marien zu befreien. Der erbärmliche Luxemburger verstand es eben so wenig, die innern Unruhen Ungarn's und seiner Nebenländer zu stillen, als die andringenden Türken zurückzutreiben. Gegen diese verlor er die Schlacht bei Nicopolis (1396). Seine Feinde stellten ihm Ladislaw von Neapel als König entgegen. Zwar behauptete sich Sigismund gegen diesen, allein er ließ sich beschimpfen und Mißhandlungen jeder Art gefallen, ohne jemals seinen zahlreichen Gegnern mit Ernst und Nachdruck die Spitze zu bieten. Die ungarischen Stände warfen ihn (1401) sogar in's Gefängniß, aus dem er nicht durch eigene Kraft, sondern nur durch den guten Willen des Nicolaus von Gara befreit wurde. Da Sigismund weder Staatsmann noch Feldherr, weder klug, noch entschlossen war, endigten alle Streitigkeiten, in die er verwickelt wurde, zu seinem Schimpf

und zum Schaden der Völker, welche er zu vertreten berufen war. Die Moldau und die Wallachei gingen an die Türken verloren, gegen welche er immer mit Nachtheil kämpfte, (1401). Rothreußen, Ost-Podolien und die Grafschaft Zips rissen die Polen an sich (1412) und Venedig nahm ihm Dalmatien wieder ab (1426). Während sich Sigismund zu Constanz, in Frankreich, England, in der Schweiz und Italien vergnügte und in Deutschland Reichstage hielt, stieg in Ungarn die Verwirrung auf's höchste. Endlich starb (1437) der greise Schlemmer. Ihm folgte in Ungarn, wie in Deutschland sein Schwiegersohn Albrecht, welcher übrigens zu früh starb (1439), um die traurigen Zustände des Reiches bessern zu können. Nach dessen Tode stritten sich Wladislaus V., König von Polen und Albrecht's nachgeborener Sohn Wladislaus VI. oder vielmehr die Partei, welche dieses Kind zu ihren Zwecken vorschob, um die ungarische Krone. Der Pole gewann die Oberhand und Albrecht's II. Sohn wurde zu Kaiser Friedrich III. gebracht (1442), welcher in ähnlicher Weise, wie sein Ahnherr Albrecht I. über Johann von Schwaben, über ihn die Vormundschaft führte *). Glücklicherweise stellte Ladislaus von Polen in Johann Corvinus Hunyades einen ausgezeichneten Krieger an die Spitze seiner Heere, den er auch zum Woiwoden des Gränzlandes Siebenbürgen ernannte. Dieser setzte den Türken (1442) einen festen Damm entgegen und zwang sie 1443 die Belagerung von Belgrad aufzugeben. Nachdem Ladislaus, der Pole, in der Schlacht von Varna wider die Türken gefallen war (1444), wurde Ladislaus, Albrecht's II. Sohn, auf den ungarischen Thron erhoben, auf dem er zwölf Jahre lang (1445 — 1457) als Schattenkönig saß. Bis zum Jahre 1445 führte Hunyades als Reichsverweser die Regierung, und als später Ladislaus selbst die Zügel der Verwaltung in die schwachen Hände nahm, fuhr der tapfere Krieger fort, sein Vaterland und die gesammte Christenheit gegen die Türken zu vertheidigen. Zwar erlitt er (1448) eine schwere Niederlage, allein sein Sieg bei Belgrad (1456) zwang die gefürchteten Feinde zur Umkehr. Noch in demselben Jahre starb Hunyades, ohne seinen Plan, die Türken ganz aus Europa zu treiben, verwirklicht zu haben. An der Lauheit der christlichen Fürsten und dem Neide, welcher jeder großen That auf dem Fuße folgte, scheiterten dazumal alle großen Unternehmungen. Schon bei Lebzeiten des Johann Hunyades hatte der ränkesüchtige Graf Ulrich von Cilley das schwache Gemüth Ladislaus gegen Corvinus erbittert. Nach dem Tode des Helden setzte Cilley seine Ränke wider dessen Söhne fort. Ladislaus Hunyad, der älteste Sohn des Woiwoden, tödtete ihn. Der König, immer schwankend und unsicher, verzieh anfangs die That und versicherte das Haus Hunyades seines Wohlwollens. Später ließ er die beiden Brüder ergreifen, den ältern hinrichten und den jüngern, Mathias, in das Gefängniß werfen. Bald darauf starb der achtzehnjährige Ladislaus eines plötzlichen Todes (1457). Mathias Corvinus wurde aus dem Kerker auf den Thron gehoben (1458). Er war damals erst ein sechzehnjähriger Jüngling, allein seinem weit ältern Gegner, Friedrich III., dem mehrere ungarische Große den Thron ihres Landes angeboten hatten, bei weitem überlegen. Mathias zwang den Kaiser Friedrich, ihm die Krone des sogenannten heiligen Stephan, deren er sich bemächtigt hatte, und deren Besitz von dem abergläubischen Volke als eine nothwendige Voraussetzung der königlichen Würde betrachtet wurde, herauszugeben, zog dann gegen die Türken, welche in Ungarn eingefallen waren, und vertrieb sie. Doch nicht blos gegen die Mohamedaner und zum Schutze seines Landes griff Mathias zum Schwerte. Ihm war der Krieg ein Vergnügen und Eroberung die größte Lust. Im Kampfe gegen Georg Podiebrad von Böhmen und dessen Nachfolger Wladislaw riß er (1468 — 1478) Schlesien, Mähren und die Lausitz an sich. Er schlug die Polen und eroberte im Kriege

*) Siehe Oben § 14.

mit Friedrich III. Wien und einen beträchtlichen Theil von Steiermark, Kärnthen und Krain. Mathias war, gleich seinem Vater, der Schrecken der Türken, denen er Bosnien wieder abnahm. Seine zahlreichen Siege gegen äußere Feinde gründeten sich nicht blos auf seine Feldherrngaben, sondern auch auf seine wohlgeordnete Staatsverwaltung. Er gründete ein stehendes Heer, welches, von den mit schwarzem Tuch bedeckten Panzern der Soldaten, die schwarze Legion genannt wurde. Er verstand es, die Parteien im Innern zur Ruhe zu bringen, förderte den Ackerbau und begünstigte Künste und Wissenschaften. Seinen Wohnsitz schlug er zu Ofen auf und gründete daselbst eine Universität. Der reiche Bücherschatz, den er gesammelt hatte, wurde leider zwanzig Jahre nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Auf dem Reichstage zu Ofen (1488) gab Mathias mehrere zweckmäßige Gesetze gegen die Zweikämpfe, die Chicanen in Prozessen und andere Mißbäuche. Voll von Plänen für die Zukunft und insbesondere beschäftigt mit großartigen Kriegsrüstungen gegen die Türken, starb Mathias im kräftigsten Mannes-Alter zu Wien (1490).

Nach seinem Tode wählten die Ungarn den König Wladislaw von Böhmen und Polen, Casimir's II. Sohn, einen in jeder Beziehung erbärmlichen Menschen. Dieser schloß mit Friedrich III. einen schimpflichen Frieden, kämpfte unglücklich gegen die Türken und vermochte nicht im Innern des Reiches Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Er legte den Grund zur Vereinigung Ungarn's mit Oesterreich, indem er seine Tochter Maria mit Ferdinand, dem Enkel Maximilian's I., verlobte und die ungarischen Stände zu dem Versprechen bewog, im Falle der Erlöschung seines Stammes, diesen Habsburger zum Könige zu wählen. Ihm folgte (1516) sein Sohn Ludwig II. nach, welcher, da er bis 1526 regierte, mehr dem nächsten, als diesem Zeitabschnitte angehört.

Von den vielen Kämpfen, welche im Laufe dieses Zeitabschnitts Ungarn's Boden mit Blut düngten, lag nur einem eine höhere Idee zu Grunde, fröhnte nur einer weder den Leidenschaften eines einzelnen Menschen, noch denjenigen einer Familie, hatte nur einer das Wohl, die Freiheit und die Bildung der Mehrheit des Volkes zu seinem Gegenstande. Die Frage, ob dieser oder jener König, diese oder jene Familie über Ungarn herrschen solle, mag für die Betheiligten oder deren Anhänger von Bedeutung sein, indem je nach der Entscheidung ein Thron oder ein Schaffott, Reichthum oder Armuth, hohe Ehren oder Verbannung und Gefängniß ihr Loos zu sein pflegt. Für die Entwickelung des ungarischen Volkes war es ziemlich gleichgültig, ob Andreas, der Venetianer, oder Wenzel von Böhmen, ob das Haus Anjou-Neapel, oder Habsburg in Ungarn herrschte. Denn alle Könige suchten mit größerem oder geringerem Geschick das Volk auszubeuten und zu knechten. Einen ganz andern Charakter hat aber der Kampf, dessen Held Georg Dosa war. In diesem Streite bildeten die ewigen und unveräußerlichen Rechte der Mehrheit des ungarischen Volkes den Preis, um welchen die lange unterdrückten Bauern rangen. Dieser Kampf, obgleich er mit dem Tode der kühnsten Freiheitsstreiter endigte, war für die Entwickelung der ungarischen Nation wichtiger, als die vielen Thronstreitigkeiten, welche ihm vorangingen oder nachfolgten.

Um dieselbe Zeit, da der Bundschuh in Schwaben sich regte und die Patrizier in der Schweiz gezwungen wurden, dem Landvolke Rede zu stehen, rüttelten auch die Bauern Ungarns an ihren Jahrhunderte alten Ketten. Die Zahl der Unfreien war groß, und deren Schicksal nicht minder hart, als in Deutschland. Der Knecht mußte seinem Herrn ein Pferd halten, ihn fahren und unterwegs bedienen, dessen Zelte aufschlagen, zur Erntezeit drei bis vier Tage in der Woche Getreide schneiden, mähen, die Pferde des Herrn hüten, Gras herbeischaffen, Holz hauen und die Gemächer heizen. Ueberdieß mußte der Leibeigene jährlich einen Zuber Honig, ein Schaaf, sechs Zuber Malz, sechs Zuber Weizen und sechs Fuder

Heu liefern, vom Martinstag bis Samstag vor Ostern mit der Art auf dem Herrenhof bleiben und zimmern und dem Herrn, wohin er wollte, Fuhren leisten. Die Lasten der Hörigen, oder der bedingt Freigelassenen waren nur um weniges leichter. Wie glücklich wären die Bauern gewesen, wenn sie alle diese Arbeiten und alle diese Abgaben für sich selbst hätten verwenden können! Der Adelige hatte durch Gewalt, der Geistliche durch Betrug den Bauern diese Lasten und Abgaben auferlegt. Für seine Arbeiten und seine Abgaben bot ihm der Geistliche eine Anweisung auf jenseits, der Adelige Hohn, und beide wetteiferten in Werken der Unzucht und des Ehebruchs, deren Opfer die Töchter und die Weiber der Bauern waren. Mehr, als in anderen Ländern wälzte sich die hohe Geistlichkeit Ungarns in der Wollust und in jeglicher Schwelgerei. Der Brennstoff der Unzufriedenheit des Volkes war in ganz Ungarn reichlich vorhanden. Nur der zündende Funken fehlte. Diesen warfen die Türken, welche seit mehr als einem halben Jahrhunderte Ungarn wiederholt verwüstet und gebrandschatzt hatten, in das Land, und die Pfaffen, die schlimmsten Feinde des Volkes, fachten ihn, ohne es zu ahnen, selbst zur Flamme an. Die Türken bedrohten, im Anfange des Jahres 1514, Ungarn von neuem. Am Osterfeste, dem 16. April dieses Jahres, predigten, auf Befehl der Oberen, von allen Kanzeln herab, die Geistlichen das Kreuz wider die „Ungläubigen." Tausende Leibeigener und Höriger strömten zum Kreuzesheere. Mit Bewilligung des Königs stellte sich G e o r g D o s a, ein Szekler aus den Bergen von Erdelli, ein Mann, der sich durch seinen Heldenmuth aus den Reihen des Volkes emporgeschwungen und den Adel erworben hatte, an die Spitze der Krieger. Innerhalb zwanzig Tagen vereinigten sich gegen sechzigtausend Streiter unter seiner Führung. Zwei Geistliche, Laurentius und Barnabas, sprachen zu dem Volke in feurigen Worten, nicht in den althergebrachten Redensarten, nicht indem sie Haß und Fanatismus wider die Mohammedaner predigten, sondern im Geiste Wicleff's und Huß's. Sie richteten die Blicke der Massen auf ihr eigenes Elend, auf die Fesseln in die sie der Adel geschlagen, auf die Entbehrungen, welche dieser ihnen auferlegt hatte. Die gereizte Stimmung der versammelten Streiter wurde durch die Mißhandlungen, welche sich gerade in jener Zeit viele Adelige gegen ihre Grundholden erlaubten, noch bitterer. Viele Herren eilten ihren Leibeigenen, welche zum Kreuzesheere zogen, nach, schlugen sie, wenn sie dieselben einholten, in Ketten und nahmen sie gewaltsam mit sich zurück. Nur durch die vereinigte Kraft des Adels und der Geistlichkeit war das Volk unter das Joch der Knechtschaft gebeugt worden. Im Augenblicke da beide bevorzugte Stände sich widersprachen, da die Geistlichen den Kreuzeskämpfern die Freiheit zusagten, die Adeligen aber sie nicht gewährten, wurde der Zauber gelöst, welcher bis dahin die gedrückten Bauern in Unterwürfigkeit erhalten hatte. So oft die Kunde in das Lager kam, daß da oder dort Leibeigene mit Gewalt von ihren Herren auf den Gütern zurückgehalten, oder eingeholt und heimgebracht worden seien, entbrannte der Grimm der unter der Kreuzesfahne versammelten Leidensgenossen. Dieser war nicht, wie sonst gewöhnlich, unmächtig. Sechzigtausend Krieger konnten ihren Wünschen und Forderungen, wenn sie wollten, Nachdruck geben. Erst deuteten nur Einige an, das Volk habe schlimmere Feinde, als die Türken, bald wurde die Erbitterung gegen den in Unthätigkeit schwelgenden Königshof, gegen den hochmütigen Adel und die heuchlerische Geistlichkeit allgemein. G e o r g D o s a erinnerte sich seiner Abkunft. Die Leiden des Volkes, welche er selbst mitempfunden hatte, traten in dieser bedeutungsvollen Zeit mit doppelter Lebendigkeit vor seine Seele. Er hemmte die Entrüstung seiner Krieger nicht, als sich diese in heftigen Ausbrüchen gegen die in der Nähe wohnenden Edelleute Bahn brach. Vergeblich schritt der elende König mit Drohungen ein. Weder Dosa, noch sein Kriegsheer fürchteten diese. Der entschlossene Feldherr hatte die Zeit wohl genützt und rasch den ihm zugeströmten Hau-

fen ungeübter und der Kriegszucht ungewohnter Bürger und Bauern in ein kampfbereites Heer umgewandelt. Sein Plan ging dahin, das ganze ungarische Volk in Bewegung zu setzen, um durch dessen vereinte Kraft das dreifache Joch: des Königthums, der Geistlichkeit und des Adels zu brechen. Er theilte sein Heer in fünf Haufen. Den ersten ließ er auf dem Rakoserfelde am linken Donauufer in seinem Lager nahe bei Pesth stehen, um diese Stadt und Ofen zu beobachten. Zwei andere Heerhaufen schickte er aus, um das Landvolk im Norden an sich zu ziehen. Mit dem vierten und fünften rückte er, nebst seinem Bruder Gregor gegen die Feste Szegedin, an der Theiß, um einen Stützpunkt für seine kriegerischen Unternehmungen zu erobern. In seinen Aufrufen, welche rasche Boten durch das ganze Land verbreiteten, verkündete Dosa den Untergang des Adels. Zugleich forderte er alles Volk auf, sich dem Kampfe der Freiheit anzuschließen und drohte Jedem den Tod, welcher daran nicht Theil nehmen würde. Die Herrenburgen wurden weit und breit in Schutthaufen verwandelt. Die Schandthaten, welche der Adel im Laufe vieler Jahrhunderte an dem Volke verübt hatte, fanden furchtbare Vergeltung. Wladislaw wußte keinen Rath zu schaffen. Endlich wurde der Woiwode von Siebenbürgen, Johann von Zapolya, zur Hülfe herbeigerufen. Die Bürger von Pesth standen auf Seite des Adels. Ambros Szaleres, der Befehlshaber, den Georg Dosa im Lager zurückgelassen hatte, ein Bürger Pesth's, ging zum Adel über, mit ihm noch manche andere Bürger. Doch die Masse des Heerhaufens blieb der Sache der Freiheit treu. Sie kämpfte Stunden lang, bevor sie der besseren Rüstung und Führung des Adels erlag. Der Adel, welcher über die Grausamkeiten des aufgestandenen Volkes Zeter geschrieen hatte, beging nach seinem Siege mit kaltem Blute weit größere an seinen Gefangenen, welche theils unter dem Beile des Henkers fielen, theils mit abgeschnittenen Nasen und Ohren nach Hause geschickt wurden. Die Wuth der Freiheitskämpfer, welche noch im Felde standen, wurde dadurch natürlich erhöht. Georg Dosa vermochte nicht, Szegedin einzunehmen; allein in einer zweitägigen Schlacht besiegte er den Bischof Csaky und Stephan Bathory, den Grafen von Temesvar. Der Bischof Csaky und der königliche Schatzmeister Teleky mußten für die Grausamkeiten büßen, welche ihre Standesgenossen bei Pesth an den Freiheitskämpfern verübt hatten. Kurz nach diesem Siege nahm Dosa die Feste Csanad an der Marosch ein und verkündete von dort aus die Republik und die Selbstherrlichkeit des Volkes:

> Kein König, kein hoher und kein niederer Adel, keine Bischöfe, außer einem, sollten mehr herrschen. Alle Menschen sollten unter sich und vor Gott gleich sein.

Dosa nannte sich nur einen Mann des Volkes, einen Bruder der Brüder, ein Werkzeug den Willen des Volkes zu vollstrecken. Wo er aber nicht selbst wirkte, fehlte es den Massen an einem sittlich reinen und kriegsgeübten Führer. Die nach dem Norden entsandten Heerhaufen wurden in mehreren Schlachten, namentlich bei Erlau, durch die vereinte Macht der bevorzugten Stände geschlagen und fast gänzlich vernichtet. Dennoch vermehrte sich Dosa's Heer von Tage zu Tage. Anton Hoszsa führte ihm ein zweites Heer mit zahlreicher Reiterei zu. Mit diesem vereinigt rückte Dosa vor Temesvar. Hier ging aber der Stern seines Glückes unter. Als die Festung auf's Aeußerste gebracht war und Dosa ihrer Uebergabe mit Sicherheit entgegensah, wurde er von Zapolya überrascht. Nach einem lange unentschiedenen Kampfe begannen die geborenen Knechte in Dosa's Heere die Flucht. Der kühne Feldherr kämpfte nur um so tapferer. Sein Schwert schlug ganze Reihen von Feinden nieder, doch endlich zersprang es. Wehrlos wurde Dosa gefangen, mit ihm sein Bruder Gregor. Diesen ließ Zapolya sofort enthaupten; Dosa's treueste Anhänger, vierzig an der Zahl, warf er in einen Kerker und gab sie den Qualen des Hungers preis. Am vierzehnten Tage lebten noch neun. Den edeln Dosa ließ Zapolya auf einen glühenden

Thron von Eisen setzen, ihm eine glühende Krone auf das Haupt drücken und ein glühendes Scepter in den Arm legen. Dann wurden seine neun ausgehungerten Gefährten mit Lanzenstößen und Schwerthieben auf ihn zugetrieben und ihnen zugerufen, sie könnten ihr Leben dadurch erkaufen, daß sie vom Fleische ihres Hauptmanns fräßen. Drei besaßen, trotz der vierzehntägigen Hungerqual, Selbstbeherrschung genug, diese verruchte Aufforderung zurückzuweisen. Die sechs übrigen, durch den Hunger zum Wahnsinn getrieben, fielen über ihren Feldherrn her. „Hunde!" rief ihnen Dosa zu. Das war der einzige Laut, der über seine Lippen ging. Endlich wurde er mit glühenden Zangen zerrissen und so zum Tode gebracht.

Fürwahr diese Art der Hinrichtung entsprach den Gesinnungen, welche die bevorzugten Stände seit Jahrhunderten der großen Masse des arbeitenden Volkes kund thaten. Mit den Freiheitskämpfern niedern Ranges gab man sich nicht dieselbe Mühe, wie mit deren Führern. Zu Hunderten wurden sie gehängt und gepfählt. Vergeblich suchten Laurentius und Hoszsa den gesunkenen Muth der Flüchtlinge zu heben und sie von neuem zu einem Heere zu sammeln. Das Schicksal des kühnen Laurentius ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Nachdem die bevorzugten Stände gegen sechzigtausend Freiheitskämpfer theils im Kriege, theils durch Henkers Hand abgeschlachtet hatten, erhöhten sie die Lasten und Abgaben des gesammten Bauernstandes und erklärten sie die Leibeigenschaft für das allgemeine und ewige Schicksal der Bauern *).

Dritter Abschnitt.

Italien.

§ 37. Allgemeiner Ueberblick.

Jahrhunderte hindurch war Italien der Mittelpunkt des gesammten Lebens der christlichen Welt gewesen. Das geistliche Oberhaupt der Christenheit, welches gewöhnlich ein Italiener war, hatte in Rom seinen Sitz, und das weltliche suchte dort mit der Kaiserkrone Macht und Einfluß zu gewinnen. Um den Kampf zwischen Pabstthum und Kaiserthum drehten sich die wichtigsten Bestrebungen auf dem Gebiete der Kirche und des Staats. Nachdem die Hohenstaufen erloschen waren und Rudolph von Habsburg Frieden mit dem Pabstthume geschlossen hatte, trat ein vollständiger Wendepunkt in der Entwickelung Italiens ein. Die großen Ideen, für welche früher im Schooße dieses Landes gekämpft worden war, wurden vergessen, oder dienten nur noch als Aushängeschilde, welche niedrigen persönlichen Leidenschaften einen bessern Schein geben sollten. Italien wurde der Schauplatz kleinlicher Kämpfe eines Tyrannen gegen den andern, demokratischer und aristokratischer Ausartung. Wo früher die mächtigen Führer zweier, die ganze Christenheit umfassenden Parteien gerungen, stritten sich später die verschiedenen Parteien einzelner Städte und Länder und zahlreicher Fürstengeschlechter, welche da und dort sich an deren Spitze geschwungen hatten.

*) Zimmermann's allgemeine Geschichte des Bauernkrieges.

Schon zur Zeit der Hohenstaufen wurden die Partei-Namen Welfen und Gibellinen nur zu häufig zu persönlichen Zwecken ausgebeutet. In weit höherem Maße geschah dieses später, da die Hohenstaufen ausgestorben und mit ihnen zugleich ihre Gegner, die Welfen, vom Kampfplatze abgetreten waren. Zwar erschienen noch einige deutsche Kaiser an der Spitze von Heeren in Italien, namentlich Heinrich VII., Ludwig IV., Ruprecht und Karl IV.; allein keiner übte entscheidenden Einfluß auf die italienischen Verhältnisse. Nach einer kurzen Zeit, meistentheils schmachvoller Kämpfe, verschwanden sie wieder fast spurlos und ohne die Hoffnungen ihrer Anhänger und die Befürchtungen ihrer Gegner erfüllt zu haben. Das italienische Volk befestigte aber seine Unabhängigkeit nicht, nachdem die deutschen Kaiser aus dem Felde geschlagen waren. Innere Kämpfe schwächten seine Kraft. Die Könige von Ungarn, Spanien und Frankreich und selbst der Sultan der Türken machten wiederholt Einfälle in Italien, rissen einzelne Theile des Landes an sich und gaben auf weltlichem Gebiete den Italienern die Knechtschaft zurück, welche die römischen Päbste der ganzen Christenheit auf geistlichem bereitet hatten.

Das italienische Volk, welches die herabwürdigendste aller Tyranneien, die Schreckensherrschaft der Päbste trug und stützte, wurde durch dieses schmähliche Joch unfähig, den kleinen Tyrannen, welche sich in Ober- und Mittel-Italien und den fremden Eroberern, welche seine Gränzen überschritten, die Spitze zu bieten. An blinde Unterwerfung unter die Priester von Jugend auf gewöhnt, konnten die Italiener unmöglich mit Klarheit und Entschlossenheit über ihre politische Freiheit wachen, um so weniger, als die Päbste sich in alle Staats-Angelegenheiten einmischten und jede politische Bestrebung, welche ihnen mißliebig war, mit ihren geistlichen Waffen bekämpften.

Die siebzigjährige Abwesenheit der Päbste von Rom und deren Willfährigkeit gegenüber den französischen Königen, von welchen sie während ihres Aufenthaltes zu Avignon unbedingt abhängig waren, minderte zwar das Ansehen und die Macht dieser Oberpfaffen, allein brach sie nicht, so wenig, als die Spaltung der Kirche, welche die gehässigen Leidenschaften der Päbste in bestimmteren Umrissen als jemals zuvor an's Tageslicht brachte.

Das italienische Volk war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte unstreitig das am meisten entwickelte unter allen Nationen der Erde; allein nicht nur in Kunst und Wissenschaft, nicht blos auf dem Gebiete des Landbau's, der Gewerbe und des Handels, auch auf dem schmutzigen Felde des Lasters, des Betruges und der Gewaltthat — nahm es den ersten Rang ein. Solche Scheusale, wie Gian Galeazzo Visconti, der Pabst Alexander VI. und sein Sohn Cäsar Borgia, brachte kein anderes Land hervor und im Verhältniß zu den Schandthaten, welche die römischen Päbste, die Herzoge von Mailand, die Könige und die Königinnen von Neapel, Jahrhunderte lang meist ungestraft verübten, erscheinen die Verbrechen der Fürsten anderer Länder klein.

Italien war am Ende des dreizehnten Jahrhunderts innerlich zerrissen und von zahlreichen, sich gegenseitig befehdenden, zum Theil ausländischen Tyrannen beherrscht. Allein es stand weder ganz, noch theilweise unter einer auswärtigen Macht. Die Aragonier und Franzosen, welche Sicilien und Neapel an sich gerissen hatten, drangen den Italienern nicht ihre Sitten und Gewohnheiten auf, sondern nahmen diejenigen ihrer Völker an, so daß diese bald den auswärtigen Ursprung ihrer Herrscher vergessen, wenn sie sonst keinen Grund zu Klagen und Beschwerden gehabt hätten. Rom und die Romagna behaupteten im Anfange dieses Zeitabschnitts den Päbsten gegenüber noch eine gewisse Unabhängigkeit. Erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde das Volk von Rom und der Adel der Romagna durch die Päbste vollständig unterworfen. In Florenz, Venedig und Genua erhielt sich die republikanische Form am längsten. Doch im Laufe des fünfzehnten Jahr-

hunderts erlag die Freiheit der Florentiner den schlau angelegten und beharrlich verfolgten Plänen der Mediceer. Venedig bewahrte sich kaum die Form der Freiheit, und auch von dieser nur Bruchstücke. Auf der Masse des venetianischen Volkes ruhte ein schwerer Druck. Die wenigen Geschlechter der Lagunenstadt, welche sich in die Herrschaft theilten, waren von den gehässigsten Leidenschaften beseelt. Genua erschöpfte seine Kraft im Kriege mit Venedig und wurde dadurch unfähig, seine Selbständigkeit dauernd zu behaupten. Bald unter französischer, bald unter mailändischer Herrschaft verwendeten seine Bürger die kurzen Zwischenräume der Freiheit, die ihnen blieben, nur zu wilden Parteikämpfen, aus welchen sie niemals gebessert, immer geschwächt hervorgingen.

Zu den alten Uebeln des Pfaffenthums und des Geburtsadels, an welchen Italien seit einem halben Jahrtausende litt, traten die neuen hinzu, welche zahlreiche kleine Tyrannen, sei es mit festen Wohnsitzen und dem Titel von Herren (signori), Grafen und Herzogen, oder ohne heimischen Heerd an der Spitze von wandernden Söldnerschaaren dem unglücklichen Lande bereiteten. Ein Volk, welches zu schwach ist, inländischen Tyrannen zu widerstehen, besitzt gewöhnlich auch wenig Stärke gegen äußere Feinde. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß Italien fremden Despoten erlag, nachdem es durch den langjährigen Druck inländischer Tyrannen seine besten Kräfte verloren hatte. Die Entdeckung des Seeweges nach Indien, welche dem Handelszuge eine andere Richtung gab, schlug den italienischen Seestädten eine tödtliche Wunde. Mit ihrem Wohlstande verminderte sich ihre Macht. So hielten die Niederlagen, welche Italien auf dem Gebiete der Freiheit erlitt, gleichen Schritt mit seinen Verlusten auf dem Felde des Wohlstandes.

§ 38. Italien in seinen Beziehungen zu Deutschland.

Die Beziehungen, in welchen das italienische Volk zu dem deutschen stand, waren friedlich und für beide Theile gewinnreich. Sie bestanden im Austausche von Waaren und in der Mittheilung nützlicher Kenntnisse. Von Venedig, Genua und Florenz aus wurde ein reger Verkehr mit Augsburg, Nürnberg und anderen deutschen Städten getrieben, und die italienischen Universitäten, zumal Bologna, waren die großen Mittelpunkte der Wissenschaft, zu welchen Jahr aus Jahr ein Tausende deutscher Jünglinge zogen, um sich auszubilden. Von ganz anderer Beschaffenheit waren aber die Bestrebungen, welche die deutschen Herrscher gegenüber den italienischen Fürsten und dem italienischen Volke hegten. Ungeachtet der endlichen Niederlage der Hohenstaufen und der Zugeständnisse Rudolph's von Habsburg war doch der ganze Ideenkreis, welcher die römische Kaiserkrone umgab, noch nicht untergegangen. Heinrich VII. von Luxemburg zog, der erste deutsche König seit Friedrich II., wieder über die Alpen (1310), um in Italien die Rechte eines römischen Kaisers geltend zu machen. Seit den Zeiten der Hohenstaufen hatten die Verhältnisse und die Anschauungen des italienischen Volkes einen bedeutenden Umschwung erfahren. Ober-Italien war nicht mehr, wie früher, der Sitz gemäßigter Freiheit und hohen Muthes. Die Bürger hatten, indem sie sich unter das Joch verhaßter Tyrannen beugten, den bessern Theil ihrer Manneskraft eingebüßt. Fast in jeder Stadt Ober-Italiens herrschte ein anderer Tyrann: Alberto Scotto in Placentia, Albuino della Scala in Verona, Ricciardo di Camino in Rovigo, Maffeo de Maggi zu Brescia. Die Herren von Correggio hatten sich Parma, die Passerini Mantua, die Ghiberti Modena und Reggio, die Polenta Ravenna, die Brussati Novara unterworfen. Das Haus Cavalcabo hatte sich in Cremona, das Geschlecht der Este in Ferrara festgesetzt. Bologna und Padua waren noch frei, doch bald schon unterjochten die Carrara die letztere Stadt. In Piemont hatten sich die Grafen von

Savoyen und die Markgrafen von Monferrat ausgebreitet. Der mächtigste von allen diesen Tyrannen war Matteo Visconti zu Mailand. Er wurde, wie so viele andere gestürzt (1302), ohne daß das Volk dabei gewonnen hätte. Denn an die Stelle des frühern trat ein anderer Tyrann. Guido della Torre entriß dem Visconti den Herrscherstab nur, um ihn statt seines Vorgängers zu schwingen, nicht um ihn für immer zu zerbrechen.

Ober-Italien war gespalten und durch innere Parteikämpfe zu sehr geschwächt, als daß es dem deutschen Könige eine vereinigte Macht hätte entgegenstellen können. Die Päbste, welche in Avignon ihren Sitz aufgeschlagen, hatten dadurch ihre gebietende Stellung und den größern Theil ihres Einflusses auf die politischen Verhältnisse Italiens eingebüßt, und auch Unter-Italien hatte dadurch an Kraft nach Außen hin verloren, daß sich Sicilien gewaltsam von Neapel getrennt. Die römischen Rechtsgelehrten, welche die justinianische Gesetzsammlung mit ihren, blinden Gehorsam unter das römische Kaiserthum einschärfenden Grundsätzen als den Ausdruck höchster Weisheit und als das noch geltende Recht verkündigten, hatten dadurch manche Köpfe zu Gunsten der Kaiser gestimmt. Doch auf der anderen Seite war die Gewalt der deutschen Könige seit den Hohenstaufen tief gesunken und die Hausmacht Heinrich's war so gering, daß sie kaum in Betracht kam. Es bedurfte daher nur eines geringen Uebergewichts der nationalen Elemente über die antinationalen, um den deutschen König aus dem Felde zu schlagen. Heinrich VII. hatte nur eine kleine Reiterschaar bei sich, als er die Alpen überstieg. Doch erschienen in seinem Lager zahlreiche Gesandte der verschiedenen Staaten Italiens, die Herren der lombardischen Städte und die von ihnen vertriebenen politischen Flüchtlinge. An der Spitze eines mächtigen Heeres hätte er den sich gegenseitig mit äußerster Wuth bekämpfenden Parteien das Gesetz geben mögen. Ohne zahlreiche Krieger und ohne Mittel, solche zu werben, verloren seine Worte sehr an Bedeutung. Die Freundlichkeit, mit welcher der deutsche König die Italiener empfing, die sich bei ihm einfanden, und die unparteiische Stellung, welche er denselben gegenüber einnahm, konnten nicht ersetzen, was ihm an Golde und an Kriegern gebrach. Von dem Standpunkte kaiserlicher Machtvollkommenheit aus erklärte er sämmtlichen lombardischen Tyrannen, daß ihre Gewalt ungesetzlich sei und daher aufgegeben werden müsse. Diese machten gute Miene zum bösen Spiele, fügten sich zum Scheine und trafen im Stillen ihre Anstalten, sich gegen den Willen des Volkes, das sie beherrschten und mit oder ohne kaiserliche Einwilligung, zu behaupten. Zum Danke für ihre scheinbare Unterwerfung bestätigte Heinrich fast sämmtliche kleine Tyrannen in ihren durch Mord und Raub und jegliche Schandthat errungenen Herrschaften. Den welfischen und gibellinischen Flüchtlingen eröffnete Heinrich gleichmäßig die Rückkehr in's Vaterland. Allein es fehlten ihm vollständig die Mittel, die widerstrebenden Parteien, welche durch die Maßregel nicht versöhnt, sondern gereizt wurden, im Zaume zu halten. Albuino della Scala, der Beherrscher von Verona, die mächtigen Städte Genua und Venedig gaben sich nicht einmal den Schein der Unterwürfigkeit, und der dünne Schleier, welcher die Widerspenstigkeit der scheinbar gehorsamen Herren deckte, zerriß, sobald Heinrich kaiserliche Rechte auszuüben und namentlich Abgaben zu erheben versuchte. Mit Mühe wurde ein Aufstand in Mailand unterdrückt, in dessen Folge Matteo Visconti den Guido della Torre verdrängte. Alle Städte der Lombardei erhoben sich auf das ihnen von Mailand gegebene Beispiel. Statt des Friedens, den Heinrich den Italienern herzustellen versprach, entzündete sich lebhafter, als zuvor, die Flamme des Krieges und als die Leidenschaften der Italiener ihm feindlich entgegen traten, blieb er nicht ruhig und erhaben über deren Getreibe. Die Städte Cremona und Brescia mußten seine üble Laune furchtbar empfinden. Florenz wurde der Mittelpunkt

eines mächtigen welfischen Bundes wider den Kaiser, an welchem die toscanischen und lombardischen Städte, die Orsini zu Rom und der König Robert von Neapel Theil nahmen. Auf der Seite Heinrich's standen der König Friedrich von Sicilien, die Stadt Pisa, mehrere gibellinische Städte der Lombardei, die Colonna zu Rom, Cane della Scala, welcher an die Stelle Albuino's in Verona getreten war, und die Visconti in Mailand. Genua unterwarf sich ihm mit Widerstreben, nur ein Theil von Rom nahm ihn in seine Mitte auf. Seine Feinde waren Herren der Peterskirche und des Vaticans, als er daselbst die Kaiserkrone empfing. Vergebens belagerte er Florenz zweimal. Die Schwierigkeiten, welche dem deutschen Könige entgegentraten, mehrten sich von Jahre zu Jahre, bis er im August 1313 plötzlich starb *).

Der geringe Einfluß, welchen Heinrich mühsam in Italien gewonnen hatte, ging durch seinen Tod mit einem Schlage verloren. Die einzige Folge seines Zuges jenseits der Alpen war eine Vermehrung der italienischen Wirren, eine gesteigerte Erbitterung zwischen den Parteien und erhöhte Abneigung gegen das deutsche Kaiserthum. Die kleinen Tyrannen suchten sich mehr und mehr auf ihren Herrschersitzen zu befestigen. Welfen und Gibellinen traten sich mit größerer Gehässigkeit entgegen, als zuvor, ungeachtet Heinrich's Nachfolger viele Jahre lang sich nicht um Italien kümmerte und die Päbste nach wie vor in Avignon wohnten. Endlich (im Jahre 1322) mischte sich König Ludwig IV. in den Streit zwischen Galeazzo Visconti und dessen Feinden, unter welchen Johann XXII. obenan stand, und zog sich dadurch den päbstlichen Bannfluch zu. Im Jahre 1325 erschien Ludwig selbst in Italien, allein, gleich seinem Vorgänger Heinrich, ohne Heer. Dieses warb er erst mit dem Golde, welches Italiener ihm gaben, um ihn für ihre persönlichen Zwecke zu gewinnen. Er begann seine Thätigkeit damit, denselben Galeazzo Visconti, den er früher beschützt hatte, abzusetzen und ihn und dessen Brüder einzukerkern. Es gelang ihm dieses nicht durch die Macht seines Schwertes, sondern durch Bestechung der Anführer der viscontischen Söldner. Die zahlreichen Feinde dieses Hauses frohlockten über dessen Unglück. Als aber Ludwig hohe Summen von den Mailändern erpreßte, begann die Unzufriedenheit unter den Italienern laut zu werden. Der deutsche König stützte seine Unternehmungen in Italien hauptsächlich auf die Hülfe des Herrn von Lucca, Castruccio Castracani, eines der talentvollsten unter den italienischen Häuptlingen. Der Herrschsucht dieses Tyrannen opferte Ludwig die altgibellinische Stadt Pisa auf. In Rom verschwendete er in sinnlosen Ceremonien die kostbare Zeit (1327). Castruccio, seine einzige kräftige Stütze in Italien, wurde durch die feindliche Haltung, welche die Florentiner annahmen, gezwungen, von Rom abzureisen, und starb bald darauf (1328). Zum Danke für die ihm von dem Vater geleisteten Dienste raubte der deutsche Kaiser den unmündigen Kindern Castruccio's ihre Erbschaft. Er verkaufte Lucca an einen andern Herrn und legte der Stadt Pisa unerschwingliche Abgaben auf. Den Sohn des von ihm abwechslungsweise begünstigten und verfolgten Visconti, Azzo, eines der scheußlichsten Ungeheuer, welches Italien hervorbrachte, setzte er in die Herrschaft über Mailand für eine bedeutende Summe Geldes ein. Im Bewußtsein, daß seine Stellung in Italien unhaltbar geworden sei, eilte er bei der Nachricht von dem Tode Friedrich's von Oesterreich nach Deutschland zurück. Die Verwünschungen der Italiener folgten ihm nach. Auch Ludwig, gleich seinem Vorgänger Heinrich, hatte nur Oel in die Flammen der italienischen Parteikämpfe gegossen und statt sie zu ersticken, ihnen neue Kraft gegeben. Dennoch sahen sich die Italiener unmittelbar nach dessen Abzuge wieder nach einem Ausländer um, der ihnen

*) Siehe oben § 4.

Schutz und Hülfe gewähren sollte. Wir haben in der deutschen Geschichte *) Johann von Böhmen, Heinrich's VII. Sohn, als einen ränkesüchtigen Abentheurer kennen gelernt. An diesen wandte sich, als er an den Gränzen Italiens verweilte, Brescia und bot ihm die Herrschaft über die Stadt auf Lebenszeit an. Johann, uneingedenk seiner Pflichten gegenüber dem böhmischen Reiche und voll großartiger Hoffnungen und Pläne, sagte zu. Die Städte Bergamo, Cremona, Pavia, Vercelli und Novara folgten in unsinniger Verblendung und getäuscht durch mancherlei Vorspiegelungen Johann's dem Beispiele Brescia's (1331). Selbst Azzo Visconti mußte dem Drängen des Volkes nachgeben und sich unter Johann's Fittige stellen. Parma, Modena und Reggio öffneten ihm ihre Thore und der neue gibellinische Beherrscher Lucca's erkannte seine Oberhoheit an. Die Florentiner theilten den Rausch ihrer Nachbarn im Norden nicht. Sie traten dem Sohne, wie früher dem Vater Heinrich VII., feindlich entgegen, verbanden sich mit dem Könige von Neapel und mehreren gibellinischen Fürsten Italiens, welche nicht auf eigenen Antrieb, sondern gezwungen durch die Macht der Verhältnisse dem Könige Johann gehuldigt hatten. Johann kehrte nach einer kurzen Abwesenheit mit einem französischen Heere nach Italien zurück (1333), doch alle seine früheren Freunde verließen ihn plötzlich. Auch Kaiser Ludwig erklärte sich gegen ihn. Als Johann diese Wendung der Dinge wahrnahm, suchte er nur noch so viel Geld als möglich da und dort zu erpressen und verließ Italien wieder, ohne einen Kampf zu wagen.

Nach dieser verunglückten Unternehmung Johann's vergingen mehr als zwei Jahrzehnte, bevor ein deutscher Herrscher sich in die italienischen Verhältnisse einmischte. Sein Sohn, der deutsche Kaiser Karl IV., war der erste, welcher wieder jenseits der Alpen im Trüben fischte. Die verschiedenen Parteien, in welche sich das unglückliche Land zersetzt, hatten sich alle an ihn gewendet, indem sie in ihm nicht einen obersten Richter und Herrn, wohl aber einen nützlichen Verbündeten zu finden hofften. Karl, von Gelddurst und kleinlicher Eitelkeit getrieben, reiste nach Italien — ohne Heer, konnte dort natürlich keinen Einfluß gewinnen und machte sich nur durch seine Schwäche lächerlich und durch seine Geldgier verächtlich. Die Florentiner ließen sich von ihm schrecken und zahlten ihm hunderttausend Gulden. Die beiden Kronen, die er sich zu Mailand und Rom aufsetzen ließ, schützten ihn nicht vor zahlreichen Beschimpfungen, mit welchen er von allen Seiten, namentlich von den Visconti's, vor seiner Rückkehr nach Deutschland überschüttet wurde. Die Demüthigungen, welche Karl IV. in Italien auf sich zog, hielten ihn nicht ab, ein zweitesmal sein Glück daselbst zu versuchen (1368). Dieses mal kam er mit einem Heere, weil er dachte, mit dessen Hülfe um so mehr Geld erpressen zu können. Allein die Italiener merkten gar bald, daß der Kaiser durchaus keine Neigung habe, von den Waffen Gebrauch zu machen. Seine Berechnung erwies sich als falsch. Zwar ließ er sich von Barnabas Visconti bedeutende Summen dafür zahlen, daß er einen Frieden zu dessen Gunsten unterhandelte; als er aber auf dieses schlauen Tyrannen Einflüsterung den größern Theil seines Heeres nach Deutschland zurückschickte, wiederhallte ganz Italien von Verwünschungen gegen ihn. Die Gegner der Visconti's hatten fünfzigtausend Krieger zusammengebracht, um diese ländersüchtigen Tyrannen in Schranken zu halten und Italien von den Räuberbanden zu befreien, welche unter dem Namen von Militär-Compagnien das Land brandschatzten. Doch Karl bekümmerte sich eben so wenig um die Entrüstung des italienischen Volkes, als um dessen Leiden. Er wollte seinen leeren Schatz füllen. Das Heer hatte ihm schon große Summen gekostet. Einige tausend Reiter, welche er mit sich führte, schienen ihm

*) Seite 32, § 6.

für seine, blos auf Erpressung gerichteten Zwecke hinreichende Sicherheit zu gewähren. Doch auch hierin irrte er. Schon in Siena litt er die wohlverdiente Strafe für seine Niedertracht und Habsucht. Unter dem Scheine eines Vermittlers, den er annahm, suchte er die Stadt sich unterwürfig zu machen, um sie an den Pabst verkaufen zu können. Doch die Sienesen erhoben sich mannhaft, schlugen seine Reiter zur Stadt hinaus und tödteten oder verwundeten von dreitausend, die er bei sich hatte, tausend. Der Kaiser zeigte bei dieser Gelegenheit die ganze Erbärmlichkeit seines Charakters. Er wurde gefangen genommen und weinte vor dem ganzen Volke wie ein Kind, umarmte jeden, der ihm in die Nähe kam und entschuldigte sich damit, daß er behauptete, von Anderen getäuscht worden zu sein, die er der Rache der Bürger preis gab. Zitternd und bebend vor Schrecken wünschte er so schnell als möglich aus Siena hinweg zu kommen. Mit Freuden schafften ihn die Sienesen fort, nachdem er ihnen Vergessenheit versprochen und ihnen mancherlei Vorrechte eingeräumt hatte. Dieses hielt ihn jedoch nicht ab, sobald er sich von seinem Schrecken erholt hatte, der Stadt Siena eine ansehnliche Geldsumme abzupressen. Pisa und Florenz, deren Gebiet er verwüsten ließ, erkauften sich von ihm, wie von einem Räuberhauptmanne, jede für fünfzigtausend Goldgulden, das Versprechen, nicht weiter belästigt zu werden. Von der Stadt Lucca ließ er sich dreihunderttausend Goldgulden für die Wiederherstellung ihrer Freiheit bezahlen (1369). Schwerlich hätte ihm irgend ein Fürst mehr für deren Knechtschaft geboten.

Karl's IV. Sohn, Wenzel, wagte sich zwar nicht selbst nach Italien, allein er ließ sich durch hunderttausend Goldgulden, welche ihm Gian Galeazzo Visconti zahlte, bestechen, Mailand zu einem Herzogthume des Reiches zu erheben und diesen fluchwürdigen Tyrannen damit zu belehnen. Er ließ es ruhig geschehen, daß sich die Franzosen in Genua festsetzten. So wurde Deutschland von seinen Königen in Italien vertreten!

Nachdem Wenzel abgesetzt worden war, wollte sein Nachfolger Ruprecht vor allen Dingen den Einfluß des deutschen Reiches auf Italien wieder herstellen. Die Schlacht von Brescia, die er verlor, hatte jedoch zur Folge, das hohe Ansehen, in welchem die deutschen Krieger und namentlich die Panzerreiter bis dahin in Italien standen, dauernd zu vernichten. Diese verunglückte Unternehmung Ruprecht's schreckte auf lange Zeit die Könige ab, mit den Waffen in der Hand nach Italien zu ziehen. Sigismund hielt sich viel und gern in Italien auf, allein mehr um sich der Wollust zu ergeben und Verhandlungen mit den Päbsten zu pflegen, als um in die politischen Angelegenheiten der Halbinsel einzugreifen. Berüchtigt ist namentlich sein Aufenthalt zu Siena geworden (1432—1433), welcher seiner Kaiserkrönung voranging. Hier vertiefte sich der vierundsechzigjährige König so sehr in Liebesabenteuer, daß er darüber den Zweck seiner Reise nach Italien fast gänzlich aus dem Auge verlor. Er wurde von vier schönen Edelfrauen an der für ihn bereiteten Wohnung empfangen, welche den alten Sünder dermaßen in Flammen setzten, daß er gleich einem Jünglinge vom Pferde sprang und sofort mit einer derselben zweideutige Blicke und Worte wechselte. Da die Auserkorene vermählt war, den König also nicht ungebunden sehen konnte, entspann sich unter der Leitung des Kanzlers und Kupplers, Caspar Schlick, ein lateinischer Briefwechsel *). Sigismund verstand diese Sprache nur sehr unvollkommen. Schlick führte statt seiner die Hand und wahrscheinlich auch diejenige der Schönen, welche so wenig als ihr greiser Liebhaber ein gutes Latein schrieb. Endlich

*) Er findet sich in lateinischer Sprache in Hahn collect. monument, in deutscher auf der Bibliothek des Domcapitels von Mainz. Die Herren Domcapitularen mögen sich daran erbauen.

sollte der deutsche König nach Rom zur Krönung aufbrechen. Gleich als wäre er noch ein Page von achtzehn Jahren, konnte er es nicht über sein Herz gewinnen, abzureisen, ohne den Becher der Liebe bis zur Neige geleert zu haben. In der Verkleidung eines Bauern, welcher Grundzins zahlte, schlich sich Sigismund in das Haus seiner Geliebten, überraschte diese, wie er glaubte, beim Stickrahmen (Schlick mochte ihr wohl einen Wink ertheilt haben, sich in geeigneter Stellung finden zu lassen), warf den Bauernkittel von sich und fand die Königin seines Herzens willig. Kaum hatte er den Becher an die Lippen gesetzt, so verkündigte ein ausgestellter Spion die Ankunft des Gemahls. Der König flüchtet sich in ein dunkles Seitengemach, der Ehemann sucht Geschäftspapiere, findet sie nicht und bemerkt: „sie mögen in jenem Cabinettchen sein, Licht her!“ Während dem dicken alten Könige der Angstschweiß auf der Stirne stand, verlor die wahrscheinlich in solchen Dingen geübte Frau ihre Geistesgegenwart nicht. Sie erwiederte dem Gatten: „Du hattest etwas in die kleine Schatulle über dem Fenster gelegt, ich will sie herunternehmen.“ Sie suchte und war geschickt genug, die Schatulle zum Fenster hinausfallen zu lassen. „O meine Kleinodien! und die Schriften!“ rief die Betrügerin. Der Mann eilte in den Hof hinab, der König zum Hause hinaus, während der Hahnrei die Edelsteine zusammensuchte. Dieses Geschichtchen schien dem nachmaligen Pabste Pius II., Aeneas Sylvius, so reizend, daß er es der Nachwelt aufbewahrte. Was läßt sich von einer Zeit erwarten, da Kaiser, Kanzler und Pabst sich mit solchen Dingen beschäftigten? Und wären derartige Ehebrüche nur die schlimmsten ihrer Verbrechen gewesen! Allein mit derselben Frechheit, mit welcher sie die Gesetze der Ehe brachen, boten sie auch allen übrigen Gesetzen der Menschheit Hohn. Der Stadt Siena, in welcher die beiden Luxemburger, Vater und Sohn (Karl IV. und Sigismund), sich in ihrer ganzen Blöße zeigten, mußten sich schöne Begriffe von den deutschen Königen aufdrängen. Sie mochte in Zweifel sein, ob des Vaters Habgier und Feigheit, oder des Sohnes Wollust und Schlemmerei verächtlicher sei?

Mit diesen Betrachtungen können wir schließen. Denn nachdem die deutsche Kaiserwürde mehr und mehr in der öffentlichen Meinung Italien's gesunken war, unternahmen deren spätere Inhaber nichts mehr, was irgend verdiente, erwähnt zu werden. Friedrich III. ließ sich zwar noch die Kaiserkrone und die italienische Königskrone aufsetzen, allein diese Ceremonie blieb ohne alle politische Folgen. Maximilian, dessen Eitelkeit es geschmeichelt hätte, in Rom als Kaiser einherzuschreiten, gelangte nicht dahin. Er nahm den Titel „erwählter römischer Kaiser“ an und schaffte dadurch stillschweigend die ohnedies schon halb abgekommene Sitte der deutschen Könige, sich in Rom krönen zu lassen, vollends ab.

§ 39. Rom und der Kirchenstaat.

In den früheren Jahrhunderten waren den Freiheitsbestrebungen der Römer und der übrigen Bewohner des s. g. Kirchenstaats die Streitigkeiten zu Hülfe gekommen, welche die Päbste mit den deutschen Kaisern führten. Im vierzehnten und im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts kam ihnen deren Entfernung aus Italien und die Spaltung in der Kirche zu statten. Während die Päbste in Avignon unter dem Einflusse der französischen Könige standen, verloren sie den größten Theil des Einflusses, den sie früher auf die weltlichen Angelegenheiten Italiens behauptet und der Macht, die sie im Kirchenstaate ausgeübt hatten. Die Römer konnten in Abwesenheit der Päbste ihrer Gemeinde-Verfassung mehr Kraft geben, während in der Romagna die Städte dem Beispiele Roms folgten und der Adel auf dem Lande nur scheinbar den Päbsten unterworfen war, in der That aber eine fast vollständige Unabhängigkeit besaß. Hätten die Römer ihre Freiheit dem Golde vorgezogen, so wären

sie froh gewesen, ihre Bedrücker fern von sich im Auslande zu wissen. Allein der Glanz, den die Päbste und die Cardinäle um sich verbreiteten, und die Reichthümer, welche durch ihre Hände flossen, schienen den entarteten Bürgern die Knechtschaft, die ihnen die Päbste auferlegten, wohl aufzuwiegen. Weit entfernt, die Abwesenheit der Oberpriester als eine freudige Gelegenheit zur Entwickelung ihrer Selbständigkeit zu benutzen, beklagten die Römer dieselbe und suchten wiederholt, sie zur Rückkehr zu bewegen. Bevor es Päbste gab, war Rom fast ein Jahrtausend die an Bewohnern und Schätzen reichste Stadt Europa's gewesen. Unter der Herrschaft der Päbste sank sie aber immer tiefer herab, und ist jetzt fast nur noch durch ihre Denkmäler aus der heidnischen Zeit von Bedeutung.

Die Macht, welche die Päbste am Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Rom und im übrigen Kirchenstaate ausübten, war sehr schwankend. Ein thatkräftiger und durch die äußern Verhältnisse begünstigter Oberpriester dehnte seine Gewalt aus, ein schwacher, oder von außen her bedrängter Kirchenfürst besaß nur wenig Macht. Einigen Päbsten gelang es, die Ernennung des Senators, des damaligen weltlichen Herrschers in Rom durchzusetzen, und diesem einen Eid abzunehmen, durch welchen ihre Oberhoheit anerkannt wurde. Andere ließen sich die Ernennung sämmtlicher weltlicher Beamten durch das Volk gefallen. Als der s. g. Stuhl Petri nach Avignon versetzt wurde, war keine Fürsorge getroffen, in Rom die weltliche Macht der Päbste zu behaupten. Es entstand daher eine allgemeine Verwirrung. Die Adeligen, unter ihnen insbesondere die feindlichen Häuser der Orsini und Colonna, befehdeten sich gegenseitig ungestraft und übten gegen die schutzlosen Bürger jedwede Gewaltthat. Die festen Burgen, welche sie innerhalb der Stadt besaßen, dienten ihnen zugleich als Zufluchtsstätten, wenn sie verfolgt wurden, und als wohlverwahrte Plätze, von denen aus sie ihre räuberischen Unternehmungen vorbereiten konnten. Die Ueberreste des Alterthums hatten für sie nur insofern Werth, als sie ihren Zwecken dienten. Zu arm oder zu geizig, um ihre Räuberbanden zu besolden, warben sie solche dadurch, daß sie den von den Gerichten verfolgten Verbrechern Schutz gewährten und erhielten sich ihre Anhänger durch kärgliche Nahrung und die Aussicht auf reiche Beute. Schon in früheren Zeiten hatten sich die Orsini in der Hadriansburg (Schloß St. Angelo) und im Theater des Pompejus, die Colonna im Mausoleum Octavian's und in den Bädern Constantin's festgesetzt; die Conti hatten sich des Quirinals bemächtigt, die Frangipani das Coliseum, und einen Theil des palatinischen Hügels eingenommen; die Savelli waren Herren des Grabes der Metella, die Corsi Meister des Capitols gewesen. Unter den herrschsüchtigen Rittern Roms thaten sich durch das Alter ihres Adels, ihre Reichthümer und ihren persönlichen Muth besonders hervor die Colonna und die Orsini, die ersteren Gibellinen, die letzteren Welfen. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts zählten die Colonna sechs Brüder und einen Onkel, von welchen Peter zum Senator von Rom gewählt wurde. Zwei Colonna saßen im Cardinals-Collegium, als Bonifacius VIII. (1294) ernannt wurde und wirkten seiner Wahl entgegen. Der rachsüchtige Oberpfaffe verfolgte deshalb mit äußerster Wuth die ganze Familie. Er verkündete einen Kreuzzug gegen sie, zog deren Güter ein, belagerte deren Festungen auf beiden Seiten der Tiber, und trieb sie aus dem Lande. Sie rächten sich dadurch, daß sie sich an den Hof des Königs Philipp IV. von Frankreich begaben und einen Anschlag auf die Person ihres Feindes machten, in dessen Folge dieser sein Leben verlor (1303).

Nicht selten regten die Päbste durch die Gunst, die sie ihren Anhängern bewiesen und die Verfolgungen, mit denen sie ihre persönlichen Feinde heimsuchten, Unordnung und Verwirrung im Kirchenstaate an; bisweilen setzten sie aber auch den ungestümen Rittern Schranken. Nachdem die Päbste (1305) sich dauernd aus Rom entfernt hatten, tobten

die Leidenschaften des Adels um so zügelloser mitten unter den glorreichen Ueberresten einer großen Vergangenheit.

Die Bürger Rom's waren durch den Jahrhunderte lang von Pfaffen und Rittern erlittenen Druck erschlafft. Statt dem Adel mit vereinter Macht entgegenzutreten und dessen Fehden und anderen Gewaltthaten ein Ziel zu setzen, nahmen die Bürger auf verschiedenen Seiten an denselben Theil und gaben ihren Bedrückern und deren Händeln dadurch eine erhöhte Bedeutung. Allein die Erinnerungen der Vorzeit waren nicht gänzlich untergegangen, und diese verliehen den Römern bisweilen, wie in den Tagen Arnold's von Brescia *), einen höhern Schwung. An der Spitze der Verwaltung stand ein Senator, welcher gewöhnlich selbst von Adel war und daher mehr seinen Standesgenossen, als der Bürgerschaft wohl wollte. Der Stadtrath vermochte ohne den Senator nichts durchzuführen, und nur durch außerordentliche Ereignisse konnten die Bewohner Rom's aus ihrem Alltagsleben zu kräftiger Zusammenwirkung aufgerüttelt werden.

Viele Römer empfanden schmerzlich den auf ihnen lastenden Druck. Einer von diesen Cola di Rienzi, der Sohn eines Gastwirths und einer Wäscherin besaß die Kraft und das Geschick, den schwachen Funken der Freiheit, der in den Herzen der Römer noch glimmte, zur Flamme zu fachen. Er kannte die Geschichte und beklagte, daß im Schooße seiner Vaterstadt jene Männer nicht mehr zu finden waren, welche Rom zur Beherrscherin der Welt empor gehoben hatten. Doch er war mehr Redner, als Staatsmann. Die Freiheit, wie Rienzi sie auffaßte, war die Herrschaft Rom's und die Knechtschaft der übrigen Welt. Hätte er sich auf einen höhern Standpunkt hinangeschwungen, so wären ihm die Römer schwerlich nur auf kurze Zeit gefolgt. Die Weltherrschaft besaß für die entarteten Söhne Rom's mehr Reiz, als die Freiheit. Immerhin bildet die durch Rienzi hervorgerufene Volkserhebung die anziehendste Episode in der so trübseligen Geschichte des mittelalterlichen Rom's. Als im Jahre 1342 eine Gesandtschaft nach Avignon geschickt wurde, um den neuen Pabst, Clemens VI. zu bitten nach Rom zurückzukehren, führte Rienzi das Wort und zog dadurch die Aufmerksamkeit des Pabstes auf sich, welcher ihn zum Notarius der apostolischen Kammer ernannte. Auch in dieser Stellung blieb Rienzi seinen früher gehegten Hoffnungen treu. Er waltete seines Amtes mit seltener Redlichkeit, zugleich war er aber unausgesetzt thätig durch Worte und Bilder, durch Ernst und Scherz die Gedanken des römischen Volkes auf die früheren großen Zeiten seiner Vaterstadt zurückzulenken und seinen Mitbürgern Muth einzuflößen, die Ketten zu zerreißen. Endlich nach mannigfaltigen Vorbereitungen brach er an der Spitze eines zahlreichen bewaffneten Volkshaufens aus einer Kirche hervor, zog mit wehenden Bannern, welche die Freiheit, die Gerechtigkeit und den Frieden bildlich darstellten, auf das Capitol und verkündete dort der versammelten Menge die Herstellung des „guten Staates." Rienzi hatte es verstanden, den päbstlichen Legaten für diese Bewegung zu gewinnen. Das Volk jauchzte, der Adel, dessen Haupt, Colonna, abwesend war, mußte sich, überrascht, dem Willen der Mehrheit fügen. Rienzi wurde unter dem Titel eines Tribunen mit unbeschränkter Macht an die Spitze des „guten Staates" gestellt und eine schnell organisirte Kriegsmacht verlieh seinem Amte einen festen Stützpunkt. So lange der Schrecken die zahlreichen adeligen und nicht adeligen Ruhestörer lähmte, dauerte die Ordnung in der Stadt und der Umgegend. Die Straßen und die Ufer der Tiber wurden von Räubern gesäubert. Das Volk verehrte seinen Tribunen, gleich als habe er Rom zum zweitenmale gegründet. Petrarca widmete Rienzi Freundschaft und Bewunderung. Die meisten italienischen Republiken sandten Botschafter nach Rom, um mit ihm über die Herstellung eines

*) Siehe Buch V., § 49.

guten Zustandes in ganz Europa zu berathen. Der Pabst, Clemens VI., widerstrebte, wenigstens äußerlich, dieser Volksbewegung nicht. Der Kaiser, Ludwig IV. wandte sich sogar an Rienzi, um seinen Streit mit dem Pabste auszugleichen, und mehrere andere Mächte suchten ein Bündniß mit ihm nach, oder ernannten ihn zum Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten. Ein so plötzlicher Glückswechsel war aber mehr, als die Tugend Rienzi's ertragen konnte. Statt dem Volke das Beispiel jener edlen Einfachheit zu geben, durch welche die Gründer der Größe Rom's auf Mit- und Nachwelt so erhebend gewirkt hatten, verschwendete er in eitler Pracht die Einkünfte der Stadt. Er nahm die abgeschmacktesten Titel an, wähnte schon, Herr der Welt zu sein und lud den Pabst vor sein Gericht. Dieser antwortete ihm, indem er seinen Bann gegen ihn schleuderte. Den römischen Adel verletzte Rienzi, ohne ihm Furcht und Achtung einzuflößen. Die Bürger Roms, von Pfaffen und Adeligen gegen ihn aufgehetzt, vergaßen bald die bessere Ordnuug, die sie ihrem Tribunen dankten und gedachten nur der Fehler desselben. Schon nach sieben Monaten mußte Cola di Rienzi den Angriffen seiner Gegner weichen. Keine Stimme erhob sich zu seinen Gunsten, als er sein Amt niederlegte. Mehrere Jahre lang wanderte der, aus seinen Träumen von Weltherrschaft unsanft erweckte, Volkstribun durch Italien, Deutschland und Böhmen. Der elende Kaiser Carl IV. lieferte ihn endlich an den Pabst aus. Glücklicherweise für Rienzi war Clemens VI. mittlerweile gestorben. Innocenz VI. glaubte, sich Rienzi's zu seinen Zwecken bedienen zu können. Er entließ den Gefangenen der Haft und schickte ihn als Senator nach Rom, um die Stadt in seinem Namen zu beherrschen. Wäre Cola di Rienzi ein Mann der Freiheit gewesen, wie Arnold von Brescia oder Wilhelm Tell, so hätte ihn kein Pabst in seine Dienste genommen und er hätte sich nicht zu einem Knechte des römischen Oberpriesters erniedrigt. Allein seine Träume der Weltherrschaft stimmten mit denjenigen der Päbste so sehr überein, daß sich diese mit ihm verständigen zu können glaubten. Die Römer empfingen Rienzi (1354) anfangs mit großem Jubel. Doch bald schon zeigte es sich, daß das Unglück ihn nicht gebessert habe. Er machte sich durch seine Willkür verhaßt und durch seine Schwankungen verächtlich. Seine Worte drangen nicht mehr zu den Herzen der Römer. In einem Volksaufstande, der gegen ihn angezettelt wurde, erhielt Rienzi eine Wunde. Er suchte sich durch die Flucht zu retten, ward gefangen, zum Richtplatze geschleppt und als er versuchte, noch einmal zum Volke zu sprechen, — erdolcht.

Mag Cola di Rienzi weit entfernt gewesen sein von den Idealen republikanischer Tugend, von welchen uns nur Griechenland und Rom einige Muster bieten, unter den Römern des vierzehnten Jahrhunderts leuchtete er doch strahlend hervor. Seine Verschwendungen und seine anderen Schwächen waren im Verhältnisse zu denen der Päbste und aller übrigen Herrscher jener Zeit sehr gering. Rienzi kannte und würdigte doch das Alterthum, dem Rom seine ehemalige Größe verdankte, wenn er auch selbst kein Cincinnatus, kein Grachus und kein Brutus war, während die Pfaffen und Adeligen, deren Joch die Römer stumpfsinnig trugen, täglich demselben den bittersten Hohn sprachen. Rienzi deutete den Römern doch eine bessere Zukunft an, er rüttelte sie aus ihrem Jahrhunderte langen Schlummer auf, machte sie auf die Gebrechen, unter denen sie litten, aufmerksam, während ihre Pfaffen sich nur bemühten, ihren finstern Aberglauben zu erhalten und die Adeligen nur darnach strebten, das Volk zu unterdrücken.

Nachdem Rienzi gefallen war, sank Rom bald wieder in die frühere Verwirrung zurück, aus welcher der Tribun, in seinen bessern Tagen, es herausgerissen hatte. Der Adel setzte seine Fehden und Gewaltthaten fort. Die Päbste blieben in Avignon und der Römer trug wiederum Jahrzehnte lang ruhig das doppelte Joch des Adels und des Pfaffenthums.

Um dieselbe Zeit, da Rienzi als Flüchtling im Auslande umherirrte (1350), ging Clemens VI. mit dem Plane um, die Romagna, welche bis dahin nur zum Scheine den Päbsten huldigte, wirklich zu unterwerfen. Doch die kleinen Tyrannen: die Malatesta zu Rimini, die Ordelaffi zu Forli, die Pollenta zu Ravenna, die Manfredi zu Faenza und andere waren auf ihrer Hut. Sie verstanden sich auf die Künste des Krieges und des Betrugs gleich gut. Die einzige Folge dieser päbstlichen Bestrebungen war, daß die Pepoli, als sie befürchteten, aus dem Besitze Bologna's verdrängt zu werden, diese Stadt an den Tyrannen von Mailand, den Erzbischof Johann Visconti verkauften, welcher sie im Frieden behielt. Dieser ungünstige Ausgang hielt den Nachfolger Clemens' VI., den Pabst Innocenz VI., nicht ab, einen zweiten Versuch zur Unterwerfung der Romagna zu wagen. Er schickte den Cardinal Egidio Albornoz (1353) dahin ab, welcher im Laufe von zwölf Jahren durch List und Gewalt die ganze Provinz und selbst Bologna dem päbstlichen Stuhle unterwarf. Allein so lange die Päbste in Avignon hausten, war ihre Macht in Italien gering. Die Kriege, welche sie namentlich mit den Visconti's in Mailand führten, waren für die Romagna im höchsten Grade verderblich.

Nicht das Wohl eines Volkes, sondern der eigene Nutzen oder die Befriedigung irgend einer gehässigen Leidenschaft bildete den Beweggrund der Päbste. Die Bitten der Römer hätten weit dringender, das Elend der Romagnolen noch furchtbarer sein können, dadurch wäre niemals ein Pabst bestimmt worden, Avignon zu verlassen. Allein die Rücksicht auf ihre persönliche Sicherheit führte die Päbste endlich nach Rom zurück.

Nach dem Frieden von Bretigni, welcher den Kriegen zwischen England und Frankreich für einige Zeit ein Ende machte, warfen sich die aus dem Dienste entlassenen Söldner auf die Provence und wurden namentlich von den zu Avignon befindlichen Schätzen des Pabstes und der Cardinäle angezogen. Mehreremale mußte Innocenz VI. mit hohen Geldsummen den friedlichen Abzug beutelustiger Militär-Compagnien erkaufen. Sein Nachfolger Urban V. wurde dadurch bewogen, seinen Sitz nach Rom zu verlegen (1364). Doch kaum war er daselbst angelangt, kaum hatte er sich mit den italienischen Verhältnissen einigermaßen vertraut gemacht, als er auf die Bitte der in Avignon zurückgebliebenen Cardinäle, dahin wiederkehrte (1370). Gregor XI., geängstigt durch neue Söldnerbanden, welche Avignon bedrohten, verlegte endlich (1376) den Sitz des Pabstthums nach Rom zurück. Die Romagna befand sich dazumal in vollem Aufstande. Die Florentiner, welche der Pabst zum Kriege gereizt hatte, waren in diese Provinz eingefallen und das Wort Freiheit, welches sie den Romagnolen entgegenriefen, wirkte zauberisch. Das verhaßte römische Joch wurde aller Orten abgeworfen. Vergeblich wütheten die päbstlichen Legaten und Feldherren mit unerhörter Grausamkeit. Umsonst blieben die Blutbäder von Forli und Cesena. Sie bewiesen nur der erstaunten Welt, daß die Päbste und ihre Diener der Abschaum der Menschen seien. In Forli hatte ein Kriegsmann, Hawkwood, befehligt. In Cesena ließ aber der Cardinal von Genf, der später unter dem Namen Clemens VII. den päbstlichen Stuhl bestieg, fünftausend Menschen, Männer, Frauen und Kinder abschlachten. Als Gregor XI. nach Rom zurückgekehrt war, gelang es ihm zwar, Bologna wieder zu gewinnen, allein nach seinem Tode (1378) entstand das sogenannte große Schisma, zu deutsch Kirchenspaltung, welches die Angelegenheiten des Pabstthums und des Kirchenstaates von neuem in die größte Verwirrung brachte.

Die Stadt Rom stand, nach den Zeiten Rienzi's, abwechselungsweise unter dem Drucke stolzer Aristokraten oder ehrgeiziger Demagogen, welche versuchten in die Fußtapfen Rienzi's zu treten, ohne dessen Schwung und dessen Beredtsamkeit zu besitzen. Zur Zeit, da Gregor XI nach Rom zurückkehrte, leiteten dreizehn Bannerherren, welche von den dreizehn

Quartieren gewählt wurden, die Angelegenheiten der Stadt. Die Päbste, welche von Avignon und Rom aus sich gegenseitig verfluchten, mußten jedermann die Frage nahe legen, ob der heilige Geist sich gespalten habe, oder ob es eine Fabel sei, daß derselbe sich mit den Pabstwahlen mehr beschäftige, als mit den Wahlen von Räuberhauptleuten, Königen und anderen Bedrückern der Menschheit. Die Herrschaft der in Avignon lebenden Päbste reichte natürlich nicht nach Rom und in den Kirchenstaat hinein. Doch auch die in Rom wohnenden Päbste empfanden in ihrer unmittelbaren Nähe die Folgen des erschütterten Glaubens an ihre göttliche Einsetzung. Bonifacius IX. unterwarf sich zwar Bologna und Perugia nach dem Tode Gian Galeazzo's von Mailand, auch gelang es ihm, die republikanischen Formen aus der städtischen Verwaltung Rom's zu entfernen. Allein bei seinem Tode (1404) erhoben sich die Bürger in wildem Aufruhr, unter der Führung der Savelli und der Colonna, und bewiesen dadurch, daß sie das päbstliche Joch nicht ruhig zu tragen geneigt seien.

Die Kirchenversammlung von Constanz machte dem Schisma ein Ende (1417). Die Angelegenheiten der Kirche und namentlich das Concilium von Basel (1431—1448) beschäftigten aber die Päbste so sehr, daß ihnen wenig Zeit und Kraft übrig blieb, Rom und den Kirchenstaat unter ihr Joch zu beugen. Erst Nicolas V. (1447—1455) legte den Römern dadurch ein Gebiß an, daß er die Engelsburg erbaute, von welcher aus er die Stadt beherrschte. Unter seiner Regierung machte Porcari einen Versuch, die republikanische Staatsform in Rom wiederherzustellen; umsonst, denn die Römer hatten unter dem Joche eines verächtlichen und abgeschmackten Pfaffenthums die frühere Begeisterung für die höchsten Güter des Lebens verloren. Porcari und seine Genossen wurden aufgehängt und der anmaßliche Nachfolger Christi band den Römern das Joch nur noch fester auf. Unter den vielen Scheusalen, welche auf dem päbstlichen Throne saßen, war Alexander VI. eines der fluchwürdigsten. Er und seine Kinder, Cäsar Borgia, der Herzog von Gandia und Lucretia Borgia, wälzten sich im Schlamme der niedrigsten Verbrechen. Vater und Söhne, welche in Blutschande mit Tochter und Schwester lebten und von denen jeder sich des Giftes und des Dolches häufig bediente, sogar der Bruder gegen den Bruder *), — zeigten der Welt, was das Pabstthum Göttliches und das Priestercölibat Heiliges in sich trage. Eine Stadt und ein Land, welche Beispiele vor Augen hatten, wie Alexander VI. und Cäsar Borgia sie gaben, mußten natürlich in immer tiefere sittliche Erniedrigung versinken. Eifriger als die meisten übrigen Päbste suchte Alexander VI. seine Kinder mit Reichthümern und Ehrenstellen zu überschütten. Sein Plan ging namentlich dahin, die Romagna, welche sich seit den Zeiten des Cardinals Albornoz fast ganz unabhängig gemacht hatte, wieder zu unterwerfen und dieselbe unter dem Titel eines Fürstenthumes seinem Sohne, Cäsar Borgia, zu übergeben. Ludwig XII. von Frankreich hatte ihm dazu seine Hülfe versprochen. Seit Jahrhunderten war die Romagna der Schauplatz nie endender Fehden und Kriege gewesen. Die Unfruchtbarkeit und das tödtliche Clima mancher Gegenden derselben sind heutzutage noch die Folgen der fortgesetzten Verwüstungen und Vernachläßigungen früherer Zeiten. Mit Hülfe von achtzehnhundert französischen Reitern und viertausend schweizerischen Söldnern, die ihm Ludwig XII. sandte, unterwarf Cäsar Borgia die Romagna. Zuletzt fiel Faenza (1501). Astorre III. de Manfredi, der junge Herr dieser Stadt, ergab sich unter der Bedingung, daß es ihm frei stehe, sich zu verfügen wohin er wolle. Cäsar hielt nicht Wort, schickte den jungen Astorre nach Rom, wo er den Borgia's zuerst

*) Der Herzog von Gandia wurde auf Anstiften seines Bruders Cäsar Borgia erstochen und in die Tiber geworfen.

als Mittel zur Befriedigung ihrer viehischen Lüste dienen mußte und dann erdrosselt wurde. Alexander VI. gab der Romagna den Titel eines päbstlichen Herzogthums und verlieh dasselbe seinem Sohne Cäsar. Dieser war jedoch damit nicht zufrieden. Er dachte vielmehr darauf, auch die Mark Ancona und die Provinzen in der unmitelbaren Umgegend Rom's zu erwerben. Unter dem Vorwande, ein päbstliches Urtheil gegen den Herrn von Camerino zu vollziehen, forderte er den Herzog von Urbino, als Lehensmann der Kirche, auf, ihm seine Truppen und Artillerie zur Verfügung zu stellen. Als der arglose Fürst gehorchte, überfiel ihn Borgia, setzte sich in Besitz seiner festen Plätze und zwang den Herzog, aus dem Lande zu fliehen. Darauf lud er den Herrn von Camerino mit zweien seiner Söhne zu einer freundlichen Besprechung ein und ließ, als sie kamen, alle drei erdrosseln. In ähnlicher Weise entledigte sich Cäsar Borgia zweier Herren von Orsini und der Herren von Fermo und Castello. Zur selben Zeit verhaftete sein Vater, der Pabst Alexander VI., den Cardinal Orsini und vergiftete ihn im Gefängniß! Während der Schrecken die Anhänger dieser Herren lähmte, nahm Cäsar Borgia mit bewaffneter Macht deren Städte und Festungen in Besitz. Nachdem alle diese Pläne dem Borgia gelungen waren, schickte er sich an, den Florentinern einige Gränzprovinzen abzunehmen. Aber weiter sollte ihm nichts mehr gelingen. Mitten in seiner verbrecherischen Laufbahn wurde er plötzlich aufgehalten. Das Gift, welches der sogenannte heilige Vater dem Cardinale di Corneto gemischt hatte, um sich seines Nachlasses zu bemächtigen, wurde, aus Versehen, auch ihm selbst und seinem Sohne gereicht. Alexander VI. starb daran (1503). Die beiden Anderen fielen in eine schwere Krankheit, kamen jedoch nach mehreren Monaten mit dem Leben davon. Cäsar Borgia mußte sich durch seine Söldner bewachen lassen, um nicht die Rache seiner zahlreichen Feinde zu empfinden. Bevor er genesen, waren die von ihm vertriebenen Herzoge in ihre Gebiete zurückgekehrt, hatten die Herrschaft Cäsar Borgia's abgeworfen und dessen Heer vollständig geschlagen. Die Venetianer, die Romagnolen und der neue Pabst, Pius III. vereinigten sich gegen den verhaßten Tyrannen! Schneller als sie gegründet worden war, fiel dessen Macht zusammen. Der Pabst Julius II. ließ Cäsar Borgia gefangen nehmen und gab ihm nicht eher seine Freiheit wieder, bis er seine letzte Feste herausgegeben hatte. Der spanische Stattbalter zu Neapel, Gonsalvo de Cordova, zu welchem Cäsar sich flüchtete, sandte ihn als Gefangenen nach Spanien. Cäsar entkam aber aus dem Kerker, fand eine Zuflucht bei dem Könige von Navarra, dessen Schwester er geehelicht hatte und fiel in dem Kriege, den dieser, auf sein Anstiften, gegen Ferdinand den Katholischen begann (1507).

Der Pabst Julius II. vereinigte die Provinzen, welche Cäsar Borgia losgerissen hatte, wieder mit dem Kirchenstaate, fügte neue Eroberungen, namentlich Ravenna und Bologna hinzu und gab ihm dadurch, mit geringen, später eingetretenen Veränderungen, denjenigen Umfang, den er bis zum heutigen Tage hatte. Die Römer besaßen, seit einem Jahrhundert, die Päbste wieder in ihrer Mitte. Die Verwirrung früherer Zeiten gestaltete sich in eine dauernde Schreckensherrschaft um. Die letzten Reste der Freiheit wurden den Bürgern von den Päbsten entrissen. Der Bau der Peterskirche, welchen Julius II. begann, und die Gunst, welche Leo X. den Künsten und einer todten Gelehrsamkeit bewies, waren dem Volke eine schlechte Entschädigung für den Verlust seiner ewigen und unveräußerlichen Rechte.

§ 40. Toscana bis 1434.

Die Geschichte Italiens während des Mittelalters ist deßwegen so bedeutungsvoll, weil sie uns fast alle Staatsformen von dem vereinten kirchlichen und weltlichen Despotismus der Päbste bis zur schrankenlosen Volksherrschaft, wie sie z. B. in Genua stattfand, anschaulich macht, und weil sie klarer als jede andere zeigt, wie die unmittelbare Folge der Freiheit, Wohlstand und Bildung, und die unvermeidliche Begleiterin der Knechtschaft, Armuth und Roheit sind. Die wildesten Ausschweifungen eines von weltlichen und geistlichen Tyrannen verthierten Pöbels wirkten niemals so verderblich, als der systematische Despotismus der Päbste, Könige und Fürsten. Der Aufregung ungebildeter Volksmassen folgte immer bald Erschlaffung nach. In kurzer Zeit war der Schaden, den sie hervorgerufen haben mochten, wieder ausgeglichen und die Stimme der Vernunft fand in den beruhigten Versammlungen der Bürger wieder Gehör. Allein der Despotismus, welcher sich durch Wahl von Seiten einer bevorzugten Classe, wie in Rom und Venedig, oder durch das Erbrecht, wie im Hause der Visconti und der meisten übrigen Fürsten, oft Jahrhunderte hindurch fortpflanzte, und bei welchem heftige Ausbrüche nicht minder selten, als in den wildesten Volksherrschaften vorkamen, ließ auch in den ruhigsten Zeiten dem Flügelschlage der Freiheit keinen Raum. Die Städte des Landes, welches jetzt den Namen „Toscana" führt: Florenz, Pisa, Siena, Arezzo, Pistoja und andere, bildeten im Anfange unsers Zeitabschnittes (1291) unabhängige Freistaaten, welche noch nicht, gleich den lombardischen Städten, der Herrschaft verhaßter Tyrannen anheim gefallen waren. Vor allen blühte Florenz. Zwar dauerte der Kampf der Parteien noch immer fort, doch war er nicht so heftig, daß dadurch der Wohlstand, die Bildung und die Freiheit der Republik untergraben worden wäre. Die Welfen (Guelphen) besaßen, wie in der Regel seit Jahrhunderten, das Uebergewicht in dieser Stadt. Der Adel war von allen Staatsämtern ausgeschlossen. Er rächte sich aber an den Bürgern, welche dieses Gesetz gegeben hatten, dadurch, daß er allen Gesetzen des Staates Hohn sprach. Am bittersten war es für die herrschsüchtigen Ritter, daß sich neben ihnen eine andere bevorzugte Classe geltend machte, deren Einfluß auf ihren Reichthümern beruhte. An der Spitze der Geldbrotzen standen die Cerchi, unter dem Geburtsadel thaten sich die Donati besonders hervor. Wilder, als zu Florenz, tobten in Pistoja die Leidenschaften. Ein Streit zwichen zwei Zweigen der Familie der Cancellieri, in welchen sich die gesammte Bürgerschaft verflechten ließ, theilte die Stadt in zwei feindliche Parteien, von denen die eine die Schwarzen, die andere die Weißen genannt wurde. Die Obrigkeit von Pistoja wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie Florenz zu Hülfe rief. In der Hoffnung, eine Versöhnung zu Stande zu bringen, versetzte der Stadtrath von Florenz die Häupter der Weißen und Schwarzen, welche beide Welfen waren, in seine Stadt (1300). Doch diese Maßregel verfehlte ihren Zweck. Weit entfernt, die Parteiwuth der Pistojer zu beschwichtigen, theilten die Verbannten den Florentinern ihre tobenden Leidenschaften mit. Die Donati, welche die Schwarzen gastlich aufgenommen hatten, ergriffen diese Gelegenheit mit Freuden, den Weißen, deren sich die Cerchi angenommen, feindlich entgegenzutreten. Bald theilte sich Florenz, gleich Pistoja, in zwei Parteien, welche auf keinem höhern Prinzipe, sondern nur auf dem Hasse beruhten, den ihre Häupter sich gegenseitig widmeten. Die schwarzen Welfen trugen in diesem Kampfe den Sieg davon, weil ihr Führer Corso Donati, ein kühner, entschlossener Mann war, dem die ängstlichen Cerchi weder in den Künsten des Krieges, noch der Intrigue, die Spitze

bieten konnten. Mit Hülfe des Pabstes Bonifacius VIII. und Karl's von Valois, eines Bruders Philipp's des Schönen von Frankreich, wurden sechshundert der einflußreichsten weißen Welfen in die Verbannung getrieben (1302), unter ihnen der Dichter Dante, oder richtiger Durante Alighieri, welcher in Folge dieses Staatsstreichs sein ganzes Leben fern von seiner Vaterstadt als unglücklicher Flüchtling zubringen mußte. Zwar fand er an den Höfen der Herren von Verona, della Scala und anderer gibellinischer Herrscher eine Zufluchtsstätte. Sehr wahr sagt aber Dante: „Salzig schmeckt das Brod an fremdem Tische genossen und müde macht es, fremde Treppen zu steigen." Sein hoher Geist wurde von den Zeitgenossen nicht gewürdigt, und seine „Göttliche Comödie" beweist deutlich, wie bitter er die Verbannung und das unstäte Leben des Flüchtlings empfand. Dante war zum Dichter und nicht zum practischen Staatsmanne geboren. So groß seine „Göttliche Comödie" als Dichtwerk erscheint, so irrig und verkehrt waren doch die politischen Ansichten Dante's. Er wähnte, die Christenheit würde unter einem Pabste als kirchlichem und einem Kaiser als weltlichem Oberherrscher glücklich sein, vorausgesetzt, daß Beide sich innerhalb der Schranken ihres Berufes hielten. Er erkannte nicht, daß das Wohl der Völker von Unten herauf und nicht von Oben herab gegründet werden müsse, daß Päbste und Kaiser sich vom Volke keine Schranken ziehen lassen und daß daher, so lange es solche gibt, Willkürherrschaft unvermeidlich ist.

Ungeachtet der schweren Verluste, welche Florenz durch die Verbannung der Häupter der Weißen erlitt, behauptete es sich doch in seiner gebietenden Stellung nach Außen hin und im fortdauernden Aufschwunge seines innern Wohlstandes. An der Tapferkeit Brescia's brach sich die Kriegsmacht Heinrich's VII. An der Staatsklugheit von Florenz scheiterten seine Pläne der Herrschaft über Italien *). Anfangs hatten zwar die Florentiner dem deutschen Könige die Thore ihrer Stadt öffnen wollen. Als sie aber erfuhren, daß Zurückberufung der politischen Verbannten ihnen zur Pflicht gemacht werden solle, überwog der Haß gegen diese. Der Bund, welcher auf Betreiben der Florentiner dem deutschen Könige feindlich entgegentrat, hemmte ihn so lange, bis der Tod seinen Bestrebungen für immer ein Ende machte. Die Florentiner mußten jedoch die Hülfe des Königs Karl Robert von Neapel theuer erkaufen, indem sie ihm auf zehn Jahre (bis Ende 1321) die Dictatur über ihre Stadt einräumten. Pisa, von alten Zeiten her eine gibellinische Stadt, hatte dem deutschen Könige Hülfe geleistet. Kaum war Heinrich gestorben, so brach der Sturm über sie los. Florenz und die übrigen welfischen Städte vermochten aber trotz ihrer Uebermacht nichts gegen die ausdauernde Entschlossenheit der Pisaner und die Kunst ihres Feldherrn Uguccione della Faggiuola. Siegreich gegen die Nachbarstädte erlag Pisa den Ränken und den Gewaltthaten seines Feldherrn, der sich zum Tyrannen der Stadt aufwarf (1314). Uguccione zwang Lucca zum Frieden und machte sich zum Herrn auch dieser Stadt. In der entscheidenden Schlacht bei Montecatini schlug er das Heer der vereinigten Welfen (1315). Er selbst wurde aber bald schon (1316) aus Lucca und Pisa vertrieben, welche Städte seine Tyrannei nicht länger ertrugen. Pisa gewann wieder seine Freiheit, Lucca übertrug dagegen die dem frühern Tyrannen entrissene Gewalt einem andern Herrn: Castruccio Castracani degl' Interminelli, einem der talentvollsten Tyrannen seiner Zeit. Lucca und Pisa hatten kurz nach der Schlacht von Montecatini Frieden geschlossen. Allein der rastlose Ehrgeiz Castruccio's konnte auf die Dauer nicht ohne Krieg sein. Nachdem er sich ein bedeutendes Heer herangebildet hatte, suchte er zuerst Pisa, jedoch ohne Erfolg, in seine Gewalt zu bringen. Später (1325) gelang es ihm, sich Pistoja's zu bemächtigen.

*) Siehe Oben § 38, S. 235.

Wiederholt schlug er die Florentiner, entscheidend bei Altopascio, so daß diese sich nicht anders zu helfen wußten, als indem sie dem Sohne ihres frühern Dictators Karl Robert, dem Herzoge Karl von Calabrien, die Dictatur über ihre Stadt auf zehn Jahre gewährten. Dieser kam (1326) mit zweitausend Reitern nach Florenz, trachtete aber mehr darnach, seine Herrschaft auszudehnen, als den gefürchteten Castruccio aus dem Felde zu schlagen.

Kurz darauf (1327) erschien der deutsche König Ludwig IV. in Italien und ward bald zum Mittelpunkte aller politischen Bestrebungen des Landes. Castruccio, welcher hoffte, mit Hülfe desselben seine Herrschaft zu befestigen und zu erweitern, schloß sich ihm mit allen seinen Kräften an und erlangte bald über den schwachen Ludwig ein so vollständiges Uebergewicht, daß dieser ohne seinen Rath nichts mehr unternahm. Die alte gibellinische Stadt Pisa opferte der König seinem Verbündeten, dem Tyrannen Castruccio, auf. Seit dem Kriege, welchen diese einst so mächtige Stadt mit Florenz geführt, hatte sie einen neuen schweren Verlust erlitten, indem sie die Insel Sardinien, den letzten Ueberrest früherer Größe, an Jakob von Aragonien abtreten mußte, dem sie Bonifacius VIII. verliehen hatte. Nach einer kurzen Vertheidigung fiel Pisa in die Gewalt Ludwig's oder vielmehr Castruccio's, welcher sich der Stadt und ihres Gebietes bemächtigte. Doch seine Herrschaft war nicht von langer Dauer. Castruccio starb (1328) und Ludwig kehrte nach Deutschland zurück. Pisa und Lucca gewannen wieder ihre Freiheit und Florenz wurde nicht länger durch jenen herrschsüchtigen Tyrannen bedroht, welcher seine gierigen Krallen auch nach dieser blühenden Stadt ausgestreckt hatte. Die Gefahren, welche ihr von inneren und äußeren Feinden seit der Zeit der Kämpfe zwischen den weißen und schwarzen Welfen gedroht hatten, waren, ohne bleibenden Nachtheil zu bereiten, an ihr vorübergezogen. Vergebens suchten die verbannten Weißen in die Vaterstadt zurückzukehren. Ihren Bitten setzten die Florentiner ein taubes Ohr, ihren Verschwörungen Wachsamkeit entgegen. Nicht lange konnte sich aber Corso Donati seines Sieges freuen. Denn als er Miene machte, sich zum Beherrscher seiner Vaterstadt aufzuwerfen, wurde er öffentlich angeklagt und entging, nach einem fruchtlosen Versuche Gewalt mit Gewalt abzuwehren, nur durch die Flucht der ihm drohenden Todesstrafe. Die große Gewalt, welche die Florentiner dem Könige Robert von Neapel und seinem Sohne, dem Herzoge Karl von Calabrien, im Drange der Verhältnisse einräumten, hatte für die Stadt nur den Nachtheil, daß das Selbstbewußtsein der Bürger nothwendig leiden mußte bei dem Gedanken, daß sie selbst nicht stark genug seien, sich gegen äußere Feinde zu vertheidigen und daher einem auswärtigen Herrscher die oberste Macht in ihrer Stadt verliehen zu haben. König Robert war in anderen Gegenden zu sehr beschäftigt, als daß er im Stande gewesen wäre, die unumschränkte und erbliche Herrschaft über Florenz, nach welcher er ohne Zweifel insgeheim strebte, an sich zu reißen, und sein Sohn Karl starb zu frühe, um seine deutlich an den Tag gelegten Pläne ausführen zu können. Die Florentiner hatten die Gefahren, womit der Herzog von Calabrien ihre Freiheit bedrohte, bei Zeiten erkannt. Sobald sie durch dessen Tod ihre Selbständigkeit wieder gewannen, beeilten sie sich, ihre Verfassung möglichst zu befestigen. Sie beschlossen, im Jahre 1328, die früher übliche Wahl ihrer Beamten, welche sich alle zwei Monate wiederholte und die Republik in eine fast ununterbrochene Aufregung versetzte, abzuschaffen, und an deren Stelle ein ganz neues System zu setzen. Alle Bürger von untadelhaftem Charakter sollten abwechselungsweise die obrigkeitlichen Aemter versehen. Die fünf öffentlichen Körperschaften: die herrschende Signoria, die Bannerträger des Volksheeres, die Hauptleute der welfischen Gesellschaft, die zwölf guten Männer (buonuomini) und die Consuln der Gewerbe entwarfen, jede für sich allein die Listen aller Bürger, welche über dreißig Jahre alt, von welfischer Abstammung und ihres Erachtens des öffentlichen

Vertrauens werth waren. Eine sechste Liste wurde von den Abgeordneten der verschiedenen Stadtquartiere entworfen. Ueber jeden in diesen sechs Listen enthaltenen Namen wurde in einer Generalversammlung der sechs Körperschaften, welche neunzig Mitglieder zählte, abgestimmt. Nur die Namen derjenigen Bürger, zu deren Gunsten sich achtundsechzig Stimmen aussprachen, wurden in die entscheidende Liste eingetragen. Sämmtliche Namen wurden auf Zettel geschrieben, in Beutel geworfen und nach dem Bedürfnisse gezogen. Auf diese Weise wurden die Signoria (der Stadtrath), die guten Männer (buonuomini), die Consuln der Gewerbe und die Bannerträger der Republik ernannt. Alle zwei Jahre wurden neue Namen zu denen hinzugefügt, welche in den Beuteln zurückgeblieben waren. Die höchste gesetzgebende Gewalt wurde zweien Versammlungen verliehen, von welchen die eine dreihundert, die andere zweihundertundfünfzig Mitglieder zählte. Die erstere, in welcher keine Adeligen zugelassen wurden, hieß der Rath des Volkes, die zweite, in welcher die Hälfte der Mitglieder von Adel sein konnte, ward der Rath der Gemeinde genannt.

Kaum hatte Florenz seine inneren Angelegenheiten wieder etwas geordnet, als der König Johann von Böhmen die Köpfe der Italiener verwirrte. Florenz allein von allen bedeutenderen Städten Ober- und Mittel-Italiens nahm keinen Theil an dem Rausche, dem sich halb Italien damals überließ. Seinen Bestrebungen gelang es, den böhmischen Abenteurer schon bald wieder über die Gränzen der Halbinsel zu schaffen. Von Jahr zu Jahr mehrte sich der Reichthum und der Einfluß des mächtigen Freistaats am Arno. Sein Handel reichte von einem Ende Europa's zum andern. Wie jetzt London, so war damals Florenz der große Marktplatz für Waaren und Geld.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell."

Jene furchtbare Pest, welche in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ganz Europa durchzog, brach zuerst in Florenz aus. Ein noch größeres Elend als diese Seuche, brachte Walther von Brienne, der den Titel eines Herzogs von Athen führte, über Florenz. Bethört durch einige Erfolge, welche dieser Glücksritter im Kriege gegen Pisa errungen, verliehen ihm die Florentiner die höchste bürgerliche und militärische Gewalt ihrer Stadt. Diese benützte Walther, sich zum lebenslänglichen Herrn von Florenz ernennen zu lassen. Bald bereuten die Bürger den unüberlegten Schritt, welchen sie gethan hatten. Allein der Tyrann erfüllte durch zahlreiche Hinrichtungen, die er anordnete, die Stadt mit Schrecken. Nach zehn Monaten seiner Willkürherrschaft wurde er endlich gestürzt (1343). Herr Walther mußte abdanken und mit Schimpf und Schande Florenz verlassen. Zum Danke dafür, daß der Adel mitgeholfen hatte, den Tyrannen zu vertreiben, wurde die Bestimmung getroffen, daß eine gleiche Anzahl Mitglieder aus seinem Schooße und aus dem Volke in die Signoria gewählt werden solle. Mit der zunehmenden Macht des Adels wuchs aber auch sein Uebermuth. Schon zwei Monate nach der Vertreibung des Herzogs von Athen entstand ein furchtbarer Kampf in den Straßen der Stadt zwischen Volk und Adel, in welchem der Letztere den Kürzeren zog. Der Adel wurde von Neuem unfähig erklärt, Staatsämter zu bekleiden. Doch wurden fünfhundertunddreißig Adeligen die Vorrechte der Bürger verliehen.

Unter dem Schutze dieser freien Verfassung genoß Florenz mehrere Jahre hindurch einen Grad inneren Glückes und äußerer Achtung, dessen sich schwerlich ein anderer Staat der Erde erfreute. Die vier Waldstädte der Schweiz hatten dazumal schon das habsburgische Joch abgeworfen, allein sie schwebten in immerwährender Gefahr, ihre junge Freiheit im Kampfe mit übermächtigen Feinden wieder zu verlieren. Ueberdies fehlte den Schweizern

der Schmuck der Künste, die Annehmlichkeit des Wohlstandes und jene höhere Geistesbildung, welche nur die Frucht Jahrhunderte langer Kämpfe zu sein pflegt. Die Eidgenossenschaft war noch auf die Ufer des Vierwaldstättersee's beschränkt. Sie war in den Rath der Nationen noch nicht aufgenommen, vielmehr wurde sie als ein Kleintheil des deutschen Reiches betrachtet. Florenz wurde zwar von den deutschen Königen, wenn diese die Alpen überstiegen, auch dazu gerechnet, allein sie konnten niemals ihre Ansprüche gegen die Republik am Arno durchsetzen, vielmehr wurde ein deutscher König nach dem andern, hauptsächlich durch die rastlose Thätigkeit der Florentiner, von allem entscheidenden Einflusse in Italien abgehalten. Florenz leitete die Angelegenheiten des gesammten Italien's durch seine feine Staatskunst. Von seinen Geldleuten waren viele Fürsten, selbst Könige und Kaiser abhängig und in seinen Mauern blühte die Kunst schöner, als in den volkreichsten Städten Europa's.

Häufige Kriege, welche Florenz mit den Nachbarstaaten, namentlich der von den Visconti's unterjochten Lombardei führen mußte, hielten diese Stadt von Verweichlichung und allzugroßer Ueppigkeit ab. Doch zeigten sich die Folgen des Reichthums schon damals in der Gewohnheit der Florentiner, ihre Kriege größtentheils durch Miethstruppen führen zu lassen. Die Schweizer, welche selbst fochten, erhielten sich ihre innere Freiheit und dehnten die Gränzen ihres gleichen Bundes von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter aus. Dem Mangel an kriegerischer Rüstigkeit ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Florenz später seine Freiheit verlor, und seine Unfähigkeit, die benachbarten Städte zu einem Bunde der Gleichheit mit sich zu vereinigen, trägt die Schuld, daß es nicht, gleich den vier Waldstätten, die volksthümlichen Grundsätze, die es in seinen inneren Angelegenheiten hegte, weiter verbreitete.

Zur Zeit, da Carl der IV. seinen ersten Römerzug unternahm (1354), war Florenz durch Kriege mit Mailand und die Streifzüge zahlreicher Militär-Compagnien in eine bedrängte Lage gebracht worden. In ihrer Verlegenheit hatte sich die Stadt sogar an den deutschen König gewandt, und ihn eingeladen, nach Italien zu kommen. Für diesen Fehler ihrer leitenden Staatsmänner mußte sie büßen, indem sie sich später durch eine große Geldsumme mit dem habsüchtigen Luxemburger abfinden mußte. Carl IV. bestätigte dagegen ihre Verfassung, welche freilich dadurch nicht an Kraft gewann. Bei dem zweiten Römerzuge dieses deutschen Königs kauften Florenz und Pisa sich mit je 50,000 Goldgulden los (1369). Bald darauf (1374) kehrte die Pest, welche früher schon furchtbare Verwüstungen in Florenz angerichtet hatte, mit erneuter Wuth dahin zurück. Auf das Elend der Stadt baute der Pabst, Gregor XI., den Plan, sie zu unterjochen. Der Pest war, wie gewöhnlich, eine Hungersnoth auf dem Fuße gefolgt. Diese vermehrte der verruchte Oberpfaffe künstlich dadurch, daß er von bezahlten Söldnern die Aernten der Florentiner verbrennen ließ! Er hoffte, die Noth der Bürger und die Künste seiner Helfershelfer würden die Florentiner zu einem Aufstand treiben, der ihm Gelegenheit bieten würde, sich der Stadt zu bemächtigen. Doch Gregor XI. täuschte sich in seinen Berechnungen. Die Florentiner, obgleich sonst immer unterthänige Knechte der römischen Oberpfaffen, schlossen, entrüstet über die Tücke Gregor's, ein Bündniß mit mehreren benachbarten Städten, namentlich Sienna, Lucca, Arezzo, Pisa, und sogar mit Barnabas Visconti aus Mailand ab, trugen den Krieg nach der Romagna, bekümmerten sich nichts um die päbstlichen Bannflüche und setzten den Kampf bis zu Gregor's Tode fort (1378). Die Kirchenspaltung, welche kurz darauf eintrat, machte der Gefahr ein Ende, womit Gregor Florenz bedroht hatte.

Das Jahr, in welchem der Krieg der Florentiner mit dem Pabste aufhörte (1378), war auch für die innere Entwickelung ihres Staates von hoher Bedeutung. Schon seit

alten Zeiten bestand in Florenz die welfische Gesellschaft als eine vom Staate anerkannte und mit ansehnlichen Mitteln ausgestattete Behörde, deren Zweck war, die gibellinischen Gesinnungen verdächtiger Bürger auszukundschaften und zu bestrafen. Im Jahre 1347 wurde außer der gibellinischen Gesinnung auch die Verwandtschaft mit Gibellinen für einen Grund zur Ausschließung von öffentlichen Aemtern erklärt. Da der wirkliche Gegensatz zwischen Gibellinen und Welfen längst aufgehört hatte, so bestand die geheime Absicht dieses Gesetzes nur darin, den Besitzern der Staatsgewalt die Macht zu verleihen, ihren persönlichen Feinden allen Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu entziehen. Im Jahre 1357 wurde dieses gehässige Gesetz noch weiter geschärft durch die Bestimmung, daß jeder Gibelline, welcher ein Amt annehme, mit Geld, Gefängniß, oder selbst mit dem Tode bestraft werden solle, und daß der Beweis gibellinischer Gesinnung durch sechs Leumunds-Zeugen hergestellt werde. Später trat noch die Bestimmung hinzu, daß die gibellinischer Gesinnung verdächtigen Bürger ermahnt werden sollten, keine öffentlichen Aemter anzunehmen. Diese „Ermahnung" hatte, wenn sie nicht befolgt, die Bestrafung des ermahnten, und wenn ihr Gehorsam geleistet wurde, die politische Rechtlosigkeit des betreffenden Bürgers zur Folge. Damals standen sich in Florenz zwei mächtige Familien: die Albizzi und die Ricci feindlich gegenüber, welche mit Hülfe dieses Gesetzes sich gegenseitig, je nachdem die eine oder die andere größeren Einfluß in der Gesellschaft der Welfen besaß, verfolgten. Es entstand eine zahlreiche Classe von Bürgern, welche durch die Ermahnung ihrer politischen Rechte beraubt worden waren, die s. g. Ammoniti, und dennoch durch persönliche Thätigkeit, Besitz und gemeinsames Interesse ihre Wünsche geltend machen konnten. Das Gesetz gegen die Gibellinen (die Gegner der Päbste) wurde zur Zeit, da Florenz in offenem Kriege gegen Gregor XI. stand, zur Lächerlichkeit. Dieses hielt übrigens die Albizzi, welche damals die welfische Körperschaft beherrschten, nicht ab, es mit ungewöhnlicher Härte auf ihre persönlichen Feinde anzuwenden. Die Albizzi gründeten ihre Macht auf ihr Einverständniß mit dem Adel und dem größern Theile der Geldprotzen (populani grandi), die Ricci ihren Einfluß auf die Mehrheit des Volkes und einen kleinen Theil der Geldprotzen. Unter ihren Anhängern befand sich namentlich Salvestro de Medici. Er setzte als Gonfalonier durch, daß die alten Gesetze gegen den Adel wieder eingeschärft, die Gewalt der welfischen Gesellschaft eingeschränkt und die von ihr in der letzten Zeit verfügten „Ermahnungen" einer neuen Prüfung unterzogen wurden. Als sich die Albizzi mit ihrem Anhange widersetzten, wurden sie durch die Bürger, welche sich in Masse erhoben, niedergeschlagen. Durch diesen ersten Sieg ermuthigt, verlangte das Volk neue Zugständnisse. Drei Tage lang war Florenz der Schauplatz der heftigsten Bewegungen. Das Volk bemächtigte sich aller öffentlichen Gebäude und war vollständig Herr der Stadt. Die bevorzugten Classen mußten in die Bildung dreier neuer Gewerbe willigen, in welche die früher ausgeschlossenen Hülfsarbeiter der Tuchmacher und die sämmtlichen übrigen Bürger eingereiht wurden. Michael di Lando, ein Tuchkämmer wurde an die Spitze des Staates gehoben und gab das Gesetz, daß die Signoria, der Gonfalonier und die acht Prioren künftig aus der Zahl der größeren, der kleineren Gewerbe und des bisher gänzlich ausgeschlossenen übrigen Volkes genommen werden sollten. Statt sich nach diesen großen Siegen zu beruhigen und von den errungenen Rechten einen guten Gebrauch zu machen, ließen sich die Proletarier verführen, auch gegen ihren treuesten Freund und Genossen, Michael di Lando aufzustehen. Diesem blieb nichts anders übrig als mit Hülfe der alten Gewerbe ihnen die Spitze zu bieten. Wie in unseren Tagen im Juni 1848 zu Paris, wurden die Proletarier (in Florenz Ciompi genannt) von der revolutionären Regierung vollständig besiegt. Die Revolution wurde vor Ausschweifungen bewahrt, allein zugleich ihrer kräftigsten Stützen beraubt. Michael di Lando, der ehrliche Proletarier, in

dessen Hände die gesammte Staatsgewalt gelegt worden war, trat nach Ablauf der kurzen Frist, welche in Florenz dem höchsten Beamten bestimmt war, in das Privatleben zurück. In ihm verloren seine Standesgenossen den einzigen Haltpunkt, der ihnen nach ihrer Niederlage geblieben war. Die drei neuen Gewerbe wurden wieder abgeschafft, d. h. die Proletarier wurden ihrer politischen Rechte beraubt. Die Gewalt kehrte zu der Partei zurück, welche die Anregung zu der Revolution des Jahres 1378 gegeben hatte. Salvestro de Medici und seine Anhänger bemächtigten sich des Staatsruders. Diese gemäßigten Demokraten wurden von den Aristokraten und von den Proletariern zugleich gehaßt und angegriffen. Sie entledigten sich ihres gefährlichsten Gegners, Piero Albizzi, indem sie ihn tumultuarisch hinrichten ließen (1379), konnten sich aber auf die Dauer nicht halten. Schon 1382 riß die vereinigte Partei der Adeligen und der Geldbrotzen wieder die Gewalt an sich. An die Stelle der alten Maschine der Willkür, bei welcher die welfische Gesellschaft die Hauptrolle gespielt hatte, wurde eine neue, einfachere ersonnen. So oft nämlich die herrschende Partei sich gefährlicher politischer Gegner entledigen wollte, setzte sie eine s. g. Balia, d. h. eine aus mehreren ergebenen Mitgliedern zusammengesetzte und mit unbeschränkten Vollmachten ausgestattete Behörde nieder. Diese verminderte die Zahl der kleineren Gewerbe und setzte die aus ihrer Mitte zu erwählenden Beamten von mehr als der Hälfte auf ein Drittheil herab und schickte die Häupter der demokratischen Partei und selbst den hochherzigen Michael di Lando in die Verbannung. Ein halbes Jahrhundert hindurch beherrschte der vereinigte Adels- und Geldbrotzenstand Florenz. Während dieser Zeit unterwarfen sich die Florentiner die Städte Pisa, Arezzo, Cortona und andere. Durch diese Erwerbungen traten sie in ihren Verhältnissen nach Außen hin, wie in ihren inneren Angelegenheiten dem Grundsatze der Gleichheit feindlich entgegen. Ein gleicher Bund, wie zu derselben Zeit die Cantone der Schweiz ihn miteinander schlossen, würde die Macht der Florentiner auf einen dauernden Grund gesetzt haben. Doch die Albizzi und die mit ihnen verbündeten bevorzugten Stände wollten herrschen, wie im Innern, so nach Außen hin. Da sie dem größern Theile ihrer eigenen Mitbürger politische Rechte versagten, konnten sie unmöglich anderen Städten, die ihnen an Macht nicht gleich kamen, gleiche Rechte einräumen. Eine Zeit lang wurden die Aristokraten durch die Furcht vor dem Unwillen des Volkes in gewissen Schranken gehalten. Maso degl Albizzi leitete mit Umsicht und Kraft, allein in der unedlen und gierigen Richtung seiner Partei, von 1382—1417 die Angelegenheiten des Staates. Zu seiner Zeit kaufte Florenz um 200,000 Goldgulden von dem natürlichen Sohne Gian Galeazzo's von Mailand, Gabriel Maria, die Herrschaft über Pisa und trat somit in die Fußtapfen dieser beiden Tyrannen, statt ihrer Schwesterstadt die Freiheit zu geben. Maso's Sohn, Rinaldo, besaß weder die Klugheit, noch die Selbstbeherrschung seines Vaters. Im Laufe des halben Jahrhunderts, welches seit der Revolution des Jahres 1378 verflossen, war die Partei der Demokraten von Jahr zu Jahr durch Handel und Gewerbe begüterter und zahlreicher geworden. Unter ihnen that sich das Haus der Medici besonders hervor. Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts war Giovanni de Medici das angesehenste Mitglied dieser Familie. Er galt für einen der größten Kaufleute seiner Zeit. Zufrieden im Genusse seiner Schätze verschmähte er es, an den Angelegenheiten des Staates einen thätigen Antheil zu nehmen. Von ganz anderer Gemüthsbeschaffenheit war dagegen sein Sohn Cosmos. Er besaß neben der Klugheit seines Vaters unbändigen Ehrgeiz und rastlose Herrschsucht. Er pflog mit Francesco Sforza und anderen Tyrannen seiner Zeit rege Verbindungen und schwang sich bald zum Haupte der demokratischen Partei in Florenz empor. Rinaldo degl Albizzi wollte ihn zum Tode verurtheilen lassen. Mit Hülfe der Bestechung rettete Cosmos sein gefährdetes Leben, wurde

aber auf zehn Jahre in die Verbannung geschickt. Doch schon nach einem Jahre brachte das Loos zahlreiche Anhänger der Mediceer in die Aemter der Republik. Diese bedienten sich gegen die Aristokraten derselben Waffe, deren Streiche ihre Partei so häufig und so bitter empfunden hatte. Sie bewirkten die Ernennung einer ihnen ausschließlich ergebenen Balia (Dictatur). Rinaldo und seine ganze Partei wurden nach einem vergeblichen Versuche, den sie machten, sich zu widersetzen, verbannt, Cosmos von Medici aber zurückberufen. Die Macht der Oligarchen war gebrochen, um so gefährlicher wurde Cosmos von Medici, welchem das bethörte Volk das Ruder des Staates anvertraute (1434).

§ 41. Florenz unter den Mediceern.

Wenn ein Volk sich seine Freiheit rauben läßt, trägt es immer selbst einen Theil der Schuld, denn es sollte lieber bis auf's Aeußerste kämpfen, als sich in Ketten schlagen lassen. Die gefährlichsten Feinde der Menschheit sind übrigens nicht diejenigen, welche an der Spitze zahlreicher Heere auf Eroberungen ausziehen. Diese können selten ein wachsames Volk überraschen und noch seltener ihre Eroberungen einem tapfern Volke gegenüber behaupten. Die fluchwürdigsten aller Despoten sind vielmehr diejenigen, welche unter der Larve der Volksfreundlichkeit, der Gesetzlichkeit und der Menschenliebe die Herrschaft an sich reißen. Wer den Freund an seinem Busen nährt, erwartet nicht von ihm die Todeswunde. Eine jener Schlangen, welche am Busen der Stadt Florenz groß gezogen wurden, war Cosmos von Medici. Wohl mögen die Visconti, die Sforza, die Bentivogli und wie sie alle heißen, die Mörder italienischer Freiheit, mehr Blut als die Mediceer vergossen haben, um sich auf ihre Herrscherſitze hinan zu schwingen und darauf zu behaupten; doch keiner dieser Tyrannen war der Bürger einer durch ihren Freiheitssinn, ihre Bildung und eine ruhmvolle Vergangenheit so ausgezeichneten Stadt, wie Florenz. Sie alle haben an die Stelle einer ausgearteten Regierungsform eine andere gesetzt, welche, wenn auch im Prinzipe schlechter, doch durch die verstärkte Thatkraft, die sie ihr einhauchten, einigermaßen die Uebel, die sie brachten, mit denjenigen, die sie beseitigten, ausglichen. Florenz aber war nicht von jenen Leidenschaften zerrissen, wie Mailand, Verona und andere Städte Ober-Italien's, welche in die Gewalt frecher Tyrannen fielen. Wohl hatten die verbundenen Adeligen und Geldprotzen seit dem Sturze der demokratischen Verfassung die Bürger unter ein hartes Joch gebeugt, allein noch lebte unter diesen ein feuriger Geist der Freiheit. Als sie den Cosmos von Medici in die Vaterstadt zurückriefen, bewiesen sie durch die Vertreibung ihrer früheren Bedrücker deutlich genug, daß sie den Willen und die Kraft besäßen, ihre Freiheit zu behaupten. Ein Jahrzehente hindurch fortgesetztes, von Vater auf Sohn vererbtes System verruchter Heuchelei war erforderlich, die kräftigen Ueberreste der Freiheitsbegeisterung aus den Gemüthern der Florentiner zu verdrängen.

In früheren Zeiten hatte Florenz mehr als einmal Tyrannen gehabt, allein niemals längere Zeit hindurch deren Joch getragen. Der Druck, den die Albizzi ausgeübt, hatte wenigstens den Schein Rechtens, indem die Aristokraten und Geldprotzen immer im Namen des Volkes, das sie beherrschten, handelten und die gesetzlichen Formen der Republik beobachteten. Durch die Erhebung des Cosmos von Medici änderte sich dieses wesentlich. Cosmos war nicht damit zufrieden, alle Führer der gestürzten Oligarchie in die Verbannung zu schicken, er ließ auch mehrere hinrichten. Sechsmal im Laufe von zwanzig Jahren bediente er sich der Dictatur (Balia), um seine Herrschaft mehr und mehr unumschränkt zu machen. Erst im Jahre 1455 stellte er das alte Gesetz in Betreff der Ernennung der obrigkeitlichen Personen zum Scheine wieder her, sorgte aber dafür, daß der Name keines Mannes in die

Beutel kam, der ihm und seiner Familie gefährlich werden konnte. Mit Hülfe einer, im Jahre 1458 ernannten Balia vernichtete Cosmos die letzten Reste des Freimuthes, welche sich unter seiner Herrschaft erhalten hatten. Allein er baute Kirchen und Klöster und gewann dadurch die Pfaffen für sich. Er besaß ein Vermögen von beiläufig zweimalhundertfünfunddreißigtausend Goldgulden *) und verwendete seine Einkünfte Jahr ein Jahr aus zum Zwecke der Befestigung seiner politischen Stellung. Dem Stande der Arbeiter gab er Beschäftigung, Künstler und Gelehrte gewann er durch reiche Spenden und da er, außer seinem Privatvermögen, auch über den Staatsschatz von Florenz verfügte, fehlte es ihm nicht an Mitteln, sich Günstlinge, Schmeichler und Anhänger zu erkaufen, während er seine Gegner, und namentlich die Männer der Freiheit, als Verbrecher bestrafte. Dreißig Jahre lang übte Cosmos die unbeschränkte Gewalt, die er in Florenz besaß, mit solchem Nachdrucke und zugleich mit solcher Klugheit aus, daß er dieselbe auf seinen Sohn, gleich seinen Palästen, seinen Waarenlagern und seinen Landgütern vererbte (1464).

Die Schmeichler der Mediceer haben dem Stifter dieses Hauses alle erdenklichen Tugenden nachgerühmt und die Wohlthaten, die er den Florentinern erzeigt haben soll, in den Himmel erhoben. Unstreitig war Cosmos ein geschickter Kaufmann und ein scharfsichtiger Staatsmann; auch besaß er Sinn für Künste und Wissenschaften. Doch alle seine Talente dienten dem Ehrgeize und der Herrschsucht und bewirkten nur, daß es ihm leichter wurde, sich zum Tyrannen von Florenz aufzuwerfen. Es ist lächerlich, von Wohlthaten da zu sprechen, wo jede That nur Mittel war zum Zwecke der Knechtung einer hochgebildeten freien Stadt. Alle Wohlthaten, welche einem Volke erwiesen werden, können niemals den Verlust seiner Freiheit aufwiegen. Uebrigens muß man ein Fürstenknecht sein, um Wohlthat zu nennen, was höchstens Pflichterfüllung ist. Cosmos von Medici wurde durch das Vertrauen des Volkes an die Spitze des Staates gestellt, um dessen Interessen zu fördern. Statt dieses zu thun, strebte der Verräther nur darnach, seiner Herrschsucht und seinem Ehrgeize zu fröhnen. Wenn nebenbei Florenz nach Außen hin mit Kraft vertreten und im Innern durch blutige Gewaltmaßregeln zu einer zweideutigen Ruhe gebracht wurde, so mag dieses wohl den Talenten, nimmermehr aber dem Charakter des Mediceers zur Ehre gerechnet werden. Was Cosmos im Gebiete der Künste und Wissenschaften leistete, würde schwerlich irgend ein Geschichtschreiber erwähnen, hätte er nicht auf demjenigen des Staates eine Rolle gespielt. Nicht was er den Künstlern und Gelehrten, sondern was er dem Volke der Florentiner war, entscheidet über seinen Werth oder seinen Unwerth. Daß Schmeichler und verblendete Volksmassen ihn „Vater des Vaterlandes" nannten, kann dem Geschichtschreiber, welcher nicht schmeichelt und auf dem Standpunkte unparteiischer Forschung steht, nicht maßgebend sein. Cosmos von Medici gehört zu jener Classe von Menschen, welche die Griechen mit dem Namen von Tyrannen brandmarkten. Er war klüger und feiner gebildet, als Dionysius von Syrakus oder Galeazzo Visconti von Mailand, aber nicht weniger ehrgeizig und herrschsüchtig, als einer von beiden. Je höhere Talente ihm zu Gebote standen, desto größer mußte seine Selbstsucht sein, und desto schwächer seine edleren Gefühle, damit er von der Bahn des tugendhaften Bürgers auf den Irrweg eines Tyrannen gerathen konnte.

*) Der Goldgulden betrug dazumal sechs rheinische Gulden oder ½ Pfund Sterling, da torgens oor der Entdeckung Amerika's das Geld weit seltener war, als in unseren Tagen und die Zahl reicher Leute viel geringer, so konnte Cosmos mit seinem Vermögen weit mehr leisten, als im neunzehnten Jahrhunderte möglich gewesen wäre. Seine Geldmittel standen etwa auf derselben Höhe, wie in neuerer Zeit diejenigen der Familie Rothschild

Ungeachtet der einzige Sohn, welchen Cosmos von Medici hinterließ, Piero, körperlich schwach und ohne Talente war, wurde er doch von den feilen Anhängern seines Vaters an dessen Stelle gesetzt. Er begann seine Laufbahn damit, daß er zahlreiche Anleben, wodurch sich sein Vater Anhänger in Florenz geworben hatte, mit Strenge zurückforderte. Viele Schuldner der Mediceer wurden dadurch zu Grunde gerichtet. In Staatsangelegenheiten nahm Piero, so lange er seine Gewalt nicht für befestigt hielt, die Maske der Milde vor. Schon im Jahre 1466 brachte er es aber mit Hülfe seiner Söldner und Anhänger dahin, daß eine aus seinen Geschöpfen zusammengesetzte Balia ernannt wurde. Durch diese ließ Piero alle Bürger, welche sich als Freunde der Freiheit und folgeweise als seine Feinde zu erkennen gegeben hatten, in die Verbannung schicken. Dieser Staatsstreich befestigte die Gewalt der Mediceer über Florenz. Zwar war ganz Italien seit dem Jahre 1434 mit florentinischen Verbannten angefüllt worden. Doch die Mediceer hatten das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht. Um sich der Herrschaft über Florenz zu versichern, verband sich Piero (1467) mit dem Könige von Neapel und dem Herzoge von Mailand. In beständiger Furcht vor inneren Unruhen und den Umtrieben der zahlreichen Verbannten, verfolgte Piero mit äußerster Grausamkeit alle Bürger, gegen welche er Verdacht hegte. Noch schlimmer, als er selbst, wütheten seine verhaßten Günstlinge und Schergen, denen er keine Schranken zu ziehen vermochte.

Nach seinem Tode (1469) folgten ihm seine beiden Söhne, Lorenzo und Juliano, wie in dem Vermögen, das Piero geerbt und gesammelt, so auch in der Herrschaft über die Florentiner nach. Lorenzo zählte erst einundzwanzig, Juliano sechzehn Jahre. Eine ziemlich lange Zeit verging, ohne daß die beiden Brüder die Schattenseiten unumschränkter und unrechtmäßiger Herrschaft kennen lernten. Zwei Aufstände, welche zu Prato und Volterra stattfanden, wurden ohne Mühe erdrückt. Endlich (1478) brach eine mühsam vorbereitete Verschwörung aus, an welcher, außer dem reichen Hause der Pazzi, der Pabst Sixtus IV., dessen Neffe Girolamo, Graf von Riario, der Erzbischof Salviati von Pisa und mehrere andere bedeutungsvolle Männer Antheil nahmen. Die Verschworenen hatten verabredet, die beiden Brüder Medici im Augenblicke, da der Priester die Monstranz erheben würde, niederzustechen. Sie bewiesen dadurch deutlich, daß sie, obgleich zum Theile Geistliche, an die bedeutendste Handlung des katholischen Gottesdienstes nicht glaubten. Nimmermehr hätten sie sonst den Augenblick zu ihrer That wählen können, da, nach der Fabel der Pfaffen, sich der Brodteig in Gott verwandelt. Juliano wurde erdolcht. Lorenzo rettete mit Mühe sein gefährdetes Leben. Während die beiden Brüder in der Domkirche angegriffen wurden, rückte der Erzbischof Salviati mit einer Schaar Verschworener vor den Palast der Signori, besetzte denselben, benahm sich aber dabei so ungeschickt, daß die Beamten Argwohn faßten und sich zur Wehr setzten. Die Verschworenen wurden zerstreut, der Erzbischof Salviati in seiner geistlichen Kleidung an einem Fenster des Palastes aufgehängt. Jakob und Franz Pazzi hatten dasselbe Schicksal. Mehr als siebenzig andere Personen wurden hingerichtet. Das Volk von Florenz erhob sich zu Gunsten der Mediceer. Unter dem Rufe: „Palle! Palle!“ d. h. Kugeln! Kugeln! sammelte es sich und schlug die Verschworenen in die Flucht. Sechs goldene Kugeln bildeten nämlich das Familienwappen der Mediceer. Drei bezeichnen heute noch die Wohnung der Pfandverleiher. Mit Recht führten die Mediceer als zwiefache Wucherer auf dem Gebiete des Handels und des Staates sechs Kugeln in ihrem Wappen.

Ich bin kein Freund der Tyrannei, auch der verwerflichste und schändlichste aller Menschen hat doch noch Menschenrechte. Der Zweck der Verschworenen bestand nicht darin, an die Stelle einer tyrannischen Herrschaft die Freiheit zu setzen, sondern nur, den Florentinern

andere, wahrscheinlich grausamere und rohere Herrscher zu geben. Die Ermordung Juliano's von Medici und der Angriff auf das Leben Lorenzo's war daher jedenfalls, nach allgemeinen Grundsätzen sowohl, als dem Strafrechte der Florentiner, ein Verbrechen. Allerdings war der s. g. „Stellvertreter Gottes auf Erden," Pabst Sixtus IV., das eigentliche Haupt der Verschwörung, allein dies beweist nur, daß dieser, wie alle übrigen Päbste, sich eines schamlosen Betruges schuldig machte, indem er sich anmaßte, Gott auf Erden zu vertreten. Allein die verdummten Christen des fünfzehnten Jahrhunderts wurden durch diese und andere päbstliche Schandthaten nicht abgehalten, die von den Pfaffen zur Befriedigung ihrer Leidenschaft erfundenen Fabeln zu glauben, oder wenigstens den Schein anzunehmen, als hielten sie dieselben für Wahrheit. Vernünftigerweise hätte der Pabst, der Verbrecher, dem schwer beleidigten Lorenzo Genugthuung geben müssen. Allein weit entfernt, dieses zu thun begann der freche Pabst, nach dem Mißlingen der Verschwörung, offenen Krieg gegen Florenz. Er machte nicht einmal den Versuch, sich wegen seiner offenkundigen Theilnahme an der Verschwörung zu entschuldigen, vielmehr hielt er sich an einen unbedeutenden Nebenpunkt und tobte darüber, daß der Erzbischoff von Pisa aufgehängt worden sei. Er verlangte die Auslieferung Lorenzo's von Medici und aller derjenigen, welche bei der Hinrichtung Salviati's thätig gewesen seien und excommunizirte ganz Florenz, als diesem Verlangen nicht Folge geleistet wurde. Umsonst baten und flehten die Florentiner um Vergebung. Der Pabst verband sich mit dem Könige Ferdinand von Neapel und führte mit eisernen Waffen Krieg, da die Florentiner nicht dumm genug waren, sich vor seinen geistlichen zu beugen. Lorenzo reiste persönlich nach Neapel und überzeugte dort den König, daß der Krieg wider Florenz zwar der Herrschsucht des Pabstes, allein keineswegs den wohl erwogenen Interessen des neapolitanischen Königshauses entspreche. Zum Glücke für die Florentiner machten die Türken um diese Zeit einen Einfall in Italien, welcher den Pabst in nicht geringen Schrecken versetzte. Jetzt erst nahm er die Unterwerfung der Florentiner an (1481). Eine feierliche Gesandtschaft wurde nach Rom geschickt, um sich Verzeihung von dem Urheber der Verschwörung, deren Opfer Juliano de Medici geworden war, zu erbitten. So wenig galt dazumal der Menschenverstand und das ungetrübte Gefühl für Recht und Unrecht! Die Stellung, welche der Urheber der Verschwörung und sein Gehülfe, Salviati, im Leben einnahmen, g[illegible] den Ausschlag. Die That, welche die Familie der Mediceer und alle Anhänger ders[illegible] in die tiefste Trauer versetzte, wurde darüber gänzlich vergessen. Freilich konnten die M[illegible]er, deren Herrschaft auf der Verkehrung aller richtigen Begriffe und Gefühle ruhte, eine [illegible]re Auffassung der Verhältnisse und eine richtige Würdigung derselben nicht wünschen. Auch ihre Herrschaft, gleich derjenigen des Pabstes, stützte sich auf Betrug und Gewaltthat.

Der Einfluß, welchen Lorenzo auf die gesammten Angelegenheiten Italien's und die Gewalt, die er in den innern Angelegenheiten von Florenz besaß, nahm nach dem Abschlusse des Friedens mit Neapel und dem Pabste zu. In besonders freundschaftlichen Beziehungen stand Lorenzo mit dem Nachfolger Sixtus' IV., dem Pabste Innocenz VIII. Zum Scandale der ganzen Welt, ernannte dieser den zweiten Sohn Lorenzo's, Johann de Medici, im Alter von dreizehn Jahren, zum Cardinale. Während Lorenzo seine Verbindung nach Außen hin erweiterte und befestigte, gab er den letzten Resten republikaischer Formen in Florenz den Todesstoß. Mit wahrer Schlangenklugheit nützte er den Augenblick, da die Florentiner über den Abschluß des Friedens mit Neapel in einem Freudentaumel befangen waren, die zwei gesetzgebenden Versammlungen der Republik: den Rath des Volkes und den Rath der Gemeinde abzuschaffen, und deren Verrichtungen einem bleibenden Senate, welcher aus siebenzig seiner Geschöpfe bestand, zu überweisen. Diesem feilen Senate wurde auch die

Ernennung der Gonfaloniere (Bannerträger) und der Vorsteher der Gewerbe zugetheilt. Die ganze Staatsgewalt, welche die Mediceer früher im Namen des getäuschten und geknechteten Volkes ausgeübt hatten, lag von dieser Zeit an (1480) in ihren Händen. Mit äußerster Strenge wachte Lorenzo darüber, daß sich keiner der Beamten des Staates erlaubte, irgend etwas in eigenem Namen oder nach eigener Ueberzeugung zu thun. Jede ihrer Handlungen mußte auf den Namen des Herrschers zurückgeführt werden und der Ausdruck seines Willens sein. Wie er seiner Herrschsucht die Personen der Florentiner unterordnete, so beutete seine Habgier deren Reichthümer aus. Lorenzo von Medici hielt es nicht für unvereinbar mit seiner Herrscherwürde, die Handelsgeschäfte seiner Vorfahren weiter zu betreiben. Allein vertieft in Staatsangelegenheiten versäumte er, genaue Aufsicht über seine Factoren und Buchhalter zu führen. Diese ahmten ihrem Dienstherrn nach, gaben Feste, wie er, verschwendeten gleich ihm und betrieben nur nebenher die Geldgeschäfte. Eine Zeit lang deckte der Credit und das Vermögen der Mediceer diese Fehler zu. Doch auf die Dauer konnte eine so heillose Wirthschaft nicht bestehen. Lorenzo von Medici, der Beherrscher von Florenz, der Freund des Pabstes und der Genosse der mächtigsten Könige der Erde — wurde zahlungsunfähig (1490). Er wußte sich aber zu helfen. Florenz, welches das Leben und die Freiheit seiner Bürger zur Verfügung der Mediceer gestellt hatte, konnte ihm seine Schätze nicht versagen. Es mußte die Schulden seines Tyrannen bezahlen und da auf gerader Bahn dies nicht bewirkt werden konnte, schämte sich Lorenzo nicht der niedrigsten Schleichwege. Die Florentiner Münze wurde entwerthet, der Zinsfuß der Staatsschuld herabgesetzt, sogenannte fromme Stiftungen geplündert, um einen Bankbruch des Mediceers abzuwenden. Lorenzo zog sich aus dem Handel zurück, aber nicht als redlicher, armer Mann, sondern als ein reicher Betrüger. Mit den Capitalien, welche er rettete, kaufte er unermeßliche Landgüter an. Er blieb, nach wie vor, reich. Florenz büßte für die Habgier Lorenzo's, nachdem es zuvor schon die Herrschsucht der Mediceer bitter empfunden. Kaum hatte Lorenzo auf diese schamlose Weise seine Vermögensangelegenheiten geordnet, so starb er, im Alter von vierundvierzig Jahren (1492). Schmeichler haben ihn den „Prachtvollen" (magnifico) genannt. Die unparteiische Geschichte brandmarkt ihn mit dem Namen eines Tyrannen. Die Streiche, welche sein Großvater Cosmos gegen die Freiheiten der Florentiner führte, drangen nicht so tief, als diejenigen des Enkels. Cosmos hatte doch die Formen der Republik geachtet. Lorenzo zerbrach auch diese. Nach Cosmos' Tode mochte immerhin Florenz sich wieder seiner alten Freiheit bemächtigen, nicht so, nachdem Lorenzo geherrscht hatte. Er gab der edelsten und geachtetsten aller italienischen Republiken den Todesstoß. Nach ihm konnte Florenz sich nie wieder zum ruhigen Genusse bürgerlicher Freiheit erheben. Lorenzo besaß alle Fehler seines Großvaters, aber nicht dessen Mäßigung und Umsicht. Unter den Tyrannen seiner Zeit mag Lorenzo einer der gebildetsten und der am Wenigsten blutdürstigen gewesen sein. Allein damit ist zu seinem Lobe nichts gesagt, denn sie gehörten alle zum Abschaume der Menschheit. Manche Schriftsteller, welche das öffentliche Leben Lorenzo's bitter tadeln, rühmen wenigstens sein Privatleben. Wäre Lorenzo Privatmann gewesen, so wäre er ohne Zweifel als Schwindler und Betrüger bestraft worden, da er durch die schimpflichsten Mittel sich der Bankbrüchigkeit entzog. Von allen Ansprüchen auf Achtung bleibt Lorenzo nur derjenige, welcher sich auf seine Begünstigung von Künsten und Wissenschaften gründet. Diese wollen wir ihm nicht schmälern. Doch wiegt dieser nicht schwer im Verhältnisse zu seinen Verbrechen und Schandthaten.

Pietro, der älteste der drei Söhne Lorenzo's, nahm ohne Schwierigkeit Besitz von der Gewalt, die sein Vater an sich gerissen hatte. Nur den ausgezeichneten Talenten

seiner Vorfahren war es gelungen, Florenz unter das Joch der Knechtschaft zu beugen. Sobald die Bürger bemerkten, daß Pietro solche nicht besitze, brach der Unwille gegen ihren Tyrannen bei der ersten Gelegenheit, die sich darbot, in lichten Flammen aus. Besonders zog sich Pietro dadurch die Unzufriedenheit der Florentiner zu, daß er sich gegen Karl VIII. mit dem Pabste Alexander VI. verband und so ohne alle genügende Schutzmittel den Staat den größten Gefahren preis gab. Als das französische Heer sich Florenz näherte, eilte Pietro in das feindliche Lager und warf sich dem stolzen Könige der Franzosen zu Füßen. In feiger Furcht überlieferte er dem Könige die Festungen seines Landes und die Stadt Pisa. Entrüstet über diese schimpfliche Nachgiebigkeit ihres Herrschers, versagten ihm die Florentiner den Eintritt in den Palast der Signoria. Vergeblich suchte Pietro's entschlossener Bruder, der Cardinal Johann, die Anhänger seiner Familie durch den Ruf, welcher früher so gute Wirkung gethan hatte, um sich zu sammeln. Die Kugeln (Palle) waren in Mißcredit gerathen. Die Mediceer mußten aus Florenz fliehen. Die Thore der Stadt wurden hinter ihnen geschlossen (1494). Die republikanische Regierungsform wurde wieder hergestellt. Karl VIII., welcher mit seinem Heere in Florenz einrückte, erkannte die Republik an. Doch im Laufe jener sechzig Jahre, welche die Florentiner unter der Herrschaft der Mediceer zugebracht, hatten sie ihre besten Kräfte verloren. Die edelsten Söhne der Stadt waren in der Verbannung gestorben, oder hatten in fernen Ländern eine zweite Heimath gefunden. Nach der Vertreibung der Mediceer wurden zwar die politischen Verbannten zurückgerufen; doch konnten die Todten nicht wieder belebt, die durch Jammer und Elend vor der Zeit alt gewordenen, nicht wieder verjüngt werden. Die heranwachsenden Geschlechter waren im finstersten Aberglauben, den die Mediceer auf's Eifrigste förderten, erzogen worden. Nach Pietro's Vertreibung hatten die Florentiner zwar keinen Herrn mehr, allein sie waren der Freiheit unfähig geworden. Der klare, ruhige Blick, die richtige Würdigung der Verhältnisse, die begeisterte Liebe zur Freiheit, welche früher die Florentiner so sehr ausgezeichnet hatten, fanden sich nicht mehr im Schooße ihrer entarteten Stadt. Nach wie vor waren ihre Bürger leicht zu erregen, allein nicht die Sorge für die Befestigung der wiedergewonnenen Freiheit, nicht das Streben, dem geschwächten Staate neue und starke Stützen zu geben, nein! die Reden eines fanatischen Mönches waren es, mit welchen sich die Florentiner in jener bedeutungsvollen Zeit beschäftigten. Girolamo Savonarola, ein Dominikanermönch, der sich schon zur Zeit Lorenzo's als Kanzelredner ausgezeichnet hatte, ward der Mittelpunkt, um den ganz Florenz sich bewegte. Er nannte sich „das erwählte Werkzeug des Allmächtigen," die Verworfenheit der Zeit und das Verderbniß der Kirche Christi anzuklagen und deren bevorstehende Züchtigung zu verkünden. Von der Kirche ging er zum Staate über und donnerte, namentlich zu Pietro's Zeiten, gegen die Anmaßungen der weltlichen Machthaber. Auf diese Weise hatte er nicht wenig zur Vertreibung der Mediceer beigetragen. Sein Anhang bildete unter dem Namen Frateschi oder Piagnoni (die Partei der Mönche oder der Büßenden) die stärkste unter den Parteien von Florenz. Neben ihr wirkten die Compagnacci oder leichten Gesellen für die Bildung einer Oligarchie. Am schwächsten war die Partei der Mediceer. Sie mußte sich im Verborgenen halten und wurde daher mit dem Namen der Grauen (bigi) bezeichnet.

Es giebt in dieser Welt unvereinbare Gegensätze, welche jeder Partei den Keim des Unterganges bereiten. Die Anhänger Savonarola's erkannten nicht, daß die Wiederherstellung der Freiheit von Florenz ganz andere Mittel erfordere, als die Reform der katholischen Kirche. Savonarola warf sich zugleich zum politischen und religiösen Herrscher in Florenz auf. Für die Republik that er aber nichts, während in Florenz immer

noch Elemente vorhanden waren, welche bei guter Pflege der Freiheit eine feste Grundlage bereiten mochten. Als politischem Führer können wir ihm daher kein Lob spenden. Allein auch seine Thätigkeit auf religiösem Gebiete war sehr ärmlich. Indem Savonarola gegen die Laster des Pabstes Alexander VI. predigte, wandte er die Blicke der Florentiner von den unmittelbaren Feinden ihrer Freiheit ab. Wenn er den verderbten Kirchenfürsten seiner Zeit mit furchtbaren Strafgerichten drohte, machte er sich diese zu unversöhnlichen Feinden, ohne deren Macht zu erschüttern. Savonarola erscheint sehr klein im Vergleiche mit Arnold von Brescia, Peter Waldus, Wicleff, Johannes Huß und anderen christlichen Reformatoren früherer Zeiten. Während diese viele der abgeschmackten Lehren der katholischen Kirche mit Kraft und Nachdruck angriffen und dem gesammten Pfaffenthume entgegentraten, dachte Savonarola nicht daran, irgend einen Glaubenssatz anzufechten, oder irgend eine kirchliche Anordnung umzustoßen. Er war und blieb nicht blos römischer Katholik und erkannte alle Erfindungen der Pfaffen, welche die päbstliche Genehmigung erhalten hatten, als göttliche Wahrheiten an, er war und blieb auch Mönch und huldigte folgeweise den unnatürlichen Pflichten seines Standes. Die Grundlage, auf welcher er baute, war der von Mönchen gehegte Aberglauben seiner Zeit. Dadurch, daß Savonarola den Pabst Alexander VI angriff, wurde er nicht zum kirchlichen Reformator. Arnold von Brescia hatte drei Jahrhunderte früher nicht einen Pabst, sondern das Pabstthum, nicht einen Geistlichen, sondern die gesammte Geistlichkeit in ihren theuersten Interessen angegriffen. Johannes Huß bemühte sich, die katholische Religion, welche zu seiner Zeit zu einem vollständigen Götzendienste herabgesunken, und die kirchliche Ordnung, welche in eine päbstliche Schreckensherrschaft ausgeartet war, dem ursprünglichen Christenthume wieder anzunähern. Von derartigen Bestrebungen finden wir bei Savonarola keine Spur. Seine religiösen Kämpfe lösten sich gar bald schon in ein erbärmliches Gezänke zwischen Dominikanern und Franziskanern auf, in welchem die streitenden Theile sich gegenseitig an Abgeschmacktheiten überboten. Nachdem sich die Vorhersagungen Savonarola's, namentlich diejenigen, welche er mit Karl VIII. und der römischen Kirche in Verbindung gebracht, nicht bewährt hatten, suchte einer seiner Anhänger die Lehren des Meisters dadurch zu beweisen, daß er erklärte, er sei bereit, durch einen brennenden Holzstoß zu gehen, falls einer der Gegner das Gleiche thun wollte. Savonarola, der sich niemals auch nur annäherungsweise auf den Standpunkt der Vernunft, sondern ausschließlich auf denjenigen des mittelalterlichen Aberglaubens gestellt hatte, trat dieser Herausforderung nicht entgegen und wußte, als sie angenommen wurde, seinen Freund nur dadurch zu retten, daß er darauf bestand, derselbe solle beim Gange durch die Flammen eine Hostie mit sich nehmen. Die Gegner erklärten diesen Vorschlag für eine Gotteslästerung. Die Anhänger Savonarola's erkannten darin eine Ausflucht, die schaulustige Masse war wüthend, weil sie entweder ein Wunder oder doch ein Schauder erregendes Schauspiel zu sehen gehofft hatte. Der Glaube an Savonarola und mit diesem sein Ansehen und seine Macht in Florenz waren gebrochen. Der Pabst konnte den früher so gefährlichen Gegner vor sein Gericht ziehen, das ihn mit zwei seiner wärmsten Anhänger zum Feuertode verurtheilte (1498).

Mit Savonarola verschwand die Partei, deren Haupt er gewesen war. Die Compagnacci rissen die Gewalt an sich und übten sie zum Vortheile der bevorzugten Klassen, im Geiste der Ungleichheit aus. Namentlich mußte Pisa ihre Herrschaft bitter empfinden. Nach dem Abzuge der Franzosen aus Italien hatte diese Stadt ihre Freiheit wieder gewonnen und sich durch den Ankauf mehrerer Festungen, welche dieselben in ihrer Nähe inne gehabt hatten, verstärkt. Florenz hätte sich freuen sollen, an dieser Schwester-Republik eine Verbündete und eine Stütze ihrer bedrohten Freiheit zu finden. Doch die Aristokraten, welche

daselbst herrschten, strebten nicht nach einem Bunde der Gleichheit, sie wollten herrschen. Ein blutiger Krieg entspann sich zwischen beiden Städten am Arno. Pisa vertheidigte sich mit Heldenmuthe, erlag aber am Ende (1509) der Uebermacht der Florentiner. Seine tapfersten Streiter, seine talentvollsten Bürger und seine durch Wohlstand und Geburt hervorragenden Bewohner wanderten aus. Nur traurige Ueberreste jener einst so mächtigen und immer durch ihre Freiheitsliebe ausgezeichneten Stadt kamen unter die Herrschaft der Sieger. Während Florenz einen unedeln Krieg mit Pisa führte, war Italien der Schauplatz der herrschsüchtigen Bestrebungen fast aller Könige Europa's geworden. Statt, wie früher, Vorkämpfer für die italienische Selbständigkeit zu sein, waren die Florentiner thätig, die besten Kräfte Italien's aufzureiben. Florenz war unter der Herrschaft der Mediceer so tief gesunken, daß es nur mit Erlaubniß auswärtiger Mächte Pisa in Besitz zu nehmen wagte und auch diese mußte die einst so mächtige Republik mit hunderttausend Goldgulden, die sie an den König von Frankreich und fünfzigtausend, welche sie an den Beherrscher Spanien's zahlte, erkaufen. Die Schmeichler der Mediceer behaupten freilich, nicht der Abnahme der Macht von Florenz, sondern der Befestigung und Erweiterung der Gewalt der Könige von Frankreich und Spanien sei der verminderte Einfluß der Stadt beizumessen. Allein die Söhne der Alpen liefern uns den besten Beweis der Irrigkeit dieser Ansicht. Die Schweiz mehrte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihre politische Bedeutung gerade in derselben Zeit, da Florenz immer tiefer sank. Sie hatte nicht mehr Einwohner und verfügte über keine so großen Schätze, als die mächtige Stadt am Arno mit ihrem Gebiete. Doch in den Herzen der Schweizer lebte begeisterter Freiheitsmuth und kein Zwingherr legte ihnen Ketten an, während die Herrschaft der Mediceer alle Thatkraft zermalmte und allen Freiheitsmuth brach. Daher ward es den ehrgeizigen Mediceern auch nicht schwer, von neuem die Gewalt über Florenz an sich zu reißen. Pietro, der Vertriebene, war in der Verbannung gestorben. Doch es lebten zwei andere Söhne Lorenzo's: der Cardinal Johann und Juliano, ferner der Sohn Pietro's: Lorenzo, und Julio, ein unehelicher Sohn des ermordeten Juliano *). Unter ihnen war namentlich der Cardinal Johann unausgesetzt thätig, die Herrschaft seiner Familie über Florenz wieder herzustellen. Die Mediceer kehrten, als der Vicekönig von Neapel an der Spitze eines Heeres nach Toscana vorrückte, in ihre Heimath wieder, zettelten in Florenz eine Verschwörung an, ließen den Gonfalonier, Piero Soderini, einen schwachen, unentschlossenen Mann, gefangen nehmen und unterjochten auf diese gewaltsame und hinterlistige Weise ihre Vaterstadt von neuem. Die Staatsgewalt wurde einer, von den Mediceern unbedingt abhängigen Behörde von sechzig bis siebenzig Mitgliedern anvertraut, mit deren Hülfe zuerst Juliano (1513) und nach dessen Tode Lorenzo, der Jüngere, herrschten. Welches Geisteskind dieser Lorenzo war, erhellt am besten daraus, daß Nicola Machiavelli für ihn sein berüchtigtes Buch „der Fürst" (il principe) schrieb, welches, mit Verhöhnung jedes sittlichen Gefühles, die Methode schildert, wie verruchte Tyrannen durch Meineid, Mord und andere Verbrechen, auf den Schultern zermalmter Freunde, Herrschaft gewinnen können. Hätte Machiavelli dieses Buch einem bewährten Republikaner gewidmet, und wäre er selbst ein solcher gewesen, so hätte man vielleicht seinem teuflischen Werke freiheitliche Beweggründe unterschieben können; allein Lorenzo d. J. von Medici war gerade ein Fürst, welcher eines Leitfadens bedurfte, wie Machiavelli ihn schrieb, und sein Lehrer, der Staatssekretär von Florenz, hat keineswegs in seinem Leben eine so glänzende Tugend bewiesen, daß sie den klaren und bestimmten Wortlaut seines Werkes verflüchtigen könnte. „Der Fürst" von Machiavelli ist der, mit

*) Siehe Seite 256.

Gründen belegte Catechismus der unumschränkten Monarchie. Alle systematischen Tyrannen, vor und nach Machiavelli, haben gerade so gehandelt, wie er es den Fürsten seiner Zeit und namentlich dem Tyrannen von Florenz zu thun rieth. So wenig die christlichen Catechismen geschrieben wurden, den Unsinn der pfäffischen Erfindungen des Mittelalters anschaulich zu machen, ganz eben so wenig wollte Machiavelli durch sein Buch das Unrecht fürstlicher Herrschsucht darstellen. „Der Fürst" von Machiavell ist vielmehr eine Urkunde, welche beweist, wie tief, am Ende des Mittelalters, das sittliche Gefühl gesunken war und welche furchtbare Gewalt die wilden Leidenschaften des Ehrgeizes und der Herrschsucht besaßen.

§ 42. Mailand unter den Visconti.

Von allen Theilen Italien's bietet keiner ein so trauriges Bild, während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, als die Lombardei. Einst hatten ihre Städte die Bewunderung der Welt durch die Freiheit, die sie im Innern besaßen, und die Siege, welche sie über die mächtigsten Herrscher ihrer Zeit errangen, auf sich gezogen. Nachdem der große Kampf mit den Hohenstaufen zu Ende gegangen, waren sie in die Gewalt verruchter Tyrannen gefallen, welche, unbekümmert um das Wohl des Volkes, gleichgültig gegen alle Gefühle von Ehre, Recht und Menschlichkeit, ihren unersättlichen Leidenschaften freien Lauf ließen. Unter dem Joche der verworfensten Menschen ihrer Zeit wurden alle edleren Bestrebungen gewaltsam erstickt. An die Stelle der Volksheere, welche Friedrich I. und Friedrich II. siegreich die Spitze geboten hatten, wurden von den Tyrannen Söldnerheere gesetzt, die sich jede Missethat ungestraft gegen die wehrlosen Bürger erlaubten. Der Druck, welchen sie ausübten, wurde um so schmerzlicher empfunden, als die Söldner zum größten Theile aus Deutschen bestanden, welche die Lombarden, seit ihren Kämpfen mit den Hohenstaufen, als ihre bittersten Feinde betrachteten. Die Herrschsucht der Fürsten und die Raubgier der Söldner hatten überdies nie endende Fehden in ihrem Gefolge, welche zu der Schmach der Knechtschaft und zu den Gewaltthaten der eigenen Herrscher die Leiden des Krieges hinzufügten. Unerschwingliche Abgaben gingen den Plünderungen und Verwüstungen der Söldner vorher und folgten ihnen nach, und das Ende aller Anstrengungen und Leiden des Volkes bestand immer nur darin, daß ein Tyrann mit dem andern wechselte, ohne daß einer ihm Erleichterung gewährte oder rechtlichen Schutz verlieh. Mathias Visconti, welcher nach dem Tode seines Oheims, des Erzbischofs Otto Visconti, alleiniger Beherrscher Mailand's wurde, arbeitete unablässig, seine Herrschaft auszudehnen und zu befestigen. Er riß die Provinz Montferrat an sich und suchte durch eheliche Verbindungen mit anderen Tyrannen Verbündete zu werben. Dennoch wurde er (1302) aus Mailand vertrieben. Die Stadt wechselte aber nur die Herrscher. An die Stelle der Visconti trat die Familie della Torre. Als (1310) der deutsche König Heinrich VII. nach Italien zog, mußte Guido della Torre die Rückkehr seiner Nebenbuhler, der Visconti, gestatten. Diese stellten, mit Hülfe Heinrich's, ihre Herrschaft wieder her (1311) und behaupteten sich auch nach dieses deutschen Königs Tode. Noch bei dessen Lebzeiten hatten die Welfen in den meisten Städten der Lombardei zu den Waffen gegriffen. Mit Widerstreben duldeten sie die ihnen aufgenöthigte Gewalt des deutschen Königs. Nach dem Tode Heinrich's VII. brach der Kampf der feindlichen Parteien mit verdoppelter Wuth aus. Die reichen Ebenen der Lombardei wurden Jahre lang verheert. Mathäus Visconti eroberte (1315) Pavia. Tortona und Alessandria öffneten ihm ihre Thore. Como, Bergamo und Placenzia hatte er schon früher gewonnen. Cane della Scala, der Tyrann von Verona unterwarf sich die Mark von Treviso. Der Pabst Johannes XXII., welcher die wachsende Macht des

Hauses Visconti mit Widerwillen sah, trat ihm feindlich entgegen. Die päbstlichen Bannstrahlen schlug aber Mathäus, solange er frisch und gesund war, nicht hoch an. Das Heer, welches Philipp von Valois, auf Anstiften des Pabstes, gegen ihn führte, schloß er ein und zwang es zu einem schmachvollen Rückzuge (1320). Als der Tod dem Tyrannen näher rückte, fing er an, vor den päbstlichen Bannstrahlen zu erschrecken. Ehe er sich aber mit dem Pabste aussöhnen konnte, starb Mathäus Visconti. Er hatte alles Gefühl für Recht und Wahrheit, nicht aber den Aberglauben abgestreift, den er mit der Muttermilch eingesogen (1322). Galeazzo, der älteste Sohn des Mathäus Visconti, hatte Mühe, sich auf seinem schwankenden Herrschersitze zu behaupten. Ohne die Hülfe, welche der deutsche König Ludwig IV. ihm rechtzeitig sandte, würde Mailand in die Gewalt des Pabstes gefallen sein, welcher großes Gelüste nach dieser reichen Stadt trug. Als aber später Ludwig nach Italien zog, gelang es diesem durch Bestechung, sich Galeazzo's, seiner Brüder und seiner Söhne zu bemächtigen. Mailand gewann dabei nicht. Ludwig gab der Stadt einen kaiserlichen Statthalter und legte ihr unermeßliche Abgaben auf. Vor seiner Rückkehr nach Deutschland (1330) setzte er den Sohn Galeazzo's, Azzo, ein, indem er mit dessen Hülfe größere Summen zu erpressen hoffte. Azzo begann seine Regierung damit, daß er seinen Oheim, Marcus, weil er von den Mailändern mit Jubel empfangen ward, ermorden ließ. Statt sein Verbrechen zu verbergen, ordnete er an, die Leiche von den Fenstern des Palastes auf den öffentlichen Platz herabzuwerfen. In Mantua herrschte dazumal die Familie der Passerini seit vierzig Jahren. Sie wurde durch das Haus Gonzaga gestürzt (1328), welches früher mit den Passerini befreundet gewesen war, und sich bis zum achtzehnten Jahrhunderte in Mantua behauptete.

Ungeachtet der Gräuelthat, mit welcher Azzo Visconti seine Herrschaft eröffnete, galt er für einen der besseren Fürsten seiner Zeit. Im Laufe einer zehnjährigen Regierung unterwarf er sich mehrere Städte der Lombardei und befestigte sein Haus in Mailand von neuem. Ihm folgten nach seinem kinderlosen Tode (1339) seine beiden Oheime, Lucchino und Giovanni, die Söhne seines Vorgängers Mathäus Visconti, nach. Sie besaßen alle Leidenschaften ihres Hauses in schrankenloser Wildheit. Als Lucchino an dem Gifte, das ihm seine Ehefrau mischte, gestorben war (1349), vereinigte Giovanni die höchste weltliche mit der höchsten geistlichen Gewalt in Mailand, indem er schon früher Erzbischof dieser Stadt gewesen war. Der mailändische Staat umfaßte damals sechzehn große Städte der Lombardei. Doch diese genügten der Herrschsucht des Erzbischofes nicht. Die Ränke und Gewaltthaten, die sich der Kirchenfürst erlaubte, um sein Gebiet zu vergrößern, setzten ganz Italien in Bewegung. Giovanni riß Bologna an sich (1351) und brachte es durch seine Helfershelfer dahin, daß ihm die Genueser die Herrschaft über ihre Stadt anboten, welche er mit beiden Händen annahm, obgleich er sich dadurch in einen Krieg mit Venedig verwickelte (1353). Er bedrohte Florenz, mußte jedoch, im Frieden von Sarzana, seinen Eroberungsplänen entsagen. Bald darauf starb Giovanni (1354). Die Mailänder ließen sich ruhig gefallen, daß die drei Söhne seines Bruder's Stephan: Mathäus, Barnabas und Galeazzo, sich in die Herrschaft des Staates theilten. Um diese Zeit kam, von den verschiedenen Parteien gerufen, der deutsche König, Karl IV., nach Italien. Alle täuschten sich, denn sie hatten gehofft, einen kräftigen Verbündeten in ihm zu finden und er kam doch nur, um Geld zu erpressen und sich in Mailand und Rom, unter den üblichen Feierlichkeiten, Kronen aufsetzen zu lassen, welche nicht mehr Bedeutung hatten, als die goldpapiernen der Theater-Könige. Die erbärmliche Rolle, welche der deutsche König in Italien spielte, haben wir schon oben*) geschildert. Nachdem Karl IV. Italien wieder verlassen

*) § 7, S. 40 und § 38, S. 238 f.

hatte, begannen die Fehden und Kriege dort von neuem. Im Jahre 1358 schlossen die Visconti zwar Frieden, allein nur um ihre Feinde zu theilen und sie einzeln mit mehr Vortheil überfallen zu können. Zuerst warfen sie sich auf Pavia, welche Stadt, angeregt durch einen begeisterten Mönch, Jacopo de Bussolari, das Joch der Beccaria gebrochen und ihre Freiheit wiederhergestellt hatte. Nach heldenmüthigem Widerstande fiel die alte Metropole des Lombarden-Reiches in die Gewalt der Visconti (1359).

Von den drei Brüdern Visconti hatte Mathäus, der Aelteste, gleich anfangs die Regierungssorgen den beiden Anderen überlassen, um sich ungestört im Schlamme der Wollust und des Verbrechens wälzen zu können. Barnabas und Galeazzo kamen ihm an Lasterhaftigkeit gleich, allein sie besaßen mehr Thatkraft und Herrschsucht und entledigten sich daher seiner durch Gift. Die haarsträubende Verworfenheit des Barnabas Visconti erhellt am deutlichsten aus der Verfügung, welche er traf, daß alle Staatsverbrecher, d. h. Feinde und Gegner des verruchten Tyrannen, vierzig Tage lang zu Tode gequält werden sollten. Ein Volk, welches unter solchen Gesetzen stand und sie ruhig trug, mußte tief gesunken sein. Wie im Innern, so strebten die Visconti auch nach Außen hin unausgesetzt, ihre Macht durch Ränke und Gewaltthaten zu erweitern. Sie zogen sich dadurch den Haß ihrer Nachbarn und namentlich den Zorn Innocenz VI. zu, mit dem sie (1360) in offenen Krieg geriethen. Sie mußten (1364) Bologna, dessen sie sich bemächtigt hatten, an den Pabst abtreten. Doch der Friede zwischen Menschen von solcher Herrschsucht, wie die Visconti und die Päbste, pflegt nicht von langer Dauer zu sein. Derselbe Cardinal Albornoz, der die Romagna den Päbsten unterworfen und Bologna den Visconti's abgedrungen hatte, brachte kurz vor seinem Tode einen Bund zu Stande, durch welchen die Visconti's gedemüthigt werden sollten (1367). In denselben waren der deutsche Kaiser, der König von Ungarn, die Königin von Neapel und die Herren von Padua, Ferrara und Mantua eingetreten. Doch der Feldherr der Visconti, der englische Bandenführer Hawkwood, hielt zuerst Karl IV., welcher mit einem Heere von Deutschland in die Lombardei einrückte, auf (1368), während Barnabas Visconti Unterhandlungen mit ihm anknüpfte, welche, da Karl IV. es nur auf Geld abgesehen hatte und solches erhielt, vom besten Erfolge gekrönt wurden. Der deutsche König schloß einen Waffenstillstand ab, schickte den größern Theil seines Heeres zurück und lähmte dadurch den mit Mühe zu Stande gebrachten Bund vollständig. Der Tod des Pabstes bestimmte dessen Bundesgenossen, welche im Felde geblieben waren, mit den Visconti's Frieden zu schließen (1370). Bald griffen diese aber wieder an. Ein neuer Krieg brach aus, welcher jedoch zu keinen bedeutenden Resultaten führte.

Im Jahre 1378 starb Galeazzo Visconti. In seinen Antheil an der Herrschaft über Mailand trat sein Sohn, Gian Galeazzo, ein, welcher seinen Herrscher-Sitz in Pavia aufschlug. Barnabas und Galeazzo hatten ihren Bruder Mathäus vergiftet. Gian Galeazzo ermordete seinen Oheim Barnabas, den er in den Künsten der Verstellung noch übertraf (1385). Im Allein-Besitze des ganzen mailändischen Staates war Gian Galeazzo unstreitig der mächtigste Herrscher Italien's. Mit Freuden gewahrte er, daß die Häuser von Carrara und della Scala, welche Padua und Verona beherrschten, sich gegenseitig befehdeten. Er wartete ab, bis der Beherrscher von Verona keine andere Wahl hatte, als entweder sich den Carrara's zu ergeben, oder sich ihm in die Arme zu werfen. Gian Galeazzo zwang darauf die Carrara's, in eine Theilung des veronischen Gebietes zu willigen (1387). Antonio della Scala wurde aus dem Lande vertrieben, in welchem seine Vorfahren und er einhundertundzwanzig Jahre lang geherrscht hatten. Den Carrara's räumte aber Gian Galeazzo den ihnen versprochenen Antheil an dem Gebiete von Verona nicht ein, vielmehr verband er sich mit den Venetianern, dem Markgrafen von Este und dem Herrn

von Mantua, um auch Padua an sich zu reißen (1388). Gegen diesen mächtigen Bund vermochten die Carrara's nicht, sich zu behaupten. Venedig pflanzte seinen Löwen in Treviso, Gian Galeazzo seine Schlange (biscione) in Padua auf. Fürwahr, weder Venedig, noch die Visconti's konnten sich bessere Wappen wählen! Durch diese Erfolge ermuthigt, trachtete Gian Galeazzo entschieden nach der Herrschaft über ganz Italien. Nur Florenz schien ihm bedeutende Schwierigkeiten zu bieten. Doch schon hatte er die Städte Siena und Perugia und die kleinen gibellinischen Herren von Toscana und Romagna für sich gewonnen. Die Häuser Este und Gonzaga standen Gian zur Seite. Florenz wurde durch die Entschlossenheit seiner Bürger und die Feldherrntalente des Sir John Hawkwood, welcher aus den Diensten der Visconti zuerst in diejenigen des Pabstes und dann der großen Republik am Arno übergetreten war, vertheidigt. Francisco Novello de Carrara, der Sohn des Herrn von Padua, welcher durch Gian Galeazzo seines Landes beraubt worden, war den zahlreichen Mördern entronnen, die dieser ihm gedungen, hatte eine Kriegsmacht geworben und war in das Gebiet von Padua eingebrochen. Die Bewohner des Landes standen ihm bei. Die mailändischen Generale wurden auf die Stadt Padua zurückgedrängt und daselbst eingeschlossen. Bald nahm Carrara, durch einen glücklichen Ueberfall, Padua ein und machte sich wieder zum Herrn des ganzen dazu gehörigen Gebietes. Der Markgraf von Este wurde gezwungen, den Bund mit Mailand aufzugeben. Die Florentiner hatten den Grafen von Armagnac zu Hülfe gerufen, um dem Kriege ein schnelles Ende zu bereiten. Dieser wurde von Jacopo del Verme, dem geschicktesten unter den Bandenführern Gian Galeazzo's, in der Nähe von Alessandria, geschlagen. Allein Hawkwood wehrte sich so tapfer, daß die Mailänder ihm gegenüber keine Erfolge erringen konnten. Im Jahre 1392 wurde Frieden geschlossen. Francesco Novello di Carrara blieb im Besitze der Herrschaft von Padua, allein Treviso gaben die Venetianer nicht mehr heraus. Gian Galeazzo schloß nur Frieden, um seine Feinde sicher zu machen und sie dann überfallen zu können. Er that den Florentinern, nach beendigtem Kriege, durch Ränke, die er schmiedete und durch die Banden, welche er zum Scheine entließ, allein durch halben Sold, den er ihnen bezahlte, in Abhängigkeit erhielt, großen Schaden. Mit seiner Hülfe fiel Pisa in die Gewalt des Tyrannen Jacopo d'Apiano. Durch teuflische Künste streute er den Saamen der Zwietracht im Schooße der Häuser Este und Gonzaga aus, welche ihm stets treue Verbündete gewesen waren. Für zweimalhunderttausend Goldgulden verkaufte Gerardo d'Apiano, der Sohn Jacopo's, die Stadt Pisa, die Herrschaft Piombino und die Insel Elba an Gian Galeazzo (1399). Der herrschsüchtige Visconti brachte es durch seine bezahlten Helfershelfer dahin, daß Siena und Perugia ihm selbst die Herrschaft anboten. Die gibellinischen Häuptlinge der Apenninen ernannten ihn gleichfalls zu ihrem Herrn. So breitete sich der Tyrann immer weiter in der Nähe von Florenz aus.

Von allen Republiken Italien's hatten sich nur Florenz, Lucca und Bologna ihre Selbstständigkeit einigermaßen gewahrt. Lucca und Bologna fielen aber bald schon einheimischen Tyrannen zu. Genua's Macht war gebrochen. Die einst so mächtige Seestadt lag in den Ketten der französischen Könige. Venedig kümmerte sich nicht um die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Vaterlandes. Planmäßig arbeitete Gian Galeazzo daran, sich ganz Italien zu unterwerfen. Der Titel eines Herzogs des römischen Reiches, den er für hunderttausend Goldgulden von dem elenden Könige Wenzel erkauft hatte (1395), gab seiner Macht einen gewissen Schein Rechtens, welcher den meisten übrigen Tyrannen Italien's nicht zur Seite stand. Florenz täuschte sich nicht über seine Lage. Es wußte, daß der mailändische Herzog seiner Freiheit den Tod geschworen hatte. In seiner Verlassenheit forderte es den deutschen König Ruprecht auf, nach Italien zu kommen. Doch dieser

besaß nicht Macht und nicht Schlauheit genug, um den Visconti die Spitze zu bieten. Nach einem unbedeutenden Treffen, welches wahrscheinlich durch den Verrath des Herzogs Leopold von Oesterreich verloren ging, löste sich Ruprecht's Heer auf und er mußte, unverrichteter Dinge, nach Deutschland zurückkehren. Gian Galeazzo warf seine ganze Macht auf Bologna, woselbst sich Giovanni Bentivoglio zum Tyrannen aufgeschwungen hatte. Die Stadt, deren beste Bürger theils in der Verbannung, theils nicht geneigt waren, für ihren Tyrannen das Schwert zu ziehen, konnte dem mailändischen Herzog nicht widerstehen (1402). Immer näher rückte den Florenzern die Gefahr. Glücklicherweise starb Gian Galeazzo noch in demselben Jahre. Mit ihm brach der Bau seiner Gewalt zusammen.

Er hinterließ eine Wittwe und zwei Söhne; Giovanni Maria und Philippo Maria, von denen der Aelteste erst dreizehn Jahre zählte. Seine Tochter, Valentina, ehelichte den Herzog Ludwig von Orleans, den Großvater Ludwig's XII. Seinem außer der Ehe geborenen Sohne, Gabriel Maria, hatte Gian Galeazzo Pisa und Cremona vermacht, zwischen den beiden andern Söhnen sein Reich getheilt. Der Tod des Tyrannen gab die Losung zu einem allgemeinen Aufstande in Oberitalien. Die Herzogin-Wittwe, eine Tochter des Barnabas Visconti, welche alle Laster ihres Hauses in sich vereinigte, wurde von denjenigen vergiftet, welche im Namen ihres ältesten Sohnes herrschten (1404). Die meisten lombardischen Städte warfen das Joch der Visconti ab, allein sie veränderten nur ihre Herren. Statt ihre ehemalige Freiheit wieder herzustellen, unterwarfen sie sich freiwillig den Tyrannen, welche die Visconti vertrieben hatten oder deren Söhnen. Cremona erkannte Ugolino Cavalcabo, Crema die Benzoni, Placenzia die Scotti, Bergamo die Suardi, Como Franchino Rusca als Herren an. Von den Generalen Gian Galeazzo's riß Facino Cane Alessandria, Ottobon Terzo Parma und Pantolfo Malatesta Brescia an sich. Der Pabst nahm Bologna und Perugia in Besitz. Siena machte sich frei. In Pisa behauptete sich einige Zeit lang Gabriel Maria. Wilhelm della Scala, der Sohn des frühren Beherrschers von Verona kehrte in diese Stadt zurück.

Um sich der Freundschaft Venedig's zu versichern, trat die Regentschaft von Mailand alles Land, welches Gian Galeazzo im Osten der Etsch eingenommen hatte, an die Lagunenstadt ab. Die beiden Häuser Carrara und della Scala wurden theils ausgerottet, theils vertrieben und Treviso, Feltro, Belluno, Verona, Vicenza und Padua gingen in den Besitz Venedig's über.

Von allen Städten, welche die Visconti an sich gerissen hatten, blieben den beiden Brüdern Johann Maria und Philipp Maria, nach dem gewaltsamen Tode ihrer Mutter, nur Mailand und Pavia übrig. Der Aeltere schlug seinen Sitz zu Mailand, der Jüngere zu Pavia auf. An die Stelle einer Schreckensherrschaft, welche durch einen festen Willen mit einer gewissen Ordnung verbunden war, trat nach dem Tode Galeazzo's eine furchtbare Verwirrung. Die gesetzlosen Söldnerbanden wurden durch keinen Gewalthaber mehr in Schranken gehalten. Nur durch sie konnten sich die zahlreichen Tyrannen Italiens in ihren Herrschaften behaupten. Das arme Volk war schutzlos ihrer Raubsucht und ihren viehischen Lüsten Preis gegeben. Unter den vielen Blutsaugern, welche die verschiedenen Städte der Lombardei beherrschten, that sich Facino Cane besonders hervor. Er dehnte seine Gewalt über Novarra, Vercelli und Tortona aus. Die Söldnerbanden, die er befehligte, waren kriegsgeübt und zahlreich. Mit Waffengewalt zwang er die beiden Söhne seines ehemaligen Herrn, ihm die Leitung ihrer Angelegenheiten zu überlassen und sich mit dem Scheine der Herrschaft zu begnügen. Johann Maria zeigte frühzeitig den höchsten Grad der Unmenschlichkeit. Er beschäftigte sich nur damit, die Martern und die Hinrichtungen der Staatsgefangenen zu beaufsichtigen. Er kannte keine andere Freude, als Zeuge der

Todesqualen wirklicher oder vermeinter Gegner zu sein. Die Jagd von Thieren reizte seinen stumpfen Sinn nicht mehr; er jagte Menschen. Die feilen Richter überlieferten ihm unausgesetzt zahlreiche Opfer. Wenn ihm aber sein Wild fehlte, so füllte er rasch seine Zwinger wieder, indem er vorgab, den Tod seiner Mutter rächen zu wollen. Er überbot an Grausamkeit selbst seine Hunde, welche früher als er des Blutes überdrüssig wurden. Bis zum Jahre 1412 trugen die Mailänder stumpfsinnig seine Tyrannei. Endlich bei der Nachricht, daß Facino Cane auf dem Todtenbette liege, ermannten sie sich und ermordeten den frühreifen Tyrannen, um nicht, nach seines Vormunds Tode noch Schwereres dulden zu müssen. Wenige Stunden darauf starb Facino Cane. Mit Hülfe der Söldnerschaaren desselben, die er dadurch gewann, daß er dessen Wittwe, Beatrice Tenda, ehelichte, riß Philippo Maria die Herrschaft über Mailand und die vier Städte, in denen Facino Cane sich festgesetzt hatte, an sich. Zugleich mit der Gattin und der Erbschaft Facino Cane's trat Philippo Maria auch dessen Heer an. Er fand in Francesco Carmagnola einen Feldherrn, welcher sich den besten seiner Zeit an die Seite stellen konnte. Mit Hülfe dieses Führers, seines kriegsgeübten Heeres und der ihm eigenen Tücke breitete Philipp Maria von Jahr zu Jahr seine Macht weiter aus. Sobald er sich sicher fühlte, ließ er seine Gatin, unter dem Vorwande, sie, die zwanzig Jahre älter, als er war, habe ihm die Ehe gebrochen, mit ihrem angeblichen Buhlen hinrichten (1418). Die furchtbarsten Folterqualen vermochten nicht, Beatricen ein Zugeständniß der ihr angedichteten Schuld zu erpressen. So belohnte der Herzog die Frau, welcher er sein ganzes Glück verdankte.

Niemand rächte diese Gräuelthat. Beatrice Tenda wurde vergessen. Philipp Maria blieb auch nach ihrem Tode Herrscher in Mailand und dehnte seine Eroberungen weiter und weiter aus. Im Jahre 1421 unterwarf sich ihm Genua. Den Beherrschern von Brescia und Cremona: Pandolfo Malatesta und Gabrino Fondolo, so wie vielen anderen kleinen Bedrückern, nahm er ihre Besitzungen ab. Der Markgraf von Este mußte ihm Parma abtreten. Philipp Maria vereinigte allmählig wieder alle Besitzungen seines Vaters unter seiner Herrschaft; diese erstreckte sich von dem St. Gotthard und den Gränzen von Piemont bis zum Kirchenstaate. Selbst im Kampfe mit den sonst überall siegreichen Schweizern war er, durch seinen Feldherrn Carmagnola, glücklich. Seit den Zeiten der lombardischen Könige besaß kein Fürst Italien's ein größeres Reich.

Florenz sah allen diesen Eroberungen ruhig zu. Es schloß sogar einen Vertrag mit dem Herzoge ab, durch welchen beide Theile sich verbindlich machten, der Eine sich nicht in die Angelegenheiten der Lombardei, der Andere sich nicht in diejenigen der Romagna und Toskana's einzumischen. Philippo Maria ließ sich aber dadurch nicht abhalten, die Romagna in Besitz zu nehmen (1424). Die Florentiner sahen darin eine Kriegserklärung, begannen den Kampf mit dem übermächtigen Tyrannen, erlitten aber eine Niederlage nach der andern, bis Francesco Carmagnola von dem scheelsüchtigen Philipp Maria des Dienstes entlassen und in's Lager seiner Feinde getrieben wurde. Auf dessen Antrieb verband sich Venedig mit Florenz. Der Herzog von Savoyen, die Stadt Siena, der Markgraf von Este und der Herr von Mantua schlossen sich diesem Bunde an (1426). Carmagnola jagte, an der Spitze des venetianischen Heeres, seinem ehemaligen Herrn einen solchen Schrecken ein, daß dieser Frieden schloß und den Venetianern Brescia mit dessen Gebiete abtrat.

Schon im folgenden Jahre begann der Herzog von Mailand den Krieg von neuem (1427). Carmagnola blieb aber auch in diesem Feldzuge siegreich und brachte dem Tyrannen der Mailänder bei Macalo am Oglio, eine entscheidende Niederlage bei. Nicht weniger, als achttausend Panzerreiter fielen in die Gefangenschaft des Siegers.

Allein Söldner hatten mit Söldnern gekämpft. Sie betrachteten sich gegenseitig als Kameraden. Die Krieger, welche im venetianischen Solde standen, gaben ihren Brüdern mailändischen Soldes die Freiheit wieder. Die Venetianer sahen darin einen an ihnen begangenen Verrath. Sie schlossen das Jahr darauf (1428) Frieden mit Mailand, in welchem ihnen, außer ihren früheren Eroberungen, Bergamo und ein Stück Landes, an den Ufern der Adda abgetreten wurde. Von neuem griff Venedig zu den Waffen (1431). Das Glück war in diesem Feldzuge Carmagnola zum erstenmale in seinem Leben nicht günstig. Die Venetianer hatten seit der Schlacht von Macalo an ihm gezweifelt. Der unglückliche Feldherr wurde nach Venedig berufen und dort enthauptet (1432). Im folgenden Jahre zwang die allgemeine Erschöpfung sämmtliche Theile zum Frieden. Lucca blieb frei; die seit dem letzten Frieden gemachten Eroberungen wurden gegenseitig zurückgegeben und Philipp Maria entsagte seinen Bündnissen in Toscana und in der Romagna.

Der Tod der Königin Johanna II. von Neapel (1435), um deren Krone Alphonso von Aragon und Renatus von Anjou stritten, hatte einen vollständigen Umschwung in den italienischen Angelegenheiten zur Folge. Alphonso belagerte die Stadt Gaeta, woselbst die Genuesen Handelsniederlagen und eine Garnison hielten. Eine genuesische Flotte, welche zum Entsatze der Stadt geschickt wurde, schlug die aragonische und machte den König Alphons und viele Herren seines Hofes zu Gefangenen. Der Herzog von Mailand gab, um die Genueser fühlen zu lassen, daß sie unter seiner Herrschaft stünden, den Befehl, die Gefangenen bei Savona an's Land zu setzen und von da weiter zu befördern. In Mailand angelangt, überzeugte Alphonso den Herzog, daß es dessen Interesse entspreche, das Haus Aragon gegen einen französischen Prinzen zu unterstützen. Philipp Maria entließ Alphonso und die übrigen Gefangenen und schloß, vor deren Abreise, ein Bündniß mit dem Aragonier ab (1436).

Während der Herzog freundliche Verhandlungen pflog, brach sich in Genua der Widerwille gegen das mailändische Joch in einem Volksaufstande Bahn. Die herzoglichen Besatzungen wurden überwältigt und aus dem Lande getrieben. Genua errang wieder seine Freiheit (1435). Die Republiken Florenz und Venedig erkannten sofort die Unabhängigkeit Genua's an und nahmen es in ihren Bund auf. Ein neuer Krieg mit Mailand war davon die unvermeidliche Folge. Nicht lange währte aber die Eintracht zwischen Florenz und Venedig. Die erstere Stadt schloß Frieden (1438) und überließ der venetianischen Republik die ganze Last des Krieges. Doch schon im folgenden Jahre sah sich Florenz gezwungen, von neuem die Waffen zu ergreifen. Die beiden Republiken nahmen Franz Sforza in ihren Sold, welcher die Dienste des Herzogs von Mailand verließ, weil dieser die Zusage, ihm seine uneheliche Tochter Blanka, zur Gattin zu geben, nicht hielt. Sforza errang mehrere Siege und brachte es endlich dahin, daß er von allen kriegführenden Parteien zum Schiedsrichter ernannt wurde. Im Frieden von Martinengo erkannte Philippo Maria die Freiheit Genua's an; im Uebrigen blieb alles beim Alten. Jetzt hielt der Herzog von Mailand dem siegreichen Feldherrn gegenüber Wort, indem er ihm seine Tochter Blanca vermählte, welcher er die Stadt Cremona mitgab.

Franz Sforza, der Sohn Jacob Sforza's, eines glücklichen Soldaten, der seine Laufbahn als Bauer in Cottignuola begann und als berühmter Bandenführer und Besitzer zahlreicher Leben in Neapel und im Kirchenstaate schloß, wurde, nach dem Frieden von Martinengo, der Mittelpunkt, um welchen sich, mehr als ein Jahrzehnt hindurch, die Angelegenheiten Italien's drehten. Im Kampfe mit dem Könige von Neapel, dem Pabste Eugen IV. und seinem eigenen Schwiegervater, dem Herzoge von Mailand, behauptete sich Sforza theils allein, theils mit Hülfe von Florenz und Venedig, an der Spitze seiner kriegsgeübten Schaaren, bis Philipp Maria (1447) starb.

§ 43. Mailand unter dem Hause Sforza.

Mit dem Herzoge Philipp Maria erlosch der Mannesstamm des Hauses Visconti, eines der verworfensten aller Tyrannengeschlechter der Erde. Die geringe Zahl freiheitsmuthiger Bürger, welche auch unter dem Joche der Knechtschaft die Hoffnung besserer Zeiten nicht aufgaben, athmete wieder auf. Zwar suchte der Ministerrath dem Lande in der Person des Königs Alphons von Neapel und Sicilien einen neuen Tyrannen aufzudringen. Allein die Lombarden ließen sich denselben nicht gefallen. Die Truppen, welche Alphons nach Oberitalien geschickt und welche die Citadelle und das Schloß von Mailand besetzt hatten, mußten sich ergeben. In Mailand wurde die Republik wieder eingeführt, welcher die Bandenführer Philipp Maria's ohne Widerstreben Treue schworen. Dem Beispiele der Hauptstadt folgten Pavia, Tortona, Parma und andere Städte nach, welche übrigens nicht unter Mailand stehen, vielmehr ihre Unabhängigkeit behaupten wollten. Der Herzog von Savoyen, der Markgraf von Montferrat, der Markgraf von Este und die Genueser bedrohten die ehemaligen Besitzungen des Herzogs Philipp Maria. Der Herzog von Orleans, der Sohn der Valentina Visconti, der Tochter Gian Galeazzo's, und Alphonso, König von Neapel und Sicilien nahmen das ganze Reich Philipp Maria's in Anspruch. Der gefährlichste aller Thronbewerber war aber Franz Sforza. Er wiegte die Mailänder dadurch in Schlummer, daß er seine herrschsüchtigen Entwürfe besser, als seine Nebenbuhler zu verbergen wußte. Sie boten ihm an, in ihren Sold zu treten. Der schlaue Sforza sagte zu, und kam dadurch seinem Ziele unumschränkter Herrschaft einen Schritt näher. An der Spitze seiner Söldner und derjenigen, welchen Philipp Maria seine Siege verdankte, verbreitete Sforza einen panischen Schrecken um sich her. Parma unterwarf sich der Stadt Mailand. Die Bürger von Pavia und Tortona gingen weiter und verliehen dem Sforza selbst die Herrschaft über ihre Stadt. Das französische Heer, welches die Ansprüche des Herzogs von Orleans geltend machte, wurde in einer blutigen Schlacht in der westlichen Lombardei, die Venetianer bei Caravaggio geschlagen (1448). Der siegreiche Feldherr verständigte sich darauf mit den Feinden Mailand's und rückte, in Verbindung mit einem venetianischen Heere, gegen die Hauptstadt des Landes. Auch Florenz begünstigte, unter dem Einflusse des Mediceers Cosmos, den Verrath Sforza's. Die Mailänder hatten unter dem Einflusse der Visconti ihre beste Kraft verloren. Sie vermochten nicht, dem Sforza auf die Dauer zu widerstehen. Durch Hunger auf's äußerste getrieben, öffneten sie ihm die Thore ihrer Stadt. Zugleich mit Mailand unterwarfen sich ihm alle Städte, welche früher dem Vater seiner Gemahlin gehorcht hatten.

Franz Sforza besaß alle Talente, die ganze Verstellungskunst und Schlauheit, durch welche die Visconti sich emporgeschwungen und anderhalb Jahrhunderte fast ununterbrochen behauptet hatten. Ueberdies war er ein ausgezeichneter Krieger, während seit langer Zeit die Visconti sich nie mehr an der Spitze ihrer Heere gezeigt hatten, selten in einem Lager erschienen waren und von ihren Cabinetten aus ihre Feldherren und ihre Staaten gelenkt hatten.

Sforza's Erhebung auf den herzoglichen Thron von Mailand stieß von neuem das ganze System italienischer Bündnisse um. Zu den Zeiten des Herzogs Philipp Maria hatte ein fester Bund zwischen Mailand und Neapel bestanden, dem die Republiken Florenz und Venedig das Gleichgewicht hielten. Gegen Sforza hegte der König Alphons von Neapel und Sicilien aber eine unversöhnliche Feindschaft, weil der erstere, seit langen Jahren, auf der Seite des Hauses Anjou gestanden war. Dagegen hatte sich Cosmos von Medici mit Sforza verbunden. Der florentinische Tyrann wollte in der Lombardei keine

Republik aufkommen lassen, um seine Vaterstadt desto sicherer unter dem Joche zu erhalten. Neapel und Venedig vereinigten sich gegen Mailand und Florenz, und diese beiden Staaten schlossen einen Gegenbund wider Neapel und Venedig (1451). Um die vier Hauptstaaten Italien's schaarten sich die meisten übrigen. Bald brach der Krieg los. Die Eroberung Constantinopel's durch die Türken, mehr aber noch die allgemeine Erschöpfung, kühlte den Eifer der streitenden Theile. Endlich schlossen zuerst Venedig und Mailand zu Lodi, Frieden, welchem Florenz und später auch Neapel beitraten (1454). In der Hauptsache bestätigte der Frieden die Zustände, wie sie früher gewesen waren. Hätten die Italiener nur den zehnten Theil der Kräfte, welche sie, während der letzten Jahre, in nutzlosen Kriegen vergeudet hatten, den Türken entgegengestellt, diese würden niemals in Europa festen Fuß gefaßt haben. Doch jedem Herrscher in Italien stand die Hoffnung, seinem Nachbarn das Land ganz oder theilweise abzunehmen, näher, als das Wohl der Christenheit. Der Pabst Nicolaus V. ging allen Tyrannen Italien's mit dem Beispiele zügelloser Herrschsucht voran, indem er, trotz aller friedfertigen Redensarten, dem Abschlusse eines Friedens, obwohl erfolglos, entgegenwirkte.

Franz Sforza war nicht, wie mancher seiner Vorgänger aus dem Hause Visconti, ein blindwüthender, er war ein systematischer Tyrann, ähnlich seinen Freunden, den Mediceern, nur mit dem Unterschiede, daß er die Laufbahn eines Kriegers betreten, diese die Geschäfte von Kaufleuten und Staatsmännern von Jugend auf betrieben hatten. Er war gerecht in kleinen Dingen, welche ihm nicht schaden konnten. Das Recht der Mailänder auf dem großen Gebiete des Staates hatte er umgestoßen, als er sich auf den herzoglichen Thron emporschwang. Kurz nach dem Abschlusse des Friedens von Lodi starb der Tyrann (1466).

Obgleich sein Sohn, Galeazzo Maria, in Frankreich abwesend war, wohin er mit einem Truppencorps zur Unterstützung des Wütherichs Ludwig's XI. geschickt worden war, benützten die Mailänder nicht die ihnen gebotene Gelegenheit, das Joch der Sforza abzuschütteln. Die Herzogin Blanka ergriff so kluge Maßregeln, daß ihrem Sohne bei dessen Rückkehr aus Frankreich die Regierung über Mailand nicht bestritten wurde. Dieses hielt ihn nicht ab, seine Mutter vom Hofe hinweg zu schicken. Sie starb bald darauf. Ihr Tod wurde dem unnatürlichen Sohne allgemein zugeschrieben.

Galeazzo Maria überbot in Verruchtheit seinen Vorgänger Johann Maria Visconti, mit dessen Charakter der seinige große Aehnlichkeit trug. Wie dieser, hatte er seine Freude daran, die Opfer seines Hasses zu Tode quälen zu sehen. Seine raffinirte Wollust trug den Stempel der wildesten Grausamkeit. Es genügte ihm nicht, mit Gewalt die Frauen und die Töchter, auf die er sein lüsternes Auge geworfen hatte, von ihrem heimischen Heerde hinweg zu schleppen; er suchte die Würze seines Genusses darin, die Weiber, die er entehrt hatte, in den tiefsten Schlamm des Lasters und der Schmach zu stoßen, ihre Gatten und Väter zu seinen Kupplern herabzuwürdigen und sie dann dem öffentlichen Hohn preis zu geben. Zehn Jahre lang duldeten die entarteten Enkel der Sieger von Legnano dieses Ungeheuer an der Spitze ihres Staates und als er endlich (1476) von den Dolchen Girolamo Olgiato's und seiner Freunde getroffen fiel, wurden die Gehülfen Girolamo's von den herzoglichen Leibwächtern niedergemacht und Ogliato unter furchtbaren Qualen hingerichtet.

Die Wittwe Galeazzo Maria's, die Herzogin Bona von Savoyen, ergriff die Zügel der Regierung im Namen ihres unmündigen Sohnes. Sie war aber nicht im Stande, die Brüder ihres Gatten, von denen vier ihr feindlich in den Weg traten, in Schranken zu halten. Nach einigen mißglückten Versuchen, ihr die Gewalt zu entreißen, gelang es dem

Ludwig Sforza, welcher wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe den Beinamen des Mohren trug, Bona zu verdrängen und sich der Herrschaft über Mailand und den minderjährigen Sohn seines Bruders, Gian Galeazzo, zu bemächtigen. Als später sein Neffe heranwuchs, hielt Ludwig noch immer die Herrschaft fest, und als Gian Galeazzo von seiner Gemahlin, der Tochter des Herzogs von Calabrien, getrieben, verlangte, in die Regierung über Mailand eingesetzt zu werden, rief Ludwig, um sich gegen den König von Neapel, dessen Rache er fürchtete, zu sichern, Karl VIII. von Frankreich nach Italien. Indem er die streitigen Ansprüche des Anjou auf die Krone von Neapel begünstigte, dachte er nicht darin, daß die Könige von Frankreich nach der Herzogskrone von Mailand ihre Hand ausstrecken könnten. Den Kriegen, welche in Folge dieser eben so unsinnigen, als landesverrätherischen Einladung, Italien lange Zeit hindurch in ein großes Schlachtfeld verwandelten, widmen wir einen besonderen Paragraphen. Hier genüge die Bemerkung, daß Ludwig Sforza dem Könige Karl VIII. von Frankreich versprach, ihm bei der Eroberung Neapel's behülflich zu sein, während Karl dem verrätherischen Vormunde die Herzogskrone von Mailand verbürgte.

Um dieselbe Zeit (1494) starb Gian Galeazzo an dem Gifte, das ihm sein Oheim mischte.

Karl VIII. zog, nach Ludwig's des Mohren Wunsche, gegen den König von Neapel zu Felde. Sein Nachfolger, Ludwig XII., machte aber die Ansprüche geltend, die er von seiner Großmutter, Valentina, ableitete, eroberte ganz Mailand (1499) und führte den Tyrannen Ludwig Sforza nach Frankreich, wo er im Gefängnisse zu Loches starb (1510). Zwar wurde Maximilian Sforza, Ludwig's des Mohren Sohn, später (1513) von den Schweizern in die Herrschaft über Mailand eingesetzt, allein schon 1515 durch Franz I. von Frankreich wieder vertrieben.

Nachdem die Lombardei zwei Jahrhunderte hindurch die Ketten italienischer Tyrannen getragen und deren Söldnerschaaren geduldet hatten, fielen sie unter die Herrschaft auswärtiger Despoten und wurden die Opfer der weit blutigeren Kriege, welche diese mit einander um den Preis des Sieges führten. Alle diese Leiden wurden den Lombarden zu Theil, weil sie aufgehört hatten, selbstbewußte und selbstthätige Menschen, aufopfernde Bürger und muthige Krieger zu sein. Sie waren zu bloßen Gegenständen der Herrschsucht einzelner Glücksritter herabgesunken. Weil sie nicht **handeln** konnten, mußten sie **leiden**.

§ 44. Genua und Venedig.

Länger, als in den benachbarten Städten der Lombardei erhielten die Venetianer und Genueser sich die republikanische Staatsform und wenn auch die Einen von ihren Oligarchen, und die Anderen nicht viel weniger von inneren und äußeren Feinden zu leiden hatten, so frech wie die mailändischen Tyrannen die Menschheit verhöhnten, thaten dieses doch nicht die Herrscher in Venedig und Genua. Wäre die Freiheit das höchste Gut der italienischen Republikaner gewesen und hätten sie nicht mit größerem Eifer gestrebt, Reichthümer zu sammeln und Herrschaft zu gewinnen, als ihre Selbstständigkeit zu behaupten und ihre Freiheit zu befestigen, so wären Genua und Venedig, im Bunde mit Florenz, mächtig genug gewesen, den Tyrannen von Mailand, den Königen von Neapel und den Päbsten zu Rom die Spitze zu bieten. Allein in unseliger Verblendung über ihre wichtigsten Interessen rieben sich Venedig und Genua in wüthenden Kriegen gegenseitig auf und standen eben so oft feindlich Florenz gegenüber, als freundlich ihm zur Seite. Mehr

als einmal wählte Genua, wenn auch durch die Verhältnisse gedrängt und durch falsche Vorspiegelungen getäuscht, die mailändischen Tyrannen und die Könige von Frankreich zu ihren Herren und Venedig unterstützte, in den wichtigsten Augenblicken, die Zwingherrschaft der Visconti und der Sforza. Die Genuesen und die Venetianer hatten sich, so wenig, als die Florentiner auf den Standpunkt wahrer Freiheit erhoben. Sie erkannten nicht den Zusammenhang, welcher die Freiheit nothwendig mit dem Wohlstande und der Bildung verbindet und nicht die Wahrheit, daß die Freiheit auf dem Gebiete nicht beeinträchtigt werden könne, ohne sie auf jedem andern Felde zu gefährden. Die Zahl der Bürger, welche in Venedig politische Rechte besaßen, war sehr gering und wenn die Verfassung Genua's auch auf freieren Grundsätzen beruhte, so wußten die Bürger dieser Stadt selten von ihren Rechten einen gemäßigten und doch nachdrucksvollen Gebrauch zu machen.

Venedig und Genua waren durch frühere Kriege und mannichfaltige Reibungen, welche da und dort zwischen ihren Seeleuten und Kaufleuten stattfanden, auf einander erbittert. Jede der beiden Städte kümmerte sich wenig um die Rechte der anderen und griff so weit, als sie glaubte, ungestraft reichen zu können. Venedig behauptete, seit dem Jahre 1275, eine unbedingte Oberherrschaft über das adriatische Meer. Es verlangte von allen Schiffen, welche diese See befuhren, eine Abgabe, welche sie in Venedig zahlen mußten, bevor sie nach ihrem Bestimmungsorte segeln durften. Mit großem Pompe wurde jedes Jahr, am Himmelfahrtstage, die Vermählung des Dogen von Venedig mit der adriatischen See gefeiert, um sinnbildlich die Herrschaft Venedig's über dieselbe darzustellen. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erreichten Venedig und Genua den Höhepunkt ihrer Blüthe. Weder früher, noch später konnten sie so zahlreiche und wohl ausgerüstete Schiffe in's Feld stellen. Ein zufälliger Streit, welcher zwischen den Kauffahrern beider Republiken, in der Nähe von Cyprus, ausbrach, führte zu einem Kriege, in welchem von Genua eine Flotte von hundertundsechzig Galeeren, mit mehr als dreißigtausend Kriegern bemannt auslief. Die Streitkräfte Venedig's waren nicht geringer. Nach vielen Schlachten und gegenseitigen Verlusten wurde (1299) ein Frieden geschlossen, welcher die Zustände vor dem Anfange der Feindseligkeiten bestätigte.

Während in Genua Volksaufstände mit fremder Herrschaft wechselten, entwickelte sich die venetianische Staatsform zu einer Oligarchie, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert immer selbstsüchtiger dem Auslande und drückender dem Volke gegenüber wurde. Der venetianische Adel besaß zwar keine befestigten Schlösser und Burgen und hatte keine bewaffneten Banden in seinem Solde, auch hütete er sich wohl, dem Volke Hohn zu sprechen, wie die Visconti und Sforza es in Mailand thaten. Allein allmälig schloß er das Volk von aller Theilnahme an den Staatsgeschäften aus und bildete eine erbliche Kaste, in welche der Eintritt nur durch Abstammung bedingt war. Kein Verdienst konnte den Mangel der Geburt ersetzen. Im Jahre 1289 wagte es das Volk von Venedig zum letztenmale einen Dogen zu wählen. Der Ersterkorene, Jacopo Tiepolo, selbst ein Adeliger, nahm die Wahl nicht an und der Ausschuß des großen Rathes ernannte darauf, dem Volke zum Trotze, Pietro Gradenigo, einen verhärteten Aristokraten. Dieser setzte (1297) die Bestimmung durch, daß die Mitglieder des großen Rathes nicht mehr, wie früher, gewählt, sondern durch den Rath der Vierzig ernannt werden sollten. Ein Ausschuß von Dreien entwarf eine Liste der wählbaren Bürger, aus welcher, in Erledigungsfällen, die neuen Mitglieder entnommen wurden. Später (1300) wurde verfügt, daß nur solche Bürger in die Wahlliste aufgenommen werden sollten, deren Vorfahren Mitglieder des großen Rathes gewesen waren. Nach diesen Vorarbeiten brauchte man nur einen Schritt weiter zu geben, um allen Nachkommen früherer Rathsmitglieder ohne vorgängige Abstimmung,

sobald sie das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht hatten, einen Sitz im großen Rathe einzuräumen. Zweimal, im Jahre 1300 und 1310, wurde der Versuch gemacht, das Joch der Adelsherrschaft zu brechen. Der erste, welcher frühzeitig entdeckt wurde, endigte mit der Hinrichtung dreier Männer des Volkes; der zweite, welcher zu einem lebhaften Kampfe führte und von dem Sohne Jacopo's Tiepolo geleitet wurde, bot dem finstern Dogen, Gradenigo, eine erwünschte Gelegenheit, den Rath der Zehn einzuführen, dessen Aufgabe zunächst war, Staatsverbrechen zu verhindern und zu bestrafen, in dessen Hände aber bald die gesammte Staatsgewalt überging. Diese Behörde, welche übrigens bald von zehn auf sechzehn Mitglieder erhöht wurde, übte eine unbeschränkte und dictatorische Gewalt selbst über den Dogen und alle übrigen Staatsbeamten. Sie verbreitete einen zauberhaften Schrecken und die Ruhe des Kirchhofs um sich her. Zahlreiche Spione drangen in alle Gesellschaften, selbst in das Innerste der Familien ein und spähten die geheimsten Gedanken aus. Der Ankläger wurde vor diesem verruchten Gerichte niemals dem Angeklagten gegenüber gestellt. Der Rath der Zehn band sich an keine Formen. Oft wurde ein Todesurtheil gesprochen und vollzogen, ohne Zeugenvernehmung und Verhör des Angeklagten. Die Menschen verschwanden in Venedig. Man wußte nicht, ob sie todt seien, oder lebten. Niemand wagte es, Nachforschungen anzustellen, wenn man entfernt befürchtete, daß ein vermißter Freund oder Anverwandter dem Gerichte der Zehn verfallen sei. Nicht blos die dem Staate gefährliche That, schon ein im Unmuthe ausgesprochenes Wort des Tadels, oder ein, oft grundloser Verdacht genügten dem Rathe der Zehn, einem Menschen das Leben oder die Freiheit abzusprechen. Aus den Kerkern dieses furchtbaren Gerichtes war keine Rückkehr in's Reich der Lebenden. Der feige Bürger war in beständiger Angst und der muthigste mußte sich vor dieser unwiderstehlichen Macht beugen. Dem Volke erlaubte der Rath der Zehn keine Versammlungen und brach dadurch allein schon dessen Kraft. Selbst die Mitglieder des großen Rathes, sogar der Doge, welcher der Vorsitzende des Gerichtes war, fühlten bisweilen dessen tödtenden Griff. Allein da von Jahr zu Jahr das Gericht der Zehn neu besetzt wurde und jeder Adelige hoffen konnte, Mitglied desselben zu werden, so ließ er sich sein ganzes Leben hindurch die Knechtschaft gefallen, in der Hoffnung, ein Jahr lang vielleicht herrschen zu können. Der Rath der Zehn gab dem Dasein der Venetianer seine Farbe und seine Bedeutung. Der vertrauliche Erguß des Herzens war unter der Herrschaft dieses Gerichtes nicht minder gefährlich, als die ruhige Erwägung, wenn der eine oder die andere mit dem Vaterlande, mit Freiheit und Recht in Verbindung stand. Wie häufig der Unschuldige ein Opfer der Rache eines Mitgliedes des Rathes der Zehn oder eines Ohrenbläsers desselben wurde, läßt sich bei der Wildheit der in Venedig tobenden Leidenschaften wohl denken, aber nicht beschreiben, denn ein dichter Schleier, der nur selten auf kurze Augenblicke gelüftet wurde, deckte die Verhandlungen des obersten Gerichtes von Venedig. Die Lage der Stadt, inmitten des Meeres auf kleinen Inseln mit beschränktem Raume, erleichterte den Herrschern die Ueberwachung und Zügelung des Volkes, nachdem es einmal geknechtet war. Von Jahrhundert zu Jahrhundert lastete der Rath der Zehn, gleich einem schweren Alpe, auf dem Volke von Venedig. Er verhinderte jene Aufstände, welche in den Schwester-Republiken Italien's so häufig waren, allein er brach die beste Kraft der Bürger. Die Lagunenstadt bewahrte sich ihre Unabhängigkeit länger, als Florenz und Genua, aber ihr Dasein war ein fortgesetztes Siechthum.

Jahrhunderte hindurch hatte Venedig nur jenen kleinen, unter dem Namen Dogado bekannten Küstenstrich auf dem Festlande Italien's besessen. Ein glücklicher Krieg, den die Republik mit Mastino della Scala führte, verschaffte ihr den Besitz der Stadt Treviso, mit

mehreren Festungen und Landstrichen in der Umgegend und das Recht freier Schiffahrt auf dem Po (1339).

Genua hatte, von alten Zeiten her, ein ansehnliches Gebiet mit zahlreichen Städten und Häfen besessen. Das Streben dieser Stadt war mehr darauf gerichtet, die für ihren Handel erforderlichen Niederlassungen zu gründen, als die Gränzen ihres Landes zu erweitern. Venedig dagegen trachtete von der Zeit an, da es Treviso erworben hatte, unablässig darnach, sich auf dem Festlande Italien's weiter auszubreiten. Eben so verschieden, als seine äußere Politik, war der Entwickelungsgang Genua's in seinen innern Angelegenheiten.

Als Heinrich VII., im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, nach Italien kam, nahm er, da Florenz ihm die Thore verschloß, über Genua seinen Weg. In dieser Stadt verweilte der deutsche König vom October 1311 bis zum Februar 1312, machte vergebliche Versuche, die Parteien zu versöhnen und preßte, so viel er irgend konnte aus der Stadt heraus. Genua litt nicht blos durch die Abgaben, die sich der deutsche König zahlen ließ, sondern auch durch die feindliche Stellung, in die es Florenz, Neapel und den übrigen welfischen Staaten gegenüber kam. Die Grimaldi und die Fieschi, die Häupter der welfischen Partei, wußten diese ungünstige Lage Genua's zu ihrem Vortheile auszubeuten und schwangen sich an die Spitze des Staates. Die Familien Spinola und Doria zogen sich aus Genua zurück, nahmen Besitz von den kleineren Städten des genuesischen Gebietes und forderten die Gibellinen der Lombardei auf, ihnen Hülfe zu senden. Marco, der Sohn Matthäus Visconti's, rückte in Ligurien ein und belagerte Genua. In ihrer Bedrängniß nahm diese Stadt ihre Zuflucht zu dem Könige von Neapel. Theuer mußte sie dessen Hülfe erkaufen. Ihre Freiheit war der Preis! Nicht als Verbündeter, als Herr zog Robert in Genua ein (1318). Es gelang den Gibellinen nicht, die Stadt zu erobern, und zum Glücke mußte der König von Neapel schon bald wieder nach der Provence abziehen und wurde dadurch verhindert, seine Herrschaft in Genua zu befestigen. Der Kampf zwischen den in der Stadt und auf dem Lande wohnenden Adelsgeschlechtern dauerte bis zum Jahre 1331 fort. Die Versöhnung, welche dann mit Mühe zu Stande gebracht wurde, gab den inneren Kämpfen der Republik nur eine andere Form, ohne denselben ein Ende zu machen. Die Kraft des genuesischen Volkes war aber nicht gebrochen. In einer Volksversammlung wurde Simon Boccanigra zum ersten Dogen der Republik erwählt (1339). Ein Volksrath wurde ihm zur Seite gesetzt und durch beide Maßregeln die Macht der vier Adelsgeschlechter gebrochen. Um dieselbe Zeit, zu welcher in Venedig die Oligarchen einen dauernden Sieg gewannen, entledigte sich das Volk von Genua seiner Aristokraten. Allein der Sieg des genuesischen Volkes war nicht entscheidend. Der herrschsüchtige Adel erhob bald wieder sein stolzes Haupt, neue Kämpfe brachen aus, schwächten die Kraft des Staates und stürzten Genua in Gefahren, welche wiederholt seine Selbständigkeit vernichteten.

Venedig und Genua waren die beiden größten Handelsstädte Italien's, deren Interessen sich vielfach kreuzten. Ihre Schiffe trafen im schwarzen Meere, im Bosphorus und an den Küsten Syrien's und Egypten's zusammen. Die indischen Waaren wurden zu Lande an die südlichen Ufer des schwarzen Meeres geführt. Das Bauholz, das Pelzwerk und die übrigen Rohstoffe Rußland's wurden an den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres eingeschifft und nach dem Westen Europa's verbracht. Die Genueser und Venetianer besaßen rings um diese See zahlreiche Factoreien. Besonders blühend waren die Colonien der Genueser. Ihnen gehörte Pera, der Schlüssel des Bosphorus, Caffa in der Krimm und, in Verbindung mit den Venetianern und Florentinern, bedeutende Handelsniederlassungen in Tana, an der Mündung des Don. Ein Streit, welcher in dieser tar-

tarischen Stadt im Jahre 1349 ausbrach, hatte einen blutigen Krieg zwischen Genua und Venedig zur Folge. Die Genueser erlitten nach mehreren Wechselfällen (1353) eine Niederlage bei Loiera und wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie sich dem Tyrannen von Mailand, Johann Visconti, unterwarfen. Dieser schickte einen Statthalter, eine Besatzung und bedeutende Geldsummen nach Genua, mit deren Hülfe eine neue Flotte erbaut wurde. Im Hafen von Sapienza, in Morea, wurde kurz darauf (1354) die venetianische Flotte so entscheidend geschlagen, daß Venedig im Frieden (1355) zweimalhunderttausend Goldgulden an Genua bezahlen und auf den Handel in Tana Verzicht leisten mußte.

Wenige Monate vor dem Abschlusse dieses Friedens war die Oligarchie Venedig's in Gefahr, gestürzt zu werden. Nicht von unten herauf, wie sonst gewöhnlich, sondern von oben herab wurde die bestehende Regierungsform bedroht. Das Haupt der Republik, der Doge Marino Falieri, ein Greis von sechsundsiebenzig Jahren, gereizt durch die Milde, mit welcher die Behörden Venedig's eine ihm widerfahrene Beschimpfung behandelten, *) zettelte eine Verschwörung an, welche mit der Niedermetzelung sämmtlicher Aristokraten beginnen und mit Wiederherstellung der unterdrückten Rechte des Volkes enden sollte. Doch der Rath der Zehn schreckte selbst vor seinem Präsidenten nicht zurück, ließ ihn verhaften und vor der großen Treppe des Staatspalastes hinrichten. Wie gegen Genua, so hatte Venedig auch gegen Ungarn um diese Zeit wenig Glück in seinen Kriegen. Die stolze Lagunenstadt mußte Dalmatien an den König Ludwig von Ungarn abtreten (1358).

Langjährige Kriege und Volksaufstände in Dalmatien und in Candia (1363 bis 1367) schwächten die Kraft Venedig's, welches nicht stark genug war, zugleich den Dalmatiern, den Candioten, den Ungarn und den mailändischen Tyrannen die Spitze zu bieten.

In dem Kampfe, welchen Venedig gegen den König von Ungarn geführt, hatte Francesco di Carrara, der Herr von Padua, den König Ludwig heimlich unterstützt. Auch nachher wirkte er, unter der Hand, gegen die Lagunenstadt. Im Kriege, welcher sich aus diesen Verhältnissen entwickelte, schlugen die Venetianer die Ungarn, welche dem Herrn von Carrara zu Hülfe gekommen waren, und zwangen diesen dadurch zu einem für ihn demüthigenden Frieden (1373). Die gefährlichsten Feinde der Venetianer waren aber noch immer die Genueser. Sie hatten nicht lange das mailändische Joch getragen. Schon drei Jahre nachdem sie sich demselben freiwillig unterworfen hatten, brachen sie es wieder (1356), trieben die fremde Besatzung sammt dem Statthalter zum Lande hinaus und riefen ihren Dogen Simon Boccanigra zurück. Dieser leitete die Angelegenheiten des Staates mit Umsicht und Kraft bis zum Ende seines Lebens (1363). Durch Boccanigra und den Volksaufstand, welcher diesen wackern Mann, der selbst zum Adel gehörte, an die Spitze des Staates brachte, wurde der Einfluß der Aristokratie zwar geschwächt, allein nicht gebrochen, und es bildete sich, bevor der Geburtsadel beseitigt war, ein zweiter, nicht minder verderblicher Adel in Genua, wie um dieselbe Zeit auch in Florenz, — der Geldadel. Dieser besaß in Genua und aller Orten, wo er sich sonst ungehindert entwickeln konnte, die Laster des Geburtsadels, obgleich er dieselben oft mit mehr Gewandtheit zu verstecken wußte. Statt daß früher zwei welfische Familien alten Adels zwei gibellinischen feindlich gegenüber standen, wurde nach dem Tode Boccanigra's Genua zerrüttet durch die Streitigkeiten zweier Geldprotzen-Familien: der Adorni und der Fregosi. Abwechselungsweise siegte die eine

*) Steno, ein Mitglied des Rathes der Vierzig, schrieb auf den herzoglichen Thron die Worte:

> Marino hat ein schönes Weib,
> Er nennt sie sein und Andere genießen sie.

über die andere Partei. Mitten in diesen Wirren brach ein neuer Krieg mit Venedig aus. Der genuesische Admiral Pietro Doria schlug die venetianische Flotte bei Pola und nahm die Stadt Chiozza ein, welche auf einer jener kleinen Inseln liegt, auf welchen Venedig selbst erbaut wurde, und nur durch einen Kanal in der Länge von fünfundzwanzig englischen Meilen von der Lagunenstadt getrennt ist (1379). Von Chiozza erhielt der Krieg seinen Namen. Venedig kam in die größte Gefahr. Von der Landseite her wurde die Lagunenstadt durch den Herrn von Padua, den König Ludwig von Ungarn, die Königin Johanna von Neapel, die Herren von Verona, den Herzog von Oesterreich und den Patriarchen von Aquileja bedrängt. Der Tyrann von Mailand war der einzige Verbündete der Venetianer. Der venetianische Admiral Pisani, welcher nach der Schlacht von Pola in das Gefängniß geworfen, später aber von dem Volke befreit und wieder an die Spitze der Flotte gestellt worden war, rettete seine Vaterstadt. Während Carlo Zeno im mittelländischen Meere zahlreiche Siege über die Genueser errang, bereitete Pisani die Einschließung Pietro Doria's in Chiozza vor. Im Frieden zu Turin mußte Venedig seine Erwerbungen auf dem Festlande Italien's wieder aufgeben (1381). Genua gewann für die großen Opfer, die es gebracht hatte, nur die Insel Tenedos, welche die unmittelbare Veranlassung zum Kampfe geboten hatte. Während des Krieges hatten in Genua abwechselungsweise Adorni und Fregosi das Steuerruder geleitet. Als Nicola di Guarco, eines der Häupter der welfischen Partei, (1378) Doge wurde, rief er den in der Verbannung lebenden alten Adel zurück, um mit vereinter Kraft den Krieg führen zu können. Im Streite gegen Venedig leisteten die Adeligen gute Dienste. Sobald aber der Frieden geschlossen war, wurde durch sie die Aufregung im Innern des Staates zu neuen Flammen angefacht. Welfen und Gibellinen verbanden sich gegen den alten Adel. Sobald sie ihren Zweck erreicht hatten, zerfielen sie aber untereinander. In den Jahren 1390—1394 wurden die Dogen nicht weniger als zehnmal gewaltsam vertrieben. Adorni verschmähte es nicht, die Hülfe des Tyrannen von Mailand anzurufen, um in seine Vaterstadt siegreich zurückzukehren. Als er merkte, daß Gian Galeazzo selbst nach der Herrschaft über Genua strebte, legte er seine Würde nieder und schloß mit dem Könige Karl VI. von Frankreich einen Vertrag ab, durch welchen diesem die Herrschaft über Genua eingeräumt wurde (1396). Französische Besatzungen rückten in Genua und den übrigen Festungen des Staates ein und ein französischer Statthalter übte die Rechte des Königs an Ort und Stelle aus. Wie vorauszusehen war, kümmerten sich die Franzosen nichts um die Verfassung und die Gesetze der Genueser, welche der König gewährleistet hatte. Vergebens erhoben sich die Bürger in einem blutigen Aufstande (1398) gegen ihre Bedrücker. Sie hatten selbst den Nacken unter das Joch gebeugt und vermochten nicht, es gleich anfangs wieder zu brechen.

Die Venetianer erholten sich im Frieden schnell wieder von den Verlusten, die sie im Kriege erlitten hatten, und brüteten Rache gegen die Familie Carrara, welche ihnen, während des Krieges von Chiozza, großen Schaden zugefügt hatte. Die Regentschaft von Mailand *) bot ihnen die Hand, sie zu befriedigen. Jacopo del Verme, der bittere Feind der Carrara, überredete den venetianischen Senat, das Anerbieten seiner Regierung anzunehmen und einen Bund mit ihr zu schließen, wofür ihm das ganze Land angeboten wurde, welches Gian Galeazzo im Osten der Etsch besessen hatte. Mit Waffengewalt setzten sich die Venetianer in den Besitz dieser Länder. Francesco di Carrara und seine beiden Söhne Francesco Terzo und Giacomo wurden gefangen nach Venedig geschleppt (1405) und daselbst im Kerker hingerichtet (1406). Aus Verona hatten die Carrara kurz vor ihrem

*) Siehe oben § 42 Seite 266.

Falle die Herren della Scala vertrieben. Auch diese Stadt riß Venedig an sich. Um den Besitz der neu erworbenen Länder zu sichern, verfolgte die venetianische Regierung die überlebenden Mitglieder der Familien Carrara und della Scala mit furchtbarer Grausamkeit. Sie setzte einen Preis auf deren Häupter. Die Della Scala wanderten lange unstät in Europa umher und starben im Dunkel der Armuth. Von den zwei noch übrigen Söhnen Francesco Carrara's starb der eine eines natürlichen Todes, der andere wurde, als er dreißig Jahre später den Versuch machte, die Herrschaft über Padua wieder zu gewinnen, gefangen genommen und in Venedig hingerichtet.

Die Eroberungen, welche die Venetianer auf den Trümmern der Häuser della Scala und Carrara gemacht hatten, gaben den Bestrebungen Venedig's eine ganz neue Richtung. Früher hatte die Lagunenstadt sorgfältig vermieden, sich zu tief in die Angelegenheiten des Festlandes von Italien einzumischen. Das bedeutende Gebiet, welches Venedig den Scala und Carrara abnahm, machte es dieser Stadt zur Nothwendigkeit, an denselben Theil zu nehmen. Während die Venetianer früher ihr Hauptaugenmerk auf Schifffahrt, Handel und Colonien gerichtet hatten, wurden sie von dieser Zeit an in die Verhältnisse des Continents verwickelt und konnten nur mit halber Kraft ihren früheren Bestrebungen folgen. Sie kauften die dalmatischen Städte von Ladislaus, dem Könige von Neapel. Daraus entspann sich ein Krieg mit dem Kaiser Sigismund von Deutschland. Dieser Fürst hatte jedoch in Constanz und in Böhmen so viel zu thun, daß er den Venetianern Zara und mehrere andere dalmatische Städte, in deren Besitz sie sich gesetzt hatten, nicht wieder abnehmen konnte. Dem Bundesgenossen des Kaisers, dem Patriarchen von Aquileja, entrissen sie Friaul und einen Theil von Istrien (1421). Die Venetianer hätten ohne Zweifel mehr im wohlverstandenen Interesse ihres Staates und der gesammten Christenheit gehandelt, wenn sie, statt mit ihren Nachbarn im Westen, mit den Türken im Osten gekämpft hätten. Allein gerade zu der Zeit, da es Noth that, diesem asiatischen Volke einen festen Damm entgegenzusetzen, vergaß die Lagunenstadt, daß nicht der Westen, sondern der Osten ihre Schifffahrt beschäftige, ihre Magazine fülle und ihr für das gesammte Europa eine hohe Bedeutung verschaffe. Seit der Einnahme von Constantinopel im fünften s. g. lateinischen Kreuzzuge besaßen die Venetianer drei Achtel des griechischen Reiches. Zwar hatten sie einen Theil dieser Besitzungen wieder verloren; allein was ihnen geblieben, war noch immer von hohem Werthe. Auch hatten sie sich in jüngster Zeit auf der Halbinsel Morea und in Albanien ausgebreitet. Zwar hielt der Doge Thomas Mocenigo an den alten Ueberlieferungen Venedig's fest; allein sein Nachfolger, Francesco Foscari, stürzte sich und den Staat, den er vertrat, mit Macht in die Händel des italienischen Festlandes. Die Florentiner forderten die Venetianer zu einem Bunde wider den herrschsüchtigen Philippo Maria von Mailand auf, und dessen früherer General, Francesco Carmagnola, bot ihnen um dieselbe Zeit seine Dienste an. Die Venetianer gingen auf die Anerbietungen der Florentiner und Carmagnola's ein (1426). Im ersten Feldzuge eroberte dieser begabte Feldherr Brescia, welches der Herzog von Mailand den Venetianern noch in demselben Jahre abtrat. Die Frucht des zweiten Feldzugs Carmagnola's war für Venedig Bergamo (1428). Die undankbare Republik belohnte Carmagnola mit dem Tode (1432). Die Eroberungen dieses Feldherrn blieben ihr aber im Frieden zu Ferrara (1433) und sie zählte seitdem neun Provinzen im nördlichen Italien: Dogado, ihr ursprüngliches Gebiet, ein schmaler Strich Landes längs der Lagunen, die Mark Treviso und die Bezirke von Friaul, Padua, Rovigo, Vicenza, Verona, Brescia und Bergamo. Die Adda bildete die Gränze ihres Gebietes im Westen.

Die Genueser hatten mittlerweile schwere innere Kämpfe zu bestehen gehabt, welche

übrigens nicht alles Gute in ihrem Schooße erdrückten. Im Jahre 1407 gründeten sie die St. Georgsbank, welche von keiner der verschiedenen Parteien angetastet wurde. Bis zum Jahre 1409 trugen sie das französische Joch. Dann vertauschten sie es gegen die Herrschaft des Markgrafen von Montferrat. Zwar stellten sie (1412) ihre Freiheit wieder her, allein schon 1421 fielen sie wieder unter eine fremde Herrschaft und zwar die schlimmste, der sie noch jemals verfallen waren, unter diejenige Philippo Maria Visconti's. Als Untergebene dieses Tyrannen mußten die Genueser Theil an dessen Kriegen nehmen. Carmagnola verheerte ihr Gebiet und die genuesischen Verbannten schämten sich nicht, im venetianischen Heere gegen ihre Vaterstadt zu Felde zu ziehen. Welche Veränderung seit den Zeiten des Krieges von Chiozza! Damals waren die Verbannten zurückberufen worden und kämpften in den Reihen ihrer Mitbürger. Jetzt fochten sie auf Seiten der vielhundertjährigen Nebenbuhler ihrer Vaterstadt. Im Laufe desselben Jahrhunderts, welches seit dem Kriege von Chiozza verflossen war, hatte die Parteiwuth noch mehr an der sittlichen Kraft, als an der nationalen Stärke des Volkes genagt. Wohl brachen die Genueser (1435) das mailändische Joch; doch nicht von langer Dauer war ihre Freiheit. Schon im Jahre 1458 unterwarfen sie sich wieder der französischen Herrschaft. Zu einer Zeit, da Genua und Venedig gleichmäßig von den Türken in ihren wichtigsten Besitzungen bedroht wurden, bekriegten sie sich gegenseitig, statt mit vereinten Kräften dem gemeinschaftlichen Feinde entgegenzutreten. In Venedig herrschte die Ruhe des Kirchhofs, in Genua wechselte innere Parteiwuth mit drückender Fremdherrschaft ab. Die plebejischen Familien der Fregosi und Adorni wetteiferten in Genua an Herrschsucht und Ehrgeiz mit den Spinola, Doria, Fiesco und Grimaldi. Die Ritter mit ihren Felsenburgen und Landgütern konnten auf die Dauer den Kaufleuten mit ihren Schiffen und Waarenlagern nicht die Spitze bieten. Die Matrosen- und Hafen-Arbeiter, welche in Genua wohnten und in wenigen Augenblicken versammelt werden konnten, bildeten einen wirksamern Anhang, als die Lehnsleute der Adeligen, welche auf dem Lande zerstreut lebten. Die Adeligen waren aber doch stark genug, den innern Frieden der Republik zu stören, ihre Kraft nach Außen hin zu lähmen und ihre Selbständigkeit dauernd zu gefährden. Auch die schwersten Unfälle, welche den Staat betrafen, hielten die wüthenden Parteien nicht ab, sich gegenseitig zu befehden. Als die Türken Constantinopel einnahmen, verlor Genua Pera, Galata, Mitylene und Chios (1453). Die Türken nahmen ihnen nicht blos diese Besitzungen weg, sie thaten auch dem Handel der Genueser im Osten, in den griechischen Gewässern und im schwarzen Meere Abbruch und gefährdeten deren Colonien in der Krimm.

Seit sich Venedig mit Neapel verbunden hatte, litt Genua auch durch diese letztere Macht, namentlich nach dem Frieden des Jahres 1455, in welchem die ligurische Republik der Rache des Königs Alphons preis gegeben wurde. Drei Jahre lang boten die Genueser den Flotten des Königs von Neapel und den Angriffen, welche die Verbannten von der Landseite aus auf sie machten, die Spitze. Im Jahre 1458 unterwarfen sie sich wieder unter den 1396 gestellten Bedingungen dem Könige von Frankreich. Dieser sandte ihnen auf ihren Wunsch den Herzog Johann von Calabrien, den Sohn Renatus von Anjou, als Statthalter. Genua wurde dadurch der Mittelpunkt des Kampfes zwischen den beiden Gegenkönigen von Neapel. Glücklicherweise für die Genueser starb Alphonso, König von Aragon, Catalonien, Valencia, den balearischen Inseln, Sardinien, Neapel und Sicilien. Dieser Fürst, welcher mit großer Macht ausgezeichnete Talente verband, hätte sonst wahrscheinlich ihnen noch größern Schaden zugefügt. Mit Hülfe Genua's machte der Herzog Johann einen Einfall in Neapel und setzte sich auf dem dortigen Throne fest. Die Genueser empfanden mittlerweile schwer das auf ihnen ruhende ausländische Joch. Der französische

Statthalter unterstützte die Aristokraten in den schamlosen Anforderungen, die sie an den Staat machten, namentlich in ihrem Verlangen, keinen Antheil an den Abgaben tragen zu müssen. Die Adorni und Fregosi vereinigten sich und trieben nach einem furchtbaren Volksaufstande die Franzosen zum Lande hinaus (1461). Vergebens kam der alte Renatus von Anjou mit einer zahlreichen Kriegsmacht herbei. Er wurde mit großem Verluste zurückgeschlagen. Während der französische Einfluß in Genua unterging, spann Francesco Sforza von Mailand seine Ränke, um für sich diese mächtige Seestadt zu gewinnen. Er bestach die verbannten und unzufriedenen Genueser, stürzte mit Hülfe des alten Adels, der Adorni und selbst eines Theils der Fregosi, die Volksherrschaft und machte sich (1464) zum Herrn Genua's.

In Venedig leitete Francesco Foscari mehr als dreißig Jahre lang als Doge die Angelegenheiten des Staates. Er hatte mit seinem ganzen Einfluß dahin gewirkt, die Besitzungen Venedig's auf dem Festlande Italien's auszudehnen. Die Erfolge, welche er errungen, hatten seinen Namen weithin berühmt gemacht. Der Staatsschatz war aber durch die Kriege erschöpft und die Colonien vernachlässigt worden. Dessenungeachtet erfreute sich Foscari einer ungewöhnlichen Volksthümlichkeit, welche der Rath der Zehn mit immer steigendem Argwohn wahrnahm. Im Jahre 1454 wurde dieses Gericht dadurch noch furchtbarer gemacht, daß ein bleibender Ausschuß von drei Staatsinquisitoren niedergesetzt, welchem unumschränkte Gewalt selbst über ihre Amtsgenossen eingeräumt wurde. Francesco Foscari, der vom Volke hoch verehrte und geliebte Doge, mußte die Grausamkeit dieses Staatsgerichtes fühlen. Aus Haß wider ihn war der letzte seiner vier Söhne, Jacopo, gefoltert, verbannt und langsam zu Tode gequält worden. Der Vater hatte Zeuge der Martern seines Sohnes sein und die Urtheilssprüche verkünden müssen, durch welche der Rath der Zehn demselben allmählig den Tod bereitete. Gebeugt durch die Rache seiner Feinde, die ihn auf seiner empfindlichsten Seite angegriffen hatte, wollte Foscari zweimal seine Würde niederlegen. Doch der Rath der Zehn hatte ihm eine Demüthigung vorbehalten, welcher der sechsundachtzigjährige Greis nicht entgehen sollte. Dieser verruchte Gerichtshof nahm dem Dogen zuerst einen Eid ab, seine Würde nicht niederlegen zu wollen und setzte ihn dann durch einen Urtheilsspruch ab. Der Gram darüber brach dem alten Manne das Herz. Er starb, während die große Glocke von St. Marcus die Wahl seines Nachfolgers verkündete (1457). Wenn der Rath der Zehn sich solche Schandthaten gegen den ersten Beamten der Republik erlaubte, wie mag er gegen untergeordnete Bürger gewüthet haben?

Nach dem Tode Francesco Foscari's hatten die Venetianer zwar Frieden mit ihren Nachbarn im Westen und im Norden, um so ernster wurden dagegen ihre Kämpfe im Osten. Die Türken breiteten sich unaufhaltsam immer weiter in Macedonien, Albanien und Morea aus. Nach dem Falle Constantinopels hatte sich Venedig beeilt, Frieden und Freundschaft mit Mohammed II. abzuschließen. Dennoch nahmen die Türken (1463) die Stadt Argos. In dem Kriege, der sich hieraus entwickelte, wurden die Venetianer von der corinthischen Landenge, die sie befestigt hatten, vertrieben und konnten nur noch einige Küstenstädte auf Morea behaupten. Nicht lange darauf (1470) verloren sie die Insel Negroponte. Schon zwei Jahre später (1472) brachen die Türken in Friaul ein und drangen in den Jahren 1477 und 1479 bis zum Isonzo und Tagliamento vor. Erst 1479 konnten die Venetianer gegen Abtretung der Stadt Scutari, eines Theiles von Albanien und der Insel Negroponte und gegen Bezahlung eines jährlichen Tributes, nach fünfzehnjährigem, blutigem Kriege Frieden erlangen. Um dieselbe Zeit verloren die Genueser ihre sämmtlichen Besitzungen am schwarzen Meere und in der Krimm (1475), ohne auf irgend einer anderen

Seite einige Entschädigung zu gewinnen, während die Venetianer das reiche und schöne Cyprus erwarben.

Seit Richard Löwenherz diese Insel erobert und dem Guido von Lusignan geschenkt, hatten dessen Nachkommen daselbst mit dem Titel von Königen geherrscht. Im Jahre 1459 stritten sich die eheliche Tochter und Jakob, der natürliche Sohn des letzten Königs um die Krone. Jakob trug den Sieg davon. Die Venetianer gewährten ihm ihren Schutz und verliehen ihm die Hand der Katharina Cornaro, einer Tochter eines ihrer Adelsgeschlechter. Nach Jakob's Tode bemächtigten sich die Venetianer, unter dem Vorwande, der Katharina Cornaro Hülfe zu leisten, dieser herrlichen Insel, entfernten die Königin und beherrschten von dieser Zeit an Cyprus in eigenem Namen (1489). Schon 1499 brach ein neuer Krieg mit den Türken aus, welcher wiederum mit schweren Verlusten für Venedig endigte. Nur durch die Abtretung von St. Maura und einiger Besitzungen in Morea konnte die Lagunenstadt (1503) Frieden von den Türken erkaufen.

Venedig wurde von den christlichen Mächten nur wenig in seinen Kämpfen gegen die Türken unterstützt, soviel auch von Ungläubigen und der Pflicht der Christen, diesen entgegenzutreten, gefaselt wurde. Im Gegentheile nahmen am Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die ehrgeizigen Unternehmungen der französischen Könige und des Kaisers Maximilian alle Kräfte der Italiener und namentlich auch der Venetianer in Anspruch. Genua kam 1499 zugleich mit dem Herzogthum Mailand wieder unter französische Herrschaft und die Venetianer mußten alle ihre Kräfte und ihre ganze Staatskunst aufbieten, um nicht dem zu Cambray wider sie geschlossenen Bunde zu erliegen *).

§ 45. Neapel und Sicilien.

Die sicilianische Vesper hatte Sicilien von Neapel und dem französischen Hause Anjou getrennt und alle Beschlüsse, welche der Pabst, der König von Frankreich, der König von Neapel und ihre Bundesgenossen faßten, selbst die Verträge, welche sie mit dem Könige von Aragonien abschlossen, vereinigten sie nicht wieder. Umsonst fiel Philipp III. von Frankreich in Aragonien ein, vergebens erklärte der anmaßende Pabst, Martin IV., Peter von Aragonien für abgesetzt. Der zweite Sohn des französischen Königs, dem der römische Oberpfaffe Aragonien schenkte, vermochte nicht, sich in den Besitz dieses Reiches zu setzen. In einem und demselben Jahre (1285) waren Peter von Aragonien, Karl von Anjou, Philipp III. von Frankreich und der Pabst Martin IV. gestorben.

Der zweite Sohn Peter's und Constanzen's, Jakob, der seinem Vater in Sicilien nachfolgte, und welchem (1288) Karl I. von Neapel Sicilien abtrat, mußte, sobald der treulose Anjou in Freiheit gesetzt worden war, von neuem um sein Reich kämpfen **). Der Pabst Nicolaus IV. verfügte in pfäffischer Frechheit über Sicilien, wie sein Vorgänger früher über Aragonien, entband Karl II. von Anjou der Eide, die er bei Abschluß des Friedens mit Alphons von Aragonien geschworen hatte und setzte ihm zu der neapolitanischen auch die sicilianische Krone auf. Alphons III. von Aragon opferte (1295) Sicilien und seinen Bruder Jakob auf, indem er, um den Frieden mit dem Pabste und Frankreich zu erkaufen, versprach, alle seine Unterthanen aus dem sicilianischen Dienste abzurufen und seinen Bruder zu ermahnen, auf die Krone Sicilien's zu verzichten. Kurz darauf starb Alphons. Jakob eilte, von der aragonischen Krone Besitz zu nehmen und überließ die

*) Siehe auch unten § 47

**) Siehe Buch V., § 55, S. 160, f. § 68 S. 213.

Verwaltung Sicilien's seinem Bruder Friedrich. Jakob überbot seinen Bruder noch an Niederträchtigkeit, indem er versprach, für den Fall, daß die Sicilianer sich Karl II. von Anjou nicht unterwerfen wollten, sie mit Krieg zu überziehen. Zum Danke dafür verlieh ihm Karl II. von Neapel die Hand seiner Tochter und Bonifacius VIII. die Inseln Sardinien und Corsica, von welchen die erstere den Pisanern, die letztere den Genuesern gehörte.

Die Sicilianer, welche noch unter dem Einflusse Procida's standen, beugten sich nicht unter das Joch des verhaßten Anjou, vielmehr setzten sie den König Jakob ab und ernannten dessen Bruder Friedrich, welcher bisher nur Statthalter gewesen war, zum König. Ein blutiger Krieg entbrannte. So lange Roger di Loria Friedrich an der Seite stand, folgte der Sieg ihm diesseits und jenseits der Meerenge von Messina nach. Später kam Friedrich in große Bedrängniß. Jakob focht persönlich gegen seinen Bruder. Endlich mußte aber Karl II. seinem Nebenbuhler den Besitz Sicilien's abtreten (1302). Zwar wurde die Bedingung hinzugefügt, Friedrich solle Sicilien als ein Lehen des römischen Stuhles besitzen und dieses nach seinem Tode an das Haus Anjou fallen. Doch wurden diese Bestimmungen in den Friedensvertrag nur aufgenommen, um die Niederlage des Königs von Neapel und des Pabstes zu bemänteln. Friedrich dachte nicht daran, die Insel, die er erkämpft hatte, seinen Nachkommen zu entziehen; der König von Neapel und der Pabst erwarteten dieses selbst nicht.

Karl II. von Neapel hatte die erste Hälfte seiner Regierung im Kriege gegen Sicilien zugebracht (1282—1305); die zweite Hälfte (1302—1309) reichte nicht hin, die Wunden zu heilen, welche im Laufe der ersten dem Lande geschlagen worden waren. Karl war mit Maria, der Tochter des Königs Stephan V. von Ungarn, vermählt. Sein Sohn, Karl Martell, versuchte daher, mit Hülfe seiner Schutzherren, der Päbste, nach dem Tode Andreas III. den ungarischen Thron zu erwerben. Er erreichte seinen Zweck aber nicht und starb vor seinem Vater (1295). Glücklicher war der Sohn Karl Martell's. Karl Robert schwang sich auf den ungarischen Thron, den er in seiner Familie erblich machte (1301). Nach Karl's II. von Neapel Tode (1309) folgte ihm sein zweiter Sohn, Robert, in der Regierung nach, obgleich nach dem damals und auch jetzt noch in Europa herrschenden Fürstenrechte Karl's II. ältester Sohnes Sohn den nächsten Anspruch auf die Krone Neapels hatte. Robert verstand es aber, die Gunst des Pabstes, Clemens V., zu gewinnen, setzte sich in Neapel und in der Provence fest und sein Neffe, Karl Robert von Ungarn, hatte im eigenen Reiche so viel zu thun, daß er nicht daran denken konnte, in jenen fernen Landen Krieg zu führen. Robert schwang sich bald zum mächtigsten Herrscher in Italien empor. Er war das Haupt der welfischen Partei und stand dem deutschen Kaiser, Heinrich VII., feindlich entgegen, als dieser nach Italien zog. Nach Heinrich's Tode ging Robert mit dem Plane um, sich ganz Italien zu unterwerfen. Die Genueser erwählten ihn zu ihrem Herrn*). Er eroberte die liparischen Inseln, allein er konnte auf die Dauer nicht einmal seinen Einfluß auf Genua behaupten. Sein einziger Sohn, der Herzog von Calabrien, starb im Jahre 1328, mit Hinterlassung zweier Töchter. Robert sah voraus, daß sein Tod seine Familie und sein Land in große Gefahren stürzen würde, um so mehr, als, ungeachtet des abgeschlossenen Friedens, die Verhältnisse mit Sicilien noch sehr unfreundlich waren. König Friedrich II. von Sicilien ergriff die erste Gelegenheit, welche ihm der verwickelte Zustand Italien's bot, seinen Sohn Pedro zu seinem Nachfolger und Erben in Sicilien zu erklären. Als Friedrich starb (1336), bestieg sein

*) Siehe oben § 44, S. 274.

Sohn, Pedro II., den sicilianischen Thron und behauptete sich auf demselben, ungeachtet seiner Charakterschwäche und des Krieges, welchen Robert von Neapel gegen ihn führte. Dieser erlebte, daß Sicilien auch beim zweiten Todesfalle eines Königs nicht zum Hause Anjou zurückkehrte. Nach Pedro's II. Tode (1342) ging Sicilien auf dessen Sohn Ludwig über.

Um den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen der ungarischen und der neapolitanischen Linie des Hauses Anjou zu vermeiden, brachte Robert einen Vertrag zu Stande, demzufolge der zweite Sohn des Königs Karl Robert von Ungarn, der siebenjährige Andreas, mit seiner ältesten Enkelin Johanna verlobt und nach Neapel geschickt wurde, um daselbst zum Könige erzogen zu werden. Doch diese, wie die meisten anderen politischen Berechnungen, welche auf die Neigungen und Leidenschaften der Menschen keine Rücksicht nehmen, erwies sich bald als eine durchaus verfehlte. Andreas war schon in jungen Jahren ein roher, lasterhafter Mensch von sehr beschränkten Geisteskräften. König Robert ahnte, daß seine Enkelin mit Andreas nicht glücklich leben würde und wähnte, durch eine halbe Maßregel wieder gut zu machen, was er verdorben hatte. Er versammelte die Großen des Reiches und ließ sie Johannen, als ihrer künftigen Königin, huldigen, zugleich schloß er den Prinzen Andreas von allem Antheile an der Herrschaft aus, setzte eine Regentschaft nieder und verfügte, daß Johanna erst mit Vollendung ihres fünfundzwanzigsten Jahres die Regierung antreten solle.

Robert, welcher von den Dichtern und Gelehrten seiner Zeit sehr gerühmt wurde, bewies auch durch diese Handlung wenig Menschenkenntniß und Scharfblick. Gleich nach seinem Tode (1343) traten die traurigen Folgen seiner Verfügungen zu Tage. Johanna war sechzehn, Andreas achtzehn Jahre alt. Der Widerwille, den die Enkelin Robert's frühzeitig gegen ihren Gatten empfunden hatte, nahm von Jahr zu Jahr immer zu. Sie war ein Bild südlicher Leidenschaften, er ein Muster nördlicher Barbarei. Ungeachtet seiner Rohheit war Andreas nicht frei von Herrschsucht, welche von seiner Umgebung, namentlich einem ehrgeizigen Mönche absichtlich gehegt wurde. Als Nachkomme des ältern Bruders des Königs Robert glaubte er, ein besseres Recht, denn Johanna, auf die neapolitanische Krone zu haben. Während er eine päbstliche Bulle zu seinen Gunsten erwartete, stieß er Drohungen aus und gab zu erkennen, daß er die Treue seiner Gemahlin Johanna in Zweifel ziehe. Ganz Neapel sprach davon, daß sie in einem geheimen Liebesverhältnisse mit ihrem Vetter, dem Prinzen Ludwig von Tarento, stehe. Johannen blieben die Pläne und Drohungen ihres Gatten nicht verborgen. Die Geschichte hat uns die Thatsache aufbewahrt, daß die Vertraute dieser Königin, Philippa, die Catanierin, eine Verschwörung gegen Andreas anzettelte. Unter dem Vorwande einer Jagd begab sich der Hof in die Nähe von Aversa und brachte die Nacht in dem Kloster von San Pietro zu. Nach der Abendmahlzeit zog sich das königliche Paar in das ihm bereitete Schlafzimmer zurück. Als Andreas im Begriffe stand, zu Bette zu gehen, wurde an die Thüre geklopft und ihm gemeldet, ein Bote sei mit Briefschaften von der äußersten Wichtigkeit aus Neapel angelangt. Sobald er das Schlafzimmer verließ, wurde dieses durch die Frauen der Königin von innen verschlossen. Außen wurde Andreas ergriffen, nach tapferer Gegenwehr überwältigt und an einer seidenen, um seinen Hals befestigten Schnur zu einem Fenster in den Garten hinabgelassen. Dort harrten einige andere Verschworene, welche ihn an den Beinen zogen, bis er erdrosselt war (1346). Isolda, die ungarische Amme des Andreas, hörte sein Geschrei, lief in das Zimmer der Königin und fand diese dort allein. Auf die Frage Isolda's nach ihrem Gatten antwortete Johanna so zweideutig daß die Besorgniß der treuen Amme noch erhöht wurde. Sie rannte mit einem Lichte

zum nahen Fenster und sah von da die Leiche des Prinzen Andreas mit der verhängnißvollen Schnur um den Nacken. Isolda's Geschrei erschreckte die Mörder, welche eiligst entflohen, und brachte das ganze Kloster in Bewegung. Johanna kehrte mit der Leiche ihres Gemahls nach Neapel zurück. Der Verdacht, daß sie die Urheberin oder doch Mitwisserin des Mordes sei, heftete sich sofort auf sie. Johanna verbarg jetzt nicht länger ihre Liebe zu Ludwig von Tarento und bestärkte dadurch den auf ihr ruhenden Verdacht. Laut und mit Ungestüm wurde sie angeklagt. Der Pabst Clemens VI. sandte eine Untersuchungscommission nach Neapel, welche den Seneschal des königlichen Hofes verhaften und foltern ließ. Dieser nannte alle seine Mitschuldigen, welche im Palaste und unter dem Schutze der Königin wohnten. Johanna besaß nicht die Macht, sie zu schützen, aber sie versuchte es wenigstens. Durch Waffengewalt wurde die Königin gezwungen, die Angeschuldigten auszuliefern, welche ihre ergebensten Diener waren, darunter Philippa, die Catanierin, ihre Vertraute und Freundin. Gegen Gesetz und Gewohnheit wurde die Gerichtsverhandlung dieses Prozesses durchaus heimlich geführt. Sämmtliche Angeklagten wurden für schuldig erkannt und unter furchtbaren Martern lebendig verbrannt. Das Gewicht dieser Thatsachen bezeichnet Johanna mit unwiderstehlicher Schwere als Mitschuldige des an ihrem Gatten verübten Mordes. Ohne ihr Zuthun hätte Andreas nicht in das Kloster von Aversa gelockt, hätte ihm nicht der Rückzug in das Schlafzimmer versperrt werden können. So gut und noch besser, so bald und noch früher, als Isolda, mußte Johanna den Lärm der Mörder und das Geschrei des Andreas vernommen haben. Warum schwieg sie, während Isolda rief? Isolda's Stimme war stark genug, die Mörder in die Flucht zu schlagen. Johanna's Ruf hätte wenige Minuten früher die That verhindert. Doch Johanna wollte den Mördern ihres Gatten wohl. Sie nahm die Verbrecher in ihren Schutz und würde dieselben der Strafe der Gerichte entzogen haben, wenn sie die Macht dazu besessen hätte. Ohne allen Zweifel machten die überwiesenen Mörder Enthüllungen, welche die Königin bloß stellten. Nur durch diese Annahme läßt sich die Geheimhaltung der Gerichtsverhandlungen erklären. Ueber allen Zweifel wird aber die Mitschuld der Königin durch die Verurtheilung ihrer Vertrauten, der Philippa, erhoben. Unmöglich konnte die Catanierin eine Verschwörung anzetteln, ohne Mitwissen ihrer Freundin. Daß eine schöne, jugendliche Königin, welcher die Schätze eines der reichsten Länder der Erde zu Gebote standen, Vertheidiger und selbst Lobhudler fand, versteht sich von selbst. Der unparteiische Geschichtschreiber läßt sich aber durch derartige Aeußerlichkeiten nicht täuschen, welche häufig zur Beschönigung von Schandthaten gebraucht wurden. Die Vertheidiger Johanna's I. von Neapel behaupten, sie sei geistreich und liebenswürdig gewesen und habe Künste und Wissenschaften gefördert. Die meisten Tyrannen Italien's kokettirten mit Kunst und Wissenschaft. Die Mediceer waren auch geistreich und liebenswürdig und begingen, indem sie ihre Mutter, Florenz, der Freiheit beraubten, ein Verbrechen, welches in unseren Augen schwerer ist, als Gattenmord. Johanna war unstreitig Mitschuldige der Ermordung ihres Gatten. Die Drohungen, welche Andreas ausgestoßen, mögen sie entschuldigen, können sie aber niemals rechtfertigen. Die eine That, welche im Kloster San Pietro verübt wurde, bildete den Mittelpunkt, um welchen sich die Schicksale der Königin Johanna und des Volkes von Neapel Jahrzehnte hindurch drehten. Je geistreicher Johanna war, desto klarer mußte sie dieses voraussehen. Sie mußte selbst den Schein des Bösen vermeiden. Statt dessen ehelichte sie den Mann, auf welchen ihr Gatte bei seinen Lebzeiten eifersüchtig gewesen war, und welcher allgemein für den Urheber der gegen Andreas angezettelten Verschwörung gehalten wurde, den Prinzen Ludwig von Tarent.

Der König Ludwig von Ungarn, der ältere Bruder des gemordeten Andreas, faßte die gegen Johanna sprechenden Verdachtsgründe in folgende Worte zusammen:

„Johanna! Dein früheres ungeordnetes Leben, der Ehrgeiz, mit dem Du später nach der königlichen Gewalt strebtest, die Rache, die Du versäumtest und die Entschuldigung, welche Du den Verbrechern zu Theil werden ließest, beweisen, daß Du Mitwisserin und Theilnehmerin des Mordes Deines Gatten warst."

Um den Tod seines Bruders zu rächen, fiel König Ludwig in Neapel ein (1347). Volk und Adel hießen ihn willkommen! Die Königin und ihr zweiter Gemahl flohen in die Provence. Als König Ludwig durch Aversa kam und an das Fenster trat, an welchem sein Bruder Andreas erdrosselt worden war, ließ er, vom Zorn überwältigt, den Gatten der jüngeren Schwester Johanna's, Karl von Durazzo, ohne vorgängige Untersuchung, als Mitschuldigen des Mordes, von seinen Ungarn niederhauen. Diese unüberlegte That beweist, daß Ludwig schwerlich besser war, als die Frau, gegen welche er einen Rachekrieg führte. Gegen Karl von Durazzo lagen durchaus keine Beweise vor und wären solche vorhanden gewesen, so hätte Ludwig wenigstens diejenigen Formen beobachten müssen, welche auch im vierzehnten Jahrhundert nicht umgangen zu werden pflegten, wenn das Leben eines Prinzen in Frage stand. Ludwig war siegreich und glaubte, sich in seinem Glücke alles erlauben zu dürfen. Kaum war er aber von Neapel abgereist, so erhoben sich die Neapolitaner gegen die von ihm zurückgelassenen Besatzungen (1348). Der Pabst Clemens VI. nahm sich Johanna's I. an. Die Königin kehrte nach Neapel zurück. Nach einem dreijährigen Kriege unterwarf sich Johanna einer zweiten Untersuchung. Ihre Schuld stellte sich im Laufe derselben so klar heraus, daß ihre Gesandten sie nicht besser rechtfertigen zu können glaubten, als indem sie durch Zeugen den Beweis zu führen suchten, die Königin sei durch Zauberei bestrickt worden. Sie kamen daher zu dem Schlusse, daß wenn die Theilnahme der Königin an der Verschwörung auch bewiesen, sie dennoch nicht schuldig sei, weil sie den höllischen Mächten nicht habe widerstehen können. Auf diesen Grund hin, welcher dem Pabste und den Cardinälen sehr einleuchtete, weil sie mit dessen Hülfe auch ihre Verbrechen abschütteln konnten, sprachen diese höchsten Geistlichen der katholischen Kirche die Königin frei (1351). Alle Katholiken, welche an die Unfehlbarkeit des Pabstes und des Cardinal-Collegium's glauben, mögen, nebst anderem Unsinn, auch die Unschuld der Königin Johanna am Morde ihres Gatten annehmen. Von dem Standpunkte der Vernunft aus kann aber die Zauberei nicht als Entschuldigungsgrund anerkannt werden. Ludwig von Tarent, welchem Johanna nicht blos den königlichen Titel, sondern auch königliche Gewalt einräumte, stürzte sich in einen Strudel von Ausschweifungen, welcher ihm schon bald den Tod brachte. Neue Verwickelungen waren die nothwendigen Folgen. Die Königin schritt noch in demselben Jahre (1362) zu einer dritten Ehe. Ihre Wahl fiel auf den Prinzen Jakob von Mayorca, welcher, nachdem er während seiner Ehe länger in Spanien, als in Neapel verweilt hatte, starb (1365). Johanna fühlte das Bedürfniß männlichen Schutzes, wollte aber nicht wieder zur Ehe schreiten. Sie erklärte daher Karl von Durazzo, den Neffen jenes gleichnamigen Mannes, der als Opfer der Rache Ludwig's von Ungarn fiel, zu ihrem Erben und vermählte ihn mit ihrer Nichte, Margaretha. Dessenungeachtet ehelichte Johanna später zum viertenmale, im Jahre 1376, den Prinzen Otto von Braunschweig. Karl von Durazzo, welcher besorgte, er möchte in Folge dieser neuen Heirath Johanna's den neapolitanischen Königsthron verlieren, ließ sich vom Pabste Urban VI., dessen Gegenpabst die Königin anerkannt hatte, Neapel schenken. Um sich der Hülfe Frankreich's zu versichern, übertrug Johanna die dem Karl von Durazzo verliehenen Rechte auf den Herzog Ludwig von Anjou, den ältesten Onkel Karl's VI. von Frank-

reich. Als Karl von Durazzo (1381) nach Neapel vordrang, setzte ihm das Volk keinen Widerstand entgegen. Die Königin und ihr Gatte fielen in die Hände Karl's. Johanna weigerte sich, die verlangte Thronentsagungsurkunde auszustellen und wurde bald darauf in ihrem Gefängnisse ermordet (1382). Der Herzog Ludwig von Anjou setzte sich, ohne Widerstand, in den Besitz der Provence, und als er an der Spitze eines zahlreichen Heeres gegen Neapel zog, starb er, bevor er das andere Reich Johanna's erobern konnte (1384). Karl III. betrachtete von dieser Zeit an seinen Thron als gesichert, überwarf sich mit dem Pabste Urban VI., strebte nach der Krone Ungarn's und verlor bei diesem Unternehmen sein Leben (1386)*).

Karl III. hinterließ zwei Kinder: Ladislaus, einen Knaben von zehn Jahren und eine Tochter: Johanna. Seine Wittwe Margaretha führte die vormundschaftliche Regierung. Die Gegenpartei rief den Sohn des Herzogs von Anjou, gleichfalls unter der Vormundschaft seiner Mutter, Maria, unter dem Namen Ludwig's II. als König von Neapel aus. So standen sich zwei Knaben und zwei Mütter, unterstützt von zwei Gegenpäbsten, einander gegenüber. Im Jahre 1390 kam Ludwig II. an der Spitze eines mächtigen Heeres nach Neapel. Er war aber seinem Gegner Ladislaus nicht gewachsen. Schon im Alter von sechzehn Jahren führte dieser das Leben eines Kriegers, während Ludwig allen Ausschweifungen eines müßigen Hoflebens fröhnte. Nach einem mehrjährigen Kampfe rückte Ladislaus (1399) in Neapel ein. Ludwig zog nach der Provence ab, ließ seine Partei im Stiche und suchte die Königskrone von Neapel zu verschmerzen. Ladislaus schlug seine Gegner mit eisernem Scepter nieder. Er hatte seine Siege zum großen Theile den Reichthümern zu verdanken, die ihm seine Gattin, Constanze von Clermont, zugebracht. Als er deren Schätze verbraucht hatte, ließ er seine Ehe durch den Pabst Bonifacius IX. für nichtig erklären. Diese eine That bezeichnet den ganzen Charakter des Mannes.

In Ungarn, wohin Ladislaus gezogen war, konnte er sich auf die Dauer nicht halten. Vor seiner Rückkehr nach Neapel verkaufte er die Küstenplätze Dalmatien's, die ihm ihre Thore geöffnet hatten, an deren bitterste Feindin, die Republik Venedig. Er behandelte sie nicht anders, als seine Gemahlin Constanze. Je weniger seine herrschsüchtigen Pläne ihm in Ungarn gelungen waren, desto eifriger suchte er, seine Macht in Italien auszubreiten. Schon früher hatte er sich in den Besitz Rom's gesetzt. Doch er wollte ganz Italien gewinnen, und wo möglich auch die Kaiserkrone. Er verlangte von den Florentinern, sie sollten ihn als den gesetzlichen Beherrscher des Kirchenstaates anerkennen. Doch konnte Ladislaus, als sie sich dessen weigerten, mit den Waffen nichts ausrichten und bewirkte durch seine Feindseligkeiten nur, daß die Florentiner seinen Gegenkönig Ludwig II. von Anjou einluden, von neuem seine Ansprüche auf die Krone Neapel's geltend zu machen. Der Pabst Alexander V. verlieh ihm bereitwillig das Königreich Neapel. Die neapolitanischen Truppen mußten (1410) aus Rom abziehen. Allein die Genueser, welche um diese Zeit das französische Joch brachen und sich mit Ladislaus verbanden, nahmen mehrere Schiffe der Flotte, auf welcher sich Ludwig mit einem zahlreichen Gefolge nach Italien eingeschifft hatte. Zwar entkam Ludwig II. von Anjou und rückte zu Land in das neapolitanische Gebiet ein, auch schlug er seinen Gegner bei Roccafocca, am Garigliano, allein er verfolgte seinen Sieg so wenig, daß Ladislaus sein Heer wieder sammeln konnte und ihn zwang, umzukehren (1412). Ein zweitesmal nahm Ladislaus den ganzen Kirchenstaat in Besitz und bedrohte von da aus das übrige Italien. Mitten in seiner, dem Chr-

*) Siehe oben § 36, Seite 228.

geize und der Herrschsucht gewidmeten Laufbahn wurde er durch den Tod, den er sich durch seine Ausschweifungen zugezogen, aufgehalten (1414).

Ihm folgte seine Schwester Johanna II. nach, welche nach dem Tode ihres Gatten, eines Herzogs von Oesterreich, nach Neapel zurückgekehrt war und zur Zeit ihrer Thronbesteigung im fünfundvierzigsten Lebensjahre stand. Sie war ein schwaches, wollüstiges, schamloses Weib. Ihre Günstlinge herrschten willkürlich und gewaltthätig an ihrer Stelle. Der verhaßteste derselben war Pandolfo Alopo. Ungeachtet ihres Alters und ihrer allgemein bekannten Ausschweifungen bewarben sich zahlreiche Prinzen um sie. Sie reichte ihre welke Hand dem Grafen Jakob von La Marche, von dem Geschlechte der Bourbonen, welcher Johanna II. in ihrem Palaste verhaften ließ und die königliche Gewalt an sich riß, bald aber (1416) selbst in's Gefängniß geworfen wurde und nach drei Jahren sich glücklich schätzte, aus der Haft zu entkommen. Ser Gianni Caraccioli und der berühmte Bandenführer Jakob Sforza stritten später um die Gunst der liederlichen Königin. Jakob Sforza, der Sohn eines Bauern zu Cottignuola und der Vater des Tyrannen von Mailand, den wir in der Geschichte der lombardischen Städte kennen lernten, hatte sich vom gemeinen Soldaten zum Besitzer mehrerer Lehen im Kirchenstaate und in Neapel emporgeschwungen. Aus Haß gegen seinen begünstigten Nebenbuhler, Caraccioli, ergriff er die Waffen gegen seine Königin (1420), angeblich im Dienste Ludwig's III. von Anjou, des Enkels des von Johanna I. adoptirten Erben, der sein Glück in Neapel versuchte. In ihrer Bedrängniß wußte sich Johanna II. nicht anders zu helfen, als dadurch, daß sie den König Alphons V. von Aragon und Sicilien für ihren Erben erklärte. Dieser erschien mit einer zahlreichen Flotte bei Neapel und zwang Ludwig III. von Anjou und Sforza zum Rückzuge. Bald aber entzweiten sich Alphons und Johanna II. Die Königin rief Jakob Sforza zu ihrer Hülfe herbei (1423). Dieser schlug die aragonischen Truppen, entsetzte Johanna II., welche von Alfonso in ihrer Festung belagert wurde und zwang den Aragonier, Neapel zu verlassen (1424). Johanna widerrief die Erbeseinsetzung Alfonso's und ernannte an dessen Stelle: Ludwig III. von Anjou. Kurz darauf verlor Jakob Sforza sein Leben, beim Uebergange über den Fluß Pescara. Johanna fuhr fort, zu schwelgen und ihren Günstling Caraccioli mit Beweisen ihrer Huld zu überhäufen. Als seine Feinde ihn aber tödteten (1432), rächte sie nicht dessen Tod, vielmehr verzieh sie den Mördern. Nach dem plötzlichen Tode des Herzogs Ludwig III. von Anjou nahm Johanna II. dessen Bruder Renatus zum Erben an. Bald darauf starb sie selbst (1435).

Alphons von Aragonien und Sicilien machte mit erneuter Kraft seine Ansprüche auf Neapel geltend und brachte beide Reiche diesseits und jenseits der Meerenge von Messina wieder unter einen Herrscher.

Nach dem großen Aufschwunge, welchen die Sicilianer zur Zeit der Vertreibung der Franzosen (1282) im Kampfe mit den Neapolitanern genommen hatten, sanken sie namentlich unter Peter II. und dessen Nachfolger Ludwig II. (1341—1355) wieder in ihre frühere Schlaffheit zurück. Ludwig zahlte sogar den Päbsten Tribut. Unter Friedrich III., Ludwig's Bruder, kam Sicilien in immer tiefern Verfall. Dieser elende König nahm sein Reich von Neapel zu Lehen und hatte es nur den inneren Unruhen, mit welchen Johanna I. in ihrem Reiche jenseits der Meerenge kämpfen mußte, zu danken, daß nicht Sicilien wieder an Neapel kam. Maria, Friedrich's einzige Tochter, folgte ihm nach, vermählte sich (1387) mit dem aragonischen Prinzen Martin, durch welchen Sicilien nach ihrem und ihres Gemahls Tode (1402—1409) an des letztern Vater, Martin den ältern von Aragon, gelangte. Dessen Nachfolgers Ferdinand Sohn war Alphons, der von Johanna II. zum Erben angenommen worden war.

Alphons war einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Ihm gehörten die spanischen Reiche: Aragon, Catalonien, Valencia und die balearischen Inseln; ferner die italienischen Inseln Sicilien und Sardinien. Mit den Streitkräften, welche ihm diese Länder boten, war es ihm nicht schwer, sich in den Besitz Unter-Italien's zu setzen, besonders da sein Gegenkönig, Renatus von Anjou, in diesem entscheidenden Augenblicke Gefangener des Herzogs von Burgund war. Seine Unbedachtsamkeit brachte ihn selbst aber in die Gefangenschaft der Genueser (1435), welche ihn an Philippo Maria von Mailand, unter dessen Herrschaft sie damals standen, ausliefern mußten. Dem staatsklugen Alfonso gelang es in kurzer Zeit, den Beherrscher Mailand's für sich zu gewinnen. Als er wieder frei gelassen worden war (1436), wurde es ihm nicht schwer, das Haus Anjou aus dem Felde zu schlagen. Mit Mühe entrann Renatus der Gefangenschaft und überließ 1442 Neapel seinem Gegner. Alfonso, welcher die Schriftsteller und Künstler seiner Zeit begünstigte, wurde von denselben, wie gewöhnlich in solchen Fällen, außerordentlich gepriesen. Thatsache aber ist, daß er sich bei seinem ersten Auftreten in Neapel (1423) und bei der Seeschlacht von Ponsa *) große Blößen gab und daß das Ziel, wonach er in der letzten Zeit seines Lebens mit dem größten Eifer strebte, darin bestand, seinem unehelichen Sohne Ferdinand, der sich frühzeitig durch seinen falschen Charakter allgemein verhaßt gemacht hatte, die Nachfolge in Neapel zu verschaffen. Die Folge davon war, daß, als Alphons starb (1458), Neapel von neuem in blutige Erbfolgekriege verwickelt wurde. Zwar gelang es Ferdinand, die Krone zu behaupten, allein sechs Jahre vergingen, bevor er das Haus Anjou vollständig aus dem Felde geschlagen hatte. Den Antheil, welchen Ferdinand I. an den Angelegenheiten Italien's nahm, haben wir schon früher **) erzählt. Zu seiner Zeit war es, daß die Türken mehr und mehr das Abendland bedrohten. Im Jahre 1480 landeten sie bei Otranto und nahmen in wenigen Tagen diese Stadt ein. Zum Glücke für Neapel starb Mohammed II., als schon eine zahlreiche Flotte mit fünfundzwanzigtausend Landtruppen in Griechenland, Otranto gegenüber, zusammengezogen war, um die Eroberungen der Türken weiter auszudehnen. Der Tod des Sultans Mohammed lähmte plötzlich die Thatkraft seines Volkes. Die türkische Besatzung in Otranto kapitulirte und Italien athmete nach dem Abzuge der Türken wieder freier auf.

Ferdinand's I. Enkelin war an Gian Galeazzo von Mailand vermählt, dem sein Oheim Ludwig Morus die Herrschaft vorenthielt †). Als Ferdinand darauf drang, Ludwig solle seinem Neffen das Steuerruder des Staates übergeben, befürchtete der Tyrann von Mailand, durch Waffengewalt dazu gezwungen zu werden. Er schloß einen Bund mit dem Pabste, den Venetianern und dem Herzoge von Ferrara ab, welcher der vereinten Macht von Neapel und Florenz das Gleichgewicht halten sollte. Da Ludwig Morus aber auch mit diesen Verbündeten sich nicht stark genug fühlte, lud er Karl VIII. von Frankreich ein, nach Italien zu kommen und die Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel geltend zu machen (1493). Ferdinand I. von Neapel, welcher den bevorstehenden Sturm erwartete, rüstete zum Kriege. Er riß den Pabst Alexander VI. von Ludwig Morus los und schloß mit ihm ein Bündniß. Bevor jedoch der Kampf begann, starb er im Alter von siebenzig Jahren (1494). Ihm folgte sein ältester Sohn, Alphons II., welcher des Vaters Talente nur theilweise, dessen wilde Leidenschaften dagegen in verstärktem Maße besaß. Er war in ganz Neapel verhaßt, bevor er den Thron bestieg, und machte daher Karl VIII. die Eroberung Neapel's leicht.

*) Siehe oben § 42, Seite 268.
**) Siehe § 41, S. 257.
†) Siehe oben § 43, S. 271.

§ 46. Kriege der Italiener mit Frankreich

Die Feinde der Freiheit haben sich oft über die inneren Kriege, welche die Republiken der alten, der mittleren und der neueren Zeit zerrissen, aufgehalten und daraus ableiten wollen, daß die republikanische Verfassung zu blutigeren Wirren führe, als die monarchische. Allein wenn wir die Republiken mit gleichzeitigen Monarchien vergleichen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Erbfolgekriege der Monarchen immer blutiger waren, als die gleichzeitigen inneren Streitigkeiten der Republikaner. Fast alle Kriege des Mittelalters in England, Frankreich, Deutschland, Italien und allen anderen Staaten des christlichen Europa's lassen sich entweder, wie die Kreuzzüge, auf die Umtriebe des Pfaffenthums, oder auf die Herrschsucht der Kaiser und Könige zurückführen. Die inneren Kämpfe, welche den Frieden der italienischen Republiken von Venedig, Genua oder Florenz störten, waren allerdings sehr beklagenswerth, allein sie kosteten nicht den zehnten Theil des Blutes und nicht den hundertsten Theil der Schätze, welche in den Kriegen zwischen dem Hause Anjou und den übrigen neapolitanischen Kronbewerbern oder in den Feldzügen der Visconti, der Sforza und anderer Tyrannen verschwendet wurden. Wie in jeder anderen Beziehung, so übertrifft die republikanische Verfassung die monarchische auch darin, daß sie der Herrschsucht und dem Ehrgeize Einzelner nicht so viele Mittel zu Gebote stellt, als die monarchische. Von allen italienischen Erbfolgekriegen des Mittelalters waren aber diejenigen die blutigsten und verderblichsten, welche Karl VIII. von Frankreich begann und welche noch weit in die Geschichte der neueren Zeit hineinreichen.

Als Johanna I. und Johanna II. das Haus Anjou zur Nachfolge auf den Thron von Neapel beriefen, war dasselbe eine Nebenlinie der regierenden Könige von Frankreich. Im Laufe der Zeit wurde aber Karl VIII. von Frankreich der Erbe des Hauses Anjou in Provence und glaubte daher auch auf Neapel gleiche Rechte zu haben. Nach Johann von Anjou's Tode, der die Ansprüche seiner Familie gegen Ferdinand I. von Neapel geltend gemacht hatte, blieb von dem Mannesstamm seines Hauses nur Renatus, der Vater Johann's, übrig. Die Rechte der Anjou gingen daher auf die Tochter des alten Renatus und von dieser auf ihren Sohn, den Herzog Renatus von Lothringen, über. Allein der alte Renatus von Anjou, welcher die Heirath seiner Tochter mißbilligte, vermachte die Provence und Neapel seinem Neffen, dem Grafen von Maine, der auf seinem Todtenbette seine Besitzungen und Rechte seinem Vetter Ludwig XI. von Frankreich hinterließ. Nach dem europäischen Fürstenrechte besitzt ein Vater nicht die Befugniß, über seine Länder nach Gefallen zu verfügen. Vielmehr bildet die Erbfolgeordnung in den europäischen Monarchien einen Theil der Staatsverfassung, welche von keinem König einseitig und willkürlich abgeändert werden kann. Dessenungeachtet setzte sich Ludwig XI. nach des alten Renatus Tode in den Besitz der Provence. Die Eroberung von Neapel wagte er nicht zu unternehmen. Karl VIII. ergriff dagegen mit Vergnügen die Gelegenheit, die ihm Ludwig Sforza bot, seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen. Wie grundlos diese waren, erhellt zur Genüge aus den eben mitgetheilten Thatsachen. Um seine ganze Macht auf Italien werfen zu können, schloß er mit Heinrich VII. von England und mit Kaiser Maximilian I., mit denen er in Krieg verwickelt war, Frieden und ließ sich von Ferdinand und Isabella von Spanien, mit welchen er zwar nicht in offenem Kampfe, allein auf sehr gespanntem Fuße lebte, das Versprechen geben, ihn in seiner italienischen Unternehmung nicht stören zu wollen. Ein Krieg zwischen Frankreich und Neapel mußte der ganzen Christenheit, welche damals von den Mohammedanern auf's Aeußerste bedroht war, sehr verderblich erscheinen. Karl VIII. erklärte daher öffentlich und feierlich, sein Endzweck sei,

nach Geltendmachung seiner Rechte auf Neapel, von dort aus die Türken zu bekriegen. Durch die Lombardei, Parma und Toscana rückten die Franzosen ohne ernstlichen Kampf gegen Rom vor (1495). Anfangs dachte Alexander VI., in Verbindung mit den Neapolitanern den Franzosen den Eintritt in die Stadt zu wehren. Als aber Karl VIII. oberhalb Rom's die Tiber überschritten hatte, verließ den Pabst sein Muth und das neapolitanische Heer mußte sich in Eile zurückziehen.

Die Vorhut der französischen Armee bestand, als sie in Rom einrückte, aus einer achttausend Mann starken Abtheilung schweizerischen und deutschen Fußvolkes. Diese trugen Uniformen und waren mit zehn Fuß langen Piken und Hellebarden bewaffnet. Je tausend Lanzenträgern waren hundert Musketiere beigegeben. Der Vorhut folgten vierzehntausend Bogenschützen aus Gascognien, dreitausend Ritter mit sechstausend leicht bewaffneten Reitern und ein Artilleriepark, wie er früher niemals gesehen worden war. Der König war umgeben von schottischen und französischen Schützen und mehreren Schwadronen Garden. In seinem Gefolge befanden sich mehrere Cardinäle und zahlreiche italienische Hauptleute. Der Pabst Alexander VI. hatte sich in das Castell St. Angelo zurückgezogen. Von da aus schloß er mit Karl VIII. Frieden, unter der Bedingung, daß dieser seine geistliche Gewalt anerkennen und er dem Könige von Frankreich seine Festungen öffnen und Geißeln stellen sollte. Während Karl auf Neapel vorrückte, verlor Alphonso II. alle Besinnung. Im Bewußtsein, des Volkes Haß auf sich geladen zu haben, fürchtete er seine eigenen Unterthanen nicht minder, als die fremden Eindringlinge. Am selben Tage, an welchem Karl VIII. aus Rom gegen Neapel vorrückte, legte König Alphon's II. seine Krone zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand's II. nieder und schiffte sich mit seinen Schätzen nach Sicilien ein, woselbst ihm sein Vetter, Ferdinand der Katholische, eine Zufluchtsstätte einräumte. Noch im gleichen Jahre starb Alphons II., umgeben von Priestern, mit denen er die abgeschmackten Ceremonien der römischen Kirche, wie er sich einbildete, zum Heile seiner Seele, beging (1495). Ferdinand II. wurde zwar allgemein von den Neapolitanern als König anerkannt, allein der Schrecken, welcher vor den französischen Waffen herging, lähmte ihre Thatkraft. Der Marschall Gian Giacomo Trivulzio ging an der Spitze der im Solde Neapels stehenden Banden zu dem feindlichen Könige über. Die Stände öffneten den Franzosen ihre Thore. Das Volk in Neapel erhob sich gegen Ferdinand II. Karl VIII. zog in die Hauptstadt ein, ohne daß ihm der geringste Widerstand entgegengesetzt wurde. Das ganze Reich huldigte ihm, mit Ausnahme einiger weniger Küstenplätze. Der Adel eilte, sich dem fremden Herrscher zu unterwerfen. Nur an den Gränzen des Reiches hatten die Franzosen von ihren Waffen Gebrauch gemacht. Dort hatten sie zwei Burgen mit Sturm genommen und deren Besatzungen niedergemacht. Darauf zerstreute sich das neapolitanische Heer, welches am Garigliano eine fast unüberwindliche Stellung eingenommen hatte, ohne Schwertstreich. Nach diesen leicht erkauften Siegen ruhte Karl VIII. auf seinen vermeintlichen Lorbeeren. Sein Hof und sein Heer überließen sich der Freude und dem Genusse. Der Krieg gegen die Türken, welche, von dem Schrecken der Neapolitaner angesteckt, ihre Festungen jenseits des adriatischen Meeres geräumt hatten, war vergessen. Ferdinand II., welcher auf die benachbarte Insel Ischia geflohen war, blieb daselbst ungestört. Noch größere Sorglosigkeit, als in den Angelegenheiten des Krieges, bekundete Karl VIII. in den wichtigeren Beziehungen des Friedens. Er besetzte alle Kronämter mit Franzosen, nahm dem neapolitanischen Adel seine Lehen und vergab diese an seine Landsleute. Französische Soldaten mißhandelten die Provinzen und französische Beamte sogen das ganze Königreich aus. Während Karl VIII. schwelgte und die Neapolitaner aus Freunden in bittere Feinde umwandelte,

bildete sich im Norden Italien's ein mächtiger Bund gegen ihn. Ludwig Morus, der Tyrann von Mailand, der selbst die Franzosen nach Italien gelockt, erkannte zu spät, daß er nicht weniger, als der König von Neapel von den Franzosen zu befürchten habe. Der Herzog von Orleans, welchen Karl VIII. in seiner Stadt Asti zurückgelassen hatte, sprach unumwunden von seinen Ansprüchen auf das Herzogthum Mailand und regte dadurch den Grimm Ludwig's an. Karl selbst, welcher diesem ein Leben in Neapel versprochen hatte, hielt nicht Wort. Der Triumphzug Karl's regte den Neid Ferdinand's des Katholischen und Maximilian's I. an und flößten den Venetianern ernstliche Besorgnisse ein. Zuerst leite Ludwig Sforza Unterhandlungen mit der Lagunenstadt ein, welche zu einem Bunde zwischen Spanien, Maximilian I., Venedig und Mailand führten, der in der That gegen Karl VIII. gerichtet war, obgleich dieses in dem Vertrage nicht ausdrücklich gesagt wurde. Auch der Pabst trat diesem Bunde bei. Vergeblich warnte Philipp von Comines, Karl's VIII. Gesandter in Venedig, seinen König. Ein spanisches Heer traf in Sicilien unter Gonsalvo da Cordova ein. Venedig, Mailand und der deutsche König Maximilian sammelten ihre Soldaten. Die venetianischen Flotten bedrohten die Küsten Neapels. Ermuthigt durch diese Streitkräfte, verbargen die Neapolitaner nicht länger den Widerwillen, den sie gegen die französische Herrschaft hegten. Endlich erkannte Karl VIII. die Größe der Gefahr, welche ihn bedrohte. Seine Flotte faßte nicht das Heer, welches ihm noch zu Gebote stand. Er entschloß sich daher, zu Lande nach Frankreich zurückzukehren. Statt aber seine gesammten Streitkräfte, mit welchen er den Kampf gegen seine Feinde nicht aufnehmen wollte, zu vereinigen, ließ er einen Theil derselben in Neapel und trat dann seinen Rückzug an. Zuerst brachen die Feindseligkeiten zwischen den Verbündeten und den Franzosen in der Lombardei aus, woselbst der Herzog von Orleans die mailändische Stadt Novara überrumpelte. Diese Waffenthat gelang ihm. Allein sofort wurde er selbst mit überlegenen Streitkräften in dieser Festung eingeschlossen. Als Karl VIII. von den Apenninen in die lombardischen Ebenen herabstieg, hatte er von seinem glänzenden Heere nur noch neuntausend Mann bei sich. Dennoch brachen die Franzosen sich in der Nähe des Dorfes Fornova Bahn durch die Feinde, welche sich ihnen dort entgegenstellten. Dagegen waren die in Novara liegenden französischen Truppen vollständig abgeschnitten. Karl konnte sie nur dadurch retten, daß er Novara an den Herzog von Mailand abtrat. Um die in Neapel zurückgelassenen Soldaten bekümmerte er sich aber gar nicht. Sie konnten auf die Dauer den Heeren Ferdinand's II., der Spanier und der Venetianer nicht widerstehen und schlossen daher einen Vertrag ab, in dessen Folge sie Neapel räumten. Von fünftausend starben aber vorher viertausend an einer Seuche, welche sie befiel, während Ferdinand sie an einem ungesunden Orte zu lange aufhielt (1496). Schon nach einem Monate starb Ferdinand II., ohne Kinder zu hinterlassen. Sein Oheim, Friedrich III., bestieg den neapolitanischen Thron. Bald darauf (1498) starb Ferdinand's Gegner, Karl VIII. von Frankreich und ihm folgte, unter dem Namen Ludwig's XII., der Herzog von Orleans, der Enkel der Valentina Visconti, nach, welcher außer den Ansprüchen des Hauses Anjou auf das Königreich Neapel, noch diejenigen der Visconti auf Mailand in sich vereinigte.

Mailand war weit leichter zu erobern, als Neapel, um so mehr, als sich Ludwig der Mohr mit den Venetianern überworfen hatte und diese mit dem Könige von Frankreich einen Bund gegen Mailand schlossen. Die Venetianer gewann Ludwig XII., indem er ihnen Cremona zusagte; der Hülfe des Pabstes versicherte er sich durch Versprechungen zu Gunsten des Sohnes desselben, Cäsar Borgia's. Außer dem Könige von Neapel, welcher bei dem erschöpften Zustande seines Reiches ihm keine Hülfe senden konnte, standen nur die

Türken auf der Seite des mailändischen Tyrannen. Nach den ausgedehntesten Vorbereitungen begann Ludwig XII. im Jahre 1499 seinen Feldzug. Sein Heer bestand aus neuntausendsechshundert Reitern, fünftausend Schweizern, viertausend Gascogniern und viertausend französischen Fußvolks. Den Oberbefehl vertraute er dem Marschall Trivulzio, dem Herrn von Aubigny und dem Grafen von Ligny an. Während die Franzosen von Westen, rückten die Venetianer von Osten vor. Zwanzig Tage reichten hin, die im Laufe von zwei Jahrzehnten gegründete Macht des Tyrannen Ludwig Sforza zu stürzen. Die Franzosen nahmen mit Sturm die Festung Ancona ein und machten die ganze Besatzung nieder. Dadurch jagten sie den mailändischen Söldnern einen solchen Schrecken ein, daß diese nirgends mehr Stand hielten. Alle mailändischen Städte unterwarfen sich. Mailand öffnete den Franzosen unter Freudenbezeugungen seine Thore. In eiliger Flucht rettete Ludwig Sforza sein Leben und seine Schätze. Doch die Franzosen verstanden es eben so wenig, sich die Zuneigung der Mailänder, als der Neapolitaner zu erwerben. Trivulzio, welchen Ludwig XII. bei seiner Rückkehr nach Frankreich als Statthalter in Mailand zurückließ, machte sich bald allgemein verhaßt und wurde, als Ludwig Sforza im folgenden Jahre (1500) an der Spitze burgundischer und schweizerischer Söldner in das Land wieder einzog, eben so schnell vertrieben, als Sforza zuvor. Nur in der Citadelle von Mailand und in Novara hielten sich die französischen Besatzungen. Doch die Siege, welche feile Söldner erringen, sind selten von Dauer. Die Schweizer fochten nur für Sold und Beute. Als sie ihre Rechnung im Dienste Sforza's nicht mehr fanden, empörten sie sich und lieferten Ludwig den Mohren den Franzosen aus. Seine eigenen Kinder waren am Hofe Maximilian's in Sicherheit gebracht, aber der Sohn seines Neffen Gian Galeazzo und manche andere Verwandte fielen mit ihm selbst in die französische Gefangenschaft. Manche Schriftsteller haben diesen von den Schweizern begangenen Verrath als eine Folge ihrer Ausartung dargestellt und dem ganzen Volke zur Last gesetzt, — aber mit Unrecht! Das Verbrechen der Schweizer bestand darin, daß sie sich in den Sold frecher Tyrannen und grausamer Despoten begaben. Allein die Treue brachen sie ihren Brodherren nur zu selten. Hätten sie mehr Sinn für Freiheit und weniger kriegerische Zucht besessen, so wären Verräthereien häufiger vorgefallen. Die Auslieferung Ludwig Sforza's an die Franzosen bildete eine seltene Ausnahme in der Geschichte der schweizerischen Söldner und kann dem Schweizer Volke um so weniger aufgebürdet werden, als der Rädelsführer Rudolph Thurmann von seiner Regierung sogar zum Tode verurtheilt wurde.

Nicht zufrieden mit der Eroberung Mailand's, strebte Ludwig XII., auch Neapel an sich zu reißen. Unter Friedrich III. hatte sich das Königreich von seinen in dem letzten Kriege mit den Franzosen erlittenen Verlusten nicht erholt. Die Festungen des Landes lagen in Trümmern, der Staatsschatz war leer, das Heer weder zahlreich, noch von Muth beseelt. Ludwig XII. betrachtete jedoch den König von Spanien als einen gefährlichen Nebenbuhler, welcher, gleich ihm, neuerdings Ansprüche auf die neapolitanische Krone erhob, indem er behauptete, Alphons I. habe nicht das Recht gehabt, dieselbe den gesetzlichen Verwandten seines Hauses, zu Gunsten seines unehelichen Sohnes Ferdinand's I., zu entziehen. Die beiden Könige verstanden sich indeß bald, indem sie Neapel unter sich theilten, die Hauptstadt und die Provinzen Terra di Lavoro und die Abruzzen sollten Ludwig XII., Apulien und Calabrien Ferdinand dem Katholischen zufallen. Die Eroberung des Landes wurde dadurch erleichtert, daß die spanischen Truppen, unter dem Vorwande, dem Könige Friedrich von Neapel Hülfe zu leisten, die Festungen des Reiches in Besitz nahmen. Friedrich III., obgleich er sich Mühe gegeben hatte, selbst ein Heer in's Feld zu stellen, verließ sich doch hauptsächlich auf den spanischen Feldherrn Gonsalvo da Cordova, welcher mit

meisterhafter Verstellungskunst die Befehle seines ruchlosen Herrn vollzog. Erst nachdem die Spanier die wichtigsten neapolitanischen Festungen in Besitz genommen und die Franzosen die Gränzen Neapels überschritten hatten (1501), warf der s. g. großer Feldherr, welcher mit mehr Recht ein großer Heuchler genannt würde, die Maske ab. Als Friedrich III. erfuhr, daß Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische einig seien und daß auch der Pabst Alexander VI. die Theilung seines Reiches gut geheißen habe, eilte er, einen Kampf, den er für nutzlos hielt, zu beendigen. Er zog sich auf die Insel Ischia zurück, erhielt die Erlaubniß, nach Frankreich zu reisen, woselbst er als französischer Pensionair sein Leben schloß.

Ferdinand, der Katholische, welcher Ludwig XII. den Antrag gestellt hatte, Neapel mit ihm zu theilen, behandelte den König von Frankreich nicht besser, als seinen Verwandten und Bundesgenossen Friedrich III. Es gelang ihm, die Franzosen aus dem neapolitanischen Reiche zu treiben, nachdem Gonsalvo da Cordova dieselben in der Schlacht bei Cerignolles, in Apulien, auf das Haupt geschlagen hatte (1503). Ludwig XII. sandte ein zweites Heer von dreißigtausend Mann nach Unter-Italien, dieses erlitt jedoch am Flusse Garigliano eine so vollständige Niederlage, daß dessen Ueberreste kapitulirten, nach Frankreich zurückzukehren. Ludwig XII. gab die Hoffnung auf, seinen Theil von Neapel wieder zu gewinnen und trat denselben an Ferdinand den Katholischen ab. Auch Gonsalvo da Cordova entging dem wohlverdienten Lohne nicht, indem dieselbe Hand, die sich seiner zu ihren Zwecken bedient und ihm erlaubt hatte, eine Zeit lang zu glänzen, ihn schon im Jahre 1506 in die Dunkelheit des Privatlebens zurückversetzte.

Wir sehen in der Theilung Neapel's im Kleinen ein Vorbild der späteren Theilung des größern Reiches: Polen! Die Rolle, welche Ferdinand der Katholische Neapel, spielten die Beherrscher Rußland's Polen gegenüber. Der König von Frankreich kam mit dem Verluste einiger Heere davon. Die Beherrscher Oesterreich's und Preußen's wurden dagegen durch die Theilung Polen's dauernd an den Triumphwagen des russischen Czaren gekettet und zu dessen Vasallen herabgedrückt.

Italien wurde zum Tummelplatz der Leidenschaften fast aller Fürsten des Abendlandes und die Italiener empfanden bald, daß ausländische Tyrannen immer unerträglicher sind, als einheimische. Durch den Frieden zu Blois, welchen Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische mit einander abschlossen, wurde zwar die Ruhe Italien's festgestellt, allein Neapel war unter spanische, Mailand unter französische Herrschaft gekommen und der, mit so bedeutenden Erfolgen gekrönte Ehrgeiz zweier Despoten reizte auch andere Herrscher zu ähnlichen Unternehmungen. Umsonst suchte Genua, welches mit den übrigen Städten Ludwig's des Mohren, an Ludwig XII. gefallen war, das verhaßte fremde Joch zu brechen. Nachdem sich die Franzosen in Ober-Italien festgesetzt hatten, war es den Genuesern nicht mehr so leicht, als in früheren Zeiten, diese Eindringlinge zu vertreiben. Ludwig XII. wüthete unmenschlich gegen die Republikaner, welche seine Herrschaft verabscheuten und legte ihnen nur um so schwerere Ketten an. Maximilian I. von Habsburg, der seit langer Zeit unglückliche Kriege mit Franzosen und Schweizern geführt hatte, hoffte, da es Ludwig XII. und Ferdinand dem Katholischen geglückt war, Eroberungen in Italien zu machen, auch ein Stückchen dieses Landes an sich zu reißen. Er begann 1508 einen Krieg mit der Republik Venedig, verlor dabei, außer den letzten Resten seiner kriegerischen Ehre, seine istrianischen Häfen, die ihm die Venetianer abnahmen, und wurde darüber sehr aufgebracht. Da er sich zu schwach fühlte, allein mit der Lagunenstadt fertig zu werden, so brachte er die berüchtigte Ligue von Cambray mit Hülfe seiner Tochter, Margaretha, zu Stande. Diese Frau hatte, nachdem sie mit Schimpf und Schande von ihrem französischen Bräutigam

verstoßen und aus Paris hinweggeschickt worden war, zuerst den Prinzen von Asturien und dann den Herzog von Savoyen geehelicht und war, nach des letztern Tode, Statthalterin der Niederlande geworden. Margaretha schloß dort mit den Botschaftern Ferdinand's des Katholischen und Ludwig's XII. einen Vertrag ab, dessen Zweck war, die venetianischen Besitzungen zu theilen. Der Pabst Julius II. sollte diejenigen Landstriche zurückerhalten, welche Venedig in der Romagna an sich gerissen hatte, Maximilian: Padua, Verona und Vicenza, welche er als Kaiser und Friaul und die Mark von Treviso, die er als Herzog von Oesterreich in Anspruch nahm. Ludwig XII. wurden Brescia, Bergamo, Cremona und alle Länder, welche früher zu Mailand gehörten, zugewiesen. Ferdinand der Katholische von Spanien war zufrieden mit den Seeplätzen, welche die Venetianer in seinem Königreiche Neapel inne hatten. Die Herren von Ferrara und Mantua sollten zurück bekommen, was die Venetianer ihnen abgenommen hatten. Venedig wäre, wenn alle diese Pläne sich verwirklicht hätten, auf den Küstenstreich, längs der Lagunen, genannt Dogado, beschränkt worden. Von allen Seiten brach der Sturm gegen die Venetianer los. Es schien, als habe sich das Schicksal gegen sie verschworen. Gerade zu der Zeit, als sie der Waffen, fester Plätze, des Geldes und des unerschütterlichen Vertrauens in den Staat am meisten bedurften, um sich zu vertheidigen, brannte das Zeughaus in Venedig ab, wurden die Festungswerke von Brescia durch einen Blitzstrahl, der in die Pulverkammer einschlug, schwer beschädigt, sank eine mit Schätzen reich beladene Barke, auf ihrem Wege nach Ravenna und gingen die werthvollsten Urkunden in den Flammen des brennenden Staatsarchives verloren. Die Franzosen rückten zuerst in's Feld (1509), und schlugen die Venetianer bei Aignadello. Caravaggio, Bergamo, Brescia, Crema, Cremona und andere Städte öffneten ihnen ihre Thore. Peschiera, die einzige Festung, welche sich vertheidigte, wurde genommen und Ludwig XII. entblödete sich nicht, den Befehlshaber der Stadt und dessen Sohn aufhängen zu lassen. Die päbstlichen Soldaten nahmen Besitz von den Städten, welche die Venetianer in der Romagna inne gehabt hatten. Der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua rückte vom Süden, Kaiser Maximilian vom Norden vor. Friaul und Istrien, Verona, Vicenza und Padua wurden eine leichte Beute des Habsburgers. Die Spanier endlich belagerten die, von den Venetianern besetzten, Küstenplätze Neapel's. Umsonst bemühten sich diese durch Unterhandlungen die Ligue zu trennen. Wirksamer als Worte, waren die Thaten. Sei es aus Schlauheit, oder, was wahrscheinlicher ist, aus Mangel an Widerstandsmitteln, räumten die Venetianer alle die Städte und Landschaften, welche in Cambray vertheilt worden waren. Zufrieden mit ihrem Antheil, setzten die glücklichen Räuber ihre Feindseligkeiten nicht fort. Ludwig XII. kehrte nach Frankreich zurück und entließ sein Heer; der Pabst, Julius II., schloß Frieden mit Venedig. Nur Maximilian I. stand noch im Felde. Mit Hülfe der Bewohner von Padua wurden die Deutschen aus dieser Stadt getrieben. Von Padua rückte das venetianische Heer weiter vor, und nahm den Markgrafen von Mantua gefangen. Vergebens suchte Maximilian Padua wieder zu gewinnen. Er wurde von dessen Mauern mit Verlust zurückgeschlagen. Der Herzog von Ferrara schloß Frieden mit Venedig und der Pabst, Julius II., kehrte sich plötzlich um und wurde, statt eines Freundes und Bundesgenossen der fremden Könige, ihr bitterster Feind. Besonders auf Ludwig XII., mit dem er früher Hand in Hand gegen die Venetianer gegangen war, warf der leidenschaftliche Pabst seinen Haß. Er bekundete diesen zuerst dadurch, daß er seinen päbstlichen Bannstrahl, gegen Ludwig's treuesten Bundesgenossen, den Herzog von Ferrara, schleuderte. Da er aber nicht wußte, ob derselbe zünden würde, schickte der anmaßliche Nachfolger Christi Truppen nach Ferrara, und schämte sich nicht, sein Heer in Person zu befehligen. Das venetianische Heer stieß zu dem seinigen.

Der Pabst leitete selbst die Belagerung von Mirandola und zog durch die Bresche in diese Stadt (1511). Als der Marschall Trivulzio mit den französischen Soldaten herbeieilte, floh der kriegslustige Pabst Julius eilig nach Rom zurück. Ludwig XII. war aber so sehr von dem römischen Aberglauben umstrickt, daß er Gewissensbisse fühlte, nicht wegen seiner ungerechten Angriffs-Kriege gegen die Neapolitaner, Mailänder und Venetianer nicht wegen der Blutströme, die er im Laufe derselben vergoß, sondern wegen des ihm aufgedrungenen Vertheidigungskrieges gegen den Pabst. Er gestattete daher seinem Feldherrn Trivulzio nicht, von seinem Siege Gebrauch zu machen und Julius II. in Rom einzuschließen, vielmehr verließ er ganz dasjenige Gebiet, auf welchem er der stärkere war und suchte den Pabst, statt mit Kanonenkugeln und Schwertern, mit Beschlüssen einer Kirchenversammlung zu bekämpfen, die er nach Pisa berief. Natürlich zog der König von Frankreich auf diesem Felde den Kürzern. Sein Concil kam nicht einmal zu Stande, wohl aber dasjenige, welches der Pabst nach dem Laterane beschied. Es gelang Julius II., auch Ferdinand den Katholischen für sich zu gewinnen, der, mit der ihm eigenen Heuchelei, dem Könige von Frankreich die bittersten Vorwürfe darüber machte, daß er das Haupt der Christenheit bekriege. Bald kam ein förmliches Bündniß zwischen dem Pabste Julius II., dem Könige Ferdinand von Spanien und den Venetianern zu Stande, welchem der Name der „heiligen Ligue" beigelegt wurde, dessen eigentlicher Zweck aber nur auf die Vertreibung der Franzosen aus Italien gerichtet war. In seinem Eifer gegen die Franzosen rief der Pabst selbst die Hülfe der Türken an. Heinrich VIII. von England trat der s. g. heiligen Ligue bei und auch die Schweizer ließen sich von Julius II. bethören, gegen die Franzosen in Italien zu Felde zu ziehen. Sie rückten bis vor die Thore Mailand's, kehrten aber von da, durch französisches Gold bestochen, in ihre Heimath zurück. Die einzigen Verbündeten Ludwig's XII. waren der Herzog von Ferrara und der Kaiser Maximilian, welche aber selbst weit mehr fremder Hülfe bedurften, als solche zu leisten im Stande waren. Ein spanisches und ein päbstliches Heer rückten durch die Romagna vor, ein venetianisches fiel in die Lombardei ein. Gaston de Foix, Herzog von Nemours, ein Neffe Ludwig's XII. führte die Franzosen zuerst nach Bologna, das von Päbstlern und Spaniern belagert wurde, entsetzte die Stadt, eilte dann den Venetianern entgegen und schlug sie in den Straßen von Brescia auf das Haupt (1512). Einen zweiten Sieg errang Gaston in der Nähe von Ravenna. Die Verbündeten büßten mehr als sechstausend Todte, ihr Gepäcke und ihr Geschütz ein; doch die Franzosen verloren ihren Feldherrn, Gaston de Foix, und dieser wog die Verluste ihrer Feinde reichlich auf. Ein schweizerisches Heer stieß zu dem venetianischen und Maximilian, obgleich er noch mit den Venetianern in Krieg begriffen war, ließ sich von Ferdinand dem Katholischen überreden, in die s. g. „heilige Ligue" einzutreten. Die Franzosen konnten den vereinigten Streitkräften ihrer Feinde nicht widerstehen. Sie wurden durch die ganze Lombardei getrieben, ohne jemals Stand zu halten. Der Pabst kam wieder in den Besitz von Bologna und anderen Städten der Romagna. Der Herzog von Ferrara mußte sich der Gnade des Pabstes unterwerfen. Genua ward wieder frei und ein Fregosi wurde zum Dogen der wieder hergestellten Republik erwählt. Maximilian Sforza, der Sohn Ludwig's des Mohren, zog als Herrscher in Mailand ein. Kaum war es aber dem Pabste gelungen, die Franzosen aus Italien zu verdrängen, so gab er deutlich zu erkennen, daß er das gleiche Loos gerne auch den Spaniern bereiten möchte. Kaiser Maximilian und die Venetianer standen sich noch feindlich gegenüber und auch zwischen Maximilian Sforza und dem Pabste traten bald schon Mißhelligkeiten ein. Die s. g. heilige Ligue ging ihrem Zerfalle immer rascher entgegen, als Julius II. starb (1513), bevor es ihm gelungen war, „die Barbaren," wie er sich auszudrücken pflegte, aus Italien

zu jagen. Die Venetianer verbanden sich jetzt mit Ludwig XII. Die Schweizer zogen aber dem Herzoge von Mailand zu Hülfe und schlugen die Franzosen bei Novara. Die Spanier und Päbstler fielen in das venetianische Gebiet ein. Leo X., der Nachfolger Julius II., war nicht so streitsüchtig, als sein Vorgänger und schloß noch in demselben Jahre Frieden mit den Franzosen. Ludwig XII. gab sein verunglücktes Concil, das er später nach Lyon verlegt hatte, auf, Leo X. nahm den reuigen Sohn in den weiten Schooß der katholischen Kirche auf und war im Begriffe, sich auf's engste mit ihm zu verbinden, als der König der Franzosen starb (1515). Franz I., sein Nachfolger, nahm die Eroberungspläne seines Vorgängers mit erneutem Schwunge auf. In der blutigen Schlacht von Marignano schlug er die Schweizer und setzte sich in den Besitz des Herzogthums Mailand. Maximilian Sforza vertauschte, gleich Friedrich III. von Neapel, seine Krone mit einem französischen Ruhegehalte. Der Tod entfernte Ferdinand den Katholischen von Spanien (1516), den gefährlichsten Gegner der Franzosen, um ihnen in der Person Carl's V. bald schon einen noch furchtbarern entgegenzustellen. Doch begann dieser junge König seine Laufbahn damit, daß er im folgenden Jahre zu Noyon mit dem König der Franzosen einen Vertrag schloß, der dem Krieg ein Ziel setzte (1517). Zu derselben Zeit mußte auch sein Großvater, Maximilian I., mit Venedig Frieden machen. Die Republik trat in den vollständigen Besitz ihrer festländischen Provinzen wieder ein. Das Ende der Ligue von Cambray war Schimpf und Schande für deren Anstifter, Maximilian I. von Oesterreich, und mannichfaltige Verluste für alle Theilnehmer an derselben, außer dem schlauen Könige der Spanier, welcher die den Venetianern abgenommenen Küstenplätze in Neapel behielt.

Verderblicher, als die gewaltige Ligue von Cambray waren für die Lagunenstadt die Veränderungen, welche in der Handelswelt in Folge der Entdeckung des Seeweges nach Indien und der Eroberungen der Türken eintraten. Die Republik Venedig war stehen geblieben, während die Nationen um sie her Riesenschritte vorwärts gemacht hatten. Ihre Oligarchen mochten das Volk in Unterwerfung halten, mochten selbst ihr gefährdetes Gebiet sichern, sie konnten den Bürgern aber den frühern Unternehmungsgeist und die Thatkraft, die sich nur unter dem Schutze der Freiheit entwickeln, nicht wieder geben.

§ 47. Die kleineren Staaten und Inseln Italien's.

Die Geschichte keines Landes bietet der Darstellung größere Schwierigkeiten, als diejenige Italien's seit dem Falle des oströmischen Reiches. Denn seit dieser Zeit hat das Land, welches in geographischer, sprachlicher und nationaler Beziehung eine Einheit ist, aufgehört, in staatlicher Rücksicht eine solche zu sein. Nicht gleichmäßig wurden alle Theile des Landes von den Schicksalen anderer Theile berührt. Die größeren Staaten, deren Geschichte wir geben, führen uns nicht auch die Entwickelung mancher kleineren Staaten und namentlich der Inseln Sardinien, Corsica und Malta vor. Wir müssen daher deren Geschichte hier nachholen.

Savoyen und Piemont, diese beiden Länder, welche jetzt in Verbindung mit Sardinien den bedeutendsten Staat Italiens bilden, waren im Mittelalter noch weit entfernt von ihrer jetzigen einflußreichen Stellung. Erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts trat diese neue Macht, welche sich bis auf unsere Tage erhalten hat, auf die Weltbühne. Die Geschichte von Piemont ist während der früheren Jahrhunderte des Mittelalters in ein dichtes Dunkel gehüllt. Nur soviel wissen wir, daß die großen Lehensbesitzer von Susa und Ivrea allmählig durch Häuptlinge verdrängt wurden, welche von der Nordseite der

Alpen nach Italien herüber kamen. Unter diesen that sich das Haus Savoyen frühzeitig hervor. Dasselbe stammt von den Grafen von Maurienne, welche in Savoyen, am Flüßchen Arc, eine kleine Herrschaft besaßen. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts ehelichte einer dieser Grafen die Tochter des letzten Markgrafen von Susa und brachte durch diese Heirath dessen Besitzungen an sein Haus. Amadäus III., welcher den Titel eines Reichsgrafen erhielt, nannte sich zuerst Graf von Savoyen (1118). Um diese Zeit suchten die Grafen von Savoyen sich im Süden der Alpen auszubreiten, im Kampfe mit den Markgrafen von Montferrat und Saluzzo und mit den städtischen Gemeinden Piemont's. Turin, Asti, Vercelli und andere benachbarte Städte, welche im zwölften Jahrhundert, gleich den Städten der Lombardei, republikanische Freiheit besaßen, fielen in ähnlicher Weise, als diese, unter die Herrschaft von Tyrannen. Die Grafen von Savoyen mischten sich in die Angelegenheiten Italiens, als Anhänger der kaiserlichen Partei. Unter diesem Aushängeschild bemächtigten sie sich der Stadt Turin und nach langjährigen Kämpfen, gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, der meisten Städte Piemont's. Amadäus VI., mit dem Beinamen, der Grüne, unterwarf sich die kleinen Herren dieser Provinz. Karl IV. ertheilte ihm das Reichsvikariat in der dortigen Gegend, wodurch das Ansehen des grünen Grafen stieg. Amadäus VI. war es auch, der die Untheilbarkeit seiner Besitzungen und die Erbfolge nach der Ordnung der Erstgeburt einführte und dadurch die Zersplitterung derselben verhütete. Amadäus VII., mit dem Beinamen „der Rothe" erwarb die Grafschaft Nizza, Coni und andere Besitzungen im Süden der Alpen. Amadäus VIII. kaufte (1401) die Grafschaft Genf. Schon früher, seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, hatte sein Haus das ganze Waadtland inne. Kaiser Sigismund verlieh ihm den Herzogstitel (1416) und der Herzog von Mailand, die Stadt Vercelli. Dieser war es, welcher, nachdem er die Regierung niedergelegt hatte, von der Kirchenversammlung zu Basel zum Pabste erwählt wurde (1439). Die Herzoge von Savoyen, welche bis zum Ende dieses Zeitabschnittes auf dem Throne saßen (Ludwig, 1439—1465; Amadäus, der Glückliche, 1465—1472; Philibert I., 1472—1482; Karl I., 1482—1489; Karl II., 1489—1496; Philipp, ohne Land, 1496—1497; Philipp II., 1497—1504 und Karl III.), lebten alle in glücklicher Mittelmäßigkeit und brachten sich und ihre Länder durch die Stürme jener Zeiten, wenn ohne Gewinn, so doch auch ohne Verluste hindurch.

Ein anderes Fürstenhaus, welches, ohne die höchste Macht zu erreichen, dennoch eine gewisse politische Bedeutung in Italien gewann, war dasjenige der Este, dasselbe, von welchem durch Albrecht Azzo, den Gemahl Kunigunden's, der Tochter des baierischen Herzogs, Welf's II., das deutsche Haus der Welfen gegründet wurde. Im vorigen Buche*) haben wir die Geschichte dieser Familie bis auf Azzo VI. geführt, der sich zum Herrn von Ferrara aufschwang (1208). Obizzo III. erwarb Modena (1288) und Reggio (1290). Borso wurde (1452) von Kaiser Friedrich III. zum Herzoge von Modena und Reggio und vom Pabste Paul II. zum Herzoge von Ferrara ernannt. Ihm folgte Hercules I. (1461—1505) und diesem Alphons I., derselbe, dessen wir im vorigen Paragraphen bei Gelegenheit der Ligue von Cambray und der s. g. „heiligen Ligue" wiederholt Erwähnung thaten. Das Haus Este zeichnete sich, gleich den Mediceern, durch Beförderung der Künste und der Gelehrsamkeit aus und hatte große Mühe, sich inmitten der gewaltigeren Mächte, die es umgaben, zu behaupten.

In Mantua herrschte seit dem Jahre 1328 das Haus Gonzaga. Dort waren früher die Passerini vierzig Jahre lang Herren gewesen. Sie standen mit den drei Brüdern

*) § 53, S. 153.

Gonzaga auf freundlichem Fuße, welche die Genossen ihrer Ausschweifungen waren. Bei einem Liebesabenteuer erregte einer der Gonzaga die Eifersucht des Herrn von Passerini. In seinem Grimme schwor der freche Tyrann, sich an der Frau seines Nebenbuhlers zu rächen. Die Drohung trieb die drei Gonzaga zum Aeußersten. Sie zettelten ein Complott gegen ihren Zechbruder an. Es kam zu einem Straßenkampfe, in welchem der Tyrann von Mantua getödtet und sein Sohn gefangen genommen wurde. Auch dieser fand im Kerker bald seinen Tod. Die drei Brüder Gonzaga aber riefen ihren Vater als Herrn von Mantua aus und Jahrhunderte hindurch gehorchte die Stadt diesem Hause, weil es sich mit den Passerini bei Gelegenheit eines Liebesabenteuers überworfen hatte. Fürwahr, so lange sich Tausende und Millionen durch derartige Gründe zum Gehorsam bestimmen lassen, ist die Freiheit eine Unmöglichkeit und die Vernunft eine unbekannte Göttin. Ludwig, der erste Gonzaga, nachdem er sich auf den Fittigen seiner Söhne emporgeschwungen hatte, wurde von Ludwig IV. von Baiern zum kaiserlichen Vicar ernannt (1360), Karl IV. bestätigte das Haus Gonzaga in dieser Würde und Kaiser Sigismund ertheilte dem Herrn Johann Franz Gonzaga den Titel eines Markgrafen (1432). Dieser Titel und die Stadt Mantua verblieb den Gonzaga bis in's achtzehnte Jahrhundert.

Sardinien fiel, nachdem es um die Mitte des neunten Jahrhunderts von den Arabern erobert worden war, unter die Herrschaft der Stadt Pisa (1009), welche die Insel durch Grafen verwalten ließ. Seit dem Jahre 1070 kämpften die Republiken Pisa und Genua lange um den Besitz Sardinien's. Friedrich I. Rothbart theilte endlich (1175) Sardinien zwischen den beiden streitenden Theilen. Dasselbe that später der Pabst (1188). Kaiser Friedrich II. verlieh (1239) die Insel seinem unehelichen Sohne Enzius, mit dem Titel eines Königs. Die Stadt Pisa bemächtigte sich derselben (1258), mußte aber, im Frieden mit Genua, dieser Republik zwei Drittheile Sardinien's abtreten. Der Pabst Bonifacius VIII. verfügte (1297) insgeheim über Sardinien und Corsica, zu Gunsten der Könige von Aragon. Jakob II. eroberte Sardinien (1326), worauf es eine Provinz des aragonischen Reiches blieb.

Corsica war, gleich Sardinien, um die Mitte des neunten Jahrhunderts in die Hände der Araber gefallen, machte sich aber frei im Jahre 1000 und wurde von mehreren Grafen beherrscht. Um das Jahr 1045 machten die Päbste diese Insel von sich abhängig und gaben sie (1092) den Pisanern zu Lehen. Nach einem langjährigen Kampfe zwischen Pisanern und Genuesern gelangte Corsica in die Gewalt Genua's (1300) und theilte Jahrhunderte lang die Schicksale dieser Republik, ohne jedoch von den Stürmen, welche über die Hauptstadt Ligurien's hinwegzogen, mächtig berührt zu werden.

Malta wurde von den Normännern (1090) den Arabern entrissen und mit der Insel Sardinien verbunden, deren Schicksale sie später theilte.

§ 48. Italienisches Volksleben.

Das Leben eines Volkes kann unmöglich glücklich sein, wenn alle tief eingreifende Thätigkeit in den Händen weniger Herrscher vereinigt ist. Dem Volke bleibt dann fast nichts übrig, als zu leiden, zu arbeiten und zu hoffen. Die Gewaltträger, welche ihre Macht befestigen wollen, bedürfen dazu nicht blos des Schwertes, sondern auch der Lehre. Zwischen dem Leben und der Lehre besteht unwandelbar ein bedeutungsvolles Wechselverhältniß. In Republiken sind Lehren politischer Freiheit, in despotischen Staaten Lehren von Machtfülle, der Würde der obersten Gewalt und der Majestät vorherrschend. Wichtiger, als die politischen Ansichten eines Volkes, sind aber gewöhnlich seine religiösen, denn je

weniger diese klar zu sein pflegen, desto mehr beherrschen sie die Leidenschaften der Menschen. Die Republiken des Mittelalters konnten schon aus dem Grunde niemals einen höhern Grad wahrer Freiheit erreichen, weil im Gebiete der Religion die Päbste eine Schreckensherrschaft übten, welche der Vernunft Krieg auf Tod und Leben machte und den krassesten Unsinn als göttliche Wahrheit verkündete.

Italien, das Land, aus dessen Schooße die meisten Päbste stammten und in dessen Mitte die meisten lebten, war zwar nicht von jener heiligen Scheu ergriffen, in welcher entferntere Nationen durch ihre Pfaffen künstlich versetzt wurden, allein es fühlte doch am unmittelbarsten die Einwirkung des Pabstthums. Venedig und Florenz mußten nicht minder das Joch des Pfaffenthums tragen, als das despotische Neapel oder die von Tyrannen beherrschten Städte der Lombardei. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nahm die Thätigkeit des italienischen Volkes auf dem Gebiete der Kirche und des Staates immer ab und in gleichem Maße nahmen seine Leiden zu. Im Anfange unseres Zeitabschnittes war Florenz eine Republik, war in Florenz das Volk noch nicht gänzlich von der Herrschaft ausgeschlossen und war Genua noch frei in seinem Innern und mächtig nach Außen hin. Am Ende desselben stand Florenz unter der Herrschaft der Mediceer, Venedig unter dem Joche hartherziger Aristokraten und Genua in steter Schwankung zwischen inneren Wirren und Fremdherrschaft. Die Männer, welche für Freiheit und Wahrheit kämpften, wurden immer seltener. Kein Arnold von Brescia wurde während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in Italien geboren. Mehr, als in irgend einem andern Lande, gelang es den Päbsten in Italien, die Stimme der Vernunft zu ersticken und ihre Herrschaft auf den Aberglauben des Volkes zu gründen. Nur in kurzen Augenblicken sehen wir zu Rom, Florenz und Genua das Volk sich erheben und nach besseren Zuständen ringen. Dauernd gewahren wir dagegen aller Orten in dem schönen Italien selbstsüchtige Tyrannen, welche Ströme Blutes vergießen, um ihre Gewalt zu begründen oder auszudehnen und dem Volke unerschwingliche Abgaben auflegen, um abwechselungsweise ihrer Wollust und ihrer Herrschsucht fröhnen zu können. Wir haben die Schandthaten der Visconti, der Sforza, der Könige aus den beiden Häusern Anjou und Aragon, ausführlich geschildert. Schwerer, als das Königthum und der Adel lastete aber auf dem Volke das Pfaffenthum. Ein Volk, welches die Laster eines Alexander's VI. und Johannes XXIII. vor seinen Augen sieht und dennoch diesen Menschen göttliche Verehrung und sclavische Unterwerfung zollt, muß tief gesunken sein. An die Stelle des natürlichen Gefühles für Recht und Unrecht war der blinde Glaube getreten und der frühere Freiheitsmuth war in stumpfe Geduld übergegangen. In den früheren Jahrhunderten war doch noch ein Kampf gegen das Pabstthum geführt worden. Dieser hörte im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gänzlich auf. Selbst der langjährige Aufenthalt der Päbste zu Avignon und die Kirchenspaltung war nicht im Stande, den bethörten Massen die Augen zu öffnen. Sie glaubten nach wie vor, wenn auch nicht mehr wie früher, ohne Zweifel den Unsinn, den die Pfaffen sie lehrten. Sie begingen, obgleich mit weniger Eifer und Begeisterung, als früher, die Ceremonien der römischen Kirche und gehorchten den Päbsten, als Stellvertretern Gottes auf Erden, auch wenn diese sich gegenseitig mit den niedrigsten Schimpfnamen belegten oder der widernatürlichsten Verbrechen überwiesen wurden. Es war den Pfaffen gelungen, das italienische Volk in religiöser Beziehung vollständig zu verdummen. Gegen alle weltlichen Tyrannen Italien's fanden ab und zu Volksaufstände statt. Die geistliche Herrschaft des Pabstes wurde während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in der apenninischen Halbinsel nirgends ernstlich angegriffen.

Der Adel, welcher in ganz Italien theils mit Hülfe der Gesetze, theils in frecher Ver-

achtung derselben das Volk bedrückte, zerfiel in zwei verschiedene Classen: in den alten, ritterlichen und in den kaufmännischen Adel. Die Colonna und Orsini, die Doria, Grimaldi, Fiesco und Spinola sind die Namen, welche uns den Geburtsadel Italien's veranschaulichen. Die Mediceer beweisen uns, daß der kaufmännische Adel der bürgerlichen Freiheit nicht minder gefährlich war, als der ritterliche. Eine besonders schwere Zuchtruthe des italienischen Volkes waren die zahlreichen Söldnerbanden, welche von dem Schweiße und Blute des Volkes lebten und aus deren Reihen sich einzelne Glücksritter, wie die Sforza, Castruccio, Castraccani und Andere sogar zu unbeschränkten Herrschern von Städten und ganzen Ländern aufwarfen.

Die Gewaltherrschaft der zahlreichen Tyrannen Italien's und die Kriege, welche die italienischen Republiken führten, erforderten eine bewaffnete Macht, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert fast nur aus Söldnerschaaren bestand. Die Heereszüge Heinrich's VII., Ludwig's IV. und Johann's von Böhmen hatten Italien mit zahlreichen Banden deutscher Ritter gefüllt. Diese blieben zum Theil in dem reichen, schönen Lande jenseits der Alpen zurück, als ihre Herren ihre Dienste nicht mehr bedurften oder sie nicht mehr bezahlen konnten. Das Fußvolk hatte dazumal fast alle Bedeutung in der Kriegführung verloren. Schwer bewaffnete Reiter bildeten im ganzen Abendlande den Kern der Heere. Ausländische Reiter entsprachen den Zwecken der von ihren Untergebenen bitter gehaßten italienischen Tyrannen besser, als einheimische, welche durch mannigfaltige Bande an das Volk geknüpft waren. Die gute Bezahlung und das ungebundene Leben, welches die Söldner in Italien führten, lockten bald noch andere Schwärme von Abenteurern über die Alpen. An Beschäftigung fehlte es ihnen nicht. Entweder nahmen sie Sold von irgend einem Herrscher Italien's, oder aber durchzogen sie das Land und lebten von Raub und Brandschatzung. Selbstgewählte Führer, welche in italienischer Sprache Condottieri genannt wurden, standen an ihrer Spitze, befehligten sie im Kampfe und pflogen die erforderlichen Verhandlungen mit Fürsten und Republiken. Nicht blos Tapferkeit und kriegerische Talente, sondern auch die Kunst, Geld zu machen, die Dienste der Söldner möglichst theuer zu erkaufen, waren für einen geschickten Condottieri nothwendige Eigenschaften. Wer den zügellosen Banden den höchsten Sold und das ungebundenste Leben verschaffte war gewiß, den größten Zulauf zu gewinnen. Kalt und theilnahmlos zogen diese Schaaren im fremden Lande einher. Das einzige Band, welches sie einigermaßen in Ordnung hielt, war die kriegerische Zucht, die einzigen Gefühle der Milde, die sie bisweilen kund thaten, waren den Kameraden gewidmet. Je nöthiger sie ihren Dienstherren waren, desto höher spannten sie ihre Forderungen. Die Noth des Besiegten theilten sie nicht, vielmehr verließen sie den unglücklichen Theil sobald als möglich und gingen nicht selten geraden Weges zum Feinde über, wenn dieser ihnen lockendere Anerbietungen machte. Das Geld gab daher in den italienischen Kriegen dieser Zeit, mehr als irgendwo sonst, den Ausschlag. Mit einer gefüllten Geldtasche war es nicht schwer, in kurzer Zeit zahlreiche Heere zu sammeln und selbst die feindlichen Truppen zu gewinnen. Da gewöhnlich fremde Söldner sich feindlich gegenüberstanden, so waren die Kriege sehr unblutig. Beiden Theilen kam es mehr darauf an, gut zu leben, als gut zu sterben, oder zu tödten. Die Kriege wurden daher sehr lahm geführt, kosteten den Söldnern wenig Blut, dem Volke aber um so mehr Schweiß. Häufig wurde viele Stunden lang gekämpft, wie z. B. in der Schlacht von Lamentana (1486), ohne daß ein einziger Mensch sein Leben verlor. Einen besondern Namen erwarb sich um das Jahr 1343 ein deutscher Glücksritter, Namens Werner, der sich in Italien Herzog Guarnieri nennen ließ. Er überredete eine Schaar von mehr als zweitausend Reitern, welche von den Pisanern entlassen wurde, unter seinem Befehle ver-

einigt zu bleiben. Er erklärte sich durch eine Inschrift, welche auf seinem Brustharnische stand, für einen „Feind Gottes, des Mitgefühls und des Erbarmens," und brandschatzte längere Zeit hindurch die kleineren Staaten Italien's. Später nahm er Theil an den Kriegen, welche die Königin Johanna I. von Neapel mit König Ludwig von Ungarn führte, bald auf der einen, bald auf der anderen Seite, plünderte nachher die päbstlichen Staaten und führte den Beweis, daß ein Kriegsmann auch ohne festen Sitz und ohne eine Scholle Landes sein eigen zu nennen, das Volk gleich wie ein Fürst ausbeuten konnte.

Ein anderer Bandenführer war Sir John Hawkwood. Nach dem Frieden von Bretigny (1358) bildeten sich mehrere Compagnien von Söldnern, welche sengend und brennend Frankreich durchzogen und bis in die Provence gelangten. Eine derselben, die s. g. weiße oder englische Compagnie, gescheucht von der im Norden der Alpen herrschenden Pest, zog nach dem Süden und trat in den Dienst des Markgrafen von Montferrat. Unter manchen Uebeln, welche sie den Italienern brachte, war auch die Pest, welche sie nicht vermied, sondern nach Italien verpflanzte. Uebrigens galt die englische Compagnie für eine der tapfersten und kriegskundigsten unter allen Söldnerschaaren ihrer Zeit. Sie bestanden aus zweitausend Mann Fußvolk und eintausend Lanzen, deren jede drei Reiter zählte. Die englischen Reiter waren gewöhnt, in ihrer schweren Bewaffnung, so bald es zur Schlacht kam, abzusteigen und zu Fuße zu kämpfen. Sie führten Leitern mit sich, mit deren Hülfe sie Mauern erstiegen und Festungen einnahmen. Die ausgezeichneten Gaben ihres Führers, Hawkwood, welchen die Italiener Acuto oder Aguto nannten, erhöhte den Ruhm dieser kühnen Schaar von Freibeutern. Bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts bildeten fast ausschließlich Fremde, namentlich Deutsche, Franzosen und Engländer, die im Dienste der italienischen Tyrannen stehenden Söldnerheere. Im Jahre 1379 gründete aber Alberic di Barbiano, ein kleiner Häuptling in der Romagna, eine nur aus Italienern bestehende Kriegerschaar, die den Namen der Bande von St. Georg trug und in verschiedenen Staaten diente. Sie erwarb sich großen Ruhm und wurde bald die Schule, in welcher die italienische Jugend sich zum Kriegsdienste heranbildete. Aus ihr gingen Jacopo del Verme, der mailändische General, Carlo und Pandolfo Malatesta von Rimini und viele andere Feldherren jener Zeit hervor. Bis zu dem Treffen, in welchem der deutsche König Ruprecht von den Mailändern geschlagen wurde, dauerte aber immer noch ein Vorurtheil zu Gunsten der ausländischen Krieger fort. Nach diesem Siege der Italiener verlor es sich aber gänzlich und an die Stelle ausländischer, traten italienische Söldner. Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts war das arme Volk so vollständig geknechtet worden, daß seine Tyrannen von ausländischen Truppen nichts mehr zu befürchten hatten und sie daher den Fremden vorzogen.

Unter den italienischen Bandenführern, welche aus der Schule von St. Georg hervorgingen, waren Braccio di Montone und Jakob Sforza Attendolo weitaus die berühmtesten. Braccio war ein aus Perugia verbannter Adeliger. Er sammelte seine Standesgenossen und einige alte Banden von Abenteurern um sich und unterjochte mit deren Hülfe seine Vaterstadt. Von da aus nahm er (1417), unter dem Titel eines Vertheidigers Rom's, die Siebenhügelstadt ein. Bei dieser Gelegenheit bemächtigte er sich auch der Lehen, welche sein ehemaliger Kriegskamerad Sforza im Kirchenstaate besaß und reizte dadurch dessen Grimm. Beide Bandenführer bekriegten sich. Sforza zwang Braccio, sich aus Rom zurückzuziehen, dagegen lockte ihn dieser in die Schluchten der Romagna und rieb daselbst dessen Heer vollständig auf. Sforza erholte sich aber bald wieder von dieser Niederlage, so daß sein Ruhm darunter nur wenig litt. Die ganze Schule von St. Georg spaltete sich in zwei Abtheilungen, wovon die eine Braccio di Montone, die andere Jakob

Sforza als ihr Vorbild und Muster anerkannte und welche, selbst nach dem Tode ihrer Führer, sich mehrere Jahrzehnte hindurch erhielten.

Die Thaten und Bestrebungen der Pfaffen, der Fürsten, des Adels und der Soldateska bildeten die vordere Seite des italienischen Volkslebens, welcher als Rückseite die Leiden der überwiegenden Mehrzahl entsprechen. Das Leben des Volkes bestand hauptsächlich in den Abgaben und Mühseligkeiten, welche ihm seine Beherrscher bereiteten. Zu alle dem trat noch die Noth hinzu, welche die Pest in mehrmals wiederholten Anfällen den Italienern verursachte. Im Jahre 1348 wurde sie zuerst auf genuesischen Schiffen aus der Levante nach Italien gebracht. Ganze Familien, welche von der Seuche angegriffen wurden, starben aus. Alle Banden der Liebe und der Anhänglichkeit wurden durch diese furchtbare Krankheit gelöst! Die Zahl der Todten war so groß, daß es die äußerste Anstrengung erforderte, sie nur zu beerdigen. Florenz verlor drei Fünftheile seiner Bevölkerung, nicht weniger als hunderttausend Menschen; Siena achtzigtausend, Neapel sechzigtausend und Genua vierzigtausend! Sieben Zehntheile der Pisaner und die ganze Bevölkerung der Stadt Trapani in Sicilien wurden von der Pest bei deren erstem Erscheinen hinweggerafft. So schrecklich diese Seuche auch wüthete und so viel die Pfaffen von göttlichen Strafgerichten sprachen, wurden die Menschen dadurch doch nicht auf andere und bessere Wege geführt. Diese, wie jede andere Schicksalsfügung beuteten die Herrscher zu ihren Zwecken aus und namentlich verstanden es die Pfaffen, eine reiche Ernte für sich aus den Leiden des Volkes zu ziehen.

Neben den vielen trüben Seiten, die uns die Geschichte Italien's während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts bietet, geht doch auch eine hellere einher: italienische Gelehrsamkeit und Kunst. Während in unseren Tagen die Fürsten Europa's der Wissenschaft aller Orten feindlich entgegentreten und die Künste nur insofern begünstigen, als diese ihren despotischen Zwecken dienen, machten es die meisten italienischen Fürsten der beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters zu einer Ehrensache, Künstler und Gelehrte an ihre Höfe zu ziehen, Universitäten und Bibliotheken zu gründen und, so weit durch Geld und Gewalt geschehen mag, Künste und Wissenschaften zu fördern. Das Leben stand dazumal den höheren und edleren Bestrebungen des Menschengeistes so fern, daß deren Zusammenhang noch nicht, wie in unseren Tagen erkannt wurde. Außerdem hätten die italienischen Tyrannen auch diese Blüthe zerstört, bevor sie sich erschließen konnte. *)

Vierter Abschnitt.

Frankreich.

§ 49. Philipp IV. (1285—1314)

Der Zeitabschnitt, welcher das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert umfaßt, erhält dadurch eine hohe Bedeutung, daß im Laufe desselben die wirren Zustände des Mittelalters fast aller Orten eine feste Gestalt annahmen. Während in Deutschland die Einherrschaft,

*) Ueber italienische Kunst und Wissenschaft unten im letzten Abschnitte.

d. h. die kaiserliche Gewalt, durch die übermächtigen Fürsten und Grafen mehr und mehr geschwächt, wurde in Frankreich umgekehrt das Uebergewicht der Vasallen durch das Königthum gebrochen. Italien, welches die Macht der Päbste gestützt und am kräftigsten dazu beigetragen hatte, die Gewalt der deutschen Könige zu beschränken, das Land, von welchem aus die Päbste ihre Schreckensherrschaft über die gesammte Christenheit verhängten, empfand eine gerechte Wiedervergeltung, indem es von denselben fremden Völkern gebrandschatzt, verheert und beherrscht wurde, welche ihrerseits den römischen Päbsten unterworfen waren. Nur die Schweiz, welche nicht darnach trachtete, anderen Völkern Ketten anzulegen und fremde Länder zu erobern, welche, zufrieden mit mäßigem Besitze, die Freiheit höher achtete, als Prunk und nutzlosen Schimmer, erstritt sich, im Kampfe mit übermächtigen Feinden, ihre Unabhängigkeit und entwickelte ihre republikanische Verfassung, während ihre drei Nachbarländer: Deutschland, Italien und Frankreich, ein schweres Joch tragen mußten. Deutschland seufzte unter seinen zahlreichen Fürsten, Grafen und Rittern, Italien zuerst unter einheimischen, später unter ausländischen Zwingherren, Frankreich unter der eisernen Ruthe von Königen, die ihre Macht immer erweiterten und ausdehnten.

Nicht nur der einzelne Mensch, auch die einzelnen Völker sind die Schmiede ihres eigenen Glückes. Der Charakter und die Thaten der einfachen und selbstgenügsamen Schweizer führten mit derselben Nothwendigkeit zu republikanischer Freiheit, als die wilden Leidenschaften der Italiener zur Fremdherrschaft, die Eitelkeit und die Ruhmsucht der Franzosen zur schrankenlosen Monarchie und die beschränkte Treue der Deutschen zur Tyrannei zahlloser großer und kleiner Machthaber.

Es läßt sich darüber rechten, welches der drei die Schweiz umgebenden Länder: Deutschland, Italien oder Frankreich, am meisten zu leiden hatte. So viel ist jedenfalls gewiß, daß die kleine Schweiz ihnen, wie an Freiheit, so auch an Wohlstand und innerer Zufriedenheit bei weitem überlegen war. Deutsche, Italiener und Franzosen hatten insofern ein gleiches Schicksal, als sie von ihren Beherrschern geknechtet, ausgesogen und mißhandelt wurden, während zu derselben Zeit die Schweizer ihre Angelegenheiten selbst führten und zu ihrem eigenen Besten entwickelten. Deutschland wurde von Jahrhundert zu Jahrhundert dem Auslande gegenüber immer schwächer, allein in seinem Schooße konnten sich da und dort immerhin manche schöne Keime frei entwickeln, welche unter dem eisernen Scepter französischer Könige nie hätten gedeihen können.

Seit Ludwig VI. und Ludwig VII.*) hatte die königliche Gewalt in Frankreich stets zugenommen. Nicht mehr als sechs Könige füllten die Zeit fast zweier Jahrhunderte (1095 – 1285) aus. Im Durchschnitte kamen also auf einen König mehr als dreißig Regierungsjahre. Im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte (1285—1515) saßen nicht weniger als zwölf Monarchen, wenn wir Johann I. und die englischen Gegenkönige gar nicht rechnen, auf dem französischen Throne. Den Herrschern dieses Zeitabschnittes war eine weit kürzere Frist gegönnt, als ihren Vorgängern. Furchtbare Kriege mit äußeren Feinden und innere Unruhen traten ihnen störend in den Weg. Dessenungeachtet thaten sie mehr, als die früheren Könige zur Befestigung des Königthums in Frankreich. Der Charakter der Nationen übt einen größern Einfluß auf die Entwickelung ihrer Staatsformen, als der Wille und die Geschicke ihrer Herrscher.

Nach dem Tode Philipp's III. (1285) folgte ihm sein siebenzehnjähriger Sohn, Philipp IV., auf dem französischen Throne nach. Seine Schmeichler nannten ihn den „Schönen." Sie wußten nur seine äußere Erscheinung an ihm zu loben. Diese

*) Siehe Buch V., § 56, S. 160 ff.

mochte wohl eitle Frauen bezaubern, konnte aber seinem Volke weder Glück noch Ehre bringen.

Drei hochwichtige Angelegenheiten ließ Philipp III. unvollendet zurück. Er hatte die Krone von Aragonien, welche der Pabst ihm geschenkt, für seinen Sohn, Karl von Valois, angenommen; das Königreich Castilien, welches Sancho IV. besaß, hatte er den Söhnen Ferdinand's de la Cerda, des Gemahles der Königin Blanka, zugedacht und für die Herrschaft in Neapel und Sicilien war er zu Gunsten Karl's des Lahmen, seines Neffen, in die Schranken getreten.

Philipp IV. bekundete in diesen Streitigkeiten weder Gewissenhaftigkeit, noch Thatkraft. Seine nichtigen Ansprüche auf die Krone von Aragon konnte er nicht durchführen, auch das Königreich Castilien den Kindern Ferdinand's de la Cerda nicht verschaffen; doch wirkte er für sie zweiunddreißig Städte und das Herzogthum Medina-Cöli aus. Karl der Lahme von Anjou behauptete mit Philipp's Hülfe die Krone von Neapel, die durch die sicilianische Vesper verloren gegangene Insel Sicilien konnte er aber nicht wieder gewinnen. Kriege mit England und Flandern, gehässige Streitigkeiten mit dem Pabste Bonifacius VIII. beschäftigten den König Philipp IV. fast so lange er auf dem Throne saß. Die Aufhebung des Templerordens, welche mit den schändlichsten Grausamkeiten verbunden war, drückte seiner Regierung ein dauerndes Brandmal auf.

Der König Eduard I. von England speculirte, gleich Philipp IV., für seinen Sohn auf die Tochter des Grafen Philipp von Flandern. Diese Nebenbuhlerschaft und ein Streit, welcher in dem Hafen von Bayonne zwischen einem englischen und einem normännischen Matrosen stattfand und worin der Franzose das Leben verlor, — genügten zur Eröffnung der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich (1293). Durch einen schändlichen Betrug, den er dem Könige Eduard I. von England spielte, setzte er sich in den Besitz der Guienne (1294) und durch einen Vertrag mit dem Könige von Schottland (1295) sicherte er sich einen nützlichen Verbündeten, welcher die Streitkräfte des Königs Eduard längere Zeit hindurch beschäftigte. Eduard verband sich dagegen mit dem Grafen von Flandern, um von dort aus den Krieg nach Frankreich zu tragen.

Philipp IV. trat wiederum dem englischen Könige mit List entgegen. Er lockte (1297) den Grafen Guido von Flandern mit seiner Tochter nach Paris und hielt die letztere dort mit Gewalt zurück. Sie liebte den ihr bestimmten Prinzen Eduard von England so warm, daß sie aus Gram in der Gefangenschaft starb. Entrüstet über die Schandthat Philipp's erklärte ihm der Graf, sobald er in sein Land zurückgekehrt war, den Krieg. Allein Philipp rückte mit einem zahlreichen Heere nach Flandern, schlug den Grafen bei Furnes und eroberte mehrere Städte. Eduard bot ihm zwar mit 50,000 Mann, die er nach Flandern schickte, die Spitze, schloß jedoch bald schon einen Waffenstillstand auf zwei Jahre. Beide Theile vereinigten sich dahin, dem Pabste Bonifacius VIII. die Entscheidung ihrer Streitigkeiten anheim zu geben, setzten dabei aber ausdrücklich fest, daß er nicht kraft seiner geistlichen Würde, sondern als Privatperson zum Schiedsrichter erwählt werde. Dessenungeachtet setzte sich der Pabst auf das hohe Roß und kleidete seine Entscheidung in die Formen einer päbstlichen Bulle ein (1298). Philipp ließ dieselbe zwar durch sein Parlament verdammen, schloß aber doch mit Eduard einen Frieden, in welchem er deren wesentliche Bedingungen annahm. Eduard ehelichte Philipp's Schwester Margaretha, und der Prinz von Wales Isabella, Philipp's Tochter. Der König von Frankreich trat die Guienne wieder ab und beide Monarchen gaben ihre Verbündeten, Eduard den Grafen von Flandern, Philipp den König von Schottland der Rache ihrer übermächtigen Nachbarn preis. Der Graf von Flandern und zwei seiner Söhne, die sich, den Worten des

Grafen Carl von Valois vertrauend, dem Könige zu Füßen geworfen hatten, wurden gefangen gesetzt und die Städte Flandern's unter das französische Joch gebeugt. Doch nicht lange trugen sie es. Unter der Führung eines Webers Namens Peter Leroi schlugen sie die Franzosen zum Lande hinaus. In der Nähe von Courtrai erlitt ein neues Heer, das Philipp IV. nach Flandern sandte, eine blutige Niederlage. Im Jahre 1304 schloß Philipp Frieden ab. Er setzte den ältesten Sohn des Grafen Guido, Robert, in den Besitz des Landes. Derselbe mußte ihm aber huldigen und die Städte Lille, Douai, Orchies und Bethüne abtreten. Die Geldmittel zu seinen Kriegszügen verschaffte Philipp IV. sich durch die schändlichsten Erpressungen. Namentlich verfälschte er die Münze, und zwar in solchem Maße, daß das von ihm geprägte Geld bis zum siebenten Theile des frühern Metallwerthes herabsank. Er gab es aber für voll aus, setzte es später wieder außer Cours und prägte dafür anderes, noch schlechteres, womit er seine Gläubiger bezahlte. Mit Recht erhielt er daher den Namen Falschmünzer. Die armen Leute litten furchtbar; von dem Gewinne dieser Fälschungen bezogen übrigens die jüdischen und lombardischen Wucherer den größten Theil. Die Unzufriedenheit des Volkes brach wiederholt in offenen Aufständen aus. Einmal mußte sich der König in den Tempel flüchten. Die wenig achtungsvolle Aufnahme, welche er bei den Rittern fand, legte den Grund zu dem bittersten Hasse, welcher von dieser Zeit an in seiner Seele rankte. Mittlerweile wurde der Streit mit dem Pabste immer heftiger. Um den König zu kränken, schickte ihm Bonifacius VIII. Bernhard von Saisset, den er gegen Philipp's Willen zum Bischofe von Pamiers erhoben hatte, als Legaten, und dieser führte eine so anmaßende Sprache, daß Philipp IV. ihn deßhalb als seinen Unterthanen zur Untersuchung und Haft zog. Den Drohungen des Pabstes setzte Philipp eine Versammlung von Großen seines Reiches entgegen, welche die Grundsätze und das Verfahren des Pabstes tadelte. Die Geistlichkeit, der Adel und die Schöffen, Geschworenen und Vorsteher mehrerer Städte machten dem Pabste schriftliche Vorstellungen, welche dieser jedoch nicht beachtete. Im Gegentheile excommunicirte Bonifacius den König von Frankreich und bot seine Krone dem Herzoge Albrecht von Oesterreich an, der sie aber wohlweislich ausschlug. In einer zweiten Versammlung, welche Philipp abhielt, klagte Wilhelm dü Plessis, im Namen des Königs, den Pabst unter anderem an: „nicht an das Abendmahl zu glauben, sich über das Fasten und die üblichen Enthaltungen (abstinenzen) lustig zu machen, und das sinnliche Vergnügen für das höchste Glück der Menschen erklärt zu haben." Er beschuldigte ihn ferner der Hurerei, der Blutschande und des Mordes, namentlich den Pabst Cölestin V. getödtet zu haben. Doch Philipp IV. begnügte sich nicht damit, sich gegen den Pabst zu vertheidigen. Er schickte den Rechtsgelehrten Wilhelm von Nogaret und Sciarra Colonna nach Italien, welche dort Truppen warben und den Pabst in Anagni, wohin er sich aus Furcht vor den Römern zurückgezogen hatte, — überfielen und gefangen nahmen. Diese beiden Männer fürchteten sich nicht vor der ohnmächtigen Wuth des Pabstes. Sciarra Colonna setzte den Flüchen und Verwünschungen des Oberpfaffen die gröbsten Schimpfreden entgegen und gab dem vor Zorn schäumenden Bonifacius sogar einen Backenstreich. Während sich die beiden Führer mit dem Pabste herumstritten, plünderten ihre Söldner dessen Schätze. Alle Könige der Welt, bemerkt ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, hätten zusammen im Laufe eines Jahres nicht so viele Schätze liefern können, als an jenem Tage in dem Palaste des Pabstes und seines Neffen hinweggenommen wurden. Zwar erhielt Bonifacius nach drei Tagen seine Freiheit wieder, allein er konnte, wenn auch alles andere, doch den Verlust seiner Reichthümer nicht vergessen, fiel in ein hitziges Fieber und starb bald darauf zu Rom. Benedict XI., welcher nach ihm auf den päbstlichen Stuhl erhoben wurde, söhnte sich mit Philipp IV. aus. Der Tod,

welcher diesen Kirchenfürsten schon bald ereilte, bot dem schlauen Philipp eine erwünschte Gelegenheit, einen von sich durchaus abhängigen Geistlichen auf den s. g. Stuhl Peter's zu erheben. Bertrand de Got, Erzbischof von Bordeaux, versprach dem Könige nicht blos Frieden und Freundschaft, den Zehnten auf fünf Jahre und die Verdammung des Andenkens Bonifacius' VIII., sondern auch die Erfüllung einer ihm vom Könige erst später mitzutheilende Bitte, für den Fall, daß ihm Philipp die päbstliche Würde verschaffen sollte. Philipp setzte dessen Erwählung durch. Clemens V., welcher auf diese Weise Pabst wurde, hielt zum größten Theile die von ihm gegebenen Versprechungen. Nur Nogaret mußte für alle diejenigen, welche dem Pabste Bonifacius entgegen getreten waren, den Sündenbock abgeben. Er wurde von dem neuen Pabste verurtheilt, das Kreuz zu nehmen und bis zum nächsten Kreuzzuge (welcher zur Zeit noch nicht stattgefunden hat) die berühmtesten Wallfahrtsörter zu besuchen. Das Andenken des Pabstes Bonifacius verdammte Clemens nicht. Dagegen erfüllte er die Bedingung, welche Philipp ihm vor seiner Erhebung nicht genannt hatte, und welche nichts geringeres, als die Aufhebung des Ordens der Templer war. Diese Ritter, welche zu den angesehensten Familien Frankreich's gehörten, unermeßliche Reichthümer besaßen, und durch ihre Organisation einen Staat im Staate bildeten, hatten die Habgier und den Grimm Philipp's rege gemacht. Am 13. October 1307 ließ der König den Großmeister des Ordens, Jakob von Molay, mit sechzig Rittern in Paris und zu gleicher Zeit alle übrigen Ritter in ganz Frankreich verhaften. Wenn ein Machthaber im Mittelalter einen Feind vernichten wollte, so beschuldigte er ihn der Ketzerei, des Unglaubens, der Hexerei oder Zauberei. Philipp IV. hatte früher den Pabst Bonifacius VIII. dieser Verbrechen angeklagt. Dieselben standen auf gleicher Höhe mit den Stichworten, deren sich die Tyrannen unserer Tage bedienen: Anarchie, Demagogie und Revolution. Unläugbar führten die Templer, gleich allen reichen Priestern des Mittelalters, ein durchaus sittenloses Leben. Schwerlich glaubten sie, so wenig als die Päbste und Cardinäle, den Unsinn, den sie bekannten und wahrscheinlich lachten sie in vertrauten Kreisen über die Ceremonien der katholischen Kirche, die sie zu üben pflegten. Allein es ist durchaus unglaublich und vollständig unerwiesen, daß die Tempelritter, wie Philipp ihnen vorwarf, den christlichen Glauben abgeschworen und bei ihren geheimen Ceremonien Kinder abgeschlachtet haben. Die Templer hatten, wie die meisten hohen Geistlichen, ihren Stand nur ergriffen, um durch denselben zu Ehren, dem Genusse von Reichthümern und einem sorgenlosen Leben zu gelangen. Allerdings erpreßte Philipp durch furchtbare Martern mancherlei Geständnisse, welche aber vor dem Richterstuhle der Vernunft keine Bedeutung haben. Dieselben werden jedenfalls zehnfach überwogen durch die Aussagen derjenigen Ritter, welche sich durch keine Qualen solche abdringen ließen. Verletzungen des Gelübdes der Keuschheit, welche mehr die Folge der Ehelosigkeit, als persönlicher Schlechtigkeit waren, gestanden auch die entschlossensten unter den Rittern ein. Alle übrigen, ihnen angeschuldigten Verbrechen wiesen sie von sich ab, sobald sie nicht mehr von dem Henker gemartert wurden. Alle Templer, welche die ihnen durch die Folter abgepreßten Geständnisse zurücknahmen, wurden als Rückfällige bestraft. Auf einmal ließ Philipp deren neunundfünfzig hinrichten. Gerade diejenigen, welche ihre Schuld eingestanden, wurden freigelassen. Zum deutlichen Beweise, daß in den Augen des verruchten Tyrannen das Zugeständniß des Verbrechens ein Grund zur Freisprechung war, die Abläugnung desselben aber die Todesstrafe zur Folge hatte. Das Geständniß galt im Mittelalter für Beweis, kein anderer lag gegen die unglücklichen Templer vor; denn die Anklage zweier zum Tode verurtheilter Verbrecher, welche hofften, durch ihre gegen die Templer gerichteten Aussagen die Gnade König Philipp's zu gewinnen, kann als solcher nicht genommen werden. Dessenungeachtet hob

der Pabst, welcher sich mit Leib und Seele an den König Philipp verkauft hatte, sogar im Widerspruche mit der Kirchenversammlung von Vienne, die sich mit allen, außer vier, Stimmen dagegen erklärt hatte, kraft „seiner apostolischen Autorität" den Orden der Tempelritter auf (1313). Philipp IV. hatte diesen Ausspruch nicht abgewartet. Bevor dieser erfolgte, war thatsächlich in Frankreich der Orden durch ihn schon aufgehoben, denn von allen Rittern desselben hatten nur vier ihr Urtheil noch nicht empfangen, darunter der Großmeister Jakob von Molay und Guy, Großprior der Normandie. Diese beiden erklärten noch auf dem Schaffotte, daß sie früher nur auf das dringende Ansuchen des Pabstes und des Königs gegen den Orden ausgesagt hätten und schworen, im Angesichte des Himmels und der Erde, daß alle den Templern zur Last gelegten Verbrechen abscheuliche Verläumdungen seien. Mitten in den Flammen beharrten sie auf dieser Aussage und luden den König und den Pabst Clemens innerhalb vierzig Tagen und Philipp innerhalb eines Jahres vor den Richterstuhl Gottes. Pabst und König starben in dieser Frist. Das abergläubische Volk erkannte darin eine Vollziehung jener Ladung. Allerdings mochten die Gewissensbisse, welche beide Tyrannen empfanden, und der Aberglauben, dem sie fröhnten, ihren Tod beschleunigt haben.

Die Ausrottung des Ordens der Templer macht uns die haarsträubende Gewissenlosigkeit anschaulich, welche damals im Schooße der Geistlichkeit und der weltlichen Beamten herrschte. Die Templer wurden nicht ohne Zuthun zahlreicher geistlicher und weltlicher Richter dem Flammentode übergeben. Doch ihr Reichthum war eine Lockspeise, der wenige widerstehen konnten. Den Löwenantheil: alles ihr baares Geld und ihre beweglichen Güter und Schätze nahm der König für sich, ihr Grundeigenthum belastete er mit Schulden, die es fast gänzlich entwertheten. Die Johanniter, welche die Templer beerben sollten, erhielten wenig oder nichts. Wer irgend konnte, griff zu. Fast spurlos verschwand ihr unermeßliches Vermögen.

Von der guten alten Zeit, welche neuere Romantiker nicht genug loben können, gibt uns die Familie Philipp's IV. ein treffendes Bild. Er hatte drei Söhne, von denen Ludwig Margaretha, die Tochter des Herzogs Robert II. von Burgund, Philipp die Gräfin Johanna von Burgund und Carl die jüngere Schwester der letzteren, Blanka, geehelicht hatte. Margaretha, die Enkelin des s. g. heiligen Ludwig und Blanka wurden des Ehebruchs überwiesen. Sie wurden eingesperrt und ihre Buhlen auf grausame Weise hingerichtet. Auch auf Johanna ruhte ein schwerer Verdacht; doch ihr Gemahl bewirkte ihre Freisprechung. Ludwig ließ später seine Gattin Margaretha im Gefängnisse erdrosseln und Blanka nahm den Schleier, um nicht ein ähnliches Schicksal zu haben.

Niemand verstand es besser, als Philipp IV., allen seinen Schändlichkeiten den Stempel der Gesetzlichkeit aufzudrücken. Er war der eigentliche Gründer der unter dem Namen der Parlamente später so berühmt gewordenen Behörden und jener allgemeinen Stände (états généraux), welche ein halbes Jahrtausend später die erste Anregung zu der großen französischen Revolution gaben. Ihm gelang es auch, die Stadt Lyon, welche bis zu seiner Zeit mehr zum deutschen, als zum französischen Reiche gehörte, zu gewinnen. Adolph von Nassau verwendete die ihm von dem englischen Könige zur Bekämpfung Philipp's gezahlten Summen lieber auf seinen Krieg in Thüringen, als auf die Erhaltung dieser werthvollen Stadt.

Ungeachtet des großen Druckes, welchen Philipp IV. auf Frankreich ausübte, verlor das Volk doch seine heitere Laune nicht. Es tanzte, jubelte und freute sich seines Lebens, wenn es nur einen Augenblick Ruhe hatte. Der König und der hohe Adel gaben häufig Feste, bei welchen sich Jung und Alt vergnügte. Die gewöhnlichsten Belustigungen der

armen Leute waren Schauspiele, welche auf offener Straße gegeben wurden. Die Gegenstände derselben waren meistentheils der Bibel entnommen. Christus wurde dargestellt, wie er Aepfel aß, mit seiner Mutter lachte, mit seinen Aposteln das Vaterunser hersagte und die Todten richtete. Die Seligen sangen, umgeben von Engeln, und die Verdammten heulten in der Hölle, während die Teufel sie verhöhnten. Das liederliche Leben der Geistlichen wurde in solchen Spielen gegeißelt. Meister Fuchs sang zuerst als Pfarrer eine Epistel, erschien dann als Bischof, mit Mütze und Stab, später als Erzbischof und endlich als Pabst, Küchlein und Hühner essend. Damals durfte man sich wenigstens über die Pfaffen noch lustig machen, was, seit dem innigen Bunde zwischen diesen und den weltlichen Tyrannen, in Europa nicht mehr erlaubt wird.

§ 50. Ludwig X., Johann I., Philipp V. und Karl IV. (1316—1328).

Seit dem Tage, da Jakob von Molay, der Großmeister des Templerordens, den König Philipp IV. vor den Thron Gottes lud, hatte dieser keine ruhige Stunde mehr. Er fiel in eine tiefe Schwermuth, welcher erst sein Tod ein Ziel setzte (1315). Ihn überlebten seine drei Söhne, welche in der Blüthe ihrer Jahre standen, von denen einer nach dem andern den Thron Frankreich's bestieg, ohne Söhne zu hinterlassen. Dreizehn Jahre nach dem stolzen Philipp erlosch der Mannesstamm der Capetinger.

Ludwig X., Philipp' IV. ältester Sohn begann seine Regierung damit, daß er seine seit zwei Jahren in der Gefangenschaft schmachtende Gemahlin, Margaretha, im Kerker erdrosseln ließ. Diese Mordthat eröffnete ihm die Möglichkeit, eine zweite Ehe mit Clementine, der Tochter Carl Martell's, Königs von Ungarn, zu schließen. Nach seiner Gattin Margaretha stand ihm der langjährige Rathgeber und Regierungsgehülfe seines Vaters, Enguerrand von Marigny am nächsten. Wenn er die Eine seinem eigenen, so opferte er den Andern dem Hasse seines Oheims, des Grafen Carl von Valois auf. Enguerrand von Marigny war, wie sich von einem Minister Philipp's IV. nicht anders erwarten läßt, ein harter und raubsüchtiger Mann. Allein er hatte ganz im Sinne seines Herrn gehandelt und ihm so treu gedient, als Fürstenknechte dienen können. Carl von Valois haßte aber den Minister, weil dieser sich vor ihm nicht beugte und den Vortheil des Königs eifriger suchte, als die Gunst seines Bruders. Nach Philipp's IV. Tode zankten sich Marigny und Carl von Valois im Ministerrathe. Der erbärmliche Ludwig glaubte seinem Oheim, als dieser ihm erzählte, Marigny gehe damit um, dem Könige durch Zauberei das Leben zu nehmen. Es herrschte nämlich in damaliger Zeit der Wahn, durch Zauberei könne zwischen Wachsbildern und den Personen, welche sie darstellten, ein Verhältniß hergestellt werden, so daß diese die Unbill empfänden, welche dem Wachsbilde zugefügt würde. Ein Nadelstich in dessen Herz, bringe der Person den Tod, die es vorstelle. Diese abgeschmackten Anschuldigungen kosteten dem bedeutendsten Manne des Königreiches das Leben. Enguerrand von Marigny wurde, ohne alle sonst üblichen gerichtlichen Formen zum Tode verurtheilt und aufgehängt. Zu spät erkannte Ludwig X. die Unschuld Marigny's, zu spät bereute Karl von Valois den Mord, den er veranlaßt hatte.

Die Flanderer, welche das französische Joch mit Widerwillen trugen, weigerten sich, an Ludwig die Abgaben fort zu bezahlen, welche Philipp ihnen ausgepreßt hatte. Ludwig unternahm, im ersten Jahre seiner Regierung, einen Kriegszug gegen sie, mußte jedoch die Belagerung von Courtrai, mit Verlust seines Gepäckes und eines Theiles seiner Truppen aufgeben. Bald darauf starb er (am 1. Juni 1316), nachdem er achtzehn Monate den französischen Thron inne gehabt hatte. Er wurde von den Franzosen der Streitsüchtige

(hutin) benannt. Ein zwiefacher Mord, den er in der kurzen Zeit seiner Herrschaft, an seiner Gemahlin Margaretha und Enguerrand von Marigny, beging, würde den Namen eines Doppelmörders besser rechtfertigen!

Beim Tode Ludwig's X. war dessen zweite Gemahlin Clementina im dritten Monate schwanger. Philipp, Graf von Poitiers, der Bruder des verstorbenen Königs, übernahm die Regentschaft. Im Laufe derselben kam die Frage, ob die Grafschaft Artois der Tochter Robert's II., Mathilde (Mahault), oder dessen Sohnes=Sohne Robert III. zufallen solle, von Neuem in Streit. Der Pairs=Gerichtshof hatte zur Zeit Ludwig's X. zu Gunsten Mathilden's entschieden. Robert III. beruhigte sich aber nicht dabei, vielmehr begann er Feindseligkeiten. Der Regent zog gegen ihn zu Felde und zwang ihn, sich zu ergeben. Bald darauf gebar die Königin Clementina einen Sohn, welcher den Namen Johann I. führte, allein schon nach acht Tagen starb. Der Regent nahm den Königstitel an. Er war, wie sein Bruder Ludwig, zur Zeit seiner Thronbesteigung dreiundzwanzig Jahre alt. Er erhielt, von der Länge seiner Gestalt, den Namen des Langen. Ludwig X. hatte eine Tochter, Johanna, hinterlassen. Mehrere Fürsten und Grafen, unter ihnen namentlich Philipp's jüngster Sohn, der Graf von la Marche, behaupteten, sie habe das nächste Recht auf die Krone. Seit den ältesten Zeiten war die Herrschaft in Frankreich immer von Mann auf Mann übergegangen. Zum erstenmale entstand die Frage, ob die Tochter oder der Bruder das nähere Recht auf die Krone habe? Von dem sogenannten salischen Gesetze, auf welches man sich später berief, um die Frauen von der Regierung auszuschließen, wußte man im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts nichts. In einer Versammlung der Prälaten, des Adels und der Bürger, welche Philipp V., nach seiner Krönung zu Rheims, in Paris abhielt, wurde der Beschluß gefaßt, daß die Frauen auf den Thron Frankreich's nicht nachfolgen können. Diese Bestimmung, welche Philipp V. die Krone Frankreich's sicherte, befriedigte seine Herrschsucht noch nicht. Das Königreich Navarra und die Grafschaft Champagne, die beide der Prinzessin Johanna erblich zugefallen waren, verschaffte er sich durch ein Abkommen mit deren Vormunde, dem Herzog Eudes IV. von Burgund.

Die Abgeschmacktheit des Mittelalters that sich dazumal durch eine Reihe der traurigsten Erscheinungen kund, welche alle die Folge des von den Pfaffen gehegten Aberglaubens und des von ihnen angeregten Fanatismus waren. Nachdem die Fürsten und Ritter durch bittere Erfahrungen von ihrer Sucht, das s. g. heilige Land zu erobern, zurückgekommen waren, fanden sich unter dem Landvolke noch immer Dummköpfe, welche Haus und Hof verließen, um, wie sie sagten, nach Jerusalem zu ziehen. Der Weg war weit und ihre Mittel reichten kaum bis zum nächsten Dorfe. Sie fingen an, zu betteln und als dieser Erwerbszweig aufhörte, ergiebig zu sein, raubten und plünderten sie. Besonders mußten die Juden, gegen welche die Pfaffen so oft gepredigt hatten, die Wuth dieser Landstreicher empfinden. Tod oder Taufe war die Losung! Doch plötzlich, wie der Strom des Unsinns entstanden war, verlor er sich auch wieder. Nicht lange darauf wurden die Gemüther durch die Sage geängstigt, die Juden seien von dem Könige von Granada bestochen worden, die Quellen zu vergiften. Von Neuem mußten die Israeliten durch Raub, Mord und jede andere Gewaltthat erfahren, wie die Christen ihrer Zeit die Lehre von der Nächstenliebe aufgefaßt hatten. Der König trieb sein Unwesen den Juden gegenüber etwas feiner, indem er unter dem Vorwande der Untersuchungskosten einhundertundfünfzigtausend Pfund von ihnen erpreßte. Eine andere Thorheit bestand darin, daß sich die Verliebten jener Zeit häufig, zum Beweise ihrer überschwänglichen Gefühle, die Verbindlichkeit auflegten, der Kälte des Winters und der Hitze des Sommers Trotz zu bieten. Ritter und Damen

kleideten sich ganz leicht wenn es grimmig kalt, und sehr warm wenn es glühend heiß war. Im Sommer zündeten sie in ihren Zimmern Feuer an und brieten sich bei lebendem Leibe, im Winter vermehrten sie die Kälte durch Eisschollen, mit denen sie sich umgaben. Viele starben als Opfer ihrer Verrücktheit und Märtyrer ihrer Liebeswuth. Dafür entschädigten sich Andere, welche in ähnlicher Weise begonnen hatten, durch eine sehr fleischliche Fortsetzung ihrer Thorheiten. Ein Extrem führt, mit unabweisbarer Nothwendigkeit, im Laufe der Zeit zum andern: die Ueberschwänglichkeit zum Materialismus, die s. g. freiwillige Ehelosigkeit der Priester, Mönche und Nonnen zur Unzucht, Kindermord und widernatürlichen Verbrechen.

Philipp V. war unter seinen Brüdern der beste, wie in seiner Eigenschaft als Gatte, so in derjenigen als König. Seine Regierung war jedoch zu kurz und die Ereignisse seiner Zeit zu wenig bedeutungsvoll, als daß er Gelegenheit gehabt hätte, seinen ganzen Charakter zu entfalten. Nach einer sechsmonatlichen Krankheit, starb er (1322) im dreißigsten Jahre seines Alters, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen.

Der Graf von la Marche, sein Bruder, folgte ihm, unter dem Namen Karl's IV., nach. Er ließ die Ehe mit seiner Gattin Blanka für nichtig erklären und schloß eine zweite mit Maria von Luxemburg, der Tochter des Kaisers Heinrich VII. Nach Maria's Tode vermählte er sich zum drittenmale mit Johanna, Gräfin von Evreux. Seine erste Gemahlin, Blanka, verbarg ihren Kummer hinter Klostermauern.

Karl's IV. erste Sorge war, den leeren Staatsschatz zu füllen. Er preßte den Richtern und Steuereinnehmern, welche sich unter königlicher Autorität bereichert hatten, einen Theil ihres unrechten Gutes wieder ab. Es wird ihm als eine große That nachgerühmt, daß er einen verruchten Straßenräuber, adeligen Standes, hinrichten ließ.

Als Karl IV. den Thron bestieg, verlangte er von dem englischen Könige, Eduard II., die persönliche Huldigung für Guienne und Ponthieu. Dieser lästigen Ceremonie auszuweichen, trat Eduard seine französischen Provinzen an seinen ältesten Sohn, den nachmaligen Eduard III., ab, der Huldigung leistete und Besitz von Guienne und Ponthieu nahm. Zur Zeit Karl's IV. war es, daß in Toulouse „die muntere Gesellschaft der sieben Troubadours" gestiftet wurde. Sie hielt am 3. Mai 1324 ihre erste Sitzung. Die sieben Gründer derselben versprachen dem Dichter, dessen Verse für die besten erklärt werden würden, ein goldenes Veilchen. Bald erweiterte sich die Gesellschaft, gab sich Statuten, die sie Gesetze der Liebe nannte und ertheilte sich den Namen: Spiel der Liebe. Die Mitglieder erhielten Grade, wie auf Universitäten. Als später in den Kriegen der Garten zerstört wurde, woselbst die Gesellschaft ihre ersten Sitzungen gehalten hatte, ließ sie sich im Rathhause von Toulouse nieder und legte sich den Namen „Schule der Redekunst" bei. Die Preise mehrten sich. Die Gesellschaft wurde reich und verlor ihren ursprünglichen, volksthümlichen Charakter. Die Gedichte wurden nur noch in lateinischer Sprache angenommen und sollten nur von Gott, der s. g. Jungfrau Maria und den „Heiligen" handeln.

Mit Karl IV. erlosch die gerade Linie der Capetinger (1328). Ein Jahr vor seinem Tode nahm der bourbonische Zweig desselben seinen Anfang, indem die Freiherrschaft Bourbon zu Gunsten Ludwig's II., ältesten Sohnes Robert's, Grafen von Clermont en Beauvoisis, sechsten Sohnes Ludwig's IX., zum Herzogthum mit der Pairschaft (duché pairie) erhoben wurde. Damals bestanden außer diesem nur drei solcher Herzogthümer: Burgund, Guienne und Bretagne. Die Grafen von Artois und Evreux waren die einzigen Pairs, ohne herzoglichen Titel.

§ 51. Philipp VI. von Valois (1328—1350).

Das Haus Valois, welches mit Philipp VI., dem Sohne Karl's von Valois, des Oheims der drei letzten Könige, den französischen Thron bestieg, behauptete sich mehr als zwei und ein halbes Jahrhundert hindurch (1328—1589). Die Valois hatten dieselben Laster, als die Capetinger vor und die Bourbonen nach ihnen. Sie zeichneten sich weder durch besondere Talente, noch durch Geistesarmuth vor anderen Königsgeschlechtern aus. Eine auffallende Thatsache bleibt es aber, daß dieses Haus in ganz ähnlicher Weise, wie die Capetinger vor ihm, erlosch. Drei Brüder lösten sich im vierzehnten, wie im sechzehnten Jahrhundert auf dem Throne ab, ohne daß einer derselben einen männlichen Nachkommen hinterließ. Der rothe Faden, welcher mehr als ein Jahrhundert (1337—1453) die Geschicke Frankreich's unter dem Hause Valois bezeichnet, ist die Feindschaft zwischen den französischen und den englischen Königen. Sie beruhte auf den niedrigsten Beweggründen und hatte in ihrem Gefolge nur Mord, Plünderung, Brandstiftung und jedes andere denkbare Verbrechen. Die Engländer hatten dabei nicht das geringste Interesse. Im Gegentheile mußten sie vernünftigerweise wünschen, daß ihre Könige, welche in ihrer Heimath genug zu thun hatten, die Ansprüche auf Frankreich je eher je lieber aufgaben. Die Franzosen hatten allen Grund, den fremden Herrschern in ihrem Lande zu widerstreben. Die Engländer besaßen zwar mehrere Provinzen Frankreich's und namentlich das Herzogthum Guienne (oder Aquitanien), die Mitgift, welche Eleonore*) ihrem zweiten Gemahle, Heinrich II. von England, zubrachte, längere Zeit hindurch, allein sie machten sich bei dem Volke, das nicht aufhörte, nach Sitte und Sprache französisch zu sein, nicht beliebt. Die englischen Unterthanen in Frankreich waren daher nicht minder, als ihre Brüder, welche von Paris aus beherrscht wurden, berechtigt, den Engländern zu widerstreben. Allein die Mittel, deren sich die französischen Könige gegen ihre englischen Feinde bedienten, waren sehr unedel und machten den Streit noch bitterer. Gewöhnlich standen sich dieselben Leidenschaften auf beiden Seiten gegenüber. Nur selten erhob sich das französische Volk in edlem Nationalgefühle und schlug dann seine übermüthigen Feinde zum Lande hinaus. Viele Jahre wilden Kampfes vergingen, ohne daß weder das französische noch das englische Volk andern Antheil an demselben nahm, als daß es das Elend duldete, welches diese Kriege in ihrem Gefolge hatten. Der französische König stritt, gleich dem englischen, nur um seine Gewalt auszubreiten und bei dieser Gelegenheit Ruhm und Ehre zu gewinnen. Wenn sich irgend ein Beherrscher Frankreich's auf dieselbe Höhe sittlicher Kraft und reiner Begeisterung erhoben hätte, auf welcher Johanna Arc stand, so hätten Ströme Blutes erspart und ein Jahrhundert von Kriegen vermieden werden können.

Die Wittwe Karl's IV. war bei dessen Tode schwanger. Philipp von Valois ergriff daher anfangs nur unter dem Titel eines Regenten die Zügel der Herrschaft. Isabella von England, die Wittwe und Mörderin Eduard's II., machte ihm die Regentschaft streitig, indem sie, die Schwester der drei letzten Könige Frankreich's, mit diesen näher verwandt zu sein behauptete, als Philipp von Valois. Die französische Geschichte bot mehrere Beispiele der vormundschaftlichen Regierung von Frauen. Doch die Franzosen waren nicht geneigt, einem so verbrecherischen Weibe, wie Isabella von England, das Steuerruder ihres Staates anzuvertrauen. Die Ansprüche der Königin von England wurden daher abgewiesen. Als später die Wittwe Karl's IV., Johanna, einer Tochter genas, griff Isabella's Sohn, Eduard III., nach der französischen Krone. Als Neffe der drei letzten

*) Siehe Buch V., § 56. S. 162, § 62, S. 188.

Könige stand er diesen näher, denn Philipp von Valois, der Sohn des Oheims derselben. Karl IV. hatte nur die Regentschaft seinem Vetter von Valois zuerkannt, die Krone dagegen für den Fall, daß seine Gattin Johanna eine Tochter gebären würde, ausdrücklich der Entscheidung der Großen des Reiches vorbehalten. Diese hatten guten Grund, der Herrschaft eines Engländers zu widerstreben und einen Franzosen vorzuziehen. Eduard aber sah darin eine Rechtskränkung, welche er im Laufe seines ganzen Lebens nicht vergessen konnte und dadurch sich, seiner Familie, seinem Lande und Frankreich unabsehbaren Jammer bereitete.

Philipp VI. von Valois wurde allgemein als König von Frankreich anerkannt. Allein das Reich Navarra, dessen Rückfall beim Ableben des Mannesstamms Philipp's V. ausbedungen war, trat er an Ludwig's X. Tochter Johanna, die Gattin des Grafen Philipp von Evreux, ab. Auch ihr gegenüber machte König Eduard III. von England seine Ansprüche vergeblich geltend. Bei der Krönung Philipp's VI. erschien Eduard nicht, obgleich er dazu eingeladen worden war. Eine Zeit lang schob er die von ihm zu leistende Huldigung hinaus. Als er aber mit der Einziehung seiner in Frankreich gelegenen Länder bedroht ward, erschien er zu Amiens. Der französische König empfing ihn mit großem Pompe in der Domkirche auf seinem Throne sitzend. Als Eduard III. sich ihm näherte, befahl ihm der Oberkammerherr, die Krone, den Degen und die Sporen abzulegen und an einer dazu bereiteten Stelle niederzuknieen. Mit sichtbarem Widerwillen fügte sich der Herzog von Guienne, welcher seine englische Krone nicht vergessen konnte. Ueber die Eidesformel entstand in der Kirche ein Streit, welcher übrigens beigelegt wurde. Eduard hatte seine Anstalten zum Kriege noch nicht getroffen. Der übermüthige Empfang, den ihm der König von Frankreich bereitet hatte, machte aber den Grimm noch bitterer, welchen er hegte. Mehrere Jahre vergingen, bevor der Kampf begann. Als die Gesandten Eduard's III. in Paris dessen Ansprüche auf die französische Krone geltend machten, war es der Graf Robert III. von Artois, dessen mit Nachdruck und Sachkenntniß gesprochenen Worte, die Entscheidung zu Gunsten Philipp's herbeiführten. Nicht lange darauf machte Graf Robert seine Ansprüche auf Artois von neuem geltend und wurde wiederum abgewiesen, was für ihn um so demüthigender war, als sich herausstellte, daß die von ihm gebrauchten Urkunden gefälscht waren. Statt sich zu beruhigen und sich zu freuen, daß wegen der Fälschung dieser Beweisstücke weder gegen ihn, noch seine Mitschuldigen, ein gerichtliches Verfahren eingeleitet wurde, brach er in bittere Klagen gegen seinen Schwager, den König, aus. Philipp VI. wurde dadurch gereizt, ließ die Fälschung untersuchen, gegen den Grafen Robert das Todesurtheil aussprechen und seine Mitschuldigen theils hinrichten, theils mit anderen schweren Strafen belegen. Der Zorn des Königs verfolgte den Grafen, wohin er floh, bis dieser endlich bei Eduard III. von England Aufnahme fand. Der Haß, welchen Robert im Herzen trug, theilte er dem englischen Könige mit, welcher nur zu gerne die Versprechungen hörte, die der landesflüchtige Prinz ihm machte. Mit größerem Eifer als zuvor suchte Eduard III. Verbündete auf, um sich im Kampfe gegen Frankreich zu stärken. Besonders strebte er darnach, die Flanderer für sich zu gewinnen. Diese hatten seit längerer Zeit mit ihrem Grafen, Ludwig, in Streit gelebt. Philipp VI. war im ersten Jahre seiner Regierung (1320) ihm zu Hülfe gezogen und hatte seine Kriegskosten hoch angeschlagen. Nach Jahren hatten die Flanderer noch daran zu bezahlen. Im Jahre 1335 verjagten sie unter Führung eines reichen Bierbrauers von Gent, Namens Jakob Artevelle, ihren Grafen. Artevelle beherrschte von Gent aus ganz Flandern. Mit ihm setzte sich der König von England in Verbindung. Er hoffte, durch dessen Hülfe Herr von Flandern zu werden, oder wenigstens an dessen Bewohnern mächtige Verbündete gegen

Philipp von Frankreich zu gewinnen. Endlich, im Jahre 1339, ließ Eduard, nachdem zuvor der Adel der Normandie feindliche Landungen an den Küsten England's gemacht hatte, Philipp VI. erklären, er solle ihm die Krone Frankreich's herausgeben oder den Krieg gewärtigen. Der Kampf begann. Die Flanderer huldigten dem englischen Könige um die Kriegsschuld abzuschütteln, welche Philipp gerade zu jener Zeit mit großer Härte einforderte. Eduard III. nahm den Titel eines Königs von Frankreich an. Mit Hülfe der Flamänder wurde Philipp im Angesichte des Hafens von Sluis zur See geschlagen (1340). Mord, Brand und alle Gräuel der Verwüstung ergossen sich rings umher, während Eduard III. Tournai, Robert von Artois St. Omer belagerten. Doch die Angelegenheiten Schottland's und England's machten des Königs Anwesenheit in seinem Reiche nothwendig. Es wurde daher ein Waffenstillstand auf ein Jahr abgeschlossen (1341).

Zu derselben Zeit starb der Herzog von Bretagne, Johann der Gute, ohne Kinder. Er hinterließ die Tochter eines früher verstorbenen Bruders, Johanna von Penthièvre, mit dem Beinamen die Hinkende, welche Karl von Blois, den Neffen des Königs von Frankreich, ehelichte, und einen Halbbruder, den Grafen Johann Montfort. Johann der Gute hatte bei seinen Lebzeiten den Gemahl seiner Nichte Johanna zu seinem Nachfolger ernannt und von den Ständen als solchen bestätigen lassen. Dessenungeachtet bemächtigte sich Johann von Montfort der Schätze seines verstorbenen Halbbruders und setzte sich mit deren Hülfe in den Besitz des größern Theils der Bretagne. Der König von Frankreich erklärte sich zu Gunsten seines Neffen, des Grafen von Blois, der König von England schickte dem Grafen von Montfort Hülfstruppen. Die Bretagne wurde ein großes Schlachtfeld. Zweikämpfe, Kämpfe von dreißig gegen dreißig und ein furchtbarer Krieg zwischen einer Hälfte der Bretagne und der anderen waren die Folgen jenes unseligen Erbfolgestreites. An der Spitze der einen Partei stand die Gemahlin Karl's von Blois, Johanna, die Hinkende, welche mit unbeschreiblicher Zähigkeit ihre Ansprüche auf die Bretagne behauptete; die Hauptperson auf der Gegenseite war **Johanna von Flandern**, die Gemahlin des Grafen Johann von Montfort. Da dieser schon im Anfange des Krieges gefangen genommen wurde, fiel die ganze Last desselben auf seine Gattin. Ihr Heldenmuth allein hielt die Anhänger ihres Gatten zusammen. In der Stadt Hennebond eingeschlossen, zündete Johanna das Lager der Feinde an und schlug ihre wiederholten Angriffe zurück, bis endlich im entscheidenden Augenblicke die Engländer Hülfe brachten. So begegneten sich in der Bretagne Eduard's und Philipp's Heere. Um sich der Hülfe des englischen Königs dauernd zu versichern, reiste Johanna von Montfort selbst nach England und kehrte bald mit einer Flotte und Landungstruppen nach der Bretagne zurück. Der Graf Robert von Artois hatte den Oberbefehl. Er wurde verwundet und starb bald nachher auf der Reise nach England (1343). Statt seiner führte Eduard III. selbst ein neues Heer nach der Bretagne. Ein Waffenstillstand setzte dem Blutvergießen ein Ziel. Während der Dauer desselben hielt der König von Frankreich, bei Gelegenheit der Vermählung seines zweiten Sohnes, ein Tournier, zu welchem die Fürsten und Herren Frankreichs und der Nachbarländer geladen wurden. Mehrere berühmte Ritter der Bretagne begaben sich, im Vertrauen auf den geschlossenen Waffenstillstand und das Gastrecht, zu dem Ritterspiele, wurden aber, zwölf an der Zahl, verhaftet, am Schandpfahle ausgestellt und enthauptet. Ihre Köpfe schickte Philipp VI. nach der Bretagne, um dort an den Thoren der Hauptstädte ausgestellt zu werden, die Rümpfe ließ er an den Galgen hängen. Den Vorwand zu dieser Schandthat lieferten ihm geheime Einverständnisse, in welchen jene zwölf Ritter mit dem Könige von England gestanden sein sollen. Doch nichts kann diesen zwölffachen Mord entschuldigen. Hätten sträfliche Unterhandlungen zwischen den Bretagnern und dem Könige von

England stattgefunden, so konnte Philipp höchstens die verdächtigen Ritter zur Untersuchung ziehen. Er lockte sie aber unter dem Vorgeben festlicher Spiele in eine Halle und ließ sie ohne Untersuchung und Richterspruch tödten! Eine That, welche das Andenken Philipp's VI. für immer brandmarkt! Sie war nicht blos treulos und grausam, sie verrieth zugleich einen vollständigen Mangel an Klugheit. Philipp hatte die Partei des Grafen Johann von Montfort als eine Macht anerkannt, indem er mit ihr einen Waffenstillstand abschloß, er konnte sich denken, daß Eduard III. die Ermordung seiner Anhänger nicht ruhig hinnehmen würde. Der Groll, welchen der englische König mit Mühe unterdrückte, erhielt dadurch frische Nahrung und die furchtbaren Leiden, welche mehr als ein Jahrhundert hindurch Frankreich an den Rand des Verderbens brachten, sind in großem Maße dieser Frevelthat zuzuschreiben. Von der Zeit an wurde Philipp VI. düster und schwermüthig, sei es, daß er Reue fühlte oder von den Opfern seiner Rache vor ihrem Tode noch Worte vernehmen mußte, die ihn mit Besorgnissen und Schrecken erfüllten.

Der Krieg brach (1345) mit erneuter Wuth aus, zuerst in Guienne und in der Bretagne. Die Rolle, welche früher der Graf von Artois gespielt hatte, übernahm nach dessen Tode der Graf Gottfried von Harcourt, welcher den englischen König in seinem Grimme gegen Philipp bestärkte und ihm bei der Kriegführung werthvolle Rathschläge ertheilte. An der Spitze eines zahlreichen Heeres durchzog Eduard III. die Normandie, eroberte Caen, verwüstete das Gebiet zwischen der Orne und der Seine, verbrannte die Städte Louviers und Pont de l'Arche und rückte bis Poissy vor. Eine andere Heeresabtheilung hatte mittlerweile St. Germain, Nanterre, Rüel, St. Cloud und Neuilly in Brand gesteckt. Der Wind trug die Funken bis nach Paris. Philipp VI. wagte keine Schlacht, Eduard nicht die Belagerung der Hauptstadt Frankreich's. Nicht ohne Gefahr ging das englische Heer bei Poissy über die Seine und bei Blanquetatque, nicht fern von Abbeville, über die Somme. Das französische folgte ihm auf dem Fuße nach. Eduard's Soldaten hatten sich während dieses wilden Zuges bedeutend vermindert. Die Franzosen fürchteten nur, die Engländer möchten ihnen entkommen. Eduard schlug sein Lager auf einer Anhöhe, welche das Dorf Creſſy beherrschte, zwischen Abbeville und Hesdin. Auf den Befehl des Königs Philipp machte die erste Schlachtreihe des französischen Heeres, bestehend aus fünfzehntausend Mann genuesischer Bogenschützen, Halt. Gegen den Willen des Königs, begann dessen Bruder, der Graf von Alençon, welcher die zweite Schlachtreihe führte, den Kampf. Die genuesischen Schützen, deren Bogen durch den Regen schlaff geworden waren während die Engländer die ihrigen wohl verwahrt hatten, weigerten sich, nachdem sie einmal zurückgetrieben worden waren, von Neuem anzugreifen. Der Graf ließ sie von seinen Reitern niederwerfen, wodurch eine große Verwirrung entstand, da die Genueser sich zur Wehre setzten, Pferde und Reiter umwarfen und sie mit ihren Dolchmessern niederstießen. Mitten durch diese Verwirrung rückten die Franzosen vor. Sie wurden durch die Kugeln der englischen Kanonen und die Pfeile der Schützen übel zugerichtet. Der Prinz von Wales, ein Knabe von fünfzehn Jahren, der kaum erst den Ritterschlag empfangen hatte, warf sich in diesem entscheidenden Augenblicke auf die schon gebrochenen feindlichen feindlichen Haufen. Der junge Mann kämpfte, um sich seine Sporen zu verdienen. Die Franzosen wurden zurückgeschlagen. Der König Philipp, welcher die dritte Schlachtreihe befehligte, statt die Flüchtlinge wieder zu ordnen, oder durch seine Heerhaufen hindurch zu lassen, stürzte sich mitten in das Schlachtgewühl. Er stellte die verlorene Schlacht nicht wieder her, weil die Flüchtlinge seine Schaaren in Unordnung brachten. Er vermehrte die eingerissene Verwirrung und vergrößerte nur seine Niederlage. Auch that er nichts, um größeres Unheil zu vermeiden. Die Zuzüge, welche von allen Seiten zum französischen

Heere eilten, erhielten keine Gegenbefehle und rückten am folgenden Tage, an welchem ein dichter Nebel das Schlachtfeld und die englischen Truppen verhüllte, als gute Beute mitten unter diese hinein und wurden niedergehauen. Dreißigtausend Franzosen, darunter zwölfhundertundsechzehn Ritter und Standespersonen und elf Prinzen blieben auf dem Schlachtfelde. Der Graf von Alençon, der Graf von Flandern, der Herzog von Lothringen und der alte König Johann von Böhmen fanden ihren Tod. Dieser alte Abenteurer wollte, seiner Blindheit zum Trotz, an dem Kampfe Theil nehmen. Fünf Ritter waren thöricht genug, die Zügel ihrer Pferde an diejenigen des seinigen zu binden und mit ihm in die Schlacht zu reiten. Ohne sehen zu können, hieb Johann, im Wahne, noch Heldenthaten verrichten und Eduard, den Prinzen von Wales, besiegen zu können, um sich. Er konnte sich nur noch lächerlich machen und den Tod holen.

Die Schlacht von Crecy (1346) brachte den Engländern, und namentlich dem jungen Prinzen von Wales, der eine so bedeutende Rolle in der Kriegsgeschichte jener Zeit spielte, großen Ruhm. Allein Eduard verfolgte seinen fliehenden Nebenbuhler nicht, vielmehr zog er sich gegen die Meeresküste zurück, sei es, daß er durch den Krieg mit Schottland abgehalten wurde, eine zweite Schlacht zu wagen, oder daß er fürchtete, den vereinigten Kräften Philipp's und seines Sohnes Johann, der ihm aus der Guienne zu Hülfe zog, im freien Felde nicht gewachsen zu sein. Er verwandte seine sämmtlichen Streitkräfte auf die Belagerung von Calais, welche ein ganzes Jahr dauerte. Der hartnäckige Widerstand dieser Stadt brachte den ungestümen König in die größte Erbitterung, so daß, als sie endlich zu kapituliren verlangte, er darauf drang, daß ihm sechs der angesehensten Bürger, baarfuß und im Hemde, den Strick um den Hals, übergeben würden, um mit ihnen nach Gefallen zu verfahren. Eustache von St. Pierre erbot sich, eines dieser Opfer des königlichen Grimmes sein zu wollen. Fünf andere Freiwillige folgten seinem Beispiel. Als sie vor Eduard III. traten und ihm die Schlüssel der Stadt übergaben, befahl er, sie sämmtlich hinzurichten. Vergebens legten seine Feldherren und selbst sein Sohn Eduard Fürbitte ein. Erst als seine Gattin, Philippe von Hennegau, welche kurz zuvor in einer offenen Feldschlacht, worin sie den Oberbefehl führte, den König David Bruce von Schottland geschlagen und gefangen genommen hatte, sich ihm zu Füßen warf, wurde der harte Sinn des Königs erweicht. Er übergab die Todesopfer seiner Gattin, welche sie kleidete und speiste, sie beschenkte und dann entließ. Die Bewohner der besiegten Stadt retteten nichts, als das nackte Leben. Eduard vertrieb sie vom heimischen Heerde und bevölkerte Calais mit Engländern. Während Eduard Calais belagerte, rückte König Philipp zwar mit einem zahlreichen Heere zum Entsatze der Stadt herbei, wagte es aber nicht, die englischen Verschanzungen anzugreifen. In der Bretagne wurde der Krieg mit ununterbrochener Erbitterung fortgesetzt. Der Graf Johann von Montfort starb 1345, nachdem er kurz zuvor aus der Gefangenschaft entronnen war. Nicht lange darauf fiel Karl von Blois, sein Gegner, in die Gefangenschaft der Gräfin Johanna von Montfort. Mehr, als früher, lastete der Krieg in der Bretagne auf den beiden Johannen, von Montfort und von Blois.

Kurz nach der Waffenthat von Calais schlossen die Könige von Frankreich und England einen Stillstand, welcher nach und nach bis zum Jahre 1355 verlängert wurde. Calais mit seinem Gebiete blieb den Engländern, welche, nachdem Philipp's Sohn Johann aus der Guienne abberufen worden war, schnell alle früher verlorenen Städte wieder erobert hatten.

Die Pläne, welche Eduard III. in Verbindung mit Artevelle auf Flandern gemacht hatte, scheiterten. Die Flanderer waren nicht abgeneigt, die Oberlehensherrlichkeit der

französischen Könige mit derjenigen der englischen zu vertauschen, um dieselbe wo möglich zu verflüchtigen. Allein damit war der englische König nicht zufrieden. Er wollte seinen Sohn Eduard an die Stelle des Grafen von Flandern setzen und dadurch dieses Land mit seinem Reiche verbinden. Jakob Artevelle, gegen welchen Philipp VI. unausgesetzt Ränke spann, bemühte sich vergebens, den Flamändern die englische Herrschaft annehmbar zu machen. Er verlor durch dieses Bestreben seine Volksthümlichkeit und sein Leben (1345).

Zu den Wunden, welche der Krieg dem französischen Volke geschlagen hatte, kam noch die Pest hinzu, die namentlich zu Paris furchtbar wüthete und unter anderen die Gemahlin Philipp's VI., Johanna von Burgund und seine Schwiegertochter, die Herzogin der Normandie, wegraffte. Judenverfolgungen reihten sich an die Pest an, da die abergläubischen Massen einen Gegenstand haben mußten, an welchem sie ihren Grimm ausließen.

Gerade in jener Zeit der schwersten Leiden tauchten die Selbstgeißler (Flagellanten) wieder auf, gleich als wären Krieg, Hungersnoth und Pest, Abgabendruck, Niederlagen auf dem Schlachtfelde und der Verlust wichtiger Theile des Reiches noch nicht genug, um die Menschen zur Besinnung zu bringen. Während die Einen sich selbst geißelten, jubelten die Anderen. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber schildert das Treiben der Franzosen in folgenden Worten: „Das Gepränge, die Spiele und die Turniere dauerten fort. Die Franzosen tanzten gewissermaßen auf den Leichen ihrer Eltern. Sie schienen sich zu freuen über die Feuersbrunst, welche ihre Schlösser und ihre Häuser verzehrte und über den Tod ihrer Freunde. Während die Einen auf dem Lande erwürgt wurden, spielten die Anderen in den Städten. Der Klang der Geigen wurde nicht durch das Geschmetter der Trompeten unterbrochen. Man hörte zu gleicher Zeit die Stimme derer, welche auf dem Tanzplatze sangen und das Jammergeschrei derjenigen, welche von den Flammen verzehrt, oder von dem Schwerte durchbohrt wurden."

In demselben Jahre, in welchem Philipp VI. seine Gemahlin Johanna durch den Tod verlor, vermählte sich der sechsundfünfzigjährige König wieder und der Gegenstand seiner Flamme war die Braut seines Sohnes, die achtzehnjährige Blanka von Navarra. Johann mußte sich mit der Wittwe des Grafen von Boulogne, Johanna, begnügen. Philipp vergeudete in den blutigen Kriegen mit England die besten Kräfte seines Volkes. Doch die Gunst des Schicksals führte ihm zwei wichtige Provinzen zu: die Dauphine, welche Humbert II. ihm vermachte (1344) und die Grafschaft Montpellier, welche er von Jakob II., König von Mayorka, erkaufte (1349).

Zur Erinnerung an die Dauphine führten die französischen Thronerben den Namen Dauphin, und einen Dauphin (Delphin) in ihrem Wappen.

Kurz darauf starb König Philipp VI. (1350) und hinterließ seine junge Gattin schwanger.

Mögen immerhin feile Schmeichler diesen Fürsten rühmen, der Uebermuth, mit welchem er Eduard III. zu Emiens begegnete, die Hinterlist, welche er bei Ermordung der zwölf bretagnischen Ritter bekundete, die Grausamkeit, mit welcher er die Mitschuldigen des Grafen Robert von Artois und diesen selbst bestrafte, beweisen hinreichend, daß er sich von seinen wilden Leidenschaften beherrschen ließ. Sie wurden die Quellen der Trübsal des französischen Volkes. Die Schlacht von Cressy und Eduard's Eroberung von Calais beweisen, daß Philipp keine Feldherrngaben besaß. Doch das Talent der Unterhandlung kann ihm nicht abgesprochen werden. Diesem dankte er die Dauphine und Montpellier und mehr als einen Waffenstillstand, ohne welchen er wahrscheinlich noch schwerere Niederlagen, als bei Cressy, erlitten hätte.

§ 52. Johann II.

Die Anregungen, welche die Gewalthaber ihren Völkern gaben, wurden von diesen nur zu leicht aufgenommen. Wenn ein König mordet, glauben seine Anhänger dasselbe thun zu müssen und blinde Mordwuth erfüllt den Adel und die Beamten, hohe und niedere Schergen. Vor dem Kriege, welchen Philipp VI. mit Eduard III. führte, hatten die Ritter, die sich feindlich bekämpften, in der Regel gewisse Gesetze der Menschlichkeit und der Ehre beachtet. Je erbitterter aber der Kampf wurde, desto mehr geriethen diese in Vergessenheit. Der schändliche Verrath, welchen Philipp an den zwölf Rittern der Bretagne verübt hatte, forderte seine Diener zur Nachahmung, seine Feinde zur Rache auf. Der Krieg in der Bretagne dauerte, mit wechselndem Glücke, noch immer fort. Als Bundesgenossen kämpften auf der einen Seite die Franzosen, auf der anderen die Engländer. Im Jahre, da Philipp VI. starb, stritten dreißig englische Ritter gegen dreißig französische. Die Engländer wurden besiegt und die Franzosen schenkten keinem ihrer verwundeten Gegner das Leben.

Die vollständige Begriffsverwirrung, welche in jenen finsteren Zeiten herrschte, wird uns anschaulich, wenn wir bedenken, daß Johann II., Philipp's VI. Sohn und Nachfolger auf dem französischen Thron den Beinamen des „Guten" erhielt — ein König, welcher seine Regierung damit begann, daß er den Connetable von Frankreich Grafen von Eu, Raoul de Nesle, gefangen nehmen und am vierten Tage hinrichten ließ. Der Connetable hatte in Caen befehligt, als diese Stadt, im Jahre 1346, von den Engländern genommen wurde. Er war seit dieser Zeit in der englischen Gefangenschaft gewesen und später nach Paris gekommen, um sein Lösegeld aufzubringen. Es lagen gegen ihn eben so wenig Beweise des Verrathes vor, als gegen die bretagnischen Ritter und wenn für diese das Gastrecht, so sprach für den Grafen von Eu das Mitgefühl, da er schon seit vier Jahren in feindlicher Gefangenschaft gewesen war und Mühe hatte, sich frei zu kaufen. Statt des Geldes hatte der Connetable versprochen, dem englischen Könige seine Grafschaft Guines, in der Nähe von Calais, abzutreten. Johann hätte dieses leicht verhindern können, wenn er dem Grafen das Lösegeld vorgeschossen hätte. Der König der Franzosen fand es leichter, ihn ermorden zu lassen. Die Grafschaft Guines zog er ein; doch behielt er sie nicht lange. Ungeachtet des Waffenstillstandes bemächtigte sich der Italiener Aimeri, welcher für Eduard III. in Calais befehligte, der Grafschaft, und als Johann sich deßhalb beschwerte, konnte ihm mit Recht geantwortet werden, der Ueberfall von Städten scheine durch die Verträge nicht ausgeschlossen zu sein, da die Franzosen versucht hatten, sich der Stadt Calais zu bemächtigen, welches ihnen jedoch nicht gelungen war. Eduard III. hatte den französischen Befehlshaber, Charni, der Calais durch Verrath an Frankreich bringen wollte, und bei dieser Gelegenheit gefangen genommen wurde, wieder frei gelassen. Als aber später Charni denselben Aimeri, mit dem er die Uebergabe von Calais verabredet hatte, in seine Gewalt bekam, ließ er ihn viertheilen.

Nach der Hinrichtung des Grafen von Eu verlieh der König dem spanischen Grafen Carl de la Cerda die Stelle des Connetable von Frankreich. Ihn beneidete um diese Würde der König von Navarra, Karl der Böse, der Sohn des Grafen Philipp von Evreux und der Tochter Ludwig's X., Johanna. Sein Haß gegen den Grafen de la Cerda, wurde dadurch bitterer, daß Johann II. demselben mehrere Besitzungen verliehen hatte, auf welche Karl der Böse gegründete Ansprüche besaß. Er machte kein Hehl daraus, daß er dem Grafen de la Cerda nach dem Leben trachte und ließ ihn, unter den empörendsten Nebenumständen, ermorden. Der König, statt den frechen Mörder zu bestrafen, gab den

Bitten und Drohungen der Freunde Karl's nach, und begnadigte ihn, obgleich der niederträchtige Mensch nicht einmal eine Entschuldigung seines Verbrechens oder Reue darüber kund that. Von dieser Zeit an hatte der König von Navarra gewonnenes Spiel am französischen Hofe. Er pflog verrätherische Unterhandlungen mit den Engländern und verstand es, durch Ränke und Gewaltthaten, einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten Frankreich's zu gewinnen. Er verführte selbst den ältesten Sohn Johann's II., Karl, welcher damals (1355) erst achtzehn Jahre zählte. Dieser war schon im Begriffe aus Frankreich zu entfliehen und bei dem Kaiser Karl IV. eine Zuflucht zu suchen. Die Absicht des tückischen Königs von Navarra war ohne Zweifel, nach Entfernung des ältesten Sohnes, den Vater ermorden zu lassen, welcher damals in der Normandie war und dem eine Schaar navarresischer Söldner in der Abtei von Grand Pré auflauerte. Der Anschlag wurde entdeckt und vereitelt, der Schuldige aber wurde wieder nicht zu der wohlverdienten Strafe gezogen.

Der Waffenstillstand mit England ging zu Ende. Um Geld zu einem Kriege aufzutreiben, berief Johann die Stände des Reiches. Damals wurden zuerst die drei Stände besonders genannt. Die Versammlung kam überein, daß nur diejenigen Beschlüsse Geltung erlangen sollten, welchen die sämmtlichen drei Stände ihre Zustimmung ertheilt hätten. Die Mittel wurden bewilligt zum Unterhalte eines Heeres von dreißigtausend Reitern, welches nach der damaligen Gewohnheit mehr, als neunzigtausend Streiter zählte, da auf jeden Reiter wenigstens zwei minder gut bewaffnete Krieger gingen. Zur Bestreitung der Kosten dieses Heeres, welche auf fünfzigtausend französische Pfund des Tages berechnet waren, wurde eine Steuer auf das Salz und eine Abgabe von acht Hellern auf das Pfund bei dem Verkaufe aller beweglichen Güter gelegt. Der König, die Königin, alle Prinzen, Adel und Geistlichkeit unterwarfen sich dieser Steuer. Die Stände ernannten selbst die Beamten, welche sie erhoben, und trafen solche Maßregeln, daß die einkommenden Gelder dem Kriege nicht entzogen werden konnten. Sie ergriffen die Gelegenheit, manche Mißbräuche abzuschaffen. Bald stellte sich übrigens heraus, daß die bewilligten Steuern die Kosten des Heeres nicht deckten. Es wurde daher eine weitere Abgabe von vier vom hundert auf die Einnahme von mehr als hundert Pfund, von vierzig Sous unter hundert Pfund und zwanzig Sous unter vierzig Pfund gelegt.

Doch Frankreich's gefährlichster Feind war nicht der König von England, sondern sein eigener Monarch Johann II., dessen unausgesetzte Schwankungen zwischen Grausamkeit und Schwäche die Großen des Reiches zum Verrathe oder doch zum Ungehorsam trieb. Die Straflosigkeit, mit welcher Karl der Böse von Navarra, des Königs Schwiegersohn und Verwandter, ein Verbrechen nach dem andern begangen hatte, machte ihn immer kecker. Er hielt Hof zu Evreux, umgarnte den ältesten Sohn des Königs Johann, der als Herzog von der Normandie zu Rouen wohnte und suchte sich unter dem Adel Frankreich's eine Partei zu bilden. Karl der Böse war für die Ruhe des Landes um so gefährlicher, da er behauptete ein besseres Recht, als Johann II., auf den französischen Thron zu haben. Unstreitig war sein Anspruch gegründeter, als derjenige des Königs von England, denn er war durch seine Mutter Johanna der Enkel, während Eduard III., durch Isabella, nur der Neffe Ludwig's X. war.

Johann II. hätte gleich anfangs dem Könige von Navarra mit doppelter Entschiedenheit entgegen treten, er hätte ihn vor Gericht ziehen und strenge bestrafen sollen. Statt dessen überfiel er eines Tages Karl den Bösen, als dieser in Rouen bei dem Dauphin zu Tische saß, ließ ohne Urtheil und Recht vier seiner nächsten Vertrauten, darunter den Grafen von Harcourt, hinrichten, den Hauptschuldigen aber nur verhaften,

ohne ihn vor Gericht zu stellen. Der König setzte sich auf diese Weise wieder in das Licht eines ungerechten Verfolgers, wie gegenüber dem Connetable von Nesle und gab Karl dem Bösen Gelegenheit, sich über erlittene Unbill zu beklagen.

Nie hatte Frankreich nöthiger, alle seine Kräfte zusammen zu halten und einmüthig dem äußern Feinde entgegen zu treten, als damals. Nach Ablauf des Waffenstillstandes war Eduard III. zu Calais und sein Sohn, der Prinz von Wales, zu Bordeaux mit seinem Heere gelandet.

Die Anhänger des Königs Karl's des Bösen von Navarra, welche Johann II. in Rouen nicht gefangen hatte, setzten sich mit den Engländern in Verbindung, erhoben in der Normandie die Fahne der Empörung und beschäftigten längere Zeit hindurch die französischen Streitkräfte. Der schwarze Prinz, so wurde, nach der Farbe seiner Rüstung, der Prinz von Wales genannt, zog von Bordeaux aus, sengend und brennend, durch Languedoc, Limousin, Auvergne und Berry. Seine Truppen zählten nicht mehr, als achttausend Reiter, darunter nur dreitausend Engländer. Ihm zog der König Johann II. mit dem ganzen Heere entgegen, das er durch die reichlichen Bewilligungen der Stände hatte aufbringen können, und umringte ihn, in der Nähe von Maupertuis, zwei Stunden von Poitiers, auf allen Seiten. Der schwarze Prinz erbot sich, alle eroberten Städte und Schlösser und alle seine Gefangenen zurückzugeben, auch sieben Jahre lang nicht gegen Frankreich zu kämpfen. Allein Johann wollte den Prinzen von Wales selbst und hundert seiner obersten Offiziere zu Gefangenen haben. Hätte der französische König sein Ungestüm gezügelt, so wäre der schwarze Prinz in wenigen Tagen, durch Mangel an Lebensmitteln, gezwungen worden, sich zu ergeben. Doch die Siegeszuversicht Johann's war zu groß. Am 17. September 1356 begann er die Schlacht. Den ersten Angriff auf die Engländer machte eine Abtheilung Reiter. Der Weg, den sie nahm, war eng und führte durch Weinberge, die von Hecken eingeschlossen waren. Hinter diesen standen die englischen Schützen, welche mit voller Sicherheit ihr Ziel nehmen konnten. Die erste Abtheilung von sechstausend Reitern gerieth bald in Unordnung, konnte jedoch nicht entkommen, da ihr eine zweite den Rückzug verstopfte. Die erste Schlachtreihe unter dem Befehle des Herzogs von Orleans löste sich bald in wilder Flucht auf. Die zweite Division, welche der Dauphin führte, und bei welcher sich seine zwei jüngeren Brüder befanden, leistete keinen Widerstand, weil die Gouverneure der Prinzen nur daran dachten, diese zu retten, und mit ihnen davon eilten. An der Spitze des dritten Heerhaufens stritten Johann und sein Sohn Philipp tapfer, konnten jedoch die Fehler des Angriffsplans und der Führer der beiden ersten Divisionen nicht wieder gut machen. Der König war an seiner Rüstung kenntlich. Der schwarze Prinz und der englische Feldherr, Jean Chandos, warfen sich auf ihn. Vergebens hieben Johann II. und sein Sohn Philipp, der an seiner Seite kämpfte, verzweiflungsvoll um sich. Sie mußten sich ergeben und wurden als Gefangene in's englische Lager geführt, woselbst sie von dem Prinzen Eduard mit seltener Großmuth behandelt wurden. Der Prinz von Wales hütete sich wohl, die fliehenden Feinde lange zu verfolgen. Er eilte mit seinen Gefangenen nach der Guienne zurück. Die Ueberreste des französischen Heeres wären noch immer mehr als hinreichend gewesen, sein kleines Häuflein aufzureiben, oder wenigstens den König Johann und seinen Sohn ihm wieder abzujagen. Doch daran dachte keiner der französischen Feldherren. Johann II. hatte augenscheinlich nur seine Günstlinge an die Spitze des Heeres gestellt. Diese rückten so schnell als möglich nach Paris, um im Trüben zu fischen. Ein zweijähriger Waffenstillstand, den die Engländer den Franzosen bewilligten, gereichte diesen sehr zum Vortheile. Der Dauphin Karl berief auf den Monat October die Stände des Reiches. Frankreich zerfiel damals in zwei große

Theile: den Süden, genannt Langue d'Oc, weil man dort das Wort oui (ja) oc, und in den Norden Langue d'oil, weil man dort das oui wie oil aussprach. Die Stände des Südens, welche sich zu Toulouse versammelten, bewilligten, nach den Kräften des Landes, Soldaten und Geld, verboten allen unnöthigen Luxus und vertagten sich. Ein ganz anderer Geist belebte die Stände des Nordens, deren Sitz Paris war. Unter ihnen ragte Stephan Marcel, der Vorsteher der Kaufleute, welcher als Präsident des dritten Standes sich schon im vergangenen Monat März ausgezeichnet hatte, besonders hervor. Ihm, als einem Manne von großem Einflusse, schlossen sich Robert le Coq, Bischof von Laon, welcher unter der Geistlichkeit und Johann von Pecquigny, der unter dem Adel besondere Geltung hatte, an. Die Frage war: sollte man sich darauf beschränken, gleich den Ständen des Südens, so rasch als möglich, Mittel zur Vertheidigung des Landes herbeizuschaffen und sich im übrigen nichts um die Lage des Landes bekümmern, oder aber die günstige Gelegenheit zur Einführung nützlicher Reformen ergreifen. Stephan Marcel war der letzteren Ansicht. Die Mißbräuche, welche sich in die französische Verwaltung eingeschlichen hatten, waren riesengroß. Die Charakterlosigkeit des Königs Johann und die Grausamkeit seines Vorgängers hatten gleichmäßig dazu beigetragen. In England hatten sich die Stände des Reiches Bedeutung verschafft. Sollten sie in Frankreich nur Mittel zu Gelderpressungen bleiben? Sollte das Volk nach wie vor nur Abgaben zahlen und Rekruten stellen, ohne allen Antheil an der Staatsverwaltung zu besitzen?

Stephan Marcel verdient gewiß den Beifall jedes frei gesinnten Menschen, weil er die Rechte des dritten Standes, welche bis dahin nur selten und in den Augenblicken bitterer Noth einige Anerkennung gefunden hatten, zur Geltung brachte. Es ist durchaus abgeschmackt, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er dieses zur Zeit that, da der König in feindlicher Gefangenschaft war. So lange es eine Geschichte gibt, hat noch nie ein König anders als durch die Noth gedrängt, einen Theil der in seinem Besitz befindlichen Gewalt aufgegeben. Wenn das Volk und seine Führer die Augenblicke der Bedrängniß der Könige nicht nützen dürften, müßten sie den Kampf für die Freiheit aufgeben. Frankreich hatte zwei Jahre Zeit, sich zum Kriege mit England zu rüsten oder Frieden zu schließen. Die Bewilligung von Geldern und Rekruten war daher nicht so dringend, daß das Vaterland durch einen kleinen Aufschub gefährdet worden wäre.

Stephan Marcel setzte den Beschluß durch, daß zweiundzwanzig Beamte abgesetzt und gegen mehrere derselben Untersuchung wegen begangener Betrügereien eingeleitet werden, und daß achtundzwanzig Mitglieder der Stände den Rath des Prinzen bilden sollten. Der Dauphin, welcher diesen Beschluß nicht genehmigen wollte und sich scheute, seine Zustimmung zu verweigern, vertagte die Versammlung und löste sie nachher auf. Marcel stieg in Folge dieser Gewaltmaßregel in der Achtung seiner Mitbürger, welche mehr und mehr die Nothwendigkeit erkannten, der königlichen Macht Schranken zu setzen. Sein Einfluß auf die Pariser vermehrte sich namentlich während der Zeit, da der Dauphin nach Metz reiste, angeblich um sich mit seinem Oheim, dem Kaiser Karl IV. zu berathen, in der That aber, um Maßregeln gegen die ersten Keime der Volksbewegung in Frankreich zu ergreifen. Vor seiner Abreise hatte der Dauphin eine Umschmelzung der Münze angeordnet, in der Hoffnung, durch diesen abgenützten Kunstgriff den Ausfall in den Finanzen des Reiches zu decken und die Stände entbehrlich zu machen. Als das neue, verschlechterte Geld ausgegeben wurde, entstand allgemeine Unzufriedenheit. Der Stadtrath von Paris verbot die Annahme desselben und der Prinz Ludwig, der zweite Sohn Johann's, der in Abwesenheit Karl's dessen Stelle vertrat, wurde gezwungen, diese Verfügung gut zu heißen. Nach der Rückkehr des Dauphin's stand das Volk auf und jagte ihm und seinen Räthen

einen solchen Schrecken ein, daß die neue Münze unterdrückt und die verhaßten Beamten abgesetzt wurden. Der Dauphin wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er von neuem die Stände zusammentreten ließ (1357). Die Partei des Volkes erkannte mit richtigem Blick, daß sie nur insofern etwas durchsetzen könne, als ihr Soldaten und Geld zu Gebote standen. Ein kleines Heer erhielt sie dadurch, daß jeder Abgeordnete ermächtigt wurde, zu seiner persönlichen Sicherheit vier bewaffnete Männer zu halten. Hieraus entstand eine Macht von beiläufig viertausend Mann, deren Befehlshaber von der Volkspartei erwählt wurden und welche ihr einen gewissen Stützpunkt bot. Geld verschafften sich die Anhänger Marcel's, indem sie bewirkten, daß die Erhebung und Verwaltung der zur Befreiung des Königs ausgeschriebenen Abgaben Männern ihrer Partei anvertraut wurden. Sie behielten dadurch das Heft in Händen. Als später der König Johann durch ein Schreiben aus Bordeaux verbot, eine Abgabe zu seiner Befreiung zu erheben, hatte Marcel den Muth, zu erklären: „Da er erfahren habe, der Dauphin versammele Truppen, um mit deren Hülfe sich der Güter und des Lebens der Pariser Bürger zu bemächtigen, so diene ihm das erhobene Geld trefflich, um sich diesen gefährlichen Entwürfen zu widersetzen." Die Pariser erkannten die Richtigkeit der von Marcel ausgesprochenen Ansichten, zahlten die Abgabe, ungeachtet des königlichen Verbotes, fort, reihten sich in den Kriegsdienst ein, befestigten die Stadt gegen Angriffe von Außen und sicherten die Straßen und öffentlichen Plätze durch Ketten, welche sie zogen. Der Eifer der Pariser war so groß, daß sie selbst die Häuser der Vorstädte niederrissen, deren Platz zur Anlegung von Festungswerken nothwendig war. Zehn Jahre früher, als die Engländer zu Poissy lagerten, hätte eine ähnliche Maßregel, welche von ihrem Könige ausging, fast einen Volksaufstand herbeigeführt. In der Ständeversammlung hatte der dritte Stand, gestützt auf die Stimmung der Pariser und die treffliche Organisation, welche Stephan Marcel der Volkspartei gab, das entschiedenste Uebergewicht. Der Dauphin, welcher wie früher weder den Kampf mit dem Volke aufnehmen, noch die Forderungen desselben erfüllen wollte, entfernte sich wieder aus Paris. Diese Probe bestanden die an das Königthum, dessen Luxus und dessen Schimmer gewöhnten Pariser nicht. Sie gaben dem Dauphin die besten Worte und baten, er möge in die Hauptstadt zurückkehren. Er kam und rief die Stände auf den Monat November zusammen. Um diese Zeit befreite sich der König von Navarra, Karl der Böse, aus dem Gefängnisse, in welchem er seit zwanzig Monaten gehalten worden war und setzte sich mit der Volkspartei zu Paris, und namentlich Marcel, in Verbindung. Durch diesen ränkevollen und herrschsüchtigen Prinzen wurde die Sache des Volkes, welche bis dahin ruhig und sicher vorangeschritten war, in ein falsches Geleise gebracht. Karl der Böse regte die schon wogenden Leidenschaften der Pariser noch mehr auf, nicht, um sie in den Kampf gegen herrschende Mißbräuche zu führen, nicht, um mit deren Hülfe verfassungsmäßige Rechte zu erringen, sondern lediglich, um eine Rolle zu spielen, wo möglich den König Johann und seine Nachkommen zu verdrängen und sich selbst auf den Thron zu schwingen.

Marcel, in der Mitte zwischen einem wankelmüthigen Volke und dem Hasse des Dauphin's, glaubte, an dem Könige von Navarra eine Stütze gegen die unumschränkte Gewalt des Königthums zu finden. Er schloß sich ihm um so leichter an, als Pecquigny, welcher mit Karl dem Bösen in den innigsten Beziehungen stand, eifrig bemüht war, ihn zu dessen Gunsten zu stimmen. Das Bürgerthum war damals noch zu schwach, als daß es hoffen konnte, durch eigene Kraft ganz allein den Sieg zu gewinnen. Paris stand überdies in dem Jahre 1358 nicht in derselben innigen Verbindung mit den übrigen Städten Frankreich's, als im Jahre 1792. Auch war das Uebergewicht der Volkspartei nicht so entschieden, als vier und ein halbes Jahrhundert später. Bei einem zweiten Auf-

stande der Pariser wurden die beiden Marschälle von der Champagne und von der Normandie, Johann von Conflans und Robert von Clermont, im Angesichte des Dauphin's niedergehauen. Von neuem floh dieser aus Paris, noch einmal kehrte er zurück und wiederum entfernte er sich, diesesmal aber entschlossen, den Bürgern von Paris mit Waffengewalt die Freiheitsbestrebungen aus dem Kopfe zu treiben. Er umgab die Hauptstadt mit seinen Truppen und schnitt ihr die Lebensmittel ab. In diesem entscheidenden Augenblicke wurde Marcel von Simon Maillard, einem seiner Verwandten, ohne Zweifel auf Anstiften des Dauphin's, ermordet. Ohne einen solchen Rückhalt hätte Maillard es schwerlich gewagt, dieses Verbrechen zu begehen. Drei Tage darauf hielt der Regent seinen feierlichen Einzug in Paris. Mit Marcel verlor der dritte Stand seinen Kopf und seine rechte Hand. Mit ihm gingen die Hoffnungen der Männer der Freiheit unter. Doch blieb er Jahrhunderte hindurch ein unerreichtes Muster revolutionärer Umsicht und Thatkraft. Er war unstreitig das Vorbild vieler der regsten Beförderer der französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts. Fast ein halbes Jahrtausend verging, bevor Frankreich Männer hervorbrachte, die sich mit Stephan Marcel vergleichen lassen. Im vierzehnten Jahrhundert stand er zu vereinzelt, als daß er siegreich aus dem Kampfe mit dem Königthume hervorgehen konnte. Allein die Volks-Bewegung, welche er anregte und leitete, bekundete ihre mächtigste Wirkung zur Zeit Ludwig's XVI. Bis auf unsere Tage haben die praktischen Revolutionäre von Marcel viel zu lernen. Hätte er Männer an der Seite gehabt, welche das begonnene Werk nach seinem Tode fortsetzen konnten, so wäre damals schon die Macht des Königthums, des Adels und der Geistlichkeit gebrochen worden und der Entwickelungsgang des französischen Volkes hätte eine andere Richtung genommen. Doch er stand allein, ein Riese unter den Zwergen seiner Zeit! Das strahlende Licht, welches er um sich verbreitete, zeigt uns am deutlichsten die finstere Nacht jenes traurigen Jahrhunderts.

Uebrigens beschränkte sich die von Marcel getragene Bewegung nicht auf Paris und nicht auf den Bürgerstand. Alle Städte im Norden der Loire, namentlich Laon, Rouen und Amiens gingen mit inniger Begeisterung auf dieselbe ein. Sie gründeten Volksgesellschaften nach dem Muster von Paris und trugen, gleich den Bürgern der Hauptstadt, die Farben der Volkspartei: roth und blau, auf weißem Grunde. Auch die Bauern, der gedrückteste Stand in Frankreich, wurden durch die Pariser Vorgänge aus ihrem langen Schlummer aufgerüttelt. Es war in einem Dorfe, nahe bei Beauvais, wo sie sich nach dem Abendgottesdienste auf dem Kirchhofe über die unglücklichen Zeiten und namentlich die Gefangenschaft des Königs besprachen. „Die großen Herren," rief einer der Landleute aus, „die Adeligen, die Ritter tragen die Schuld. Sie hätten ihn bis zum Tode vertheidigen sollen und ließen ihn gefangen nehmen. Und was thun sie, um ihn zu befreien? wozu sind sie gut? die armen Bauern zu quälen, ihre Unterthanen mit Frohnden zu erdrücken, sie zu Grunde zu richten, ihre Frauen und Töchter zu schänden. Warum sollten wir länger diese Schandthaten dulden? Zu den Waffen! Wir sind zahlreicher, als sie. Tod und Vernichtung dem verfluchten Geschlechte!"

Das kleine Häuflein begann den Kampf damit, daß es das nächstgelegene Schloß stürmte. Der Edelmann fällt sammt Weib und Kindern als Opfer der Volkswuth, sein Haus sinkt in Asche. Mit furchtbarer Schnelligkeit verbreitet sich der Aufstand über die ganze Picardie, die Champagne und Isle de France. Bald wuchs die Schaar auf hunderttausend an. Mehr als hundert Edelsitze wurden in kurzer Zeit zerstört und ihre Bewohner getödtet. Doch die grimmigen Bauern verstanden es nur, zu zerstören, nicht aufzubauen. Jede Revolution ist verloren, welche keine schöpferische Kraft in sich trägt, welche

nicht im Sturme der Leidenschaften, den Idealen, nach denen sie strebt, Gestalt und Leben giebt. Das höhere Prinzip besiegt das niedere. Wo aber Grimm gegen Grimm und Wuth gegen Wuth kämpfen, giebt die Ordnung früher oder später den Ausschlag. Diese fehlte den armen Bauern gänzlich. Zwar trugen auch sie blau und roth auf weißem Grunde, aber kein Marcel stand an ihrer Spitze! Nicht mit Unrecht wurde die ganze Bauernbewegung durch den Namen Jakob, der Tölpel (Jaques bonhomme), bezeichnet. In Meaux hatte der Dauphine, als er Paris belagerte, sein Hauptquartier aufgeschlagen. Von hier aus hatte er den Adel Frankreich's und der Nachbarländer zum Kampfe gegen das Volk aufgeboten. Die Pariser, welche in den Bauern mächtige Verbündete bei ihrem Kampfe mit den bevorzugten Ständen sahen, sandten ihnen fünfhundert Reiter und tausend Fußgänger zu Hülfe, allein nicht, was ihnen am meisten noth that, ein Haupt, einen Feldherrn in der Schlacht und einen Staatsmann im Rathe. Mit Freuden öffnete die Stadt Meaux den Bauern ihre Thore. Doch als diese ohne Ordnung und führerlos gegen das auf einer Anhöhe liegende Schloß anrückten, stürmten in geschlossenen Reihen die Ritter aus demselben hervor, an ihrer Spitze Johann von Grailly, Graf von Buch und der Graf von Foix und ritten die losen Haufen der Landleute nieder. Zu Tausenden wurden sie, gleich wilden Thieren, abgeschlachtet oder in den Fluß gesprengt. Durch diesen Erfolg ermuthigt, machte der Regent selbst Jagd auf die Bauern und erlegte auf einem einzigen Rachezug deren zwanzigtausend! Eifrig folgte der ganze Adel dem gegebenen fürstlichen Beispiele. Der König Karl der Böse von Navarra lockte, unter dem Scheine freundschaftlicher Verbindung, die Führer mehrerer Haufen in sein Lager bei St. Denis, ließ sie niederhauen, überfiel die arglosen Bauern und mordete mehr, als dreitausend derselben. Der Schrecken, welcher dadurch verbreitet wurde, ging von dem Lande auch in die Städte über und brach namentlich der Volkspartei in Paris die Kraft. Ueber die Leichen der ermordeten Landleute hielt der Regent seinen Einzug in die Hauptstadt.

Die Bewegung des Volkes, welche, so lange Marcel lebte, ein bestimmtes Ziel gehabt hatte, ging nach dessen Tode bald wieder in die alte Schlaffheit über. Die arbeitende Klasse seufzte unter dem Joche, das ihr schwerer, als zuvor, auf den Nacken gebunden wurde, der Adel überließ sich, trotz dem allgemein herrschenden Elende, seinen gewohnten Vergnügungen und der Jagd auf die Güter des Volkes. Der König von Navarra, dessen Credit am Hofe durch seine an den Bauern verübten Schandthaten gestiegen war, setzte frecher, als zuvor, seine Ränke und Gewaltthaten fort.

Eduard III. hielt seinen Nebenbuhler Johann mit eiserner, wenn auch mit Sammet überzogener Faust. Er bedachte nicht, daß die Gunst des Schicksals, welche ihm den König von Frankreich gegeben, sich von ihm abwenden könne, und machte durch die Unverschämtheit seiner Ansprüche den Frieden unmöglich. Nach Ablauf des geschlossenen Waffenstillstandes brach der Krieg von Neuem aus. Verwüstungen bezeichneten seinen Lauf, doch weder Heldenthaten, noch Siege. Der Regent vermied jede Feldschlacht und Eduard III. gelang es nicht, auch nur eine Stadt von Bedeutung zu erobern. Den ganzen Winter des Jahres 1359 und einen Theil des Frühjahrs 1360 brachte das englische Heer ringsum Paris zu. Um nicht die Zahl der Feinde zu mehren, söhnte sich der Regent mit seinem Schwager, dem Könige von Navarra, aus, welcher diese Gelegenheit ergriff, ihm Arsenik beizubringen. Haare und Nägel fielen ihm aus, die Gabe war nicht stark genug, plötzlich zu tödten, doch siechte der Dauphin seit dieser Zeit und starb nach Jahren an den Folgen dieser Vergiftung.

Am 8. Mai kam endlich der Frieden zwischen Frankreich und England in Bretigny, einem Flecken bei Chartres, zu Stande. Der König Johann trat an Eduard III. Poitou,

Saintonge, Agenois, Perigord, Quercy, Limousin, Angoumois, Rouergue, Bigorre, Calais, das Land Oye, die Grafschaft Guines und einige andere kleinere Striche ab. Eduard und sein Sohn verzichteten auf die französische Krone. Als Lösegeld für den König Johann II. wurden drei Millionen Gold-Thaler (etwa anderthalb Millionen Pfund Sterling) versprochen. Der König von England gab seinen Bund mit den Herzogen von Bretagne und von Flandern, der König von Frankreich den seinigen mit Schottland auf. Der Streit zwischen Karl von Blois und Johann von Montfort in Betreff der Bretagne sollte friedlich erledigt werden, wo nicht, ihren eigenen Streitkräften überlassen bleiben. Schließlich versprachen die Könige von Frankreich und England Verzicht auf die von ihnen gegenseitig abzutretenden Länder und Rechte zu leisten, sobald man sich über die Formen desselben verständigt haben würde. Der König von Frankreich wurde, nach Abzahlung von sechsmalhunderttausend Thalern, in Freiheit gesetzt, allein da sich Johann, so lange er noch in Gefangenschaft war, über die Form der Verzichtleistungen mit Eduard nicht einigen konnte, war dieses später noch viel weniger möglich. König Johann II., welcher sein ganzes Leben ein Egoist gewesen war und nicht Lust hatte, nach vierjähriger Gefangenschaft wieder in seinen Kerker zurückzukehren, gab sich alle erdenkliche Mühe, den Ueberrest des Lösegeldes aufzutreiben. Den Juden, welche von den früheren Königen abwechselungsweise zum Lande hinausgetrieben und wieder eingelassen worden waren, um in beiden Fällen Geld von ihnen zu erpressen, wurde für eine hohe Summe die Rückkehr gestattet. Auch verkaufte der französische König seine jüngste Tochter, Isabelle, um sechsmalhunderttausend Thaler an Galeazzo Visconti von Mailand. Doch alle diese Nothbehelfe reichten nicht aus, die nach damaligen Begriffen unermeßliche Summe des Lösegeldes voll zu machen. Das Volk konnte sich kaum des Friedens freuen. Tausende von Söldnern, deren beide Könige nicht mehr bedurften und die von ihnen entlassen wurden, durchzogen brandschatzend Frankreich von einem Ende zum andern. Sie schlugen den Connetable von Frankreich, Jakob von Bourbon, den der König gegen sie geschickt hatte, bei Brignais, unweit Lyon, auf das Haupt (1361). Eine Schaar derselben wurde zwar von dem Grafen von Montferrat, jenseits der Alpen, in Dienste genommen, eine andere nahm Theil an dem fortdauernden Kampfe in der Bretagne. Allein es blieben im Lande noch Banden genug, um dessen Bewohner zur Verzweiflung zu bringen. Das Schicksal warf dem Könige Johann II. das schöne Burgund in den Schooß, welches nach dem Tode Philipp's von Rouvre an die französische Krone zurückfiel. Allein er wußte dessen Gunst nicht zum Vortheile Frankreich's zu benützen. Vielmehr schenkte er das blühende Land seinem jüngsten und Lieblingssohne, Philipp, der an seiner Seite bei Poitiers verwundet und mit ihm gefangen genommen worden war. Sein zweiter Sohn, Ludwig, Herzog von Anjou, von welchem das zweite Haus der Könige von Neapel dieses Namens abstammte, besaß das Herzogthum Anjou; sein dritter, das Herzogthum Berry. Der Herzog von Anjou, welcher mit vielen anderen Fürsten, Grafen und Herren bei der Freilassung Johann's dem Könige von England als Geisel übergeben worden war, ertrug die Gefangenschaft mit Ungeduld. Er entfloh aus Calais und weigerte sich, wieder dahin zurückzukehren. Der König besaß die Macht, ihn mit Gewalt nach Calais zu schicken. Er machte aber keinen Gebrauch davon, vielmehr reiste er selbst nach England. Edelmüthige Beweggründe konnten ihn unmöglich geleitet haben, denn solche hatte Johann II. im Laufe seines ganzen Lebens niemals kund gethan. Es war ein Verrath an Frankreich, welches einen bedeutenden Theil seines Lösegeldes schon bezahlt hatte und den Ueberrest noch aufbringen sollte, daß er ihm zu den Lasten des Loskaufs den Schimpf der Gefangenschaft seines Königs aus freien Stücken hinzufügte. Johann, der die unwürdigsten, von dem Parlamente wiederholt ver-

worfenen Bedingungen angenommen hatte, um seine Freiheit zu erkaufen, bewies, indem er nach England zurückkehrte, einen Grad des Wankelmuthes und der Abgeschmacktheit, welcher sich kaum anders, als durch die Annahme eines Liebesverhältnisses erklären läßt. Sein Alter von vierundfünfzig Jahren schließt dieselbe eben so wenig aus, als das Alter der Gräfin von Salisbury, welche gleichfalls über die Jahre der Jugend hinaus war; denn Alter schützt vor Thorheit nicht, und nur die Liebe konnte den König Johann so blind machen, daß er freiwillig in die Höhle Polyphem's zurückkehrte. Allerdings schlug die Sache zum Vortheile Frankreich's aus, weil der König, dessen Freiheit für Frankreich keine drei Millionen Thaler werth war, dort starb (1364); allein Johann II. hatte dieses Ende gewiß nicht vorausgesehen.

§ 53. Karl V. und Karl VI. (1364—1380—1422).

Der Dauphin Karl hatte unter den schwierigsten Verhältnissen das Steuerruder des französischen Staates geführt. Er hatte dem Stande der Bauern und den Bürgern eben so viel Haß und Rache, als dem Adel, namentlich dem Könige von Navarra, Nachsicht und Gunst bekundet. Zum Danke dafür hatte dieser ihm Gift gemischt, das nicht wieder aus seinem Körper wich, bevor es ihm den Tod gab. Die gewaltsame Unterdrückung der beiden zahlreichsten Stände des Volkes impfte denselben einen Krankheitsstoff ein, der, wenn auch erst nach Jahrhunderten, die großartigste Volksbewegung der neueren Zeit hervorrief. Wir können weder in der Unterdrückung der großen Masse des Volkes, noch in der Begünstigung eines der verruchtesten Menschen aller Zeiten große Weisheit erkennen. Dessenungeachtet wird Karl V. von vielen Geschichtschreibern als ein Musterbild menschlicher Vollkommenheit auf dem Throne dargestellt und mit dem Beinamen des „Weisen" beehrt. Da sie ihn loben wollten, konnten sie ihm allerdings keinen kriegerischen Beinamen geben und seine Siege auf dem Felde der Schlacht nicht preisen. Denn ungeachtet ganz Frankreich, so lange er in männlichem Alter stand, fast unausgesetzt Kriege führte, hat er sich doch durch keine andere Waffenthat als diejenige ausgezeichnet, welche zwanzigtausend auf der Flucht begriffenen französischen Bauern das Leben kostete. Welche Weisheit, zwanzig tausend Bauern ermorden, zur Zeit, da es dem Landbau mehr, als jemals an kräftigen Armen fehlte! Doch in den Augen der Feinde der Freiheit gereicht einem Fürsten alles zum Lobe, was deren Freunde am bittersten tadeln! Karl V. von Valois war schlau, aber doch nicht so sehr, als sein Schwager, Karl der Böse von Navarra, der ihn häufig überlistete, namentlich auch, als dieser ihm das Gift beibrachte. Seine Schlauheit war aber der Tücke nahe verwandt. Die Vortheile, die er über Bürger und Bauern davontrug, waren von ähnlicher Beschaffenheit, als diejenigen, welche er im Kampfe mit den Engländern errang. Allein, abgesehen von den augenblicklichen Wunden, welche Frankreich bei dieser Gelegenheit geschlagen wurden, waren die Nachwehen, welche sie zur Folge hatten, furchtbar. Die Niederlage, welche Karl V. den Bürgern und den Bauern beibrachte, hemmte auf Jahrhunderte hinaus deren naturgemäße Entwickelung, bis die Revolution des achtzehnten Jahrhunderts ihr wieder Bahn brach und die Verluste, welche er den Engländern zuzog, rächten diese zehnfach durch zahlreiche Siege, die sie später über die Franzosen gewannen. Wenn Karl V. weise gewesen wäre, hätte er nicht blos für die kurze Spanne Zeit seines Lebens gesorgt, er hätte weiter geblickt, den Bürgern und Bauern nicht feindlich und grausam widerstrebt, den Haß der Engländer gegen Frankreich nicht genährt und deren Groll nicht entzündet.

Der Vertrag von Bretigny war niemals vollendet worden. Die streitenden Theile

konnten sich nicht über einen wesentlichen Theil der Friedensbestimmungen, die Form der zu leistenden Verzichte einigen. Hätte Karl V. eine Reihe von Jahren friedlich verstreichen lassen, so wäre dieser Stein des Anstoßes, nachdem sich die Leidenschaften gelegt, ohne Zweifel leicht beseitigt worden. Die Könige von England hätten dann allerdings Calais, die Guienne und einige andere Provinzen Frankreich's behalten; allein die vorübergehenden Siege Karl's V. entrissen ihnen dieselben doch nur auf wenige Jahre. Hätte er dem französischen Volke Zeit gelassen, neue Kräfte zu sammeln, so hätte es mit geringer Mühe und ohne Ströme Blutes zu vergießen die ungerechten Ansprüche der englischen Könige auf Frankreich abweisen können.

Nach dem Vertrage von Bretigny hätten die Könige von Frankreich und von England beide alle Einmischung in den Kampf zwischen den Häusern Montfort und Blois unterlassen sollen. Doch weder der Eine, noch der Andere hielt Wort. Johann von Montfort, zum Manne herangereift, war bereit, in die Theilung des Herzogthums zu willigen, um des Friedens willen; auch der Graf Karl von Blois war dazu geneigt. Doch Johanna, die Hinkende, stemmte sich mit aller Macht dagegen. Der Graf von Blois ließ sich von ihr bereden und büßte seine Schwäche mit dem Tode, den er bald auf dem Schlachtfelde fand. Nach dreiundzwanzigjährigem Kampfe mußte die Gräfin von Blois endlich doch auf die Bretagne verzichten (1365). Der König Karl der Böse von Navarra setzte unter seinem Schwager, Karl V., wie zuvor unter seinem Schwiegervater, Johann II., sein böses Spiel fort. Bald führte er Krieg mit dem Könige der Franzosen, unterhandelte mit den Engländern und spann Ränke gegen seinen Lehnsherrn und Schwager, bald söhnte er sich mit ihm aus, versicherte ihn seiner Treue und gelobte ihm Gehorsam. Ganz Frankreich litt unter diesen Schwankungen, um so mehr, als der Friede mit den Engländern nicht gesichert und die großen Compagnien herrenloser Söldner noch immer eine furchtbare Geisel des Landes waren. Zwar gelang es den Bemühungen Du Guesclin's, sie zu einem Kriegszuge gegen Peter den Grausamen von Castilien zu bewegen und dadurch aus Frankreich zu entfernen; aber indem Karl V. zu Gunsten Heinrich's von Transtamare in Castilien einschritt, traf er dort feindlich mit den Engländern zusammen, welche Peter den Grausamen wieder eingesetzt hatten. Der Krieg in Castilien erschöpfte die Geldmittel des Prinzen von Wales, welcher die Guienne beherrschte und bestimmte ihn, das Land mit Steuern zu belegen, über welche allgemeine Unzufriedenheit ausbrach. Der Adel von Gascogne, mit welchem Karl V. heimliche Einverständnisse pflog, ergriff diese Gelegenheit, bei ihm, als Oberlehnsherrn, Beschwerde zu führen. Der König nahm sie an und ließ den Prinzen von Wales vor sein Parlament laden (1368), ungeachtet im Frieden zu Bretigny die Guienne und alle übrigen abgetretenen französischen Länder dem Könige von England in voller Souverainetät überlassen worden waren. Hierin lag, nach manchen Zweideutigkeiten, welche sich beide Theile erlaubt hatten, zuerst ein offenbarer Bruch des Friedens. Der Krieg begann von Neuem und wurde von beiden Seiten mit haarsträubender Grausamkeit geführt.

Der Prinz von Wales, der immer wegen seiner Milde und Großmuth gerühmt wird, ließ, als er Limoges einnahm, alle Bewohner dieser Stadt, Männer, Frauen und Kinder niedermachen und Limoges verbrennen. Doch seine Tage waren gezählt. Die Krankheit, welche ihn seit seinem Kriegszuge nach Castilien nie verlassen hatte, wurde immer bedenklicher. Der schwarze Prinz schiffte sich nach England ein, woselbst er bald darauf starb (1376). In ihm verlor Peter der Grausame seine einzige feste Stütze. Heinrich von Transtamare, der, mit französischer Hülfe, seinen Nebenbuhler verjagt hatte, wurde ein mächtiger Verbündeter der Franzosen in ihrem Kampfe gegen die Engländer. Namentlich

trugen die castilianischen Flotten, welche mit den französischen vereinigt kämpften, viel zu den Siegen bei, in deren Folge die Engländer nach und nach alle ihre Besitzungen in Frankreich, außer Calais, Bayonne und Bordeaux, verloren. Von 1374 ruhten zwar die Waffen fast drei Jahre lang. Allein dann entbrannte der Kampf wieder. Karl erlebte dessen Ende nicht mehr. Die offene Wunde, durch welche die von dem Gifte Karl's des Bösen von Navarra erzeugten Säfte ausgeschieden wurden, vertrocknete. Karl V. erkannte, daß er nicht länger leben könne. Den Großen des Reiches, welche um sein Sterbebette standen, gab er mancherlei Rathschläge und sprach namentlich den Wunsch aus, sie möchten seinem Sohne eine deutsche Fürstentochter zur Gattin geben. Dieser ging in Erfüllung. Isabella von Baiern wurde seines Sohnes Gemahlin und Frankreich's furchtbarste Geißel. Fürwahr, es lag wenig Weisheit darin, einem Kinde von zwölf Jahren, ohne Rücksicht auf dessen Herzensneigung, und alle unmöglich vorauszusehenden Wechselfälle des Lebens, blos nach dem Maßstabe der Nationalität eine Gattin zu bestimmen!

Karl VI. zählte, beim Tode seines Vaters, erst zwölf Jahre. Die drei Brüder Karl's V.: Ludwig von Anjou, der Stammvater der Herzoge dieses Namens, Johann, Herzog von Berry, und Philipp der Ahnherr des letzten Hauses von Burgund, stritten, mit zügelloser Heftigkeit, um die Gewalt in Frankreich. In Zeiten, da ein kräftiger Herrscher an der Spitze des Staates steht, beugt er gewöhnlich die Herrschsucht und die Habgier der Großen unter sein eisernes Joch und nur seine eigenen, wilden Triebe haben freien Lauf. Unter schwachen Herrschern, wie Karl VI., ist es der Kampf der sich gegenseitig widerstrebenden Fürsten und Herren, welcher das Unglück der Nationen ausmacht. So wechselt in Monarchien nur der Despotismus des Einzelnen mit der durch den Ehrgeiz und den Eigennutz der Großen des Reiches hervorgerufenen Verwirrung ab. Freiheit und Recht ist nur in Republiken möglich, in deren Schooße die Tugend und der Sinn für Ordnung walten.

Mit Mühe wurde, in den ersten Tagen, nach Karl's V. Tode, der Ausbruch blutiger Streitigkeiten unter dessen drei Brüdern verhindert. Der Preis, um welchen der Herzog von Anjou zugab, daß der König, statt unter Vormundschaft zu stehen, bei der Krönung für volljährig erklärt wurde, bestand in dem von Karl V. gesammelten Schatze, worunter allein siebzehn Millionen in Gold waren, in deren Besitz er sich gewaltsam gesetzt hatte. Bei der Krönung nahm der Herzog von Burgund, mit Gewalt, den ersten Platz an der Seite des Königs ein. Das Volk von Paris, dem die Streitigkeiten und Räubereien der königlichen Prinzen nicht verborgen blieben, erhob sich wiederholt in blutigen Aufständen, welche jedoch immer nur einem oder dem andern Machthaber, zu Förderung seiner eigennützigen Zwecke dienten. Kein Marcel stand mehr an der Spitze der Bürgerschaft! Das Volk machte, den Umständen nach, die Wagschaale des Herzogs von Burgund, oder eines seiner Gegner sinken oder fallen. Es gewann niemals bei dem Wechsel der Personen, denn unter allen Fürsten, welche, zur Zeit Karl's VI., Gewalt und Einfluß besaßen, war nicht einer, welchem das Wohl des Volkes am Herzen lag. Der Herzog von Anjou, der von der Königin Johanna I. von Neapel zu ihrem Nachfolger erklärt worden war, dachte nur daran, sich die Mittel zu Eroberung dieses Königreiches zu verschaffen. Frankreich sollte sie ihm liefern. Der Herzog von Burgund, obgleich er in seinem eigenen Reiche hinreichende Beschäftigung gefunden hatte, wenn er nicht von maßloser Herrschsucht getrieben worden wäre, wollte seine Gewalt über ganz Frankreich ausdehnen. Der Herzog von Berry besaß weniger Herrschsucht und Ehrgeiz, als seine Brüder, er wälzte sich aber in dem Schlamme der Ausschweifungen und drückte seine Untergebenen mehr, selbst als seine Brüder, um die für seine Lüste erforderlichen Geldmittel zu erpressen. Der einzige Prinz des königlichen Hauses, welcher

nicht ganz dem Laster verfallen, war der Herzog von Bourbon, Oheim des Königs Karl VI. von mütterlicher Seite. Dieser konnte aber niemals einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes gewinnen.

In den ersten Jahren der Regierung Karl's VI. besaß der Herzog Ludwig von Anjou das Uebergewicht am Hofe. Der Herzog von Burgund war in Flandern, das sich gegen seinen Schwiegervater, den Grafen Louis de Male, aufgelehnt hatte, beschäftigt. Es gelang ihm (1382), den König zu bestimmen, in Person ein Heer nach Flandern zu führen, welches die Flamänder zwar bei Rosbec in der Nähe von Courtrai schlug, ohne jedoch den Aufstand gänzlich zu unterdrücken. Die Pariser standen in Verbindung mit den Bürgern von Gent, allein es fehlte den Franzosen, wie den Flanderern an Einsicht, Entschlossenheit und Ernst. Die Pariser wurden zu Paaren getrieben, als der König, an der Spitze seines siegreichen Heeres (1383) in die Hauptstadt zurückkehrte. Die üblichen Hinrichtungen jagten der Bürgerschaft einen solchen Schrecken ein, daß sie sich nicht blos die Abgaben, wegen deren sie hauptsächlich aufgestanden war, sondern auch die harten Geldstrafen, welche von vielen der Theilnahme an den Volksbewegungen Verdächtigen erhoben wurden, geduldig gefallen ließ. Der König schaffte die Stelle eines Vorstehers der Kaufleute und die ganze, bisher ziemlich unabhängige, Verwaltung der Stadt ab und ernannte, aus eigener Machtvollkommenheit, einen Vorsteher der Stadt (Prévot). Auf ähnliche Weise wurden Volkserhebungen zu Rouen und in den Städten von Languedoc, von Auvergne und von Poitou erdrückt.

Der Krieg mit England wurde sehr schlaff geführt, da beide Länder gleichmäßig an inneren Zerrüttungen litten. Diesseits und jenseits des Canals waren die Könige Knaben, welche unter dem Einflusse ihrer Oheime standen. Wie in Frankreich der Herzog von Anjou, so trachtete in England der Herzog von Lancaster nach einer auswärtigen Krone, und wie der Franzose, so ordnete der Engländer das Wohl des Vaterlandes seinen persönlichen Zwecken unter. Castilien war das Ziel Lancaster's und Neapel dasjenige Anjou's. Im Jahre 1381 machte der Herzog von der Bretagne seinen Frieden mit Frankreich und brachte dadurch das ganze Gewicht seiner Macht, das früher in der englischen Wagschaale gelegen war, in die französische. Die Flanderer hatten vergeblich die Engländer um Hülfe gebeten. So lange das französische Heer in Flandern verweilte, zeigten sie sich nicht. Kurz nach dessen Abzuge machten sie aber eine Landung, plünderten und brandschatzten die flanderischen Provinzen und schifften sich wieder ein, als ihnen die Franzosen entgegenrückten. Um diese Zeit starb der Graf Louis de Male von Flandern und sein Schwiegersohn erbte die Grafschaften Flandern, Artois, Rethel, Nevers und Burgund oder die Freigrafschaft. In Verbindung mit dem Herzogthume Burgund, welches Philipp schon besaß, bildeten sie einen der mächtigsten und reichsten Staaten Europa's.

Mittlerweile scharrte der Herzog von Anjou, wie er nur konnte, Geld zusammen. Er eignete sich die letzten Reste des königlichen Tafelgeschirrs, die ihm früher entgangen waren, ein Geschenk von hunderttausend Franken, das die Pariser dem Könige gemacht hatten und was er sonst erreichen konnte, an. Er zwang viele reiche Pariser ihm Anleihen zu machen. Die königlichen Münzen arbeiteten nur für ihn. Im Monate Mai 1382 ergriff er, als Erbe der Königin Johanna I. von Neapel, Besitz von der Provence und rückte von da, mit einem Heere von sechzigtausend Mann und dreihundert reich beladenen Maulthieren nach Neapel, aus dem er jedoch (1384) mit Schimpf und Schande zurückkehrte.

Als Karl VI. sein sechzehntes Jahr erreicht hatte, suchte ihm sein Oheim eine Gemahlin. Die Wahl fiel auf Isabella, Tochter des Herzogs von Baiern-Ingolstadt und Urenkelin des Kaisers Ludwig IV. Diese Prinzessin kam, unter dem Vorwande einer

Wallfahrt, nach Amiens, wo der König sie sah und von ihrem Anblick dermaßen entzückt wurde, daß er sich sofort, mit Hintansetzung aller sonst üblichen Förmlichkeiten, ihr vermählte. Die kalte Berechnung des Vaters, in Verbindung mit der heißen Sinnlichkeit des Sohnes brachten den Bund zwischen Karl und Isabella zu Stande (1385). Nachdem Karl eine Zeit lang in den Armen seiner jungen Gemahlin geschwelgt hatte, mit welcher er nur durch die Bande der Staatskunst und der Wollust verknüpft war, gedachte er, ein Sieger auf dem blutigen Felde der Schlacht zu werden. Die Flanderer hatten sich von Neuem empört. Ein französisches Heer, welches mit unmenschlicher Grausamkeit gegen sie wüthete, sollte von Flandern aus nach England eingeschifft werden. Mehr als fünfzehnhundert Schiffe wurden im Hafen von Sluis zusammen gezogen. Die Kosten der Flotte allein beliefen sich auf drei Millionen französischer Pfunde. Aus allen Theilen Frankreich's zogen mehr als hunderttausend Mann dahin. Karl VI. glaubte schon ein Seeheld zu sein, nachdem er eine kleine Spazierfahrt auf dem Meere glücklich überstanden hatte. Der Herzog von Berry vereitelte, wahrscheinlich im Einverständniß mit den Engländern, die ganze Unternehmung, indem er die zahlreichen Truppen aus Guienne und aus Berry, so lange zurückhielt, bis die Jahreszeit ungünstig geworden und dem Könige die Lust zum Kriege vergangen war (1386).

Im folgenden Jahre (1387) starb einer der schlechtesten Menschen seiner Zeit, der König Karl der Böse von Navarra. Kurz vor seinem Tode hatte er darnach getrachtet, den König, dessen Bruder, die Herzoge von Berry, Burgund und Bourbon, nebst ihrem ganzen Gefolge zu vergiften. Der von ihm gedungene und wohl unterrichtete Giftmischer war schon auf dem Wege zum königlichen Hofe, als er ergriffen und hingerichtet wurde. Wenn nicht der eigene Sohn den verruchten Anschlag des Vaters verrathen hätte, wäre derselbe, gleich vielen anderen Vergiftungen, deren sich Karl der Böse schuldig gemacht hatte, wahrscheinlich gelungen. Unter drei Königen: Johann II., Karl V. und Karl VI. hatte er die furchtbarsten Verbrechen ungestraft begangen. Den qualvollen Tod, den Karl der Böse nach den Ansichten des Mittelalters hundertmal verdient hatte, zog er sich selbst zu. Um seine durch Ausschweifungen vergeudeten Kräfte zu erneuern, ließ er sich bisweilen in ein mit Weingeist getränktes Tuch einnähen. Der Kammerdiener, welcher dies that, wollte am Lichte den Faden abbrennen. Die Flamme theilte sich dem Tuche mit und versengte den bösen Karl so furchtbar, daß er nach einigen Tagen starb.

Als Karl VI. sein einundzwanzigstes Jahr erreichte (1388), erklärte er in einer Versammlung zu Rheims, daß er die Zügel der Regierung nunmehr selbst ergreifen wolle. Allein es ist leichter, eine derartige Erklärung abzugeben, als ihr gemäß zu handeln. Kein König hat jemals selbst geherrscht, der sich nicht die Mühe gab, die thatsächlichen Verhältnisse seines Reiches mit eigenen Augen zu erforschen, Urtheilskraft besaß, sie richtig zu würdigen und Entschlossenheit, im Kampfe mit widerstrebenden Leidenschaften seine persönliche Ansicht geltend zu machen. Karl VI. konnte sein ganzes Leben lang nicht den Dunstkreis entfernen, den seine Verwandten um ihn zogen. Sein Blick war nicht scharf und seine Geisteskraft zu allen Zeiten schwach. Er war nur ein Werkzeug, mit dessen Hülfe seine Verwandten ihre selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen suchten und die Handlungen, welche er vollständig sich selbst zuschrieb, waren durchgängig nur die Folgen der von seinen Höflingen hervorgerufenen Stimmungen. Er vermeinte, selbständig zu handeln, als er den Rathgeber des Herzogs von Berry, Betisac, auf sein Geständniß, er glaube nicht an die Dreieinigkeit, noch an die Fleischwerdung des Wortes, weder an Paradies, noch Hölle, hinrichten ließ, und doch fiel Betisac nur als Opfer der gegen ihn gesponnenen Ränke seiner Feinde. Betisac hatte das Volk von Berry schwer gedrückt, allein er hatte nur die Befehle seines

Herrn, des Herzogs, vollzogen. Der König, welcher sich den Anschein der Volksthümlichkeit geben wollte, ließ ihn in Untersuchung ziehen. Der Gerichtshof hatte ihn schon freigesprochen, als seine Feinde ihm den Untergang bereiteten. Diese, welche wußten, daß er freigesprochen worden sei, machten ihn glauben, er werde am folgenden Tage hingerichtet werden und könne sich nur dadurch retten, daß das geistliche Gericht seine Auslieferung verlange, durch welches der Herzog von Berry seine Freisprechung bewirken werde. Zu diesem Zwecke machte Betisac die Geständnisse, in deren Folge der König ihn hinrichten ließ (1389). Der Gehülfe der Erpressungen des Herzogs von Berry hatte als solcher die strengste Strafe verdient. Da der Oheim des Königs ihn aber in seinen persönlichen Schutz nahm, wäre er ohne die Falle, welche gleichmäßig dem obersten Richter und dem Angeschuldigten gestellt wurde, nimmermehr verurtheilt worden.

Nachdem die Herzoge von Anjou, von Berry und von Burgund aufgehört hatten, die Angelegenheiten Frankreich's im Namen des Königs zu leiten, bemächtigte sich der Connetable Clisson der höchsten Gewalt. Dieser war von alten Zeiten her ein bitterer Feind des Herzogs von Bretagne. Mit Mühe verhinderten die Herzoge von Berry und von Burgund, daß nicht schon (1391) ein Rachekrieg gegen die Bretagne geführt wurde. Zwei Jahre später brachte Clisson den König aber dazu, persönlich gegen den Herzog von Bretagne zu Felde zu ziehen, ungeachtet Karl VI. damals schon an Körper und Geist außerordentlich schwach geworden war. Als der König durch den Wald von Mans ritt, sprang plötzlich ein Mann im Hemde auf ihn zu, ergriff die Zügel seines Pferdes und rief mit rauher Stimme: „König, reite nicht weiter, kehre um, Du bist verrathen!" Ohne Zweifel war dieser Mensch von den Freunden des Herzogs von Bretagne angestiftet worden, Karl VI. zu erschrecken, wenigstens läßt es sich sonst kaum erklären, daß der Mann im Hemde weder im Augenblicke der That, noch später verfolgt wurde. Der König verfiel unmittelbar darauf in vollständigen Wahnsinn, von dem er niemals ganz wiederhergestellt wurde. Die Erscheinung des Waldes regte in ihm eine krankhafte Furcht vor Verräthern an. Er zog, kaum aus dem Walde in die Ebene gekommen, sein Schwert und rief: „Vorwärts, vorwärts auf die Verräther!" Mit diesen Worten hieb und stach er um sich und tödtete vier Menschen, bevor man ihn entwaffnen konnte. Der Feldzug endigte. Die Kriegslist war gelungen, wohl mehr, als die verkappten Anstifter derselben geahnt haben mochten.

Von dieser Zeit an wiederholten sich die Anfälle des Königs in solchem Maße, daß nie auf seine geistige Gesundheit zu rechnen war. Durch eine milde, kunstgerechte Behandlung hätte Karl VI., wenn nicht gänzlich geheilt, doch vor vollständigem Wahnsinn bewahrt werden können. Nur kurze Zeit hindurch ward ihm eine solche durch Wilhelm von Harceley aus Laon zu Theil. Abwechselungsweise wurde der König den Händen zweier Mönche, angeblicher Zauberer und pfuschender Aerzte anvertraut, bis man sich am Ende kaum mehr die Mühe gab, für die Wiederherstellung des Königs Sorge zu tragen. Seine Gemahlin Isabella und seine nächsten Anverwandten ließen es ihm sogar, während sie Millionen verschwendeten, oft am Nothwendigsten fehlen. Der Herzog von Berry, welcher kein Freund von Kriegen war, kannte ohne Zweifel die geheimen Umtriebe, durch welche Karl VI. zum Wahnsinne getrieben worden war. Denn als sich Pfaffen und Aerzte um die Frage stritten, ob Karl VI. behext oder vergiftet sei, erklärte er sehr bestimmt: „er ist weder vergiftet, noch bezaubert, abgesehen von schlechten Rathschlägen, allein es ist nicht an der Zeit, über diese Sache zu sprechen." Das französische Volk hegte das innigste Mitgefühl mit seinem Könige. Die Pfaffen und der hohe Adel beuteten aber seine Krankheit zu ihrem Vortheile aus. Der Pabst von Rom erklärte: „Gott habe dem Könige seine

Sinne genommen, weil er den Gegenpabst zu Avignon unterstützt habe." Der Oberpfaffe von Avignon betheuerte: „Gott habe in seinem Zorne den König geschlagen, weil er seinem Versprechen, den Gegenpabst in Rom zu vernichten, untreu geworden sei."

Die Herzoge von Berry und von Burgund rissen, mit Ausschluß des Bruders des Königs, des Herzogs von Orleans, die Gewalt an sich. Der Connetable von Clisson und die vier früheren Minister: Montagü, le Begue de Vilaines, Noviant und La Riviere, wurden abgesetzt. Die einen derselben entflohen, die anderen wurden gefangen genommen, schwebten lange in Lebensgefahr und kamen nur mit Verlust des größten Theiles ihres Vermögens wieder aus dem Kerker. Als Karl VI. nach sechs Monaten wieder zur Besinnung kam, erklärte er seinen Bruder, den Herzog von Orleans, zum Regenten des Reiches, für den Fall, wie man sich höflich ausdrückte, der Beschäftigung, d. h. des Wahnsinns des Königs.

Kaum war Karl VI. etwas besser geworden, so gab die Königin bei Gelegenheit der Hochzeit einer Hofdame ein Fest mit Maskenball. Der König, statt sich ruhig zu verhalten und jede nutzlose Aufregung zu vermeiden, erschien auf demselben als Wilder verkleidet und führte fünf andere Wilde mit sich, welche durch eine eiserne Kette aneinander gefesselt waren. Ihre Kleidung bestand abgeschmackterweise in Tuch, welches mit Pech bestrichen und mit Werg überzogen war. Der Herzog von Orleans entzündete in seiner Naseweisheit das Werg, die Flamme breitete sich aus, vier der Wilden büßten ihren Scherz mit dem Leben, der fünfte kam mit einigen Brandwunden davon; den König rettete die Herzogin von Berry, indem sie mit ihrem Mantel die Flamme erstickte. Ein neuer Anfall, welcher zehn Monate lang dauerte, war die Folge dieses Mummenschanzes. Der Arzt von Laon war nicht mehr am Leben. Karl VI. fiel in die Hände von Pfuschern und Beutelschneidern. Um ihn zu erheitern, wurde das Kartenspiel erfunden, durch welches seither so viele Menschen in Jammer und Elend kamen.

Zur Zeit des wahnsinnigen Königs Karl VI. wurden die Juden zum letztenmale aus Frankreich verbannt (1394). Diese Verfügung wurde nie ausdrücklich zurückgenommen, gerieth aber bald in Vergessenheit.

Der Krieg mit England, welcher von beiden Seiten nicht ernstlich geführt und durch zahlreiche Waffenstillstände unterbrochen ward, konnte noch immer nicht in einen dauernden Frieden umgewandelt werden. Selbst als der König Richard von England Isabella, die älteste Tochter Karl's VI., (im Alter von sechs Jahren!) ehelichte, wurde wieder nur ein Waffenstillstand, wenn auch auf achtundzwanzig Jahre, abgeschlossen (1395). Die französischen Ritter, welche im eigenen Lande dem Vergnügen des Krieges nicht mehr obliegen konnten, suchten sich in Italien Beschäftigung, ließen sich von den Genuesern in ihrem Kampfe gegen Galeazzo Visconti, den Herzog von Mailand, anwerben und suchten Genua unter französische Herrschaft zu bringen. Die Herzogin von Orleans, Valentina, die Tochter Galeazzo Visconti's, widerstrebte diesem Plane. Die Königin, welche schon längst wegen des Vorzugs, den Karl VI. der Herzogin schenkte, eifersüchtig war, ergriff diese Gelegenheit und ließ sie vom Hofe verbannen. Der Herzog von Orleans war damit zufrieden, weil er in Abwesenheit der Gattin seinen sträflichen Liebesabenteuern um so ungestörter nachgehen konnte. Sein Verhältniß zu Isabella, der Gemahlin des unglücklichen Königs Karl VI., erregte allgemeinen Unwillen. Diesem Fürsten, von dem sich Isabella mehr und mehr zurückzog, wurde ein junges Mädchen beigegeben, welche unter dem Namen „die kleine Königin" mit ihm lebte (1397).

Während Karl VI. in der Gesellschaft der Odette von Champdivers, der s. g. kleinen Königin, oft seine Kostbarkeiten versetzen mußte, um die Ausgaben seines Hauses bestreiten

zu können, boten seine Gattin Isabella und sein Bruder, der Herzog von Orleans, der öffentlichen Meinung durch zügellose Verschwendung und anstößiges Leben den frechsten Hohn. So unfähig der Herzog auch war, den Staat zu lenken, wollte er doch die Gewalt nicht mit Anderen theilen. Namentlich war ihm der Einfluß, den der Herzog von Burgund am französischen Hofe behauptete, unangenehm. Als sein Oheim von Burgund in Geschäften abwesend war, riß der Neffe auch diejenigen Zweige der Staatsverwaltung, welche der Herzog Philipp bisher geleitet hatte, an sich. Die Gegenvorstellungen des Burgunders blieben unbeachtet und der Herzog von Orleans war frech genug, eine neue Auflage, die er ausschrieb, damit zu rechtfertigen, daß er erklärte, der Herzog von Burgund habe dieselbe angerathen. Dieser rückte mit einem Heere gegen Paris vor und bewirkte dadurch, daß der König die Verfügung traf, es solle während seiner „Beschäftigung" nichts ohne den Herzog von Burgund geschehen. Die Krankheit Karl's VI. wurde von Jahr zu Jahr heftiger, während die lichten Zwischenräume seltener eintraten. Im Jahre 1403 verfügte der König, daß sein ältester Sohn, unter der Aufsicht und Vormundschaft seiner Mutter, als Souverain anerkannt werden solle. Dadurch stieg der Einfluß Isabellens. In demselben Jahre starb der Herzog Philipp von Burgund. Ihm folgte in seinem Herzogthume sein Sohn Johann, welcher alle Leidenschaften des Vaters in erhöhtem Grade, ohne seine besseren Seiten, besaß. Er trat an seines Vaters Stelle in den französischen Regentschaftsrath ein und gerieth bald in offene Feindschaft mit dem Herzoge von Orleans, zog sich aus Paris zurück und kam, an der Spitze eines Heeres, wieder. Der Herzog von Orleans entfloh mit seinem Anhange; die Königin Isabelle folgte ihm nach. Doch kam bald ein Abkommen zu Stande. Die beiden Vettern von Orleans und von Burgund versöhnten sich äußerlich, allein in ihren Herzen rankte die Feindschaft fort. Der Herzog von Orleans war ein flacher, leichtfertiger Wollüstling, sein Vetter von Burgund ein rachsüchtiger und finstrer Tyrann. Der Reichsregent beschäftigte sich mit den Angelegenheiten des Staates nur, insofern sie ihm die Mittel zu seinen Ausschweifungen boten. Der Herzog von Burgund wollte herrschen und konnte eine erlittene Beleidigung weder vergessen, noch verzeihen. Der Herzog von Orleans hätte wohl gethan, einen Nebenbuhler, wie sein Vetter von Burgund war, auf's Aeußerste zu schonen. Statt dessen hing er in einem Zimmer, welches die Bilder aller Frauen enthielt, deren Gunst er behauptete genossen zu haben, das Portrait der Herzogin von Burgund auf. Ihr Gatte erhielt davon Kenntniß und gerieth in die furchtbarste Wuth. Zwar gelang es noch einmal den Bemühungen der Herzoge von Bourbon und Berry, eine scheinbare Aussöhnung zu Stande zu bringen. Alle Ceremonien, welche bei solchen Gelegenheiten üblich waren: Messe und Abendmahl, Essen und Trinken, Handschlag und Umarmung wurden vorgenommen. Der Herzog Johann von Burgund verdeckte durch dieselbe nur den schon gefaßten und vorbereiteten Racheplan. Am Tage nach der Versöhnung ließ er seinen Vetter von Orleans in der Straße des Tempels überfallen und ermorden (1407). Er gestand sein Verbrechen Tags darauf selbst dem Herzoge von Berry und dem Könige von Navarra, fand jedoch Zeit, nach Burgund zu entkommen und kehrte schon bald mit einem Heere nach Paris zurück. Während er früher bekannt hatte, der Teufel habe ihn überrascht, erklärte er jetzt die Ermordung des Herzogs von Orleans für eine vaterländische und hochherzige That und ließ durch den Mund eines Mönches, Namens Johann Petit, verlangen, der König solle, „nach dem Beispiele der dem Herrn Erzengel Michael für die Tödtung des Teufels gemachten Belohnungen, den Herzog von Burgund belohnen." Karl VI. ertheilte ihm schriftlich seine Verzeihung und nahm ihn in Gnaden auf. So sehr der Burgunder früher über die Verschwendungen des Herzogs von Orleans geklagt hatte, verminderte er doch die Abgaben

nicht. Seine Herrschaft war übrigens diesesmal nicht von langer Dauer. Unruhen, welche in Lüttich ausbrachen, zwangen ihn, Paris zu verlassen. Die Königin Isabella und die verwittwete Herzogin Valentina von Orleans, welche vor dem Burgunder geflohen waren, kehrten nach Paris zurück und gaben der Orlean'schen Partei wieder das Uebergewicht. Doch Johann von Burgund, welcher den Beinamen der „Unerschrockene" erhielt, wurde bald mit den Lüttichern fertig und eilte nach Paris, woselbst eine neue Aussöhnungskomödie mit der gesammten Orlean'schen Partei gespielt wurde (1409). Der Herzog von Burgund bemächtigte sich wieder der Herrschaft und ließ den früheren Finanzminister Montaigü hinrichten. In dessen Schlosse Marcoussi fanden sich alle die Kostbarkeiten wieder, welche der König in Augenblicken der Noth versetzt hatte. Der Finanzminister hatte dem Könige auf diese Pfänder gegen Wucherzinsen Staatsgelder vorgeschossen.

Die Herzoge von Bourbon und von Berry und andere Herren vom Hofe, die sich durch den Burgunder von allem Einflusse ausgeschlossen sahen, vereinigten sich wider denselben (1410). Zwar starb kurz darauf der Herzog von Bourbon, dessenungeachtet sammelten die Prinzen ein Heer. Zweimalhunderttausend Mann standen sich in der Nähe von Paris feindlich gegenüber, als im Schlosse von Bicetre ein Friede zu Stande kam, der wieder nicht von langer Dauer war. Schon im folgenden Jahre (1411) brach der Bürgerkrieg von Neuem aus. Der Sohn des ermordeten Herzogs von Orleans trat an die Spitze seiner Partei. Doch Johann von Burgund war ihm durchaus überlegen. Er bewirkte, daß die Pariser den Grafen St. Paul, seinen Freund, zu ihrem Oberbefehlshaber erwählten, der mit furchtbarer Grausamkeit gegen die Orleans'sche Partei wüthete. Die Pfaffen nahmen an diesen Verfolgungen Antheil, indem sie den von Urban V. gegen die großen Compagnien ausgesprochenen Bannfluch auf die Orleanisten anwandten. Die Pfarrer excommunicirten sie unter Glockengeläute während der Messe und machten Schwierigkeiten, deren Kinder zu taufen. Die Orleans'sche Partei stand unter den Waffen außerhalb der Mauern von Paris. Ihr Haupt, der junge Herzog von Orleans, bemühte sich nicht minder, als sein Vetter von Burgund, um die Freundschaft der Engländer. Dieser gewann jedoch auch auf dem Felde der Unterhandlung den Sieg. Sechstausend englische Bogenschützen stießen zu seinem Heere, mit welchem er seinen Einzug in Paris hielt. Die Truppen der Orleanisten, welche von dem Grafen von Armagnac, dem einflußreichsten Manne der Partei, auch Armagnaken genannt wurden, zerstreuten sich, aber erst nachdem deren Führer die Schätze der Königin Isabella, welche sie in der Abtei von St. Denys niedergelegt, geraubt hatten. Seit dieser Zeit warf die Königin auf die Orleanisten ihren Haß, dem sie ihren Sohn und ganz Frankreich zum Opfer brachte.

Der älteste Sohn Karl's VI., der Dauphin Ludwig, welcher sich dem männlichen Alter annäherte, bemühte sich, obgleich er, als Schwiegersohn des Burgunders, auf dessen Seite stand, die beiden widerstrebenden Parteien zu versöhnen. Zu Bourges und Auxerres wurde auf sein Betreiben wieder ein Frieden geschlossen (1412). Die Engländer, welche in der Erwartung, die Parteien in Frankreich in heftigem Kampfe zu finden, durch die Normandie bis in die Nähe von Berry vorgerückt waren, zogen sich wieder zurück. Es wäre leicht gewesen, sie zu vernichten. Allein keine der Parteien wollte es mit ihnen verderben. Es wurde ihnen im Gegentheile eine bedeutende Geldsumme für den Kriegsaufwand, den sie gemacht hatten, bewilligt.

Der Dauphin Ludwig fing an, sich zu fühlen und trat seinem Schwiegervater, Johann von Burgund, wiederholt entgegen. Er hoffte, dieser werde sich, wenn auch verstimmt, vom Hofe zurückziehen und ihm die Regierung Frankreich's ungeschmälert lassen. Allein er irrte sich. Der herrschsüchtige Burgunder zettelte einen Aufstand besoldeter Gurgelschneider

gegen ihn an, in welchem die treuesten Diener des Dauphin's niedergemetzelt und in dessen Folge, einige Tage später, alle seine hervorragenden Anhänger eingezogen und theils in den Gefängnissen abgeschlachtet, theils mit schweren Geldstrafen belegt wurden (1413). Der König mußte alle Schandthaten, welche Johann von Burgund veranlaßt hatte, gut heißen und genehmigen. Vergebens suchte der Dauphin zu entfliehen. Er war zu gut bewacht, um sich aus den Klauen seines verruchten Schwiegervaters losreißen zu können. Doch gelang es ihm, Verbindungen mit der Partei der Orleanisten anzuknüpfen. Diese verstärkten sich durch den s. g. König von Sicilien und den Herzog von Bretagne und nahmen eine so gebietende Stellung ein, daß der Herzog von Burgund mit ihnen zu Pontoise einen Frieden schloß. Der Herzog von Berry zog unter großem Jubelrufe in Paris ein. Der Burgunder fürchtete, das Uebergewicht in Paris zu verlieren und suchte auf einem Ausfluge im Walde von Vincennes sich der Person des Dauphin's zu bemächtigen. Als ihm dieser Handstreich mißglückte, zog er sich nach Flandern zurück und die Orleanisten wurden Herren in Paris. Sie machten es nicht besser, als die Burgunder. Nur die Personen der Verfolger und der Verfolgten wechselten. Die Gewaltthaten, Erpressungen und Ränke dauerten fort. Der Graf von Armagnac war die Seele der Partei. Statt der Orleanisten wurden jetzt die Burgunder von der Kanzel herab durch die Pfaffen excommunicirt. Der König von Sicilien schickte dem Herzog von Burgund die Tochter Katharina, welche mit seinem Sohne vermählt werden sollte, zurück. Karl VI. ließ dem Burgunder verbieten, irgend eine eheliche Verbindung mit dem Könige von England, welcher für den Prinzen von Wales eine burgundische Prinzessin begehrt hatte, abzuschließen.

Während die Orleanisten mit so großer Keckheit dem Herzoge von Burgund entgegentraten, fing ihre Partei durch inneren Zwiespalt zu zerfallen an. Die Königin Isabella gerieth bald in Streit mit dem Dauphin. Dieser fühlte, daß er in einer verletzenderen Abhängigkeit gehalten werden solle, als früher. Er schrieb an seinen Schwiegervater und forderte diesen auf, ihn zu befreien. Nichts war dem herrschsüchtigen Johann von Burgund erwünschter. Die Tyrannei des Grafen Armagnac lastete auf Paris schwerer noch, als die Herrschaft des Burgunders. Wiederum waffneten sich beide Theile und von Neuem schloß man zu Arras Frieden (1414). Der Dauphin hoffte, sich der Burgunder und Orleanisten durch einen Handstreich zu entledigen, der ihm aber mißglückte. Später entfloh er aus Paris, lockte die Königin, seine Mutter und die Herzoge von Orleans und Berry nach Corbeil und kehrte während deren Abwesenheit nach der Hauptstadt zurück. Dort bemächtigte er sich der Schätze seiner Mutter, gab den Parisern die besten Worte, war aber in der That um kein Haar besser, als die übrigen Gewalthaber Frankreich's. Er lebte in einem anstößigen Verhältnisse mit einer der Ehrendamen seiner jungen Gattin, während er diese nach dem Schlosse St. Germain en Laye verwiesen hatte.

Heinrich V., König von England, welcher von den in Frankreich herrschenden Wirren Vortheil zu ziehen hoffte, landete in der Normandie, nahm Harfleur, zog von da nach der Picardie und kam an den Ufern der Somme in eine ähnliche Gefahr, wie sein Urgroßvater, Eduard III. Zwischen Peronne und St. Quentin fand er zwar einen Uebergang über den Fluß, sah sich jedoch bald umgeben von einer mehr als vierfach größeren Kriegsmacht. Die Franzosen verwarfen die günstigsten Bedingungen, welche ihnen Heinrich anbot. Auf's Aeußerste getrieben, nahmen die Engländer, in der Nähe des Dorfes Azincourt, die Schlacht an. Am frühen Morgen begannen die Franzosen ohne Ordnung, des Sieges gewiß, den Kampf. Nicht gewitzigt durch die Schlacht von Poitiers, rückten sie wieder durch einen engen Weg, den Pfeilen der englischen Schützen preis gegeben, vor und häuften sich dann, in einem sumpfigen Thale, an, in welchem sie sich gegenseitig jede

Bewegung unmöglich machten. Die Befehle des Connetable's wurden zum Theile nicht vollzogen. Seine Anordnungen waren überdies sehr mangelhaft getroffen. Als die Engländer, in geordneten Reihen, auf die Franzosen losstürmten, hielten diese nirgends Stand. Heinrich V. gerieth zwar durch die Tapferkeit einer kleinen Schaar von achtzehn französischen Rittern, in große persönliche Gefahr, allein er rettete sein Leben mit seiner eigenen Faust. Während das französische Heer mit dem englischen kämpfte, drangen die Troßknechte in das englische Lager, plünderten und setzten es in Brand, ohne jedoch dadurch die Entscheidung des Tages wenden zu können. Der König von England, welcher befürchtete, die zahlreichen Gefangenen könnten sich mit den Troßknechten vereinigen und ihm den Sieg entwinden, ertheilte den grausamen Befehl, sie niederzumachen. Zehntausend Franzosen deckten die Wahlstatt, darunter vier Prinzen des königlichen Hauses, der Connetable von Albret, viele Herzoge und Grafen, hundertundzwanzig Bannerherren und neuntausend Ritter und Herren von Stande. Sechzehnhundert Ritter wurden gefangen, darunter der Herzog von Orleans und viele andere Große des Reiches (1415). Der Dauphin Ludwig hatte an der Schlacht keinen Theil genommen. Er war schon wieder von den Orleanisten in eine untergeordnete Stellung gedrängt worden. Um ihr Uebergewicht zu behaupten, ließen sie, an die Stelle Karl's von Albret, den Grafen Bernhard von Armagnac zum Connetable ernennen. Dieser ehrgeizige und herrschsüchtige Mann riß sofort die ganze Gewalt des Staates an sich. Der Dauphin Ludwig starb 1415 und bald nach ihm sein Bruder, der Dauphin Johann (1417). Wahrscheinlich starben beide Prinzen an dem Gifte, das ihnen ihre herrschsüchtigen Parteigenossen mischten, wenigstens war dieses die herrschende Ansicht der Zeit und der Herzog Johann von Burgund behauptete ausdrücklich, daß an der Leiche des Dauphin Johann die Zeichen der Vergiftung unverkennbar gewesen seien. Vor dem Dauphin Johann und nach Ludwig (1416) starb der Herzog Johann von Berry. Immer unumschränkter herrschte der Graf von Armagnac. Ein Versuch, den der Herzog von Burgund machte (1416), sich, mit Hülfe seiner Anhänger, der Stadt Paris zu bemächtigen, und welcher mißglückte, gab dem grausamen Armagnac erwünschte Gelegenheit, gegen die Bürger dieser Stadt zu wüthen. Er erhöhte die Abgaben und füllte die Kerker. Zahlreiche Hinrichtungen sollten seine schwankende Stellung befestigen. Der Herzog von Burgund, der von allem Antheile an der Regierung Frankreich's ausgeschlossen war, und dessen Ehrgeiz durch seine burgundischen Länder nicht befriedigt wurde, warf sich den Engländern in die Arme. Er schloß mit dem Könige Heinrich V. einen Vertrag ab, in welchem er diesen als König von Frankreich anerkannte, und versprach, ihm als solchem zu huldigen, sobald er einen ansehnlichen Theil Frankreich's erobert haben würde, wozu er ihm alle in seiner Macht stehende Hülfe insgeheim zu leisten, und alle seine Gegner zu bekämpfen versprach (1419). Einen so schmählichen Verrath, wie Johann von Burgund, begingen die Orleanisten auch zur Zeit ihrer schlimmsten Bedrängniß nicht, am Vaterlande. Der Graf Bernhard von Armagnac und der Herr von Albret hatten allerdings, in früheren Zeiten, den Engländern mehrere französische Städte eingeräumt und mit ihnen gegen Frankreich Krieg geführt. Allein so weit waren sie doch nie gegangen, den König von England als rechtmäßigen Beherrscher Frankreich's anzuerkennen. Armagnac war übrigens schwerlich besser, als sein Gegner von Burgund. Nachdem die beiden Dauphin's und der Herzog von Berry gestorben waren, stand dem Grafen nur die Königin Isabella im Wege; denn der fünfzehnjährige Dauphin, der nachmalige König Karl VII., konnte den herrschsüchtigen Plänen desselben nicht widerstreben. Die Gemahlin Karl's VI. entschädigte sich für die Untreue ihres Gatten, indem sie ein ausgelassenes Leben führte. Sie wohnte dazumal in dem Schlosse von Vincennes, in der Gesellschaft

eines Ritters, Namens Bois-Bourdon. Auf das Anstiften des Connetable von Armagnac überraschte der König eines Tages Isabella, sandte sie nach Tours, wo sie strenge bewacht wurde und ließ ihren Ritter in einem Sacke, der die Aufschrift trug: „Freien Paß für die Gerechtigkeit des Königs!" in den Fluß stürzen. Auch der Dauphin Karl soll an diesem Complotte gegen seine Mutter Theil genommen haben, wenigstens glaubte sie es und hierin ist die zweite Quelle des unversöhnlichen Hasses zu suchen, den Isabella auf ihren Sohn warf. Der Graf von Armagnac herrschte zwar, nach Entfernung der Königin, unbeschränkt in Paris, allein er machte sich dadurch nur um so mehr Feinde. Isabella warf sich dem Herzoge von Burgund in die Arme, welcher sie aus ihrer Haft befreite (1417). Im Einverständnisse mit ihm nahm sie den Titel an: „Isabella von Gottes Gnaden, Königin von Frankreich, durch die unwiderrufliche Verfügung des Königs zur Regentin und Verwalterin des Reiches, während der Krankheit des Königs, ernannt."

Wider den Willen des Grafen von Armagnac knüpfte der Dauphin Karl Verhandlungen mit der Königin und dem Herzoge von Burgund an. Je mehr der herrschsüchtige Graf den Boden unter seinen Füßen wanken fühlte, desto furchtbarer wüthete er. Er ließ die ihm von der Stadt Senlis gegebenen Geißeln viertheilen und bewirkte dadurch, daß als Repressalie sechsundvierzig Kriegsgefangene, auf der Mauer der Stadt geköpft wurden. Das französische Volk war gewöhnt, von seinen Königen tyrannisirt zu werden. Allein der Despotismus des Grafen von Armagnac war ihm unerträglich. Die Unzufriedenheit stieg von Tage zu Tage. Gleichen Schritt mit ihr hielt die Grausamkeit des übermüthigen Connetable. Perinet Le Clerc, der Sohn eines Viertelmeisters von Paris, brachte die allgemein herrschende Mißstimmung zum Ausbruche, indem er sich mit dem burgundischen Befehlshaber der Stadt Pontoise in Verbindung setzte und eine von diesem geführte Heeresabtheilung in die Stadt einließ. Eine Anzahl Verbündeter empfing die burgundischen Truppen und zog unter dem Rufe: „Frieden! Frieden! es lebe Burgund!" mit ihnen vor das Schloß St. Paul und bemächtigte sich des Königs, des Kanzlers und der Minister. Ganz Paris erhob sich in gewaltigem Aufstande. Tannegui dü Chatel trug den Dauphin Karl in die Bastille, deren Befehlshaber er war und brachte ihn von da nach Melün. Der Graf von Armagnac versteckte sich in dem Hause eines armen Maurers, wurde von diesem ausgeliefert und mit den bedeutendsten Männern seiner Partei gefangen gesetzt. Die Wuth der Pariser wurde durch einen Angriff, welchen Tannegui dü Chatel auf sie machte, noch grimmiger. Er wurde zurückgeschlagen und mußte die Bastille übergeben. Ein Brief der Königin Isabella, in welchem sie sagte, daß weder sie, noch der Herzog Johann von Burgund, nach Paris kommen würde, bevor es gereinigt wäre, goß Oel in die Flamme. Die alten Gurgelschneider des Burgunders tauchten wieder auf. Sie schlachteten die Gefangenen ab und zündeten das Gefängniß des Chatelet an. Der Connetable, der Kanzler und viele andere Orleanisten verloren bei dem Gemetzel ihr Leben. Durch die von Blut triefenden Straßen, auf welche Blumen gestreut waren, hielten die Königin Isabella und der Herzog Johann von Burgund ihren Einzug in Paris (1418). Unter der Leitung des Herzogs wurden die Schlächtereien fortgesetzt. Selbst die Pest, welche im Laufe von drei Monaten hunderttausend Bewohner der Hauptstadt hinwegraffte, setzte der Wuth der herrschenden Partei keine Schranken. Sie glaubte, wie früher die Orleanisten, nur auf Leichen ihre Herrschaft fest gründen zu können. Auch die Burgunder wurden durch die sie umgebenden Gefahren auf dem Wege der Grausamkeit vorwärts gedrängt. Vom Norden her rückten die Engländer vor. Im Süden sammelte der Dauphin Karl eine mächtige Partei um sich. Nach allen Seiten hin wurden Unterhandlungen gepflogen. Der Herzog von Burgund schwankte zwischen dem Dauphin und

den Engländern, der Dauphin zwischen dem Burgunder und dem Könige Heinrich V., dieser zwischen beiden feindlichen Parteien der Franzosen hin und her. Man schreibt es der Geliebten des Herzogs Johann von Burgund zu, daß dieser nicht öffentlich mit den Engländern gegen den Dauphin gemeine Sache machte. Kurz nachdem der Burgunder eine Unterredung mit dem Könige von England gehabt hatte, besprach er sich zu Pouilly-le-Fort, einem Schlosse zwischen Melün und Corbeil, mit dem Dauphin. Sie söhnten sich, wie es schien, vollkommen aus, umarmten sich auf's zärtlichste und beschworen ihren Bund mit allen üblichen Ceremonien. Allein der Burgunder beeilte sich nicht, seine Streitkräfte, wie er es zu Pouilly versprochen hatte, mit denjenigen des Dauphin's wider die Engländer zu vereinigen. Im Gegentheile pflog er noch geheime Unterhandlungen mit diesen. Der Dauphin drang auf eine neue Zusammenkunft. Sie fand am 12. September 1419, auf der Brücke zu Montereau statt. Der Herzog von Burgund hatte das Schloß, der Dauphin Karl die Stadt inne. Nach mannichfaltigen Schwankungen verließ der Burgunder das Schloß und betrat die Brücke, auf welcher ein Saal erbaut war. Zwei Schranken waren vor diesem errichtet. Sie waren ausschließlich von den Leuten des Dauphin's bewacht. Johann von Burgund trat durch dieselben hindurch. Sie wurden hinter ihm geschlossen. Er kam bis zum Dauphin und setzte ein Knie auf die Erde, um ihn zu begrüßen. In diesem Augenblicke wurde ihm mit einem Beile das Kinn abgehauen. Er stürzte nieder unter den Streichen seiner Mörder. Der Dauphin fiel in Ohnmacht und wurde, in diesem Zustande, in die Stadt Montereau gebracht. Die Begleiter des Dauphin's, mit Ausnahme der Mörder, blieben unbeweglich stehen. Von der Umgebung des Burgunders zog nur Noailles das Schwert und starb mit seinem Herrn. Ein Zweiter sprang über die Schranken und rettete sich. Die Uebrigen wurden gefangen genommen. Die Leiche blieb auf dem Platze liegen. Diese Thatsachen sind unbestritten und zeugen nicht blos wider die Umgebung des Dauphin's Karl, sondern auch gegen diesen selbst. Im Vertrauen auf dessen Wort hatte der Herzog Johann von Burgund sein Schloß und sein Heer verlassen. Der Dauphin hatte die heilige Pflicht, ihn gegen die Angriffe seiner Begleiter zu schützen. Geschah die That wider seinen Willen, so mußte er sie wenigstens bestrafen. Es ist, nach allen Nebenumständen, nicht wahrscheinlich, daß der Dauphin Kenntniß von dem Mordplane hatte. Die drei Mörder waren: Tannegui dü Chatel, Loire und Louvet. Weit entfernt, sie zu bestrafen, erhielt der Dauphin ihnen, nach wie vor, seine Gunst.

Mit dem Herzoge Johann von Burgund ging seine Partei nicht unter. Der König Karl VI. und die Königin Isabella erklärten sich offen und entschieden gegen den Dauphin. Philipp, Johann's von Burgund Sohn, schickte ungesäumt eine Heeresabtheilung nach Troyes zum Schutze des Königs und der Königin. Der Dauphin Karl, welcher, falls er mit Entschlossenheit gehandelt, leicht den König, seine Gemahlin und den ganzen Hof in Troyes hätte gefangen nehmen können, zog sich hinter die Loire zurück. Seine Feinde traten zu Arras zusammen und beschlossen, daß Heinrich V. von England die Tochter Karl's VI., die Prinzessin Katharina, ehelichen und daß nach dem Tode ihres Vaters die Krone seinem Schwiegersohne und dessen Erben zufallen, bis dahin aber Heinrich V., als Regent, herrschen solle (1419). Die Königin Isabella und der Herzog Philipp von Burgund unterzeichneten den Vertrag zu Troyes im Namen Frankreich's und Heinrich V. vermählte sich mit Katharina (1420). Kurz darauf hielt der König Heinrich V. von England seinen Einzug in Paris. Der Krieg, welcher jetzt im Namen des Königs von England und des Königs von Frankreich gegen den Dauphin Karl geführt wurde, brachte das Land seinem Untergange nahe. Katharina gebar einen Sohn (1422). Doch in

demselben Jahre starb der stolze König Heinrich V. von England, mitten in seiner Siegeslaufbahn, im Alter von dreiunddreißig Jahren. Der Herzog von Bedford setzte sich in den Besitz der Regentschaft. Bald darauf starb der unglückliche König von Frankreich, Karl VI., so arm, daß man seine besten Fahrnisse versteigern mußte, um die Kosten seiner Beerdigung zu decken. Die Jahre seiner Regierung gehörten zu den trübsten der französischen Geschichte. Im Innern tobten schrankenlos die Leidenschaften, denen der König kein Ziel zu setzen vermochte. Die verhaßten Engländer rissen die Hälfte Frankreich's an sich und drohten, dieses zu einem Nebenlande ihres Reiches herabzudrücken. Selbst die kleine Republik Genua konnte unter Karl's VI. Regierung den Franzosen Trotz bieten. Sie verjagte die französische Besatzung aus ihrer Stadt. Karl VI. vermochte weder die Frechheit seiner Soldaten in Genua zu zügeln, noch deren Vertreibung zu verhindern. Mit Schmerzen erfüllte ihn die Kirchenspaltung, welche sich durch den größern Theil seiner Regierungszeit hindurchzog. Auch dieser konnte er aber keine Schranken setzen. Karl VI. ist ein sprechendes Bild der Monarchie unter einem geistlosen, schwachen und oft sogar wahnsinnigen Herrscher. Daß ein solcher das Land, an dessen Spitze er steht, in unendliche Wirren versetzt, versteht sich von selbst. Doch ein kräftiger, talentvoller und gesunder König bereitet seinem Volke gewöhnlich nur Leiden anderer Art. Der eine befördert durch seine Schwäche die Leidenschaften der Großen, der andere unterdrückt durch seine Tyrannei die Regsamkeit des Volkes. Nur die republikanische Verfassung schützt die Nationen vor solchen Extremen. Die Monarchie kennt keine richtige Mitte zwischen beiden, weil die menschliche Natur nicht stark genug ist, ihre Leidenschaften, wenn diesen keine äußeren Schranken gesetzt sind, durch eigene Kraft zu zügeln.

§ 54. Karl VII. (1422—1461).

Kaum der vierte Theil des französischen Reiches gehorchte dem zwanzigjährigen Karl VII., als er in dem kleinen Schlosse Epalli, in der Auvergne, den Königstitel annahm. Die Touraine, Bourbonnais, Lyonnais, Forez, Auvergne, Dauphine, ein Theil von Languedoc, St. Onge und Berry waren die einzigen Provinzen, welche seine Herrschaft anerkannten. Die Hauptstadt Karl's war Bourges, daher er von seinen Feinden der „König von Bourges" genannt wurde. Doch mit ihm waren die Wünsche des französischen Volkes, wenn sich auch diese in dem größern Theile des Reiches damals nicht kund geben durften. Kurz nachdem Karl VII. zu Poitiers gekrönt worden war, brachen zu seinen Gunsten Volkserhebungen zu Paris aus, welche der Herzog von Bedford mit Gewalt erdrückte. Die großen Lehensträger des südlichen Frankreich's, der Herzog Philipp Maria von Mailand und die Schotten, waren die mächtigsten Stützen des jungen Königs. In der Nähe von Verneuil erlitten die Franzosen eine furchtbare Niederlage (1424). Karl VII., welcher in späteren Jahren, nachdem das Glück ihm seine Gunst zugewendet hatte, mehr als einmal kriegerischen Muth und Tapferkeit an den Tag legte, erlag damals fast gänzlich den über ihn hereinbrechenden Stürmen. Nirgends erschien er selbst im Felde. In einer Zeit, da es galt, den gebrochenen Muth der Nation wieder zu heben und ihr ein hohes Beispiel von Entschlossenheit zu geben, überließ er sich nur dem Vergnügen und lud auf andere Schultern die Last der Regierung und des Krieges ab. Es gelang dem Könige (1425), den Herzog von Bretagne von den Engländern loszureißen. Dessen Bruder, der Graf von Richemont, nahm die Stelle eines Connetable's von Karl VII. an. Dieser mußte sich aber von dem herrischen Manne vieles gefallen lassen. Tannegui dü Chatel, gegen welchen der Herzog von Bretagne eine unüberwindliche Abneigung hegte, zog sich,

um die Annäherung des Königs an diesen und an den Herzog von Burgund nicht zu hemmen, freiwillig vom Hofe zurück. Louvet, welcher der erste Minister Karl's VII. gewesen war, mußte nebst einigen anderen, anstößigen Ministern dem Herzoge von Bretagne und dem Grafen Richemont weichen. Zwei Nachfolger Louvet's ließ der Connetable tödten. Indeß versah er, wenn auch oft mit großer Gewaltthätigkeit, doch mit seltener Treue und Ausdauer, sein Amt; allein der Herzog von Bretagne wurde schon bald (1427) durch die siegreichen Waffen des Herzogs von Bedford gezwungen, den Vertrag von Troyes zu unterzeichnen und einen Bund mit den Engländern zu schließen. Nachdem der Krieg sechs Jahre lang fast ausschließlich in unbedeutenden Gefechten und Belagerungen hingeschleppt worden war, beschlossen die Engländer, einen Hauptstreich gegen Orleans auszuführen. Gewannen sie diese Stadt, so war ihnen der Uebergang über die Loire gesichert, sie konnten ihren Feind in den bisher vom Kriege verschont gebliebenen Provinzen angreifen und ihm dadurch seine letzten Hülfsquellen abschneiden. Der Graf von Salisbury belagerte Orleans, das weder sehr fest, noch hinreichend verproviantirt war; auch fehlte es an der erforderlichen Zahl kriegsgeübter Vertheidiger. Die Bürger setzten den Engländern einen heldenmüthigen Widerstand entgegen, allein bald schon litt die Stadt Mangel an Nahrung. Ein Versuch, den Engländern einen großen Wagenzug mit Lebensmitteln abzunehmen, scheiterte bei Rouvrai-St. Denys an dem Ungestüme der Schotten. Die Franzosen wurden mit Verlust von fünf bis sechshundert Mann zurückgeschlagen und am Hofe des Königs wirkte diese an sich nicht bedeutende Niederlage so entmuthigend, daß Karl VII. im Begriffe stand, die Provinzen Berry und Touraine aufzugeben und sich in die Auvergne, Languedoc und Dauphine zurückzuziehen. Agnes Sorel, des Königs Buhle, verhinderte den verderblichen Entschluß und bestimmte Karl länger auszuharren.

Zu Dom-Remy, einem Dorfe nahe bei Vaucouleurs in der Champagne, lebte ein Mädchen von siebzehn Jahren, Johanne Arc. Obgleich ihr Vater nur ein armer Gärtner war, reichte Johannen's Blick über die Gränzen ihres stillen Dörfchens hinaus. Die Leiden des Vaterlandes bewegten ihr Herz, sie fühlte in sich die Kraft, die stolzen Feinde zu besiegen und den König zur Krönung nach Rheims zu führen. Eine Tochter des Mittelalters, erzogen im Glauben an die Jungfrau Maria und die Heiligen und gewöhnt, ihre Seele im Gebete zu Gott zu erheben, erschien ihr der innere Drang, der sie trieb, das Vaterland zu retten, als ein Auftrag des Himmels. Gegen Ende des Februars 1429 wandte sich Johanne an den Herrn Robert von Baudricourt, der sie anfangs zurückwies, später aber, ergriffen von den bedeutungsvollen Worten und der entschiedenen Haltung des Mädchens, sie, in Begleitung zweier Ritter und zweier ihrer Brüder, Karl VII. nach Chinon schickte, wo der König sich damals befand, um Orleans nahe zu sein. Johanne wurde, obgleich nicht ohne Schwierigkeiten, vor den König gelassen. Sie machte auf ihn einen erhebenden Eindruck. Doch ließ er sie zuerst nach Poitiers bringen, wo sie seinem Parlamente über ihre Sendung Auskunft geben sollte. Auf die Fragen, welche die Mitglieder dieser höchsten Staatsbehörde ihr vorlegten, antwortete sie mit seltener Geistesgegenwart und schlagender Kürze. Man forderte sie auf, durch Wunder ihre Sendung zu beglaubigen. Johanne entgegnete: „Ich bin nicht hierher gekommen, um Zeichen zu thun, aber führet mich nach Orleans, dort werde ich sichere Zeichen meiner Sendung geben.“ Als ihr eingewendet wurde: „Wozu sind Heere und Schlachten nöthig? kann Gott ohne sie nicht Frankreich retten? antwortete Johanna: „Die Bewaffneten werden in meinem Gotte kämpfen und der Herr wird ihnen Sieg verleihen.“

So wenig das Parlament anfangs geneigt war, die göttliche Sendung des Mädchens

anzuerkennen, konnte es sich doch der Gewalt ihrer äußeren Erscheinung und ihrer hinreißenden Worte nicht entziehen. Jetzt erst, nachdem Johanne Arc die Probe zu Poitiers bestanden, empfing sie der König mit großen Ehren. Er verlieh ihr Waffen und die ganze Ausstattung eines Feldherrn. Sie zeigte sich sofort dieser Stelle würdig. Es galt, den hungernden Vertheidigern von Orleans Lebensmittel zuzuführen. Johanne setzte sich an die Spitze der Bedeckung und hielt die Engländer auf, bis die Schiffe in Orleans abgeladen waren. Von dieser Zeit an leitete sie die Vertheidigung der Stadt. Dort war es, wo sie den Engländern schreiben ließ: (denn selbst verstand sie nicht die Feder zu führen) „Höret die Nachrichten Gottes und der Jungfrau! Ihr Engländer, die Ihr kein Recht an das Königreich habt. Gott befiehlt Euch durch mich, Johanne, die Jungfrau, Eure Befestigungen zu verlassen und Euch zurückzuziehen." Hintereinander nahm sie zwei Schanzen der Engländer und kehrte siegreich nach Orleans zurück. Kurz darauf erstürmte Johanna, die Fahne in der einen Hand und mit der anderen ihr Schwert schwingend, den Wall, welcher die letzten Befestigungen der Feinde deckte. Nicht länger konnten die Engländer die Belagerung fortsetzen. Von dieser Heldenthat wurde Johanne Arc die „Jungfrau von Orleans" genannt. Sie rieth hierauf dem Könige, welcher, da er noch nicht in Rheims gekrönt war, von ihr nur Dauphin genannt wurde, die Städte rings um Orleans schnell zu nehmen, um dann ohne Gefahr zur Krönung nach Rheims aufbrechen zu können. Als Karl VII. schwankte und viele Rathsversammlungen hielt, umfaßte sie seine Knie und sagte: „Lieblicher Dauphin, haltet nicht mehr so viele unnütze Rathsversammlungen, denkt nur daran, Euch nach Rheims zu begeben, um dort die Krone zu empfangen." Während Karl zauderte, kämpfte Johanne für ihn. Schon vor Orleans war sie zweimal verwundet worden. Bei der Belagerung von Gergeau gerieth sie in die größte Lebensgefahr. Die Fahne in der Hand stürmte sie die Leiter hinan. Schon stand sie auf der höchsten Stufe, als ein Pfeil ihr Banner zerriß und ein Stein ihren Helm zertrümmerte. Sie stürzte, vom Wurfe betäubt, die Leiter hinab. Doch rasch erhob sie sich wieder und mit dem Rufe: „Freunde, Freunde! auf, auf! Unser Herr hat die Engländer verdammt! Sie sind unser!" nahm Johanna die Stadt. Der englische Feldherr Talbot hatte eine Verstärkung von sechstausend Mann an sich gezogen. Man fragte Johannen, was zu thun sei? Sie antwortete: „Man muß die Engländer bekämpfen, hingen sie selbst in den Wolken und sich mit guten Sporen versehen, um sie zu verfolgen."

Ihre Worte verbreiteten Siegesgewißheit und entflammten die Soldaten, welche unter ihr kämpften, zur höchsten Begeisterung. Die Engländer wurden geschlagen, Talbot selbst gefangen. Die Schlachten, welche die Jungfrau gewann, erfüllten die Engländer mit Schrecken und hoben den gesunkenen Muth des französischen Volkes. Nur Karl VII. blieb schlaff und träge, wie zuvor. Er jagte nach ärmlichen Vergnügungen, während Johanna blutete und die gesammte Nation durch ihre Großthaten um eine Stufe höher gehoben wurde. In einem der entscheidenden Augenblicke, da es galt, wohl zu überlegen und rasch zu handeln, ließ der König den La Hire, einen seiner tapfersten Krieger, zu sich rufen, um ihm den Plan eines Festes mitzutheilen, das er geben wollte. „Was haltet Ihr davon?" fügte er zum Schlusse hinzu. „Ich denke," antwortete La Hire, „daß man ein Königreich nicht lustiger verlieren kann."

Endlich entschloß sich Karl VII. nach Rheims aufzubrechen. Johanna befehligte das Heer auf dem Wege dahin. Sie ordnete die Märsche, bestimmte die Ruhetage und sorgte für Lebensmittel. Nirgends traten die Engländer den Franzosen feindlich entgegen. Als die Bürger von Troys zögerten, ihre Thore zu öffnen, ließ sie ihnen schreiben: „Johanna, die Jungfrau, befiehlt Euch und thut Euch, im Namen des Himmelskönigs,

ihrem rechten Herrn und Herrscher, dem sie jeden Tag dient, zu wissen, daß ihr dem lieblichen Könige von Frankreich, welcher bald zu Rheims und Paris sein wird, wahren Gehorsam leistet."

Die Stadt Troy öffnete ihre Thore und bald darauf auch Chalons in der Champagne und Rheims.

Karl VII. wurde gekrönt. Johanna wohnte der Feierlichkeit bei in kriegerischer Kleidung, die Fahne in der einen Hand und mit der andern das Schwert über ihn haltend. Nachdem die Ceremonie vollendet war, sagte sie zu Dunois: „Jetzt werde ich ohne Bedauern sterben. Gott hat mir nur befohlen, die Belagerung von Orleans aufzuheben und den König nach Rheims zu geleiten. Da ich zweifle, ob er von mir mehr haben will, möge mir der König erlauben, zu meinen Eltern zurückzukehren und in meinen frühern Stand wieder einzutreten." Karl VII. und alle Großen des Reiches drangen aber so ungestüm in sie, daß Johanna bei dem Heere blieb. Mit richtigem Blick drang sie darauf, rasch gegen Paris loszurücken, bevor sich die Engländer von ihrem Schrecken und ihren Niederlagen erholt haben würden. Allein das Heer hielt sich lange mit der Belagerung einiger unbedeutender Städte auf, deren man sich zuerst versichern wollte. Der Connetable, welcher in der Normandie mit Glück kämpfte, zwang den Herzog von Bedford, ihm entgegen zu ziehen. Karl griff Paris an dem Thore St. Honore an. Johanna stritt mit Heldenmuth und wurde durch einen Pfeilschuß im Schenkel kampfunfähig gemacht. Die Unglückliche, welche, wie alle großen Menschen, zahlreiche Neider hatte, blieb länger als eine Stunde hülflos am Abhange eines Grabens liegen. Es schien, als hätten die Franzosen ohne sie keine Schlacht gewinnen können. Sie zogen, obgleich die ersten Schranken, welche das Thor deckten, mit Sturm genommen waren, wieder ab, weil die Bürger nicht, wie man gehofft hatte, ihnen zu Hülfe kamen.

Zum Glücke war auch diese Wunde Johanna's nicht gefährlich. Allein die Vernachlässigung, welche sie vor den Thoren von Paris erfahren hatte, bestimmte sie, wiederholt ihre Entlassung zu verlangen. Sie wurde wiederum so sehr mit Bitten bestürmt, daß sie blieb. Um die von den Engländern und Burgundern belagerte Stadt Compiegne zu retten, warf sich Johanna in dieselbe (1430). Bei einem Ausfalle, den sie machte, wurde sie, während sie den Ihrigen den Rückzug deckte, gegen den Graben gedrängt, verlor ihr Pferd und mußte sich einem burgundischen Hauptmann ergeben. Er trat sie seinem Generale, dem Grafen Johann von Ligny-Luxemburg ab und dieser verkaufte sie für zehntausend Pfund, die er sich, und einem Ruhegehalte von dreihundert Pfund, die er dem Hauptmanne ausbedang, an die Engländer, welche die Gefangennehmung der Jungfrau als einen großen Sieg feierten. Der undankbare König Karl that nichts, um sie zu retten, während er die Früchte der Saaten erntete, welche Johanna ausgestreut und mit ihrem Blute gedüngt hatte. Die englischen Großen hofften, den Zauber, der vor Johannen hergegangen war, dadurch zu lösen, daß sie die größte Heldin des Mittelalters als Hexe verbrennen ließen. Die Universität Paris gab sich dazu her, den Herzog von Bedford zu bitten, „er möge zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi befehlen, daß diese Frau in die Hände der Gerechtigkeit der Kirche abgeliefert werde." Dieses geschah. Jean Cauchon, Bischof von Beauvais, in dessen Bezirke Compiegne lag, wurde von den Engländern bestochen, Johannen vor sein Gericht zu ziehen, und die Domherren von Rouen, woselbst die Gerichtskomödie aufgeführt wurde, willigten ohne Widerstreben ein. Die Verhandlungen begannen gegen Ende Februars 1431 und dauerten drei Monate lang. Die Handschriften derselben sind noch im Originale zu Paris vorhanden. Vergebens suchten die geistlichen Richter, die Kraft der Seele Johannens zu brechen, indem sie ihren Körper mit ungewöhnlich schweren Ketten

beluden, unter deren Wucht sie fast erlag. Den furchtbarsten Schmerz bereitete ihr eine Kette, welche Nachts mitten um den Leib geschlungen wurde. Im Beisein roher Söldner mußte sie ihre Wäsche wechseln. Ihre Bitten um Abhülfe verwarfen die schamlosen Richter. Umsonst stellten sie ihr die verfänglichsten Fragen, z. B.: „Hat Karl auch Visionen?" Sie antwortete: „Laßt ihn selbst fragen." Auf die Frage, ob sie seit ihrer Kindheit den Wunsch gehabt habe, die Engländer zu bekämpfen? entgegnete Johanna: „Ich habe immer gewünscht, mein König möge seine Staaten wieder gewinnen."

Ihre ränkevollen Richter fragten weiter, was sie von dem Schisma denke, welches damals die Kirche spaltete, welchem Pabste sie anhänge? ob die himmlischen Geister ihr versprochen hätten, daß sie entkommen würde? was die streitende und was die triumphirende Kirche sei? Sie entgegnete kurz: „Alles dieses berührt nicht meinen Prozeß." Auf die Frage, warum sie bei der Krönung zu Rheims mit erhobener Fahne neben dem Könige Karl gestanden, antwortete Johanna: „Da ich seine Arbeiten und Gefahren getheilt hatte, war es nur gerecht, daß ich seine Ehren theilte." Die Pfaffen fuhren fort: „Warum habt Ihr Euere Banner gewechselt? warum ließt Ihr sie segnen und darauf den Namen Jesus Maria sticken? geschah dieses nicht, um die Truppen glauben zu machen, Euer Banner bringe ihnen Glück?

„Niemals," sagte die Jungfrau, „habe ich meine Fahne gewechselt, als wenn sie zerbrochen war; niemals habe ich sie durch besondere Ceremonien einweihen lassen. Von den Geistlichen habe ich gelernt, mich der Namen des Heilandes der Welt und seiner Mutter nicht nur für meine Fahne, sondern auch für die Briefe, die ich schrieb, zu bedienen. Was das Glück betrifft, das ich diesem Banner beimaß, gab ich den Soldaten keine andere Versicherung, als daß ich ihnen sagte: Tretet kühn mitten unter die Engländer, und dieses that ich selbst."

Man drohte ihr mit der Folter, ohne ihre Festigkeit zu erschüttern. Man spannte sie nicht darauf, aus Furcht, sie könnte derselben erliegen und so dem Feuertode, dem sie geweiht war, entrinnen. Der Herzog von Bedford schämte sich nicht, den Aerzten die größte Sorgfalt für Johannen einzuschärfen und hinzuzufügen: „der König von England hat sie theuer gekauft und will, daß sie verbrannt werde." Ungeachtet der Ränke und sogar mehrerer Fälschungen, die sich die Richter erlaubten und aller Willfährigkeit derselben konnten sie Johannen nach dem kirchlichen Rechte nur zum lebenslänglichen Gefängniß, bei Wasser und Brod, verurtheilen. Damit waren aber die Engländer nicht zufrieden. Sie warfen den Richtern vor, daß sie ihr Geld schlecht verdient hätten. Der verruchte Bischof Cauchon von Beauvais fand ein Mittel, ihren Wunsch in Erfüllung zu bringen. In Gemäßheit des gesprochenen Urtheils hatte Johanna eidlich versprechen müssen, keine Männertracht mehr anzulegen. Ihre Wächter nahmen ihr während der Nacht ihre Frauentracht weg und legten an deren Stelle, Mannskleider. Umsonst bat sie, als sie erwachte, um die Rückgabe ihrer Röcke. Sie blieb zu Bette, bis dringende Bedürfnisse sie zwangen, aufzustehen. Dann erst bedeckte sie sich mit den einzigen Kleidungsstücken, welche zur Hand waren. Die aufgestellten Spione traten ein, überraschten Johanne und klagten sie des Meineids an. Darauf hin wurde sie als „Zauberin, Abtrünnige, Ketzerin, Götzendienerin, Lügnerin, Wahrsagerin, Gotteslästerin und als eine aus der Kirche Ausgeschlossene, Verworfene und Aufgegebene" der weltlichen Gerichtsbarkeit überliefert, von dieser zum Scheiterhaufen geführt und auf dem alten Markte zu Rouen, am 30. Mai 1431, bei langsamem Feuer lebendig verbrannt. Ihre Asche wurde in die Seine geworfen.

Nachdem das Opfer gefallen war und die Zeit dem Sturme der Leidenschaften ein Ziel gesetzt hatte, suchten Franzosen und Engländer die Schmach dieses Mordes von sich

abzuwälzen. Ein Burgunder hatte Johannen gefangen und einem Franzosen abgetreten, der Franzose sie an die Engländer verkauft. Diese beschlossen, die Heldin als Hexe verbrennen zu lassen. Der Franzose Cauchon und seine französischen Beisitzer überlieferten sie dem französischen Amtmanne von Rouen, der sie unter dem Schutze englischer Soldaten den Flammen übergab. Fürwahr, gleichmäßiger konnte die Schuld zwischen beiden Nationen kaum getheilt sein.

Johanne Arc, unstreitig die größte weibliche Erscheinung des gesammten Mittelalters, konnte kaum anders enden, als auf dem Holzstoße. Sie ragte so hoch über die armseligen Menschen, in deren Mitte sie lebte, empor, daß selbst ihre Freunde an ihr irre wurden und ihre Feinde sich die Größe ihrer Thaten nur durch teuflische Eingebungen erklären konnten. In einer Zeit, da reine Vaterlandsliebe, edle Selbstverläugnung und hohe Begeisterung für die Freiheit in Frankreich unbekannte Tugenden waren, da Könige und Päbste, Fürsten und Bischöfe nur um Herrschaft, Reichthümer und Ehren stritten, erschien mitten im Getümmel des Kampfes ein Mädchen, welches für sich nichts wollte, weder Ehren, noch Schätze, noch Herrschaft. Zwei Jahre bringt sie unter den rohesten Kriegern, den genußsüchtigsten Rittern und den lüsternsten Pfaffen, theils im Lager mit der Fahne und dem Schwerte, theils im Kerker und in Ketten zu und bewahrt sich, wo alles unrein war, ihre Seele fleckenlos!

Wohl ist dies alles wunderbar, allein nicht im Sinne der Pfaffen, deren Wunder erlogen sind, sondern im Sinne des forschenden Geistes, dem es noch nicht gelungen ist, das menschliche Gemüth bis zu der Tiefe Johannen's Arc zu ergründen. Sollten wir aber an die wenigen strahlenden Sterne der Geschichte nicht glauben, eben weil sie Sterne sind und nicht Wolken oder Nebel, oder starre Finsternisse, die rings sie umgeben? Sollten wir den wenigen Musterbildern, die uns die Geschichte bietet, den Rücken wenden, weil sie uns räthselhaft und unerreichbar dünken?

Umsonst haben Cauchon und seine Beisitzer ihr Urtheil gesprochen, vergeblich lästernde Zungen ihr Gift auf die hochherzige Jungfrau von Orleans gespritzt. Wo die Thatsachen so laut sprechen, prallt die Verläumdung und der Hohn am reinen Schilde der Wahrheit ab.

Johanne Arc war weder ein unzüchtiges Weib, wie unzüchtige Menschen behaupten, noch eine Schauspielerin, wie Leute glauben, die selbst eine falsche Rolle im Leben spielen, noch war sie von Gott mit wunderthätiger Kraft ausgestattet, wie schlaue Priester vorgaben und dumme Gläubige annahmen, und eben deßhalb können alle die Erfindungen, Uebertreibungen und Ausschmückungen füglich übergangen werden, durch welche von verschiedenen Standpunkten aus die Geschichte der Johanne Arc verzerrt wurde.

Dem Könige Karl VII. war die ernste Jungfrau unbequem geworden. Sie störte ihn in seinen Lieblingsvergnügungen nicht minder, als in dem, ihm so theuern Nichtsthun. Seinen leichtfertigen Höflingen war sie ein Dorn im Auge und seine tapfersten Krieger beneideten sie um ihren Ruhm. Neben ihrer Riesengestalt erscheinen Dünois, der Bastard von Orleans, La Hire, Xaintrailles und alle die übrigen gefeierten Helden dieser Zeit, wie Zwerge. Johanne Arc übertraf sie alle nicht blos an Tapferkeit, sondern auch an Feldherrngaben und staatsmännischem Scharfblicke. Die Krönung zu Rheims, welche sie durchsetzte, war nach der Denkungsweise des französischen Volkes damaliger Zeit eben so wichtig, als der eilige Marsch nach Paris, auf welchen sie vergeblich drang.

Auch von der Partei, welcher Johanne zum Siege verhalf, läßt sich, wie von ihren Feinden nachweisen, daß die Schuld des unglücklichen Endes der Jungfrau zwischen deren verschiedenen Trägern ziemlich gleich vertheilt war. Der Befehlshaber und die Besatzung

von Compiegne verhüteten nicht, daß sie in die feindliche Gefangenschaft gerieth und hieben sie nicht heraus. Die französischen Feldherren unternahmen nichts, was die Engländer zwingen konnte, ihre Gefangene, wenn nicht herauszugeben, doch unangefochten in der Haft zu lassen. Der König bot den Engländern kein Lösegeld für das Heldenmädchen und drohte ihnen nicht mit Wiedervergeltung für den Fall der Ermordung Johannen's, welcher er alle seine Siege und selbst seine Krone verdankte.

Fünfundzwanzig Jahre vergingen, bevor Karl VII. nur die Prüfung und Umstoßung des gegen sie gefällten Urtheils veranlaßte. Ihre Mörder blieben ungestraft. Erst Ludwig XI. ließ gegen die zwei allein noch lebenden Richter eine Untersuchung einleiten und sie hinrichten. Während des Lebens der Johanne Arc wußte Karl VII. seine Dankbarkeit nur dadurch zu bezeugen, daß er sie und ihre Familie in den Adelsstand erhob und das Dorf Dom-Remy, wo Johanne geboren war, von allen Abgaben für immer frei sprach. Johanne bedurfte keines königlichen Adelsbriefes. Sie stand zu hoch über den Adeligen ihrer und aller anderen Zeiten. Karl VII. konnte ihr nur dadurch würdig danken, daß er sie im Leben schützte und nach ihrem Tode ihr Andenken ehrte; hauptsächlich aber, indem er ihre Rathschläge befolgte und in ihrem Geiste handelte. Zu alle dem war dieser schlaffe König unfähig. Er setzte sein Schlaraffenleben fort und bekümmerte sich mehr um Agnes Sorel, als um Johanne von Orleans. Allerdings stand Karl der Buhle näher, als der begeisterten Jungfrau.

Mit dem Tode des großen Bauernmädchens von Dom-Remy kehrt die Geschichte Frankreich's in ihr altes Geleise zurück. Schlachten und Waffenstillstände, Belagerungen und Entsetzungen wechseln wieder mit einander ab. Die leitenden Beweggründe, welche zur Zeit Johannen's die reinsten und edelsten gewesen, wurden wieder schmutzig und selbstsüchtig. Der Bauernstand, aus dessen Mitte die Heldin hervorgegangen, zog keine besonderen Vortheile von den Thaten seiner Tochter. Alle Großen des Reiches verkauften ihre, oft sehr schlechten Dienste dem Könige zu fast unerschwinglichen Preisen. Außer dem Solde ließen sie sich Grundstücke, Herrschaften, Städte, oft ganze Provinzen verleihen, welche sie und ihre Nachkommen aussogen und dennoch waren König und Vaterland selten ihrer gewiß. So oft sich einer oder der andere dieser Fürsten, Grafen und Herren vernachlässigt oder nicht hinreichend belohnt wähnte, zettelte er Verschwörungen an oder ging gar zum Feinde über. Karl VII. hatte viel von derartigen Umtrieben zu leiden, welche er niemals mit Nachdruck bestrafte, vielmehr denselben gewöhnlich durch Nachgiebigkeit und Opfer, die er auf Kosten der Nation brachte, nur die Spitze abbrach. Schritt für Schritt rückte übrigens Karl, nachdem die Nation durch Johanne Arc aus ihrem Schlummer erweckt worden war, vor. Der Bastard von Orleans, Graf Dünois, nahm Chartres durch Ueberfall (1432). Die Engländer blieben aber trotzdem hochmüthig wie zuvor und machten durch ihre überspannten Forderungen den Abschluß eines Friedens unmöglich. Der Herzog Philipp von Burgund hatte seit langer Zeit mit Widerstreben das englische Joch getragen und war, seit der Herzog von Bretagne mit dem Könige sich verständigt hatte, diesem näher getreten. Endlich schloß er auf dem zweiten Congresse von Arras*) (1435) Frieden mit Karl VII.**) und erkannte ihn als seinen Oberlehensherrn an. Die Bedingungen waren für den König hart und demüthigend; er nahm sie an, weil er nicht hoffen konnte, die Engländer zum Lande hinauszutreiben, so lange der erste Pair und

*) Nicht zu verwechseln mit demjenigen, durch welchen sechzehn Jahre früher Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht wurde.

**) Siehe oben § 34, S. 423.

der mächtigste Fürst Frankreich's auf ihrer Seite stand. Vierzehn Tage darauf starb die Mutter Karl's VII., Isabella von Baiern, welche vor ihrem Tode noch Thränen des Zornes über den Vertrag von Arras vergoß. Ihr folgte bald ein noch gefährlicherer Gegner Karl's VII., der Herzog von Bedford, an dessen Stelle nach langen Zögerungen der unfähige Herzog Richard von York trat. Fast ohne Schwertstreich fiel (1435) Paris in die Gewalt des Königs, welcher mit großem Jubel von den Bürgern der Hauptstadt aufgenommen wurde.

Die Zeit der dringenden Gefahr war für Karl glücklich vorübergegangen. Er beschäftigte sich jetzt mit Dingen, welche ihm mehr zusagten, als die Strapatzen des Krieges. Er erließ Verordnungen über die Rechtspflege, die Finanzen, die Kleidertracht und andere ähnliche Gegenstände (1437). Damals tagte die Kirchenversammlung zu Basel. Der König ergriff diese Gelegenheit, die sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche durch ein Staatsgesetz, dem er nach dem Vorbilde Ludwig's IX. *) den Namen einer pragmatischen Sanction ertheilte, festzustellen (1438). Er verfügte darin, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Pabste stehe, daß die erledigten Bischofssitze und andere Prälatenstellen nach den alten Gebräuchen durch Wahl besetzt werden sollten, daß die Päbste sich nicht die Verleihung von Kirchenpfründen vorbehalten könnten. Zugleich trat er den Mißbräuchen entgegen, welche mit Appellationen an den Pabst, Excommunicationen und Annaten (Abgaben für Verleihung einer Kirchenpfründe) getrieben wurden und bestimmte, daß keine päbstlichen Bullen und keine Beschlüsse von Kirchenversammlungen in Betreff der Kirchenzucht ohne königliche Genehmigung in Frankreich Geltung erlangen sollten.

Der Connetable, Graf von Richemont, hatte zwei Minister des Königs ungestraft um das Leben gebracht und den dritten, La Tremouille, den er selbst dem Könige empfohlen hatte, durch Bewaffnete gefangen nehmen lassen (1431). Karl VII. gingen diese Gewaltthaten wenig zu Herzen. Er wählte sich einen andern Minister und kümmerte sich nicht mehr um La Tremouille. Dieser aber brütete Rache und zettelte im Jahre 1439 unter den nächsten Verwandten und angesehensten Großen des Königs eine Verschwörung gegen ihn an. Der Dauphin Ludwig, die Herzoge von Alençon und von Bourbon und der Bastard von Orleans, Graf Dünois, waren im Complotte. Mit Hülfe des Connetable's vereitelte Karl deren Anschläge. Gerade zu jener Zeit war Prag durch die Hussiten in stürmische Bewegung gebracht worden, daher nannte man diesen Aufstand der Großen „Pragerie." Die Schuldigen kamen, wie gewöhnlich unter diesem König, ohne Strafe davon. Doch entwickelte sich seit jener Zeit ein immer steigendes Mißverhältniß zwischen ihm und seinem ältesten Sohne Ludwig.

Der Krieg mit England wurde seit der Ermordung Johannen's Arc ohne alle Kraft betrieben. Karl VII. setzte zwar bisweilen einen Helm auf und zog das Schwert, stürmte auch ab und zu einmal in eigener Person eine kleine Festung, allein dasselbe that auch und wohl öfter und besser jedweder Hauptmann seiner Truppen. Er verstand es nicht, die verschiedenen kleinen Heere, welche da und dort auf eigene Faust Krieg führten, zu einem großen Ganzen zu vereinigen und den Kampf nach einem bestimmten Plane zu führen. Doch nahm er (1441) die Stadt Pontoise. Im Jahre darauf fand schon wieder eine Verschwörung der Großen des Reiches statt, von welcher sich Karl dadurch loskaufte, daß er die hervorragendsten Mitglieder derselben mit Ruhegehalten, Staatsgütern und Ehrenstellen überhäufte! In demselben Jahre (1442) erlitten die Engländer in der Guienne mehrere Niederlagen. Jetzt erst fingen sie an, ihre Saiten etwas niederer zu spannen.

*) Siehe Buch V., § 58.

Die wiederholten Verluste, welche sie erlitten, erschöpften ihre Kräfte. Im Jahre 1444 kam daher endlich ein Waffenstillstand auf zwei Jahre zu Stande. Diesen benützte der französische König aber nicht, sich zum Entscheidungskampfe mit den Engländern vorzubereiten, vielmehr fing er ohne Sinn und Verstand einen Krieg mit den freien Söhnen der Schweiz an. Nach der denkwürdigen Schlacht von St. Jakob *) beeilte er sich aber, mit denselben Frieden und Freundschaft zu schließen.

Während des Waffenstillstandes legte Karl VII. den ersten Grund zu einem stehenden Heere, indem er aus der Masse zügelloser Söldnerschaaren, die sich in Frankreich, oft ohne im königlichen Dienste zu stehen, herumtrieben und von Raub und von Brandschatzung lebten, fünfzehn sogenannte Ordonnanzkompagnien bildete, von denen jede hundert Lanzen und die Lanze sechs Mann zählte: einen schwerbewaffneten Reiter, drei Bogenschützen, einen Knappen und einen Pagen, jederzeit bereit, die Befehle des Königs zu erfüllen.

Nach Ablauf der zwei Jahre, für welche der Waffenstillstand mit England geschlossen war, brach der Krieg von neuem aus, obgleich der Kampf im Innern England's zwischen den Häusern York und Lancaster die Streitkräfte der Engländer dermaßen in Anspruch nahm, daß diese nur mit Mühe einige für den Krieg gegen Frankreich erübrigen konnten. Im Jahre 1448 zogen die Franzosen siegreich in Rouen, der Hauptstadt der Normandie, ein, in welcher vor siebzehn Jahren der Scheiterhaufen für Johanne Arc errichtet worden war! Dort hatte sie ihr Leben für Frankreich und dessen König gelassen. Doch Johanne war vergessen! Der König kümmerte sich nicht um das Andenken der ermordeten Retterin Frankreichs! Acht lange Jahre vergingen, bevor er sich ihrer erinnerte! Kurz nach Rouen eroberte er Caen und Cherbourg (1450), die letzte Stadt, welche die Engländer in der Normandie inne hatten.

Der Krieg gegen England ging, wenn auch langsam, doch unausgesetzt glücklich voran. Die einzige Provinz, welche den Engländern in Frankreich noch übrig geblieben, war die Guienne (Aquitanien). Im Jahre 1451 unterwarf sie sich den Franzosen, unter Vorbehalt ihrer Freiheiten. Bayonne war die einzige Stadt, welche belagert werden mußte. Doch schon im folgenden Jahre ging die Provinz in Folge eines zwischen dem Adel derselben und dem Könige von England geschlossenen Bundes wieder für Frankreich verloren (1452). Der achtzigjährige Feldherr Talbot führte ein kleines Heer dahin. Unter den Mauern von Castillon fiel der alte Krieger und mit ihm ging die Herrschaft England's in Frankreich unter (1453).

Alle diese Siege wurden dem Könige verbittert durch die Ränke, welche sein ältester Sohn, der Dauphin Ludwig, unausgesetzt gegen ihn spann. Dieser herrschsüchtige und tückische Mensch bemühte sich unabläßig, die Treue der tüchtigsten Beamten und Feldherren seines Vaters zu erschüttern. Besonders verhaßt war ihm seines Vaters schottische Garde, weil er nicht hoffen konnte, sie für sich zu gewinnen. Glücklicherweise erhielt Karl VII. zur rechten Zeit Kenntniß von den Umtrieben des Dauphins. Ludwig zog sich (1444) in die Dauphine zurück, setzte aber auch dort sein falsches Spiel gegen den König fort. Er steht im Verdacht, der Buhle seines Vaters, der Agnes Sorel, Gift gemischt zu haben, um ihn an der empfindlichsten Stelle seines Herzens zu verwunden. Sie starb (1449) und die Zeitgenossen schrieben die zu frühe Niederkunft, welche ihr den Tod brachte, allgemein dem Gifte des Dauphins zu. Gegen den Willen seines Vaters ehelichte dieser, nachdem seine erste Gemahlin, Margaretha von Schottland, an Lebensüberdruß gestorben war

*) Siehe oben § 30.

(1444), Charlotte von Savoyen (1451). Bald überwarf er sich aber mit seinem Schwiegervater, warb Truppen und erregte dadurch den gegründeten Argwohn seines Vaters. Dieser befahl ihm, an seinen Hof zurückzukehren. Statt zu gehorchen, machte er unannehmbare Gegenforderungen. Karl VII. schickte ein Heer gegen seinen Sohn. Dieser entfloh zum Herzoge von Burgund (1456).

Fünf Jahre lang blieb Ludwig dort, gegen den Willen seines Vaters, welcher jedoch, aus Furcht, einen Krieg zu entzünden, nicht wagte, Gewalt zu brauchen. Die letzten Jahre seines Lebens wurden dadurch dem Könige Karl sehr trübe gemacht, um so mehr, als Adel und Volk über die Abwesenheit ihres zukünftigen Herrschers murrten. Karl VII. hatte, ohne sich durch Arbeit übermäßig anzustrengen, seine Gesundheit frühzeitig untergraben. Im Alter von achtundfünfzig Jahren starb er am Nachlasse der Natur (1461).

Er hatte von seiner Gemahlin, Maria von Anjou, acht Töchter und vier Söhne gehabt. Von diesen Letzteren war nur Ludwig am Leben geblieben. Agnes Sorel, seine Buhle, war Dame des Palastes. Die Königin Maria lebte mit der Ehebrecherin auf dem besten Fuße. Agnes Sorel hatte dem Könige Karl drei Töchter geboren. Sie war die erste, welche öffentlich den Titel einer Maitresse des Königs von Frankreich führte.

Der Präsident Henault bemerkt von Karl VII. mit Recht, daß er gewissermaßen nur der Zeuge der außerordentlichen Ereignisse seiner Regierung war und daß ihm das Glück ungeachtet seiner Gleichgültigkeit stets treu blieb. Er hatte nur ein Viertheil von Frankreich angetreten, bei seinem Tode besaßen die Engländer nur noch Calais in seinem Lande. Selbst Genua, welches früher französischen Königen gehört hatte, kehrte kurz vor Karl's VII. Tode (1460) unter deren Herrschaft zurück. Doch alles Glück und alle Siege, die ihm auf seinem Pfade folgten, können die Schmach nicht tilgen, die er durch das Benehmen auf sich lud, welches er gegen seine und Frankreich's größte Wohlthäterin, Johanne Arc, an den Tag legte.

§ 55. Ludwig XI. (1461—1483).

Zu allen Zeiten waren es die ruchlosesten Menschen, welche die monarchische Staatsverfassung befestigten, während umgekehrt nur die edelsten und tugendhaftesten den Grund zu Republiken legen konnten. Die Monarchie setzt mit Nothwendigkeit Härte von Seiten der Gewalthaber, Ungleichheit der Stände und Rohheit der Massen voraus; diejenigen Monarchen, welche mit dem gewöhnlichen Maße der Hartherzigkeit noch Falschheit und Tücke verbanden, schwangen sich auf der Leiter der Macht am höchsten empor. Zu dieser Classe von Herrschern gehörte Karl's VII. Sohn, welcher als König den Namen „Ludwig XI." führte. Bei dem Begräbnisse Karl's rief der Bastard von Orleans, Graf Dünois, aus: „Wir haben unsern Herrn verloren, jeder denke daran, für sich Sorge zu tragen!" Diese Worte bezeichnen ungefähr, was die Großen des Reiches und namentlich die treuesten Diener des verstorbenen Königs von dessen Nachfolger erwarteten. Sie konnten nur das Schlimmste von einem Menschen befürchten, welcher, seit er aufhörte Kind zu sein, seinem Vater die größten Gefahren und die trübsten Stunden bereitet hatte. In Ludwig XI., wie vielleicht in keinem Charakter des Mittelalters, zeigt sich die innige Verbindung des höchsten Grades des Aberglaubens mit der höchsten Stufe menschlicher Schlechtigkeit. Vielleicht übertrafen ihn in den Künsten der Lüge und in den Lastern der Herrschsucht und der Habgier manche andere Fürsten, z. B. die Päbste Johannes XXIII. und Alexander VI.; allein diese waren nicht so tief im Aberglauben versunken. Die Religion war für sie nur ein Aushängeschild, der ihnen zu Geld, Ehren und Macht ver-

half. Ludwig XI. glaubte aber an den Unsinn, den die Pfaffen seiner Zeit lehrten und seine Wortbrüchigkeit war eine nachweisbare Folge seines Glaubens. Er glaubte, daß die priesterliche Absolution genüge, das Unrecht jedes Wortbruchs, den er begehen möchte, von ihm zu nehmen. Mit der größten Gewissensruhe schwor er daher jeden Meineid. Allein er glaubte auch, daß das Kreuz von St. Lo von Angers die Kraft besitze, jedem den Tod zu bringen, welcher darauf einen Meineid geschworen habe und daher hütete er sich wohl, irgend einen Eid, den er zu brechen entschlossen war, darauf zu leisten, während er Alle, deren Eid ihm bedeutungsvoll erschien, auf das Kreuz von St. Lo schwören ließ.

So lange Karl VII. lebte und der Dauphin mit dem Herzoge Philipp von Burgund insofern gemeinschaftliche Interessen hatte, als beide dem Könige widerstrebten, bestand zwischen ihnen so viel Freundschaft, als zwischen herrschsüchtigen und habgierigen Menschen bestehen kann. Gleich nach Karl's Tode änderte sich dieses Verhältniß aber schnell, obgleich anfangs Ludwig dem Philipp von Burgund äußerlich sogar mit übertriebenen Freundschaftsbezeugungen begegnete. Der Streit mit dem Hause Burgund zieht sich, bis zu dessen Aussterben, durch die Regierung Ludwig's XI. hindurch und dauerte nachher gegen die Tochter des letzten burgundischen Herzogs und deren Nachfolger fort.

Der neue König begann seine Regierung damit, daß er den Kanzler, den Admiral, den Oberkammerherrn, mehrere Marschälle und die einflußreichsten Mitglieder des Richterstandes und der Finanzverwaltung absetzte. Den Grafen Chabannes von Dammartin, den er vergebens in eine Verschwörung gegen Karl VII. hatte verflechten wollen und welcher diesem von des Sohnes Umtrieben Kenntniß gegeben hatte, ließ er zum Tode verurtheilen, schenkte ihm aber das Leben und begnügte sich, sein Vermögen einzuziehen und ihn in die Bastille zu sperren. Dagegen zog er den Grafen Armagnac und den Herzog von Alençon, welche gegen seinen Vater konspirirt hatten, aus dem Gefängnisse und gab ihnen ihre Würden und ihr Vermögen wieder. Er brachte dadurch, blos aus Haß gegen seinen Vater, die gesammte Staatsverwaltung in eine solche Verwirrung, daß sie im Laufe seiner ganzen Regierung nie wieder in Ordnung kam. Alle rechtschaffenen und ehrliebenden Männer zogen sich von ihm zurück, es blieben nur die niederträchtigsten Schurken übrig, mit denen er sich umgab und in deren Gesellschaft er sich auch am besten gefiel. Die einzige Ausnahme machte Philipp von Commines, welcher, obgleich er das Vertrauen Ludwig's XI. mehr, als irgend ein anderer besaß, nicht auf gleiche Stufe mit den übrigen Lieblingen dieses Königs, mit dem Henker Tristan, dem Eremiten und dem Barbier Oliver Le Daim stand.

Das falsche Spiel, welches Ludwig XI. seine ganze Lebenszeit hindurch fortsetzte, eröffnete er gegen das burgundische Haus schon, als ihm der Graf von Charolais, der nachmalige Herzog von Burgund, mit dem Beinamen des Kühnen, den ersten Besuch abstattete. Er überhäufte den jungen Mann mit Versicherungen innigster Freundschaft und verlieh ihm die Statthalterschaft der Normandie, durch welche die Besitzungen der Herzoge von Burgund und von Bretagne verbunden wurden. Zugleich unterzeichnete er aber heimlich die Fortdauer des zwischen Karl VII. und den erklärten Feinden des burgundischen Hauses den Lüttichern, abgeschlossenen Bündnisses.

Karl VII. hatte die pragmatische Sanction dem französischen Volke verkündet. Theils aus Haß gegen seinen Vater, theils in der Absicht, sich den Pabst Pius II. zu verbinden, unterzeichnete Ludwig XI. eine Urkunde, durch welche er dieses Staatsgesetz aufhob. Seine ganze Regierungszeit hindurch ließ er aber die Päbste in Ungewißheit über die Vollziehung seiner Verfügung, indem er dieselbe vom Parlamente nicht einregistriren ließ.

Schon im zweiten Jahre der Regierung Ludwig's XI. (1463) brach offene Feind-

schaft zwischen ihm und der burgundischen Familie aus. Der König erhob den Herzog von Bretagne zu seinem Stellvertreter in der Normandie. Der burgundische Erbprinz, Graf von Charolais, erkannte die Bedeutung dieses Schrittes und legte mit unverkennbaren Zeichen seines Zornes die Statthalterschaft dieser Provinz nieder. Von dieser Zeit an entwickelte sich ein Streit zwischen Burgund und Frankreich, welcher den Herrschern beider Länder Gelegenheit bot, alle Arten von Verbrechen zu begehen, den Franzosen und Burgundern aber die Schrecknisse eines langjährigen und grausam geführten Krieges bereitete. Der Graf von Charolais klagte Ludwig XI. öffentlich an, daß er ihn habe vergiften lassen wollen. Dagegen zwang der König von Frankreich den Herzog von Burgund, ihm die, durch den Friedensschluß von Arras verpfändeten Städte an der Somme zurückzugeben, indem er ihm die schuldige Summe von 400,000 Goldthalern bezahlte.

Indem der König die Statthalterschaft der Normandie dem Herzoge von Bretagne verlieh, hoffte er, ihn mit dem Herzoge von Burgund zu entzweien. Er sah voraus, daß diese Fürsten ihm die gefährlichsten Feinde werden konnten, wie deren Bund seinen Vater, Karl VII., an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Der Herzog von Bretagne, Franz II., erkannte aber die Absicht des Königs und verzichtete auf die ihm zugedachte Würde. Beide Herzoge pflogen mit einander geheime Verhandlungen. Ludwig XI. verstand sich aber besser als sie auf die Geheimnisse. Er erhielt ungesäumt Kenntniß von den Bestrebungen seiner Vasallen und rückte mit einem starken Heere wider die Bretagne. Der Herzog, welcher auf keinen Ueberfall vorbereitet war, hätte damals leicht gezwungen werden können, sich den Bedingungen des Königs zu fügen. Statt aber den begonnenen Streit mit Nachdruck zu beendigen, gestattete ihm Ludwig, die Stände des Herzogthums zusammen zu berufen und begnügte sich damit, ihn vor eine Commission nach Tours zu berufen. Der Herzog benützte die ihm gegebene Frist, den ganzen hohen Adel Frankreich's gegen den König in Aufregung zu bringen (1464). Ludwig XI. ließ ein Schiff in die See stechen, um den Vicekanzler von der Bretagne, welcher nach England geschickt wurde, aufzuheben. Die dazu bestimmte Mannschaft landete, nachdem sie vergeblich gekreuzt hatte, in Gorkum, wo sich der Graf von Charolais aufhielt. Dieser glaubte, es sei auf ihn abgesehen, nahm den Befehlshaber, Rübempre, mit allen seinen Leuten gefangen und schlug Lärm. Sein Vater, der Herzog Philipp von Burgund, welcher im Begriffe stand, eine Zusammenkunft mit Ludwig XI. zu halten, erschrack und kehrte nach Burgund zurück. Der König wußte sich nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er eine Versammlung der Abgeordneten der bedeutendsten Städte des Reiches in der Hauptstadt der Normandie, Rouen, abhielt, welcher er seine Vertheidigung vortrug. Im folgenden Jahre (1465) berief er eine Versammlung der königlichen Prinzen, der vornehmsten Adeligen und der Abgeordneten der Städte nach Tours, welche natürlich das Benehmen des Königs gut hieß und ihm jede Hülfe, deren er bedurfte, versprach. Nur der Herzog von Orleans, derselbe, welcher in der Schlacht von Azincourt in englische Gefangenschaft gefallen und darin fünfundzwanzig Jahre lang verblieben war, wagte es, zu Gunsten des Herzogs von Bretagne zu sprechen. Der König gerieth darüber in einen grimmigen Zorn und fiel über den mehr als siebzigjährigen Greis in so wüthender Rede her, daß dieser zwei Tage darauf in Folge des ihm dadurch verursachten Schreckens starb. Der Herzog von Bretagne erkannte aus diesem Auftreten Ludwig's XI., daß er sich auf das Schlimmste gefaßt machen müßte, falls es ihm nicht gelänge, dem Könige die Spitze zu bieten. Mit doppeltem Eifer bemühte er sich, einen Bund des Adels wider den König zu Stande zu bringen. Die Nation wurde durch Manifeste bearbeitet, in welchen die Regierung und der Charakter des Königs auf's Schärfste angegriffen wurden. Die Verbündeten nahmen an Zahl und Bedeutung zu.

Sie hielten ihre Versammlungen öffentlich in den Kirchen von Paris und selbst in der Cathedrale. Als Erkennungszeichen trugen sie ein grünes Band am Gürtel. Der Herzog von Bourbon, der Schwager des Königs, der Herzog von Alençon und der Graf von Armagnac, die beiden letzteren vor kurzem erst durch Ludwig XI. aus dem Kerker befreit, Johann von Anjou, Herzog von Calabrien und Lothringen, der Graf von Maine, der Bastard von Orleans, Graf Dünois und viele andere Große des Reiches traten in den Bund ein. Der Herzog von Bretagne und der burgundische Erbprinz, Graf von Charolais, standen an dessen Spitze. Von den Gränzen Deutschland's und Holland's erhob sich das ganze nördliche Frankreich, bis zum Fuße der Pyrenäen, gegen Ludwig XI. Nur die empörende Grausamkeit und der heimtückische Charakter des Königs konnten in den ruhigen Zeiten, welche auf die langjährigen Kriege mit England gefolgt waren, eine so bedeutende Verschwörung hervorrufen. Allerdings dachten die verbündeten Herzoge, Grafen und Herren nicht entfernt an das Wohl des Volkes, allein ihre Selbstsucht würde sie nimmermehr zu so gewagten Schritten getrieben haben, wären sie nicht alle durch ihren König in ihren theuersten Interessen angegriffen worden. Der Bruder Ludwig's XI., der siebzehnjährige Herzog Karl von Berry, schloß sich den Verbündeten an. In einem vielverbreiteten Aufrufe warf er dem Könige den schweren Druck der Steuern, die Aufhebung der pragmatischen Sanction und die gewaltthätige Einmischung desselben in die inneren Verhältnisse der Familien vor und forderte den gesammten Adel auf, die Waffen zu ergreifen, die verderblichen Rathgeber des Königs zu vertreiben und das arme Volk zu erleichtern. Der Kampf, welcher in Folge dieses Aufrufs ausbrach, wurde der „Krieg des öffentlichen Wohls" genannt. Ludwig XI. war nur geschickt in der Kunst des Betrugs. Er verstand es weder durch das Schwert, noch durch die Großmuth seine Feinde zu besiegen. Wie zur Zeit, da ihm der Herzog von Bretagne allein feindlich gegenüberstand, begann der König den Kampf durch einen kriegerischen Marsch, wie damals ließ er es aber nicht zu einem Treffen kommen, vielmehr ging er auf Unterhandlungen ein, welche seinen Feinden Zeit ließen, sich von ihrem Schrecken zu erholen und neue Kräfte zu sammeln. Ohne Widerstand rückte der Graf von Charolais, unter dem Titel eines Stellvertreters des Herzogs Karl von Berry und unter dem Wahlspruche: Freiheit, öffentliches Wohl, Erleichterung des Volkes, bis vor die Thore von Paris. Der König wollte ihn nicht angreifen. Wider seinen Willen führte aber der Marschall der Normandie, Peter von Breze, in der Ebene von Lonjümeau, nicht fern vom Schlosse Mont Lhery, eine Schlacht herbei. Der Graf von Charolais durchbrach den rechten Flügel des Königs und dieser den linken des Grafen. Einer verfolgte den andern, ohne Sinn und Verstand und ohne alle Rücksicht auf Kriegskunst oder Feldherrnpflichten. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, allein der König augenscheinlich mit Unrecht, denn sein Heer zerstreute sich, während die Truppen des Grafen Charolais beisammen blieben und sich am folgenden Tage bei Etampes mit den Soldaten vereinigten, welche die Herzoge von Bretagne und von Berry herbeiführten. Ludwig XI. zog sich nach Paris zurück und schmeichelte den Bürgern auf die niedrigste Weise, um sich ihrer Gunst zu versichern. Elf Wochen lang dauerte die Belagerung von Paris. Endlich suchte der König eine persönliche Zusammenkunft mit dem Grafen von Charolais nach, überzeugt, daß er auf dem Felde der Unterhandlung immer den Sieg davon tragen werde. Er war stets bereit, wenn er sich schwach fühlte, Zugeständnisse zu machen und war ein Meister in der Kunst, durch solche seine Feinde zu veruneinigen. Sobald ihm dieses gelungen war und er neue Kräfte gesammelt hatte, fehlte es ihm nie an Vorwänden, seine Zusagen zurückzunehmen und sich an denjenigen zu rächen, welche ihm Gefahren und Verlegenheiten bereitet hatten. In dem Vertrage von St. Maur schloß

Ludwig XI. mit den Prinzen und im Vertrage von Conflans mit dem Grafen von Charolais Frieden. Dem Burgunder trat er die Städte an der Somme, jedoch mit dem Rechte, sie für 200,000 Goldthaler zu kaufen, und die Grafschaften Guines, Boulogne, Peronne und Montdidier ab. Seine betrügerischen Absichten that der König dadurch kund, daß er insgeheim Verwahrung gegen Alles einlegte, was er allenfalls zugestehen möchte. In dem Vertrage von St. Maur verlieh Ludwig die Normandie dem Herzoge von Berry und bestimmte dabei, daß die Herzoge von Bretagne und Alençon ihm zu huldigen hätten. Dadurch streute er den Samen der Zwietracht zwischen seinem Bruder und den genannten beiden Herzogen aus. Durch ähnliche Zugeständnisse, welche er den Grafen von Eu, von Dünois, St. Pol und anderen Großen des Reiches machte, entzweite er sie untereinander. Von dem öffentlichen Wohle wurde nur zum Scheine in dem Friedensvertrag gesprochen. Der König wußte zu genau, daß es seinen Feinden nur um die Befriedigung ihres Ehrgeizes zu thun war, um deßhalb in Sorge zu sein. Um nicht wieder in ähnliche Bedrängnisse, wie vor dem Frieden zu kommen, bediente sich Ludwig XI. der verächtlichsten Mittel. Er bestach die Buhlerinnen und Günstlinge der Großen des Reiches, von denen er Gefahren befürchtete, schmeichelte selbst ihren niedrigsten Dienern, um diese für sich zu gewinnen, und ertheilte den zahlreichen Spionen, welche er aller Orten besoldete, selbst ihre Verhaltungsmaßregeln bis in die geringsten Einzelheiten. Während Ludwig XI. den Grafen von Charolais mit Freundschaftsversicherungen überhäufte, wiegelte er die Lütticher gegen die burgundische Herrschaft auf. Kaum hatte der neue Herzog der Normandie von seiner Provinz Besitz genommen, so erschien der König daselbst an der Spitze eines Heeres, besetzte die Festungen und trieb dadurch seinen Bruder, den Herzog von Berry, innerhalb sechs Wochen wieder aus der ihm im Vertrage zu St. Maur verliehenen Provinz. Um sich den Anschein zu geben, als sei die kriegerische Besetzung der Normandie durch Volksaufstände veranlaßt worden, ließ er, namentlich zu Rouen, zahlreiche Hinrichtungen vornehmen.

Im folgenden Jahre (1466) wüthete die Pest in Paris. Ludwig XI. eröffnete daselbst, nachdem die Seuche gewichen war, um die Lücken der Bevölkerung wieder auszufüllen, eine Zufluchtsstätte für alle Verbrecher, mit alleiniger Ausnahme der Majestätsverbrecher. So wenig legte Ludwig Gewicht auf die Urtheile seiner eigenen Gerichte. Räuber und Mörder, Diebe und Gauner waren ihm in seiner Hauptstadt willkommen.

Mit einem so treulosen Menschen, wie Ludwig XI., konnten alle diejenigen, die sich ihm nicht blind unterwerfen wollten, unmöglich Frieden halten. Der Herzog von Berry, welchen Ludwig so schändlich betrogen, hatte sich zu dem Herzoge von Bretagne geflüchtet. Dieser hielt sich nicht mehr durch den Vertrag von St. Maur gebunden, fiel in die Normandie ein und besetzte mehrere Städte, im Vertrauen auf die Hülfe seines Verbündeten, Karl von Burgund, welcher seinem Vater (1467) nachgefolgt war. Die Lütticher nahmen jedoch längere Zeit hindurch die gesammten Kräfte des burgundischen Herzogs in Anspruch. Ludwig benützte diese Zeit, überfiel den Herzog von Bretagne, zwang ihn, die von ihm eroberten Städte der Normandie herauszugeben und Frieden zu schließen (1468). Von dem Herzoge Karl in Burgund erkaufte der König einen Waffenstillstand um 200,000 Goldthaler. Bevor der Burgunder aber aus Frankreich abgezogen war, verlangte Ludwig eine persönliche Zusammenkunft, welche zu Peronne stattfand. Diese zog sich länger hinaus, als Ludwig gedacht hatte und die Lütticher, welche der heimtückische König gegen seinen Vetter von Burgund aufhetzte, griffen früher zu den Waffen, als er erwartete. So kam es, daß, während Ludwig zu Peronne in der Gewalt seines Feindes war, dieser die Nachricht von dem Wiederausbruche des Aufstandes der Lütticher und von der Gefangennahme französischer Agenten, durch welche derselbe herbeigeführt worden war, erhielt. Der Herzog

Karl von Burgund gerieth darüber in solche Wuth, daß er Gastrecht und Völkerrecht gänzlich vergaß und den König einsperren ließ. Der Grimm des Burgunders war aber nicht blind. Nachdem er Ludwig XI. einen starken Schrecken eingejagt und drei Tage lang zwischen Furcht und Hoffnung hatte schweben lassen, ließ er sich wieder besänftigen. Der König mußte mit ihm selbst gegen die Lütticher zu Felde ziehen und erlangte erst nach längerer Zeit seine volle Freiheit wieder. Ludwig XI. bewies durch die großen Gefahren, in welche er sich in Folge seiner zahlreichen Betrügereien stürzte, die Wahrheit des Sprichworts: „Der gerade Weg ist der beste.“ Die vielen krummen Pfade, die er selbst einschlug, ertödtete in seiner ganzen Umgebung das schwache Gefühl für Recht und Ehre, welches sie noch hegte. Kein König von Frankreich hatte so viele Verräther in seiner Nähe, als er. Sein Bruder Karl Herzog von Berry, die Herzoge von Bretagne und Burgund, der Connetable St. Pol, der Minister La Balüe, ein großer Theil des französischen Adels und viele Beamte waren Jahre lang in einer geheimen Verschwörung gegen den König. Wie Ludwig XI. Spione in der Bretagne, in Burgund und unter den Verbündeten seines Bruders Karl, so hatten diese die ihrigen im Cabinette und am Hofe Ludwig's und wie die Geheimnisse seiner Feinde dem Könige, so wurden auch dessen Anschläge und Pläne verrathen.

Kaum hatte sich Ludwig XI. aus den Klauen des Burgunders losgewunden, als er die längst gehegte Absicht, seine Feinde einzeln zu vernichten, von neuem verfolgte. Er verlieh seinem Bruder Karl das Herzogthum Guienne, in der Hoffnung, ihn dadurch an sich zu fesseln und von den Herzogen von Burgund und von Bretagne zu trennen (1468). Allein dem Könige war Betrug und Arglist dermaßen zur anderen Natur geworden, daß er nicht offen und redlich handeln konnte, selbst dann nicht, wenn nur Gewissenhaftigkeit ihn zum Ziele seiner Wünsche führten. Ohne Winkelzüge konnte Ludwig seinem Bruder die Guienne nicht übergeben. Er riß davon bedeutende Theile ab und verstimmte gleich anfangs dadurch seinen Bruder, statt ihn zu gewinnen. Zwar gab er auf des Herzogs Klage den losgetrennten Theil heraus, allein er hatte doch wieder bekundet, wie wenig ihm zu trauen sei. Später hielt er seinen Bruder mit mannichfaltigen Heirathsaussichten hin, indem er befürchtete, Karl möchte Marie von Burgund heirathen und dadurch ihm noch gefährlicher werden. Um dem Herzoge von Bretagne und anderen Großen des Reiches Fallen zu stellen, gründete Ludwig XI. den Sternenorden, in dessen Statuten sich die Ritter zu einem unbedingten Gehorsam verpflichteten. Wer den Orden annahm, wurde dem Könige in einem weit höhern Maße, als zuvor, dienstpflichtig, wer ihn ausschlug, setzte sich dem Grimme des mächtigen Herrschers blos. In beiden Fällen glaubte Ludwig gewonnen zu haben. Allein er täuschte sich; die einzige Folge aller seiner Ränke war ein gesteigertes Mißtrauen, welches ihm die größten Verlegenheiten und Gefahren bereitete. Im Jahre 1471 ergriff der Herzog von Burgund wiederum die Waffen. Ein neuer Bund war insgeheim wider den König geschlossen worden. Engländer, Burgunder, Bretagner und Gascogner sollten von allen Seiten gegen ihn ziehen. Doch nicht Alle rückten, gleich dem Burgunder, wirklich in's Feld. Der Herzog Karl von Burgund mußte froh sein, durch einen dreimonatlichen Waffenstillstand, nach Verlust der Städte St. Quentin und Amiens, der schlimmen Lage, in die er sich versetzt hatte, zu entgehen. Unter allen Verbündeten war keiner dem Könige so gefährlich, als sein Bruder Karl, Herzog von Berry. Kurz nach dem mit dem Burgunder abgeschlossenen Waffenstillstande starb Karl zugleich mit seiner Buhlerin, der Frau von Monsoreau, an dem Gifte, welches ihnen in einer Pfirsche beigebracht worden war (1472). Der Beichtvater des Herzogs, der Abbé von St. Jean d'Angely und Heinrich de la Roche, des Herzogs Haushofmeister, wurden ver=

haftet und machten Aussagen, welche den König anschuldigten. Der Herzog von Bretagne, in dessen Gewalt jene beiden des Mordes verdächtige Personen gelangten, wagte es nicht, mit Nachdruck die Untersuchung führen zu lassen. Später schickte der König Commissär nach der Bretagne. Kurz darauf wurde der Beichtvater todt in seinem Gefängnisse gefunden. Was aus Heinrich de la Roche geworden ist, weiß man nicht. Die Commissäre wurden vom Könige reichlich belohnt. Die Ermordung des Herzogs Karl wurde allgemein dem Könige zugeschrieben. Niemand wünschte den Tod des Herzogs so lebendig als er, Niemand war eines solchen Verbrechens fähiger. Wer sollte außer Ludwig dem Herzoge Karl nach dem Leben gestrebt haben? Zwar ließ der heuchlerische König in allen Kirchen für seinen Bruder beten. Er führte sogar ein besonderes, an die s. g. Jungfrau Maria gerichtetes Gebet bei dieser Gelegenheit ein; doch von jeher suchten Pfaffen und Pfaffenknechte durch derartige Aeußerlichkeiten die verdummten Massen zu täuschen.

Nachdem Ludwig XI. seinen Bruder Karl nicht mehr zu fürchten hatte, brach er offen mit dem Herzoge von Burgund, den er bis dahin durch Unterhandlungen hingehalten. Dieser warf ihm öffentlich die Vergiftung des Herzogs von Berry vor. Der Krieg wurde von beiden Theilen mit furchtbarer Grausamkeit geführt. Damals zeichneten sich bei der Belagerung von Beauvais die Frauen dieser Stadt und unter ihnen besonders Johanna Hachette aus, welche den Burgundern, als sie schon die Mauer erklommen hatten, ihre Fahne abnahm und dadurch die Stadt rettete. Der Herzog Karl von Burgund, welcher sich von allen seinen Mitverbündeten verlassen sah, schätzte sich glücklich, einen Waffenstillstand zu erlangen.

Ludwig XI. hatte jetzt wenig oder nichts mehr von den aufständischen Großen seines Reiches zu fürchten. Doch seine Herrschsucht ruhte nicht. Seit dem Jahre 1461 war er im Besitze der Grafschaften Roussillon und Cerdagne, welche ihm verpfändet worden waren. Der König Don Juan von Aragon, der mit den Engländern, Burgundern und Gascogniern im Bunde gewesen war und, während Ludwig im Felde gegen Karl den s. g. Kühnen von Burgund stand, einige Städte von Roussillon und namentlich Perpignan erobert hatte, fand sich allein der ganzen Macht des Königs von Frankreich gegenüber. Wie gewöhnlich ließ es aber Ludwig nicht zu einer Schlacht kommen, vielmehr verstand er es, durch Unterhandlungen und Ränke sich mehr und mehr in Roussillon festzusetzen.

Die Herzoge von Burgund und von Bretagne hatten zwar in dem Bruder des Königs, dem Herzoge Karl von Berry, ihren einflußreichsten Verbündeten verloren; da sie jedoch den König jedweder Schandthat fähig hielten, setzten sie, ungeachtet aller Friedensschlüsse und Waffenstillstände, ihre Umtriebe wider Ludwig XI. fort. Schon im Jahre 1474 schlossen sie einen neuen Vertrag unter sich und mit dem Könige Eduard IV. von England ab. Auch der Connetable, Graf von St. Pol, nahm an diesem Bunde Theil. Doch auch diese, wie alle früheren Verbindungen gegen Ludwig, verfehlte ihren Zweck, weil die Verbündeten sich gegenseitig zu überlisten suchten. Der Herzog Karl von Burgund mischte sich in die Streitigkeiten der kölnischen Kurfürstenwahl ein und als er sich von dieser endlich losgewunden hatte, verwickelte ihn Ludwig in einen Kampf mit den Schweizern, in deren Folge Karl, der s. g. Kühne von Burgund, drei furchtbare Schlachten, (bei Granson, Murten und Nancy) und sein Leben verlor (1477)*). Mit dem Könige von England fand sich Ludwig XI. durch Geld ab. Den Connetable von St. Pol ließ er hinrichten (1475). Seinen Minister La Balüe hatte er, weil er Cardinal war, nur in einen eisernen Käfig einsperren lassen, welchen dieser Prälat für seine Feinde erfunden. In diesem engen Gefängnisse wurde La Balüe elf Jahre lang, bis 1480, gehalten.

*) Siehe oben § 31.

Der Tod des Herzogs Karl von Burgund, über welchen Ludwig XI. seine Freude in unanständiger Weise kund that, gab diesem herrschsüchtigen und schlauen Könige willkommene Gelegenheit, seinen Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Er umstrickte die unmündige burgundische Erbtochter mit einem Netze von Ränken. Obgleich sein Sohn Karl erst acht Jahre und Marie zwanzig zählte, gab er doch vor, sie mit dem Dauphin vermählen zu wollen. Er dachte allerdings selbst nicht ernstlich an die Ausführung dieses Planes; allein er hoffte dadurch den ihm sehr unbequemen Nebenbuhler, Maximilian von Oesterreich, aus dem Felde zu schlagen. Sehr richtig bemerkte bei dieser Gelegenheit eine Hofdame vor den flandrischen Ständen: „Wir brauchen kein Kind, sondern einen Ehemann." Die Worte gaben den Ausschlag. Die Stände befürchteten weniger von Maximilian von Oesterreich, als von dem Könige der Franzosen und bestimmten Marien, ihre Hand dem Oesterreicher zu geben. Der französische Theil der burgundischen Länder: das Herzogthum Burgund, die Grafschaft Artois und die Picardie fielen dem Könige von Frankreich fast ohne Schwertstreich zu. Ueber die Franche Comté und die Stadt Cambray wurde aber gestritten. Die übrigen Länder des Herzogs von Burgund kamen durch Marie an das Haus Oesterreich. Maximilian und Ludwig XI. waren beide schlechte Krieger, allein der Franzosenkönig war dem deutschen Erzherzoge an Schlauheit bei weitem überlegen. In der Schlacht von Guinegate, im Jahre 1479, behauptete Maximilian das Schlachtfeld. Er erlitt aber bedeutende Verluste und verstand es nicht, seinen Sieg zu benützen. Zum Glücke für ihn wurde Ludwig immer hinfälliger. Im Jahre 1481 wurde er vom Schlage gerührt und litt von dieser Zeit an einer Krankheit, welche der Beschreibung nach keine andere als die fallende Sucht war. Sein Argwohn und Menschenhaß steigerten sich noch mehr. Er lebte noch zurückgezogener als zuvor, in seinem Schlosse Plessis les Tours. Tag und Nacht von Angst und Schrecken gequält, ließ er die Thore durch Gitter, die Fenster durch Eisenspitzen verwahren. Rings umher wurden Fußangeln gelegt, damit Niemand sich dem Schlosse ohne Gefahr annähern könne. Eine Menge Galgen, welche er aufrichten ließ, bildeten die äußeren Verzierungen des Schlosses. Einige wenige, allgemein verabscheute Offiziere wohnten mit ihm darin. Der Eingang führte nur durch ein niederes und enges Pförtchen. Mit Mühe konnten selbst die angesehensten Personen Zutritt zum Könige erhalten. Sie mußten sich vorher auf's Schärfste untersuchen lassen. Sogar seine nächsten Verwandten konnten sich dieser schmachvollen Maßregel nicht entziehen. Mit krampfhafter Zähigkeit hielt er die Zügel der Regierung fest. Selbst wenn er unfähig war, irgend etwas zu fassen und zu verstehen, ließ er sich alle wichtigen Staatspapiere vorlesen und wenn er keine verständigen Anordnungen treffen konnte, schickte er Eilboten mit den unerwartetsten und sonderbarsten Befehlen ab. Das französische Volk sollte fühlen, daß er noch herrsche. Diesem Krankheitszustande hatte Maximilian von Oesterreich mehr als seinem eigenen Geschicke den Frieden zu danken, welcher zu Arras abgeschlossen wurde. Margaretha, Maximilian's Tochter, sollte Ludwig's XI. Sohn, den Dauphin Karl heirathen, die Freigrafschaft und die Grafschaften Artois, Auxerrois und Charolais sollten die Aussteuer bilden (1482).

Wenn die Ceremonien der katholischen Kirche, Fürbitten, Reliquien und anderer Unsinn einem Menschen die Gesundheit wiederherstellen könnten, so hätte Ludwig XI. nicht so elend hinsiechen müssen. Er ließ Mönche und Nonnen, Geistliche und Eremiten für sich beten, ließ sich ein zweitesmal salben und bedeckte sich mit Reliquien, die er aus ganz Frankreich, Deutschland und Italien verschrieb. Der Sultan Bajazet II. versprach ihm alle Reliquien von Constantinopel, falls er seinen Bruder Zizim in Frankreich zurückhalten wollte, und der Pabst schickte ihm das Meßtuch, auf welchem angeblich Peter der Apostel

die Messe gesungen haben soll. Natürlich verbesserte sich dadurch die Gesundheit des Königs nicht. Sein Zustand wurde immer bedenklicher. Der mächtige Despot der Franzosen hatte eine solche Furcht vor dem Tode, daß er nicht einmal das Wort aussprechen hören konnte. Er befahl daher seinen Umgebungen für den Fall, daß er hoffnungslos verloren sein sollte, ihm nur zu sagen: „Sprecht wenig." Diese verhängnißvollen Worte mußte er im Jahre 1483 hören. Ludwig XI. starb, wie er gelebt hatte, im finstersten Aberglauben und als fluchwürdiger Herrscher, umgeben von dem Henker Tristan und seinem Arzte Cottier, welcher ihn, den Tyrannen Frankreich's, bis zum Ende seiner Tage tyrannisirte und aussog. Ludwig XI. glaubte, daß er ohne seinen Arzt keinen Tag länger leben könne. Daher ließ er sich von ihm jede Unbill gefallen und zahlte ihm unermeßliche Summen, welche der habgierige Sohn Aesculap's von ihm verlangte.

Ludwig XI. hatte seine erste Gemahlin zu Tode gequält, er war seiner zweiten, der Charlotte von Savoyen, ein untreuer und hartherziger Gatte. Von den sechs Kindern, die sie ihm gebar, überlebten den Vater nur Karl und zwei Töchter. Die ältere, Anna, war an Peter von Bourbon, Herrn von Beaujeu, die jüngere, Johanna, an Ludwig von Orleans, den nachmaligen Ludwig XII., vermählt.

Ludwig XI. vereinigte zwar mehrere Provinzen mit Frankreich: die Provence, nach dem Tode des Herzogs Renatus von Anjou; die Guienne, nach Ermordung des Herzogs Karl von Berry, des Bruders Ludwig's; das Herzogthum Alençon, nachdem er dessen Besitzer hatte hinrichten lassen; einen ansehnlichen Theil des burgundischen Reiches, nachdem er den Herzog Karl mit den Schweizern und mit dem Herzoge von Lothringen in den Krieg verwickelt, der ihm den Tod bereitete; und Roussillon und Barrois, nachdem er sich dieser Provinzen durch Hinterlist bemächtigt hatte. Er beugte die Großen des Reiches unter sein eisernes Joch und verbreitete die Ruhe des Kirchhofs über ganz Frankreich. Er wurde das Vorbild aller späteren Despoten der Christenheit. Er war in der Wirklichkeit, was Machiavelli nur in der Theorie gewesen: Meister in der Kunst des Betrugs und der Bedrückung. Seine Grausamkeit war von der raffinirtesten Art. Als er den Herzog von Alençon köpfen ließ, mußten dessen Kinder unter dem Schaffotte der Hinrichtung beiwohnen. Der König hatte befohlen, die Bretter nur lose zu verbinden, so daß das Blut des Vaters auf seine Söhne niederrieselte.

§ 56. Karl VIII. und Ludwig XII. (1483—1515).

Carl VIII. war von seiner älteren Schwester, der Frau Anna von Beaujeu, einfach und in großer Abgeschlossenheit erzogen worden. Der Vater befürchtete, sein Sohn könne gegen ihn dieselbe Stellung einnehmen, welche er dem seinigen gegenüber behauptet hatte. Ludwig XI. wollte daher nicht, daß Carl eine gründliche Bildung erwerben sollte und begnügte sich, ihm den Grundsatz seiner Regierung: „wer sich nicht verstellen kann, kann nicht regieren," einzuschärfen. In der ersten Zeit herrschte Frau von Beaujeu, welche dreizehn Jahre älter, als der dreizehnjährige König war, in dessen Namen über das Reich. Vergebens suchten die Königin Wittwe und der Herzog von Orleans ihr die Zügel der Regierung zu entreißen. Die Königin Charlotte starb schon bald und der Herzog von Orleans mußte dem übermächtigen Einflusse, welchen die Schwester über ihren Bruder besaß, weichen. Anna von Beaujeu machte sich bei dem Volke dadurch beliebt, daß sie die verhaßten Schergen Ludwig's XI., namentlich den vormaligen Barbier Olivier Le Daim und den Arzt Cottier bestrafte. Sie versammelte im Jahre 1484 die Stände des Reiches in Tours, führte mehrere Ersparnisse ein und suchte das Joch, welches Ludwig dem französischen Volke

auferlegt hatte, etwas leichter zu machen. In der Bretagne herrschte noch immer der Herzog Franz II. Dieser schloß (1486) zu Brügge mit Maximilian von Oesterreich einen Vertrag dahin, daß beide die Waffen nicht niederlegen sollten, bis der König der Franzosen seine schlimmen Rathgeber entfernt hätte. Derselbe war zunächst gegen Anna von Beaujeu gerichtet. Doch Maximilian hatte weder für Geld, noch für ein Heer Sorge getragen, um seinen Worten Nachdruck geben zu können. Einer Verschwörung mehrerer Großen des Reiches begegnete die Regentin mit solchem Nachdrucke, daß die Unzufriedenen bald sich zur Ruhe begeben mußten. Nur der Herzog von der Bretagne, zu welchem sich der Herzog Ludwig von Orleans flüchten mußte, stand ihr noch bewaffnet gegenüber. Doch auch er mußte bald schon (1488) versprechen, die der Regentin unangenehmen Fremden aus dem Herzogthume zu vertreiben und seine Töchter nicht ohne Zustimmung des Königs zu verehelichen. Kurz nach Abschluß dieses Vertrages starb der Herzog und hinterließ keinen männlichen Nachkommen.

Seine beiden Töchter, von denen die älteste, Anna, noch nicht volle vierzehn Jahre zählte, waren nicht im Stande, ihrem eigenen Willen oder den Wünschen der Bretagner Folge zu leisten. Die Regierung Frankreich's war damals sehr stark. Anna von Bretagne, eine der wünschenswerthesten Erbtöchter ihrer Zeit, war schon von ihrem Vater dem Erzherzoge Maximilian zugesagt worden. Von den Gefühlen ihres Vaters beseelt, ließ Anna ihrem Bräutigam zu wissen thun, daß sie bereit sei, ihm ihre Hand zu reichen (1490). Statt zu seiner von allen Seiten mit Anträgen bestürmten Braut zu eilen und sie heimzuführen, schickte Maximilian nur Botschafter an sie ab. Dem vornehmsten derselben wurde die jugendliche Anna von Bretagne kirchlich angetraut, und um die Comödie der Vermählung so schlagend als möglich zu spielen, legte sich der Stellvertreter des österreichischen Hauses sogar mit einem nackten Beine zu der unglücklichen Braut in's Bette, die Vollmacht seines Herrn in der Hand. Allein es war eben doch nur eine Comödie und keine wirkliche Vermählung. Karl VIII., welcher mittlerweile das Alter von ein und zwanzig Jahren erreicht hatte, und für Maximilian's Tochter, Margaretha, zu Paris erzogen worden war, änderte plötzlich seine Absichten. Er hielt es für vortheilhafter, Anna von Bretagne, welche über die Schlaffheit des ihr, nur zum Scheine, angetrauten Habsburgers, mit Recht entrüstet war, selbst zur Gattin zu nehmen. Um ihr süße Gewalt anzuthun, rückte Carl, an der Spitze eines Heeres, nach der Bretagne. Anna leistete keinen Widerstand. Maximilian verlor seine Braut und erhielt dafür seine Tochter zurück (1491). Maximilian ergoß sich in grimmigen Redensarten, erklärte Frankreich den Krieg, führte ihn aber mit seiner gewöhnlichen Schlaffheit und war daher sehr zufrieden, als ihm Karl VIII. einen Theil der Grafschaft Artois und die Freigrafschaft (Franche-Comté) abtrat (1493). Niemals würde Maximilian mit den Waffen in der Hand diese Provinzen gewonnen haben. Doch Karl ging mit weiter aussehenden Plänen um. Diesen opferte er nicht blos die beiden eben genannten Grafschaften, sondern auch Roussillon auf, was er dem Könige Ferdinand von Aragonien überließ.

Karl VIII. wollte, nach dem Vorbilde Alexander's und Carl's, des s. g. Großen, ein Eroberer werden. Italien war das erste Ziel, nach dem er strebte. Von da gedachte er, nach Constantinopel überzusetzen, die Türken aus Europa zu vertreiben und das oströmische Reich wieder herzustellen. Derselbe Renatus von Anjou, welcher die Provence beherrscht, hatte auch Ansprüche auf die Krone von Neapel gehabt. Da sich Ludwig XI., obgleich mit sehr zweifelhaftem Rechte, der Provence bemächtigt hatte, glaubte Karl VIII., die Krone von Neapel in Anspruch nehmen zu dürfen. Bei der Geschichte Italien's haben

wir den Feldzug beschrieben, welchen Carl VIII. gegen Neapel unternahm. Es bleibt uns hier nur Weniges nachzuholen.

In Mailand traf Karl VIII. mit Ludwig, dem Mohren, dem Beherrscher des mächtigsten Reiches Oberitalien's zusammen (1494). Er wurde dort mit großer Pracht empfangen und wußte nichts besseres zu thun, als bei dem ersten Besuche, den er der Gemahlin des Tyrannen abstattete, mit ihr französisch zu tanzen. Dem Beispiele des Königs folgten alle seine Ritter, so daß sich der ceremoniöse Empfang in ein Tanzvergnügen umwandelte. Der Ton, den der junge König anschlug, gefiel seinen Kriegern nicht übel. Das ganze Heer fing an zu tanzen, zu jubeln und zu prassen. Die Kehrseite dieser Festlichkeiten zeigte sich schon bald in Pavia, woselbst Johann Galeazzo Sforza, in dessen Namen Ludwig der Mohr das mailändische Reich beherrschte, gefangen gehalten wurde. Karl fand seinen Vetter auf dem Krankenlager. Umsonst flehten dessen Blicke und die ergreifenden Worte seiner herbeigeeilten Gattin den König um Hülfe an. Wenige Tage darauf starb der Gefangene an dem Gifte, das ihm der Bundesgenosse Karl's VIII., Ludwig der Mohr, mischte. Von der Redlichkeit und der Unterstützung dieses Ungeheuers hing der ganze Kriegszug Karl's VIII. ab. Jeden Augenblick war Ludwig der Mohr im Stande, die Landverbindungen des französischen Heeres mit Frankreich zu unterbrechen. Karl VIII. konnte nicht erwarten, von den Beherrschern Mailand's besser behandelt zu werden, als dessen Neffe, Johann Galeazzo. Er verfuhr daher höchst thöricht, indem er nach Neapel vorrückte, ohne festen Fuß im obern und mittlern Italien gefaßt zu haben. Ein zweiter großer Fehler, dessen sich der König schuldig machte, war, daß er dem Herzoge Ludwig von Orleans den Oberbefehl über diejenigen Truppen ertheilte, welche dem Hauptheere zum Ersatze seiner Verluste nachgeführt werden sollten. Als Enkel jener Valentina Visconti, welche, beim Aussterben der männlichen Linie dieses Hauses, den nächsten erbrechtlichen Anspruch auf Mailand besaß, dachte der Herzog von Orleans mehr daran, das Land zu erobern, auf welches er selbst Ansprüche zu haben glaubte, als, den ihm ertheilten Weisungen zufolge, die Eroberung Neapel's zu sichern.

Karl VIII. wagte es eben so wenig dem Pabste Alexander VI., als dem Tyrannen Mailand's kräftig entgegen zu treten, obgleich er bei ruhiger Erwägung der Verhältnisse, erkennen mußte, daß er, trotz aller abgeschlossenen Verträge, an beiden keine redlichen Bundesgenossen, vielmehr Feinde habe, welche, bei der ersten Gelegenheit die Larve der Freundschaft abwerfen würden. Hatte doch der anmaßliche Stellvertreter Christi auf Erden dem Sultan Bajazet II. den Antrag gestellt, sich mit ihm gegen die Franzosen zu verbinden. Sobald die Lage Karl's VIII. bedenklich wurde, wandten sich alle seine scheinbaren italienischen Bundesgenossen von ihm ab und er hatte es nur der Tapferkeit seiner Getreuen und der Ausdauer der Schweizer zuzuschreiben, daß er lebendig nach Frankreich zurückkehrte. Unter seinen Feldherren zeichnete sich besonders Tremouille, der Ritter ohne Furcht und Tadel, aus. In der Schlacht am Taro, oder bei Fortenuova war Karl VIII. zweimal von Feinden umringt und konnte nur mit großer Anstrengung gerettet werden. Die einzigen Folgen des so lustig begonnenen neapolitanischen Feldzugs bestanden in dem fast gänzlichen Untergange des französischen Heeres und einem erhöhten Abgabendrucke, durch welchen die Kosten des Krieges gedeckt werden sollten.

Als Karl VIII. nach Frankreich zurückkehrte (1496), fand er sich um mehrere Provinzen ärmer, die er an Ferdinand den Katholischen und Maximilian von Habsburg abgetreten hatte, ohne daß diese beiden Fürsten die Bedingungen gehalten hätten, unter welchen ihnen diese Zugeständnisse gemacht worden waren. Den Sperling in der Hand hatte Karl VIII. aufgegeben, die Taube auf dem Dache war ihm entflogen. Der spanische

Botschafter war frech genug, in des Königs Gegenwart den Vertrag zu zerreißen, durch welchen Roussillon an Ferdinand den Katholischen überlassen worden war, natürlich, ohne daran zu denken, diese Grafschaft zurückzugeben. Im Gegentheil griff der Aragonier den König von Navarra, welcher unter französischem Schutze stand, an, und rückte in Languedoc ein.

So sehr der junge König von Frankreich wünschte, seine italienischen Pläne zu verfolgen, hatte doch sein Volk dessen Eroberungssucht zu schwer gebüßt, um ihn bereitwillig zu unterstützen. Er suchte zuerst, die bevorzugten Stände zu den Lasten des Staates herbeizuziehen, stieß aber auf einen so heftigen Widerstand, daß er seine Absicht nicht durchführen konnte.

Während die letzten Reste des einst so siegestrunkenen französischen Heeres im elendesten Zustande aus Italien zurückkehrten, starb Karl VIII. (1498) zu Amboise. Er hatte sich den Kopf an der Thüre einer düsteren Galerie angestoßen, fiel bald darauf bewußtlos nieder und blieb neun Stunden lang an derselben Stelle liegen, ohne daß irgend Jemand Geistesgegenwart und Menschenliebe genug gehabt hätte, sich seiner anzunehmen.

Karl VIII. konnte auch mit Cäsar sagen: „Ich kam, sah und siegte." Allein seinem Siege folgte die Niederlage und dieser der Tod auf dem Fuße nach. Möchten alle Eroberer ihre wilde Lust büßen, wie Karl VIII., und so hülflos enden, wie er!

Ludwig XII., welcher Karl VIII. auf dem französischen Throne folgte, war der Enkel jenes Herzog Ludwig von Orleans und Bruder Karl's VI., welcher von dem Herzoge von Burgund ermordet wurde. Von seiner Großmutter Valentina Visconti leitete er Ansprüche auf das mailändische Reich ab und stürzte dadurch Frankreich in ähnliche Kriege, wie sein Vorgänger Karl VIII.

Als junger Mann hatte er sich um die Hand der Erbtochter Anna von Bretagne beworben. Seine erste That als König war, sich von seiner Gemahlin Johanna, der Tochter Ludwig's XI., mit der er achtzehn Jahre lang vermählt gewesen war, scheiden zu lassen, um der Wittwe Karl's VIII., Anna von Bretagne, die Hand zu reichen. Er hatte gehofft, Johanna werde der Scheidung keine Hindernisse in den Weg legen. Er täuschte sich aber. So geduldig seine Gattin auch bisher jede Unbill von ihm hingenommen hatte, wollte sie doch nicht zugeben, daß sie, wie ihr Gatte behauptete, unfähig sei, Kinder zu gebären. Die anstößigsten Verhandlungen wurden gepflogen, und alle Geheimnisse des ehelichen Lebens aufgedeckt. Die allgemeine Stimmung in Frankreich war entschieden gegen die Scheidung, und als dessenungeachtet die niedergesetzte Commission zu Gunsten des Königs ihr Urtheil sprach (1499), konnte Ludwig XII. nur durch strenge Strafen die Prediger und Doktoren zum Schweigen bringen. Um die Scheidung von Johanna durchzusetzen, mußte Ludwig dem Pabste, Alexander VI., bedeutende Zugeständnisse machen. Er verlieh dessen Sohne, dem berüchtigten Cäsar Borgia, das Herzogthum Valence, von welchem dieses Ungeheuer den Namen Herzog von Valentinois trug. Johanna von Frankreich mußte der bretagnischen Erbtochter, Anna, weichen. Ludwig XII. vertauschte eine sanfte und nachsichtsvolle Gattin mit einer herrischen und selbstsüchtigen Lebensgefährtin, welche in den Angelegenheiten ihres Herzogthumes alle Einmischung des Königs ausschloß, selber aber, namentlich in allen kirchlichen Angelegenheiten, einen sehr verderblichen Einfluß auf Ludwig XII. ausübte, indem sie bei den Streitigkeiten, in welche ihr Gemahl später mit dem Pabste gerieth, Ludwig abhielt, mit dem erforderlichen Nachdrucke dem Oberpfaffen entgegen zu treten und dem Könige dadurch die schlimmsten Verlegenheiten bereitete.

Die Kriege, welche Ludwig XII. in Italien führte, haben wir schon bei der Geschichte Italien's dargestellt. Es gereicht Ludwig zur ewigen Schande, daß er sich, im Laufe der-

selben, mit den schlechtesten Menschen seiner Zeit, dem Pabste Alexander VI. und dessen Sohne, Cäsar Borgia, verband. Mit französischen Truppen führte der verruchte Mensch, den Ludwig XII. zum Herzoge von Valentinois erhoben hatte, seine Eroberungskriege in Italien.

Ludwig's XII. liebster Rathgeber und einflußreichster Minister war Georg von Amboise, ein Pfaffe, welcher, nachdem er den Cardinalshut erlangt hatte, mit aller Gewalt Pabst werden wollte, diesem Plane alle Streitkräfte Frankreich's dienstbar machte und die Absichten seines Königs unterordnete. Ferdinand der Katholische von Aragon, führte den französischen König, so lange er lebte, an der Nase herum und war frech genug, als ihm mitgetheilt wurde, Ludwig XII. habe sich beklagt, von ihm zweimal getäuscht worden zu sein, zu erwiedern: „Zweimal! Er hat gelogen, der Trunkenbold, denn ich habe ihn mehr als zehnmal betrogen!“

Ludwig war eben so unglücklich in den Kriegen, welche er gegen Ferdinand den Katholischen führte, als in den Unterhandlungen, die er mit ihm pflog. Im Vertrage von Blois (1504) kam man überein, daß die älteste Tochter Ludwig's XII., Claudia, welche damals fünf Jahre zählte, Karl von Luxemburg, den nachmaligen Kaiser Karl V., welcher vier Jahre alt war, heirathen sollte. Zugleich wurde auch der Grund zu einem Bündnisse gegen die Venetianer gelegt. Dieses wurde später zu Cambray bestätigt und erweitert. Die Heirath zwischen Claudia und Karl von Luxemburg kam aber nicht zu Stande, indem Ludwig noch in demselben Jahre seine Tochter dem muthmaßlichen Thronfolger, dem Grafen von Angouleme, zusagte. Diese Verletzung des Vertrags von Blois hielt den Kaiser Maximilian und Ferdinand den Katholischen nicht ab, im Vereine mit Ludwig XII., ihre herrschsüchtigen Pläne zu verfolgen. Ludwig konnte, ungeachtet der Tapferkeit seiner Krieger und der Geschicklichkeit seiner Feldherren in Italien nichts ausrichten, weil ihn entweder der Spanier täuschte, oder der Oesterreicher im Stiche ließ. Seine Siege wurden selbst zu Niederlagen dadurch, daß er, aus Furcht vor dem Pabste, von seinen Waffen keinen nachhaltigen Gebrauch machte. Die verbündeten Könige von Spanien und Deutschland wirkten ihm, sei es unter der Maske der Freundschaft, wie in den italienischen Kriegen, oder in offenem Felde entgegen. Sie reizten den König Heinrich VIII. von England (1514) wider ihn zum Kriege, so daß nachdem Ludwig XII. eine Zeit lang in fremdem Gebiete gekämpft, er, gegen das Ende seines Lebens Mühe hatte, seine Feinde vom französischen Boden zu vertreiben. Im Jahre 1514 starb seine zweite Gemahlin, Anna von Bretagne. Sie hatte, als Ludwig seine verunglückte Kirchenversammlung in Pisa abhielt, verhindert, daß die Bischöffe von der Bretagne daran Antheil nahmen und war so tief in den Aberglauben versunken, daß sie zu den vielen Orden unglücklicher Nonnen noch einen neuen hinzufügte, angeblich „zur Ehre der Stricke Christi“, dem sie den Namen der Strickträgerinnen (Cordelières) ertheilte. Zum Glücke für Ludwig XII. starb dessen bitterster Gegner, der Pabst Julius II. Ludwig mußte aber, um Frieden zu erlangen, die von ihm beabsichtigte Kirchenversammlung von Pisa aufgeben, Mailand und Italien räumen und überdies dem Pabste einige Zusicherungen in Betreff der pragmatischen Sanction machen. Um Ferdinand den Katholischen zum Frieden zu bestimmen, mußte ihm Ludwig versprechen, ihn in seinen navarrischen Eroberungen nicht zu stören. Mit Heinrich VIII. söhnte er sich aus, indem er dessen Schwester, die achtzehnjährige Maria, ehelichte, und ihm die Stadt Tournai abtrat. Seine dritte Ehe mit der jugendlichen Maria brachte dem alternden Könige den Tod. Aus Rücksicht für sie änderte der dreiundfünfzigjährige Gatte seine Lebensweise. Er mußte länger aufbleiben, als ihm gut war, und anstrengenden Festlichkeiten beiwohnen, statt der Ruhe zu pflegen. Ludwig XII. starb am ersten Januar 1515.

Feile Schmeichler haben ihn „Vater des Volks" genannt. In der That war er aber sein ganzes Leben hindurch ein leichtfertiger, eitler und herrschsüchtiger Mensch, dem es zwar nicht an einer gewissen Gutmüthigkeit, wohl aber an Scharfblick, Ausdauer und kriegerischen Talenten gebrach. Hätte er den Krieg sorgfältig vermieden, und seine besseren Eigenschaften ausschließlich der inneren Verwaltung seines Reiches gewidmet, so hätte er doch den ehrenvollen Namen eines „Vaters des Volkes" nicht verdient, weil, um an Millionen Vaterstelle zu vertreten, mehr erforderlich ist, als eine gewisse Sparsamkeit, welche Ludwig XII. allerdings vor vielen anderen Königen auszeichnete. Durch die Kriege, in welche er sich stürzte, verbreitete er aber mehr Jammer und Elend über das französische Land, als seine Gutmüthigkeit und Sparsamkeit wieder gut machen konnten.

Die Geschichte seines Nachfolgers, Franz I., welcher nur zwei Jahre lang, während des Zeitraums, an dem wir stehen, herrschte, behalten wir dem nächsten Buche vor.

Fünfter Abschnitt.

England, Schottland und Irland.

§ 57. Eduard I., Eduard II. und Eduard III. (1291—1307—1327—1377).

Die drei wichtigsten Theile der englischen Geschichte dieses Zeitraums bilden die Kriege mit Frankreich, die Zerwürfnisse mit Schottland und die inneren Angelegenheiten des Landes, namentlich die Entwickelung der Staatsverfassung. Die Kriege England's mit Frankreich haben wir im vorigen Abschnitte ausführlich beschrieben, die Streitigkeiten mit Schottland, welche meistentheils auf schottischem Boden ausgefochten und für die Geschicke dieses Landes weit bedeutungsvoller waren, als für England selbst, werden wir am besten in der schottischen Geschichte mittheilen. Es bleiben uns daher hauptsächlich nur die inneren Angelegenheiten übrig, welche einen besondern Werth dadurch erhalten, daß die Staatsverfassung und die Gesetze, welche daraus hervorgingen, für viele andere Staaten der alten und der neuen Welt einflußreiche Muster wurden. Manche Einrichtungen und Gesetze, deren Grund im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gelegt wurde, sind in späteren Zeiten in eine damals noch nicht gekannte Welt verpflanzt worden, und haben den ersten Anstoß zu den großen Revolutionen gegeben, welche England uud Frankreich in späteren Jahrhunderten neugestalteten.

Weniger, als die meisten gleichzeitigen Staaten Europa's hatte England von auswärtigen Kriegen zu leiden. Denn nur selten betraten fremde Feinde sein Gebiet, und wenn auch die Kriege, welche die englischen Könige auswärts führten, große Opfer an Menschen, Kriegsvorräthen und Geld verschlangen, so griffen sie doch niemals so tief in den Wohlstand und das Glück des Volkes ein, als Kämpfe, welche im eigenen Lande ausgefochten werden.

Die ganze Tücke und Herrschsucht seines Charakters zeigte Eduard I. in den Kriegen, die er mit den Schotten führte. Er mißbrauchte in schändlicher Weise das Vertrauen, welches ihm seine Nachbarn im Norden bewiesen, indem sie ihn zum Schiedsrichter in ihrer

bestrittenen Thronfolge ernannten. Er benützte diese Gelegenheit, die führerlosen und unter sich uneinigen Schotten zu zwingen, seine Oberlehensherrlichkeit anzuerkennen und machte von seiner Gewalt einen so verletzenden Gebrauch, daß sie mit Ungeduld des Augenblicks harrten, da sie das verhaßte englische Joch abwerfen konnten.

Wir haben in der Geschichte Frankreichs * des Krieges erwähnt, welcher im Jahre 1293 zwischen den beiden Staaten diesseits und jenseits des Canals ausbrach. Diese Gelegenheit ergriff Johann Baliol, der König von Schottland, die englische Oberlehensherrlichkeit abzuschütteln. Er wurde aber geschlagen und fiel in englische Gefangenschaft (1296). Als die Schotten (1298) unter Wallace und später (1306) unter Robert Bruce das englische Joch zu brechen versuchten, wurden sie durch die überlegenen Streitkräfte England's bezwungen.

Die vielen Kriege, welche Eduard I. in Frankreich und in Schottland führte, erforderten einen Geldaufwand, zu welchem die gewöhnlichen Einnahmen der englischen Könige nicht hinreichten. Eduard mußte daher häufiger, als seine Vorgänger, das Parlament versammeln, um mit dessen Hülfe neue Steuern zu erlangen. Die Verfassung England's erhielt dadurch größere Festigkeit. Nur diejenigen Personen, welche der König schriftlich einlud, waren berechtigt, an den Verhandlungen des Oberhauses Theil zu nehmen. Da aber diese schriftlichen Einladungen sehr häufig stattfanden, konnten diejenigen Geistlichen und Baronen, welche früher stets geladen waren, später nicht mehr, ohne Anstoß zu geben, umgangen werden und erhielten im Laufe der Zeit das Recht, im Oberhause zu sitzen. Schon zur Zeit Heinrich's III. waren die Mitglieder des Unterhauses gewählt worden. Erst unter Eduard wurden aber diese Wahlen regelmäßig und ordentlich betrieben. Von allen Ständen des Reiches war keiner zäher, Abgaben zu bewilligen, als der geistliche. Um sich gegen den König sicher zu stellen, wirkte der Erzbischof von Canterbury vom Pabste Bonifacius VIII. eine Bulle aus, in welcher dieser freche Oberpfaffe allen Fürsten verbot, ohne seine Zustimmung Steuern von der Geistlichkeit zu erheben, und allen Geistlichen, solchen Auflagen Folge zu leisten. Für den Fall des Ungehorsams drohte er den Fürsten und den Geistlichen mit der Excommunication. Als Eduard I. von der Geistlichkeit den fünften Theil ihres beweglichen Eigenthums verlangte, schützte sie diese Bulle vor und hoffte damit den König aus dem Felde zu schlagen. Doch Eduard verstand es, die Beutel der Geistlichkeit zu öffnen. Nachdem alle gelinderen Maßregeln erfolglos geblieben waren, erklärte er den Pfaffen, daß, da sie die weltliche Regierung nicht unterstützen wollten, sie der Wohlthaten derselben unwürdig seien, und entzog ihnen den Schutz der Gesetze. Er verbot allen Richtern, Klagen von Geistlichen anzunehmen, befahl ihnen aber, Jedermann gegen sie den Rechtsweg offen zu halten. Die Geistlichen empfanden bald sehr schmerzlich, daß sie des weltlichen Schutzes sehr bedürftig seien. Wenn sie ihre Häuser oder Klöster verließen, wurden sie beraubt und ausgeplündert. Nicht lange blieben die Pfaffen bei ihrem Widerstande. Die Gewissensbisse, welche sie, wie sie vorgaben, empfunden hatten, verschwanden. Sie zahlten die verlangte Steuer und waren sehr froh, wieder den Schutz der bürgerlichen Gesetze zu genießen. Eduard hatte vollkommen Recht, die heuchlerischen Pfaffen auf diese Weise zu züchtigen. Allein viele andere Maßregeln, die er ergriff, um Geld zu erpressen, können nicht entschuldigt werden. Er beschränkte die Ausfuhr der Wolle und erhob von derselben vierzig Schillinge für jeden Sack. Er ließ alle Wolle und alles Leder im ganzen Reiche, eine beträchtliche Masse von Waizen, Hafer, Vieh und anderen Heeresbedürfnissen mit Gewalt wegnehmen. Weniger entschieden, als gegen die Geist-

* Siehe Oben § 49.

lichen und das arme Volk, trat Eduard dem Adel gegenüber. Er vermochte nicht, den Marschall und den Constabel des Reiches zu zwingen, ihm Kriegsfolge nach Frankreich zu leisten. Wiederholt mußte Eduard dem Adel seine Vorrechte bestätigen. Dessenungeachtet verletzte er häufig die bestehende Staatsverfassung und die von ihm gegebenen Zusicherungen. Nicht lange vor seinem Tode (1305) ließ er sich von dem Pabste zu Rom aller von ihm geschworenen Eide und übernommenen Verpflichtungen entbinden, augenscheinlich in der Absicht, bei der ersten, günstigen Gelegenheit von dieser Erlaubniß zum Meineide und Treubruch Gebrauch zu machen. Es ist schwer zu sagen, wer verächtlicher ist: der König, der eine solche Erlaubniß nachsucht, oder der Priester, welcher sie ertheilt. Die Religion aber, welche solche Schandthaten fördert und gut heißt, ist nicht die Lehre Christi, ist schlimmer, als jedwedes Heidenthum, welches niemals Treue und Glauben so untergrub, wie die päbstliche Erfindung von der Absolution.

Eduard I. war unstreitig einer der begabtesten Könige England's. Er stellte das, durch die Schwäche seines Vaters verminderte Ansehen der Krone wieder her, verlieh den Gesetzen, obgleich er selbst sie häufig brach, Kraft und Nachdruck, erließ sehr viele und bedeutungsvolle Verordnungen und vollendete die Unterwerfung des Fürstenthumes Wales (Wallis). Er war tapfer, klug, arbeitsam, unternehmend und vorsichtig. Allein alle seine guten Eigenschaften standen im Dienste einer maßlosen Herrschsucht. Obgleich er für seine Person sparsam war, verschwendete er doch zur Befriedigung seiner Leidenschaften größere Summen, als irgend ein englischer König vor ihm. Zum Schimpfe gereicht es ihm, daß er den Tribut, welchen Johann ohne Land zuerst an den Pabst von Rom bezahlte, fort entrichtete, und daß er eine neue Abgabe, welche die Päbste zu seiner Zeit unter dem Namen der „ersten Früchte" einführten, gestattete. Zwar trat Eduard I. den Uebergriffen des Pfaffenthumes in England in mehr als einer Beziehung kräftig entgegen. Indem er eine Verordnung über die todte Hand erließ, verhütete er, daß die schon allzu reiche Geistlichkeit noch weitern Grundbesitz an sich riß. Allein dieses geschah nicht von einem nationalökonomischen Standpunkte aus, sondern nur, um nicht die Abgaben und Dienstleistungen der Leben dadurch zu verlieren, daß sie in geistliche Hände fielen.

Eduard I. starb im neunundsechzigsten Jahre seines Alters und dem fünfunddreißigsten seiner Regierung (1307). Von den vier Söhnen, die ihm seine erste Gemahlin, Eleonore von Castilien, gebar, überlebte ihn nur Eduard. Sie gab ihm noch elf Töchter. Von seiner zweiten Gemahlin, Margaretha von Frankreich, hatte er zwei Söhne und eine Tochter.

Es ist der Fluch der Monarchien, daß begabte Könige von ihren Talenten zum Verderben ihrer Völker und ihrer Nachbarn Gebrauch machen, während schwache und geistlose Fürsten selbst alles das Unrecht leiden müssen, welches die starken Herrscher um sich her zu verbreiten pflegen. Eduard I. war ein kräftiger König und ließ seinen Leidenschaften freien Lauf. Sein Sohn, Eduard II., war schwach und wurde darum das Opfer der Herrschsucht seiner nächsten Verwandten und Großen des Reiches. Nur in Republiken kann das Recht walten, weil nur unter dem Gesetze der Freiheit die Gleichberechtigung aller Menschen möglich ist. Die Monarchien, welche dem Einzelnen eine die menschlichen Kräfte übersteigende Gewalt einräumen, ruhen wesentlich auf Unrecht. Denn alle die Vorrechte, welche der König, seine Familie und die Großen des Reiches besitzen, sind ebensoviele, der Gesammtheit des Volkes entzogene Rechte. Eduard II. verstand es nicht, seine Nachbarn und seine unruhigen Baronen zu schrecken. Nur durch Furcht lassen sich aber gewaltthätige und gewissenlose Menschen zügeln. Eduard II. fing seine Regierung damit an, daß er das Heer, welches sein Vater bis an die Gränzen des Reiches geführt hatte, nachdem er nur eine kurze Strecke in Schottland eingerückt war, wieder entließ.

Hätte er das von seinem Vater an der schottischen Nation verübte Unrecht eingesehen, so wäre es für ihn ehrenvoll gewesen, mit diesem Lande einen dauernden, beiden Reichen vortheilhaften Frieden zu schließen. Allein sein Abzug aus Schottland war nicht strenger Gerechtigkeitsliebe, vielmehr seiner Trägheit und vollständigen Unfähigkeit beizumessen. Obgleich Eduard II., als Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, in der vollen Blüthe des Lebens stand, war ihm doch jede ernste Anstrengung durchaus zuwider. Im Umgange mit Piers Gavaston, dem Sohne eines gascognischen Ritters, vergaß der König gänzlich, daß er höhere und wichtigere Pflichten gegenüber einem ganzen Volke habe, dessen Schicksale in großem Maße von seiner Handlungsweise abhingen. Er überhäufte seinen Günstling mit Reichthümern und Ehrenstellen und vermählte ihn mit seiner Nichte, der Tochter des Grafen von Glocester. Gavaston entwaffnete den Neid aller derjenigen, welche gleich ihm, doch mit geringerem Erfolge, nach des Königs Gunst strebten, weder durch Anspruchslosigkeit, noch durch ein tadelloses Leben. Er war eitel, verschwenderisch, raubsüchtig und, weit entfernt das Nationalgefühl der Engländer zu schonen, sprach er demselben bei jeder Gelegenheit Hohn. Die Zahl seiner Feinde vermehrte sich schnell. Unter ihnen befand sich die Königin Isabella, eine Tochter Philipp's des Schönen, mit welcher Eduard II. sich im ersten Jahre seiner Regierung vermählte. An der Spitze der Unzufriedenen stand der erste Prinz von Geblüte, des Königs Vetter, der Graf Thomas von Lancaster. Eduard II. vermochte es nicht, seinen Günstling vor dessen mächtigen Gegnern zu schützen. Er mußte ihn selbst verbannen und Gavaston schwören, nicht zurückzukehren. Sobald aber die Gefahr des Augenblicks vorüber war, ernannte der König Gavaston zu seinem Statthalter in Irland, ließ seinen Günstling vom Pabste des geschworenen Eides entbinden und rief ihn mit Zustimmung des Parlamentes noch in demselben Jahre wieder nach England zurück (1308). Ein zweiter Aufstand ging weiter, als der erste. Der König ließ sich von den übermüthigen Baronen eine Verordnung abdringen, durch welche er bis auf Michaelis die ganze Staatsgewalt zwölf Personen übertrug, welche von den Prälaten und Baronen gewählt wurden. Diese verbannten Gavaston, setzten eine große Anzahl seiner Anhänger von ihren Aemtern ab und beschränkten die königliche Gewalt in demselben Maße, als sie die Macht der Baronen vergrößerten (1311). Statt diesen Eingriffen mannhaft zu begegnen, genehmigte er dieselben öffentlich und legte insgeheim Verwahrung dagegen ein. Obgleich diese Doppelzüngigkeit durch das herrschende Religionssystem, welches dem Pabste das Recht einräumte, jeden Meineid und jeden Treubruch gut zu heißen, einigermaßen entschuldigt werden kann, so läßt sie sich doch niemals rechtfertigen. In den finstersten Zeiten des Mittelalters gab es immer noch Könige, welche, wenn nicht Gewissenhaftigkeit, doch Ehrgefühl genug besaßen, ihrem eigenen Worte mehr Gewicht beizumessen, als demjenigen der Pfaffen. Doch Eduard II. gehörte nicht zu den besseren Königen. Kaum hatte er sich der Gewalt der Baronen entzogen, als er seinen Günstling wieder zurückberief. Eine neue furchtbarere Verschwörung des Adels war die unmittelbare Folge. Eduard sah nichts voraus und traf keine Anstalten, seinen Feinden die Spitze zu bieten. Ohne Mühe wurde Gavaston von den Verschworenen gefangen gesetzt und ermordet (1312). Eduard schwor zwar anfangs Rache, ließ sich aber schnell besänftigen und ertheilte den Mördern seines Günstlings bald schon Verzeihung. Im Kriege gegen Schottland war er nicht glücklicher, als in der inneren Verwaltung seines Staates. Durch die Schlacht von Banockburn (1314) *) verlor Eduard jede Aussicht, die Schotten wieder unter das englische Joch zu beugen. Die Schwäche des Königs ermunterte alle Unzufriedenen zu Aufständen.

*) Siehe unten § 62.

Die Irländer und die Wallliser erhoben sich gegen die englische Herrschaft. Die Baronen zwangen den unglücklichen König, dem Parlamente, d. h. den darin gebietenden Großen des Reiches, die Ernennung zu allen Staatsämtern zu überlassen. Der Graf von Lancaster pflog, sogar als er an der Spitze des Ministerrathes stand, verrätherische Unterhandlungen mit den Schotten.

In einer Zeit, da Waffengewalt und Betrug aller Orten herrschten, war ein milder, aber durchaus unfähiger König, gleich Eduard II., eben so unglücklich, als die Millionen Menschen gleicher Gemüthsbeschaffenheit, welche unter dem Joche der Könige, der Pfaffen und der Aristokraten schmachteten. Eduard war nicht im Stande, einen größern Kreis der Thätigkeit auszufüllen. Er war sich seiner Schwäche bewußt und hatte folgeweise das Bedürfniß, einen Menschen, dem er vertrauen konnte, um sich zu besitzen. Rückhaltlos, wie er sich früher dem Gascognier Gavaston hingegeben hatte, widmete er nach dessen Tode einem jungen englischen Edelmanne, Hugo le Despenser oder Spenser, seine Zuneigung. Auch gegen diesen wandte sich bald der Neid der übermüthigen Baronen. Spenser erhielt, gleich Gavaston, reiche Besitzungen und eine Verwandte des Königs zur Gemahlin. Grund genug für alle übrigen Großen des Reiches, bittere Feindschaft gegen ihn zu hegen. Während Spenser und sein Vater in Staatsgeschäften abwesend waren, griffen die Baronen unter den Grafen von Lancaster und Hereford zu den Waffen und zwangen das Parlament, beide Spenser zu ewiger Verbannung zu verurtheilen (1321). Die Gemeinen nahmen an diesem Beschlusse keinen Theil, auch die Geistlichen wurden nicht aufgefordert, mit zu stimmen. Allein der König hielt sich, wie früher in ähnlichen Fällen, an sein erzwungenes Wort nicht für gebunden. Er griff seine Feinde unvorbereitet an und zerstreute ein zahlreiches Heer, welches der Graf von Lancaster gegen ihn in's Feld geführt hatte. Der Graf von Hereford verlor im Kampfe sein Leben. Lancaster wurde gefangen und hingerichtet. Eine Anzahl der übermüthigen Baronen hatte dasselbe Schicksal. Viele wurden in die Gefängnisse geworfen, andere entflohen in das Ausland (1325). Der jüngere Spenser bereicherte sich übermäßig durch die Güter, welche den verurtheilten Baronen abgenommen wurden. Die Mißstimmung unter dem unzufriedenen Adel wurde dadurch nur genährt. Die Stellung des Königs blieb eine durchaus schwankende. Er konnte daher den Schotten, mit welchen er noch immer im Kriege stand, nicht die Spitze bieten und schloß einen Waffenstillstand auf dreizehn Jahre ab. So verschaffte sich Eduard II. zwar Ruhe nach der einen Seite hin, allein seine Beziehungen zu Frankreich waren gefährdet. Der König Karl VI. der Franzosen drang darauf, daß Eduard ihm in Person wegen der Guienne huldigen sollte. Unter dem Vorwande, die Zwistigkeiten mit Frankreich auszugleichen, reiste die Königin Isabella (1324) nach Paris. In der That strebte die herrschsüchtige und sinnliche Gemahlin Eduard's II. nur darnach, ihren Einfluß auf die englische Regierung zu vermehren und ungestörter ihren Lüsten fröhnen zu können. Sie schlug vor, Eduard solle seinem ältesten Sohne, welcher damals erst dreizehn Jahre zählte, die Guienne abtreten und dieser dem Könige von Frankreich huldigen. Weder der König, noch seine Günstlinge ahnten die geheimen Absichten der Königin und gingen auf den Antrag ein. Der junge Eduard reiste nach Paris (1325) und konnte sich dem Einflusse seiner Mutter nicht entziehen. Die zahlreichen politischen Flüchtlinge sammelten sich um die Königin. Unter ihnen zeichnete sie Roger Mortimer, einen mächtigen Baron aus Wallis, besonders aus. Bald wurde es offenkundig, daß Isabella mit ihm im Ehebruche lebte. Inmitten der zügellosen Genüsse, denen die Königin in Paris fröhnte, schmiedete sie eine Verschwörung gegen ihren Gemahl, den König. Um ihren verrätherischen Unternehmungen einen bessern Schein zu verleihen, gab sie vor, ihre Absicht sei

nur, die beiden Spenser zu vertreiben. Insgeheim unterstützte sie der König von Frankreich, ihr Bruder. Die meisten englischen Prinzen, der Erzbischof von Canterbury und viele Prälaten nahmen Theil an dem Complotte. Isabella gewann die Unterstützung des Grafen von Holland und Hennegau dadurch, daß sie ihren Sohn mit dessen Tochter Philippe verlobte. Sie schiffte sich (1326) mit einem Heere von dreitausend Mann zu Dort ein und landete an der Küste von Suffolk. Der schwache König Eduard II., dessen nächste Verwandten und Anhänger seine Gattin alle umgarnt hatte, vermochte nicht, ihr Widerstand entgegenzusetzen. Die beiden Spenser wurden gefangen und ermordet. Der Graf von Arundel, fast der einzige Mann seines Ranges, welcher dem Könige treu blieb, hatte gleiches Schicksal. Der Kanzler Baldoc wurde der Wuth des Londoner Pöbels preis gegeben, von welchem er so mißhandelt wurde, daß er bald darauf starb. Der König wurde gefangen genommen und im Schlosse Berkeley auf die grausamste Weise, vermittelst eines glühenden Eisens, das ihm seine Henker durch ein Horn in den Leib steckten, ermordet (1327). Mautravers und Gournay, denen im Vereine mit Lord Berkeley die Bewachung Eduard's anvertraut worden war, hatten die Mörder gedungen. Diese drangen, als Berkeley durch Krankheit abgehalten war, seinem Amte vorzustehen, in das Zimmer des Königs ein und verübten die ruchlose That. Gournay wurde später hingerichtet, Mautravers aber begnadigt.

Eduard III. zählte bei dem Tode seines Vaters erst vierzehn Jahre. Ein Regentschaftsrath von zwölf Personen sollte, während seiner Minderjährigkeit, den Staat verwalten. Allein Roger Mortimer und die Königin Isabella rissen die ganze Gewalt an sich. Der Graf von Kent, ein Bruder Eduard's II., der beste unter den königlichen Prinzen, fiel als Opfer des Hasses Mortimer's, der ihn in einen Hochverrathsprozeß verwickelte und hinrichten ließ (1330). Der junge König wurde von dem Buhlen seiner Mutter so scharf bewacht, daß er mehr Gefangener, als Herrscher war. Doch Eduard III. entschloß sich bald, das verhaßte Joch zu brechen. Mit Hülfe einiger Baronen, die er in sein Vertrauen zog, ließ er Mortimer in dem Schlosse Nottingham, wo er mit Isabellen wohnte, überfallen und in dem Zimmer neben demjenigem der Königin gefangen nehmen. Das Parlament sprach über ihn das Todesurtheil, welches ungesäumt vollzogen ward, indem Mortimer zu Elmes, nahe bei London, aufgehängt wurde. Isabella, die schuldigste unter allen Staatsverbrechern, verlor allen Einfluß auf die Regierung. Sie durfte ihr Haus nicht verlassen und ihr Jahrgehalt wurde auf 4000 Pfund Sterling beschränkt. Von dieser Zeit an leitete Eduard III. selbst die Verwaltung England's. Er war ungewöhnlich thätig, allein, gleich Eduard I., eroberungssüchtig und kriegslustig. Wie sein Großvater, gleichen Namens, führte er blutige Kriege gegen Frankreich und Schottland. Die ersteren haben wir bei der Geschichte Frankreich's erzählt. Die Kämpfe mit Schottland werden wir bei diesem Reiche schildern.

Wie in den äußeren, so war Eduard III. auch in den inneren Verhältnissen seines Staates entschlossen und kräftig. Den zahlreichen Räuber- und Mörderbanden machte er einen Krieg, welcher die Sicherheit der Personen und des Eigenthums herstellte. Doch die Opfer, welche seine auswärtigen Kämpfe der Nation kosteten, das Elend, welches in Frankreich und Schottland vor seinen Waffen herging, wog das Gute zehnfach auf, das er im eigenen Lande stiftete. Gegen Schottland gewann er die Schlacht von Halidowe Hill (1333), gegen Frankreich die Schlacht von Crecy (1346). Durch die Entschlossenheit seiner Gattin, Philippe von Hennegau, fiel sogar der König David Bruce von Schottland (1346) und durch die Tapferkeit seines Sohnes, Eduard's, des schwarzen Prinzen, der König Johann von Frankreich (1356) in seine Gefangenschaft. In Folge des Krie-

dens von Bretigny erhielt Eduard III. einen bedeutenden Theil Frankreich's mit voller Selbstherrlichkeit. Allein alle diese Erfolge waren mehr scheinbar, als wirklich. Die einzige Eroberung, welche ihm dauernd blieb, war die Stadt Calais und auch diese brachte seinem Lande insofern, als sie die Kriege mit Frankreich erleichterte, mehr Schaden, als Gewinn. Es ist zwar das gewöhnliche Loos der Eroberer, daß sie die Völker selbst in den glücklichsten Kriegen, die sie führen, erschöpfen, doch nur wenige erlebten, gleich Eduard III., daß alle ihre großen Entwürfe zu nichte wurden. Eduard mußte seine beiden königlichen Gefangenen endlich wieder loslassen und die Summen, welche er von ihnen erpreßte, waren sehr wenig oder nichts, im Verhältnisse zu den unermeßlichen Opfern, welche er brachte, um im Kriege mit ihnen nicht zu unterliegen.

Wenn dem Ehrgeize und der Herrschsucht der Menschen durch andere Verhältnisse, als furchtbare Niederlagen Schranken gezogen werden könnten, so hätte Eduard III. durch die Pest, welche England, gleich den meisten Staaten Europa's, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts heimsuchte, auf friedlichere und wohlthätigere Gedanken gebracht werden müssen. Mehr als fünfzigtausend Menschen wurden von dieser Seuche allein in London hingerafft. Doch Eduard III. wurde dadurch in seiner kriegerischen Laufbahn nicht aufgehalten. Er sah seinen ältesten Sohn Eduard, den schwarzen Prinzen, an einer Krankheit, die er sich in dem ungerechten Kriege zu Gunsten Peter's des Grausamen von Castilien geholt hatte, hinsiechen und sterben (1376). Diesem verdankte Eduard III. zunächst seine beiden größten Siege, zu Cressy und zu Poitiers. Doch auch der Tod des Lieblingssohnes übte keinen reinigenden und erhebenden Einfluß auf das leidenschaftliche Gemüth des Vaters. Im Gegentheile wurde er, der in früheren Zeiten seinen Stolz durch anziehende äußere Formen und eine gewisse Freundlichkeit übertüncht hatte, in älteren Jahren mürrisch und launenhaft. Ueberhaupt nahm er an guten Eigenschaften nicht zu, sondern ab. Er wurde träg, gab sich nach dem Tode seiner Gemahlin, Philippe von Hennegau, der Wollust hin und machte sich dadurch zahlreiche Feinde.

So wild und stürmisch der Adel zur Zeit Eduard's II. gewesen war, so unterwürfig und folgsam zeigte er sich dem kräftigen Eduard III. gegenüber, welcher die unruhigen Großen des Reiches mehr, als ihnen lieb war, in auswärtigen Kriegen beschäftigte, so daß ihnen weder Zeit, noch Kraft zu Verschwörungen und Aufständen im Innern übrig blieb. Eduard III. schaffte den schimpflichen Tribut ab, welcher bis auf seine Zeit an den Oberpfaffen zu Rom bezahlt worden war. Als der Pabst im Jahre 1367 drohte, ihn vor das Gericht nach Rom zu laden, brachte Eduard die Angelegenheit an das Parlament, welches einstimmig erklärte: der König Johann habe keine Befugniß gehabt, ohne Bewilligung der Nation das Reich einer fremden Gewalt zu unterwerfen. Als der Pabst sah, daß König und Nation einmüthig seien, hütete er sich wohl, seine Drohung auszuführen. Eduard III. verbot zuerst bei schweren Strafen, Präsentationen zu Pfründen durch den römischen Hof zu erwirken. Er schützte die Rechte der Kirchenpatrone und der Wahlkörperschaften, welche früher von den Päbsten oft verletzt worden waren. Endlich setzte er strenge Strafen auf jede Berufung an den Pabst. Diese Verordnungen wurden von dem englischen Volke mit großem Jubel aufgenommen. Das Parlament hatte richtiger, als es in unseren Tagen oft geschieht, den verderblichen Einfluß des römischen Oberpfaffen erkannt. Es erklärte, daß die Uebergriffe des Pabstes dem Lande mehr Schaden brächten, als alle Kriege, Hungersnoth und Pest, daß die von ihm erhobenen Abgaben fünfmal größer seien, als diejenigen, welche an den König bezahlt würden, daß alles in Rom käuflich sei und daß daher auch die englischen Kirchenpatrone gelernt hätten, in schamloser Weise Handel mit Kirchenämtern (Simonie) zu treiben. Eduard wollte übrigens mit den Päbsten nicht

in offenen Streit gerathen. Er vollzog daher nicht mit großer Strenge die von ihm erlassenen Verfügungen gegen die päbstlichen Uebergriffe.

Unstreitig war die Regierung Eduard's III. die bedeutungsvollste aller englischen Könige des Mittelalters. Die vielen Kriege, welche er führte, zwangen ihn, dem Parlamente Zugeständnisse zu machen. Die große Charte (magna Charta), welche bis zu seiner Zeit immer noch bisweilen in Frage gestellt wurde, erhielt eine Festigkeit, welche spätere Angriffe unrathsam machten. Da ein so kräftiger König, wie Eduard III., im Laufe eines halben Jahrhunderts unausgesetzt anerkannt hatte, daß das Königthum in England kein unumschränktes sei, ging dieser Grundsatz in das Bewußtsein der gesammten Nation über. Ein Jahr nach dem schwarzen Prinzen starb Eduard III. (1377) im fünfundsechzigsten Jahre seines Lebens und dem einundfünfzigsten seiner Regierung.

§ 58. Richard II. (1377—1399).

Die englische Geschichte führt uns abwechselungsweise die Monarchie und die Aristokratie in ihrer Ausartung vor. Wenn ein kräftiger Herrscher, wie Eduard I. und Eduard III., auf dem Throne saß, so beugte er die unruhigen Großen unter sein eisernes Joch. War aber der König schwach, gleich Eduard II., so wurde er von den Baronen mißhandelt, abgesetzt und bisweilen sogar ermordet. Gewöhnlich mißbrauchten die Aristokraten ihre Gewalt noch frecher, als die Könige. Ob die Einen oder die Anderen herrschten, war für die große Masse des Volkes ziemlich gleichgültig. Zwar waren im Unterhause auch die Städte und die ländlichen Bezirke vertreten, allein die Gemeinen galten so wenig, daß sie in bewegten Zeiten, wenn König und Barone sich gegenseitig bekämpften, niemals selbstständig handelten, sondern immer ihr Gewicht nur in die Wagschaale des Stärkern warfen und diesen, statt zur Mäßigung, zur zügellosen Ausübung seiner Gewalt antrieben. Seit den Zeiten Wilhelm's des Eroberers befand sich fast das gesammte Grundeigenthum England's in den Händen einer geringen Anzahl von Glücksrittern und deren Nachkommen. Unter diesen hatten einzelne Herzoge und Grafen so große Besitzungen an sich gerissen, daß eine Verbindung, welche fünf oder sechs der mächtigsten Großen des Reiches miteinander schlossen, der königlichen Gewalt die Spitze bieten und ihr Gesetze vorschreiben konnte. Die Kirche hatte zwar auch bedeutende Landstriche durch Lug und Trug an sich gebracht, allein sie hielt es für klüger, sich, gleich den Gemeinen, dem glücklichen Sieger anzuschließen, als sich in gefährliche Kämpfe mit Königen oder Baronen zu verwickeln. Sie war damit zufrieden, ihre bedeutenden Einkünfte in Ruhe zu genießen, das Volk in der Dummheit zu erhalten und kam nur dann in Harnisch, wenn ihre Vorrechte und ihr Eigenthum bedroht wurden, oder wenn irgend ein heller Geist es versuchte, den tausendjährigen Augiasstall, den die Pfaffen angefüllt hatten, zu reinigen.

Die Zeit der Regierung Richard's II., des Sohnes des viel gepriesenen schwarzen Prinzen, ist aus dem Grunde besonders bedeutungsvoll, weil die Kämpfe zwischen Königthum und Adel ungewöhnlich heftig waren, indem der lange und schwer gedrückte Bauernstand zum erstenmale in England den Versuch machte, seine Ketten zu brechen, und weil Wickliff es wagte, der anmaßlichen Unfehlbarkeit der römischen Kirche und einigen der abgeschmacktesten ihrer Lehren entgegenzutreten.

Beim Tode seines Großvaters, Eduard III., zählte Richard II. erst elf Jahre. Seine drei Oheime, die Herzoge von Lancaster, York und Glocester, standen in der Mitte zwischen dem Königthume und dem Adel und setzten beiden und sich gegenseitig gewisse Schranken. Ein Regentschaftsrath, bestehend aus neun Personen, leitete im Auftrage des Parlamentes

während der ersten Jahre Richard's die Staatsgeschäfte. In der That herrschten aber die drei Oheime des Königs, unter welchen Lancaster, der älteste, den überwiegenden Einfluß besaß. Dessen Ansprüche auf die Krone von Castilien verflochten England in einen Krieg mit diesem Reiche, der schon zu Eduard's III. Zeiten dem Lande große Nachtheile gebracht hatte. Frankreich, im Bunde mit Castilien und Schottland, war ein weit gefährlicherer Gegner, als in früheren Zeiten, da es vereinzelt mit England gekämpft hatte. Von allen ihren großen Eroberungen in Frankreich waren den Engländern nur die Städte Calais, Bordeaux und Bayonne geblieben. Zwar hatte ihnen der König von Navarra Cherbourg und der Herzog von Bretagne Brest eingeräumt, allein nur auf bestimmte Zeit und unter gewissen Bedingungen. Glücklicherweise für England folgte auf den schlauen König Karl V. der unfähige Karl VI. in Frankreich nach. Der Krieg wurde von beiden Nationen ohne Nachdruck geführt. Dennoch verursachte er große Kosten, zu deren Deckung in England eine Steuer von drei Groten für jede Person, welche über fünfzehn Jahre alt war, ausgeschrieben wurde. Allerdings sollten nach dem Gesetze die Reichen den Aermeren durch eine billige Ausgleichung die Abgabe erleichtern, allein, wie gewöhnlich, verstanden es die Reichen, sich dieser Bestimmung zu entziehen, so daß die Steuer in ihrer ganzen Schwere auf dem armen Volke ruhte. Der Bauernstand war in England in einer eben so drückenden Lage, als auf dem Festlande Europa's. Die Leibeigenschaft desselben war dadurch für ihn noch härter, daß es dem Einzelnen, welcher einiges Vermögen erworben hatte, unmöglich war, sich frei zu kaufen und Grundeigenthum zu erwerben. Wenn die Kräfte eines Menschen oder eines Standes übermäßig in Anspruch genommen sind, kann die geringste weitere Forderung ihn zur Verzweiflung bringen. Die neue Kopfsteuer erregte gerechte Mißstimmung unter dem gesammten Bauernstande England's. Das Volk war seit mehreren Jahren durch die Lehren Johann Wicliff's aus seinem langen Schlummer erweckt und an die ewigen Rechte der Menschheit erinnert worden.*) Wer angefangen hat, den herrschenden Glauben zu bezweifeln und die herrschende Priesterschaft zu verachten, wird nothwendig darauf hingewiesen, auch die weltlichen Gesetze, welche aller Orten mit der Religion in der innigsten Verbindung stehen, und die fürstliche Gewalt, welche mit der priesterlichen gleichen Ursprungs ist, mit forschendem Auge zu betrachten. Könige, Pfaffen und Aristokraten, welche von alten Zeiten her diese Wahrheit kannten, reichten sich daher stets die Hände, um das Volk, von dessen Schweiße und Blute sie lebten, in Dummheit, Stumpfsinn und Unterwürfigkeit zu halten.

Die an sich harte Abgabe wurde durch die Art ihrer Erhebung unerträglich. Wicliff hatte zunächst nur an die höheren Stände seine Predigten und Schriften gerichtet und seine Lehren mit den Verhältnissen des Staates und der Gesellschaft nicht in Verbindung gebracht. Ein Franziskanermönch, Namens Johann Ball, beschäftigte sich unmittelbar mit den Leiden des Volkes. Seine Lieblingsfrage war:

„Als Adam grub und Eva spann,
Wo war wohl da der Edelmann?"

In wahrhaft christlichem Sinne hatte er wiederholt erklärt, „es könne nicht gut gehen, so lange es Edelleute und Leibeigene gebe."

„Wodurch", pflegte Ball zu fragen, „haben die Edelleute das Vorrecht, Herren zu sein, erworben? etwa dadurch, daß sie faullenzen und die Bauern für sich arbeiten lassen? oder dadurch, daß sie Wämser von Sammet und Seide tragen und der Bauer einen groben Kittel? daß sie in Palästen und Schlössern, die Bauern in Hütten wohnen?" Mit

*) Siehe unten im Abschnitte von der kirchlichen Herrschaft.

Klugheit und Entschlossenheit benützte Johann Ball die, durch die Kopfsteuer aufgereizte, Stimmung des Volkes.

„Jetzt oder nie", so rief er aus, „muß etwas geschehen! Wir müssen allesammt von dem jungen Könige Freiheit fordern, gibt er sie nicht, uns selber helfen."

In diesen Schlußworten lag schon der Keim des Verderbens dieser Bewegung. Johann Ball, der ehrliche Franziskaner, wußte nicht, daß der König allein gar nicht die Macht besitze, das Loos der Bauern menschlich zu gestalten. Er traute ihm zu viel zu, wenn er hoffte, Richard II. habe den Willen, die Bauern wider ihre Herren in Schutz zu nehmen. Durch Gewalt und Betrug haben Könige, Geistliche und Adelige die große Masse des Volkes ihrer ewigen Rechte beraubt, durch Gewalt und die Macht der Wahrheit allein können die Völker ihre Freiheit erringen.

Der englische Oberpfaffe, der Erzbischof von Canterbury, welcher, gleich seinen Amtsbrüdern, nichts mehr verabscheute, als die Wahrheit, und welcher keineswegs gesonnen war, seinen Leibeigenen die Freiheit zu geben, hatte mehreremale den Johann Ball in's Gefängniß werfen lassen. Doch der wackere Volksredner ließ sich nicht schrecken und fuhr fort, die armen Bauern zu belehren und anzuregen. An zwei Orten zugleich brach der gerechte Unwille des Volkes in offenen Aufstand aus: in den Grafschaften Essex und Kent.

Wat Tyler (Walter der Schieferdecker) zu Deptford hatte eine schöne Tochter von vierzehn Jahren. Die Steuereinnehmer, welche meistens Flamänder und schon als Ausländer verhaßt waren, taxirten das Mädchen älter, um die Kopfsteuer auch von ihr erheben zu können, und wollten an dem blühenden Kinde, wie sie oft schon bei anderen Mädchen gethan hatten, die Altersprobe machen, indem sie ihr die Röcke aufhoben. Wat Tyler, einst ein Waffenknecht, der im Kriege gegen Frankreich gefochten hatte, ein Mann voll Muthes, der seine Vaterpflichten kannte, schlug dem frechen Zöllner mit seinem Hammer den Schädel ein. Die Schergen der Gewalt wollten den kühnen Vertheidiger der Ehre seiner Tochter gefangen nehmen, doch der blutige Hammer des Vaters wurde zum Banner, um das sich alle kräftigen Männer der Umgegend sammelten. Die Bauern der Grafschaften Kent, Norfolk, Suffolk, Essex und Sussex standen auf. Sie erbrachen das Gefängniß zu Maidstone, in welchem Bruder Johann Ball schmachtete. Die stolzen Unterdrücker des Volkes sollten wenigstens daran erinnert werden, daß ihre Herrschaft nicht felsenfest sei.

Außer Wat Tyler führten noch mehrere andere unter den angenommenen Namen Jack Straw, Hob Carter und Tom Miller, die Bauernhaufen an. Bald breitete sich die Volkserhebung über Hartford, Surrey, Cambridge und Lincoln aus. Doch die armen Menschen, welche so lange im Aberglauben und in der Unwissenheit erhalten worden waren, verstanden nur zu zerstören, nicht eine neue Ordnung der Dinge einzuführen, welche ihren Forderungen Dauer und nachhaltige Kraft gegeben hätte. Der Zorn der Bauern war gegen alle Edelleute und Prälaten, Advokaten und Steuereinnehmer gerichtet. Jeder derselben, welcher in ihre Hände fiel, wurde enthauptet. Doch diejenigen Adeligen, welche sich der Bewegung anschlossen, oder auf ihren Knien um das Leben baten, wurden verschont. Alle wehrhaften Männer wurden gezwungen, sich dem Zuge anzuschließen. Ein Heer des Adels lag gerade in Plymouth, um einen Kriegszug nach Portugal zu machen. Die Nachricht von der Erhebung der Bauern bestimmte die Führer nicht zur Rückkehr, sondern zur eiligen Abfahrt. Hunderttausend Mann stark lagerten sich die Bauern auf der schwarzen Haide (blackheath) bei Greenwich, in der Nähe von London.

In dieser Hauptstadt theilten viele die Wünsche der Landleute. Am Morgen des Frohnleichnamstages, 14. Juni 1381, zogen die Kenter und Sussexer Bauern unter der Führung Wat Tyler's und Johann Ball's über die Brücke der Themse in London ein.

Um dieselbe Zeit rückten die Bauern aus dem Norden, aus Essex, Suffolk und Norfolk, in die Stadt. Die Führer verstanden es aber nicht, ihre Leute in Ordnung zu halten. Es galt, einen dauernden Sieg zu erringen, nicht sich dem Taumel des Genusses oder blinder Rachsucht hinzugeben. Eine starke, durch ganz England, ja die gesammte Christenheit, organisirte Macht sollte gebrochen werden. Dieses konnte nur geschehen, durch eine Gewalt, welche mit kriegerischer Tapferkeit staatsmännische Befähigungen verband. Noch in keiner Schlacht hatten die Bauern sich bewährt. Nicht einmal die verschiedenen Haufen derselben hatten sich zu einem großen Ganzen vereinigt. Die Essexer ließen sich durch den König Richard II. beschwichtigen und zum Abzuge bewegen, als dieser ihnen Aufhebung der Leibeigenschaft, Beschränkung des jährlichen Zinses auf vier Pfennige vom Acker, allgemeine Kaufs- und Verkaufsfreiheit und vollkommene Amnestie versprach. Wat Tyler und Johann Ball hatten weiter aussehende Pläne. Sie wollten den Adel und die hohe Geistlichkeit abschaffen und entweder ein volksthümliches Königthum (als wenn ein solches möglich wäre!) oder eine republikanische Regierung einführen. Wat Tyler drang mit Gewalt in den Tower ein, gerade als Richard II. sich mit den Essexer Bauern zu Mileend verständigte. Die verhaßtesten Rathgeber des Königs, sieben an der Zahl, wurden von den Bauern ergriffen und hingerichtet. Der König unterdrückte seinen Grimm. Da Richard mit den Essexern so leichten Kaufes fertig geworden war, hoffte er, auch die übrigen zum Abzuge bereden zu können. Er beschied sie auf den folgenden Tag nach Smithfield, dem gewöhnlichen Viehmarkte der Londoner. Wat Tyler ließ sich aber durch die Freiheitsbriefe, die ihm der König dort einhändigte, nicht täuschen. Er verlangte mehr, als den Essexern versprochen worden war und bessere Bürgschaften. Da die gleißnerischen Zusagen nicht ausreichten, wurde zum Meuchelmorde geschritten. Wat Tyler fürchtete sich nicht, der Einladung des Königs, sich mit ihm zu besprechen, Folge zu leisten und wurde, während er mit Richard II. sprach, von Walworth, dem Bürgermeister von London, niedergeschlagen und darauf von der übrigen Umgebung des Königs in Stücke gehauen.

Das führerlose Volk, vor dessen Augen dieser freche Mord verübt wurde, verlor die Besinnung. Richard II. ritt auf die Bauern zu und sagte mit erheuchelter Freundlichkeit: „Was bedeutet diese Unordnung, meine guten Leute? Seid Ihr zornig, daß Ihr Euern Führer verloren habt? Ich bin Euer König, ich will Euer Führer sein."

Betäubt folgte der Haufen. Richard führte die unglücklichen Bauern in's Freie hinaus, wo sie von königlichen Schergen umringt und gezwungen wurden, ihre Fahnen und Waffen auszuliefern. Die Freibriefe, welche die Kenter, gleich den Essexern, von dem Könige erhalten, verloren ihre Bedeutung, sobald die Bauern aufgehört hatten, dem Könige und dem Adel furchtbar zu sein. Die vereinzelten Haufen derselben wurden aller Orten ohne Mühe auseinander getrieben und ihre Führer verhaftet und hingerichtet. Der König schämte sich nicht, selbst gegen die Kenter und Essexer zu Felde zu ziehen und ihnen, als sie sich auf die Freibriefe beriefen, zu antworten: „Bauern wart Ihr, Bauern seid Ihr, im Joch sollt Ihr bleiben und zwar in einem unvergleichlich schmählichern, als zuvor." Der König war gerüstet, die Landleute hatten im Vertrauen auf sein Wort die Waffen niedergelegt. Die Blutgerichte begannen unter dem Vorsitze Tresilian's. Mehr als fünfzehnhundert, unter ihnen Johann Ball, wurden unter den empörendsten Martern hingerichtet; Viele nur deßhalb, weil der feile Richter ein lüsternes Auge auf ihre Güter geworfen hatte. Nach den Todesstrafen kamen die Geldstrafen an die Reihe. Das Parlament bestätigte die Antwort, welche der König an der Spitze seines Heeres den Bauern gegeben hatte.

Das Benehmen Richard's II. gegenüber dem zahlreichsten Stande des Volkes, welcher

auf die Abstellung gerechter Beschwerden drang, entschied über die ganze Zukunft des Königs. Es wäre ihm leicht gewesen, die Bauern zu versöhnen und sich in ihnen mächtige Freunde und treue Verbündete gegen seine unruhigen Barone zu verschaffen. Er stieß sie von sich und zog sich dadurch ihren gerechten Haß zu. Der Adel aber, die hohe Geistlichkeit und die übrigen Blutsauger des Volkes vergalten ihm bald mit Undank, daß er sie gegen die Bauern vertheidigt hatte.

Der Krieg gegen Schottland dauerte noch immer fort. Richard II. bewies darin, daß er zwar wehrlose Bauern niedermetzeln, allein einen bewaffneten Feind nicht besiegen könne. Karl VI. von Frankreich unterstützte seine Verbündeten im Norden England's und machte Anstalten, den Krieg auf englisches Gebiet hinüber zu spielen (1386); allein wie wir in der Geschichte Frankreich's erzählt haben, scheiterte das Unternehmen an der Unfähigkeit Karl's VI.

Es ist schwer zu entscheiden, welcher der beiden Könige diesseits oder jenseits des Calais, der unbedeutendere war und welcher von beiden die schlimmeren Verwandten und Großen des Reiches um sich hatte. Die Engländer waren aber jedenfalls die gewaltthätigeren. Schwache Könige haben gewöhnlich Günstlinge, so auch Richard II. Zuerst schenkte er seine ganze Zuneigung dem Grafen von Oxford, Robert de Vere. Er überhäufte diesen mit Reichthümern, gab ihm eine Verwandte zur Gattin, erlaubte ihm später, sie zu verstoßen, ernannte ihn zum Herzog von Irland und verlieh ihm, auf Lebenszeit, selbstherrliche Gewalt über diese Insel. Die übrigen Barone, an deren Spitze die königlichen Prinzen standen, wurden unzufrieden, und versetzten den Kanzler des Königs, Michael de la Pole, der zum Grafen von Suffolk erhoben worden war, in Anklagestand. Der König schützte ihn nicht und ließ es geschehen, daß er vom Parlamente seiner Stelle verlustig erklärt wurde. Die Schwäche Richard's II. ermuthigte die Barone und namentlich den Herzog von Glocester, ihn noch heftiger anzugreifen. Dieser ehrgeizige Oheim des Königs bewirkte beim Parlamente die Ernennung einer Commission, welcher die königliche Gewalt auf zwölf Monate übertragen wurde. Hierin lag thatsächlich eine zeitweise Absetzung des Königs. Dessenungeachtet bestätigte Richard II. diese ungewöhnliche Maßregel mit einem Eide. Als er den Versuch machte, die Commission zu beseitigen, rückten die Barone in Waffen gegen London vor (1387). Der Herzog von Irland wurde von Glocester geschlagen und entfloh nach den Niederlanden. Fünf der königlichen Minister wurden zum Tode verurtheilt. Der grausame Verfolger der Bauern, Sir Robert Tresilian und Sir Nikolas Brembre wurden hingerichtet, und sämmtliche Richter, welche sich zu Gunsten Richard's II. ausgesprochen hatten, nach Irland verbannt. Durch diese und zahlreiche andere Strafurtheile befestigte Glocester seinen Einfluß auf die Staatsregierung. Doch schon im folgenden Jahre riß Richard die königliche Gewalt wieder an sich, indem er den Schein annahm, als hätten die Verfügungen des Parlamentes nur bezweckt, Fürsorge wegen seiner Minderjährigkeit zu treffen und verlören daher, nachdem er sein dreiundzwanzigstes Jahr erreicht habe, ihre Wirkung. Acht Jahre lang führte darauf Richard die Regierung in seiner schlaffen Weise. Während Eduard I. und Eduard III. bedeutende Summen in ihren Kriegen mit dem Auslande vergeudet hatten, gab Richard II. alle Gelder, welche ihm das Parlament bewilligte, für seine eigene Hofhaltung aus. An seinem Tische speisten zehntausend Personen. Dreihundert Köche bereiteten für sie die Speisen und dennoch hatte er, in der Stunde der Gefahr, fast keinen Menschen, der für ihn das Schwert zog. Dem Kriege mit Frankreich wurde (1396) durch einen fünfundzwanzigjährigen Waffenstillstand, ein Ziel gesetzt. Brest wurde dem Herzoge von Bretagne, Cherbourg dem Könige von Navarra zurückgegeben. Beide Theile behielten im übrigen

was sie besaßen. Ein endlicher Friede sollte durch die Verlobung Richard's II. mit Isabella, der Tochter des Königs Karl VI. von Frankreich vorbereitet werden. Richard's erste Gattin, Anna von Luxemburg, die Tochter Karl's IV. von Deutschland und Böhmen, war gestorben. Isabella, die ihm verlobte französische Prinzessin war erst sieben Jahre alt. Durch diese eheliche Verbindung hoffte Richard II., sich auf seinem wankenden Throne zu befestigen. Die Feindschaft des Herzogs von Glocester war durch den Ablauf der Jahre nicht gemildert worden. Im Gegentheile nahm dieselbe einen immer gefährlichern Charakter an. Der Herzog sprach mit Verachtung vom Könige und pflog Rath über die Frage, ob es nicht gesetzlich sei, ihn abzusetzen. Richard, welcher von diesen Umtrieben Kenntniß erhielt, ließ ihn verhaften und schickte ihn nach Calais. Zwar brachte der König ein durchaus geschmeidiges Parlament zusammen, welches alle seine Anträge bewilligte; doch wagte er es nicht, den Herzog von Glocester vor dieses Gericht zu stellen, vielmehr ließ er in derselben heimtückischer Weise, wie seiner Zeit Wat Tyler, seinen Oheim im Gefängnisse ermorden (1397). Das Parlament hatte bereitwillig mehrere der mächtigsten Grafen und Herren England's auf des Königs Wunsch verurtheilt. Der Graf von Arundel büßte mit seinem Leben für Verbrechen, welche Richard längst verziehen hatte. Durch alle diese Handlungen der Rache erschütterte der König die letzten Reste des Vertrauens, das ihm Volk und Adel noch schenkten und mit ihnen das Gleichgewicht, welches bis dahin zwischen den verschiedenen Adelsparteien bestanden hatte. Einen Streit, welcher zwischen dem Herzoge von Hereford, dem Sohne Lancaster's, und dem Herzoge von Norfolk ausbrach, und in welchen die Person des Königs verwickelt wurde, entschied dieser dahin, daß Beide das Reich meiden sollten (1399). Kurz darauf starb der Herzog von Lancaster und sein Sohn, Heinrich von Hereford, verlangte von Richard II., in den Besitz seines väterlichen Erbes gesetzt zu werden. Der König verweigerte diese gerechte Forderung aus Furcht, der Herzog von Lancaster möchte ihm zu mächtig werden. Allgemein wurde diese Maßregel des Königs getadelt. Der junge Herzog von Lancaster ließ, von dem Orte seiner Verbannung aus, das englische Volk gegen den König aufhetzen und dieser war unvorsichtig genug, im Augenblicke, da seine Gegenwart in England am nothwendigsten war, nach Irland überzuschiffen, um den Tod seines Vetters, Roger, Grafen von March, des muthmaßlichen Thronfolgers, welcher in einem Scharmützel erschlagen worden war, zu rächen. Der Herzog Heinrich von Lancaster benützte die Abwesenheit des Königs, schiffte sich, mit sechzig Personen, in Nantes ein, landete in der Grafschaft York, und sammelte schnell ein zahlreiches Heer von Unzufriedenen um sich. Nirgends stieß er auf Widerstand. Der König begab sich, durch glatte Worte getäuscht, in die Gewalt seines Feindes und legte, auf dessen Verlangen, die Krone nieder. Dessenungeachtet klagte der Herzog von Lancaster Richard II. beim Parlament an, welches ihn der Krone verlustig erklärte. Lancaster bestieg mit Zustimmung beider Häuser selbst den englischen Thron, unter dem Namen Heinrich's IV., obgleich er im Anfange des Aufstandes wiederholt und feierlich erklärt hatte, sein Zweck sei nur, das ihm mit Unrecht vorenthaltene väterliche Erbe wieder zu gewinnen, und obgleich das Parlament früher das Haus von March als das nächst berechtigte anerkannt hatte, indem dieses durch die Gemahlin Mortimer's, Grafen von March, von dem zweit ältesten Sohne Eduard's III., und der Herzog Heinrich Lancaster, von dem dritten Sohne desselben abstammte.

So wenig Richard II. selbst that, so bedeutungsvoll war die Zeit seiner Regierung durch zwei Volksbewegungen, welche sich im Laufe derselben entwickelten. Den Bauernaufstand haben wir schon weiter oben geschildert. Wichtiger nicht blos für England, sondern auch für die gesammte Christenheit war die Anregung, welche Johann Wicliff

zunächst den Engländern gab, welche aber schnell sich nach Böhmen verbreitete, dort zu den großartigsten Freiheitskämpfen führte und die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts in seinem Gefolge hatte. Die Lehren Johann Wicliff's können hier nicht besonders erörtert werden. Wir werden dieselben in dem Abschnitte von der kirchlichen Herrschaft beleuchten. Das Verdienst dieses Reformators bestand nicht darin, neue Wahrheiten entdeckt zu haben. Vor ihm hatten die Paulicianer, die Waldenser und mehrere andere Secten ähnliche oder sogar noch weiter gehende Ansichten geltend gemacht.*) Auch besaß Wicliff durchaus nicht die eiserne Festigkeit eines Märtyrers. Allein er holte doch, aus dem Staube der Vergangenheit, längst vergessene Wahrheiten und führte sie seinen Zeitgenossen wieder vor die Seele. Er erfreute sich des Schutzes des Herzogs von Lancaster und des Lords Piercy zu einer Zeit, da der Londoner Pöbel, durch die Pfaffen aufgereizt und durch eine Bulle des Pabstes Gregor's XI. getäuscht, gegen Wicliff eingenommen war und auf Seiten des Bischofs von London stand. Der Rückhalt, den ihm diese Großen des Reiches gewährten, sicherte ihn vor der Wuth der Pfaffen und des Pöbels, bis seine Lehren in weiteren Kreisen Anerkennung und Beifall gefunden hatten. Als Wicliff später vor die Synode zu Lambeth gefordert wurde, erhob sich das Volk zu seinen Gunsten, brach in die Versammlung und jagte den Pfaffen einen solchen Schrecken ein, daß diese nicht wagten, ihn zu bestrafen. Noch bestand in England kein Gesetz, durch welches die weltliche Gewalt ermächtigt wurde, den herrschenden Glauben mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Auf Schleichwegen bewirkten die tückischen Pfaffen (1381), daß, ohne Zustimmung des Hauses der Gemeinen, eine Verordnung erlassen wurde, welche die Richter aufforderte, die Prediger der „Ketzerei" und deren Anhänger einzuziehen. In der folgendeu Sitzung beschwerte sich das Unterhaus über den gespielten Betrug, und verlangte, daß die Verordnung zurückgenommen werden solle, was auch wirklich geschah. Dessenungeachtet bewirkte die Geistlichkeit, daß der Widerruf unterdrückt und die durchaus ungesetzliche Verordnung in der Gesetzsammlung stehen blieb. So ahmte die englische Geistlichkeit im Kleinen den Betrug nach, welchen die Päbste im Großen mit den isidorischen Decretalen**) gespielt hatten.

Zwar ließen die Pfaffen Wicliff, während seines Lebens, nicht in Ruhe. Allein er wußte durch geschraubte Erklärungen seiner Lehren allen Anstoß zu entfernen. Die meisten seiner Anhänger folgten dem Beispiele des Meisters. Dennoch rastete die Rachsucht der Pfaffen nicht. Als Wicliff (1385) zu Lutterworth in der Grafschaft Leicester gestorben war, schrieben sie seinen Tod dem sichtbaren Gerichte des Himmels zu. Die Aerzte maßen ihn dem Schlagflusse bei.

§ 59. Heinrich IV., Heinrich V. und Heinrich VI. (1399—1413—1422—1455).

Jede Abweichung von der gesetzlichen Thronfolge ist in Monarchien die Quelle unglückseliger Verwickelungen, wo nicht blutiger Kriege. Selten war die schwache oder grausame Persönlichkeit eines Königs die Ursache so großen Unheils, als die Verdrängung desselben durch einen nicht erbfolgeberechtigten Herrscher. Als Eduard II. vom Throne gestoßen und ermordet wurde, folgte ihm sein ältester Sohn nach, und machte der Revolution ein Ende. Weit bedenklicher war der Umsturz, welcher an die Stelle Richard's II. Heinrich IV. von Lancaster setzte; denn dieser war nicht der nächste Erbe des vorigen Königs. Hätten die Engländer die Monarchie abschaffen, und eine freie Verfassung ein-

*) Siehe Buch IV. § 44, Seite 138 ff. und Buch V. § 85, Seite 271 ff.
**) Siehe Buch IV. § 46. S. 144. § 47. S. 149.

führen wollen, so wären die Nachkommen des Herzogs von Clarence, des zweiten Sohnes Eduard's III., immerhin gefährliche Thronbewerber gewesen, da aber das englische Volk nicht daran dachte, das Königthum abzuschaffen, so waren Streitigkeiten zwischen den thatsächlichen Königen und denjenigen, welche nach der Verfassung den nächsten Anspruch auf die Krone hatten, unvermeidlich. Die Persönlichkeit der thatsächlichen Könige und der verfassungsmäßigen Thronfolger mochte den Ausbruch bürgerlicher Kriege eine Zeit lang hinausschieben. Allein sobald ein thatsächlicher König schwach, und der berechtigte Thronfolger kräftig war, mußten nach den Gesetzen der menschlichen Natur, offene Zwistigkeiten eintreten.

Heinrich IV. begann seine Regierung damit, daß er alle Beschlüsse des letzten Parlamentes aufheben und diejenigen wieder herstellen ließ, welche gefaßt worden waren, als Glocester Einfluß besaß. So lange übrigens Richard II. lebte, fühlte sich Heinrich von Lancaster nicht recht sicher. Das Oberhaus beschloß, Richard II. solle in sicherer Haft gehalten und ihm jeder Verkehr mit Freunden und Anhängern abgeschnitten werden. Kurz darauf fand der unglückliche König, im vierunddreißigsten Jahre seines Alters, den Tod. Um den Leichnam öffentlich ausstellen zu können, ließ Heinrich IV. seinen Nebenbuhler verhungern. Vierzehn Tage dauerten die Qualen des jungen Mannes, bevor er erlag. Was läßt sich von einem Menschen erwarten, der einer so ruchlosen That fähig war? Er mochte im Kriege tapfer, im Rathe klug sein, den Verhältnissen Rechnung tragen und dem Volke keine schwereren Lasten auflegen, als es zu tragen willig war. Doch die Beweggründe eines solchen Herrschers konnten nur unedel sein und mußten bei jeder Gelegenheit, die sich darbot, in demselben Maße kecker zu Tage treten, als er weniger zu fürchten hatte. Richard II. war, ohne Zweifel, ein schwacher, unfähiger und träger Fürst gewesen. Er war heftig und doch schlaff, verschwenderisch, aber ohne es zu verstehen, sich durch die Schätze, die er spendete, zuverlässige Anhänger und Freunde zu erwerben. Sein Nachfolger, Heinrich IV., besaß Selbstbeherrschung und Thatkraft, Sparsamkeit und Umsicht, allein alle diese Eigenschaften standen im Dienste der Herrschsucht. Richard II. wollte sich nur seines Lebens freuen und überließ gern Anderen die Mühe der Regierung. Heinrich's IV. größte Lust war aber zu herrschen. Dieser opferte er bereitwillig jede andere Rücksicht auf. Durch Gewalt hatte sich Heinrich von Lancaster auf den englischen Thron geschwungen, nur durch die Waffen konnte er sich darauf erhalten. Seine Krone, ja sein Leben war stets gefährdet durch die Anhänger Richard's II., denen er ihre Würden und ihre Besitzungen entriß. Schon im Jahre 1400 zettelten die Grafen von Rutland, Kent und Huntingdon und Lord Spenser, welche Richard II. zu Herzogen von Albermarle, Surrey, Exeter und Glocester erhoben, Heinrich IV. aber dieser Titel beraubt hatte, in Verbindung mit anderen Großen eine Verschwörung gegen ihn an. Heinrich erhielt von ihren Plänen Kenntniß, vereitelte und erstickte sie im Blute der Verschworenen. Nur der Verräther, Graf von Rutland, welcher nach dem Tode seines Vaters Herzog von York wurde, kam mit dem Leben davon.

Heinrich's IV. Vater, der Herzog von Lancaster, hatte den Reformator Wicliff geschützt. Heinrich IV. gab die Lolarden, welche ähnliche Ansichten, wie Wicliff hegten, der Rache der Pfaffen preis. Auf ihm ruht die Schmach, zuerst in England Verfolgungen des Glaubens wegen geduldet und durch Gesetze genehmigt zu haben. Auf seinen Antrag beschloß das Parlament, daß jeder Ketzer, welcher rückfällig werden, oder sich weigern sollte, seine Meinungen abzuschwören, von dem Bischof oder dessen Commissarien dem weltlichen Arme überantwortet und verbrannt werden sollte. Die Pfaffen konnten, unter dem Schutze dieses Gesetzes, gegen jeden frei denkenden Menschen, welcher den von

ihnen gelehrten Aberglauben und das von ihnen dem Volke auferlegte Joch verabscheute, wüthen. Es stand von nun an in ihrer Macht, selbst die stillen Leute, welche keinen Kampf mit dem herrschenden Aberglauben beginnen wollten, aber nicht dumm genug waren, denselben anzunehmen, oder nicht falsch genug, ihn zu bekennen, den Flammen zu übergeben. Die furchtbaren Kriege, welche in späteren Jahrhunderten, des Glaubens halber, entbrannten, sind daher nicht minder als diejenigen, welche in späteren Jahrzehnten über die Thronfolge entstanden, dem verruchten Heinrich IV. beizumessen. Wäre die Abweichung vom herrschenden Glauben nicht zum Verbrechen gestempelt worden, so hätten die Pfaffen den ersten Strahlen der Vernunft, welche sich, in Folge der Reformation, Bahn brachen, nicht mit Kerkermauern und Schaffotten entgegentreten können. Statt furchtbarer Religionskriege hätten sich nur Religionszänkereien entwickelt, aus welchen die Wahrheit siegreich hervorgegangen wäre. Doch wie die Guten, so verbinden sich auch die Bösen mit ihren Gesinnungsgenossen. Der weltliche Tyrann Heinrich IV. fand daher seine natürlichen Verbündeten in den geistlichen Tyrannen der Erde.

Die verschiedenen Theile England's unterwarfen sich alle dem glücklichen Kronenräuber. Nur die Wallliser besaßen für Richard II. einige Anhänglichkeit. Reginald Lord Gray von Ruthyn, einer von den Günstlingen Heinrich's IV., glaubte daher an ihnen sein Müthchen kühlen zu können. Doch sie setzten sich unter Owen Glendour zur Wehre und nahmen den Grafen von Marche, den rechtmäßigen Erben des englischen Thrones, gefangen. Das war dem Könige Heinrich ganz erwünscht. Er verbot allen Freunden des Grafen, die Freigebung desselben zu bewirken, so daß der junge Mann mehrere Jahre lang in feindlicher Gefangenschaft blieb. Es war einer der Grundsätze Heinrich's IV., den englischen Adel in unausgesetzter Beschäftigung zu erhalten. Er zog daher (1401) nach Schottland, drang bis Edinburg vor, kehrte jedoch bald wieder um, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Im folgenden Jahre (1402) erlitt der Graf von Douglas an der Spitze von zwölftausend Schotten eine große Niederlage bei Homeldom, welche ihm die englischen Grafen Piercies beibrachten. Der König verbot den Siegern, ihre zahlreichen Gefangenen frei zu geben. Die Familie Piercy, welche viel zu der Erhebung Heinrich's IV. beigetragen hatte und von ihm nicht nach Wunsch belohnt worden war, fand sich dadurch verletzt und verband sich mit den Wallisern und den Schotten gegen den König. In der Schlacht von Shrewsbury fand Heinrich Piercy mit vielen anderen Edelleuten den Tod. Douglas wurde gefangen. So endete auch dieser Aufstand zum Schaden der Feinde Heinrich's (1403).

In den Jahren von 1405 und 1407 wurde Heinrich IV. von neuem angegriffen. Doch die vereinzelten und schlecht organisirten Verschwörungen der Großen wurden von dem kriegerischen Könige ohne große Mühe niedergeschlagen. Der Häuptling der Walliser Owen Glendour starb, und das Glück führte den einzigen Sohn des Königs Robert's III. von Schottland in die Gefangenschaft Heinrich's. Frankreich, durch innere Zwietracht zerrissen, konnte ihm keine Gefahren bereiten. Im Gegentheile bewarben sich die Führer der verschiedenen Parteien dieses Landes: der Herzog von Burgund und der Herzog von Orleans um seine Gunst. Er starb jedoch zu frühe, um sich mit Nachdruck in die Angelegenheiten Frankreich's einmischen zu können.

So lange Heinrich IV. sich auf seinem Throne unsicher fühlte und mit Aufständen zu kämpfen hatte, behandelte er das Parlament mit einiger Schonung, obgleich er stets gewaltsam in die Wahlen eingriff, um des Hauses der Gemeinen sicher zu sein. Als er aber in späteren Jahren seinen Thron für befestigt hielt, machte er mit dem Parlament wenig Umstände. Er erklärte dem Sprecher der Gemeinen auf seine Bitte um Redefrei=

heit unumwunden, er wolle keine Neuerungen und sei entschlossen, seine Vorrechte zu behaupten. Unter den Parlamentsverhandlungen dieser Regierung verdienen die Anträge der Gemeinen, in Betreff der Güter der Geistlichen, besonders erwähnt zu werden. Als im Jahre 1405 der König vom Parlamente Steuern verlangte, erwiederten die Gemeinen, er solle die weltlichen Besitzungen der Kirche an sich nehmen und sich ihrer als eines dauernden Vermögens zur Deckung der Staatskosten bedienen. Sie bemerkten, die Geistlichkeit habe den dritten Theil der Ländereien des Königreichs inne und trage Nichts zu den öffentlichen Lasten bei; ihre Reichthümer machten sie vielmehr unfähig, den Verrichtungen ihres Berufs mit dem erforderlichen Eifer obzuliegen. Der König ging aber auf diesen Antrag nicht ein. Fünf Jahre später wiederholten die Gemeinen ihren Antrag und berechneten die jährlichen Einkünfte der Geistlichkeit auf eine halbe Million Mark. Zugleich baten sie, die Schärfe der gegen die Lolarden erlassenen Verordnungen zu mildern. Die Antwort des Königs bestand darin, daß er vor der Auflösung des Parlamentes einen Lolarden lebendig verbrennen ließ. So zeigte Heinrich IV., daß er ein treuer Sohn jener blutdürstigen Kirche war, welche sich die katholische nennt, während sie nichts Anderes ist, als eine Verdummungsanstalt für die Massen und ein Stützpunkt für alle Tyrannen.

Der düstere Argwohn, der Heinrich IV. eigenthümlich war, hielt seinen ältesten Sohn, Heinrich, fern von allen Geschäften des Staates. Der Kronprinz wußte seine Zeit nicht besser anzuwenden, als indem er sich mit liederlichen Burschen in schlechten Häusern herumtrieb und mit Straßenräubern im Bunde die Heerstraßen unsicher machte. Als Heinrich IV (1413) starb, folgte ihm dieser Sohn, Heinrich V., auf dem englischen Throne nach. Seine Schmeichler haben es ihm zum großen Verdienst angerechnet, daß er als König seine alten Kumpane zu sich beschied, ihnen eine Strafpredigt hielt und von dieser Zeit an mit ihnen weder in ihren ehemaligen Kneipen zechte, noch Straßenraub trieb. Allein beim Lichte besehen that Heinrich V. auf dem Throne nur in größerem Maßstabe, was er früher im Kleinen ausgeführt hatte. Die Menschen, mit denen er sich als König umgab, waren um kein Haar besser, als diejenigen, welche ihm als Kronprinzen befreundet gewesen waren. Die Pfaffen, denen zu Liebe er unschuldige Menschen zum Tode verdammen ließ waren weit verruchter, als die Frauenzimmer zweideutigen Rufes, mit denen er sich vergnügt hatte, und die Aristokraten, welche seine Rathgeber wurden, raubten tausendmal mehr als die Beutelschneider, mit denen Heinrich früher verkehrt hatte. Die Aeußerlichkeiten veränderten sich, der innere Gehalt Heinrich's blieb derselbe. Allein die meisten Menschen urtheilen blos nach dem Scheine und untersuchen nicht die Beweggründe. Der Thatendurst, welcher den jungen Heinrich zum Straßenräuber, machte den König Heinrich V. zum Eroberer. Auf den Landstraßen in der Nähe London's hatte Heinrich einige Reisende erschreckt und den Werth einiger Pfunde geraubt. Als er später auf den Straßen Frankreich's an der Spitze eines Heeres einherzog, schreckte und mordete er Tausende, und verwüstete er ganze Provinzen. Die Beweggründe seiner Kriege mit Frankreich waren aber nicht besser, als diejenigen seiner früheren Beutelschneidereien.

Heinrich IV. hatte unter den Anhängern Richard's II. so gründlich aufgeräumt und den Grafen von Marche in einer so untergeordneten Stellung erhalten, daß sein Sohn ohne Gefahr die Bande lösen konnte, mit denen dieser Prinz von Heinrich IV. umstrickt worden war. Der Graf von Marche, dem die Natur die Gaben und die Leidenschaften eines Herrschers versagt hatten, fügte sich in sein Schicksal und war sein ganzes Leben hindurch Heinrich V. dankbar für die Milde, mit der er ihn, wohl mehr aus Klugheit, als aus Herzensgüte behandelte. Daß Herzensgüte Heinrich V. gebrach, bewies er am deutlichsten den Lolarden gegenüber. Er ließ es geschehen, daß die Pfaffen das Haupt dieser

Secte, Sir John Oldcastle Lord Cobham, zum Feuertode verdammten und als derselbe aus dem Tower entsprang und die Freiheit des Glaubens mit den Waffen in der Hand vertheidigen wollte, wüthete Heinrich V. mit Grausamkeit gegen dessen Anhänger (1414), obgleich denselben nichts weiter, als Pläne und Absichten, keine einzige That vorgeworfen werden konnte. Lord Cobham wurde vier Jahre später, als er nach England zurückkehrte, unter furchtbaren Qualen an langsamem Feuer verbrannt.

Mit Vergnügen ergriff Heinrich V. die Gelegenheit, welche ihm Cobham bot, die Gesetze gegen die s. g. „Ketzer" schärfen zu lassen. Sonderbarer Weise erneuerte dasselbe Parlament, welches die Gesetze gegen die Lolarden noch härter machte, als sie schon waren, den Antrag, „der König möge die Güter der Geistlichkeit einziehen." Der Erzbischof von Canterbury, Chicheley, welcher fürchtete, Heinrich V., dem es stets an Gelde fehlte, möge darauf eingehen, überredete ihn, Frankreich mit Krieg zu überziehen. Im vorigen Abschnitte *) haben wir die Kriegszüge dieses Königs ausführlich geschildert. Heinrich V. nahm Harfleur und gewann die Schlacht von Azincourt (1415), rückte (1417) ein zweites Mal nach Frankreich, schloß den berüchtigten Vertrag von Troyes (1420) ab, vermählte sich mit Katharina, der Tochter Karl's VI. und Isabellen's von Frankreich und verstrickte durch alle diese Thaten England in einen blutigen und langjährigen Krieg, welcher seinem Lande, wenn auch nach den verkehrten Ansichten des Mittelalters, kriegerischen Ruhm, doch keine wirklichen Vortheile, vielmehr nur große Verluste an Geld und Menschen brachte. Mitten in seiner kriegerischen Laufbahn ereilte der Tod Heinrich V., im vierunddreißigsten Jahre seines Lebens.

Sein Sohn, welchem unter dem Namen Heinrich's VI. zugleich der englische und der französische Thron zufiel, zählte noch nicht ganz ein Jahr. Die beiden Oheime dieses Kindes: die Herzoge von Bedford und Glocester, leiteten die Staatsgeschäfte. Heinrich Beaufort, Bischof von Winchester, sein Großonkel, führte die Aufsicht über die Person des Königs. In der Geschichte Frankreichs haben wir die Kriege geschildert, welche zur Zeit Heinrich's VI. von England dieses Reich fast von einem Ende zum anderen verwüsteten. Wir haben dort ausgeführt, wie sich an den Mauern der Stadt Orleans und an dem tapferen Herzen der Johanna Arc die Macht England's brach, **) wie dieses begeisterte Mädchen die Ketten zerriß, welche die übermüthigen Fremdlinge dem Volke der Franzosen angelegt hatten und wie die Engländer ihre Rache an der Heldin nahmen, indem sie dieselbe zu Rouen lebendig verbrannten (1431). Endlich, nachdem der Herzog von Burgund von den Engländern abgewandt, der Herzog von Bedford gestorben war und die Franzosen Schritt für Schritt wieder gewonnen, was sie im Laufe vieler Jahre verloren hatten, wurde (1443) ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Mittlerweile war Heinrich VI. in sein dreiundzwanzigstes Lebensjahr eingetreten. Unter dem Einfluß des Pfaffen, dem seine Erziehung anvertraut, war der unglückliche junge Mann vollständig verdummt worden. Hätte er ausgezeichnete Gaben besessen, so wäre es ihm vielleicht möglich gewesen, das Netz zu zerreißen, in welchem ihn der schlaue Priester gefangen hielt. Doch diese fehlten ihm. Er wurde zum Knechte und nicht zum Herrscher erzogen und blieb ein Knecht sein Leben lang, obgleich er mehrere Male seine Beherrscher wechselte. Unbekümmert um die Wünsche und Interessen der englischen Nation, gab ihm ein zum Cardinal erhobener Vormund Margaretha von Anjou, die Tochter des Titularkönigs Renatus von Neapel und Sicilien zur Gattin. Der Graf von Suffolk leitete die

*) Siehe Oben § 53.

**) Siehe Oben § 55.

Unterhandlungen und versprach in einem geheimen Artikel, daß die Provinz Maine dem Herzoge Karl von Anjou, dem Onkel der Braut, abgetreten werden solle.

Margaretha, die Gemahlin Heinrich's VI., war ein herrschsüchtiges Weib, welches bald den größern Theil der königlichen Gewalt an sich riß. Sie verband sich auf's Innigste mit dem Cardinale Beaufort von Winchester und dessen Anhängern und nahm eine feindliche Stellung gegenüber dem Herzoge von Glocester ein, welcher seinem Neffen die Tochter des Grafen von Armagnac zur Gattin bestimmt hatte und dem man von dem geheimen Artikel, betreffend die Abtretung von Maine, keine Kenntniß zu geben wagte. Der ränkesüchtige Cardinal und die ehrgeizige Margaretha griffen den Herzog von Glocester an seiner empfindlichsten Seite an, indem sie dessen Gemahlin, die Tochter des Lord Reginald Cobham, wegen Hexerei zu lebenslänglichem Gefängniß, deren angebliche Gehülfen zum Tode verurtheilen ließen. Der Herzog trug diese Mißhandlung mit Geduld. Hätte er Widerstand geleistet, so wäre er ohne Zweifel als Hochverräther hingerichet worden. Dessenungeachtet wurde er in's Gefängniß geworfen und darin ermordet (1447). Glocester und ohne Zweifel auch seine Gattin waren so aufgeklärt, als in jenen finsteren Zeiten für Fürstensöhne möglich war. Aus diesem Grunde widmete der Cardinal von Winchester beiden seinen bittern Haß, doch so verhärtet dieser Pfaffe auch war, so soll ihm doch die Ermordung seines Neffen einige Gewissensbisse verursacht haben. Er starb schon sechs Wochen nach Glocester, erdrückt von der Last der auf ihm ruhenden Verbrechen und Schandthaten.

Erst nach dem Tode des Herzogs von Glocester wagte es die Königin Margaretha, den geheimen Artikel ihres Ehevertrages in Ausführung zu bringen. Die Provinz Maine wurde an den Herzog von Anjou abgetreten, allein die größte Mißstimmung dadurch in ganz England hervorgerufen. Jedermann erkannte, daß die Königin mehr im französischen, als im englischen Interesse stehe. König Karl VII. von Frankreich, welcher die traurigen Zustände des englischen Hofes genau kannte, ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, den 1443 geschlossenen Waffenstillstand zu brechen. Er rückte in die von den Engländern noch besetzten französischen Provinzen ein (1449) und trieb sie aller Orten vor sich her.

So lange die englischen Könige siegreich gegen ihre Feinde waren, bekümmerte sich Niemand viel um die Frage, ob sie ein Recht auf die Krone besäßen. Als aber eine Niederlage der anderen auf dem Fuße folgte, Heinrich VI. durch seine Schwäche, seine Gemahlin durch ihre Herrschsucht immer verächtlicher wurden, erwachte unter dem englischen Volke wieder der Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Hauses Lancaster. Die Ansprüche des Grafen von March waren auf den Herzog Richard von York, den Sohn des unter Heinrich V. hingerichteten Grafen von Cambridge und der Schwester des letzten Grafen von March, übergegangen. Als Abkömmling des zweiten Sohnes Eduard's III. hatte der Herzog von York unstreitig nach der bestehenden Verfassung einen nähern Anspruch auf die Krone, als Heinrich VI., welcher von dem dritten Sohne Eduard's stammte. Richard von York war durch seine Reichthümer und durch seine ausgedehnten Familienverbindungen ein gefährlicher Nebenbuhler Heinrich's VI., allein so muthig er auch auf dem rauhen Felde der Schlacht war, so schwankend benahm er sich auf dem glatten Boden der Staatskunst. Die Ermordung des Herzogs von Glocester hatte in ganz England die tiefste Entrüstung hervorgerufen. Nach dem Tode des Cardinals von Winchester warf sich der ganze Haß des Volkes auf den Herzog von Suffolk, welcher schon zu des Cardinals Zeiten großen Einfluß am Hofe besessen, den Heirathsvertrag mit Margaretha von Anjou abgeschlossen und an der Ermordung des Herzogs von Glocester Theil genommen hatte.

Er war der erklärte Günstling der Königin und erster Minister. Die großen Reichthümer, die er erworben hatte, bildeten einen unverkennbaren Beweis seiner Unredlichkeit. In seiner Verwaltung war er willkürlich und gewaltthätig. Namentlich beschwerte man sich mit Recht über die von ihm angeordneten Requisitionen zum Unterhalte des königlichen Hofes. Seit einem Jahrhundert bildeten dieselben eine immer wiederkehrende Beschwerde des Parlamentes. Allein unter dem Herzoge von Suffolk erreichte dieser Uebelstand seinen Höhepunkt. Umsonst berief sich der Minister auf die Nothwendigkeit. Er hätte entweder für die Einschränkung des königlichen Hofes, oder für gesetzliche Mittel zu dessen Unterhalt Sorge tragen sollen. Die Gemeinen klagten (1450) den verhaßten Minister an. Um ihn zu retten, verbannte ihn Heinrich VI. auf fünf Jahre. Suffolk's Feinde waren aber schon so mächtig, daß sie ihn ungestraft bei seiner Ueberfahrt nach Frankreich ergreifen und köpfen lassen konnten. An seine Stelle trat der Herzog von Somerset, unter dessen Oberbefehl die Engländer aus Frankreich vertrieben worden waren. Das Volk wurde daher durch diesen Wechsel nicht zufrieden gestellt. Mehrere Aufstände brachen aus, unter welchen derjenige, an dessen Spitze der Irländer Johann Cade stand, der bedeutendste war. Cade nannte sich John Mortimer, wahrscheinlich um das Volk an Mortimer und an die Ansprüche des Herzogs von York zu erinnern. Dieser Name hatte eine solche Anziehungskraft, daß sich in Kurzem zwanzigtausend Männer von Kent um seine Fahne sammelten. Ohne auf Widerstand zu stoßen, rückte der Haufen nach London vor. Doch nicht lange vermochte John Cade Mannszucht zu halten. Die Londoner Bürger, verstärkt durch eine Abtheilung königlicher Truppen, brachten den Kentern eine Niederlage bei, in deren Folge sie sich zerstreuten und ungeachtet der verheißenen Amnestie unbarmherzig abgeschlachtet wurden. Auf den Kopf ihres Führers ward ein Preis gesetzt, welchen Alexander Eden aus Sussex verdiente. Der Hof hatte den Herzog von York im Verdachte, den Aufstand John Cade's hervorgerufen zu haben, obgleich dieser sich damals in Irland aufhielt. Allein der König wagte es nicht, den mächtigen Herzog vor Gericht zu fordern und dieser hoffte, früher oder später das Haus Lancaster verdrängen zu können. Die Mißstimmung im Volke nahm immer zu. Das Haus der Gemeinen bat den König, den Herzog von Somerset, die verwittwete Herzogin von Suffolk und mehrere andere einflußreiche Personen aus seiner Nähe zu entfernen und dem verstorbenen Herzoge von Suffolk nachträglich den Prozeß zu machen (1451). Es entstanden darüber Mißhelligkeiten zwischen König und Parlament, welche den Herzog Richard von York bestimmten, die Maske abzuwerfen und zum Schwert zu greifen (1452). Doch noch einmal verständigten sich die Häuser York und Lancaster, und die Geburt eines Sohnes, der den Namen Eduard erhielt, schien Heinrich's VI. wankenden Thron zu befestigen. Allein gerade zur Zeit, da der König aller seiner Kräfte bedurfte, um sich und sein Haus gegen seinen Nebenbuhler zu schützen, fiel er in eine Geistes-Krankheit, die ihm unmöglich machte, auch nur äußerlich die Rolle eines Königs zu spielen. Die Königin Margaretha und der Ministerrath wußten sich nicht anders zu helfen, als indem sie den Herzog von Somerset in den Tower schickten und den Herzog von York zum Statthalter des Königreichs ernannten. Dieser konnte, wenn er wollte, sofort die Herrschaft an sich reißen, allein er zögerte, leitete zeitraubende Unterhandlungen mit dem Parlamente ein, während deren der König wieder etwas besser wurde. Die Feinde des Herzogs von York benützten diese Wendung der Dinge und bestimmten den schwachen König, die schon aus den Händen gegebene Gewalt wieder an sich zu nehmen und den Herzog von Somerset an die Spitze der Verwaltung zu stellen (1453). Der Herzog Richard von York sah darin eine Kriegserklärung, brachte ein Heer zusammen und schlug die königlichen Truppen bei St. Albans. Der Herzog von Somerset und viele andere Stützen des Hause

Lancaster blieben auf dem Schlachtfelde und Heinrich VI. fiel in die Gewalt des Siegers (1455). So begann der furchtbare Bürgerkrieg, welcher dreißig Jahre lang England verwüstete, in dessen Verlaufe zwölf große Schlachten geliefert wurden, achtzig Prinzen des königlichen Hauses ihr Leben verloren und fast der ganze alte Adel England's ausgerottet wurde.

§ 60. Der Kampf der Häuser Lancaster und York (1455—1485).

Der Streit zwischen den Familien Lancaster und York, oder zwischen der rothen und weißen Rose, den Wappen beider Gegner, gehört zu den widrigsten Erscheinungen in der englischen Geschichte. Kein höherer Gedanke, kein edleres Gefühl gab diesem Zwiste eine gewisse Weihe. Die Freiheit des Volkes, die Verfassung des Staates, das Wohl der Gesammtheit oder andere ähnliche Bestrebungen waren mit diesem Bürgerkriege durchaus nicht verwandt. Nur die Herrschsucht und die ihr untergeordneten Leidenschaften der Habgier und des Ehrgeizes lagen den Handlungen der beiden Parteien zu Grunde. Deßhalb wurde der Krieg, obgleich von den Bürgern eines Reiches ausgefochten und von den Mitgliedern einer und derselben Familie, den Nachkommen Eduard's III., gehegt, mit furchtbarer Grausamkeit geführt. Der erste Urheber des unheilbringenden Streites war Heinrich IV. von Lancaster, welcher die Verfassung England's nicht minder, als alle Gesetze der Menschlichkeit mit Füßen trat, indem er Richard II. vom Throne stieß und dem Hungertode Preis gab. So lange sein Haus herrschte, konnte sich kein fester Rechtszustand bilden um so weniger, als er selbst und sein Sohn, Heinrich V., nur kurze Zeit regierten und Heinrich VI., welcher lange die Krone trug, niemals selbstthätig war. Hätte das Haus Lancaster es verstanden, das englische Volk auf eine höhere Stufe des Wohlstandes, der Bildung und der Freiheit zu heben, so hätte es dadurch den unrechtmäßigen Ursprung seiner Herrschaft in Vergessenheit bringen können. Allein Heinrich IV. und Heinrich V. waren nicht besser, eher schlimmer, als ihre geistesverwandten Vorgänger Eduard I. und Eduard III. und Heinrich VI. war noch unfähiger, als Richard II.

Als der Herzog Richard von York durch seinen Sieg bei St. Albans an die Spitze des englischen Staates gelangte, war die Partei des Hauses Lancaster noch mächtig genug einen sofortigen Umsturz zu verhüten. Der Herzog von York war damit zufrieden, daß ihm die schon früher angebotene Protectorwürde übertragen wurde. Das Parlament, indem es diesen Schritt zu Gunsten des Hauses York that, wiederholte den Eid der Treue den es dem Könige Heinrich VI. geschworen und beschränkte die Dauer der dem Herzoge von York verliehenen Gewalt auf die Zeit der Unmündigkeit des Kronprinzen Eduard. Die Yorkisten fühlten sich so unsicher, daß sie vom Parlamente eine Verzeihung für alle ihre gesetzwidrigen Handlungen nöthig zu haben glaubten und erwirkten. Die einzige durchgreifende Maßregel, zu welcher das Parlament sich entschloß, war die Einziehung aller Güter, welche seit dem Tode Heinrich's V. der Krone entfremdet worden waren. Sie traf die Anhänger des Hauses Lancaster um so schwerer, je schamloser sich diese namentlich während der Minderjährigkeit Heinrich's VI., bereichert hatten. Kaum waren diese Beschlüsse gefaßt worden, als die Königin Margaretha die Abwesenheit des Herzogs von York benützte und ihren Gatten bestimmte, vor dem Oberhause die Erklärung abzugeben, daß er gesonnen sei, die Regierung wieder zu übernehmen und der Gewalt des Herzogs von York ein Ende zu machen. Zwar wurde (1458) eine große Versöhnungscomödie in London aufgeführt, allein das Vertrauen war zu tief erschüttert, als daß es so leicht wieder hergestellt werden konnte. Ein Streit zwischen zwei untergeordneten

Anhängern der beiden feindlichen Häuser genügte, die bisher verdeckten Gesinnungen zum Ausbruche zu bringen. Der Krieg begann von neuem. Der Graf von Salisbury besiegte bei Blore Heath, an der Gränze der Grafschaft Stafford die überlegenen Streitkräfte Heinrich's VI. und rückte an den Sammelplatz der Yorkischen Partei nach Ludlow vor. Doch bald darauf erlitt der Herzog Richard von York eine Niederlage durch den Verrath des Sir Andreas Trollop, des Befehlshabers der Truppen, die ihm der Graf von Warwick aus Calais zugeführt hatte (1459). Der Graf von Warwick wetzte aber schnell diese Scharte wieder aus. Er rückte (1460) nach London vor, das ihm bereitwillig die Thore öffnete und schlug die königlichen Soldaten bei Northampton. Auch in diesem Treffen gab der Verrath die Entscheidung. Lord Grey von Ruthin, der mitten in der Schlacht zum Feinde überging, brachte Schrecken und Verwirrung unter die königlichen Kämpfer. Die gemeinen Soldaten erhielten Pardon. Die Edelleute wurden aber auf Befehl des Grafen von Warwick und des ältesten Sohnes des Herzogs von York, Eduard, Grafen von Marche, niedergemacht. Der König fiel in die Hände der Sieger. Auch nach diesem Treffen benahm sich der Herzog von York mit großer Mäßigung. Er begnügte sich damit, seine Ansprüche an die Krone dem Oberhause vorzutragen. Die Gründe für und wider wurden mehrere Tage lang verhandelt und die Entscheidung fiel am Ende sehr schwankend aus. Das Parlament bestimmte jedoch, daß, da Heinrich VI. achtunddreißig Jahre lang im unbestrittenen Besitz der Krone gewesen sei, so solle er die königliche Würde bis zum Ende seines Lebens tragen. Richard von York solle dagegen das Reich verwalten und für den gesetzlichen Thronfolger erklärt werden. Der Herzog von York war mit diesen Bestimmungen zufrieden; allein er befürchtete mit Recht, die Königin Margaretha werde sich denselben widersetzen. Nach der Schlacht von Northampton war sie mit ihrem Sohne nach Schottland geflohen und sammelte dort ein Heer von zwanzigtausend Mann. Der Herzog Richard hatte nicht geglaubt, daß die Königin eine so bedeutende Streitmacht bei sich habe, bot ihr gegen den Rath seiner Freunde auf der Wakefielder Wiese, ohnweit dem Schlosse Sandal, die Schlacht an, verlor dieselbe und zugleich sein Leben. Die königliche Partei bezeichnete ihren Weg durch schändliche Grausamkeiten. Nachdem sie eine Niederlage bei Mortimer's Croß erlitten und einen Sieg bei St. Albans errungen hatte (1461), rückte Eduard, des Herzogs Richard von York ältester Sohn, in London ein und legte einer Versammlung seines Heeres und der Bewohner London's die Frage vor, ob sie Heinrich von Lancaster oder ihn zum Könige haben wolle. Natürlich sprachen alle Anwesenden sich einstimmig zu Gunsten Eduard's von York aus und der Sohn des Zauberers wurde am selben Tage unter dem Namen Eduard IV. als König ausgerufen und mit großer Feierlichkeit in den Palast geführt, welchen Heinrich VI. zu bewohnen pflegte.

Der erste König aus dem Hause York gab dem ersten Lancaster an Grausamkeit nichts nach, doch besaß er nicht dessen Schlauheit, Umsicht und Arbeitskraft. Er zählte kaum zwanzig Jahre, als die Schicksale England's in seine Hand fielen. Noch stand ihm aber die Königin Margaretha mit einem Heere feindlich gegenüber. In der Schlacht von Touton, in der Grafschaft York, erlitt diese eine furchtbare Niederlage. Mehr als sechsunddreißigtausend Mann verloren dabei ihr Leben. Während des Kampfes hielten sich Heinrich VI. und Margaretha in der Stadt York auf. Als sie die Nachricht von der verlorenen Schlacht hörten, flohen sie nach Schottland. Eduard kehrte nach London zurück, woselbst das Parlament, da er entschiedene Siege errungen hatte, entschiedene Beschlüsse zu seinen Gunsten faßte. Es erkannte an, daß Eduard durch seine Abstammung von der Familie Mortimer's seit dem Tode seines Vaters rechtmäßiger König gewesen sei. Es erklärte alle, nach der Absetzung Richard's II. vorgenommenen Landbewilligungen

und alle von dem Parlamente ausgesprochenen Gütereinziehungen für nichtig. Heinrich VI., die Königin Margaretha und deren Sohn Eduard, vor kurzem noch die Gegenstände der Verehrung des Parlamentes, wurden in Anklagestand versetzt und ihr Vermögen für verfallen erklärt. Dasselbe Schicksal hatten die vornehmsten Anhänger des Hauses Lancaster. Eduard IV. selbst ließ mehrere Personen von Stande kriegsrechtlich zum Tode verurtheilen und hinrichten. Margaretha gab aber die Hoffnung nicht auf, den englischen Thron wieder zu erobern. Mit französischen und schottischen Hülfstruppen zog sie von neuem in's Feld, erlitt aber (1464) zuerst bei Hedgley-More eine kleine und dann bei Herham eine große Niederlage. Margaretha fiel auf ihrer Flucht in die Hände von Straßenräubern, wurde von diesen vollständig ausgeplündert, allein doch von einem derselben, dem sie sich zu erkennen gab, zuerst verborgen gehalten und dann an die Seeküste geführt, von wo aus sie zu ihrem Vater nach Flandern entkam. Minder glücklich waren viele Häupter ihrer Partei, unter anderen der Herzog von Somerset, welcher durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde. Heinrich VI. hielt sich ein ganzes Jahr in der Grafschaft Lancaster verborgen, wurde entdeckt und in den Tower gesperrt. Eduard IV. glaubte nach diesen wiederholten Siegen und der fast gänzlichen Ausrottung der Häupter der Lancasterschen Partei seinen Thron gesichert. Er vermählte sich mit Elisabeth, der Wittwe des Sir John Gray von Groby und Tochter des Sir Richard Woodville, welchen die Herzogin von Bedford in zweiter Ehe geehelicht hatte. Er machte sich dadurch den Grafen von Warwick, den er abgesandt hatte, für ihn um die Prinzessin Bona von Savoyen zu werben, zum tödtlichen Feinde. Die Königin Elisabeth, welche einen bedeutenden Einfluß auf ihren Gatten behauptete, sorgte zunächst für ihre zahlreiche Familie und erregte dadurch eine große Mißstimmung unter dem habgierigen und herrschsüchtigen Adel England's. Eduard's IV. eigener Bruder, der Herzog Georg von Clarence, schloß sich den Unzufriedenen an. Der Graf von Warwick, einer der reichsten und mächtigsten Adeligen gab ihm seine älteste Tochter zur Gemahlin. Umsonst warnte der Herzog Karl von Burgund, welcher durch seine Mutter von dem zweiten Sohne Eduard's III., dem Herzog von Clarence, abstammte und welchem Eduard IV. (1468) seine Schwester Margaretha zur Gattin gab, den König, auf seiner Hut zu sein. Eduard IV. war ebenso wollüstig, als tapfer und konnte nur durch unmittelbar drohende Gefahren zu ausdauernder Thätigkeit angeregt werden. Einige Aufstände, welche in der Grafschaft York (1469) und in der Grafschaft Lincoln (1470) ausbrachen, wurden ohne Mühe erdrückt. An dem letztern nahmen der Graf von Warwick und der Herzog Georg von Clarence Antheil. Sie mußten daher fliehen. In Frankreich trafen sie mit ihrer früheren Feindin, der Königin Margaretha, zusammen. Eduard erhielt davon Kenntniß und glaubte den unnatürlichen Bund, welchen diese Häupter der Parteien Lancaster und York miteinander abgeschlossen hatten, im Keime ersticken zu können. Allein er irrte sich. Der Graf von Warwick schiffte sich nach England ein und fand daselbst einen so starken Zulauf, selbst von Seiten der einflußreichsten Männer der Umgebung Eduard's IV., daß dieser Mühe hatte, zu entrinnen und fast ohne alle Habe zu Alcmaer in Holland landete. Sein Schwager behandelte ihn anfangs mit großer Kälte. Als er aber bemerkte, daß die neue Regierung in England ihn mit feindlichen Augen ansah, lieferte er Eduard IV. die Mittel, sein Reich wieder zu erobern. Unterdessen wurde Heinrich VI. wiederum aus dem Tower auf den englischen Thron gesetzt. Der Graf von Warwick und der Herzog Georg von Clarence erhielten die Regentschaft. Was die Gegenpartei gethan, wurde wie gewöhnlich umgestoßen. Doch floß bei diesem Wechsel nicht so viel Blut, als sonst gewöhnlich. Die Herrschaft Heinrich's VI. und seiner Vormünder war aber diesesmal sehr kurz. Schon im folgenden Jahre (1471) kam

Eduard IV. aus Holland zurück, gelangte fast ohne Schwertstreich von Ravenspur, in der Grafschaft York, nach London und schlug seine Feinde bei Barnet, in der Nähe der Hauptstadt. Graf Warwick selbst blieb in der Schlacht, welche ungewöhnlich blutig war, weil Eduard IV. den Befehl gegeben hatte, keine Gefangenen zu machen, sondern alle Feinde nieder zu hauen. Heinrich VI. wurde in den Tower zurückgebracht. Er hätte nicht so häufig den Weg vom Gefängniß zum Throne hin und her gemacht, wenn nicht beide Parteien ihn als eine Puppe betrachtet hätten.

Die Königin Margaretha landete an demselben Tage in England, an welchem der Graf von Warwick besiegt wurde. Sie zog an der Spitze eines Heeres durch die Grafschaften Devon, Somerset und Glocester bis Tewksbury, woselbst sie von Eduard IV. ereilt und an den Ufern der Severn auf's Haupt geschlagen wurde. Mehr als zwanzig Standespersonen, unter ihnen der Herzog von Somerset, wurden kalten Blutes abgeschlachtet; Margaretha und ihr Sohn Eduard gefangen genommen. Der junge Prinz wurde, nachdem ihm Eduard IV. in's Gesicht geschlagen, von dem Herzog von Clarence, welcher mittlerweile zur Partei seines Bruders zurückgekehrt war, dem Herzoge von Glocester und einigen anderen Schurken erdolcht. Margaretha wurde in den Tower gesperrt, in welchem kurz nach der Schlacht von Tewksbury ihr Gemahl Heinrich VI. von dem verruchten Glocester, dem nachmaligen König Richard III., ermordet wurde. Margaretha war die einzige Gefangene, welche noch lebte.

Die Lancaster'sche Partei war nunmehr fast gänzlich ausgerottet. Kein einziger, in gesetzlicher Ehe geborener Prinz dieser Familie war übrig geblieben.

Eduard IV. verfiel nach den Strapatzen und Anstrengungen dieses Bürgerkrieges von neuem in seine frühere Schlaffheit und Liederlichkeit. Zwar unternahm er im Bunde mit dem Herzog von Burgund und dem Connetable von St. Pol einen Kriegszug nach Frankreich, ließ sich aber mit Geld abfinden und schloß noch im selben Jahre den Frieden zu Pequigny (1475).

Selten lebten wohl drei Brüder, welche solche Auswürfe der Menschheit waren, als Eduard IV., der Herzog Georg von Clarence und der Herzog Richard von Glocester, der nachmalige König Richard III. Clarence war unter den Dreien der geringste Verbrecher, obgleich er sich zuerst mit dem Grafen Warwick und Margaretha gegen seinen Bruder verbündete, vor Ausbruch der Verschwörung sich wieder mit diesem in freundschaftliche Unterhandlungen einließ, später von seinem Bundesgenossen Warwick abfiel und sich durch seine Grausamkeit gegen das Haus Lancaster die Gunst seines Bruders wieder zu erwerben suchte. Von seiner und Glocester's Hand fiel der Sohn Margaretha's, der letzte Sprosse aus dem Hause Lancaster. Dessenungeachtet verzieh Eduard IV. ihm seinen Abfall nie. Zuerst ließ er seinen Grimm an einigen der nächsten Freunde des Herzogs von Clarence aus und als dieser, wie zu erwarten stand, sich darüber mißfällig äußerte, rief Eduard ein Parlament zusammen, das ihn zum Tode verurtheilen mußte. Für beide Brüder ist die Art der Hinrichtung des jüngern durch den ältern bezeichnend. Eduard IV. ließ seinem Bruder Clarence die Wahl der Todesart. Clarence wollte in Malvasier ertrinken, wurde in ein Faß voll dieses Weines gesteckt und endete darin sein Leben so trunken, als möglich (1478).

Unter dem Oberbefehl des Herzogs von Glocester wurde im Kriege mit den Schotten (1482) die Stadt Berwick erobert, welche König Jakob III. im Frieden an England abtreten mußte. Noch in demselben Jahre starb Eduard IV. Er hinterließ fünf Töchter und zwei Söhne, von welchen der ältere unter dem Namen Eduard V. als König anerkannt wurde. Allein er war noch minderjährig, er zählte erst dreizehn Jahre. Der Herzog von Glocester, ein Scheusal an Leib und Seele, sollte sein Vormund sein. Dieser

dachte nur daran, die Erbschaft seines Mündels an sich zu reißen. Er fing damit an, den Grafen von Rivers, den Bruder der Königin Elisabeth, den Sir Richard Gray, einen der Söhne erster Ehe der Königin und den Sir Thomas Vaughan, die drei treuesten Freunde des jungen Königs, auf die Festung Pomfret gefangen setzen zu lassen (1483). Die Königin Elisabeth, welche sogleich den Plan Glocester's durchschaute, floh mit ihren fünf Töchtern und ihrem zweiten Sohne Richard, dem Herzoge von York, der damals erst sieben Jahre zählte, in die Westminsterkirche. Glocester verstand es jedoch, die Königin beschwichtigen zu lassen, so daß sie ihm selbst ihren zweiten Sohn Richard zuschickte. Niemand ahnte, daß der Herzog den Plan habe, alle die Menschen, welche zwischen ihm und dem Throne standen, auf die Seite zu schaffen. Und doch hatte er diesen blutigen Entschluß gefaßt. Die sieben Kinder Eduard's IV. und Elisabeth's, der Sohn und die Tochter des Herzogs von Clarence, hatten alle nach der englischen Verfassung nähere Ansprüche auf die Krone als Glocester. Nachdem dieser die beiden Söhne Eduard's IV. in seine Gewalt gebracht hatte, ließ er den Grafen von Rivers, den Sir Richard Gray und den Sir Thomas Vaughan ermorden. Sir Richard Ratcliffe leistete mit der Faust, ein Advocat, Namens Catesby, mit dem Kopfe Schergendienste. An demselben Tage, an welchem jene drei Männer zu Pomfret ermordet wurden, ließ Glocester im Tower zu London den Lord Hastings, einen der einflußreichsten Edelleute England's, köpfen. Vergeblich hatte der Tyrann versucht, ihn für seine verbrecherischen Pläne zu gewinnen. Weniger gewissenhaft war der Herzog von Buckingham, ein anderer mächtiger Adeliger, gewesen. Dieser hatte sich durch Glocester's glänzende Versprechungen blenden und durch seine Drohungen schrecken lassen. Den Erzbischof von York, den Bischof von Ely und mehrere andere Mitglieder des Ministerrathes ließ Glocester in den Tower werfen. Um sich als den einzig rechtmäßigen Erben des Hauses York darzustellen, verbreitete das Ungeheuer bei Lebzeiten seiner Mutter die schändlichsten Gerüchte über dieselbe. Er behauptete, Eduard IV. sowohl, als der Herzog von Clarence, seien im Ehebruche erzeugt worden und folgeweise keine Söhne des Herzogs von York und sein Bruder Eduard IV. sei mit der Tochter des Grafen von Shrewsbury vermählt gewesen, als er der Elisabeth Gray sich verbunden habe. Natürlich konnte Glocester für alle diese Lügen keine Beweise aufbringen und beurkundete durch deren Verbreitung nur seine eigene bodenlose Schlechtigkeit. Er war von abschreckender Häßlichkeit, klein, höckerig und mit einem welken Arme geboren, dennoch hatte er die Frechheit zu behaupten, daß nur er von allen seinen Brüdern Familienähnlichkeit mit seinem Vater besitze. Ungeachtet des Schreckens, den er um sich her verbreitet hatte, konnte er nicht hoffen, daß ein Parlament ihm die Krone zuerkennen würde. Im Bunde mit dem Bürgermeister von London berief er eine Versammlung von Bürgern, welcher er durch den Herzog von Buckingham die Frage vorlegen ließ, „ob sie den Herzog von Glocester zum Könige haben wollten?" Als nach wiederholter Vorlegung dieser Frage endlich einige durch Geld erkaufte Stimmen riefen: „Gott segne Richard den König!" wurde diese Komödie für eine Erklärung des Volkswillens ausgegeben. Der Herzog von Glocester nannte sich Richard III., König von England und ließ seine beiden Neffen, Eduard V. und den Herzog Richard von York, durch Sir James Tyrrell und drei Genossen desselben: Slater, Deighton und Forest, im Tower ermorden. So frech hatte selbst Heinrich IV. nicht allen Gesetzen der Wahrheit und der Menschlichkeit Hohn gesprochen. Der Kampf zwischen der rothen und weißen Rose hatte aufgehört; ein ernsterer Krieg zwischen dem blutigen Tyrannen und dem mißhandelten Volke trat an dessen Stelle. Die gesetzlichen Nachkommen Eduard's III. männlichen Geschlechts hatten sich alle gegenseitig ermordet. Doch der dritte Sohn Eduard's III., der Herzog von Lancaster, hatte einen Enkel, Johann, den

ersten Herzog von Somerset hinterlassen, dessen Geburt durch das Parlament später legitimirt wurde. Dessen Tochter Margaretha hatte den Grafen Edmund von Richmond, den Halbbruder Heinrich's VI. und Sohn des Sir Owen Tudor und Katharinen's von Frankreich, geehelicht. Margaretha gebar ihrem Gatten einen Sohn, der den Namen Heinrich empfing. Auf diesen Heinrich von Richmond richteten alle, welche über Richard's III. Tyrannei entrüstet waren, ihre Blicke. Dem Könige blieb dieses nicht lange verborgen. Umsonst suchte er aber durch Bestechung und süße Worte den gefährlichen Nebenbuhler in seine Gewalt zu bekommen. Heinrich von Richmond lebte in der Bretagne, deren Herzog Franz II. zwar bereit war, aus Rücksicht für Richard III. den Kerkermeister zu spielen allein nicht bewogen werden konnte, den jungen Heinrich in die Hände von Mördern auszuliefern.

Die Ansprüche des Grafen Heinrich's von Richmond erhielten dadurch Nachdruck, daß eine Ehe zwischen ihm und der ältesten Tochter Eduard's IV., Elisabeth, verabredet wurde. Der Herzog von Buckingham, welcher anfangs die festeste Stütze Richard's III. gewesen war, leitete selbst die geheimen Unterhandlungen zwischen Heinrich von Richmond und der Wittwe Eduard's IV. Als Richard von diesem Plane Kenntniß erhielt, griff Buckingham zu den Waffen. Die wohlangelegte Verschwörung mißglückte in Folge ungewöhnlich heftiger Regengüsse, welche alle Bewegungen der Anhänger Buckingham's erschwerten. Buckingham wurde gefangen genommen und hingerichtet. Die übrigen Verschworenen entflohen in's Ausland. Bei dieser Gelegenheit ließ Richard III. seinen Zorn an William Collingbourne aus, welcher folgendes Verschen gemacht hatte:

„Die Ratt', die Katz' und Lowel, der Hund,
Beherrschen ganz England, mit dem Schwein im Bund."

Der König führte nämlich einen Eber in seinem Wappen und seine dienstfertigsten Geschöpfe waren Ratcliffe, Catesby und Lord Lowel. Das Verschen kostete dem Dichter das Leben.

Der Graf Heinrich von Richmond, welcher mit fünftausend Mann in England gelandet war, kehrte um, als er von dem Ende Buckingham's Nachricht erhielt. Richard III. glaubte, sein Thron sei jetzt befestigt genug, um ein Parlament zusammenberufen zu können. Bereitwillig erkannte dieses seine königliche Würde an (1484). Richard bewarb sich um die Hand der ältesten Tochter Eduard's IV., Elisabeth, und wartete nur noch auf Dispens von Rom, der ihn ermächtigen sollte, seine Ehe mit Anna, der Wittwe des von ihm ermordeten Prinzen von Wales (des Sohnes Heinrich's VI. und Margarethen's), zu trennen. Doch bevor die erwünschten Urkunden aus Rom anlangten, wurden sie unnöthig. Richard's Gattin Anna starb aus Gram. Der Graf von Richmond schiffte sich ein zweitesmal nach England ein. Diesesmal war ihm das Glück günstiger, als zuvor. Sein kleines Heer mehrte sich schnell. Als er bei Bosworth in der Nähe von Leicester mit Richard III. zusammentraf, gab Lord Stanley, der Gemahl Elisabeth's, der Wittwe Eduard's IV., den Ausschlag, indem er zu Richmond überging. Richard III. verlor die Schlacht und sein Leben (1485).

§ 61. Heinrich VII. und Heinrich VIII. (1485—1509—1517).

Die Waffen entschieden den dreißigjährigen Kampf zwischen der rothen und weißen Rose. Das Heer rief den letzten männlichen Sprossen des Hauses Lancaster zum Könige von England aus und Lord Stanley setzte dem Sieger die Krone auf das Haupt, welche Richard III. getragen hatte, als er niedergehauen wurde. Heinrich von

Richmond zögerte nicht, wie einst der Herzog von York, er ergriff das ihm dargebotene Zeichen des Königthums und hielt es fest bis zu seinem Tode. Da die Gewalt bei allen Thronwechseln in England seit der Absetzung Richard's II. stets den Ausschlag gegeben hatte, nahm die Frage des Rechtes eine untergeordnete Stelle ein. Das Haus York hatte unstreitig nähere Ansprüche auf die Krone, als Lancaster und von demselben lebten, außer den Töchtern und der Wittwe König Eduard's IV., noch ein Sohn des von Richard III. ermordeten Herzogs von Clarence, der Graf von Warwick. Schon war zwar eine Ehe zwischen dem Grafen Richmond und Elisabeth, der ältesten Tochter Eduard's IV., eingeleitet, allein Heinrich wollte nicht den Anschein haben, als verdanke er seiner Gattin die Krone. Er machte auf den englischen Thron kraft eigenen Rechtes Anspruch. Doch konnte er die Thatsache nicht aus der Geschichte streichen, daß in der Urkunde, welche die Legitimation der unehelichen Kinder des Herzogs von Lancaster enthielt, mit bestimmten Worten die Nachfolge im Königreiche ausgenommen wurde. Die ehelichen Nachkommen des Hauses York hatten daher aus zwei Gründen ein näheres Recht an die Krone: 1) weil sie von dem ältern Sohne Eduard's III. abstammten, und 2) weil sie gesetzliche Erben waren, während der Graf Heinrich von Richmond unmöglich mehr Rechte haben konnte, als der legitimirte Sohn des Herzogs von Lancaster, Herzog von Somerset, welchem ausdrücklich das Recht der Nachfolge abgesprochen worden war.

Je unzweifelhafter diese thatsächlichen Verhältnisse waren, desto mehr steigerte sich der Widerwille des Grafen von Richmond, welcher seit der Schlacht von Bosworth den Namen Heinrich's VII. führte, und dessen Mißstimmung gegen das Haus York. Eduard Plantagenet, Graf von Warwick, der unglückliche Sohn des Herzogs von Clarence, mußte dieses bitter empfinden. Unter der Herrschaft Richard's III. war er in einer milden Gefangenschaft zu Sherif-Hutton in der Grafschaft York gehalten worden, da er jedenfalls ein besseres Recht auf die Krone gehabt hatte, als der jüngere Bruder seines Vaters. Die Töchter Eduard's IV. hatten aber einen nähern Anspruch auf den englischen Thron, als der Graf von Warwick. Schon aus diesem Grunde hatte Heinrich VII. als Gemahl der ältesten Tochter Eduard's IV., ganz abgesehen von dem zarten Alter und der vollständigen Unfähigkeit des Grafen von Warwick, nichts von ihm zu befürchten. Dennoch ließ der neue König den unglücklichen Vetter der ihm bestimmten Gattin in jenes an Mordthaten so reiche Gefängniß, den Tower zu London, setzen. Auf seinem Zuge nach der Hauptstadt wurde Heinrich VII. aller Orten mit lautem Jubelruf empfangen. Das Parlament erkannte ihn einstimmig als König an mit den Worten: „die Erbschaft der Krone solle auf dem Könige ruhen, bleiben und verweilen," und die Nachfolge wurde seinen Leibeserben zugesichert. Der Streit zwischen der rothen und weißen Rose blieb unerwähnt. Heinrich VII. traute aber dessenungeachtet seinem Rechte auf den Thron und dem Besitze desselben so wenig Festigkeit zu, daß er sich die englische Krone noch durch eine Bulle des Pabstes Innocenz VIII. versichern und den Bannfluch gegen Jedweden schleudern ließ, welcher ihn oder seine Kinder darin stören sollte.

Heinrich VII. begnügte sich nicht damit, alle richterlichen Urtheile umzustoßen, welche gegen die Anhänger des Hauses Lancaster erlassen worden waren. Er ließ durch das feile Parlament viele der angesehensten Anhänger des Hauses York und den vorigen König selbst in Anklagestand versetzen und deren Güter einziehen. Die Habsucht Heinrich's, welche von Jahr zu Jahr immer zunahm, trat schon in den ersten Monaten seiner Regierung klar zu Tage. Seine vertrautesten Rathgeber waren zwei Pfaffen: John Morton und Richard Fox, von denen er dem ersten das Bisthum Ely, dem zweiten das Bisthum Exeter verlieh. Erst im zweiten Jahre seiner Regierung vermählte er sich mit Elisabeth, der

ältesten Tochter Eduard's IV. Heinrich bemerkte mit Widerwillen, daß diese Handlung mit größerem Jubel aufgenommen wurde, als sein Einzug in London. Seine argwöhnische und finstere Stimmung erhielt dadurch neue Nahrung. Seine Abneigung gegen das Haus York wurde heftiger und übertrug sich selbst auf seine Gemahlin, die er bis zum Ende seines Lebens kaltsinnig und rauh behandelte. Härter verfuhr er gegen seine Schwiegermutter, Elisabeth, die Wittwe Eduard's IV., deren Güter er einziehen, und die er selbst in das Kloster von Bermondsey einsperren ließ.

Im Vergleich zu den früheren stürmischen Zeiten war die Regierung Heinrich's VII. eine ruhige und für das Volk erträgliche zu nennen. Der König war zwar außerordentlich habgierig, jedoch die verwüstenden Kriege, die plötzlichen Umstürze, welche früher so viel Elend in ihrem Gefolge gehabt hatten, hörten fast gänzlich auf. Nicht, als wäre Heinrich VII. besser gewesen, als seine Vorfahren Heinrich IV. und Heinrich V.; doch die Verhältnisse, unter welchen er den Thron bestieg, waren weit günstiger. Die Nation war der blutigen Bürgerkriege müde. Das Haus Lancaster war so zusammengeschmolzen, daß außer dem Grafen von Richmond kein anderer männlicher Vertreter desselben lebte. Seine Gemahlin Elisabeth brachte ihm alle Ansprüche des Hauses York zu. Die Macht des Adels hatte, da auf ihm hauptsächlich die Lasten der langjährigen Bürgerkriege geruht, abgenommen. Es gab jetzt keine Edelleute mehr, welche, zu vieren oder fünfen, im Stande gewesen wären, der königlichen Gewalt die Spitze zu bieten. Dennoch war auch die Regierung Heinrich's VII. nicht frei von inneren Aufständen und äußeren Kriegen, welche übrigens niemals einen so ernsten Charakter annahmen, als die Kämpfe früherer Zeiten. Die inneren Unruhen dienten nur dazu, die Macht des Königs zu befestigen. Die äußeren Kriege boten dem habsüchtigen Heinrich erwünschte Gelegenheit, die immer geldkargen Parlamente zu neuen Steuerbewilligungen zu bestimmen. Schon 1486 fand im Norden England's eine Schilderhebung statt, welche mit leichter Mühe und ohne großes Blutvergießen erdrückt wurde. Ein Pfaffe, Namens Richard Simon, suchte in demselben Jahre einen jungen Burschen, Lambert Simnel, für den aus dem Tower entsprungenen Grafen von Warwick auszugeben. Die Irländer ließen sich durch diesen Jungen, welcher seine Rolle ziemlich gut gelernt hatte und nicht ohne Talente war, täuschen. Die ganze Smaragdinsel erhob sich zu Gunsten des Lambert Simnel. Da aber der wirkliche Graf von Warwick noch immer in der Gewalt des Königs war, konnte ihn dieser durch die Straßen von London führen und in der St. Paulskirche ausstellen lassen, so daß sich Jedermann überzeugen konnte, daß der in Irland gefeierte Knabe nicht der Graf von Warwick sei. Der König erkannte bald, daß seine Feinde, und unter diesen insbesondere Margaretha, die Wittwe Karl's des s. g. Kühnen von Burgund und Schwester Eduard's IV., ihre Hände im Spiele hatten. Durch seine Spione entdeckte er die englischen Großen, welche diese Gelegenheit ergriffen, die Ansprüche des Hauses York geltend zu machen und bestrafte sie. Als Lambert Simnel mit seinen Anhängern von Irland nach England übersetzte, wurde er (1487) bei Stoke, in der Grafschaft Nottingham, geschlagen und zum Gefangenen gemacht. Da es ihm nicht gelungen war, König von England zu werden, begnügte er sich mit der Stelle eines königlichen Küchenjungen und schätzte sich sehr glücklich, wegen seiner ausgezeichneten Verdienste im Gebiete der Küche, später zum Falkner erhoben zu werden, in welcher Würde er starb.

Eine andere Bewegung entstand im folgenden Jahre (1488) in den Grafschaften Durham und York, indem die Bewohner derselben sich weigerten, die von dem Parlamente bewilligten Steuern zu zahlen. Doch sie wurde noch schneller, als die von Simnel veranlaßte besiegt.

Der bedeutendste aller Aufstände, mit welchen Heinrich VII. zu kämpfen hatte, wurde von dem Sohne eines getauften Juden aus Tournay, Namens Peter Warbec oder Osbec veranlaßt. In flämischer Sprache wurde derselbe Peterkin (Peterchen) oder Perkin genannt. Er war wirklich ein Sohn Eduard's IV., indem seine Mutter mit jenem wollüstigen Könige verbrecherischen Umgang gepflogen hatte und der Knabe demselben sehr ähnlich sah. Auch hatte Eduard IV. Pathenstelle bei Perkin vertreten. Die alte Feindin des Hauses Lancaster, Margaretha von Burgund, nahm sich dieses Kronprätendenten an. Perkin behauptete, der jüngere Sohn Eduard's IV., Richard, zu sein und durch die Flucht sein Leben gerettet zu haben, als sein älterer Bruder im Tower ermordet wurde. Heinrich VII. konnte aber durch Sir James Tyrrel und dessen Gehülfen Deighton, welche noch am Leben waren, den Beweis führen, daß Richard wirklich ermordet worden war. Es gereicht dem Könige nicht zur Ehre, daß er das Zeugniß dieser beiden fluchwürdigen Mörder zu seinen Gunsten aufrief. Während der Graf von Warwick von ihm gefangen gehalten wurde, gingen die Mörder der beiden Söhne Eduard's IV. frei umher und wurden sogar noch als glaubwürdige Zeugen von Heinrich VII. dem englischen Volke vorgestellt. Hätte der Graf von Richmond mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, wie sein Gegner Glocester, so würde er schwerlich viel gewissenhafter als dieser verfahren sein. Der erste Versuch, den der junge Perkin (1495) machte, an der Küste von Kent zu landen, wurde schnell und ohne Mühe vereitelt. Die Gefangenen, hundertundfünfzig an der Zahl, wurden sämmtlich zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Perkin kehrte darauf nach Flandern zurück. Von da aus versuchte er sein Glück in Irland. Doch der königliche Statthalter, Sir Eduard Poynings, bereitete ihm dort einen so warmen Empfang, daß er eilte, hinweg zu kommen. Freundlicher wurde Perkin in Schottland aufgenommen. Als die Schotten aber (1497) mit England Frieden schlossen, blieb ihm nichts übrig, als sich nach England zu wagen. Der schwere Druck der Abgaben trieb (1497) die Bewohner von Cornwallis zu einem Aufstande. Sie rückten, sechzehntausend Mann stark, gegen London, wurden aber auf der schwarzen Haide (Blackheath) von dem Könige besiegt und auseinander gesprengt. Perkin glaubte, in Cornwallis einen günstigen Boden zu finden, reiste dahin, fand auch eine kleine Schaar, die sich um ihn sammelte, konnte aber gegen die Uebermacht Heinrich's nicht aufkommen. Perkin wagte keine Schlacht. Im entscheidenden Augenblicke suchte er Zuflucht in dem Kloster Beaulieu, im neuen Walde. Seine Gemahlin, Katharina Gordon, eine Muhme des Königs Jakob's IV. von Schottland, wurde gefangen und Perkin überredet, sich dem Könige zu ergeben. Er gestand Alles, was man von ihm wissen wollte und schrieb die Geschichte seines Lebens nieder. Da Heinrich VII. aber ausstrich, was die Theilnahme der Herzogin Margaretha von Burgund bekundete, so verlor diese Erzählung sehr an Glaubwürdigkeit, obgleich der Gefangene gezwungen wurde, seine Geständnisse öffentlich abzulegen. Auch im Tower blieb Perkin nicht ruhig. Er setzte sich mit dem unglücklichen Grafen von Warwick, welcher noch immer in diesem Staatsgefängnisse schmachtete, in Verbindung und schmiedete den Plan, mit ihm zu entfliehen. Wahrscheinlich leitete Heinrich VII. selbst die geheimen Fäden dieser unschuldigen Verschwörung und obgleich Warwick ein vollkommenes Recht hatte, aus seinem Kerker zu entfliehen, in dem er ohne allen Rechts-Grund gehalten wurde, machte der finstere Tyrann ihm und Perkin ein todeswürdiges Verbrechen daraus und ließ sie beide hinrichten (1499). Dasselbe Schicksal hatte er früher schon dem Bruder des Mannes bereitet, dem er zunächst seine Krone verdankte, seinem Oberkammerherrn, Sir William Stanley (1495), wegen seiner Betheiligung an der durch Perkin veranlaßten Volkserhebung. Gegen mehrere andere Große des Reiches verfuhr der König bei dieser Gelegenheit gleichfalls mit großer Härte.

Die Beziehungen, welche Heinrich VII. mit dem Auslande pflog, waren sehr wenig erheblich. Er war zu habsüchtig, als daß er bedeutende Summen auf kriegerische Unternehmungen verwendet hätte. Obgleich er mit Ferdinand von Spanien und Maximilian von Habsburg im Bunde stand, konnte er nichts Erhebliches gegen Frankreich ausrichten. Beide ließen ihn im Stiche, als er (1492) in dieses Land einen Einfall machte. Er ließ sich gerne abfinden und hatte so, von seinem Standpunkte aus, einen doppelten Vortheil, indem er seinem Volke Geld erpreßte, um Krieg gegen Frankreich zu führen, und von dem Könige dieses Landes 400,000 Pfund Sterling, um Frieden zu schließen. Seit langer Zeit hatte England, auswärtigen Staaten gegenüber, keine so günstige Stellung eingenommen. Im Innern herrschte Ruhe, allerdings nicht diejenige der Freiheit, allein doch auch nicht die Ruhe des Kirchhofes. Wenn wir England mit anderen gleichzeitigen Staaten vergleichen, war es noch immer eines der glücklicheren Länder. Am meisten von allen auswärtigen Fürsten war Heinrich VII. mit Ferdinand dem Katholischen befreundet. Dieser tückische König hatte einige Aehnlichkeit des Charakters mit Heinrich. Die beiden Monarchen verbanden sich auf's innigste, indem der älteste Sohn Heinrich's VII., der Prinz Arthur von Wales, die Infanta Katharina, die vierte Tochter Ferdinand's und Isabellen's ehelichte (1501). Als kurz darauf dieser junge Prinz starb, konnte sich Heinrich nicht entschließen, das Heirathsgut Katharinen's, welches 200,000 Ducaten betrug, herauszugeben. Er verlobte sie daher seinem zweiten Sohne Heinrich, ungeachtet dieser erst zwölf Jahre zählte, sechs Jahre weniger, als die achtzehnjährige Wittwe, und obgleich der Knabe durchaus keine Lust zu dieser Ehe hatte. Doch der Habgier Heinrich's mußte jede andere Rücksicht weichen. Je älter Heinrich VII. wurde, desto schamlosere Bedrückungen übte er aus. Unter seiner Regierung erhielt die s. g. Gabel Morton's eine traurige Berühmtheit. Dieser Minister und Pfaffe ertheilte nämlich den Steuereinnehmern den guten Rath, den Leuten, welche viel Geld ausgaben, unter dem Vorwande, sie müßten doch reich sein, da sie so großen Aufwand machten, den Sparsamen dagegen mit dem Bemerken, sie müßten viel zurückgelegt haben, da sie so eingezogen lebten, — die Steuern abzupressen. Diese Instruction, welche gleichmäßig die verschwenderischen und die sparsamen Leute traf, wurde die Gabel Morton's genannt. Zwei andere Werkzeuge der königlichen Erpressungen waren Empson und Dudley, mit deren Hülfe Heinrich unermeßliche Summen aus dem Volke zu ziehen verstand. Anfangs wurden bei diesen Erpressungen einige gerichtliche Formen beobachtet, indem die Leute, welchen der König einen Theil ihres Vermögens abjagen wollte, vor Gericht geladen, eingesperrt, und nicht eher freigelassen wurden, bis sie sich losgekauft hatten. Später ließen Empson und Dudley ohne alle Umstände die Opfer königlicher Habsucht vor sich laden und zwangen sie, ihre Freiheit durch bedeutende Geldsummen zu erkaufen. Wenn man sich ausnahmsweise die Mühe gab, Geschworene zu berufen, so wurden diese so sehr eingeschüchtert, daß sie nicht wagten, irgend einen Antrag der königlichen Minister zu verwerfen. Sie wurden in Geldstrafen genommen und in's Gefängniß geschickt, wenn sie jemals wagten, einen dem Könige mißliebigen Ausspruch abzugeben. Das Parlament gab dem Volke keinen Schutz. Im Gegentheile wurde (1504) Dudley sogar zum Sprecher desselben erwählt. Auf solche Weise sammelte Heinrich VII. einen Schatz von nahezu zwei Millionen Pfund Sterling. Natürlich wurde er mehr und mehr beim Volke verhaßt. Doch da er seinen Thron für befestigt hielt, kümmerte sich der Tyrann wenig um die öffentliche Stimme. Vor seinem Ende nahm er noch Theil an der schmachvollen Ligue von Cambray.*) In seine Zeit fiel die Entdeckung Amerika's. Nur

*) Siehe oben § 15. S. 98 ff. § 46. S. 292 ff. § 56. S. 358.

einem unglücklichen Zufall, welcher den Bruder des Entdeckers, Bartholomäus Columbus, abhielt, nach Spanien zurückzukehren, und Christoph, im Namen des Königs, nach England einzuladen, ist es beizumessen, daß die neue Welt unter spanischem und nicht unter englischem Schutze entdeckt wurde. Doch ließ Heinrich VII. unter Johann und Sebastian Cabot eine Entdeckungsreise unternehmen (1498), auf welcher das Festland von Amerika im sechzigsten Grade nördlicher Breite, und später weiter dem Norden zu Neufundland entdeckt wurde.

Nach einer Regierung von dreiundzwanzig Jahren und acht Monaten starb Heinrich VII. im zweiundfünfzigsten Jahre seines Alters an der Auszehrung (1509).

Die Freude über seinen Tod war groß und trat so sichtbar, als der Anstand nur irgend erlaubte, zu Tage. Die Menschen, welche an das Joch des Königthums gewöhnt sind, hoffen meistens, daß der neue Herrscher ihre Lasten mindern und ihre Wohlfahrt mehren werde.

In Heinrich VIII. vereinigten sich die Ansprüche der rothen und weißen Rose. Ohne alles Verdienst von seiner Seite, durch die bloße Thatsache seiner Geburt und seines Regierungsantrittes wurde dem blutigen Streite zwischen den Häusern Lancaster und York, welcher unter seinem Vater noch nicht ganz erloschen war, vollständig und für immer ein Ende gemacht. Der achtzehnjährige König warf mit vollen Händen das von seinem Vater gesammelte Geld von sich. Doch da er das Volk nicht mit neuen Abgaben drückte, nahm man ihm seine Verschwendung nicht übel. Die Zweideutigkeit seines Charakters bekundete er schon bald durch die Art und Weise, wie er Empson und Dudley verfolgte. Um das Andenken seines Vaters, dessen Werkzeuge sie gewesen waren, nicht zu beflecken, legte er ihnen keines derjenigen Verbrechen, die sie wirklich begangen hatten, zur Last, sondern klagte sie einer Verschwörung an, indem sie beim Tode des vorigen Königs die Staatsgewalt hätten an sich reißen wollen. Auf diese durchaus grundlose Anklage hin wurden die beiden ehemaligen Minister des Königs Heinrich's VII. des Hochverraths für schuldig erklärt und hingerichtet. Trotz seines Widerwillens gegen Katharina von Spanien, vermählte er sich doch mit ihr, aus sogenannten Gründen der Politik. Wie wenig stichhaltig diese sind, wenn sie im Widerspruche mit Sittlichkeit und reiner Menschlichkeit stehen, bewährte sich auch bei dieser Gelegenheit, wie wir im folgenden Buche erzählen werden. Allerdings kann in monarchischen Verfassungen, welche auf Standesverschiedenheiten das größte Gewicht legen, und in welchen die Geburt immer einen höhern Werth besitzt, als das Verdienst, die freie Neigung bei Eingehung der Ehe selten oder nie die Wahl bestimmen. Allein wenn dem Zuge des Herzens ein zu frecher Hohn geboten wird, so bleiben die Folgen nicht aus. Die menschliche Natur nimmt keine Rücksicht auf Standesverschiedenheit. Der Geistliche, der König und der Edelmann müssen die Gesetze der Natur achten, oder die Bitterkeiten empfinden, welche jede Verletzung derselben in ihrem Gefolge hat. Die natürliche Grundlage des ehelichen Lebens bildet nicht ein Geldsack, sondern gegenseitige Zuneigung. Wo diese fehlt, kann das Zusammenleben nur zu Verbrechen, zu Untreue, Gewaltthat und Betrug führen.

Wie Heinrich VIII. bei seiner Vermählung, so folgte er auch in seinen auswärtigen Angelegenheiten der von seinem Vater gegebenen Anregung. Er nahm gleich diesem, wenn auch nicht in der That, so doch dem Namen nach, Theil an der Ligue von Cambray, welche nichts anderes, als ein Bund unter Räubern war. Er ließ sich (1512) von dem Pabste Julius II. bestimmen, einen Einfall nach Frankreich zu machen, wurde aber von dem tückischen Könige Ferdinand von Spanien nicht minder betrogen, als Ludwig XII. von Frankreich. Nachdem die englischen Soldaten in Fontarabia, an der Gränze zwischen

Frankreich und Spanien gelandet und dort durch Ferdinand zu persönlichen Zwecken ausgebeutet waren, mußten sie sich mit Verlust von Menschen und Kostenaufwand wieder nach England zurückbegeben. Heinrich VIII. wurde dadurch über die Absichten Ferdinand's von Spanien noch nicht belehrt und setzte seine Vorbereitungen zum Kriege gegen Frankreich fort. Dadurch regte er die Verbündeten der Franzosen, die Schotten, zum Kriege wider sich auf. Im folgenden Jahre (1513) setzte er mit einem Heere nach Calais über. Wie gewöhnlich hatte Maximilian von Oesterreich die ihm gemachten Geldvorschüsse verschwendet, ohne die versprochenen Truppen auf die Beine zu bringen. Er erschien aber selbst, mit wenigen deutschen und flamändischen Soldaten in Heinrich's VIII. Lager und verschmähte es nicht, für hundert Kronen täglich, den Dienst eines Hauptmannes zu versehen. Die Schlacht von Guinegate *) und die Einnahme von Tournay waren die einzigen Erfolge, welche Maximilian und Heinrich gegen die Franzosen errangen. Ferdinand von Spanien schloß einen neuen Waffenstillstand mit Frankreich ab, und Maximilian versprach sogar, seinen Enkel Karl, welcher früher schon mit Heinrich's VIII. jüngerer Schwester verlobt worden war, mit einer Tochter des Königs von Frankreich zu vermählen. Dadurch wurde Heinrich endlich gewahr, daß er auf seine Verbündeten nicht rechnen könne, und schloß (1514) Frieden mit Frankreich. Tournay wurde an England abgetreten und Heinrich erhielt eine Million Kronen (250,000 Pfund Sterling). Ludwig XII. von Frankreich heirathete in dritter Ehe Maria, die siebzehnjährige Schwester Heinrich's VIII., büßte aber seine Thorheit schon bald mit dem Tode.

In der ersten Zeit seiner Regierung bediente sich Heinrich VIII. der Rathgeber seines Vaters und schloß nur die verhaßtesten derselben aus. Doch bald schon warf er sich dem Thomas Wolsey fast unbedingt in die Arme. Wolsey, geboren zu Ipswich, war Kaplan Heinrich's VII. gewesen, der ihm schon großes Vertrauen geschenkt hatte. Nach Heinrich's VII. Tode wußte er schnell die Gunst des jungen Königs zu gewinnen. Er nahm Theil an dessen Vergnügungen und verstand es, ihm die Geschäfte sehr leicht zu machen. Allmählig gelang es dem schlauen Pfaffen, sich an die Spitze des Ministeriums zu schwingen und eine fast unumschränkte Herrschaft über Heinrich, dessen Schwächen er schonte und dessen Leidenschaften er befriedigte, zu erlangen. Wolsey war unersättlich in seiner Habgier, welcher nur seine Verschwendung gleich kam. Hochmüthig gegen seine Gleichen, aber einschmeichelnd seinem Herrscher gegenüber, gewandt gegen Freunde und Feinde, ohne Gefühl für Wahrheit und Recht, prachtliebend und geschickt, die Menschen zu täuschen, hatte er alle Laster und die übertünchte Außenseite des Pfaffen, des Hofmannes und des königlichen Ministers. Wolsey hüllte die Herrschaft, die er über Heinrich VIII. ausübte, in den Schleier der tiefsten Verehrung und blinder Unterwürfigkeit. Als der König Tournay nahm, verlieh er ihm die Verwaltung dieses Bisthums, früher schon hatte er ihn zum Bischof von York ernannt. Die Bisthümer von Bath, Worcester und Hereford pachtete Wolsey um einen billigen Zins von deren italienischen Inhabern, welche keine Lust hatten, an Ort und Stelle zu wohnen. Er verband mit allen diesen Stellen später noch die Abtei St. Albans, die Bisthümer Durham und Winchester und mehrere andere einträgliche Kirchenämter. Der Pabst, welcher hoffte, durch seine Vermittelung einen größern Einfluß auf Heinrich VIII. gewinnen und mehr Geld aus England ziehen zu können, ernannte ihn zum Cardinal. Der übermüthige Pfaffe hielt nicht weniger, als achthundert Dienstboten. Er war der erste Geistliche in England, welcher Silber und Gold selbst trug und seine Pferde tragen ließ. Zwei Kreuze wurden ihm, gegen die Sitte, welche nur eines erlaubte,

*) Siehe Oben § 56.

voran getragen. Das Volk scherzte darüber und sagte: „Ein Kreuz reiche zur Abbüßung der Sünden des Cardinals nicht aus." Bald erkannten die Engländer und sogar die auswärtigen Fürsten, daß sie nur durch Wolsey von dem Könige etwas erlangen könnten. Selbst der stolze Franz I. von Frankreich bequemte sich dazu, dem Cardinale Geschenke zu machen und Schmeichelworte zu geben. Während Wolsey in England herrschte, schlug Martin Luther, der arme und unbekannte Mönch, seine Sätze zu Wittenberg an und begann seinen Kampf, in dessen Folge kein Cardinal mehr ein englischer Minister werden konnte.

§ 62. Schottland.

Der Tod des Königs Alexander III., des letzten Sprossen aus dem Hause Kenneth's (1289), und seiner Enkelin Margaretha (1291) *) stürzte Schottland in die schlimmste Lage, in welche Monarchien gelangen können: in einen Zustand vollständiger Ungewißheit über die Thronfolge. Die nächsten Erben waren die Nachkommen des Grafen von Huntington, des Bruders jenes Wilhelm, welcher in englische Gefangenschaft gefallen und gezwungen worden war, dem Könige Heinrich II. zu huldigen. Dieser Graf hatte drei Töchter: Margaretha, die Frau des Herrn Alan von Galloway, Isabella, verehelicht an Robert Brus, oder Bruce, Herrn von Annandale, und Adama, Gattin des Herrn Heinrich von Hastings. Alle diese drei Töchter waren aber zur Zeit des Todes der Enkelin Alexander's III. nicht mehr am Leben. Margaretha, die älteste der drei Schwestern, hinterließ eine Tochter, deren Sohn, Johann Baliol, die nächsten Ansprüche auf die schottische Krone zu haben behauptete. Von der zweiten Schwester, Isabella, lebte ein Sohn, Robert Bruce, welcher, da er dem gemeinschaftlichen Stammvater um einen Grad näher war, ihm die Krone streitig machte. Der Sohn der dritten Schwester, Adama, Johann von Hastings, machte Anspruch auf einen Drittheil des Reiches, indem er vorgab, dasselbe sei theilbar. Außer diesen drei Thronbewerbern fanden sich noch viele andere, welche jedoch füglich umgangen werden können. Hätten die schottischen Großen ihre Pflichten gegenüber dem gemeinsamen Vaterlande, oder auch nur ihre eigenen Interessen richtig gewürdigt, so hätten sie sich in einem nationalen Parlamente versammelt, die streitige Frage entschieden und dem als König anerkannten Bewerber ihre volle Unterstützung gewidmet. Statt, wo sie allein befugt und berufen waren, eine endliche Entscheidung abzugeben, dieses zu thun und sich des guten Willens und der Beistimmung der Nation zu versichern, ernannten sie den König Eduard I. von England zum Schiedsrichter zwischen den streitenden Parteien. Sie hätten schwerlich eine ungeschicktere Wahl treffen können. Denn die erste und nothwendigste Eigenschaft eines Richters ist Unparteilichkeit. Diese ließ sich von Niemand weniger, als von Eduard I. erwarten. Die Zeit, da Heinrich II. sich den König Wilhelm von Schottland unterthänig machte, war nicht so ferne, daß sie nicht bedeutungsvolle Erinnerungen in England zurückgelassen hätte. Eduard I. hatte, nicht blos seit er König war, sondern schon früher, unzweideutige Beweise der Herrschsucht und der Gewissenlosigkeit gegeben. Die Schotten hätten ohne großen Scharfsinn entdecken können, daß er sich in ihre Angelegenheiten nicht aus brüderlicher Freundschaft oder Gerechtigkeitsliebe, sondern nur aus selbstsüchtigen Gründen einmischen würde. Mit Freuden ging der englische König auf den Antrag des schottischen Parlamentes ein, weil er hoffte, dadurch Gelegenheit zur Unterjochung des nördlichen Theiles der brittischen Insel zu erhalten. Er ließ in allen

*) Siehe Buch V., § 64, S. 198.

alten Chroniken und Geschichtsbüchern nachsuchen, um den Beweis zu führen, daß Schottland den englischen Königen lehenspflichtig sei. Die Thatsachen der Geschichte Schottland's standen aber zu fest, um verfälscht werden zu können. Nur Wilhelm hatte einem englischen Könige gehuldigt und dieser Vorgang war von Heinrich's II. Sohne und Nachfolger, Richard I., ausdrücklich und bestimmt für erzwungen erklärt und jeder daraus abgeleitete Anspruch aufgegeben worden.

In Ermangelung besserer Gründe rückte Eduard mit einem zahlreichen Heere an die Grenzen und forderte das schottische Parlament und alle Thronbewerber auf, sich zu ihm, in das Schloß Norham, am südlichen Ufer der Tweed zu verfügen, um dort seinen Richterspruch zu vernehmen. Da die Schotten den ersten Fehler gemacht hatten, Eduard von England zum Richter in ihren Angelegenheiten zu ernennen, entschlossen sie sich leicht, auch den zweiten zu thun, und begaben sich in seine Gewalt. Im Schlosse zu Norham that er ihnen kund, daß er, nicht in seiner Eigenschaft als erwählter Schiedsrichter, sondern als oberster Lehensherr berufen sei, den Streit zwischen den schottischen Thronbewerbern zu entscheiden. Noch konnten die Schotten umkehren. Das Vertrauen, welches sie blind auf den englischen König gesetzt hatten, war von ihm so frevelhaft verletzt worden, daß sie aufgefordert waren, die ihm angetragene Schiedsrichterstelle zurückzunehmen und seinen ungerechten Ansprüchen mit der Schärfe des Schwerts zu begegnen. Doch unter den schottischen Großen waltete weder Einmüthigkeit, noch kräftige Vaterlandsliebe. Sie begnügten sich damit, dem englischen Könige zu erklären, daß, bevor ihr Thron besetzt sei, sie ihm keine Antwort geben könnten.

Das schottische Parlament umging auf diese Weise die Frage, welche Eduard I. ihm zur Beantwortung aufgedrungen hatte, eine Frage, welche für Schottland nicht minder wichtig war, als der Streit um die Krone. Doch da das schottische Parlament keinen Einwand gegen die von Eduard I. in Anspruch genommene Oberlehensherrlichkeit erhob, und die ihm angetragene Schiedsrichterstelle nicht zurücknahm, so schritt der englische König in seinem Unternehmen vorwärts. Von den Thronbewerbern verlangte er zuvörderst die ausdrückliche Anerkennung seiner Oberlehensherrlichkeit. Er fand dazu alle zwölf Prätendenten willig. Während der Thronstreit, unter Eduard's I. Einfluß, verhandelt wurde, verlangte dieser tückische Schiedsrichter, daß ihm sämmtliche schottischen Festungen übergeben werden sollten, damit er den wahren Erben in den Besitz der Krone setzen könne. Diese Forderung hätte doch endlich den Schotten die Augen über Eduard's Absichten öffnen sollen. Allein, sei es Blindheit oder Schwäche, die Festungen wurden ihm überliefert, und um die Schmach voll zu machen, leisteten sämmtliche schottischen Prälaten und Baronen, bevor das Parlament sich auflöste, dem englischen Könige den Eid der Treue. Die schottische Krone sprach Eduard dem Johann Baliol zu, welcher, nachdem er den schon früher geleisteten Eid wiederholt hatte, in den Besitz des Königreiches gesetzt wurde (1292). Da Eduard seine Oberlehensherrlichkeit über Schottland festgestellt zu haben wähnte, hoffte er mit deren Hülfe, sich leicht in den vollen Besitz des Landes setzen zu können. Er munterte die Schotten selbst auf, an ihn Berufung einzulegen und zwang den König Johann, in solchen Fällen persönlich, gleich einer anderen Privatperson, vor den Schranken seines Parlamentes Rede zu stehen. Augenscheinlich wollte Eduard I. durch dieses demüthigende Verfahren den schottischen König zum Aufstande reizen, um ihm dann, unter dem Vorwande des Bruches geschworener Lehenstreue (Felonie) sein Reich rauben zu können. Sechsmal begab sich Johann, wenn auch mit Widerstreben, nach London. Endlich erkannte er die böslichen Absichten des englischen Königs und schloß, als dieser Krieg mit Frankreich führte, mit dem Könige der Franzosen, Philipp IV., einen Bundesvertrag ab. Eduard I., welcher davon

Kenntniß erhielt, forderte den König der Schotten auf, ihm seine Streitkräfte gegen Frankreich zur Verfügung zu stellen und ihm die Festungen Berwick, Jedburgh und Roxburgh für die Zeit des Krieges zu übergeben, endlich vor seinem Parlamente, das zu Newcastle abgehalten werden sollte, zu erscheinen. Als König Johann, wie er nicht anders konnte, diese Forderungen unerfüllt ließ, rückte Eduard mit einem Heere von 30,000 Fußsoldaten und 4000 Reitern nach Schottland.[1]

Johann Baliol war ein durchaus unfähiger Mensch. Die Schotten wußten sich nicht anders zu helfen, als dadurch, daß sie ihm einen Rath von zwölf Edelmännern an die Seite setzten, welchen thatsächlich die ganze königliche Macht übertragen wurde. Natürlich konnte die vollziehende Gewalt von einer so vielköpfigen Behörde nicht mit Nachdruck ausgeübt werden. Ein Theil des Adels, namentlich Robert Bruce, Vater und Sohn, und die Grafen von March und Angus, unterwarf sich, vor dem Anfange des Krieges, dem englischen Könige. Dieser nahm die Festung Berwick mit Sturm (1296), und schlug bei Dunbar die Schotten auf's Haupt. Roxburgh, Edinburg und Stirling fielen hintereinander in die Gewalt der Engländer. Der ganze südliche Theil des Landes unterwarf sich. Der elende König, Johann Baliol, leistete Verzicht auf die schottische Krone. Eduard wähnte ein zweitesmal am Ziele seiner Wünsche zu stehen und zog mit seinem Heere wieder ab. Doch die Unzufriedenheit des Volkes war in stetem Zunehmen begriffen. Nur eine geringe Streitmacht beschützte die englischen Herrscher, welche die Schotten bitter empfinden ließen, daß sie nicht mehr eine selbständige Nation seien. Der allgemeinen Mißstimmung gab Wilhelm Wallace, ein Held, dessen Namen neben den größten Männern aller Zeiten würdig steht, Gestalt und Ausdruck. Durch die Frechheit eines englischen Beamten auf's äußerste getrieben, schlug er den Schergen fremder Tyrannei nieder, mußte entweichen, und begann von den Wäldern aus, die ihn vor den Verfolgungen der Engländer schützten, den Kampf gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes. Der Ruhm seiner Waffenthaten führte ihm bald die tapfersten und hochherzigsten Männer seines Volkes zu. Die Engländer flohen aus Schottland. Der Adel wagte es zwar nicht, offen für Wallace Partei zu ergreifen, doch mehrere Männer von Einfluß, unter Anderen Wilhelm Douglas und Robert Bruce, der Sohn, förderten seine Bestrebungen insgeheim. Als aber der Graf von Warenne mit einem Heere von 40,000 Mann in Schottland einbrach, unterwarf sich ein großer Theil des Adels den Engländern von Neuem. Wilhelm Wallace wurde dadurch nicht entmuthigt. Er zog sich mit seinen treuen Anhängern nach dem Norden zurück, schlug die ihm nachfolgenden Engländer, in der Nähe von Stirling, an den Ufern des Forth und trieb sie wieder zum Lande hinaus (1298). Roxburgh und Berwick fielen bald wieder in die Hände der Schotten. Seine Anhänger verliehen dem Helden die Würde eines Regenten, da Johann Baliol noch immer in englischer Gefangenschaft war. Der unermüdliche Kämpfer trug den Krieg in das englische Gebiet, rückte bis Durham vor und kehrte mit reicher Beute nach Schottland zurück. Um ihm die Spitze zu bieten, kehrte Eduard I. eiligst aus Frankreich wieder. Hätte der Adel eben so treu, wie das arme Volk, an seinem Führer gehangen, so hätten die Engländer nicht wieder Herren in Schottland werden können. Allein der kleinliche Ehrgeiz vieler Adeligen, welche sich besser dünkten, als Wallace, weil sie reicher und von älterem Geschlechte waren, schwächte die Widerstandskraft des Volkes. Wilhelm Wallace konnte nur auf seine alten Genossen zählen, welche die Gefahren seiner ersten Kämpfe mit ihm getheilt hatten. Er legte die Regentenwürde nieder, welche ihm nur Feinde unter dem herrschsüchtigen Adel zuzog, und keine bereitwilligen Kampfesgenossen warb. Als es bei Falkirk zur Schlacht mit den Engländern kam, flohen die zwei Heereshaufen, welche die stolzen Edelleute befehligten. Wallace führte

den seinigen mit so großer Umsicht, daß er sich ohne großen Verlust hinter den Fluß Carren zurückziehen konnte. In einer Unterredung, welche er dort mit Robert Bruce, dem Enkel jenes Robert, welcher sich mit Johann Baliol um die schottische Krone beworben hatte, pflog, warf er einen Funken des edlen Feuers, das ihn beseelte, in dessen Brust. Bruce war gekommen, um Wallace zu bestimmen, die Waffen niederzulegen und verließ ihn mit dem Vorsatze, alle seine Kräfte der Befreiung Schottland's zu widmen. Wallace setzte den Kampf gegen die Engländer fort.

Johann Cummin, welcher an die Stelle des Helden Wallace zum Regenten erwählt wurde, verstand es aber nicht, die Flamme der Begeisterung in den Herzen der Schotten zu entzünden. Zwar erlitten die Engländer (1303) eine dreifache Niederlage. Als aber Eduard I. mit einer großen Flotte und einem starken Heere gegen Schottland zog, unterwarf sich ihm wieder der ganze Adel und selbst der Regent Cummin. Wallace blieb ungebeugt, während um ihn her Adel und Volk dem fremden Herrscher huldigten. Eduard fürchtete ihn mehr, als alle übrigen schottischen Führer. Um sich seiner zu bemächtigen, bestach er den Sir Johann Montheith, der, unter der Maske der Freundschaft, den größten Helden seines Landes verrieth! Eduard war grausam genug, den hochherzigen Vorkämpfer für die Freiheit seines Volkes hinrichten zu lassen (1305).

Eduard I. von England glaubte, durch Schrecken das Volk der Schotten unter sein Joch beugen zu können. Er ließ alle Denkmäler der Vorzeit zerstören, alle Bücher schottischer Geschichte vernichten. Er schaffte die schottischen Gesetze ab und führte die englischen ein. Die Erbitterung stieg nur um so höher. Wilhelm Wallace war ermordet worden, doch es lebte Robert Bruce, der, seit er mit Wallace gesprochen, unausgesetzt darnach gestrebt hatte, sich von den Engländern loszusagen und in die Fußtapfen des Helden zu treten. Johann Baliol benahm sich als Gefangener eben so schlecht, wie früher als König. Statt zu erkennen, daß er selbst hauptsächlich die Schuld seiner Niederlagen trug, suchte er dieselbe von sich abzuwälzen, indem er seine Landsleute Verräther, Schurken und Rebellen nannte, mit denen er künftig keinen Verkehr mehr pflegen wolle. Sein Sohn war gleich ihm in englischer Gefangenschaft. Die Schotten hatten guten Grund, sich von einem Könige abzuwenden, der ihnen von ihrem schlimmsten Feinde gegeben worden war, und welcher sie mit Schimpf und Schande überhäufte. Nach der Familie Baliol hatte Robert Bruce die nächsten Ansprüche auf die schottische Krone.

Mit Mühe war er dem englischen Könige entronnen, welchem der Reichsregent Cummin die Absichten Robert's verrathen hatte. Bei seiner Rückkehr theilte er einer Versammlung schottischer Edelleute zu Dumfries den Entschluß mit, für die Befreiung seines Vaterlandes Gut und Blut zu wagen. Der Verräther Cummin trat ihm feindlich gegenüber und übte durch seine Rede den verderblichsten Einfluß auf die übrigen Anwesenden. Robert Bruce erschlug ihn, als er die Versammlung verließ, rief seine Anhänger zu den Waffen und trieb die Engländer zum Lande hinaus (1306). Die Schotten erkannten Robert Bruce fast allgemein als ihren König an. Doch bald schon kehrten die Feinde zurück, überfielen Robert Bruce zu Methven in Pertshire und brachten seinem Heere eine vollständige Niederlage bei. Robert Bruce mußte nach den westlichen Inseln fliehen. Glücklicherweise für Schottland starb Eduard I. gerade, als er im Begriffe stand, neue Streitkräfte dahin zu führen, um das Land vollständig zu unterwerfen (1307). Robert Bruce ergriff den ihm günstigen Augenblick, brach aus seinem Schlupfwinkel hervor, machte sich schnell zum Herrn des ganzen Hochlandes, rückte von da weiter nach dem Süden und zwang den König Eduard II. zu einem Waffenstillstande, den er dazu benützte, seine Macht in Schottland zu befestigen und einige Ordnung in die inneren Angelegenheiten des

Landes zu bringen. Als der Krieg wieder ausbrach, fiel Robert Bruce in das feindliche Gebiet ein. Der König von England war ihm in keiner Beziehung gewachsen. Nachdem Eduard II. früher schon einmal über Edinburg hinaus vorgedrungen war, sich aber aus Mangel an Lebensmitteln hatte zurückziehen müssen, führte er 1314 ein Heer nach Schottland, welches 100,000 Mann gezählt haben soll. In der Schlacht von Bannockburn, ohnweit Stirling, brachte ihm Bruce eine entscheidende Niederlage bei. Mit Mühe entkam Eduard der ihm drohenden Gefangenschaft. Durch diese Schlacht sicherte Robert nicht blos sich selbst eine Krone, sondern auch seinem Vaterlande die gefährdete Unabhängigkeit. Im folgenden Jahre (1315) eroberte er Berwick und machte einen Einfall nach Irland. Die inneren Unruhen, welche dazumal in England herrschten, ließen dem schwachen Eduard II. weder Zeit noch Kraft übrig, die Schottländer zu beunruhigen. Als er dessenungeachtet, im Jahre 1322, wieder mit einem Heere gegen Schottland rückte, mußte er mit Schimpf und Schande umkehren, und war froh, durch einen dreizehnjährigen Waffenstillstand den Kriegen mit Schottland, welche ihm bisher nur Schaden gebracht hatten, ein Ende zu machen. Robert Bruce wurde zwar nicht ausdrücklich von Eduard II. als König von Schottland anerkannt, allein er bedurfte dessen nicht. Die Ansprüche der Engländer hatte Bruce mit dem Schwert in der Hand zurückgewiesen, und denjenigen des Pabstes, welcher, gleich dem herrschsüchtigen Eduard I. seine Krallen nach Schottland ausgestreckt, mannhaft die Spitze geboten. Er war zwar allmälig alt geworden, allein sein Geist war noch immer kräftig. Der Tod Eduard's II. schien ihm eine günstige Gelegenheit zur Erneuerung des Krieges gegen England zu bieten. Mortimer, welcher die englischen Streitkräfte befehligte, wagte keine entscheidende Schlacht, und der junge König Eduard III. besaß noch nicht Einfluß genug, um selbst die Kriegführung leiten zu können. Die beiden schottischen Feldherren, Murray und Douglas, waren den Engländern in der Kriegskunst bei weitem überlegen. Mortimer, dessen Stellung, von Jahr zu Jahr gefährlicher wurde, suchte so schnell als möglich, mit den Schotten Frieden zu schließen. Er verzichtete auf die Oberherrschaft England's über Schottland und verabredete eine eheliche Verbindung zwischen Johanna, der Schwester Eduard's III., und David, dem Sohne und Erben Robert Bruce's (1328). Zweien Männern: Wilhelm Wallace und Robert Bruce verdankte Schottland seine Selbständigkeit. Ohne sie wäre es eine englische Provinz geworden. Der englische Geschichtschreiber Hume ist zwar der Ansicht, daß beide Reiche gewonnen hätten, wenn es Eduard I. gelungen wäre, Schottland zu unterwerfen. Wir können aber diese Ansicht durchaus nicht theilen. Eine *gleiche* Verbindung wäre, ohne Zweifel, beiden Ländern vortheilhaft gewesen. Die *Unterjochung* Schottland's durch England hätte beiden Ländern nur verderblich werden können. Die Schotten hätten ihr edles Selbstgefühl verloren; der schon übergroße Stolz der Engländer wäre vermehrt worden. Alle Gewalt, welche die englischen Könige durch die Unterwerfung Schottland's gewonnen, hätten sie dazu verwendet, ihre Macht auch gegen die Engländer zu vergrößern. Der Anfang des vierzehnten Jahrhunderts war nicht die Zeit, in welcher *gleichheitliche* Verbindungen möglich waren.

Nachdem Robert Bruce die Ehre und die Selbständigkeit seines Vaterlandes gerettet und die schottische Krone seiner Familie gesichert hatte, starb er (1331).

Sein unmündiger Sohn, David, bestieg den Thron unter der Vormundschaft des Grafen von Murray. In dem mit England abgeschlossenen Frieden war bestimmt worden, daß die schottischen Edelleute, welche vor dem Kriege Grundeigenthum in England und die englischen, welche Besitzungen in Schottland gehabt hätten, in ihr Eigenthum wieder eingesetzt werden sollten. Die Engländer wären dabei im Vortheil, denn sie besaßen

mehr in Schottland, als die Schotten in England. Robert Bruce hatte diese Bedingung nicht erfüllt, wahrscheinlich, weil es ihm nicht möglich war, die schottischen Besitzer aus ihrem blutig erworbenen Grund und Boden zu verdrängen. Eduard III. wagte es nicht, deshalb einen offenen Krieg zu beginnen. Mehrere englische Große aber, welche bedeutende Güter in Schottland früher besessen hatten, hofften, mit Hülfe Eduard Baliol's, des Sohnes des elenden Johann Baliol's, sich derselben wieder zu bemächtigen. Sie zogen ihn aus dem Gefängnisse, in welches er von dem Könige der Franzosen, unter dessen Gerichtsbarkeit er lebte, geworfen worden war, hervor, und fielen unter seinem Banner in Schottland ein. Die alten schottischen Helden waren gestorben. König David, sein ganzes Leben hindurch schwach, war damals noch nicht Mann, sein Vormund, der Graf Marre, durchaus unfähig. Baliol schlug die Schotten am Flusse Erne, und machte sich zum Herrn des ganzen Landes (1332). David Bruce entfloh mit der ihm verlobten Gattin, der Schwester Eduard's III., nach Frankreich. Baliol versprach dem Könige von England, seine Oberlehensherrlichkeit anzuerkennen, falls er ihm seine Schwester Johanna zur Frau geben und die erforderlichen Dispense von Rom bewirken würde. Eduard, statt sich seines Schwagers anzunehmen und den mit Robert Bruce geschlossenen Frieden zu halten, ging mit Freuden auf die Anträge Baliol's ein. Doch kaum hatte er sich mit Baliol verbunden, so erhoben sich die Schotten gegen den ihnen aufgedrungenen König und trieben ihn zum Land hinaus. Eduard III. mußte seinem Vasallen erst das Land erobern, über das ihm Baliol die Oberlehensherrlichkeit angetragen hatte. In der Schlacht von Halidown Hill, ohnweit Berwick, erlitten die Schotten eine blutige Niederlage. Sie mußten den verhaßten Eduard Baliol als König und Eduard III. als Oberlehnsherrn anerkennen. Zum Danke für die ihm geleisteten Dienste trat der Verräther Baliol Berwick, Dunbar, Roxburgh, Edinburg und alle südöstlichen Grafschaften Schottland's ab (1333). Natürlich wurde er dadurch seinem Volke noch verächtlicher. Sobald daher Eduard III. mit seinem Heere abgezogen war, erhoben sich die Schotten und machten der Herrschaft Baliol's ein Ende (1334). Sie erkannten David Bruce als König an, in dessen Abwesenheit Sir Andreas Murray die Regentschaft führte. Vergebens rückte Eduard III. (1335) und das Jahr darauf (1336) nach Schottland. Er konnte wohl mit bewaffneter Macht von einem Platze zum andern ziehen, Häuser verbrennen und Saaten verwüsten, allein den Widerwillen des schottischen Volkes gegen die englische Herrschaft und seinen Muth nicht brechen.

Im Jahre 1342 kehrte, auf dessen Einladung, David Bruce in sein Vaterland zurück. Die Kriege, welche Eduard III. mit Frankreich führte, machten es den Schotten leichter, sich der Engländer zu erwehren. In Uebereinstimmung mit dem Könige Philipp VI. der Franzosen machte David (1346) einen Einfall in England. Die Königin Philippe von Hennegau, die Gemahlin Eduard's III., sammelte aber rasch ein kleines Heer, dem sie durch ihr Beispiel und ihre begeisternden Worte die größte Entschlossenheit einzuhauchen verstand. In der Schlacht von Neville's Croß schlug Philippe die Schotten auf das Haupt und nahm deren König David, nebst vielen Großen des Reiches gefangen.

Eduard Baliol trat seine Ansprüche an die schottische Krone gegen ein Jahrgeld von zweitausend Pfund an Eduard III. ab. Allein die Schotten beugten sich nicht. Sie setzten den Engländern einen so nachdrücklichen Widerstand entgegen, daß der stolze Eduard thatsächlich ihre Unabhängigkeit anerkennen mußte (1356).

Für hunderttausend Mark erkauften sie die Freiheit ihres Königs. Elf Jahre lang war er in feindlicher Gefangenschaft gewesen. David Bruce blieb aber bis zu seinem Tode (1371) ein unfähiger Herrscher. Er hinterließ keine Nachkommen. Als er starb, wählten die Schotten Robert II. Stuart, einen der Abkömmlinge des von Macbeth ermordeten

Banko und David's Schwiegersohn (1371—1390). Der Krieg mit England wurde von ihm lässig geführt und beschränkte sich fast ausschließlich auf Räubereien und Verheerungszüge. Dabei waren die Schotten größtentheils im Vortheil, weil sie mehr Beute fanden, als die Engländer. Sie trieben ihr Vieh, worin fast ihr ganzer Reichthum bestand, in unzugängliche Wildnisse und kümmerten sich wenig darum, wenn die Engländer ihre armseligen Hütten niederbrannten. An König Richard II. hatten sie keinen furchtbaren Gegner. Um so gefährlicher wurde ihnen Heinrich IV., welcher zur Zeit Robert's III. und Jakob's I. in England herrschte. Robert III. war ein Fürst von sehr geringen Gaben. Sein Bruder, der Herzog von Albany, ein ehrgeiziger und herrschsüchtiger Mensch, riß die ganze Staatsgewalt an sich und ging mit dem Plane um, die Nachkommenschaft seines Bruders auszurotten, um für sich und seine Familie die schottische Krone zu erobern. Es gelang ihm, seinen ältesten Neffen, David, in's Gefängniß zu werfen, worin er ihn Hungers sterben ließ. König Robert, der sich nicht stark genug fühlte, seinen zweiten und letzten Sohn, Jakob, zu schützen, schiffte ihn nach Frankreich ein. Unterwegs bemächtigten sich die Engländer seiner und schickten ihn nach London. Heinrich IV. von England weigerte sich, den neunjährigen Knaben herauszugeben, ungeachtet derselbe während der Dauer eines Waffenstillstandes gefangen genommen worden war. Robert III. starb bald darauf aus Gram (1407). Der Herzog von Albany erhielt zwar nach dem Tode seines Bruders die Regentschaft des Reiches, allein Jakob galt als König. Die langjährige Gefangenschaft, in welche er von den Engländern gehalten wurde, hatte für ihn wenigstens eine gute Seite. Es wurde ihm in London eine bessere Erziehung zu Theil, als ihm Schottland geben konnte.

Heinrich IV. von England und sein Nachfolger, Heinrich V., bedienten sich ihres Gefangenen als Mittel, die Schotten in Ruhe zu erhalten. Aus Furcht, die Engländer könnten Jakob I. freilassen, wagte es der verrätherische Herzog von Albany nicht, sie während ihrer Kriege mit Frankreich zu beunruhigen. Erst als Heinrich V. Aussichten hatte, sich das ganze französische Reich zu unterwerfen, schickten die Schotten dem Dauphin (1421) und später dem Könige Karl VII. wiederholt Hülfstruppen, welche wesentlich dazu beitrugen, das Glück zu Gunsten der Franzosen zu wenden. So lange die Engländer siegreich durch das französische Land zogen, dachten sie nicht daran, den gefangenen König der Schotten frei zu geben. Als ihnen jedoch die schottischen Hülfstruppen im französischen Heere gefährlich zu werden anfingen, setzte der Herzog von Bedford im englischen Cabinete die Abschließung eines Friedens- und Bundesvertrags mit Jakob I. durch. Der gefangene König wurde gegen ein Lösegeld von vierzigtausend Pfund frei gegeben und vermählte sich mit einer Base Heinrich's VI. (1453). Jakob I. bemühte sich, seinen Schotten einige Bildung beizubringen, hielt Frieden mit den Engländern und suchte nicht, während ihrer Kriege mit Frankreich im Trüben zu fischen. Er wurde (1457) von seinem Verwandten, dem Grafen von Athole, ermordet. Sein Sohn, Jakob II., auf welchen die schottische Krone überging, hielt gleichfalls längere Zeit mit den Engländern Frieden. Erst als der Kampf zwischen der weißen und rothen Rose ihm eine gute Gelegenheit zu bieten schien, die an England verlorenen Städte wieder zu gewinnen, belagerte er (1460) die Festung Roxburgh und verlor sein Leben beim Losschießen einer schlecht gegossenen Kanone, welche platzte. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Jakob III., stritten sich die verwittwete Königin Anna von Geldern und die Familie Douglas um die Regentschaft. Schottland gerieth dadurch in bürgerliche Kriege, welche fast eben so schlimm waren, als diejenigen der Häuser Lancaster und York im Nachbarlande. Nach der Schlacht von Tauton suchte die Königin Margaretha von England Zuflucht bei den Schotten und ver-

sicherte sich ihre Hülfe durch das Versprechen, die Festung Berwick abzutreten und ihren Sohn mit der Schwester Jakob's III. zu vermählen. Doch Margaretha wurde besiegt und ihr Gegner bestieg den englischen Thron. Er hatte aber in seinem Lande genug zu thun, da der Kampf der beiden Rosen, so lange er lebte, nicht zu Ende ging. Auch Jakob hatte fortwährend mit seinem aufrührerischen Adel zu kämpfen. Dessenungeachtet ließ er sich durch Ludwig XI. von Frankreich bestimmen, einen Einfall nach England zu wagen. Als er im Begriffe stand, den Krieg zu beginnen, brachen in seinem Heere Unordnungen aus. Seine Günstlinge wurden von ihren Feinden niedergestochen und die Truppen lösten sich wieder auf. Eduard IV., bei welchem sich der verrätherische Herzog von Albany befand, ergriff diese Gelegenheit, um die Stadt Berwick wieder zu erobern, welche im Frieden an England abgetreten werden mußte (1482).

Jakob III. war mit Margaretha, der Tochter Christian's I. von Dänemark, vermählt. Durch diese Prinzessin brachte er die Shetlands- und Orkneyinseln an sein Reich (1468). Die hebridischen Inseln erwarb er (1476), indem sich deren kleine Beherrscher unterwarfen. Im Jahre 1488 schloß er einen siebenjährigen Waffenstillstand mit England. Kurz darauf starb König Jakob III. Ihm folgte auf dem schottischen Thron sein Sohn Jakob IV. Als der englische Thronbewerber Perkin an der Küste Kent's zurückgeschlagen worden war und in Irland nichts auszurichten vermochte, begab er sich nach Schottland. Jakob IV. ließ sich von ihm vollständig täuschen. Er vermählte Perkin sogar mit seiner Muhme, Katharina Gordon, der Tochter des Grafen von Huntley. Bald darauf (1496) machte er einen Einfall nach England, an welchem Perkin Theil nahm. Doch Niemand ergriff zu dessen Gunsten die Waffen, um so weniger, als die Schotten nach ihrer Gewohnheit raubend und plündernd das Land durchzogen. Im folgenden Jahre belagerte Jakob IV. das Schloß Norham in Northumberland, zog sich aber zurück, als der Graf von Surrey gegen ihn zu Felde zog. Beiden Nationen war es übrigens mit dem Kriege nicht ernst. Sie schlossen zuerst Waffenstillstand und später (1502) Frieden und Freundschaft.

Der König von Schottland vermählte sich mit der ältesten Tochter Heinrich's VII., Margaretha, und bereitete dadurch die dauernde Vereinigung beider Reiche vor. Die Kriege, in welche Heinrich VII. sich gegen Frankreich verwickeln ließ, trübten jedoch die sonst so heiteren Verhältnisse zwischen England und Schottland. Jakob IV. schickte (1513) ein Geschwader Frankreich zu Hülfe und machte wiederum einen Einfall in Northumberland. In der Schlacht von Flouden wurde er auf's Haupt geschlagen und verlor sein Leben, wenigstens wurde er später nicht mehr gesehen, obgleich die Schotten lange Zeit mannigfaltigen Mährchen Glauben schenkten, welche sie in der Hoffnung bestärkten, ihr König sei nicht gestorben. Die Königin Margaretha, welche während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regentschaft führte, schloß Frieden mit ihrem Bruder von England. Sie gerieth aber bald, nachdem sie dem Grafen Douglas von Angus sich vermählt hatte, in Streitigkeiten mit dem Adel, in deren Folge der Herzog von Albany, der Sohn des übelberüchtigten Herzogs gleichen Namens, zum Regenten von Schottland ernannt wurde. Albany hatte sich bisher in Frankreich aufgehalten. Er war niemals in Schottland gewesen, verstand nicht die Sprache dieses Landes und war gänzlich unkundig seiner Gesetze und Gewohnheiten. Er überwarf sich bald mit Lord Hume und dessen Bruder und ließ beide höchst einflußreiche Männer hinrichten. Die Mißstimmung gegen den Regenten, welche sich kurz nach seiner Ankunft in Schottland entwickelt hatte, erhielt dadurch neue Nahrung. Der Herzog von Albany, der mehr Franzose, als Schotte war, ergriff die Gelegenheit, welche ihm eine Einladung des Königs von Frankreich bot und reiste zu diesem. Während seiner

Abwesenheit nahm die Verwirrung in Schottland noch zu. Erst in späteren Jahren entwickelten sich hieraus aber bestimmtere Gestaltungen, welche verdienen, näher betrachtet zu werden.

Sechster Abschnitt.

Die pyrenäische Halbinsel.

§ 63. Granada.

In allen Theilen Europa's rangen die Völker im Laufe des Mittelalters nach Entwickelung ihrer Nationalitäten, mit andern Worten, aus ihrer Mitte die unvereinbaren Elemente auszustoßen und die vereinbaren inniger zu verbinden. Während im Osten die Türken vordrangen und die christlichen Bewohner des oströmischen Reiches unterjochten, breiteten sich im äußersten Westen die Christen immer mehr aus und verdrängten die letzten Reste der einst herrschenden Araber. Gleichen Schritt mit dem Bestreben, die mohammedanischen Bewohner der pyrenäischen Halbinsel auszustoßen, hielt der Kampf unter den christlichen Staaten, welcher, wenn auch ohne klares Selbstbewußtsein, dennoch zum Ziele festerer Verbindung untereinander führte.

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts war nur ein schwacher und in sich selbst zerrissener mohammedanischer Staat, Granada, in Spanien zurückgeblieben, welcher längst von den christlichen Königen der Halbinsel zertrümmert worden wäre, wenn diese nicht den größten Theil ihrer Kräfte in ihren gegenseitigen Streitigkeiten aufgerieben hätten. Doch die Uneinigkeit der Christen war nicht so gefährdend, als die Zwistigkeiten, welche die Mohammedaner von Granada schwächten. Denn die Uebermacht der Christen war so groß, daß sie einen Theil ihrer Streitkräfte vergeuden konnten, ohne etwas anderes befürchten zu müssen, als die Vertagung ihres endlichen Sieges über die Mohammedaner.

Von den vier christlichen Reichen, welche gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts auf der pyrenäischen Halbinsel bestanden: Navarra, Castilien, Aragon und Portugal, waren die drei letzteren jedes für sich allein dem Staate von Granada mehr als gewachsen. Doch erhielten die Mohammedaner ab und zu noch immer Unterstützung von ihren Glaubensgenossen jenseits der Meerenge von Gibraltar.

Mohammed II., welcher seit 1272 Granada beherrschte, blieb nicht lange in seinem unnatürlichen Bunde mit Sancho III. von Castilien. Nachdem er mit Abu Jussuf von Mauritanien Frieden geschlossen und Algesiras zurückerhalten hatte, kehrten die Afrikaner in ihre Heimath zurück. Der Krieg zwischen den früheren Verbündeten, Mohammed II. und Sancho III., dauerte bis zum Tode des Letztern (1293). Nicht lange darauf starb Mohammed II. (1302). Ihm folgte sein Sohn, Mohammed III., welcher zuerst mit seinen Statthaltern (Wali's) zu kämpfen hatte und später (1309) von dem irre geleiteten Pöbel Granada's abgesetzt wurde. Sein Bruder, Nasar Abul Giux, schwang sich auf den Thron, wurde aber (1313) von Ismael ben Ferag, seinem Neffen, gestürzt und dieser von einem Verwandten, Namens Mohammed, ermordet (1326). Ismael ben Ferag's Sohn, Mohammed IV., hatte zugleich den Ränken der Afrikaner und Spanier und den Aufständen seiner Statthalter die Spitze zu bieten. Auch er wurde, gleich seinem Vater, ermordet (1333). Sein Bruder, Jussuf Abul Hegiag, welcher nach ihm regierte, verband sich mit dem Beherrscher von Fez, Abdul Hassan. Dieser schlug die castilische Flotte auf das Haupt, erlitt aber seinerseits an den Ufern des Flusses Salado eine furchtbare Niederlage, in deren

Folge Algesiras in die Hände der Castilianer fiel. Auch Jussuf Abul Hegiag, wie so viele seiner Vorgänger, wurde ermordet (1354). Sein Sohn und Nachfolger, Mohammed V., ein friedliebender Herrscher, wurde durch seinen Schwager, Abu Said, vom Throne gestoßen, welcher Mohammed's Bruder, Ismael II., an dessen Stelle setzte, bald darauf diesen ermordete und sich zum Könige aufwarf (1361). Als Abu Said, von den Castilianern hart bedrängt, sich nach Sevilla begab, um persönlich mit Peter dem Grausamen Rücksprache zu nehmen, wurde er von dem christlichen Könige, welcher nach den Kostbarkeiten seines Gastes lüstern war, ermordet. Mohammed V. bestieg wieder den Thron seiner Väter, den er bis zu seinem Tode (1391) behauptete. Unter seiner Regierung nahm der Wohlstand Granada's zu, indem sein Streben immer war, Frieden zu halten und den Ackerbau, die Gewerbe und den Handel zu fördern. Sein Sohn, Jussuf II., der, gleich seinem Vater, ein Feind des Krieges war, regte durch seine Liebe zum Frieden den Unmuth der spanischen Mohammedaner gegen sich auf. Die langjährigen Kriege mit ihren christlichen Nachbarn hatte den Haß und die Furcht der Mauren, im Kampfe mit ihren Todfeinden zu erliegen, auf's Aeußerste gesteigert. Die Granader wollten lieber die Gefahren des Kampfes bestehen, als abwarten, bis die vereinte Macht der Christen ihnen den Untergang bereite. Jussuf's jüngster Sohn, Mohammed, stand an der Spitze der Mißvergnügten. Der Vater konnte sich nur dadurch retten, daß er versprach, sein Volk gegen die Christen zu führen. Er konnte jedoch nichts im Kampfe mit der Uebermacht seiner Feinde ausrichten. Als er (1396) starb, ergriff sein jüngster Sohn, unter dem Namen Mohammed VI., die Zügel der Regierung und warf seinen ältern Bruder Jussuf in das Gefängniß. Dieser ging aber daraus nach großen Gefahren (1407) als Herrscher hervor. Jussuf III., ein friedfertiger Mensch, führte einen glänzenden Hof, an welchem zahlreiche politische Flüchtlinge gastliche Aufnahme fanden. Sein Sohn, Mohammed VII., el Hayzari oder der Linke, folgte ihm (1423), mußte aber bald schon seinem Vetter, Mohammed VIII., weichen, welcher seinerseits (1428) wieder gestürzt wurde. Mohammed VII. ließ seinen Gegner köpfen. Er führte unglückliche Kriege mit Castilien. Jussuf ben Alhamar, ein reicher Verwandter des Königs, benützte die Mißstimmung des Volkes, entsetzte mit Hülfe der Castilianer Mohammed VII. und bestieg selbst, unter dem Namen Jussuf IV., den Thron. Als er aber nach sechs Monaten starb, ergriff Mohammed VII. wieder die Zügel. Während dieser unausgesetzten Thronwechsel machten die Castilianer von Jahr zu Jahr größere Fortschritte. Eine Stadt nach der anderen ging verloren. Im Jahre 1444 wurde Mohammed VII. noch einmal abgesetzt. Sein Neffe, Mohammed IX., der ihn stürzte, wurde (1444) von Mohammed ben Ismael, einem andern Neffen Mohammed's VII., vertrieben. Dieser erhielt sich auf dem schwankenden Throne bis zu seinem Tode (1466) und hinterließ ihn seinem Sohne Mulei Ali Abul Hassan, welcher mit dem Statthalter von Malaga zu kämpfen hatte und in diesem Streite die besten Kräfte seines Reiches vergeuden mußte. Die Castilianer fanden in diesem Mohammedaner einen Verbündeten, welcher dem Staate von Granada die gefährlichsten Wunden schlug. Kaum war der Aufstand erdrückt, als ein neuer, noch verderblicherer Familienzwist ausbrach. Die Königin Zoraja, die Mutter des muthmaßlichen Thronfolgers, Abu Abdallah, und eine christliche Sclavin, welche Mulei zwei Söhne, Cid Alnayer und Cid Yahie, geboren hatte, standen sich feindlich gegenüber. Von dem Harem verbreitete sich der Zwist allmählig über die Stadt und das ganze Reich, während Mulei auf Tod und Leben mit den Castilianern kämpfte. Die Gefahr, in welcher Granada schwebte, hielt Zoraja nicht ab, Rachepläne gegen ihren Gemahl zu spinnen. Der Aufstand, den sie angezettelt hatte, brach in vollen Flammen aus. Mulei hatte den Palast Alhambra, sein Sohn, Abu Abdallah, das Schloß

Albaycin inne. Später kam noch ein dritter Nebenbuhler, Cid Abdallah, mit dem Beinamen el Zagal, der Bruder Mulei's, hinzu. Nach furchtbarem Blutvergießen schwang sich Abdallah el Zagal auf den Schultern seines Bruders und seines Neffen zum Thron von Granada hinan. Mulei starb, allein sein Sohn Abu Abdallah setzte den Kampf im Reiche und in der Stadt Granada fort. Ein so zerrütteter Staat konnte sich nicht lange gegen die gesammte Macht Spanien's, welche Ferdinand und Isabella in sich vereinigt hatten, behaupten. Abdallah el Zagal kämpfte muthig; doch Abu Abdallah benützte dessen Abwesenheit dazu, sich in den ausschließlichen Besitz der Stadt Granada zu setzen. Mittlerweile rückten die Spanier immer weiter vor. Cid Yahie, ein Neffe Abdallah's el Zagal und Mulei's, übergab die Stadt Baza, deren Befehlshaber er war und Abdallah el Zagal folgte bald seinem Beispiele, indem er den Spaniern Guadix und Almeria, die einzigen Städte, über die er noch zu verfügen hatte, abtrat. Abu Abdallah war nun einziger Herrscher in Granada. Doch die letzte Stadt des einst fast ganz Spanien umfassenden Reiches der Mauren war der vereinigten Macht Ferdinand's und Isabella's nicht gewachsen. Granada mußte sich ergeben (1492). Es wurde den Mohammedanern die freie Ausübung ihrer Religion ausdrücklich verbürgt. Der Pabst verlieh dem König Ferdinand von Aragon, in Anerkennung dieses Sieges, den Titel des „Katholischen". Ferdinand handelte in dessen Geiste, brach das den Granadern gegebene Wort und vertilgte den mohammedanischen Glauben innerhalb seines Reiches.

Fast achthundert Jahre hatte die Herrschaft der Mauren über Granada gedauert. Hätten die Mohammedaner dieselbe Unduldsamkeit den Christen gegenüber an den Tag gelegt, welche sie später von Seite der Christen ertragen mußten, so wäre schwerlich Spanien und Portugal wieder unter die Herrschaft des Kreuzes gekommen. Die Mauren waren duldsamer. Die pyrenäische Halbinsel blühte unter den Mohammedanern, wie in späteren, christlichen Zeiten, nicht wieder. Die Könige von Spanien konnten mit tückischen Pfaffen und raubsüchtigen Rittern im Bunde die Mauren vertilgen, zum Lande hinaustreiben oder zum äußern Bekenntnisse des Christenthums zwingen. Allein sie vermochten nicht, an die Stelle der ermordeten oder verbannten Bewohner Granada's andere, gleich betriebsame und fleißige Menschen zu setzen. Der Glaube, den sie den Besiegten aufdrangen, machte diese zu Heuchlern, aber nicht zu Christen. Die Millionen von Heuchlern, welche durch Gewalt und Hinterlist in Spanien herangebildet wurden, verdarben vollständig den Charakter der spanischen Nation. Der Sieg, welchen die Könige von Aragon und Castilien über die Mohammedaner erfochten, bezeichnet zugleich den Höhepunkt und den Anfang des Falles des spanischen Volkes. Umsonst wurde ein neuer Welttheil unterworfen, umsonst die spanische Herrschaft über einen großen Theil Europa's ausgebreitet. Der Keim ihres Unterganges lag in den Herzen der Spanier. Er nagte an dem Lebensmarke der Nation. Während alle übrigen Völker Europa's an Zahl, Wohlstand und Bildung zunahmen, schmolz die Bevölkerung Spanien's immer mehr zusammen. Die Goldminen Peru's und die Schätze einer neuen Welt konnten Spanien nicht vor Verarmung schützen. Ganz Europa schritt voran, Spanien blieb stehen. Der Aberglauben, der den Mohammedanern dieses Landes aufgedrungen und in welchem alle Christen gewaltsam erhalten wurden, versteinerte die ganze Nation.

§ 64. Navarra.

Im Anfange dieses Zeitabschnittes stand Navarra unter den Königen von Frankreich. Nach dem Tode Ludwig's X. und seines unmündigen Sohnes Johann I. hätte dasselbe auf

die Tochter Ludwig's, Johanna II., übergeben sollen, da, nach der Verfassung von Navarra, die Frauen von der Nachfolge nicht ausgeschlossen waren. Doch Philipp V. von Frankreich nahm den Titel eines Königs von Navarra an, und Karl IV. folgte dem Beispiele seines Bruders. Erst als nach dessen Tode ein anderes Königshaus den französischen Thron einnahm *), wurden die Ansprüche Johanna's auf Navarra anerkannt. Sie vermählte sich dem französischen Prinzen Philipp von Evreux und schlug ihren Wohnsitz in Navarra auf, welches, von dieser Zeit an, wieder ein selbstständiges Reich wurde (1328). Im Jahre 1343 starb ihr Gemahl, nicht lange darauf Johanna II. selbst (1349). Ihr Sohn, Karl II., mit dem Beinamen der Böse, den wir in der Geschichte Frankreich's **) schon kennen gelernt haben, befaßte sich mehr mit den Angelegenheiten seines großen Nachbarlandes im Osten, als mit denjenigen seines eigenen kleinen Saates. Er war einer der verworfensten Menschen seiner trüben Zeit. Nachdem er von dem Könige Johann II. in das Gefängniß geworfen worden war, kehrte er erst (1362) in sein Reich zurück. Seine Rolle in Frankreich war ausgespielt, er mußte sich auf Navarra beschränken, und begann daselbst auf kleinerem Gebiete dieselben Ränke und Gewaltthaten, die ihm bis jetzt so wenig Glück gebracht hatten. Zu gleicher Zeit ließ er sich von dem Könige Peter von Castilien dafür bezahlen, daß er diesem freien Durchmarsch zusagte und von dessen Gegner, daß er ihm den Durchmarsch zu verwehren versprach. Eine List sollte die beiden Nebenbuhler täuschen. Karl der Böse ließ sich nämlich zum Scheine, durch Olivier von Manny, einen Vetter du Guesclin's, gefangen nehmen und glaubte, dadurch seiner Verbindlichkeit gegen Heinrich und Peter entledigt zu sein. Olivier von Manny wollte die Gelegenheit benützen, bedeutende Geldsummen von seinem Gefangenen zu erpressen, war aber diesem in der Kunst der Lüge und der Verstellung nicht gewachsen. Unter dem Vorwande, ihm die versprochene Summe auszuzahlen, lockte ihn Karl nach Tudela und zahlte ihn da in seiner Münze aus, d. h. er ließ ihn ermorden (1367). Die Streitigkeiten Karl's mit seinem frühern Zechgenossen, Karl V. dauerten fort. Auf die wiederholten Versuche, welche Karl der Böse machte, seinen Vetter jenseits der Pyrenäen zu vergiften, antwortete dieser dadurch, daß er ihm seine ausgedehnten Besitzungen in Frankreich abnahm. Die Folge eines Lebenswandels voll Schandthaten war für Karl den Bösen doch nur, daß er seinen ganzen Einfluß in Frankreich und alle seine Herrschaften und Städte daselbst verlor. Allgemein verachtet und verhaßt, endete er sein Leben auf eine höchst verdächtige Weise (1387).

Sein Sohn und Nachfolger, Karl III., beschäftigte sich, den größten Theil seines Lebens hindurch, damit, die Könige von Frankreich um Entschädigung für die seinem Vater entzogenen französischen Provinzen anzugehen. Mit ihm starb (1425) der Mannesstamm des Hauses Evreux aus. Karl's III. Tochter, Blanka, brachte, durch ihre Vermählung mit Johann II. von Aragon, Navarra an dieses Königreich. Als Blanka (1441) starb, entstanden Streitigkeiten zwischen ihrem Gatten Johann und ihrem Sohne Karl. Johann ließ seinen Sohn in's Gefängniß werfen und seine Tochter Blanka, welche demselben beigestanden war, ihres Nachfolgerechtes verlustig erklären. Nicht lange darauf (1461), starb Karl, wahrscheinlich ermordet von seiner Stiefmutter Johanna. Blanka wurde auch in den Kerker geworfen und starb darin an dem Gifte, das ihre jüngere Schwester, Eleonore, ihr mischte. Der König Johann von Aragon war nach dem Tode seines Sohnes und seiner ältesten Tochter unbestrittener Herrscher in Navarra. Da er aber in Aragonien alle Hände voll zu thun hatte, führte seine Tochter Eleonore, vermählt mit dem Grafen Gaston

*) Siehe oben die §§ 50 und 51.

**) Siehe oben die §§ 52 und 53.

von Foix, statt seiner die Regierung in Navarra. Sie war eine eben so leidenschaftliche, als kurzsichtige Fürstin. Die Grausamkeiten, welche sie, während ihrer Verwaltung des Landes, verübte, bewiesen deutlich, daß sie des ihr zur Last gelegten Verbrechens des Schwestermordes wohl fähig war. Die Hülfsquellen Navarra's wurden durch Eleonore so vollständig erschöpft, daß von der Zeit an dieses Reich aufhörte, im Kampfe gegen auswärtige Mächte seine Selbstständigkeit mit Nachdruck wahren zu können. Johann II. von Aragon und Navarra starb im Jahre 1479. Eleonore nahm den Titel einer Königin von Navarra an, erfreute sich aber desselben nur wenige Tage, indem der Tod sie ereilte. Franz Phöbus, Eleonoren's Enkel, der Sohn Gaston's und der französischen Prinzessin Magdalena, stieg nach ihr auf den navarresischen Thron. Er zählte, beim Tode seiner Großmutter erst zwölf Jahre und starb, bevor er das männliche Alter erreicht hatte (1483). Seine Schwester, Katharina, erhielt nach ihm die Krone. Ferdinand und Isabella von Spanien streckten ihre gierigen Hände nach Navarra aus, indem sie sich für ihren Sohn und Erben, Johann, um Katharina bewarben. Um ihrem Antrage mehr Nachdruck zu geben, besetzten sie das Land mit Truppen. Die Prinzessin Magdalena hegte große Vorliebe für ihre Landsleute, die Franzosen. Sie vermählte ihre Tochter Katharina mit Johann von Albret. Ferdinand und Isabella mußten Navarra wieder räumen und Johann von Albret wurde als König anerkannt. Doch Ferdinand von Aragon gab seine Pläne nicht auf. Unter dem Vorwande eines Kriegszuges gegen Frankreich bestimmte er den König Heinrich VII. von England, ein Heer an der Grenze von Navarra landen zu lassen. Seit längerer Zeit war dieses kleine Reich durch innere Streitigkeiten zerrissen. Die französischen und die aragonischen Parteien bekämpften sich gegenseitig und schwächten das seinen übermächtigen Nachbarn ohnedieß nicht gewachsene Land. Begünstigt von der aragonischen Partei und unter dem Einflusse des Schreckens, welchen das englische Heer zu Fontarabia und ein spanisches, das in Navarra einrückte, verbreiteten, eroberte Ferdinand der Katholische den ganzen, im Süden der Pyrenäen gelegenen Theil des Landes. Pampelona ergab sich. Der spanische Feldherr beschwor, in Ferdinand's Namen, die Aufrechthaltung aller Gesetze, Rechte und Freiheiten der Navarresen. Die übrigen festen Plätze folgten dem Beispiele der Hauptstadt. König Johann und Katharina flohen nach Frankreich, in der Hoffnung, dort Hülfe zu finden, vermochten jedoch nicht Ferdinand wieder zu vertreiben. Seit dieser Zeit (1512) gehört der größere Theil von Navarra zu Spanien. Johann von Albret und Katharina behielten zwar ihren Königstitel bei, allein von ihrem Reiche blieb ihnen die kleinere Hälfte nur übrig. Die französische Provinz Bearn, welche Johann von Albret mit Navarra vereinigte, war eine kleine Entschädigung für die von Ferdinand dem Katholischen geraubten Landstriche.

§ 65. Castilien und Aragon vor ihrer Vereinigung (1291—1479).

Auf Castilien und Aragon beruhte die Kraft der pyrenäischen Halbinsel, seit die Mauren aufgehört hatten, Herren derselben zu sein. Die engen Bande der Verwandschaft, welche die Königsfamilien beider Reiche umschlangen, führten allerdings zu mannigfaltigen Streitigkeiten, eröffneten aber den Völkern die Aussicht, früher oder später unter einer Herrschaft vereinigt zu werden. Was in einem vernünftigen Staate, in einer Republik durch einen friedlichen Beschluß festgesetzt werden kann, bedarf in Monarchien besonderer Schicksalsfügungen. Denn während in freien Staaten der Wille des Volkes den Ausschlag giebt, entscheidet in Monarchien der Zufall der Geburt. Vernunftgründe, Staatswohl, Bürgerglück und ähnliche Gedanken, welche in das Reich des Geistes gehören,

sind, wo Könige herrschen, dem Erbrechte untergeordnet. Jahrhunderte blutiger Kriege mußten vorbeigehen, bevor das Schicksal die Bestrebungen zweier Fürsten, ihre Reiche zu vereinigen, begünstigte und nachdem das Ziel ihrer Wünsche erreicht war, hing es wiederum von einem Sterbefall oder einer Niederkunft ab, ob zwei mächtige Reiche sich feindlich bekämpfen oder zu einem großen Ganzen brüderlich verbinden sollten. Fürwahr, nichts beweist mehr den traurigen Zustand der Menschheit, als die Thatsache, daß noch immer das Königthum die vorherrschende Staatsform ist, daß die Völker es für räthlicher halten, die Entscheidung über ihr Wohl und ihr Wehe dem Zufalle der Geburt, als ihrem eigenen freien Willen anheim zu geben. Wenn durch das Erbrecht allen Streitigkeiten um die Thronfolge vorgebeugt würde, so ließe sich das Königthum allenfalls noch entschuldigen. Allein die Geschichte des Mittelalters beweist uns auf allen ihren Blättern, daß, ungeachtet aller gesetzlichen Bestimmungen, die Thronstreitigkeiten fast niemals aufhörten. Die Frage, ob eine Ehe rechtsgültig eingegangen worden sei, oder nicht, ob uneheliche Nachkommen und unter welchen Förmlichkeiten zur Nachfolge berufen werden könnten, ob der Enkel der älteren Linie dem Sohne der jüngeren, die näher verwandte Frau dem entferntern Manne vorgehen sollten, ob beim Erlöschen des Mannesstammes die nächsten Verwandten des letzten oder eines frühern Königs das beste Recht hätten, — alle diese und viele andere ähnliche Fragen stürzten die Monarchien des Mittelalters in die verderblichsten Kriege. Die Geschichte Castiliens und Aragoniens, während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts führt uns alle diese Streitfragen in blutigen Bildern vor die Augen.

Sancho IV., König von Castilien, dem die Nachfolge von Johann, dem Sohne Ferdinand's de la Cerda, bestritten wurde, hatte Mühe, sich auf seinem wankenden Throne zu behaupten. Die Könige von Frankreich und Aragonien und der Kaiser von Marocco unterstützten seinen Gegner. Nachdem Abu Jussuf aber seine Truppen aus Spanien zurückgezogen hatte, brach bald ein Krieg zwischen ihm und seinem frühern Verbündeten, dem Könige von Granada, aus. Doch schon im Jahre 1295 starb Sancho IV., nach elfjähriger Regierung. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Ferdinand's IV., führte dessen Mutter, Maria, die vormundschaftliche Regierung. Alphons und Johann de la Cerda stritten mit Ferdinand um die castilische Krone und Heinrich, Sancho's IV. Bruder, und die Grafen von Lara und Haro, um die Regentschaft. Frankreich, Portugal und Granada unterstützten, wie früher, die Ansprüche der Infanten de la Cerda. Doch nachdem Maria Portugal sich befreundet und eine Doppelheirath zwischen ihrem Sohne Ferdinand und Constanzen, der Tochter des Königs Dionysius und zwischen ihrer Tochter Beatrice und dem portugiesischen Kronprinzen Alphons zu Stande gebracht hatte, ließen sich die Infanten de la Cerda mit reichen Landgütern, die Maria ihnen verlieh, abfinden. Als Ferdinand IV. die Zügel der Regierung selbst ergriff, machte er mit Aragon Frieden und nahm dem Könige von Granada Gibraltar weg. Nach seinem Tode (1312), übernahm seine Mutter Maria von Neuem die vormundschaftliche Regierung. Ihr Enkel, Alphons XI., war erst ein Jahr alt. Mit verdoppelter Heftigkeit stritten die herrschsüchtigen Großen Castilien's um die Regentschaft. Maria hatte Mühe, das Reich vor gänzlicher Auflösung zu bewahren. Nach dem Tode seiner Großmutter ergriff, als Knabe von fünfzehn Jahren, Alphons XI. die Zügel der Herrschaft, im Jahre 1325. Er ließ Johann, den Sohn jenes gleichnamigen Infanten de la Cerda, welcher dem Reich so viele Gefahren bereitet hatte, im königlichen Palaste und einen der frühern Günstlinge Johann's, Don Alvaro Nunnez de Osario, mitten unter dessen Lehensleuten und Anhängern ermorden. Umsonst bemühte er sich, die Feste Gibraltar, welche die Mohammedaner wieder erobert hatten, ihnen abzunehmen. Nach der Schlacht von Salado (1340) gelang es ihm jedoch, Algesiras

zu erwerben. Während der Belagerung Gibraltar's starb Alphons XI. an der Pest (1350). Zur ewigen Schande gereicht es ihm, daß er die verhaßteste aller Abgaben, die s. g. Alcavala, welche von jedem, auch noch so unbedeutendem Kaufe erhoben wurde, einführte. Ihm folgte sein Sohn, Peter der Grausame, nach. Das erste Opfer des Grimmes dieses Königs war Eleonore de Guzman, die Geliebte seines Vaters, die diesem drei Söhne geboren hatte. Seine eigene Gattin, Blanka von Bourbon, mißhandelte er, ließ sich von ihr scheiden, warf sie in den Kerker und als die unglückliche Frau, aus Furcht, ermordet zu werden, in der Cathedrale von Toledo Zuflucht suchte und dem Volke ihre Leiden erzählte, ließ er sie auf's Neue gefangen nehmen und ermorden. Durch diese Schandthaten regte er den gerechten Unwillen des Volkes gegen sich auf. Seine eigene Mutter, Maria, verband sich mit den drei Söhnen ihrer ermordeten Nebenbuhlerin, Heinrich, Friedrich und Tello, wider Peter. Diesen ersten Aufstand erstickte der König im Blute Friedrich's. Doch Heinrich, Graf von Trastamare und Tello entflohen mit vielen Anhängern. Peter der Grausame fuhr fort, zu wüthen. Nachdem er sich von seiner ersten Gattin Blanka geschieden hatte, ehelichte er Johanna de Castro, die Witwe Diego's von Haro, bald darauf ließ er sich auch von dieser trennen und vermählte sich mit Maria de Padilla, mit welcher er früher schon in einem unerlaubten Liebesverhältnisse gestanden hatte. Die Mißstimmung, welche unter den Castilianern immer größer wurde, wußte Heinrich von Trastamare zu benützen. An der Spitze eines zahlreichen Heeres, welches Bertrand du Gueslin befehligte, rückte er in Castilien ein. Peter entfloh, und Heinrich von Trastamare wurde in Burgos zum Könige gekrönt. Der verjagte Fürst fand jedoch bei dem schwarzen Prinzen zu Bordeaux gastliche Aufnahme. Mit dessen Hülfe schlug er seinen Gegner bei Najera. Bertrand du Gueslin wurde gefangen genommen, Heinrich mußte fliehen und Peter der Grausame herrschte wiederum in Leon und Castilien. Kaum war aber Eduard, der schwarze Prinz, mit seinen Schaaren wieder abgezogen, so kehrte Heinrich von Trastamare nach Castilien zurück. Du Gueslin hatte sich freigekauft und stand wieder an der Spitze eines mächtigen Heeres. Peter wurde geschlagen und nahm im Schlosse Montiel Zuflucht. Bertrand du Gueslin lockte ihn, unter der Vorspiegelung, ihm freien Durchgang zu erlauben, in sein Lager, wo ihn Heinrich von Trastamare, sein Bruder, überfiel und ermordete (1369). Zum zweitenmale schwang sich der Sohn Eleonoren's de Guzman und Alphons XI., unter dem Namen Heinrich's II. auf den castilischen Thron. Doch fehlte es ihm nicht an Nebenbuhlern. Ferdinand von Portugal machte auf denselben Anspruch, als Erbe seiner Großmutter, Beatrice, die Tochter Sancho's IV. und Maria's. Der Herzog von Lancaster, Johann von Gaunt, trat in die Schranken für seine Gemahlin Constanze, der ältesten Tochter Peter's des Grausamen und der Maria de Padilla. Die Könige von Aragon und Navarra begannen Krieg mit Castilien, um Murcia und die Städte Vittoria und Logronno an sich zu reißen; der König von Granada fiel in Andalusien ein. Doch Heinrich II. trieb alle seine Feinde zu Paaren. Zuerst nahm er dem Könige von Portugal die Städte Braganza und Braga ab, schloß dann mit dem Könige von Granada einen Waffenstillstand und bald darauf Frieden mit Portugal, Aragon und Navarra. Der König von Aragon verzichtete auf Murcia und gab seine Tochter Eleonore dem ältesten Sohne Heinrich's, Johann, zur Frau. Der König Karl der Böse von Navarra verkaufte seine Ansprüche auf Logronno und sein Sohn, Karl, ehelichte die castilianische Prinzessin Eleonore. Verlassen von allen seinen Bundesgenossen konnte der Herzog von Lancaster nichts mehr gegen Heinrich II. unternehmen. Nachdem der König von Castilien seinen Thron im Innern und nach Außen gesichert hatte, unterstützte er Karl V. von Frankreich in seinen Kriegen gegen

Eduard III. und trug viel zu den Niederlagen bei, welche dieser stolze König von England in den letzten Jahren seines Lebens erlitt. Es gereicht Heinrich II. aber nicht zur Ehre, daß er die Juden mißhandelte. Schon während der Minderjährigkeit Alphons XI. hatten sie einige Verfolgungen erlitten. Doch später verbot Alphons selbst den Richtern, christliche Schuldner gegen gerechte Ansprüche jüdischer Gläubiger zu schützen. Heinrich II. aber, erzürnt darüber, daß die Juden auf Seiten seines Gegners, Peter's des Grausamen, gestanden waren, stellte die alte Verfügung zum Nachtheile der Israeliten wieder her. Diese wurden zwar noch immer ab und zu im Fache der Finanzen gebraucht, allein sie waren schutzlos den Betrügereien gewissenloser Christen Preis gegeben.

Johann I., welcher seinem Vater bei dessen Tode (1379) nachfolgte, suchte vergeblich, beim Aussterben des portugiesischen Königsstammes die Ansprüche seiner Gemahlin Beatrice, der letzten Erbin des ächten burgundischen Hauses, geltend zu machen, jedoch schlug er die Angriffe des Herzogs von Lancaster zurück und verständigte sich nachher mit diesem. Constanze von Lancaster verzichtete auf die castilische Krone und vermählte ihre einzige Tochter, Katharina, mit Heinrich, dem ältesten Sohne Johann's I., welchem bei seiner Hochzeit der Titel „Prinz von Asturien" ertheilt wurde. Seitdem führten denselben alle muthmaßlichen Thronfolger Castilien's. Als Johann I. (1390) starb, zählte sein Sohn, Heinrich III., erst elf Jahre. Den gewöhnlichen Streitigkeiten um die Regentschaft machte der König ein Ende, indem er im Alter von dreizehn Jahren das Ruder des Staates in die eigenen Hände nahm. Er war friedlich gesinnt, lebte einfach und suchte die Wunden zu heilen, welche die früheren Kriege dem Lande geschlagen hatten. Doch auch seine Regierung war nicht ganz ohne Kämpfe. Er führte Kriege mit Portugal und Granada, welche keine besonderen Wechselfälle zur Folge hatten. Unter Heinrich III. erließen die Großen des Reiches (Cortes) unter Zustimmung des Königs ein Gesetz, welches alle Ausländer für unfähig erklärte, Kirchenwürden zu begleiten. Dadurch wurde den vielen Mißbräuchen ein Ende gemacht, welche der Pabst bei Erledigung einträglicher Kirchenämter in Castilien, wie in anderen Ländern zu treiben pflegte, indem er sie an seine Günstlinge verschenkte oder an reiche Schurken verkaufte. Johann II. war noch ein Kind, als er beim Tode seines Vaters auf den Thron berufen wurde (1406). Ferdinand, Heinrich's III. Bruder, führte in Gemeinschaft mit der verwittweten Königin Katharina die vormundschaftliche Regierung. Er nahm den Granadern die Städte Ayamonte und Antaguera ab. Nach dem Tode seines Oheims (1412) ergriff Johann II., obgleich erst dreizehn Jahre alt, die Zügel der Regierung. Sein Günstling, Don Alvaro de Luna, war aber der eigentliche Herrscher, indem Johann sein ganzes Leben lang ein unfähiger und schwacher Mensch blieb. Als der Neid und die Eifersucht der übrigen Großen des Reiches erwachte, gab der König Alvaro de Luna preis und gerieth dann unter den Einfluß der Feinde desselben, welcher allmählig weit drückender wurde, als die von Alvaro ausgeübte Gewalt. Die übermüthigen Ritter fanden zuerst in dem Prinzen von Asturien und später in dem Könige von Aragon einen mächtigen Rückhalt. Als sich aber der König mit seinem Sohne wieder verständigte, wurden die widerspenstigen Großen bei Olmedo auf das Haupt geschlagen. Johann II. rief seinen Günstling Alvaro zurück. Dieser war aber durch sein Unglück nicht weiser geworden. Er stürzte den Schatzmeister des Königs, Alfonso de Vivaro, verrätherischer Weise von einem Thurme herab und zog sich durch diese Freveltbat den gerechten Zorn des Königs zu. Johann wagte nicht, ihm offen entgegenzutreten, lockte ihn durch trügerische Zusagen in seine Gewalt und ließ ihn hinrichten. Kurz nach Alvaro starb Johann II. (1450).

Heinrich IV., mit dem traurigen Beinamen „der Schwache“, nahm den Granadern Gibraltar ab und zwang Mohammed X., seine Oberlebensherrlichkeit anzuerkennen. Doch von Jahr zu Jahr wurde Heinrich träger und vergnügungssüchtiger. Sein Günstling, Johann de Pacheco, den er zum Marquis von Villena erhob, besaß nicht die Talente Alvaro's und noch zügellosere Leidenschaften. Die besondere Zuneigung der Gemahlin Heinrich's IV. besaß Beltran de la Cueva. Beide Günstlinge bekämpften sich gegenseitig. Demjenigen der Königin wurde allgemein vorgeworfen, er sei der Vater der Infantin Johanna, des einzigen Kindes Heinrich's IV. Unter dem Einflusse Beltran's wurde Johanna zur Nachfolgerin im Reiche erklärt. Die Ränke Johann de Pacheco's bewirkten aber später, daß dieser Beschluß zurückgenommen und Alphons, der Halbbruder Heinrich's, zum Erben ernannt wurde. Nicht zufrieden damit, bewirkte Pacheco sogar die Absetzung des Königs. Alphons wurde zum König ausgerufen, obgleich er kaum fünfzehn Jahre zählte. Heinrich IV. ließ sich diesen Schimpf nicht ruhig gefallen. Ein Krieg brach aus welcher selbst nach dem Tode Alphons' fortdauerte, indem die aufständischen Großen dessen Schwester, Isabella, zur Königin ausriefen. Diese schlaue Fürstin verständigte sich mit ihrem Halbbruder, Heinrich IV. (1469), der seine Gemahlin verstieß, seine Tochter Johanna, selbst für unehelich erklärte, Isabellen als seine Erbin anerkannte und dafür bis zum Ende seines Lebens den Schein der königlichen Würde beibehalten durfte. Sobald Heinrich IV. sich aber wieder auf dem Throne sah, erkannte er Johanna von neuem als seine Tochter an und verlobte sie mit dem Könige von Portugal, Alphons V. Isabella hatte sich mittlerweile, wider den Willen Heinrich's, mit Ferdinand von Aragon vermählt. Ihre Macht in Castilien war so groß, daß ihr Halbbruder sie ein zweitesmal als Erbin anerkennen mußte. Nach Heinrich's IV. Tode (1474) stritten sich Johanna und Isabella um die Krone.

Unzweifelhaft hatte die Tochter gegründetere Ansprüche, als die Halbschwester. Die Behauptung, daß Johanna nicht die Tochter Heinrich's IV. gewesen sei, entbehrt jeder Begründung. So oft der König frei war, erkannte er Johannen als sein Kind an. Nur gezwungen sprach er sich gegen ihre eheliche Geburt aus.

Isabella und ihr Gemahl, Ferdinand von Aragonien, schlossen einen Waffenstillstand mit dem Könige von Granada, warfen alle ihre Streitkräfte auf den König Alphons V. von Portugal, der sich seiner Verlobten, Johanna, angenommen hatte, schlugen ihn bei Toro auf's Haupt und zwangen ihn zum Frieden (1479). Johanna wurde mit der Aussicht abgefunden, den noch in der Wiege liegenden Prinzen von Asturien seiner Zeit zu ehelichen. Entrüstet über diese, einem bittern Hohne gleichende Zusage nahm die unglückliche, von allen ihren Freunden verlassene Johanna den Schleier im Kloster von Santa Clara. Sie hätte ihrer Nebenbuhlerin nichts Erwünschteres thun können. So wurde Johanna geopfert und Isabella auf dem Throne Castilien's befestigt, den sie durch Gewalt der Waffen, aber ohne Recht einnahm. Für die Entwickelung der spanischen Geschichte war der Sieg Isabellen's von außerordentlicher Wichtigkeit. Castilien und Aragon umfaßten, mit Ausnahme von Portugal und der kleinen Reiche von Navarra und Granada, die ganze pyrenäische Halbinsel. Durch die Ehe, welche Isabella mit Ferdinand geschlossen hatte, wurden Castilien und Aragonien unter einem Paare vereinigt, von welchem diese Reiche auf die Erben als ungetheiltes Ganzes übergingen.

Während die Könige von Castilien ihre Herrschaft im Kampfe mit Granada ausdehnten, waren die Fürsten von Aragonien rastlos bemüht, auch ihre Besitzungen zu erweitern. Alphons III. hatte sich in die Angelegenheiten Sicilien's so tief eingelassen, daß sein Haus sich nicht wieder von dieser Insel lossagte, selbst nachdem er allen seinen An-

sprüchen auf Sicilien entsagt und versprochen hatte, seinen Bruder Jakob zu zwingen, von der Herrschaft über diese Insel abzustehen. Bevor er noch diese Zusagen hatte erfüllen können, starb Alphons (1291). Ihm folgte sein Bruder Jakob auf dem Throne von Aragon nach. Er ehelichte die Tochter des Prinzen von Salerno, Blanka, und versprach, Sicilien an den König von Neapel abzutreten. Seine Mutter Constanze, die Tochter Manfred's, des Sohnes Kaiser Friedrich's II. von Deutschland, die sich als die Erbin des Hauses Hohenstaufen betrachtete, und ihr jüngerer Sohn Friedrich, waren seit der Abreise Jakob's im Besitze Sicilien's und weigerten sich, ihre Herrschaft niederzulegen. Jakob II. schämte sich nicht, seine Mutter und seinen Bruder deshalb zu bekriegen, vermittelte jedoch später einen Frieden (1314), in welchem Friedrich als König von Sicilien anerkannt wurde. Ungeachtet des anfänglichen Widerstrebens Jakob's II. blieb das Haus Aragon im Besitze Sicilien's. Sardinien und Corsika ließ er sich vom Pabste Bonifacius VIII. schenken (1297) und unterwarf beide Inseln trotz der Gegenwehr der Pisaner (1326).

Auf dem Reichstage zu Taragona erklärte Jakob II. die Untrennbarkeit der Länder Aragon, Catalonien und Valencia. Ihm folgte bei seinem Tode (1327) sein zweiter Sohn, Alphons *), nach, indem sein ältester, Jakob, es vorzog, seine Gattin zu verstoßen und in den Ritterorden von Calatrava einzutreten. Alphons' IV. Regierung wurde durch die Streitigkeiten seines Sohnes Pedro und seiner zweiten Gemahlin, Eleonore von Castilien, getrübt. Er mußte mit den Genuesern und Sardiniern kämpfen und starb schon im Jahre 1336. Pedro IV. begann seine Laufbahn damit, daß er seiner Stiefmutter Eleonore und deren Kindern die Besitzungen entriß, welche ihnen sein Vater geschenkt hatte. Er verwickelte sich dadurch in einen Krieg mit Castilien und mußte am Ende doch Eleonoren und ihren Kindern ihre Ländereien lassen. Glücklicher war er in seinen nicht minder ungerechten Angriffen auf Mayorka. Diese Insel war seit den Zeiten Alphons' III. in der Gewalt des Oheims desselben, Königs Jakob und dessen Nachkommen, unter aragonischer Oberlebensherrlichkeit gewesen. Pedro IV. trieb den König Jakob zuerst dazu, ihm den Gehorsam aufzukündigen, erklärte diesen dann seiner Herrschaft für verlustig und setzte sich in deren Besitz. Kurz darauf raubte Pedro seinem Verwandten auch alle Besitzungen, die er in Frankreich gehabt, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Montpellier, deren er sich nicht bemächtigen konnte, weil Jakob sie an Philipp VI. von Frankreich verkaufte. Bei dem Versuche, seine Länder wieder zu erobern, verlor Jakob das Leben. Sein Sohn, gleichen Namens, schmachtete lang in einem aragonischen Kerker. Endlich gelang es ihm, zu entkommen. Er floh nach Avignon, fand in dem Pabste einen Beschützer und erhielt durch dessen Vermittelung die Hand der Königin Johanna I. von Neapel. Er nahm an dem castilischen Kriegszuge des schwarzen Prinzen Antheil und starb kinderlos, ohne sein väterliches Erbe wieder gewonnen zu haben. Pedro IV. hatte viel mit seinem aufständischen Adel zu kämpfen. Alphons III. hatte den Baronen das Recht eingeräumt, unter einander Vereine zu schließen. Sie machten davon gegen Pedro Gebrauch. Durch Gewalt und Tücke besiegte der König aber die widerspenstigen Adeligen, hob die s. g. Unionsacte seines Vorfahren wieder auf und herrschte von dieser Zeit an mit einer Gewalt, welche der von ihm eingesetzte oberste Richter (justiza) natürlich nicht beschränken konnte. Den Kampf um Sardinien setzte er noch immer fort, und als Friedrich III. von Sicilien (1377) starb, bemächtigte sich Pedro auch dieser Insel. Er erhielt, gleich Peter von Castilien und Peter von Portugal, welche alle Zeitgenossen waren, den Beinamen des „Grausamen". Als Pedro IV. (1386) starb, verbreitete die Todesnachricht allgemeine Freu-

*) Siehe oben § 45.

digkeit. Sein Sohn, Johann I., hatte, so lange er regierte, mit seinen aufständischen Großen zu kämpfen. Auch in Sardinien dauerten die Unruhen fort. Im Jahre 1391 vermählte Johann seinen Neffen Martin den jüngern mit der Königin Maria von Sicilien und sicherte dadurch sich und seiner Familie den Besitz dieser werthvollen Insel. Johann starb (1394) und seinem Willen gemäß folgte ihm sein Bruder Martin der ältere, mit Uebergehung seiner beiden Töchter Johanna und Violanta, nach. Die gewöhnlichen Aufstände fanden sowohl in Aragonien, als in Sicilien statt. Die Königin Maria von Sicilien starb (im Jahre 1401). Ihr Gemahl, dem sie ihr Reich vermacht hatte, fand den Tod in Folge seines ausschweifenden Lebens schon zwei Jahre nach ihr (1403). Sicilien fiel an Martin den ältern und wurde so mit Aragonien vereinigt. Martin der jüngere war der einzige Sohn seines Vaters gewesen. Außer Martin dem ältern lebte kein männlicher Nachkomme der Grafen von Barcelona. Um so zahlreicher waren aber die Thronbewerber, welche ihre Ansprüche von weiblichen Mitgliedern dieser Familie ableiteten, oder welche unehelicher Abkunft waren. Der Tod Martin des ältern (1410) setzte alle Prätendenten und deren Anhänger in heftige Bewegung. Ferdinand, Prinz von Castilien, Martin's des ältern Schwestersohn, welcher dazumal Regent von Castilien war, wurde von den Ständen als König von Castilien anerkannt (1412). Er hatte fast unausgesetzt mit anderen Kronbewerbern zu kämpfen, starb aber schon bald (1416). Sein Sohn, Alphons V., welchen die Königin Johanna II. von Neapel zum Erben annahm, beschäftigte sich mehr mit Italien, als Aragon. *) Während seiner Abwesenheit führten die Brüder des Königs die Verwaltung in Aragon. Als Alphons (1423) auf eine kurze Zeit zurückkehrte, befaßte er sich hauptsächlich mit den Angelegenheiten der damals gespaltenen Kirche. Der Tod der Königin Johanna bestimmte ihn bald, von neuem sein Glück in Italien zu versuchen. Er starb (1458) und hinterließ seine neapolitanischen Besitzungen seinem unehelichen Sohne Ferdinand. In Aragon folgte ihm sein Bruder, Johann II. nach, derselbe, den wir in der Geschichte von Navarra kennen gelernt haben. **) Nach mannigfaltigen Kämpfen brachte er die Catalonier, welche das aragonische Joch abgeworfen hatten, wieder zur Unterwerfung. Sein Sohn Ferdinand war es, welcher sich mit Isabella von Castilien (1469) vermählte, mit dessen Hülfe sie Castilien gegen ihre Nebenbuhlerin Johanna behauptete und durch welchen, nach dem Tode seines Vaters (1479), die beiden Reiche Aragon und Castilien vereinigt wurden, obgleich Isabella, solange sie lebte, ihre Herrscherrechte in Castilien festhielt.

§ 66. Die vereinigten Reiche Spaniens (1479—1517).

Seit Jahrhunderten hatte Spanien viel von dem unruhigen, stets zu Aufständen geneigten Adel zu leiden gehabt. Mit der Vereinigung der Reiche Castilien und Aragonien begann für das unglückliche Land ein neuer Zeitabschnitt, welcher anschaulich macht, daß das schlimmste aller Uebel der Despotismus der Einzelnherrscher ist. Früher hatten die verschiedenen Reiche der pyrenäischen Halbinsel in ihrem Verhältniß zu andern Staaten keine gebietende Stellung einnehmen können. Das vereinigte spanische Reich stand aber keiner anderen europäischen Macht nach. Doch das Glück der Bürger besteht nicht in der Gewalt, sondern in der Gerechtigkeit ihrer Herrscher. Die Aufgabe eines Staates ist

*) Siehe oben § 45.
**) Siehe oben § 64.

nicht, den Nachbarn Schrecken einzuflößen, sondern den Wohlstand, die Bildung und die Freiheit seiner eigenen Bürger zu mehren und zu befestigen. Doch die Freiheit war ein Wort, welches dem aragonischen Ferdinand nicht minder verhaßt war, als der kastilianischen Isabella. Ferdinand verabscheute jede Regung der Freiheit, weil sie mit seinen herrschsüchtigen Absichten nicht vereinbar war, und Isabella, weil sie im pfäffischen Aberglauben erzogen, blinde Unterwerfung für eine religiöse Pflicht hielt. Sie selbst beugte sich und alle bessern Gefühle, die in ihrem Busen wohnten und welche selbst der trübe Dunstkreis des Hofes nicht gänzlich erstickte, unter das Joch des Pfaffenthums. Ihre erste That, nachdem die aragonische Krone durch den Tod Johann's II. ihrem Gatten Ferdinand zugefallen, war die Einführung der Inquisition in Castilien. In ihrem ganzen Leben konnte Isabella nichts Gutes leisten, was nur entfernt die verderblichen Folgen dieses Schrittes hätte wieder aufwiegen können. Die besoldeten Schmeichler rühmen allerdings die Frömmigkeit, Gerechtigkeitsliebe und Milde Isabellen's. Sie unterscheiden aber nicht zwischen den erhabenen Gefühlen, welche den Menschen treiben, aus Rücksicht für eine höhere Weltordnung, seinen Mitgeschöpfen Gutes zu erweisen und jenem dunkeln Drange, welcher leere Köpfe den Einflüsterungen gewissenloser Pfaffen Preis giebt. Hätte Isabella Frömmigkeit besessen, so wäre es ihr unmöglich gewesen, die Millionen, die sie regierte, verfolgungssüchtigen Priestern schutzlos zu überlassen. Ihre Milde stand unter der Herrschaft des finstersten Aberglaubens und des grimmigsten religiösen Fanatismus. Von Gerechtigkeit hatte sie keine anderen, als diejenigen Begriffe, welche entmenschte Pfaffen ihr beigebracht hatten. Der Fluch der Millionen, welche als Opfer der Inquisition auf Schaffotten, Scheiterhaufen und unterirdischen Kerkern ihr Leben aushauchten, welche zu entehrenden Strafen verurtheilt oder zu lebenslänglicher Heuchelei gezwungen wurden, ruht auf Isabellen und setzt sie in die Reihe der verabscheuungswürdigsten Tyrannen. Isabella, und nach ihr Ferdinand, mochten mit Hülfe der Inquisition den furchtbarsten Glaubenszwang in ihren Reichen einführen, allein sie konnten nicht verhindern, daß die unvermeidlichen Folgen dieser Maßregel eintraten. Sie mußten es geschehen lassen, daß die von ihnen aufgestellten Glaubensrichter eine Schreckensherrschaft über ganz Spanien verbreiteten, welche alle Freiheit des Gedankens, alles Streben nach Wahrheit, Wissenschaft und Bürgerglück im Keime erstickte. Die Inquisition, welche Isabella und Ferdinand in Spanien einführten, ist die Hauptursache des beispiellosen Verfalls dieses Landes. Während die übrigen Staaten Europa's Riesenschritte vorwärts machten, ist die pyrenäische Halbinsel immer ärmer geworden an Geld und allen Gütern der Erde. Spanien, welches am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das mächtigste Reich Europa's, dessen Städte volkreich waren und dessen Handel blühte, ist so bedeutungslos geworden, daß es im Rathe der Nationen keine Stimme mehr führt. Hätten Ferdinand und Isabella einigen Scharfsinn besessen, so wären ihnen die unseligen Folgen ihrer pfäffischen Gesinnung nicht verborgen geblieben. Mit dem äußersten Widerstreben trugen die Spanier das ihnen auferlegte Joch. Die Aragonier standen in Waffen gegen die verhaßten Glaubensrichter auf. Doch Ferdinand und Isabella wurden durch den Widerstand des Volkes nicht auf den rechten Weg zurückgeführt, sondern in ihrem Hasse gegen jede Regung der Freiheit nur bestärkt. Gleichen Schritt mit ihren Kämpfen im Innern hielten die Kriege, welche sie gegen die letzten Reste der mohammedanischen Herrschaft in Granada führten. Während dieses unglückliche Reich durch innere Zerwürfnisse gespalten war, nahmen Ferdinand und Isabella eine Stadt nach der andern ein, bis endlich, im Januar 1492, Granada als reife Frucht in den Schooß des spanischen Herrscherpaares fiel. Der Pabst verlieh Ferdinand, in An-

erkennung des Sieges, den Titel des „Katholischen Königs von Spanien." Wenn katholisch gleich bedeutend mit tückisch, verrätherisch, gewaltthätig und grausam ist, so verdiente Ferdinand ihn wohl. Denn er war einer der schlimmsten Tyrannen seiner Zeit. In der Geschichte Frankreich's, Italien's und Navarra's haben wir die Schandthaten Ferdinand's erzählt, durch welche er sich in den Besitz von Neapel, Roussillon, Cerdagne und Navarra setzte.

Die Entdeckung Amerika's, welche die Regierung Ferdinand's und Isabellen's verherrlichte, war ein Glück, das Ferdinand nicht verdiente und Isabella mit sehr geringen Opfern erkaufte. Die neue Welt, welche Christoph Columbus entdeckte, gaben Ferdinand und Isabella dem Pfaffen Fonseca Preis, welcher sie und den Entdecker selbst in die Ketten der spanischen Zwingherrschaft schlug.

Mit Widerwillen hätten Ferdinand und Isabella, um sich in den Besitz von Granada zu setzen, den Mohammedanern freie Religionsübung zugesagt. Sie wagten es nicht, ihr gegebenes Wort gleich in der ersten Zeit zu brechen. Sie ließen aber ihre Glaubenswuth sofort an den Juden aus, welche keine vertragsmäßigen Rechte besaßen und vertrieben dieselben schonungslos aus ihren Staaten. Ihr Fanatismus war größer, als ihre Habsucht. Sie wiesen große Summen, welche ihnen die Israeliten anboten, ab und diese mußten sich glücklich schätzen, daß ihnen erlaubt wurde, ihr Vermögen, zwar nicht in Gold, Silber oder Juwelen, doch in Landesproducten und Handelswaaren mit sich fort nehmen zu dürfen.

Nachdem Ferdinand und Isabella Granada erobert hatten und zu ihren Gunsten eine Welt entdeckt worden war, standen sie auf dem Höhepunkte ihres Glückes. Ferdinand hatte die aragonischen Provinzen, welche an Ludwig XI. von Frankreich verpfändet worden waren, wieder erlangt. Sein Verwandter, König Ferdinand II. von Neapel, war in sein Reich wieder eingetreten und die vortheilhaftesten Familienverbindungen sicherten dem Königspaare Einfluß in fremden Ländern. Ferdinand's und Isabellen's Sohn und Erbe, Johann, war mit der Tochter des Kaisers Maximilian, ihre zweite Tochter, Johanna, mit Philipp, dem Sohne Maximilian's, vermählt worden. Katharina, ihre dritte Tochter, war mit dem Prinzen Arthur von Wales verehelicht und heirathete später, nach dessen Tode, in zweiter Ehe Heinrich VIII. von England. Der König Emanuel von Portugal bewarb sich um die Hand der ältesten Infantin, der Wittwe des Prinzen von Portugal. Doch nicht lange blieb das Glück des spanischen Königspaares ungetrübt. Der Prinz von Asturien starb wenige Monate nach seiner Hochzeit. Bald darauf folgte ihm die Königin von Portugal, seine älteste Schwester, nach. Ihr neugeborener Sohn, der Erbe von Spanien und Portugal, wurde in wenigen Monaten darauf hingerafft. Das Volk, welches gerade in denjenigen Beziehungen des Lebens, die keiner Erklärung fähig sind, Wunder und Zeichen erkennen will, schrieb diese rasch auf einander folgenden Todesfälle dem göttlichen Strafgerichte zu, welches Ferdinand durch den ruchlosen Betrug, den er seinem Vetter von Neapel kurz zuvor gespielt, zugezogen hatte. *)

Ein derartiges Strafgericht würde einer Gottheit fürwahr wenig Ehre machen. Ein Gott, welcher die Kinder und Enkel eines Mannes zum Tode verurtheilte, weil dieser einen Vetter betrog und mißhandelte, stände nicht höher, als jener Postillon, der ausrief: „Schlägst Du meinen Juden, so schlag' ich Deinen Juden." Wenn es möglich ist, die Ursache jener Todesfälle zu ermitteln, so läßt sich kaum eine andere denken, als das kalte, lieblose Verhältniß, welches zwischen Ferdinand und Isabella bestand, und die verkehrte Behandlung

*) Siehe oben § 46.

und Lebensweise ihrer Kinder, welche Prinzen und Prinzessinnen so häufig unfähig macht, die mit der Ehe verbundenen Pflichten zu erfüllen. Sohn und Tochter starben in Folge ihrer Vermählung und der Enkel kam schon so schwach auf die Welt, daß er nicht leben konnte. Könige und Königinnen sind, gleich den ärmsten Arbeitern, den Gesetzen der Natur unterworfen und büßen mit Krankheit oder Tod, wenn sie denselben Hohn sprechen.

Nicht mehr Glück, als mit dem Prinzen von Asturien und der Königin von Portugal, hatten Ferdinand und Isabella mit ihrer zweiten Tochter, Johanna. Sie war von jeher schwachen Geistes gewesen. Die Gleichgültigkeit, welche ihr der Erzherzog Philipp, ihr Gemahl, bewies, als sie ihrer Entbindung entgegen ging (1498), brachte sie aber zum Wahnsinn. Isabella, welche sehr abergläubisch war, mochte, im Hinblicke auf die von ihr gestürzte Nebenbuhlerin Johanna, auf die Opfer, welche die von ihr eingeführte Inquisition täglich schlachtete und auf die furchtbaren Leiden, welche die neu entdeckten Völker des Westens unter ihrer Herrschaft duldeten und denen sie kein Ziel setzte, die Strafgerichte Gottes, von denen das spanische Volk murmelte, auch auf sich beziehen. Der Aberglauben wurzelte tiefer in Isabellen's Herzen, als die besseren und edleren Gefühle, die sich nur selten Bahn brachen. Statt von dem betretenen Wege blinder Glaubenswuth auf den Pfad der Gerechtigkeit und der Milde überzutreten, ging sie Schritt für Schritt immer weiter in der Verfolgungssucht. Die düstere Melancholie, in welche Isabella versank, mußten die unglücklichen Mohammedaner in Granada bitter empfinden. Das ihnen gegebene Wort wurde gebrochen. Sie wurden so lange gequält, Christen zu werden, bis sie endlich, auf's Aeußerste gebracht, zu den Waffen griffen. Dahin wollten sie ihre Lenker treiben. Mit Gewalt wurde die mohammedanische Religion ausgerottet. Wer nicht Christ werden, d. h. die katholischen Ceremonien mitmachen und den katholischen Pfaffen huldigen wollte, mußte das Land verlassen, die Erlaubniß dazu aber noch theuer bezahlen. Für alle diese Schandthaten war Isabella nicht minder verantwortlich, als Ferdinand. Wäre sie so mild gewesen, wie ihre Lobhudler sie preisen, so hätte sie vor Ferdinand de Talavera, dem Pfaffen, der ihr das Judengesetz eingab, vor ihrem Beichtvater Franz Ximenes von Cisneros, der ihr den Treubruch gegenüber den Granadern einflößte und gegen Thomas von Torquemada, dem ersten Großinquisitor, welcher unter ihrer Regierung seine blutigen Opfer schlachtete, — den tiefsten Abscheu empfinden müssen. Allein sie verehrte und schätzte diese Ungeheuer in Menschengestalt und ließ sich von ihnen leiten und beherrschen.

Beim Herannahen ihres Todes verordnete Isabella, unter Zustimmung der Cortes, daß ihr Gemahl Ferdinand, während der Unfähigkeit ihrer Tochter Johanna und der Minderjährigkeit ihres Enkels Karl, die Regentschaft führen solle, in der Voraussetzung, daß Ferdinand den ihr geleisteten Eid, sich nicht wieder zu verheirathen, erfüllen würde. Doch Ferdinand hielt seiner Gattin so wenig Wort, als sie es den Granadern gehalten hatte. Er verehelichte sich kurz nach Isabellen's Tode (1504) mit der Nichte Ludwig's XII., Germaine von Foix.

Mit Widerstreben mußte er die Regentschaft über Castilien seinem Schwiegersohne, dem Erzherzog Philipp von Oesterreich, überlassen, doch nicht auf lange Zeit. Denn Philipp starb schon im Jahre 1506. Er hatte durch den Vorzug, den er den Flamändern gewährte und durch die üble Behandlung seiner Gattin Johanna, große Mißstimmung in Castilien erregt. Nach seinem Tode vereinigte Ferdinand die Regentschaft des castilianischen Reiches mit seiner angestammten Herrschaft über Aragonien und dessen Nebenländer. Da Ferdinand für seinen Enkel Karl nicht die geringste Zuneigung hegte, empfand er die größte Freude, als seine zweite Gemahlin ihm einen Sohn gebar, der ihm in Aragon, Valencia, Sicilien und Neapel folgen sollte. Sein Jubel wurde bald zu

nichte. Sein Sohn starb und bald darauf Ferdinand der Katholische selbst, am 23. Januar 1516.

Die Ländermasse, welche König Ferdinand unter seinem eisernen Scepter vereinigt hatte, ging nach seinem Tode auf seinen Enkel Karl über, dessen Geschichte wir dem nächsten Buche vorbehalten.

§ 67. Christoph Columbus und die Entdeckung Amerika's.

Wenn ein Volk oder eine Mehrzahl von Nationen sich auf einen gewissen geistigen Höhepunkt hinangeschwungen hat, bemühen sich alle strebenden Geister, bis zu den äußersten Gränzen ihres erweiterten Gesichtskreises zu dringen, ohne auch nur mit einiger Genauigkeit zu wissen, was sie dort finden werden. Nachdem die Kreuzzüge ihr Ende erreicht hatten und alle Mauren aus der pyrenäischen Halbinsel vertrieben waren, hörte der Kampf mit den Mohammedanern, wenn auch noch immer fortgesetzt, auf, den leitenden Beweggrund der Christenheit zu bilden. Die an den atlantischen Ocean gränzenden Nationen Europa's hatten seit Jahrzehnten Entdeckungsreisen längs den Küsten Afrika's unternommen, welche den Gedanken rege machten, neue Verbindungswege mit den Völkern des Ostens anzuknüpfen. Die mangelhaften Kenntnisse von der Größe und Beschaffenheit der Erde, der herrschende Aberglauben, welcher über alle fernen und unerforschten Gegenden den Schleier des Ungeheuerlichen deckte, die an allen Herrschersitzen vorwaltende Beschränktheit des Geistes und die unter den Massen verbreiteten Vorurtheile aller Art, — setzten jeder großartigen Idee die mannigfaltigsten Schwierigkeiten entgegen. Soweit das Bewußtsein der Völker und ihre geschichtlichen Kenntnisse reichten, hatte es Niemand gewagt, den atlantischen Ocean von Osten nach Westen zu befahren, um jenseits desselben Länder und Völker zu suchen. Christoph Columbus war der Erste, welcher den Gedanken faßte, die unerforschte Wüste dieses Meeres zu durchschneiden. Allerdings ahnte er nicht, daß jenseits desselben ein neuer, bisher unbekannter Theil der Erde von der Gegend des nördlichen Eises bis in die Nähe des Südpols reichte; er hoffte nur, auf dem nächsten Wege das Ostende Asien's zu erreichen und mit den von Marco Polo und anderen Reisenden beschriebenen Ländern Verbindungen anzuknüpfen. Diesem Gedanken widmete Columbus sein ganzes Leben, und wie Berthold Schwarz, als er sich bemühte, Gold zu finden, das Pulver entdeckte, so fand Columbus, als er den Weg nach Asien suchte, eine neue Welt.

Christoph Columbus war um das Jahr 1435 oder 1436 in Genua geboren, woselbst er sich unter der Leitung eines entfernten Verwandten, welcher seinen Familien-Namen trug, zum Seemann heranbildete. Im Laufe eines vieljährigen Lebens zur See entwickelte sich in ihm mehr und mehr der Entschluß, eine neue Bahn der Entdeckung einzuschlagen. Im Jahre 1470 traf Columbus zu Lissabon ein, um mit Hülfe des Königs von Portugal seine großartigen Pläne zu verwirklichen. Jahre lang bemühte er sich vergeblich, den König Johann II. für sein Unternehmen zu gewinnen. Gegen Ende des Jahres 1484 verließ er Portugal mit getäuschten Hoffnungen. Im folgenden Jahre finden wir ihn wieder im Kloster von Rabida, woselbst er in Begleitung seines Sohnes Diego zu Fuß anlangte und für sein Kind um etwas Brod und Wasser bat. Der Probst des Klosters, Juan Perez de Marchena, nahm sich seiner an und versah ihn mit Empfehlungsbriefen für den kastilischen Hof, welche ihm zwar ein günstiges Gehör von Seiten der Königin Isabella verschafften, allein nicht im Stande waren, den natürlichen Widerwillen der kleinen Geister, welche am Hofe Ferdinand's und Isabellen's mächtig waren, zu über-

winden. Je fester Columbus von der Wahrheit seines Gedankens durchdrungen war und je begeisterter die Worte von seinem Munde flossen, wenn er seinen Plan auseinder setzte, desto verächtlicher und desto hämischer behandelten ihn die „Gelehrten,“ welche Isabella zu Richtern über die Frage bestimmte, ob es thunlich sei, den atlantischen Ocean in der Richtung nach Westen zu befahren. Mehr als sechs lange Jahre vergingen, bevor Isabella dem kühnen Seefahrer die Mittel bot, seine Entdeckungsreise anzutreten. Im Augenblicke, da diese Königin sich entschloß, auf eigene Rechnung das Unternehmen zu wagen, wäre dasselbe fast an den von Columbus gestellten Bedingungen gescheitert. Er verlangte nämlich nicht blos für sich, sondern auch für seine Nachkommen und Erben auf immer das Recht, als Vicekönig alle von ihm zu entdeckenden Länder mit den ausgedehntesten Vollmachten zu beherrschen. Isabella hatte dazumal schon eine zu günstige Meinung von Columbus und dessen Plane erlangt, um dessen Anerbieten wieder abzulehnen, und ihr Gemahl, Ferdinand von Aragonien, mochte den Gedanken gehegt haben, daß es in seiner Macht stehe, die ihm unbequemen Bedingungen des Vertrages unerfüllt zu lassen. Auf Columbus wirft es aber kein günstiges Licht, daß er das Schicksal der von ihm zu entdeckenden Länder dem Zufalle der Geburt nicht blos der Könige von Spanien, sondern auch seiner Nachkommen Preis geben wollte.

Christoph Columbus war ein ausgezeichneter Seefahrer, ein Mann von seltener Beharrlichkeit und Geduld und von hoher Einbildungskraft. Allein er war in allen Vorurtheilen seiner Zeit befangen, hegte deren viele, welche schon in seiner Zeit abgelegt waren und fröhnte dem allgemein verbreiteten Aberglauben mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Diese Gemüthsbeschaffenheit eignete sich vortrefflich zu seinen großartigen Entdeckungsplänen. Sie machte ihn jedoch durchaus unfähig, die Völker, zu denen er den Weg fand, auf eine höhere Stufe der Bildung hinan zu heben, ihre Rechte zu achten und ihnen Glück zu bereiten. Wenn der eifrigste Wunsch seines Lebens auf die Entdeckung des Seeweges nach Indien gerichtet, so war sein zweiter, das s. g. heilige Grab den Mohammedanern wieder zu entreißen. Der finstere Aberglauben, welcher seine Seele umnachtete, gestattete ihm nicht, mit freiem Blicke die Verhältnisse der Gegenwart zu erfassen und noch weniger, in die Zukunft zu schauen. Sein natürliches Wohlwollen stand unter dem Einflusse seiner unduldsamen und bekehrungswüthigen Religionsansichten und seine Gewissenhaftigkeit war nicht stark genug, dem Drange äußerer Verhältnisse und den Anforderungen einer rücksichtslosen Priesterreligion die Spitze zu bieten.

Die Einzelnheiten der Leistungen Christoph Columbus, seiner Leiden und seiner Thaten gehören der Geschichte Amerika's an.*) Hier genügt die Bemerkung, daß vielleicht auch der klarste Geist und edelste Charakter nicht im Stande gewesen wäre, den tobenden Leidenschaften der Spanier des fünfzehnten Jahrhunderts wirksame Schranken zu setzen. Allein was dem Columbus mit Recht zur Last gelegt wird, ist, daß er, im Widerspruche mit höheren Befehlen und gegen den wiederholt eingeschärften Willen Isabellen's, die Sclaverei in Amerika einführte und das Land der Urbewohner dieses Welttheils, wie deren Personen, als gute Beute des Entdeckers betrachtete. Hätte Columbus die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte der Amerikaner, oder, wie er sie nannte, der Indier, anerkannt und von diesem Gesichtspunkte aus Verbindungen mit ihnen angeknüpft, so wäre er wenigstens frei geblieben von der Vertilgung ganzer Nationen und der Einführung der Sclaverei, einer Doppelschuld, deren Nachwehen bis auf unsere Tage schmerzlich empfunden werden. Der schnöde Undank, welcher dem Entdecker der neuen Welt wurde, die Ketten,

*) Siehe unten den zehnten Abschnitt: Die neue Welt, § 86 ff.

in welchen Bobadilla ihn von Domingo nach Europa führen ließ und die furchtbaren Leiden, welche der kühne Seefahrer im Kampfe mit den Elementen und seinen eigenen Leuten zu bestehen hatte, haben das von ihm an den Urbewohnern Amerika's verübte Unrecht in den Hintergrund geschoben. Der unparteiische Geschichtschreiber darf aber die Schicksale des einzelnen Menschen Columbus nicht hoch anschlagen, wenn er sie vergleicht mit dem Loose der Bewohner eines ganzen Welttheils. Er hegt mehr Mitgefühl mit den Leiden einer Anacaona, oder der achtzig in deren Palaste ermordeten Caziken,*) als mit den getäuschten Hoffnungen des Columbus. Jene unglücklichen Urbewohner der amerikanischen Inseln verloren Freiheit und Leben, Columbus, nach einer Gefangenschaft von mehreren Monaten, nichts weiter, als seine hochfliegenden Aussichten in die Zukunft. Der Geschichtsforscher, welcher die Erscheinungen kommender Jahrhunderte in Verbindung bringt mit den Bestrebungen und Einrichtungen früherer Zeiten, kann den Entdecker der neuen Welt nicht frei sprechen von großen Irrthümern, Verstößen und absichtlichen Frevelthaten. Columbus arbeitete nicht zum Vortheile der Menschheit, nicht im Geiste christlicher Liebe, vernünftiger Milde oder auch nur wohl erwogener Klugheit. Er opferte die Amerikaner den Spaniern auf. Er brachte den rohen Völkern des Westens nicht höhere Bildung, sanftere Sitten, Künste und Wissenschaften, sondern nur die Laster, die Gifte und den systematischen Despotismus Europa's. Hätte Columbus die große Aufgabe verstanden, deren er sich unterzog, so hätte er nicht gesucht, aus der neuen Welt die Mittel zur Eroberung des so genannten heiligen Grabes zu ziehen; er hätte Hayti nicht den Leidenschaften derselben Menschen preis gegeben, deren Opfer er selbst fast geworden wäre, als das gesuchte Land nicht bald genug zum Vorschein kam, er hätte die blühende Insel nicht mit Verbrechern bevölkert, deren Freigebung er von den spanischen Herrschern bewirkte. Das Verdienst des Columbus darf nicht nach der Bedeutung des Landes, das er entdeckte, bemessen werden. Auch ohne ihn wäre Amerika nicht länger verborgen geblieben. Cabral**) entdeckte, unabhängig von ihm, Brasilien (1500), indem er den Seeweg nach Calcutta suchte, und weiter nach Westen getrieben wurde, als er gedacht hatte. Der Seefahrer Columbus wird zu allen Zeiten mit hohem Ruhme genannt werden, doch die Leiden, welche der Vicekönig Columbus über die Urbewohner Amerika's brachte, werfen einen trüben Schleier auf den Lichtglanz seines Namens. Vierzehn Jahre lang diente Christoph Columbus den spanischen Fürsten mit einer Treue und Selbstaufopferung, welche edlerer Dienstherren würdig gewesen wären. Er verzieh dem königlichen Paare von Castilien und Aragonien die Ketten, in welche deren Diener Bobadilla ihn geschlagen hatte. Der Entdecker der neuen Welt besaß während seiner letzten Krankheit kein eigenes Haus, er mußte im Gasthofe leben und es fehlten ihm nach Isabellen's Tode nicht selten die Mittel, seine Rechnung zu bezahlen. Er starb am 20. Mai 1506 und sein Sohn Diego wurde erst dann in einen Theil der dem Vater versprochenen Rechte eingesetzt (1509), als er die Tochter Ferdinando's von Toledo und Nichte des Herzogs von Alba, geehelicht hatte. Diese Heirath nützte ihm so viel oder mehr, als die Verdienste seines Vaters.

§ 68. Portugal.

Im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts hatte Portugal jene Selbstständigkeit und die Gränzen errungen, welche dem Lande mit geringen Veränderungen bis

*) Siehe unten den Abschnitt: Die neue Welt.
**) Siehe § 58.

auf unsere Tage geblieben sind. Einer der gepriesensten portugiesischen Könige war Dionysius (1279—1325). Er beförderte den Landbau, den Handel und die Schifffahrt und gründete eine Universität zu Lissabon, die er später nach Coimbra verlegte (1308). Zu seiner Zeit war es, daß, auf Betreiben des Königs Philipp's IV. von Frankreich der Templerorden aufgelöst wurde. Die in Portugal gelegenen Güter dieser Ritter verlieh Dionysius dem von ihm neu gegründeten Christusorden. Zwei Alphonse: sein Bruder und sein Sohn störten wiederholt den Frieden des Reiches, der eine im Anfange, der andere gegen das Ende der Regierung Dionysius. Wiederholte Verzeihungen, welche der Vater seinem entarteten Sohne ertheilte, besserten ihn nicht. Der unnatürliche Krieg zwischen Vater und Sohn endigte erst, als Alphons, über die Leiche seines Vaters, den Thron bestieg. Schon bei Lebzeiten des Dionysius hatte Alphons seinen Halbbruder, Alfonso Sanchez, auf's bitterste gehaßt und verfolgt. Als er unter dem Namen Alphons IV. die Krone sich auf das Haupt gedrückt, setzte er seine Verfolgungen fort und trieb dadurch Sanchez zu offener Empörung. Mit Mühe brachte die verwittwete Königin eine Aussöhnung zwischen den feindlichen Brüdern zu Stande. Alphons IV. nahm Theil an der Schlacht am Flusse Salado und erwarb sich dadurch großen Ruhm. Allein er war ein Tyrann. Wie er gegen seinen Vater ein aufständischer Sohn gewesen, so war er gegen seinen Sohn Peter ein hartherziger, grausamer Vater. Er ließ dessen zweite Gemahlin, Ignez de Castro, die Tochter eines castilianischen Edelmannes, ermorden. Auf's äußerste getrieben, empörte sich Peter, ließ sich aber später durch seine Mutter bewegen, mit seinem Vater wieder Frieden zu schließen. Als dieser (1357) starb, ordnete Peter I., sein Sohn, jede andere Rücksicht der Rache gegen die Mörder seiner Gattin und der Verherrlichung des Andenkens seiner Ignez, unter. Von den drei Namensbrüdern und Zeitgenossen in Castilien, Aragon und Portugal verdiente der portugiesische Peter unstreitig am wenigsten den Beinamen des „Grausamen," obgleich er zwei der Mörder seiner Gemahlin vor seinen Augen unter den empörendsten Qualen zu Tode martern ließ. Zum Verdienste gereicht es Peter I., daß er die Lasten des Volkes verminderte, sehr einfach und sparsam lebte und allgemein zugänglich war. An den inneren Kriegen, welche dazumal in Castilien wütheten, nahm er keinen Theil. Nach seinem Tode (1367) erhob dagegen sein Sohn Ferdinand I., welcher anfangs den Grafen Heinrich von Trastamare unterstützt, nachdem dieser seinen Bruder ermordet hatte, Ansprüche auf die kastilische Krone, machte bald wieder Frieden und verabredete eine Ehe mit Eleonore, der Infantin von Castilien. Bevor er jedoch die Hochzeit feierte, verliebte er sich in Eleonore, die Gemahlin des Johann Laurenzo de Cuncha, bewirkte eine Scheidung ihrer Ehe und führte sie heim. Die Königin Eleonore, welche einen großen Einfluß auf Ferdinand ausübte, und die ihrem Gatten früher bestimmte kastilische Braut auf's bitterste haßte, trieb diesen, sich mit dem Herzoge von Lancaster gegen Heinrich von Castilien zu verbinden. Er mußte übrigens bald wieder Frieden schließen (1373), und beschäftigte sich von dieser Zeit an, hauptsächlich nur mit Ordnung der voraussichtlich streitigen Thronfolge. Zwar griff er ein zweitesmal zu den Waffen und befehdete Castilien; doch bald wurde wieder Frieden geschlossen. Kurz darauf starb Ferdinand (1383). Unmittelbar nach des Königs Tode wurde seine Tochter Beatrice, welche vor Kurzem erst mit dem Könige Johann I. von Castilien vermählt worden war, zur Königin und die Wittwe Ferdinand's, Eleonore, zur Regentin ausgerufen. Doch das portugiesische Volk haßte die Königin Eleonore und befürchtete, durch Beatrice unter kastilische Herrschaft zu fallen. Johann, ein unehelicher Sohn des Königs Peter und Großmeister des Ritterordens von Avis, wurde zuerst zum Protector des Reiches gewählt

und, nachdem die Castilianer auf den Feldern von Aljubarotta geschlagen worden waren, zum König ausgerufen.

Johann I. wurde so der Gründer des unächten burgundischen Hauses, das zwei Jahrhunderte (1383—1580) die portugiesische Krone behauptete.

Johann I., wie die meisten anderen Gründer von Dynastien, gelangte auf den Thron, nicht ohne manche Verbrechen begangen zu haben, allein er regierte mit seltener Weisheit und Kraft. Um der Uebermacht der Castilianer die Spitze bieten zu können, verband er sich mit dem Herzog von Glocester, dessen älteste Tochter, Philippa, er ehelichte. Nach dem Tode König Johann's I. von Castilien schloß er Frieden und stellte schnell die Ordnung im Innern seines Reiches wieder her. Er lebte einfach und pflegte zu sagen, daß geselliger Verkehr das wohlfeilste Vergnügen sei. Den Mauren in Afrika nahm er Ceuta ab, indem er, gleich den meisten Königen der pyrenäischen Halbinsel, den Krieg mit den Mohammedanern für eine Ehrensache hielt. Sein dritter Sohn, Heinrich, strebte mit unermüdlicher Beharrlichkeit, neue Handelsstraßen auf dem atlantischen Ocean zu eröffnen. Er ließ sich zu Sagres, einem Seehafen, den er selbst in der Nähe des Vorgebirges St. Vincent gegründet hatte, nieder, umgab sich mit ausgezeichneten Gelehrten, Reisenden und Seeleuten und gelangte zu der Ueberzeugung, daß Afrika umschifft und so der Seeweg nach Indien entdeckt werden könne. Die Portugiesen gingen unter der Leitung des Prinzen Heinrich systematisch zu Werke, verfolgten ein bestimmtes Ziel und legten die Mittheilungen alter und neuer Erdkundiger ihren Unternehmungen zu Grunde. Um das Jahr 1408 entdeckten sie Madeira und Porto Santo. Zu derselben Zeit wurden zufällig durch englische Seefahrer, welche ein Sturm verschlug, die canarischen Inseln gefunden. Ein Franzose, Namens Bethancourt, erhielt von dem spanischen Könige die Erlaubniß, diese Inseln zu erobern, machte von derselben Gebrauch und verkaufte sie nachher an den Prinzen Heinrich von Portugal. Gonzalo Velho Cabral fand (1432) die Azoren. Obgleich der Prinz Heinrich diese Entdeckungen vorbereitete, förderte sie doch auch der König. Seine fünfzigjährige Regierung bildet einen der glänzendsten Abschnitte der portugiesischen Geschichte. Johann I. verlegte den Wohnsitz der Herrscher Portugal's von Coimbra nach Lissabon und starb bald darauf (1433). Eduard I., sein Sohn, suchte die durch die großartigen Unternehmungen seines Vaters geleerte Staatskasse dadurch zu füllen, daß er alle von seinen Vorgängern verliehenen Länder beim Aussterben des Mannsstammes für heimgefallen erklärte. Er reizte dadurch den Adel gegen sich auf, um so mehr, als er zu Gunsten seines Kanzlers, Johann de Regras, der ihm diese Maßregel angerathen hatte, eine Ausnahme machte. Der Krieg, welchen er mit den Mauren in Afrika führte, erschöpfte vollständig die Hülfsquellen des Landes. Der Bruder des Königs Ferdinand fiel in mohammedanische Gefangenschaft und starb darin. Aus Gram darüber fiel Prinz Heinrich in eine schwere Krankheit und Eduard I. starb bald darauf an der Pest (1438). Alphons V. mit dem Beinamen der Afrikaner, war beim Tode seines Vaters noch minderjährig. Peter, Herzog von Coimbra, der älteste Bruder Eduard's I., führte mit Kraft und Nachdruck die vormundschaftliche Regierung, wurde aber mit Undank belohnt und verlor sein Leben, durch ausgeschickte Mörder, als er im Begriff stand, nach Hof zu reisen, um die wider ihn ausgestreuten Verdächtigungen zu entkräften. Des Königs Alphons ruheloser Sinn gestattete ihm nicht, die so glücklich betretene Bahn der Entdeckungen mit ungetheilten Kräften zu verfolgen. Er machte (1458) einen Kriegszug gegen die Mauren in Afrika und eroberte daselbst mehrere Städte. Mittlerweile wurden aber die Entdeckungen zur See fortgesetzt. Gilianez umschiffte (1439) das Vorgebirge Non, welches bis dahin als die äußerste Gränze, welche nicht überschritten werden könne, betrachtet wurde. Nunnon

Tristan drang bis zu den Goldländern Afrika's vor. Er brachte die ersten Negersclaven nach Lissabon und impfte dadurch dem bis dahin reinen, auf Entdeckungen gerichteten Streben den Keim künftigen Verderbens ein. Von dieser Zeit an entwickelte sich zugleich mit jedem Fortschritte auf dem Gebiete der Entdeckung die verruchteste Habgier, welche in der Sclaverei ihre anschaulichste Frucht gebar. Im Jahre 1447 erreichten die Portugiesen, unter Lanzarot, die Mündung des Senegal. Fernandez fand das grüne Vorgebirge und Alois da Cadamasto die Inseln des grünen Vorgebirges. Pedro da Cintra entdeckte die Goldküste von Guinea. Kurz darauf (1463) starb der verdienstvolle Prinz Heinrich, nachdem er zuvor von dem Pabste Martin V. eine Bulle erwirkt hatte, welche der portugiesischen Krone alle bereits entdeckten und noch zu entdeckenden Länder verlieh. So frech sprachen damals die Päbste allen Rechten Hohn, und so verwirrt waren damals die Begriffe selbst der besseren Fürsten, daß sie auf derartige Verleihungen Werth legten. So lange die Portugiesen keinen Vortheil von ihren Entdeckungen zogen, bekümmerte sich Niemand um dieselben. Als aber der Handel mit den Erzeugnissen Afrika's anfing, gewinnreich zu werden, erhob der König Johann II. von Castilien Ansprüche auf Guinea und die kanarischen Inseln, welche jedoch ausgeglichen wurden, indem der Prinz Heinrich die von ihm erkauften kanarischen Inseln an Castilien abtrat. Alphons V. verlobte sich mit Johanna*) Heinrich's IV. von Castilien Tochter, suchte vergeblich die Ansprüche seiner Braut auf die Krone ihres Vaters geltend zu machen und wurde zum Frieden genöthigt (1479). Johanna nahm den Schleier. Zwei Jahre nachher starb Alphons V.

Johann II., sein Sohn, beschäftigte sich hauptsächlich mit den innern Angelegenheiten seines Reiches. Mit besonderer Vorliebe betrieb er die Entdeckungen auf dem Gebiete des Meeres. Er war aber hart und strenge in allen Maßregeln, die er ergriff. Er ließ den Herzog von Braganza hinrichten, und tödtete den Herzog von Visen mit eigener Faust. Beide waren ihm nahe verwandt. Er jagte durch diese und ähnliche Gewaltthaten dem unruhigen Adel einen großen Schrecken ein und hielt ihn unter seinem eisernen Joche gebeugt. Die Entdeckungen, welche seine Vorfahren begonnen hatten, nahmen zu Johann's II. Zeiten noch immer an Wichtigkeit und Umfang zu. Diego Cane fand, in Begleitung des Nürnbergers Martin Beheim, die Küste von Congo (1484) und Bartholomäus Diaz (1486) die Südspitze von Afrika, welche er das stürmische Vorgebirge (Capo Tormentoso), König Johann aber das Vorgebirge der guten Hoffnung nanntea. Dieser Fürst erlebte noch die Entdeckung Amerika's durch Christoph Columbus. Doch seinem Vetter und Nachfolger Emanuel (1495—1521) war der Ruhm, die größte aller portugiesischen Entdeckungen, die Auffindung des Seeweges nach Indien, veranlaßt zu haben. Vasco de Gama, ein Genueser, gleich Columbus, fuhr zuerst um Afrika herum, an der Insel Madagascar vorbei, nach Calicut in Indien (1498). Zwei Jahre darauf (1500) entdeckte Alvarez Cabral Brasilien. Die Colonien der Portugiesen, welche bis dahin keine große Bedeutung gewonnen hatten, wurden von Jahr zu Jahr wichtiger. Franz Almeida, der erste portugiesische Vicekönig in Ostindien (1505—1509) mußte Alphons Albuquerque (1509—1515) weichen, welcher die Macht der Portugiesen ausbreitete, Goa einnahm, und es zum Mittelpunkt der portugiesischen Herrschaft in Ostindien erhob (1510). Er eroberte die Halbinsel Malacca (1511), Ormuz und Mascate (1515), hatte aber das gewöhnliche Schicksal siegreicher Feldherren, welche Königen dienen, indem er mit Undank belohnt wurde. Während die Portugiesen ihre Colonien gründeten und erweiterten, setzten sie ihre Entdeckungen noch immer fort. Ceylon und Sumatra fanden sie (1506). Um dieselbe Zeit gründeten sie auf der Ostküste

*) Siehe oben § 66.

Afrika's, zu Mozambique, Sofala und Melinda, Niederlassungen. Kurz darauf entdeckten sie Java und die Molukken (1511). Im Jahre 1515 erreichten sie zur See China.

Großen Ruhm, reiche Schätze und eine bedeutende Machtvermehrung wurden den Portugiesen durch ihre Entdeckungen und Niederlassungen in Afrika und Indien zu Theil. Allein Emanuel hatte die Vorurtheile des Mittelalters nicht abgelegt. Sie wurzelten in seiner Seele tiefer, als die Bestrebungen der Neuzeit, durch welche er auf der Bahn der Schifffahrt, des Handels und der Gewerbe vorwärts getrieben wurde. Während der ganzen Zeit seiner Regierung führte er Kriege gegen die Mauren in Afrika, und der Gewinn, den er von der Aufopferung vieler tausend tapferer Krieger und unermeßlicher Geldsummen zog, bestand nach mehr als zwanzigjährigen Kämpfen nur in drei unbedeutenden Städten, die er eroberte. Die großartigen Entdeckungen, welche zu seinem und seines Reiches Vortheil gemacht wurden, wogen in seinem Gemüthe die vergeblichen Anstrengungen nicht auf, welche er im Kampfe gegen die Mohammedaner Nordafrika's machte. Emanuel versank in Trübsinn und ging mit dem Gedanken um, die Krone niederzulegen. Doch das Ende dieses Königs fällt in den nächsten Zeitabschnitt, da er erst im Jahre 1523 starb.

Siebenter Abschnitt.

Die nordöstlichen Reiche Europa's.

§ 69. Dänemark.

So trübe auch die Nacht des Mittelalters war, so funkelten doch in den westlichen Staaten Europa's: in Italien, Deutschland, Frankreich, England und in der Schweiz manche lichte Sterne. Der Stumpfsinn der Nationen, welcher in den ersten Jahrhunderten der mittleren Zeit jeder edleren Bildung unübersteigliche Hindernisse in den Weg elegt hatte, machte während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts einer fast alle Gebiete des Lebens: den Staat, die Kirche, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft durchdringenden Bewegung Raum. Doch im Norden und im Osten Deutschland's fanden die Fortschrittsbewegungen einen sehr unfruchtbaren Boden, welcher größtentheils nur durch deutsche Kräfte bebaut wurde. Scandinavien war von germanischen Stämmen bewohnt. Doch nur Dänemark stand in einem regen Wechselverkehr mit Deutschland. Die Hansa trieb zwar Handel mit Norwegen, brachte diesem Lande aber mehr Stoffe, welche dem rauhen Volke des Nordens die Laster, als solche, die ihm die Tugenden höherer Bildung näher brachten. Schweden stand Deutschland ferner, als die beiden anderen scandinavischen Staaten. Die inneren Kämpfe, welche die drei von der Ostsee bespülten Reiche in den früheren Jahrhunderten bewegt hatten, dauerten fort. Doch entwickelten sich im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts auch in Scandinavien festere Zustände und Keime höherer Bildung, welche sich im Laufe des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts großartig entfalteten. Polen erlangte unter der Herrschaft der Jagellonen eine immer steigende Bedeutung, legte aber schon im Laufe dieses Zeitabschnittes den Grund zu jener unsinnigen Verfassung, welche weder die Kraft des Königthums, noch die Freiheit der Republik aufkommen ließ. Rußland, seit langen Jahren unter dem Joche der Mongolen, ermannte sich und brach seine Ketten, allein nicht um frei zu werden, sondern um sich von seinen nationalen Despoten knechten zu lassen. In Preußen und Liefland befestigten die deutschen

Ritter ihre eiserne Gewalt. Litthauen verband sich mit Polen, die südslavischen Länder: Serbien, Bosnien, Croatien, Dalmatien, Slavonien, die Moldau und die Wallachei konnten, inmitten übermächtiger Nachbarn, ihre Unabhängigkeit nicht behaupten und fielen unter ungarische, venetianische oder türkische Herrschaft. Auch diese, wie alle übrigen Staaten Europa's konnten sich dem vorherrschenden Drange nationaler Entwickelung, welcher die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters bezeichnet, nicht entziehen.

Die Folgen der von Erich VII. (Glipping) dem Adel eingeräumten großen Vorrechte traten, wenn auch nicht zu seiner Zeit, da er ein entschlossener Mann war, so doch nachdem er sein Leben verloren hatte, unter seinem Sohne Erich VIII., Mönved, *) zu Tage. Während dessen Minderjährigkeit führte Waldemar von Schleswig, welcher, wie die meisten anderen Großen des Reiches bei der Ermordung Erich's VII. betheiligt gewesen war, die vormundschaftliche Regierung. Die königliche Gewalt reichte in ihrem gesunkenen Zustande nicht hin, den stolzen Adel in den Schranken der Ordnung zu halten und die Mörder des vorigen Königs zur Rechenschaft zu ziehen. Statt seine Kraft zu stärken, indem er dieselbe mit Ausdauer auf einen Gegenstand concentrirte, schwächte Erich VIII. sie dadurch, daß er sie zersplitterte. Er brachte die Stadt Rostock in Mecklenburg an sich und gerieth dadurch in mannigfaltige Verwickelungen mit den deutschen Fürsten. Er ließ sich in einen Streit mit dem Erzbischof von Lunden, Jens Grand, ein, welcher einen zweiten mit dem Pabste Bonifacius VIII. zur Folge hatte. Nicht ohne Schimpf zog er sich aus diesem Pfaffenstreite heraus. Seine Bemühungen, im Norden Deutschland's die Gränzen Dänemark's auszubreiten, waren nicht lange Zeit von günstigem Erfolge begleitet. Erich konnte nur durch Verleihung von Krongütern sich Freunde in Deutschland werben und erschöpfte dadurch seine Einkünfte und die Finanzen des Reiches. Die Großen benützten die Gelegenheit, welche ihnen der Tod Erich's VIII. bot (1319), dessen Bruder und Nachfolger, Christoph II., bevor sie ihn als König anerkannten, zu zwingen, ihnen noch größere Rechte einzuräumen, als sie schon besaßen. Auch der Pabst glaubte, aus der bedrängten Lage des Beherrschers von Dänemark Vortheil ziehen zu können und erklärte jede Krönung, welche nicht von dem dänischen Erzbischofe verrichtet oder bewilligt werde, für nichtig. Der Erzbischof aber, welcher mit dem Pabste unter einer Decke spielte, verlangte für die Ceremonie eine große Geldsumme, die er wahrscheinlich mit demselben theilte.

Beim Tode des Grafen Erich von Schleswig (1325) ließ Christoph dieß Land besetzen. Der Graf Gerhard von Holstein aber, welcher, als mütterlicher Oheim, die Vormundschaft über Erich's Sohn, Waldemar, in Anspruch nahm, erfocht über ihn einen glänzenden Sieg. Die dänischen Großen, statt ihrem König beizustehen, verbanden sich mit Gerhard gegen ihn. Er mußte aus Dänemark fliehen und Graf Gerhard machte sich zum Herrn dieses Reiches. Gerhard's Mündel, Waldemar, Graf von Schleswig, wurde auf den Thron gehoben. Als Christoph II. später in das Land zurückkehrte, wurde er aber von Gerhard und Waldemar als König anerkannt (1329). Waldemar legte den Königstitel wieder ab, allein Christoph mußte, um seine Krone wieder zu erhalten, alles weggeben, was ihr Bedeutung verlieh. Gerhard hatte sich Nord-Jütland, Nord-Friesland und Fünen, Knud Porse Halland, Christoph's Halbbruder Seeland, Laland und Schonen zugeeignet. Blekingen huldigte dem Schwedenkönige. Christoph II. war so schwach, daß er selbst einzelnen Raubrittern nicht die Spitze zu bieten vermochte. Als er (1333) starb, ließen die Großen des Reiches den Thron sieben Jahre lang unbesetzt, bis sie endlich sich entschlossen (1340), Christoph's II. Sohn, Waldemar, zum Könige zu

*) Von manchen Schriftstellern wird er der VI. und sein Vater der V. genannt.

wählen. Dieser brachte den übermüthigen Adel wieder in die Schranken der Ordnung, und führte glückliche Kriege gegen Schweden und gegen die Hansestädte. Esthland, welches nur zum Scheine die dänische Oberherrschaft anerkannt hatte, verkaufte er an die deutschen Ritter, dagegen brachte er Schonen, Halland und Blekingen an Dänemark zurück. Als Waldemar III. (1375) starb, erlosch mit ihm der Estridson'sche Mannsstamm. Die Dänen erwählten den unmündigen Sohn seiner jüngeren Schwester Margaretha, der Gattin Hakon's VIII. von Norwegen, Olaf IV., welcher nach seines Vaters Tode (1380) auch König von Norwegen wurde. Während dessen Minderjährigkeit führte seine Mutter Margaretha die vormundschaftliche Regierung und verstand es, sich die Liebe und die Achtung des Volkes in so hohem Grade zu erwerben, daß sie nach ihres Sohnes Tode in Dänemark und Norwegen als Königin anerkannt wurde (1387). Mit Waffengewalt zwang Margaretha den schwedischen König, Albrecht V., ihr seinen Thron abzutreten und gründete den 12. Juni 1397 die kalmarische Union. Die drei Reiche Scandinavien's sollten in Zukunft nur einen, aus der regierenden Königsfamilie zu wählenden König haben, jedes seine besonderen Gesetze und Gewohnheiten beibehalten, im Kriege aber mit den beiden anderen Staaten eine untrennbare Macht bilden. Als erster Unionskönig nach Margaretha wurde ihr Schwestersohn, Erich, Prinz von Pommern, erwählt. Margaretha, die Schöpferin der kalmarischen Union, die erste Frau, welche in Scandinavien herrschte, hielt den jungen Bund mit kräftiger Hand zusammen. Sie erkannte mit richtigem Blicke, daß jedes der drei scandinavischen Reiche für sich allein zu schwach sei, im Wettkampfe mit den immer wachsenden Staaten Europa's seine Selbständigkeit zu behaupten und daß nur eine feste Vereinigung unter einem Oberhaupte den verderblichen Kriegen zwischen den drei Bundesstaaten ein Ziel setzen könne. Margaretha erwog aber nicht, daß Königthum und Wahlrecht zwei unvereinbare Gegensätze sind, welche durch die Verschiedenartigkeit der drei scandinavischen Stämme auf die Dauer zu einer vollständigen Unmöglichkeit werden mußten. Als gleichberechtigte Glieder eines freien Staates mögen die scandinavischen Reiche einen mächtigen Bund bilden. Die vorübergehende und abwechselnde Würde eines republikanischen Hauptes könnte für keines dieser Reiche gefährdend sein. Allein für republikanische Freiheit waren weder die übermüthigen Barone, noch die geknechteten Bauern, am wenigsten aber die an die päbstliche Schreckensherrschaft gewöhnte Geistlichkeit empfänglich. Das vierzehnte Jahrhundert konnte keinen freien Staat im hohen Norden Europa's gebären. Doch nur eine verbesserte Auflage der kalmarischen Union, nur ein Bund, welcher sämmtliche drei germanische Staaten des Nordens zu einer Macht vereinigt, kann deren Unabhängigkeit sichern und deren verlorene politische Bedeutung wieder herstellen. Unter Königen ist ein solcher Bund nicht möglich, er kann nur gedeihen unter dem Schutze republikanischer Freiheit.

Eine Reihe günstiger Verhältnisse mußten zusammentreffen, um der Königin Margaretha die Abschließung der kalmarischen Union möglich zu machen und ihre ganze Staatsklugheit, Thatkraft und Ausdauer war erforderlich, um den immer losen Bund einigermaßen zusammen zu halten. Als die geistesstarke und muthige Margaretha starb (im Jahre 1412), fing die kalmarische Union schon an, sich wieder aufzulösen. Erich IX. besaß nicht die ausgezeichneten Eigenschaften seiner Tante. Er führte einen langen Krieg mit dem Grafen von Holstein und den Hansestädten, wegen Schleswig's. Er gewann weder Lorbeeren, noch Siege, und erregte durch die Auflagen, womit er seine Völker beschwerte, allgemeine Unzufriedenheit. Zuerst standen die Schweden (1432) unter Engelbrecht Engelbrechtson wider ihn auf. Die Geistlichkeit brachte zwar (1435) einen Vergleich zu Stande, allein da der König das Volk nicht erleichterte, brach die Volkserhebung von

neuem aus. Erich vermochte nicht, sie zu erdrücken. Die Schweden wählten Karl Knutson Bonde zum Reichsstatthalter und lösten dadurch die kalmarische Union wieder auf (1436).

Doch nicht blos die Schweden, auch die Dänen und Norweger, welchen Erich IX., als Schwestersohn Margarethen's, näher stand, waren unzufrieden mit ihm. Er entfloh zum erstenmale (1436) nach Danzig und später zum zweitenmale (1438) nach Gothland, diesesmal um den Königsthron nicht wieder zu besteigen. Zuerst setzten ihn die Dänen und Norweger (1439) und kurz darauf auch die Schweden (1440) förmlich ab. Die Dänen erkoren den Herzog Christoph von Baiern, den Sohn der Schwester Erich's IX., Sophia, und des Pfalzgrafen Johann, zum Könige (1439). Dieser Wahl traten später (1440) die Norweger und Schweden bei, wodurch die kalmarische Union wieder hergestellt wurde, obgleich es immerhin eine schlimme Vorbedeutung für die Dauer des Bundes war, daß der eine König ab- und der andere eingesetzt wurde, ohne daß die eine und die andere Handlung als gemeinsamer Ausdruck des Willens der drei Nationen angesehen werden konnte.

Indem Dänen und Norweger auf eigene Faust den Unionskönig absetzten, waren sie der Zustimmung der Schweden nicht gewiß, und indem die Dänen allein später Christoph von Baiern wählten, handelten sie noch weniger im Geiste der Union. Doch durch die nachfolgende Genehmigung wurde Christoph III. König der drei scandinavischen Reiche. Er verlegte den Herrschersitz nach Kopenhagen, war aber, gleich seinem Vorgänger Erich IX., den Schwierigkeiten seiner Stellung nicht gewachsen. Der Krieg, den er gegen die Lübecker führte, erforderte, wie die Kämpfe Erich's, große Summen, welche seine Völker mit Unwillen herbeischafften. Als er (1448) ohne Nachkommen starb, erwählten die Dänen den Grafen Christian von Oldenburg und Delmenhorst, welcher von mütterlicher Seite ein Nachkomme Waldemar's III. war. Mit ihm kam das Haus Oldenburg auf den Thron von Dänemark und Norwegen, welches in späteren Zeiten auch die schwedische und russische Krone erlangte. Die Schweden folgten aber diesesmal nicht dem Beispiele der Dänen. Sie verliehen ihre Krone dem Karl Knutson Bonde. Die Norweger, welche anfangs gleichfalls den schwedischen König (Karl VIII.) anerkannten, erklärten sich später (1450) für den dänischen. Anfangs gelang es Christian I., mit Hülfe der Geistlichkeit, den Schwedenkönig Karl zu vertreiben (1457) und sich in Stockholm krönen zu lassen. Als er sich aber den Anmaßungen der schwedischen Pfaffen nicht fügte, wurde sein Gegner Karl VIII. von den Schweden zurückberufen (1464). Kurz darauf (1465) wurde er wieder verjagt. Als Karl aber nach dem Tode seines bittern Feindes, des Erzbischoffs Johann Bentson von Upsala, zum zweitenmale zurückkehrte, verdrängte er seinen Gegner Christian I. auf immer aus Schweden. Während die Macht des Dänenkönigs durch den Verlust Schwedens geschwächt wurde, erhielt sie einen bedeutenden Zuwachs, indem Christian (1468) Schleswig und Holstein erbte. Die shetländischen und Orkneyinseln, welche bis dahin zu Dänemark gehört hatten, verpfändete er an Schottland, bei welchem Reiche sie seither verblieben. Christian's innere Verwaltung zeichnete sich weder durch besondere Trefflichkeit, noch durch hervorragende Mängel aus. Indem er die Universität Copenhagen gründete, folgte er dem von seinem Nebenbuhler in Schweden gegebenen Beispiele. Nach Christian's I. Tode (1481) folgte ihm sein Sohn Johann in Dänemark und Norwegen. Die Geistlichkeit brachte es auch dahin, daß er in Schweden als König anerkannt wurde (1483). Sten Sture, der Schwestersohn Karl Knutson's, blieb aber Reichsstatthalter und Johann's Königthum war daher in Schweden nur ein Titel. Später (1497) wurde Sten Sture abgesetzt. Johann ergriff die Zügel der Regierung, allein schon nach vier Jahren (1501) wurde der lose Bund der scandinavischen Reiche wieder zerrissen. Schweden sagte sich von

Dänemark los und Johann bemühte sich vergebens, dieses größte und volkreichste Land der Scandinavier wieder zu unterwerfen. Noch unglücklicher, als gegen die Schweden, war Johann im Kampfe gegen die freien Dithmarschen, welche ihm, am siebenzehnten Februar 1500, unter Anführung Wolf Isenbrand's, eine furchtbare Niederlage bei Henningstädt beibrachte.*) Johann starb im Jahre 1513.

§ 70. Schweden.

Magnus' I. ältester Sohn, Birger, war beim Tode seines Vaters (1290) erst neun Jahre alt. Torkel Knutson, welchen der sterbende König seinem Nachfolger, Bilger, und seinen beiden jüngeren Söhnen, Erich und Waldemar, zum Vormunde bestellt hatte, herrschte während Birger's Minderjährigkeit mit seltener Umsicht und Kraft. Er setzte den inneren Unruhen ein Ziel, vollendete die Unterwerfung Finnland's und eroberte Carelien. Im Kampfe mit den Russen erlitt jedoch das schwedische Heer bedeutende Verluste, wodurch der Adel verstimmt wurde. Torkel's schlimmste Feinde waren die Geistlichen, deren Uebergriffen er mit Nachdruck entgegen trat. So lange er die Verwaltung des Staates leitete, wagten sie nicht, ihm offen entgegenzutreten. Als aber Birger die Zügel der Regiernng selbst in die Hände nahm, fingen die Pfaffen damit an, den Saamen des Unfriedens zwischen den königlichen Brüdern auszustreuen und nachdem es ihnen gelungen war, das Ansehen und die Macht des Königs zu schwächen, brachten sie den elenden Birger dazu, denselben Torkel Knutson, dem er früher in den anerkennendsten Ausdrücken für seine Verdienste gedankt hatte, hinrichten zu lassen. In Torkel verlor der König seinen einzigen redlichen Freund und treuen Rathgeber. Die Brüder Birger's rissen die ganze Staatsgewalt an sich und nahmen ihn mit seiner Gemahlin und seinen Kindern gefangen. Nur Magnus, sein ältester Sohn, wurde durch einen treuen Diener gerettet und zu seinem Oheime, Erich Mönved, nach Dänemark gebracht. Mit Hülfe deutscher Miethlinge herrschten die beiden Brüder des Königs Birger als wahre Despoten in Schweden. Endlich schlossen im Jahre 1310 Erich und Waldemar einen Theilungsvertrag mit ihrem ältesten Bruder ab, welcher diesem von der Krone nicht viel mehr, als den Schimmer ließ. Doch Birger erlangte wieder seine Freiheit und benützte diese dazu, seinen Brüdern Schlimmes mit Schlimmerem zu vergelten. Er lockte sie zu sich, warf sie in den Kerker und als die Anhänger Erich's und Waldemar's gegen ihn aufstanden, nahm er auf seiner Flucht die Schlüssel der Gefängnisse mit sich und gab dadurch seine Brüder dem Hungertode Preis (1318). Die Entrüstung über diese Schandthat hatte die Absetzung des Königs zur Folge, welcher umsonst versuchte, mit dänischer Hülfe seinen Thron wieder zu erobern. Die Schweden erwählten darauf den minderjährigen Sohn Erich's, des ältesten Bruder's Birger's, zu ihrem Könige, nachdem sie Magnus, den ältesten Sohn ihres vorigen Königs, hatten hinrichten lassen. Magnus II., mit dem Beinamen Smek, der sich schmeicheln läßt, welcher als Sohn Ingelburgen's und Enkel Hakon's VII. auch König von Norwegen war, zählte erst drei Jahre, als er fast zu gleicher Zeit auf den Thron von Norwegen und Schweden berufen wurde. Im Jahre 1334 wurde er zwar für volljährig erklärt, allein er besaß von Natur so geringe Fähigkeiten und war so schlecht erzogen worden, daß er nicht im Stande war, den herrschsüchtigen Großen, welche während seiner Minderjährigkeit die Herrschaft an sich gerissen hatten, die Spitze zu bieten. Die Geistlichkeit wurde gegen ihn aufsätzig, als er (1344) von allen Bischöfen verlangte, daß sie ein Dritttheil ihres

*) Siehe oben § 15, S. 95.

Kirchenzehnten zur Bezahlung seiner Schulden hergeben sollten. Durch seine Verschwendung waren diese so hoch angewachsen, daß seine gewöhnlichen Einkünfte zu deren Tilgung nicht hinreichten. Er verlangte daher (1347) unter dem Vorwande eines Krieges gegen die Russen neue Abgaben, welche der Reichstag verweigerte. Dessenungeachtet begann Magnus II. den Krieg gegen Rußland, wurde (1348) geschlagen und gerieth dadurch in noch größere Geldverlegenheiten. In der Hoffnung, mit reicher Siegesbeute heimzukehren, hatte er den sogenannten Peterpfennig als ein Darlehen an sich genommen. Dadurch zog er den Unwillen des Pabstes auf sich. Die Pfaffen schürten nach allen Kräften die Mißstimmung des Volkes, bis Magnus II. im Jahre 1350 sich entschloß, die Regierung seinem Sohne, Erich XII., abzutreten. Als dieser mit seiner Gattin, wahrscheinlich am Gifte, das seine eigene Mutter Blanka mischte, 1359 starb, konnte Magnus II. nicht wieder in den vollen Besitz des Thrones gelangen, vielmehr mußte er die Krone mit seinem zweiten Sohne Hakon theilen. Magnus II. war während der Zeit seiner Absetzung weder klüger, noch besser geworden und sein Sohn Hakon hatte große Aehnlichkeit mit ihm. Er gab sich 1361 dazu her, seinen Vater gefangen zu setzen. Ebenso charakterlos, wie sein Vater, benahm sich Hakon auch seiner verlobten Braut, Elisabeth von Holstein, gegenüber. Während sein Botschafter dieselbe an seiner Stelle sich antrauen ließ, kam er auf andere Gesinnungen und vermählte sich mit Margarethen, der Tochter des Königs Waldemar von Dänemark. Nicht zufrieden mit diesem Wortbruche, verwies er die zwölf Reichsräthe, welche den mit der Gräfin von Holstein abgeschlossenen Heirathsvertrag verbürgt hatten, nebst zwölf anderen einflußreichen Männern, unter dem Vorwande, daß sie ihm die Gefangennahme seines Vaters angerathen hätten, des Landes. Er trieb dadurch diese mächtigen Leute zum Aeußersten, ohne ihnen die Mittel, ihm zu schaden, zu entziehen. Die Schweden, aufgestachelt durch die Verbannten, setzten Vater und Sohn ab und erkoren an deren Stelle Albrecht von Mecklenburg, den mittleren Sohn des Herzogs Albrecht von Mecklenburg und der Euphemia, der Schwester Magnus II. Hakon zog sich nach Norwegen zurück, woselbst er bis zum Ende seines Lebens (1380) König blieb. Magnus II. dagegen wurde von dem neu erwählten Könige Albrecht in der Schlacht bei Linköping besiegt, gefangen genommen (1365) und nicht eher freigelassen, bis er auf die schwedische Krone Verzicht geleistet hatte (1371). Ein Jahr darauf starb Magnus II., der letzte König aus dem Hause der Folkunger (1372). Albrecht von Mecklenburg verstand es so wenig, als seine Vorgänger Hakon und Magnus, sich die Achtung und die Zuneigung des schwedischen Volkes zu erringen. Margaretha, welche in Dänemark und Norwegen herrschte, konnte daher gegen ihn ihre Ansprüche auf den schwedischen Thron leicht geltend machen. Sie schlug ihn in der Schlacht bei Falköping (1389) und nahm ihn gefangen. Eine Zeitlang zwar setzte Albrecht's Partei, namentlich auf der Ostsee, den Kampf gegen Margaretha fort. Als aber (1395) Albrecht auf die schwedische Krone verzichtete, gelangte die Schöpferin der kalmarischen Union in den ungestörten Besitz der schwedischen Krone. Durch die kalmarische Union wurde zwar Schweden mit den beiden übrigen scandinavischen Reichen, dem Namen nach, vereinigt; allein von Anfang an widerstrebte dieses Land dem Bunde, welcher den Dänen und Norwegern mehr Ehre und Vortheil brachte, als dem dritten Bundesvolke. Nachdem in den Jahren 1433 und 1435 die Schweden sich von der kalmarischen Union losgesagt, und Karl Knutson Bonde zum Reichsstatthalter erwählt hatten, unterwarfen sie sich zwar (1440) dem Unionskönige Christoph III. Als aber dieser starb, traten sie der Wahl der Dänen nicht bei, vielmehr erkoren sie ihren frühern Reichsstatthalter zum Könige, welcher unter dem Namen Karl VIII. den schwedischen Thron bestieg. Durch die Ränke der Pfaffen und namentlich des Erzbischoff's Johann Bentson von Upsala wurde Karl

zweimal vertrieben, allein als er, nach Bentson's Tode (1468) nach Schweden zurückkehrte, behauptete er die Krone bis zu seinem Ende (1470). Die Schweden ernannten darauf seiner Schwester Sohn, Sten Sture, zum Reichsstatthalter, welcher durch seine treffliche Verwaltung die Achtung des Volkes zu gewinnen wußte. Er stellte die Ordnung im Innern wieder her, förderte den Wohlstand und die Bildung der Nation, gründete die Universität zu Upsala und riß Schweden, welches niemals fest an der kalmarischen Union gehangen hatte, vollständig von dieser los (1500). Nach seinem Tode (1503) wurde sein Vetter, Svante Nielson Sture, zum Reichsstatthalter ernannt, gegen welchen der König Johann von Dänemark vergebliche Kriege führte. Die Schweden, unterstützt von der Hansa bewahrten sich ihre Selbstständigkeit, während Norwegen unter dänischer Herrschaft mehr und mehr zu einer Provinz herabsank.

§ 71. Norwegen.

Das Joch des Christenthums, welches die Pfaffen den einst so gewaltigen Söhnen des Nordens auferlegten, brach nicht deren Wildheit, wohl aber ihre Kraft. Die Normänner, vor denen in früheren Zeiten die mächtigsten Reiche Europa's gezittert hatten, hörten auf, der Schrecken ihrer Nachbarn zu sein. Die Lasten, welche die Pfaffen ihnen aufbürdeten, waren so schwer, daß sie unter ihrer Wucht beinahe erlagen. Sie machten den Königen selbst so viel zu schaffen, daß diese den größern Theil ihrer Kräfte im innern Kampfe verwenden mußten. König Erich II., dessen wir im vorigen Buche *) Erwähnung thaten, reicht nicht in diesen Abschnitt herein, da er bis zum Jahre 1299 regierte. Zu seiner Zeit war es, daß nach Norwegen die Kunde von einem Lande kam, welches im Südwesten von Island liegen sollte. Der König ertheilte einem Seemanne, Namens Rolf, Befehl, dieses Land, welches ohne Zweifel die Küste von Labrador war, aufzusuchen. Von dem Erfolge der Unternehmung berichtet die Geschichte aber nichts. Wenn Rolf glücklich das Land erreichte, das er auskundschaften sollte, was nicht unmöglich ist, da Island das der neuen Welt am nächsten belegene Land ist, und ein Schiffer, welcher von da in südwestlicher Richtung steuert, gerade auf das Festland Amerika's segelt, — so kam er doch von da nie wieder zurück. Er ging entweder im Sturme der Elemente zu Grunde, oder fiel als Opfer der wilden Eingeborenen jener fernen Gegenden. Erich II. hinterließ keine männlichen Nachkommen. Ihm folgte sein Bruder Hakon VII. (1299). Dieser gerieth, gleich seinem Vorgänger, in mannigfaltige Verwickelungen mit der Hansa, welche das des Handels unkundige Norwegen in jeglicher Weise auszubeuten suchte. Die zahlreichen und ausführlichen Verordnungen, welche er in Handelsangelegenheiten erließ, bewiesen alle, daß Hakon, gleich den meisten Königen seiner Zeit, von den Bedürfnissen der Kaufmannschaft keinen Begriff hatte. Doch in einem Jahrhundert, in welchem alles verkehrt war, der gesunde Menschenverstand überall in den Banden des Vorurtheils gefangen lag, konnte der Handel unmöglich frei sein. Er mußte, gleich allen übrigen menschlichen Bestrebungen, die Ketten seiner Zeit tragen. Mit Hakon VII. starb der Mannesstamm von Harald Harfager aus (1319). Die Norweger erwählten den Sohn von Hakon's Tochter Ingelburge und dem schwedischen Prinzen Erich, Magnus II. Smek, den wir schon in der schwedischen Geschichte kennen gelernt haben. Unter seiner Regierung brach (1348), die Pest, welche der schwarze Tod genannt wurde, mit furchtbarer Heftigkeit im Lande aus. Kaum der dritte Theil der Bevölkerung soll dieser furchtbaren Seuche entgangen sein. Der Aberglauben, welcher von

*) Siehe Buch V., § 71, S. 223.

den Pfaffen genährt wurde, trug dazu nicht wenig bei. Statt sich vor Ansteckung zu hüten, und eine der Gesundheit wohlthätige Lebensweise zu fördern, wurden öffentliche Betgänge angeordnet, welche vortrefflich geeignet waren, die Ansteckung von einer Familie zu allen übrigen zu verbringen. Barfuß und ohne Kopfbedeckung sollten die armen Menschen, im hohen Norden, Gott um Abwendung der Seuche anflehen. Natürlich untergruben sie dadurch ihre Gesundheit, ohne daß ihre Gebete im Stande waren, den ewigen Gesetzen der Natur Stillstand zu gebieten. Die Pest, welche ein englisches Schiff nach Bergen gebracht hatte, verbreitete sich von da nicht blos über ganz Norwegen, sondern auch über Grönland, welches dazu gehörte. Namentlich wurde die Westseite dieses Landes durch diese Geißel fast gänzlich entvölkert. Nicht ganz drei Jahrzehnte später, um das Jahr 1376, wurden die unbewohnt gewordenen Gegenden von einem Volke besetzt, das von den Norwegern Skrälinger genannt wurde, ohne Zweifel aber, der Beschreibung nach, kein anderes ist, als die Eskimo's, welche noch jetzt den größern Theil der Bewohner Grönland's bilden. Es ist eine sonderbare Thatsache, daß die wilden Bewohner der neuen Welt früher das zur alten gehörige Grönland entdeckten und bevölkerten, als die gebildeteren Bewohner Europa's irgend einen Theil der neuen Welt fanden. Von der Gedankenlosigkeit der damaligen Zeit ist diese Thatsache wieder ein sprechender Beweis. Hätte man die Frage aufgeworfen: woher kamen denn diese Skrälinger? Hätte man diesen neuen Bewohnern Grönland's dieselbe vorgelegt, so wären die Europäer schon damals zu der Entdeckung Amerika's gedrängt worden. Die Skrälinger hätten ihnen den Weg zeigen können. Grönland bildet einen Theil Amerika's, und liegt natürlich diesem Welttheile weit näher als Europa. Jahrhunderte hindurch fuhren Dänen und Norweger nach Island und Grönland. Den Weg nach der Küste von Labrador, welcher von Grönland aus weit näher ist, als nach Dänemark zurück, fand keiner der vielen Europäer, welche Jahr aus, Jahr ein von Dänemark und Norwegen aus nach Island und Grönland schifften. So stumpfsinnig waren die Menschen des Mittelalters. Den Charakter und die Schicksale des Königs Magnus Smek haben wir im vorigen Paragraphen geschildert. Nachdem er (1363) von den Norwegern abgesetzt worden war, folgte ihm in diesem Lande sein Sohn Hakon VIII., welcher sich mit der Königstochter von Dänemark, der berühmten Margaretha vermählte. Hakon wurde von den Schweden verjagt, blieb in Norwegen aber bis zu seinem Tode (1380) König. Sein minderjähriger Sohn Olaf, der früher auf den dänischen Thron erhoben worden war, starb in der Blüthe seiner Jahre (1387). Margaretha, welche schon die vormundschaftliche Regierung geführt hatte, empfing die Kronen von Dänemark und Norwegen. Diese staatskluge Frau konnte zwar nicht die drei scandinavischen Reiche dauernd vereinigen, wohl aber Dänemark und Norwegen, welche mehr als vier Jahrhunderte nach ihr verbunden blieben. Die Geschichte Norwegen's fällt daher von dieser Zeit an mit derjenigen Dänemark's zusammen. *)

§ 72. Polen.

Nach den schweren Drangsalen, welche um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts über Polen hereingebrochen und welche zum größten Theile die Folgen seiner inneren Zersplitterung gewesen waren, fühlte die Nation mehr und mehr den Drang, sich wieder zu einem mächtigen Ganzen zu vereinigen. Allein unter dem Gesetze der Monarchie ist, wie jede andere, so auch die nationale Entwickelung von mannigfaltigen Zufälligkeiten abhängig,

*) Siehe oben § 69.

welche jedem vernünftigen Streben oft unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Die Geburt gilt in Königreichen mehr, als das Verdienst. Das Erbrecht der herrschenden Familie wird für heiliger gehalten, als die ewigen und unveräußerlichen Rechte der Nation. Doch wo ein gewisses Streben im Geiste der Zeit liegt, muß jede hemmende Schranke früher oder später weichen.

Im Anfange dieses Zeitabschnittes war der mächtigste der polnischen Herrscher, welcher sich auch die Königskrone verschafft hatte, Przemisl, Herzog von Posen und Herr von Krakau. Ihm folgte (1300) Wladislaw I. Loktiek, d. h. der ellenlange oder der Zwerg. Dieser wurde zwar Anfangs durch Wenzeslaw II. von Böhmen verdrängt (1300—1305), kehrte aber, nachdem dessen Sohn Wenzel III. (1306) ermordet worden war, in sein Vaterland zurück, vereinigte Klein- und Groß-Polen (1309), ließ sich zu Krakau zum Könige krönen und stellte die Einheit des Reiches wieder her. Sein Sohn, Kasimir III., welcher den Beinamen des Bauernkönigs und sogar des Großen erhielt, folgte ihm (1333) nach und befestigte in einer sieben und dreißigjährigen, von den Verhältnissen begünstigten Regierung, die Ordnung im Inneren, während er nach Außen hin die Gränzen des Reiches erweiterte. Er verschmähte es nicht, dem gedrücktesten aller Stände, den Bauern, seine besondere Fürsorge zu widmen. Er förderte die Gewerbe und Künste, gründete die Universität in Krakau und erließ umfassende Gesetze, welche der herrschenden Verwirrung einige Schranken zogen. In seinem Kriege gegen den deutschen Orden mußte er zwar (1343), im Frieden von Kalisch, die Provinz von Pommerellen, (Westpreußen) und die Städte Kulm und Michelow abtreten, allein diese Verluste wurden reichlich aufgewogen durch den Erwerb von Rothreußen (1340) und Masovien (1355). Seine Ansprüche auf Schlesien trat er an König Karl IV. von Böhmen ab. Mit Kasimir erlosch der Mannesstamm der Piasten (1370) welcher ein halbes Jahrtausend Polen beherrscht hatte. Die Thronfolge war nicht gesichert, und Ludwig, der sogenannte Große, König von Ungarn, der Schwestersohn Kasimir's, mußte den polnischen Großen bedeutende Zugeständnisse machen, um die Krone dieses Reiches mit derjenigen Ungarn's zu vereinigen. Die Verfassung Polen's erhielt dadurch eine immer zunehmende aristokratische Färbung, welche die Kraft des Königthums schwächte, ohne die Freiheit des Volkes zu mehren. Im Gegentheile wurden durch die dem Adel eingeräumten Vorrechte zu gleicher Zeit das Königthum und die Nation beeinträchtigt. Die ohnedieß schwache Regierung wurde dadurch, daß Ludwig Polen als Nebenland Ungarn's betrachtete, sich größtentheils in seinem Geburtslande aufhielt und dort hinreichende Beschäftigung fand, zu einem bloßen Scheine. Natürlich zog Ludwig die Interessen Ungarn's denjenigen Polens vor. Als er z. B. die Litthauer, die sich in Rothreußen festgesetzt, fortgetrieben hatte, vereinigte er diese Provinz nicht mit Polen, sondern mit Ungarn. Der polnische Adel, welchen Kasimir etwas beschränkt hatte, schaltete zügellos im ganzen Lande, und als Ludwig (1382) starb, waren die übermüthigen Großen Polen's mehr darauf bedacht, ihre Vorrechte, als das Wohl der gesammten Nation sicher zu stellen. Auch Ludwig hinterließ, gleich Kasimir, keine männlichen Erben. Anfangs übertrugen die polnischen Großen seiner ältesten Tochter, Maria, und deren Gemahle dem Markgrafen Sigismund von Brandenburg, dem spätern deutschen Kaiser, die Krone. Doch bald schon zogen sie die jüngere Schwester, Hedwig, vor und vermählten sie mit dem Großfürsten Jagello von Litthauen, indem dieser Heide ihnen besser zusagte, als der christliche Sigismund. Jagello erwies sich übrigens dankbar für das ihm geschenkte Vertrauen. Er nahm die Taufe an und zwang die Litthauer, seinem Beispiele zu folgen. Er wurde der Gründer des Hauses der Jagellonen, und bestieg unter dem Namen Wladislaw II. den polnischen Thron, den er fast ein halbes Jahrhundert behauptete (1386—1434). Durch ihn wurde Litthauen

und durch seine Gattin Hedwig Rothreußen wieder mit Polen vereinigt, obgleich Litthauen noch einhundert und fünfzig Jahre lang unter polnischer Oberhoheit besondere Großfürsten hatte. Die Moldau und Wallachei erkannten (1401) die polnische Oberhoheit an. Durch seinen Sieg bei Tannenberg in Liefland brach er die Macht des deutschen Ordens, wie auch der Schwertbrüder (1410). Sigismund, der elende König von Ungarn und Kaiser von Deutschland verpfändete ihm die Grafschaft Zips. Durch alle diese Gebietserweiterungen wurde Polen zu einer der größten Mächte Europa's. Allein so glänzend auch die Siege waren, welche Jagello gewann, mußte Polen doch schwer dafür büßen, daß seine Stände einen Barbaren zu ihrem Könige erwählt hatten. Die Bauern, welche in dem städtearmen Polen fast den ganzen arbeitenden Theil der Nation bilden, versanken in immer größeres Elend. Das Königthum verlor seine Erblichkeit und wurde von dem herrschsüchtigen Adel nur solchen Fürsten anvertraut, welche ihm seine Vorrechte sicherten oder mehrten. Nach Wladislaw's II. Tode folgte ihm sein Sohn Wladislaw III., der auch von den Ungarn zum Könige erwählt wurde. Er kämpfte unglücklich gegen die Türken und verlor sein Leben in der Schlacht bei Varna (1444). Die polnischen Stände erkoren nach ihm seinen Bruder, Kasimir IV., welcher Litthauen als Großfürst beherrschte. Dieser führte einen zwölfjährigen Kampf mit dem deutschen Orden, den er zwang, ihm Thorn und Westpreußen im Frieden abzutreten und Ostpreußen als polnisches Lehen anzuerkennen. Die ständische Verfassung Polen's erhielt unter ihm eine festere Gestalt. Wie in England bildete sich ein Ober- und ein Unterhaus. In beiden hatten aber nur der Adel und die Geistlichkeit Sitz und Stimme. Im Unterhause saßen die Abgeordneten des niedern Adels, die Landboten, im Oberhause die hohen Geistlichen und die weltlichen Würdenträger. Das Volk hatte keine Stimme im Rathe der Nation, seine Interessen wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr vernachläßigt und dadurch der Untergang der Nation vorbereitet. Als Kasimir (1492) starb, folgte ihm sein zweiter Sohn, Johann Albrecht. Sein ältester, Wladislaw, wurde König von Ungarn und Böhmen. Sein dritter, Alexander, Großfürst von Litthauen. Nach Johann Albrecht's Tode (1501) wurde Alexander König von Polen und als dieser schon bald (1506) starb, bestieg der vierte Bruder, unter dem Namen Sigismund I., den polnischen Thron, den er bis zum Jahre 1548 inne hatte.

Unter allen diesen Königen des Hauses der Jagellonen befestigte sich mehr und mehr die Macht des Adels und der Geistlichkeit, auf Kosten der Gesammtkraft des Volkes. Während in den Nachbarstaaten die Städte sich mehrten und vergrößerten, der Bürgerstand und mit ihm Gewerbe, Künste und Wissenschaften eine immer steigende Bedeutung gewannen, konnten in Polen sich niemals kräftige Gemeinwesen entwickeln. Es fehlte dieser Nation an den festesten Grundsäulen eines kräftigen Staates: einem freien Bauernstande und strebsamen Bürgern. Bevor Polen diese gewonnen hat, wird es immer unter dem Joche der Knechtschaft seufzen, sei es, daß Russen, Deutsche oder Landeskinder ihm dasselbe auferlegen.

§ 73. Rußland.

Gewöhnlich wird Rußland während des Mittelalters nicht mit besonderer Ausführlichkeit in den Weltgeschichten der neueren Zeit geschildert. Allein dieses Reich hat für ganz Europa eine solche Bedeutung gewonnen, daß die Quellen seiner Macht, welche weit in das Mittelalter hinauf reichen, wohl verdienen, schärfer erwogen und geprüft zu werden. Die Kraft einer Nation wird nicht bestimmt durch die Ereignisse des Augenblicks, durch den Zufall, der ihr einen guten oder einen schlechten Herrscher zuführen mag, oder durch die Unglücksfälle, welche die Nachbarstaaten schwächen, sondern durch ihren inneren Entwicke-

lungsgang, wie er sich kund that im Laufe der Jahrhunderte. Nicht die Personen der Kaiser Alexander und Nikolaus, nicht die Erbärmlichkeit der deutschen Fürsten, die sich von ihnen, gleich Puppen leiten lassen, nicht die Zahl der Sclaven, welche dem russischen Czaaren bereitwillig dienen, sondern die innere sittliche Kraft und geistige Bildung des russischen Volkes entscheiden über dessen Werth und politische Bedeutung. Die äußere Erscheinung einzelner Menschen, wie ganzer Nationen, kann sich den Umständen nach schnell ändern, nicht so ihr innerer Gehalt. Dieser nimmt langsam ab und zu. Glücksfälle und Bekümmernisse verändern weit schneller die Gränzen eines Reiches, die Zahl seiner Krieger und seiner Schiffe, als dessen innere Stärke. In einem despotischen Staate zumal, wie Rußland, wird der Außenseite viel zu viel Aufmerksamkeit geschenkt, als daß oberflächliche Beobachter nicht leicht getäuscht würden. Es thut daher bei diesem Reiche besonders noth, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vergleichen. Niemand kann das heutige Rußland richtig würdigen, der das Rußland der Vorzeit nicht kennt. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert sind für die Entwickelung dieses Reiches von der höchsten Wichtigkeit gewesen. Damals hat sich der Charakter des Volkes ausgesprochen. Im Kampfe mit den Mongolen, unter deren Joche es stand, haben sich die guten, wie die schlimmen Eigenschaften der Nation und ihrer Herrscher am deutlichsten kund gethan. Sie haben sich bis auf diesen Tag nicht wesentlich verändert. Von allen Völkern Europa's bietet keines während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts ein so abschreckendes Bild dem Forscher dar, als das russische. Die Herrschaft der Mongolen lastete schwer auf dem Lande, doch weit schwerer der Aberglauben und die Lasterhaftigkeit seiner eigenen Fürsten. Das Reich war in viele kleine Fürstenthümer zersplittert, welche gegenseitig in Beweisen der kriechendsten Unterwürfigkeit wetteiferten, um die Gunst der tartarischen Chane von Kaptschak zu gewinnen und dadurch ihre kleinen Gebiete zu erweitern, oder sich auf den großfürstlichen Stuhl hinanzuschwingen. Ein Fürst spannte dem andern Schlingen, ein Bruder verklagte den andern bei dem tartarischen Oberherrn, um über des Nebenbuhlers blutige Leiche hinweg zu den Ehren und der Macht eines mongolischen Vasallen zu gelangen, und wenn nach einem Leben voll Lug und Trug, voll Mord und Todtschlag das Ende herannahte, so hegte der russisch-mongolische Fürst kein anderes Verlangen, als in die Kutte eines Mönches gesteckt zu werden, um sich durch diesen Rock den Eingang in den Himmel zu sichern. In der verrückten Ueberzeugung, daß die Aufnahme in einen Mönchsorden genüge, sein ewiges Seelenheil sicher zu stellen, sprach der russische Fürst jedweder Regung des Gewissens und der Gefühle des Rechtes Hohn. Wir können von den Menschen und namentlich von den Herrschern des Mittelalters weder religiöse Aufklärung, noch ein edleres Streben voraussetzen. Allein eine so finstere Nacht, wie sie in den Gemüthern der Russen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts waltete, eine solche Mischung von knechtischer Unterwürfigkeit, Herrschsucht und Grausamkeit, wie die russischen Fürsten dieses Zeitabschnittes bekundeten, finden wir wohl bei ihren asiatischen, nicht aber bei ihren europäischen Nachbarn wieder.

Im Anbeginne dieses Zeitabschnittes war Demetrius I., Alexanders Sohn, Vasall der Mongolen in Rußland (1276—1294). Er besaß das Großfürstenthum zu Wladimir und fürstliche Rechte über die freie Stadt Nowgorod und deren Gebiet. An seinem Bruder Andreas hatte er den gefährlichsten Nebenbuhler und Feind. Durch die niederträchtigsten Demüthigungen und reiche Geschenke gewann er die Gunst des tartarischen Chanes Tudan Mangu und brachte es durch Verläumdungen dahin, daß Demetrius als ein Empörer des Großfürstenthums verlustig erklärt wurde, welches der Chan dem verrätherischen Bruder Andreas verlieh. Als Andreas mit einem tartarischen Heere in Rußland anlangte und

die Fürsten des Reiches zu sich beschied, wagte es keiner, dem Befehle des mächtigen Oberherrn den Gehorsam zu versagen. Andreas nahm fast ohne Widerstand das Großfürstenthum Wladimir in Besitz (1280). Doch kaum hatte er seine tartarischen Freunde mit reicher Beute entlassen, so kehrte Demetrius zurück, sammelte schnell ein Heer und zwang seinen Bruder, sich mit ihm zu vergleichen. Um dieselbe Zeit sagte sich ein mächtiger Tartarenhäuptling, Nogai, vom Chane zu Kaptschak los. An diesen wandte sich Demetrius. Nogai ging bereitwillig auf die Anträge des russischen Fürsten ein, ertheilte ihm eine Urkunde, die ihm das Großfürstenthum bestätigte und schickte ihn mit Truppen nach Rußland zurück. Mit deren Hülfe schlug er seinen Bruder aus dem Felde. Vergeblich zog Andreas ein tartarisches Heer aus Kaptschak herbei. Demetrius brachte ihm wiederum eine Niederlage bei, worauf Andreas sich mit dem Fürstenthume Gorodez begnügte (1285) und seinen ältern Bruder als Großfürsten anerkannte. Doch als (1292) Nogai von dem Kaptschaker Chane Tochtagu vollständig besiegt wurde, spann Andreas neue Ränke gegen Demetrius und es gelang ihm, den tartarischen Oberlehensherrn für sich zu gewinnen. Tochtagu sandte seinen Bruder Djuden mit einem zahlreichen Heere nach Rußland und ertheilte demselben den Auftrag, Andreas in die großfürstliche Würde wieder einzusetzen und die Russen dafür zu bestrafen, daß sie sich mit Nogai verbunden hatten. Demetrius entfloh und Djuden begnügte sich nicht damit, Wladimir zu plündern. Er bereitete dasselbe Schicksal Moskau und vielen anderen russischen Städten. Die Tartaren rückten über Twer gegen Nowgorod vor. Doch kaum waren sie wieder aus dem Lande gezogen, so kehrte Demetrius zurück. Alle russischen Fürsten, welche mit Recht dem verrätherischen Andreas die ihnen und dem gesammten Volke von den Tartaren bereiteten Plünderungen und Verwüstungen zuschrieben, sammelten sich um Demetrius. Andreas mußte sich von neuem nach Gorodez zurückziehen und seinen Bruder als Großfürsten anerkennen. Doch kurz darauf (1294) starb Demetrius. Obgleich er einen Sohn, Namens Johann, hinterließ, bemächtigte sich der ruchlose Andreas dennoch der großfürstlichen Würde. Er begann seine Regierung damit, daß er, wie früher seinen Bruder, so jetzt die Fürsten des Reiches bei dem Chane zu Kaptschak verklagte. Mit Mühe verhinderte der Bischof Simeon von Wladimir den Ausbruch drohender Bürgerkriege. Andreas III. suchte von neuem Hülfe bei den Tartaren, hielt sich ein ganzes Jahr zu Kaptschak auf, starb aber glücklicherweise, bevor er nach Wladimir zurückkehrte (1304). Er vergaß nicht, sich kurz vor seinem Tode die Mönchskleidung anlegen zu lassen, welche insofern, als er gleich den meisten Kuttenträgern ein großer Heuchler war, gut für ihn paßte. Ein Wesen, welches der Leiche im Mönchsgewande eine andere Zukunft bereitete, als dem nackten oder blos in ein Sterbegewand gehüllten Körper, verdiente den Namen „Gottheit" nicht. Wie verderblich übrigens derartige Vorurtheile sind, beweist uns das Leben und der Tod dieses verruchten Tyrannen. Das Land wimmelte zu seiner Zeit von Bettlern, Räubern und Pfaffen. Das Volk fröhnte dem haarsträubendsten Aberglauben, welchen die Tartaren dadurch beförderten, daß sie der russischen Geistlichkeit bedeutende Vorrechte einräumten.

Andreas hinterließ weder einen Sohn, noch einen Bruder. Die Bojaren (Großen des Reiches) von Wladimir ertheilten ihre Stimmen dem Fürsten Michael von Twer, Jaroslawitsch und dem ältesten Bruder Andreas' III. und Demetrius' I., und dieser wurde auch von dem tartarischen Chane in dem Großfürstenthume bestätigt. Doch der Brudersohn des verstorbenen Andreas, Georg, der sich frühzeitig durch Grausamkeiten allgemein verhaßt gemacht hatte, trachtete mit zügelloser Herrschsucht nach dieser Würde. Er reiste nach Kaptschak, verweilte dort zwei Jahre lang, ehelichte die Schwester des jungen Chanes Usbeck und bewirkte dadurch, wie früher Andreas, die Absetzung des Großfürsten

Michael II. und seine eigene Ernennung an dessen Stelle. Ein tartarisches Heer geleitete Georg nach Rußland zurück. Michael schlug ihn unfern Twer (1317); Georg setzte aber dennoch den Krieg fort. Als er sich überzeugte, daß er mit den Waffen gegen den Großfürsten Michael nichts ausrichten könne, nahm er wieder seine Zuflucht zu dem Chane von Kaptschak. Auf sein Betreiben wurde Michael zu der goldenen Horde (so wurde der tartarische Stamm genannt, welcher über Rußland herrschte und zu Sarai seinen Sitz hatte) *) berufen, zum Tode verurtheilt und hingerichtet (1318). Georg benahm sich dabei mit solcher Rohheit, daß selbst die Tartaren darüber unwillig wurden. Allein er erreichte seinen Zweck, er wurde Großfürst von Wladimir (1320). Die Nowgoroder wählten ihn selbst zu ihrem Fürsten. Doch seine Herrlichkeit war nicht von langer Dauer. Denselben Dienst, welchen Andreas III. seinem Bruder Demetrius I., und Georg III. seinem Vetter Michael II., erwies des letztern Sohn, Demetrius, dem tückischen Georg. Demetrius wurde zum Großfürsten ernannt (1324) und Georg vom Chane abgesetzt. Beide Nebenbuhler trafen zu Kaptschak zusammen. Der Grimm des neu ernannten gegen den abgesetzten Großfürsten war so groß, daß er seinen Gegner Georg ermordete. Der Chan ließ den Mörder hinrichten (1326). So endete dieses Fürstenpaar, welches an Schlechtigkeit tief unter den verworfensten Herrschern ihrer Zeit stand. Verrath am Vaterlande und an den nächsten Verwandten, sclavische Unterwürfigkeit und wüthende Rachsucht, alle denkbaren Laster sehen wir hier in voller Blöße ohne die geringste Beimischung edlerer Bestrebungen.

So ruchlos Georg III. auch war, so ist er doch der eigentliche Gründer des moscowitischen Reiches. Denn durch ihn wurde die großfürstliche Würde, welche seit fast zwei Jahrhunderten mit Wladimir oder Kiew verbunden gewesen war, an Moskau geknüpft. Verdienste hatte Georg natürlich keine dabei. Was er that, gereichte zum Verderben des russischen Reiches. Während er mit seinem Verwandten um die großfürstliche Würde kämpfte, war er nicht im Stande, äußeren Feinden die Spitze zu bieten. Der Großfürst Gedimin von Litthauen eroberte zu seiner Zeit Wladimir, Volhynien und Kiew. Allein in Monarchien sind die Verdienste der Menschen, der Fürsten selbst, minder bedeutungsvoll, als der Zufall der Geburt und der Besitz von Landestheilen. Georg besaß das Fürstenthum Moskau, als er zum Großfürsten ernannt wurde, und diese Thatsache genügte, den Grund zu dem moscovitischen Reiche zu legen.

Auf Demetrius II. folgte dessen Bruder, Alexander II., dem der Chan Usbeck den Vorzug vor Georg's Bruder, Iwan Danielowitsch, ertheilte. Er ließ einen tartarischen Abgesandten nebst seinem zahlreichen Gefolge theils niederhauen, theils verbrennen. Iwan ergriff diese Gelegenheit, seinen Nebenbuhler zu stürzen. Er reiste eiligst nach Kaptschak und bewirkte die Absetzung Alexander's und seine Ernennung zum Großfürsten (1328). Im Geleite eines tartarischen Heeres kam Iwan nach Rußland zurück. Alexander war thöricht genug, nachdem er eine Zeit lang im Auslande umhergeirrt und mit seinem Nebenbuhler gekämpft hatte, sich zur goldenen Horde nach Kaptschak zu verfügen, woselbst er (1339) hingerichtet wurde. Kurz darauf (1340) starb sein Nebenbuhler, Iwan I., nachdem er sich hatte in den Mönchsstand aufnehmen und die Kutte anlegen lassen. Sein ältester Sohn, Simeon I., erhielt vom tartarischen Chane die Großfürstenwürde, nach welcher außer ihm auch Constantin, Alexander's II. Bruder, strebte. Er wußte sich auf einen besonders guten Fuß mit den Tartaren zu setzen. Im Kriege gegen die Schweden war er glücklich. Magnus Smek mußte im Frieden das streitige Gränzgebiet an Rußland abtreten. Zu seiner Zeit war es, daß jene furchtbare Seuche, welche in der Mitte

*) Siehe oben Buch V., § 21, S. 57.

des vierzehnten Jahrhunderts ganz Europa heimsuchte, in Rußland ausbrach. Von China woselbst sie dreizehn Millionen Menschen hinweggrafft e, gelangte die Pest, welche der schwarze Tod genannt wurde, nach Kaptschak (1348) und zeigte sich im Frühjahre 1352 zuerst in Plescow. Die Pfaffen erklärten die Krankheit für eine göttliche Strafe, zu deren Abwendung geistliche Mittel wirksamer seien, als die Kunst und die Wissenschaft der Aerzte. Die verdummten Massen glaubten den Pfaffen. Kranke und Gesunde kamen in den Kirchen zusammen. Die Einen theilten den Anderen die Krankheit mit. Der Erzbischof von Nowgorod, welcher die Seuche beschwören sollte, brachte sie von Plescow in diese volkreiche Handelsstadt. Unter vielen anderen Opfern erlag ihr auch der Großfürst Simeon I., der gleichfalls kurz vor seinem Tode Mönch geworden war (1353). Dschanibeck, der damalige Chan von Kaptschak, verlieh die großfürstliche Würde dem Bruder Simeon's, Iwan, obgleich Constantin, der Urenkel Alexander's II., durch dessen Sohn Andreas, ihm dieselbe streitig machte. Iwan II. erfreute sich ihrer nicht lange, indem er schon (1358) starb. Die Wirren, welche in der goldenen Horde herrschten, hatten zur Folge, daß erst 1360 ein neuer Großfürst für Rußland ernannt wurde. Demetrius III., der Sohn Constantin's, Fürst von Susdal, war der Auserkorene. Die Nowgoroder erkannten ihn als ihren Herrscher an. Doch Demetrius IV., Iwan's II. Sohn, machte ihm, sobald er sich dem männlichen Alter annäherte, die Würde streitig. Der Chan Amurath erklärte sich für ihn (1362) und Demetrius III. mußte ihm weichen. Michael, Fürst von Twer, suchte vergeblich Demetrius IV. zu stürzen. Zwar erlangte er von dem tartarischen Chane die Ernennung zur Großfürstenwürde und die Absetzung Demetrius' IV. (1370). Doch dieser behauptete sich, indem unter den Tartaren selbst damals die größte Verwirrung herrschte. Gegen einen ihrer Häuptlinge, Mamai, errang Demetrius IV. am Don einen glänzenden Sieg (1380). Als aber später Toktamisch, ein Nachkomme des Tschutschi, Sohn's des berühmten Dschengis Chan, sich zum Chane von Kaptschak emporschwang, gewannen die tartarischen Angelegenheiten wieder einige Festigkeit. Toktamisch rückte mit einem mächtigen Heere nach Rußland, eroberte Moskau (1381) und verbreitete Schrecken und Verwüstung über das ganze russische Reich. Dessenungeachtet behauptete sich Demetrius IV. in seiner großfürstlichen Würde bis zu seinem Tode (1389). Unter seiner Regierung brach die Pest zum zweitenmale in Rußland aus und wüthete fast drei Jahre lang, besonders heftig in dem heißen Sommer des Jahres 1365.

Toktamisch, welcher sich nicht mehr fest in seiner Herrschaft zu Sarai fühlte, wagte es nicht, dem Sohne des Großfürsten Demetrius IV. die Bestätigung in dem Amte seines Vaters zu versagen. Wasilei II. erhielt sogar von dem Chane die Erlaubniß, sich in Wladimir krönen zu lassen, was unter tartarischer Herrschaft kein russischer Fürst früher zu thun gewagt hatte. Tamerlan, welcher den Toktamisch überwunden hatte, schwankte, ob er seine Waffen nach Rußland oder Indien tragen sollte. Ein besonders kalter Winter bestimmte ihn zur Umkehr, als er schon auf dem Wege nach Rußland war.

Zur Zeit Wasilei's (1420) fingen die Nowgoroder an, eigene Silbermünzen zu prägen. Diesem Beispiele folgten (1428) die Plescower. Bis zu seiner Zeit wurde der Großhandel entweder mit ausländischem Gelde oder mit rohem Golde und Silber, Marder- und Eichhörnerfellen geführt. Für den Kleinverkehr hatten die Russen damals noch Stückchen verschiedener Arten von Pelz. Die russischen Münzen, welche früher geprägt worden waren, dienten nur zur Zahlung des Tributs, welchen die Russen an die Tartaren zu leisten hatten. Als der Großfürst Wasilei II., durch die Nowgoroder angeregt, zuerst Münzen schlagen ließ, welche in den Verkehr des Volkes übergingen, so bekundete er sofort seine betrügerischen Absichten, indem er denselben nur die Hälfte des Metallwerthes der

Nowgorod'schen ertheilte. Diese Stadt konnte daher das fürstliche Geld nicht anerkennen und nahm es nur nach seinem Metallwerthe an. Nach Wasilei's Tode (1425) entspann sich ein Streit um die Herrschaft zwischen dessen Sohne, Wasilei III., und dessen Bruder, Georg Schemäka, Fürsten von Swenirogod, welcher (1430) in einen offenen Krieg ausbrach. Kurz darauf mußte Georg sich aber bequemen, die Entscheidung seines Streites dem Chane Ulu-Machmet anheimzugeben, der die großfürstliche Würde Wasilei III. zusprach. Dessenungeachtet brach bald von neuem der Krieg zwischen den beiden Nebenbuhlern aus. Es gelang Georgen (1433 und 1434) sich zweimal der Person Wasilei's zu bemächtigen. Schwerlich hätte sich der Großfürst auf die Dauer behaupten können, wenn Georg nicht 1434 gestorben wäre. Um dieselbe Zeit, da Wasilei mit Georg um die großfürstliche Würde stritt, wurde der Chan Ulu-Machmet aus seinem Reiche vertrieben. Er langte mit einem kleinen Reste seiner früheren Heere auf russischem Gebiete an, wurde anfangs freundlich aufgenommen, später aber aufgefordert, das Land zu verlassen. Auf's Aeußerste getrieben durch überlegene russische Streitkräfte setzte er sich zur Wehre, schlug die Feinde in die Flucht und ließ sich unweit der Stelle, woselbst das alte Kasan in Trümmern lag, nieder (1437). Von da aus machte er häufige Einfälle nach Rußland. Er kam (1439) bis vor Moskau und verbrannte dessen Vorstädte. Einige Jahre darauf brachten Ulu-Machmet's Söhne dem Großfürsten eine schwere Niederlage bei (1445) und nahmen ihn selbst gefangen. Zwar ließ ihn Ulu Machmet gegen ein mäßiges Lösegeld nach drei Monaten wieder frei. Allein Demetrius Schemäka, Georg's Sohn, ergriff diese Gelegenheit, im Trüben zu fischen. Im Bunde mit mehreren anderen russischen Fürsten nahm er die Stadt Moskau ein und den Großfürsten gefangen. Der grausame Demetrius ließ diesem die Augen ausstechen (1446), daher Wasilei III. den Beinamen „des Geblendeten" erhielt. Wider den Willen seiner Henker behielt Wasilei noch einige Sehkraft, und sobald er wieder in Freiheit kam, sammelte sich schnell ein Heer um ihn. Demetrius Schemäka erlitt (1450) eine entscheidende Niederlage und starb bald darauf (1453). Doch die inneren Streitigkeiten der russischen Fürsten nahmen kein Ende. Zuerst bekämpfte Wasilei III. den Fürsten Iwan von Mosaisk (1454) und überzog darauf Nowgorod mit Krieg. Weder die Einnahme Constantinopel's durch die Türken, noch der Zerfall der tartarischen Macht brachten in die kriegerischen Unternehmungen der Russen Sinn und Verstand. Es wäre ihnen damals schon ein Leichtes gewesen, das tartarische Joch abzuwerfen, allein die russischen Fürsten hegten weder Vaterlandsliebe, noch Sinn für Unabhängigkeit. Jeder trachtete nur darnach, sein Gebiet zu vergrößern und auf Kosten seiner Nachbarn Macht und Einfluß zu gewinnen. Der Kampf gegen die Tartaren wurde niemals als eine Nationalsache behandelt. Wenn die Russen den zehnten Theil der Kräfte, die sie im nutzlosen Kampfe um untergeordnete und persönliche Interessen vergeudeten, auf den Kampf gegen die Tartaren verwendet hätten, so wären sie längst ihrer stolzen Unterdrücker Meister geworden. Doch so schmählich das tartarische Joch für die Russen auch war, sie fühlten nicht dessen Härte, weil sie von jeher an orientalischen Despotismus gewöhnt waren. Wenn ein Bote des Chans aus der Tartarei ankam, so mußte der russische Großfürst ihn mit allen seinen Fürsten und seinem ganzen Hofe außerhalb der Stadt Moskau einholen, sobald er ihn gewahr wurde, mit allen den Seinigen vom Pferde steigen und das Knie beugen, während der Bote zu Pferde sitzen blieb. Dann mußte der Großfürst dem Tartaren eine Schaale voll Pferdemilch reichen und die Tropfen, welche davon auf das Roß fielen, mit der Zunge ablecken. Kostbare Pelze mußten auf die Erde gebreitet werden für die Hufe des tartarischen Pferdes, auf welchem der Bote ritt. Mit gebeugten Knien mußten die Russen den Brief des Chanes verlesen hören und durch alle

diese schmachvollen Aeußerlichkeiten ihre Unterwürfigkeit kund thun. Von der Laune jedes Chans, welche durch bestochene Günstlinge und ehrlose Weiber häufig beherrscht wurde, hing es ab, ob der Großfürst und alle übrigen Fürsten Rußland's in ihren Aemtern bestätigt wurden, oder nicht. Mehr als ein Großfürst verlor auf den Befehl des tartarischen Chanes nicht blos seine Würde, sondern auch sein Leben. Doch was die eigene Kraft der Russen nicht that, geschah durch den innern Verfall der tartarischen Herrschaft. Eine Reihe der günstigsten Verhältnisse traf zusammen und machte es Wasilei's III. Sohne, Iwan III., welcher 1463 Großfürst wurde, leicht, das tartarische Joch abzuwerfen. Iwan III. wurde wegen der Erfolge, die er im Laufe einer dreiundvierzigjährigen Herrschaft gewann, von oberflächlichen Menschen „der Große" genannt. Er besaß aber, ganz abgesehen von Charaktergröße, nicht einmal ausgezeichnete Talente. Er war kein Feldherr, vielmehr errang er alle seine Siege durch seine Diener. Er war nicht einmal ein nüchterner, arbeitsamer Mensch, sondern ein Trunkenbold, der fast jeden Abend des Guten zu viel that und dann seinen Rausch ausschlafen mußte, um wieder zu Geschäften fähig zu werden. Doch die russische Nation hatte seit vier Jahrhunderten durch ihre Zersplitterung und seit zwei und einem halben Jahrhundert durch das tartarische Joch so furchtbar gelitten, daß ihr Streben sich mit immer steigender Kraft gegen die Vielherrschaft und das fremde Joch richtete. Schon Demetrius IV. hatte die Fürstenthümer Susdal, Nischneinowgorod und Pronsk mit dem Großfürstenthume vereinigt. Iwan III., welcher durch keine Gewissensregungen abgehalten wurde, seine Macht weiter auszudehnen, war ganz der Mann dazu, durch Gewalt und Tücke das russische Reich wieder herzustellen, d. h. den Despotismus der Tartaren und zahlreicher russischer Fürsten durch den größern Despotismus eines einzelnen Herrschers zu verdrängen. Seinen tyrannischen Charakter bekundete Iwan besonders in seinem Kampf gegen die Stadt Nowgorod, welche er der Selbständigkeit beraubte und mit der furchtbarsten Grausamkeit behandelte. Seine Gemahlin Sophia, Tochter des Fürsten Thomas Paläologus, Bruders des letzten griechischen Kaisers Constantin XII., drängte ihn ohne Unterlaß, das schmachvolle Joch der Tartaren zu brechen. Auf ihren Rath stellte sich Iwan bettlägerig bei der Ankunft des Boten der goldenen Horde, um der herabwürdigenden Empfangsceremonie ohne Gefahr enthoben zu werden. Dann entfernte Sophia, unter einem schicklichen Vorwande, die Tartaren, welche in nächster Nähe bei dem großfürstlichen Palaste wohnten, um Alles, was darin vorging, auszukundschaften. Den üblichen Tribut bezahlte Iwan nicht, entschuldigte sich aber bei dem Chane durch Gesandtschaften, die er an ihn abordnete. Mehrere tartarische Große, die Iwan bestochen hatte, erhielten den Chan in dem Wahne, der russische Großfürst sei ein treuer Unterthan, allein durch die Verhältnisse abgehalten, seine Pflichten zu erfüllen. Schwerlich würden alle diese Ausflüchte zu Sarai so ruhig hingenommen worden sein, wenn der Chan nicht gefürchtet hätte, der König von Polen und die krimmischen Tartaren könnten sich mit den Russen gegen ihn vereinigen. Nachdem der Chan aber (1473) mit dem Könige von Polen einen Friedens- und Bundesvertrag geschlossen hatte, ließ er dem Großfürsten befehlen, den ganzen rückständigen Tribut zu bezahlen und in Person bei der Horde zu erscheinen. Als wahrer Barbar ließ Iwan, statt die verschütteten Tropfen der Pferdemilch mit der Zunge abzulecken und knieend den Befehl seines Oberherren zu vernehmen, wie er früher zu thun pflegte, die ganze Gesandtschaft bis auf einen einzigen Mann, den er mit einer abschlägigen und beschimpfenden Antwort zurückschickte, — niedermachen. Der Krieg entbrannte, wie Iwan erwartet hatte. Zuerst lichtete aber eine verheerende Seuche die Reihen des tartarischen Heeres. Dann wurde der Chan Achmet von den Polen, deren Hülfe er erwartet hatte, im Stiche gelassen. Ein glücklicher Einfall, welchen ein russisches

Heer in Kaptschak selbst machte, gab den Ausschlag. Die goldene Horde wurde von den Russen fast gänzlich aufgerieben. Die letzten Ueberreste derselben hieben die nogaischen Tartaren, welche sich die Gelegenheit zu nutze machten, nieder. Das Heer Achmet's wurde von diesen seinen Stammesgenossen unvermuthet angegriffen und gänzlich zerstreut. Achmet selbst verlor sein Leben. Die goldene Horde hörte auf, zu sein. Die Trümmer derselben verbanden sich mit den kasanischen und krimmischen Tartaren, welche jedoch den Russen niemals so verderblich wurden, als die goldene Horde es gewesen war. Iwan konnte, nachdem seine tartarischen Feinde von der Schaubühne abgetreten waren, seine volle Kraft auf die ihm näher liegenden Gegner werfen. Zuerst mußte Nowgorod seinen eisernen Griff empfinden. Von Jahr zu Jahr untergrub Iwan mehr und mehr die Unabhängigkeit und die freie Verfassung dieser Stadt. Endlich im Jahre 1478 führte er den Todesstreich aus. Allen ihren Freiheiten machte der Tyrann ein Ende. Nowgorod sollte nichts vor der Czaarenstadt voraus haben. Dreihundert der angesehensten und reichsten Bürger ließ er abschlachten und zog deren Güter an sich. Die ganze Stadt und jeder Einwohner mußte zwei Drittheile aller seiner beweglichen Güter abgeben. Nowgorod war damals eine der reichsten Städte der Erde. So ging zugleich mit der Freiheit auch der Wohlstand und der Gewerbsfleiß Nowgorod's unter. Viele Tausende seiner Bürger vertheilte Iwan III. in andere, an blinden Gehorsam längst gewöhnte russische Städte und schickte dafür eine entsprechende Anzahl unterthäniger Knechte dahin. Diese Verpflanzungen, welche Iwan noch in den Jahren 1485, 1487 und 1489 vornahm, änderten vollständig den Geist und die Gesinnung der einst freien Stadt. Im Jahre 1494 ließ der freche Tyrann alle deutschen Kaufleute, die sich zu Nowgorod aufhielten, neunundvierzig an der Zahl, gefangen setzen und alle den hanseatischen Kaufleuten gehörigen Güter wegnehmen. Mit diesem Schlage wurde plötzlich der bedeutende Handelsverkehr, welchen die Hansa bis zu dieser Zeit mit Nowgorod gepflogen hatte, vernichtet. Die verhafteten Kaufleute gab Iwan später (1496) wieder frei, die geraubten Güter behielt er aber zurück. Die freie Stadt Plescow wurde gleichfalls von ihm unterworfen, obgleich sein Nachfolger erst dieselbe vollständig knechtete. Die Tartaren von Kasan mußten seine Oberherrschaft anerkennen (1487). Iwan dehnte seine Eroberungen über Jugrien, Permien und einen Theil Sibirien's aus. Alle russischen Fürsten mußten ihm huldigen (1492). Wie im Osten, so griff er auch im Westen gegen Litthauen und Finnland immer weiter um sich. Doch aus Liefland, nach welchem er gleichfalls seine gierigen Finger ausstreckte, wurde er von dem Heermeister der Schwertbrüder, Walter von Plettenberg, zurückgeschlagen.

Trotz aller Siege, welche Iwan III. errang, hatte er doch keinen festen Character, wie er namentlich in der hochwichtigen Frage der Thronfolge an den Tag legte. Sein ältester Sohn Iwan starb im Jahre 1490. Es entstand daher die Frage, ob dessen Sohne Demetrius oder aber des Großfürsten zweitem Sohne, Wasilei, die Krone nach Iwan's III. Tod gebühre.

Am vierten Februar 1498 ließ Iwan seinen Enkel Demetrius feierlich zum Großfürsten krönen. Doch bald darauf änderte er seine Ansicht. Am elften April 1502 wurden, auf seinen Befehl, Demetrius und dessen Mutter gefangen gesetzt. Sie wurden aus dem Kirchengebete ausgeschlossen und des großfürstlichen Titels verlustig erklärt. Dagegen ernannte Iwan seinen zweiten Sohn, Wasilei, zum Großfürsten von Wladimir, Moskau und ganz Rußland. Kurz vor seinem Tode änderte er nochmals seine Ansicht, ließ seinen Enkel Demetrius an sein Bett kommen und erklärte, er habe Unrecht gethan, ihn seines Erbrechtes und seiner Freiheit zu berauben, er möge ihm verzeihen und sich seines Rechtes bedienen. Als aber Demetrius aus dem Zimmer seines Großvaters ging, ließ ihn Wasilei

sogleich wieder verhaften. Iwan III. starb (1505). Im Widerspruch mit dem allgemeinen europäischen Fürstenrechte und mit Iwan's ursprünglicher und letzter Ansicht bestieg Wasilei IV. den russischen Thron. Demetrius starb einige Jahre darauf 1509 im Kerker, wahrscheinlich auf des Großfürsten, seines Oheims, Befehl. Im Kriege gegen die Tartaren von Kasan war Wasilei nicht glücklich. Sein Heer wurde zuerst auf der Wolga und dann in der Nähe von Kasan geschlagen. In Folge dieser Niederlagen verbreitete sich ein solcher Schrecken über ganz Rußland, daß der Großfürst Mühe hatte, ein Heer wider die Tartaren von Kasan zusammen zu bringen. Ueberdieß waren die russischen Streitkräfte an der westlichen Gränze des Reiches gegen Litthauen und Polen in Anspruch genommen. Mittlerweile setzten die Tartaren ihre Einfälle in das russische Gebiet fort. Im Jahre 1509 schloß der Czaar mit ihnen einen Frieden, welcher zwar ihren Verheerungen ein Ziel setzte, aber auf keine für Rußland ehrenvolle Weise. Sobald Wasilei IV. die Tartaren nicht mehr zu fürchten hatte, beschäftigte er sich damit, Plescow, welches seine alte städtische Verfassung noch beibehalten hatte, der letzten Reste von Freiheit zu berauben. Die inneren Streitigkeiten, welche die Bürgerschaft entzweiten, boten ihm dazu eine willkommene Veranlassung. Durch List und Verrath bemächtigte sich Wasilei der angesehensten Einwohner dieser Stadt. Die führerlose Bürgerschaft ergab sich auf Gnade und Ungnade und Plescow trat in die Reihe der russischen Landstädte ein. Alle einflußreichen Leute, siebentausend an der Zahl, wurden aus der Stadt hinweggeführt. Neue Ankömmlinge verdarben die Sitten der Bürger, Plescow hatte bis dahin den Ruhm seltener Menschlichkeit und großer Ehrlichkeit besessen. Grobheit, Rohheit und Unredlichkeit zogen mit den Beamten und den Knechten des Großfürsten ein, und richteten die einst so blühende Stadt, nicht minder als Nowgorod zu Grunde. Den Einfällen der Tartaren, welche, trotz des geschlossenen Friedens, sich häufig wiederholten, setzte Wasilei fast keinen Widerstand entgegen. Für seine Verluste im Osten entschädigte er sich im Westen. Mit Hülfe eines Polen, Namens Glinski, brachte er Smolensk an sich und gab diesem, statt des versprochenen Lohnes, den Tod. Wasilei IV. herrschte bis zum Jahre 1534, daher wir auf ihn im nächsten Buche noch zurückkommen werden.

§ 74. Preußen, Liefland, Litthauen und andere kleinere Länder des Ostens.

Neben den großen Staaten des nordöstlichen Europa's, welche im Laufe der Jahrhunderte ihre nationalen Eigenthümlichkeiten mehr und mehr entwickeln konnten, weil sie stark genug waren, ihre Selbstständigkeit, wenn auch im Kampfe mit auswärtigen Feinden, zu behaupten, bestanden mehrere kleinere Länder, welche von minder mächtigen Völkerstämmen bewohnt waren, und daher das Joch fremder Herrschaft auf die Dauer nicht abweisen konnten. Längs den Küsten der Ostsee gehörten dahin Preußen, Liefland, Kurland und Esthland, mehr im Süden Litthauen und längs der Donau Servien, Bosnien, Croatien, Dalmatien und Slavonien.

Im Laufe dieses Zeitabschnittes erlangte der deutsche Ritterorden die Höhe seiner Macht. Von der Elbe bis nach Nowgorod und Grodno und von der Ostsee bis nach Posen und Schlesien erkämpften sich die deutschen Ritter ein Reich, welches eine Zeit lang den mächtigsten Staaten Europa's die Spitze bot. Von Marienburg aus herrschte der Heermeister, welchem ein Generalkapitel sämmtlicher Ritter zur Seite, und unter welchem mehrere Großcomthure und Comthure standen. Es läßt sich denken, daß diese Ritter, welche alle Vortheile des Adels mit denjenigen der Mönche verbanden, den Völkern, die sie überwanden,

ein schweres Joch auferlegten. Doch das Ritterwesen und das Mönchthum gingen gegen Ende des Mittelalters, dessen Kinder sie waren, ihrer Auflösung mehr und mehr entgegen. Die Gewalt war das Mittel, der Glaube nur eine Beschönigung der Herrschsucht und Habgier der Ritter. Denn wenn es galt, diesen ihren Leidenschaften zu fröhnen, setzten sie sich auch über päbstliche Bullen hinweg. Doch nach denselben Gesetzen, welche die Bildung der Nationalitäten förderten, selbst da, wo gleichwie in Rußland und Polen, nur sehr wenig befähigte Menschen sie vertraten, mußte ein Staat, welcher, auf den Trümmern jedweder Nationalität, Mönchthum und Ritterthum hegte, nothwendig zerfallen, obgleich unter den deutschen Heermeistern und Rittern Männer empor tauchten, welche ihren polnischen und russischen Nebenbuhlern mehr als gewachsen waren. Ladislaus Loktiek von Polen mußte (1330) zu Gunsten des Deutschherrenordens, seinen Ansprüchen auf Pommerellen (Westpreußen) entsagen. Vergeblich suchte sich Kasimir, der s. g. Große, von Polen, durch päbstliche Entscheidungen gegen den Orden zu schützen.

Im Kalischer Frieden (1343) mußte der König von Polen außer Pommerellen auch Kulm und Michelau als rechtmäßige Besitzungen der Ritter anerkennen und sich mit der Rückgabe von Cujavien und Dobrin begnügen. Kaum hatte aber der Orden mit Polen Frieden geschlossen, so war er schon darauf bedacht, in anderen Gegenden seine Eroberungen auszudehnen. Esthland stand seit längerer Zeit *) unter dänischer Oberherrschaft, obgleich die Deutschen die eigentlichen Herren des Landes waren. Sie hatten in den Städten alle Aemter inne und übten als Gutsbesitzer, Ritter und Geistliche einen schweren Druck auf die Eingeborenen des Landes aus. Den Deutschen war die Oberherrschaft des Königs von Dänemark, welche mehr Schein als Wirklichkeit besaß, durchaus erwünscht, weil sie ihnen keine Schranken zog. Sie erkauften sogar (1329) von Christoph II. eine Urkunde, in welcher dieser versprach, seine Oberherrschaft über Esthland nie aufzugeben. Lange trugen die Esthen die Ketten deutscher Ritter, Geistlicher und Spießbürger. Endlich erhoben sie sich aber, im Jahre 1343, erschlugen über achzehnhundert Ritter mit Dienern, Weibern und Kindern und belagerten die Hauptstadt Reval. Mit Vergnügen ergriffen die Ritter des deutschen Ordens die Gelegenheit, welche ihnen diese Wirren boten. Auf die Einladung der esthnischen Ritterschaft zog der Heermeister mit siebenhundert Reisigen nach Rußland. Vergebens erklärten die Esthen, sich dem Orden unterwerfen und demselben Tribut zahlen zu wollen, vorausgesetzt, daß sie von den Edelleuten befreit würden, deren Hochmuth und Tyrannei sie nicht länger ertragen könnten. Die stolzen Ritter ließen sich mit den Bauern in keine Unterhandlung ein. Sie begannen den Kampf und hieben die unkriegerischen und schlecht bewaffneten Landleute, beiläufig zehntausend nieder. Die Stifter des Freiheitskampfes, welche die Ritter lebendig fingen, wurden unter furchtbaren Martern getödtet. Der dänische Statthalter zu Reval und die Deutschen in Esthland konnten sich aber dieses Sieges nicht freuen. Der Orden machte für seine Hülfe eine Kostenberechnung, welche so hoch ausfiel, daß der König Waldemar (1346) Esthland lieber abtrat, als daß er die ihm unerschwingliche Summe bezahlte.

Inmitten des Gebietes des deutschen Ritterordens hatte sich die Stadt Riga ihre Freiheit erhalten. Allein auf die Dauer konnte sie doch dem mächtigen Orden nicht widerstehen, um so weniger, als die Hansa, auf welche sie sich verließ, ihr die versprochene Hülfe nicht leistete. Riga mußte sich den Rittern ergeben, mußte diesen erlauben, eine Burg zu erbauen, von welcher aus die Bewohner der Stadt geschreckt und in Unterwürfigkeit gehalten wurden und verlor so seine Unabhängigkeit und freie Verfassung. Eben so glücklich, als gegen

*) Siehe Buch V., § 72, S. 224 f., Buch VI., § 69.

Polen, Esthland und Riga kämpfte der Orden mit den Litthauern, von denen er (1404) Samogitien eroberte.

Von dieser Zeit an nahm aber die Macht der deutschen Ritter ab. In der Schlacht bei Tannenberg (1410) erlitten sie eine furchtbare Niederlage, in welcher der Hochmeister, Ulrich von Jungingen, mit vielen Rittern das Leben verlor. Im Frieden (1436) mußte der Orden Samogitien und Sudanien abtreten. Wie gewöhnlich war die Folge dieser Verluste, dem äußern Feinde gegenüber, innerer Zwiespalt. Der Orden zerfiel in zwei feindliche Parteien, deren eine sich vom goldenen Schiffe, die andere vom goldenen Vließe nannte. Die Ritter übten einen so harten Druck, daß die Städte und der Adel von Preußen gegen sie die Waffen ergriffen (1440) und lieber unter polnischem Schutze (1454), als unter der Herrschaft des deutschen Ordens leben wollten. Nach einem zwölfjährigen Bürgerkriege, in welchem die Ritter erlagen, mußten sie, im Frieden von Thorn (1466), nicht blos an Polen wieder abtreten, was sie im Frieden zu Kalisch gewonnen hatten (Kulm, Michelau und Pommerellen), sondern auch über Ostpreußen die polnische Lehensherrschaft anerkennen. Doch auch nach diesen Verlusten war der Orden noch stark genug, dem russischen Reiche die Spitze zu bieten. Walter von Plettenburg, der Landheermeister von Liefland, schlug den Großfürsten Iwan III., Wasiljewitsch, in zwei Schlachten, bei Maholm (1501) und Pleskow (1502) und setzte dadurch dessen auf Liefland gerichteten Eroberungsgelüsten ein Ziel. Gegen das Ende dieses Zeitabschnittes (1511), erwählte der deutsche Orden den Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach zum Hochmeister, welcher, nachdem die Reformation dem Mönchswesen den Todesstoß gegeben hatte, den von dem Orden bisher beherrschten Ländern eine neue Verfassung ertheilte.

In der Mitte zwischen deutschen, polnischen und russischen Christen, bewahrten sich die Litthauer ihr altes Heidenthum, und wenn man in sie drang, sich taufen zu lassen, antworteten sie in Redensarten, mit welchen Fürsten, die sich Christen nannten, aber in der That Heiden waren, jeden Glaubenswechsel von der Hand wiesen. Sie schworen hoch und heilig, sie würden die Religion ihrer Väter nicht verlassen. Witen, welcher nach dem Aussterben des alten großfürstlichen Stammes die Herrschaft über Litthauen an sich gerissen hatte (1282), wurde (1315) von seinem Oberstallmeister, Gedimin, ermordet. Der Mörder gewann die Zuneigung der rohen Litthauer, indem er sie auf ihren Raubzügen nach den benachbarten Ländern anführte und ihnen durch seine Tapferkeit und seine kriegerischen Talente reiche Beute verschaffte. Der glückliche Räuber und Mörder wurde Großfürst von Litthauen, und seine Nachkommen, die berühmten Jagellonen, verdankten seiner blutgetränkten Faust ihre Erhebung. Der König Wladislaw I., Loktiek, von Polen, welcher die Raubzüge der Litthauer fürchtete, gewann Gedimin's Freundschaft dadurch, daß er seinen Sohn Kasimir mit dessen Tochter vermählte. Die Heidin nahm zwar die Taufe an und nannte sich Anna, allein ihr Vater und ihre Brüder blieben der Religion ihrer Väter treu. Die Litthauer ließen die Polen in Ruhe und richteten ihre verheerenden und räuberischen Züge dem Osten und Norden, Liefland und Preußen, Rußland und der Tartarei zu. Witen's Nachfolger eroberte Wladimir, ganz Volhinien und Kiew, und gründete dadurch ein Reich, welches, im Schutze seiner Wälder und Moräste, fremden, gebildeteren Nationen, fast unerreichbar war Gedimin widmete übrigens nicht alle seine Zeit dem Kriege und dem Raube. Er baute Wilna, woselbst er seinen Herrschersitz aufschlug und mehrere andere Städte, zog deutsche Handwerker und Ackerbauer in sein Land und suchte einige Keime von Bildung den Litthauern beizubringen. Er machte zwar den Fehler, daß er das von ihm zusammeneroberte Reich unter seine sieben Söhne theilte, welche, nachdem er im Kriege mit dem deutschen Orden gefallen war (1330), eine große Verwirrung herbeiführten; allein

der älteste der sieben Söhne, Olgerd, vereinigte bald wieder sämmtliche Provinzen seines Vaters. In seiner halbhundertjährigen Regierungszeit (1330—1381) führte er Kriege mit den deutschen Rittern, den Polen und den Russen. Doch nur gegen die Letzteren errang er dauernde Vortheile, indem er ihnen einen Theil Weißrußlands abnahm. Sein Sohn Jagello (Jagiel) war es, den wir in der polnischen Geschichte *) kennen lernten. Dieser wurde zugleich König von Polen und Christ (1386). Er führte das Christenthum bei den Litthauern ein, obgleich dieselben noch über ein Jahrhundert unter ihren eigenen Fürsten lebten, welche jedoch die Oberherrschaft der polnischen Könige anerkannten. In Litthauen folgte Jagello der Sohn seines Bruders, Witold, nach, der bei der Taufe den Namen Alexander I. annahm. Er machte sich (1414) Nowgorod und Pleskow zinsbar. Er war der litthauische Fürst, welchen die Hussiten, in ihrer Verblendung, zum Könige von Böhmen wählten. Nach seinem Tode (1430) folgte Alexander I. sein Oheim, welcher übrigens schon nach zwei Jahren (1432) abgesetzt wurde. Siegismund I., Alexander's I. Bruder, herrschte nur acht Jahre lang. Casimir II., Jagello's zweiter Sohn, aber mehr als ein halbes Jahrhundert (1440—1492). In der Geschichte Polen's haben wir dieselben bereits kennen gelernt **). Ihm folgte sein dritter Sohn, Alexander II. (1492—1506), der, nach dem Tode seines Bruders, Johann Albrecht (1501), zum Könige von Polen erwählt wurde. Seit dieser Zeit blieben Polen und Litthauen unter einem Oberhaupte vereinigt, bis sie durch fremde Uebermacht getrennt wurden.

Weiter im Süden, an den Ufern der Donau, kämpften mehrere kleine Staaten vergebens um ihre Unabhängigkeit. Der Zerfall des oströmischen Reiches, zu welchem sie in längerer oder kürzerer Vergangenheit, gehört hatten, eröffnete ihnen die Hoffnung, ihre Selbstständigkeit wieder zu gewinnen. Doch sie erlagen alle, früher oder später, der wachsenden Uebermacht ihrer Nachbarn. Dalmatien vertauschte die ungarische Oberherrschaft nur, um unter das Joch der Venetianer zu fallen. Servien, Bosnien, Croatien und Slavonien geriethen theils unter türkische, theils unter ungarische Herrschaft. Die Moldau und die Wallachei, Theile des alten Dacien's, woselbst sich mit den Abkömmlingen römischer Pflanzer mannigfaltige slavische Völkerschaften vermischten, gewannen, im Anfange unseres Zeitabschnittes, staatliche Selbstständigkeit. Petschenegen, Comanen und Ungarn hatten hintereinander diese früher so reichen Länder inne gehabt. Radul der Schwarze beherrschte zuerst, im Jahre 1290, die Wallachei, unter dem Titel eines Wojwoden (Grafen). Später (1374) entwickelte sich die Moldau zu einem abgesonderten Reiche. Unter ihren gefeierten Herrschern zeichnete sich besonders Stephan aus (1458—1504), der sein kleines Ländchen gegen Ungarn, Polen, Türken und Tartaren zu schützen verstand. Bisweilen mußten die Wallachei und die Moldau die Oberherrlichkeit der Könige von Ungarn oder Polen anerkennen. Später (1415) wurde die Wallachei von den Türken unterworfen. Die Moldau bewahrte sich bis 1529 ihre Selbstherrlichkeit. Doch auch unter den Türken behielten beide Provinzen ihre Eigenthümlichkeiten bei. Ihre Sprache, welche größtentheils aus lateinischen Wörtern bestand, wurde nicht verdrängt. Fürsten (Hospodare) des eigenen Volkes herrschten über die Bewohner der beiden Provinzen, welche die Erinnerung an die alten, römischen Zeiten festhielten, sich selbst Römer (Rumunje) nannten, aber die türkische Herrschaft nicht abschütteln konnten.

Bis zur heutigen Zeit konnten die einst so blühenden Donau-Länder sich nicht wieder zu einem gewissen Grade der Freiheit, der Bildung und des Wohlstandes erheben, denn

*) Siehe oben § 72.

**) Siehe oben § 72.

jegliches Gedeihen eines Landes setzt Selbstständigkeit voraus. So lange Servien, Bosnien, Croatien, Dalmatien, die Moldau und die Wallachei fremde Herren haben, sie mögen Oesterreicher, Ungarn, Türken oder Russen sein, — können sie sich nicht frei fühlen, und schon aus diesem Grunde nicht höher entwickeln. Sie werden vorgussichtlich erst dann glücklich werden, wenn auf den Trümmern der Monarchie die Republik in Europa herrschen und ein Band, ähnlich dem amerikanischen, die vereinigten Staaten Europa's umschlingen wird.

Achter Abschnitt.

Das oströmische Reich, die Türkei und die Mongolen.

§ 75. Andronicus II., Michael IX., Andronicus III. und Johann V. (1282—1391).

Um dieselbe Zeit, da im äußersten Westen Europa's, in der pyrenäischen Halbinsel, die Herrschaft der Mohammedaner ihrem Ende entgegenging, breitete sich dieselbe im Osten unaufhaltsam aus. Beweis genug, daß außer den religiösen Beweggründen, welche da und dort den Kampf beseelten, noch andere bedeutungsvolle Ursachen wirksam waren. In dem zweihundertjährigen Glaubenskriege, welcher unter dem Namen der Kreuzzüge von dem Ende des elften bis zum Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts reichte, wurden die christlichen Mächte von den mohammedanischen vollständig überwunden. Die Siege, welche um dieselbe Zeit die Christen der pyrenäischen Halbinsel über die Mohammedaner errangen, konnten unmöglich den religiösen Ueberzeugungen der Spanier zugeschrieben werden, denn diese standen so ziemlich auf derselben Stufe, wie der Glaube der Kreuzfahrer und der Bewohner des oströmischen Reiches, welche eine Niederlage nach der anderen durch die Anhänger des Islam erlitten. Der Kampf zwischen Mauren und Spaniern hatte auch noch eine nationale Seite und diese war es, welche den früheren Bewohnern des Landes den Sieg über die fremden Eindringlinge verschaffte. Die Spanier, welche durch kräftige germanische Stämme, die sich mit ihnen vermischt, einen gewissen Grad von Frische wieder erlangt hatten, setzten den Arabern einen weit entschlossenern Widerstand entgegen, als die Griechen, die seit Jahrhunderten immer tiefer gesunken waren, dem tapferen Volke der Türken leisten konnten. Wie Granada, so dankte auch das oströmische Reich Jahrhunderte lang sein Dasein den inneren Streitigkeiten, welche im Schooße seiner Feinde wütheten. Ohne die Kriege, welche Aragonier, Castilianer und Navarresen untereinander führten, wäre Granada um Jahrhunderte früher gefallen, und hätten Mongolen, Tartaren und Türken sich nicht gegenseitig blutige Schlachten geliefert, so wäre Constantinopel nicht erst von Mohammed II. eingenommen worden.

Michael Paläologus hatte zwar die Lateiner aus Constantinopel vertrieben, allein das Joch des römischen Pabstthums, dem sich die Griechen selbst unter lateinischer Herrschaft nicht unterworfen, auf sich genommen. Er setzte sich dadurch in Widerspruch mit dem griechischen Volke und einer fast tausendjährigen Vergangenheit des Reiches. Kaum schloß er (1282) die Augen, so wurde der unsinnige Bund zerrissen, in den sich Michael mit dem römischen Pabste eingelassen hatte. Sein Sohn, Andronicus II., trat offen auf die Seite der Nation. Der römische Glaube und die päbstliche Herrschaft wurden einstimmig abgeschworen und die Kirchen, in welchen die üblichen Ceremonien in der Form

der Lateiner abgehalten worden waren, von dem „päbstlichen Gräuel" gereinigt. Der neue Kaiser bewies dadurch, daß er seinem Vater ein christliches Begräbniß verweigerte, deutlich, daß er mit den Lateinern ziemlich auf gleicher Höhe stand, oder vielmehr ebenso abergläubisch und verfolgungssüchtig, als diese, war. Vor dem Richterstuhle der Vernunft kann der lateinische und der griechische, der mohammedanische, der buddhistische und jeder andere Aberglauben nicht bestehen und ist die Schreckensherrschaft, sie gehe von einem Pfaffen oder einem Kaiser aus, verwerflich. Michael Paläologus war gleichgültig in den Streitigkeiten, welche griechische und lateinische Geistliche miteinander führten. Deßhalb trifft ihn kein Tadel. Allein er irrte, wenn er dieselbe Gleichgültigkeit bei dem gesammten griechischen Volke voraussetzte, er verging sich schwer, indem er dieses zur lateinischen Kirche bekehren und der Herrschaft des römischen Pabstes unterwerfen wollte. Sein Sohn, welcher an dem Unsinne des griechischen Bekenntnisses mit Feuereifer festhielt, war nicht weiser, als er, obgleich Pfaffen und Pfaffenknechte den Aberglauben Andronicus' II. als Tugend und seine Vorliebe für theologische Spitzfindigkeiten als Gelehrsamkeit rühmten. Michael Paläologus hatte den Glauben des griechischen Volkes den Rücksichten einer verkehrten Staatskunst untergeordnet; Andronicus bemühte sich mehr um die Glaubensansichten seiner Kirche, als um das Wohl seines Staates. Vater und Sohn hatten gleich wenig gesunden Menschenverstand, Thatkraft und Entschlossenheit. Während das griechische Reich von allen Seiten bedroht wurde und dessen volle Kraft erforderlich war, die äußeren Feinde zurückzuschlagen, rieb der Kaiser den bessern Theil seiner Kräfte in unsinnigen Verhandlungen mit den Pfaffen seines Glaubens auf und ließ sich von dem Patriarchen Athanasius tyrannisiren. Im Jahre 1295 nahm Andronicus seinen Sohn, Michael IX., zum Mitregenten an, in welcher Stelle dieser bis zu seinem Tode verblieb (1320), ohne irgend etwas Bemerkenswerthes zu leisten. In einer Zeit, welche für das griechische Reich so verhängnißvoll war, konnte es ihm an Gelegenheit, sich hervorzuthun, nicht fehlen. Die Türken breiteten sich mit unwiderstehlicher Kraft in Kleinasien aus. Die entarteten Griechen mußten sich nach fremder Hülfe umsehen, ihnen die Spitze zu bieten. In den Kriegen, welche die sicilianische Vesper hervorrief, entwickelten sich Söldnerschaaren, größtentheils spanischer oder italienischer Abkunft, welche nach abgeschlossenem Frieden brodlos wurden und nicht in die Kreise des bürgerlichen Lebens zurückkehren wollten. Unter den Befehlen Roger's de Flor, eines Deutschen von Geburt, eines Italieners durch Erziehung, stand eine Schaar von fünfzehnhundert Reitern und fünftausend Fußsoldaten nebst der Bemannung einer zahlreichen Flotte. Auf achtzehn Galeeren und vier großen Schiffen setzte er, von Andronicus berufen, seine Mannschaft nach Constantinopel über (1303). Doch bald schon mußte der griechische Kaiser empfinden, daß fremde Hülfe immer gefährlich sei. Die Catalonier, so wurden die Söldner nach dem Volke, das sich unter ihnen besonders geltend machte, genannt, schlugen zwar die Türken in zwei blutigen Schlachten und entsetzten die von denselben belagerte Stadt Philadelphia, allein sie verwüsteten das ganze Land so furchtbar, wie die Türken es nicht gethan hatten, und boten den Befehlen des Kaisers so frechen Trotz, daß dieser ärmliche Mensch sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er ihren Führer Roger de Flor ermorden ließ. Die Folge davon war ein Aufstand, in welchem von der Festung Gallipoli aus die kaiserlichen Truppen in zwei Schlachten, zur See und zu Lande, geschlagen wurden. Michael IX. zeichnete sich in denselben durch die Schnelligkeit, mit welcher er bis in den kaiserlichen Palast floh, ohne die Stadt vor den nachrückenden Feinden zu sichern, in sehr unrühmlicher Weise aus. Dreitausend Mann von den kaiserlichen Truppen gingen zu den Freibeutern über, welche zur See und zu Lande den Raub in immer größerem Maßstabe trieben. Viermal hat

der Kaiser Andronicus vergeblich um Frieden, bis endlich innere Zwietracht und Mangel an Lebensmitteln die Catalonier zwangen, abzuziehen (1307). In geschlossenen Reihen rückten sie durch Macedonien und Thessalien, um im Herzen Griechenland's eine feste Niederlassung zu gründen. In Athen herrschte dazumal Walter von Brienne, dessen Vater durch Heirath dieses Herzogthum von der Familie de la Roche an sich gebracht hatte. Er wurde von den Cataloniern an den Ufern des Cephistus in Böotien geschlagen und vertrieben. Seinen gleichnamigen Sohn haben wir in der Geschichte von Florenz bereits kennen gelernt *). Attica und Böotien fielen den Siegern zu. Dort ließen sie sich nieder unter dem Schutze des Hauses Aragon. Die Könige von Sicilien ernannten das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch die Statthalter von Athen. Im fünfzehnten Jahrhundert setzte sich dort das florentinische Haus Accajoli fest, welches seine Herrschaft über Argos, Korinth, Delphi und einen Theil von Thessalien ausdehnte, bis Mohammed II. seiner Herrschaft ein Ende machte.

Der Kampf mit den Cataloniern brachte die Schwäche des oströmischen Reiches klar zu Tage. Michael VIII. Paläologus hatte den Lateinern außer Constantinopel noch mehrere andere Besitzungen abgerungen. Unter dem erbärmlichen Andronicus und seinem elenden Mitregenten, Michael IX., wurden die nicht wiederhergestellten Gränzen des oströmischen Reiches noch mehr beschränkt. Die Türken rückten in Kleinasien vor und die Johanniterritter nahmen den Griechen die wichtige Insel Rhodus ab (1309).

Andronicus II. und sein Sohn Michael zeichneten sich mehr durch ihre Unfähigkeit, als ihre Lasterhaftigkeit aus. Doch der Sohn des letztern, welcher unter dem Namen Andronicus III. als Knabe seinem Vater und Großvater beigeordnet wurde, mit denen er nach der Redeweise jener Zeit die erhabene Trias bildete, begann seine Laufbahn als Verschwender und Wollüstling und wurde schon bald zum Brudermörder. Nachdem sein Vater, Michael IX., aus Gram gestorben war (1320), versuchte der alte Andronicus vergeblich, seinem Enkel die eingeräumte Macht wieder zu entreißen. Andronicus III. empörte sich gegen seinen Großvater, zwang ihn zuerst zu einem schimpflichen Vertrage und entfaltete dann (1321—1328) das Banner des offenen Aufstandes, welcher mit der Absetzung des alten Kaisers und der Thronbesteigung des Enkels endigte. Andronicus der Aeltere wurde Mönch und der Jüngere war schamlos genug, seinem Großvater nicht einmal den ihm zugesagten Ruhegehalt zu bezahlen. Der Greis starb vier Jahre nachher (1332). Andronicus III. war mehr vergnügungssüchtig, als herrschbegierig. Statt die Kriegsmacht des schwer bedrohten Reiches zu verstärken, hielt er sich tausend Jagdhunde, tausend Falken und tausend Jäger. Mit Widerstreben entzog er sich auf kurze Zeit seinen Lieblingsunterhaltungen und rückte gegen die Türken in's Feld. Doch er wurde geschlagen und die Wunde, welche er erhielt, diente ihm zum Vorwande, sich vom Kampfe fern zu halten. Die Verwirrung im Staate wurde immer größer. Die Ausschweifungen, denen Andronicus III. von Jugend auf gefröhnt hatte, machten übrigens seinem Leben frühe ein Ende. Er starb im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters (1341). Sein ältester Sohn, Johann V. Paläologus, zählte beim Tode seines Vaters erst neun Jahre. Johann Cantacuzenus führte die vormundschaftliche Regierung. Verfolgt von dem Admiral Apocaucus und dem Patriarchen Johann von Apri, griff Cantacuzenus zu den Waffen, nahm in der Stadt Demotica selbst den Purpur an und führte sechs Jahre lang (1341—1347) einen verderblichen Bürgerkrieg gegen seine Feinde, welche Constantinopel behaupteten. Die Bulgaren, die Servier und die Türken nahmen an den inneren Kämpfen des römischen

* Siehe oben § 40, Seite 250.

Reiches Theil. Beide Parteien schmeichelten diesen gefährlichen Feinden des Reiches, um sich ihres Beistandes zu versichern. Erst nachdem Apocaucus, welcher die Seele der Partei der Paläologen gewesen war, sein Leben verloren hatte, konnte Cantacuzenus entschiedene Fortschritte machen. Am Ende verglichen sich die streitenden Theile. Johann V. ehelichte die Tochter von Cantacuzenus und diesem wurde die Regentschaft auf zehn Jahre zuerkannt, nach deren Ablauf Johann die Herrschaft übernehmen sollte. Doch die Herrschaft der Paläologen und Cantacuzener war nicht von langer Dauer. Mit Hülfe der Türken siegte zuerst der Vormund, mit Hülfe der Genueser später der Mündel. Cantacuzenus wurde Mönch und Johann V. alleiniger Beherrscher des sinkenden Staates (1355).

Während der zahlreichen Bürgerkriege, die im Innern des oströmischen Reiches wütheten, nahm die Macht aller seiner Feinde zu. Unter diesen waren die Türken die gefährlichsten, die Genueser die nächsten. In der Vorstadt Constantinopel's, Pera oder Galata, lebten die letzteren unter ihren eigenen Beamten. Sie befestigten sich innerhalb derselben und boten wiederholt den oströmischen Kaisern hinter ihren Mauern Trotz. Von den Genuesern hing es ab, die Bewohner Constantinopel's auszuhungern, oder mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, deren ausschließlichen Großverkauf sie an sich gerissen hatten, zu versehen. Zur Zeit der Herrschaft Cantacuzenus' geriethen sie in offenen Kampf mit den Griechen und schlugen diese in die Flucht. Cantacuzenus wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er das Land, dessen sich die Genueser mit Gewalt bemächtigt hatten, ihnen abtrat (1349). Vergeblich hofften die Griechen, ihre verhaßten Feinde mit Hülfe der Venetianer und Catalonier aus Galata zu vertreiben. Die Seeschlacht, welche die Genueser in der Nähe von Constantinopel gegen die Venetianer und Catalonier gewannen, verlieh ihnen das Uebergewicht gegen Byzanz. Der Kaiser Cantacuzen mußte die Venetianer und Catalonier für immer verbannen und den Genuesern Handelsvorrechte einräumen, welche die Griechen den ausländischen Kaufleuten gewissermaßen zinsbar machten.

Doch drückender, als die Abhängigkeit von den Genuesern, wurde für die Griechen die immer steigende Macht der Türken. Diese waren in Folge der Bürgerkriege, welche das oströmische Reich zerrütteten, nach Europa herübergezogen worden, woselbst sie sich mehr und mehr ausbreiteten und festsetzten. In Adrianopel verschworen sich Johann's V. ältester Sohn, Andronicus, und des Türken Amurat's I. Sohn, Sauzes, gegen das Leben und die Herrschaft ihrer Väter. Das Complott wurde von Amurat entdeckt. Der Türke ließ seinen Sohn blenden, der Grieche mußte an dem seinigen dieselbe Strafe vollziehen lassen, um nicht von Amurat als Feind behandelt zu werden. Andronicus' Sohn, Johann, damals noch ein Kind, wurde gleichfalls verurtheilt, das Augenlicht zu verlieren. Die Operation wurde jedoch in so milder Weise vollzogen, daß der Vater an einem Auge das Gesicht behielt und der Sohn nur schielend wurde. Die beiden Geblendeten wurden übrigens schon nach zwei Jahren aus ihrem Kerker befreit und auf den Thron gehoben, von welchem Johann V. und sein Sohn Manuel herabgestürzt wurden. Zwei Jahre später entrannen Johann V. und Manuel ihrem Kerker und versetzten das unglückliche Land von neuem in Bürgerkrieg. Das oströmische Reich war zu einem Gebiete eingeschrumpft, welches zwischen dem schwarzen Meere und der Propontis nur fünfzig englische Meilen in der Länge und dreißig in der Breite hatte. Dieses kleine Ländchen mußte noch zertheilt werden, um den Streit zwischen den Paläologen zu schlichten. Der Vater Johann und Manuel mußten sich mit der Stadt Constantinopel begnügen. Andronicus und sein Sohn Johann ließen sich zu Rhodosto und Selybria nieder und beherrschten von da aus das Land außerhalb der Hauptstadt. Johann V. durfte es nicht wagen, die zerfallenen Befestigungen Constantinopel's wieder herzustellen und mußte seinen Sohn Ma-

nuel mit hundert griechischen Edelleuten auf des Sultan's Bajazet Befehl an die ottomannische Pforte absenden. Unter der Last der auf ihm ruhenden Schmach und Schande starb Johann V. endlich im Jahre 1391.

§ 76. Die Türken bis zu Amurat's I. Tode (1389).

Nachdem das chowaresmische Reich durch die Mongolen zertrümmert worden war *), warf sich ein Theil der türkischen Söldner, welche dadurch brodlos wurden, auf Syrien **). Eine andere Schaar derselben nahm bei dem Sultan Aladin von Iconium Dienste. Aus dieser entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte das Volk, welches das oströmische Reich verschlang und in drei Theilen der Erde einen der mächtigsten Staaten gründete. Die Vorfahren der Türken hatten früher ihre Heerden an den südlichen Ufern des Oxus in den Ebenen von Mahan und Nesa geweidet, in jenen Gegenden, wo ein Jahrtausend früher die Parther ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Orthogrul stand an der Spitze jener Söldner, welche sich unter die Fittige Aladin's begaben. Sein Vater Soliman Schah war im Euphrat ertrunken, als er in dem Heere des Herrschers von Chowaresmien darüber setzen wollte. Nur vierhundert Familien gehorchten Orthogrul, als er zu Surgut, an den Ufern des Sangar, sein Lager aufschlug. Sein Sohn Thaman oder Atman, dessen Namen, zur Erinnerung an den Chalifen, in Othman verwandelt wurde, besaß alle Tugenden eines Räubers und Soldaten. Er benützte den Fall der seldschuckischen Herrschaft und die zunehmende Schwäche der tartarischen Chane, seine eigene Macht auszudehnen und zu befestigen. Das oströmische Reich, an welches seine Besitzungen gränzten, bot ihm dazu die beste Gelegenheit. Die elenden Kaiser konnten ihm keinen kräftigen Widerstand entgegensetzen und der kühne Freibeuter mochte seinen Raubzügen den Schein rühmlicher Glaubenskriege verleihen. Die türkischen Kaiser stammen daher, gleich den Königen von England, den Kaisern von Oesterreich und anderen Monarchen von glücklichen Räubern ab. Durch die bithynischen Päſſe, deren Bewachung seit den Zeiten Michael's VIII. Paläologus vernachlässigt worden war, drang Othman (1291) zuerst gegen Nicomedien vor. Im Laufe einer fünfundzwanzigjährigen Regierung vermehrte er seine Heere und sein Gebiet. Er erlebte noch die Eroberung von Prusa, welches die Thore den siegreichen Waffen seines Sohnes Orchan öffnen mußte. Von Othman erhielten die osmanischen Türken ihre nähere Bezeichnung. Prusa wurde der Mittelpunkt ihres Reiches, welches erst durch die Eroberung dieser Stadt einen festen Haltpunkt gewann. Orchan gründete zuerst ein tapferes Fußvolk und verwendete seine jungen Gefangenen zum Kriegsdienste, für die er sie erzog. Nicäa und Nicomedien mußten sich ihm ergeben. Er war es, vor welchem Andronicus der jüngere verwundet floh. Diesem elenden Kaiser nahm Orchan ganz Bithynien bis zu den Küsten des Bosphorus und des Hellespontes ab. Doch begnügte er sich noch immer mit dem Titel eines Emir. Die sieben Kirchen von Asien, auf welche die Verehrer der Offenbarung Johannis so großes Gewicht legen, gingen, mit alleiniger Ausnahme derjenigen von Philadelphia, alle verloren. Johann Cantacuzenus suchte in seinem Kampfe gegen den oströmischen Kaiser zuerst die Hülfe Amir's, des Sohnes Aidin's, welcher sich in Jonien und Lydien festgesetzt hatte, nach, und wandte sich, als dieser gestorben war, an Orchan, indem er diesem seine Tochter Theodora zur Gattin gab. Die griechischen Kaiser waren niederträchtig genug, den Türken zu gestatten, ihre Gefangenen in

*) Siehe Buch V., §§ 20 und 21, S. 53 ff.

**) Siehe Buch V., § 18, S. 42 f.

Constantinopel als Sclaven zu verkaufen oder sie unbelästigt nach Asien überzuschiffen. Doch die nicht endenden inneren Streitigkeiten der Griechen boten den Türken immer bessere Gelegenheiten, sich auszudehnen. Die erstenmale kehrten sie nach Beendigung der Bürgerkriege wieder nach Asien zurück. Während des letzten Kampfes, den Cantacuzenus mit seinem Mündel führte, besetzten sie aber den Chersonesus (1353) und gaben die thracischen Festungen, die sie inne hatten, nicht wieder heraus. Orchan starb kurz nach seinem tapfern Sohne Soliman, welcher mehr, als einen Sieg seinem Vater gewonnen hatte (1360). Amurat I., Gasi, der seinem Vater Orchan nachfolgte, eroberte fast ohne Widerstand die ganze Provinz Romanien oder Thracien, vom Hellesponte bis zu dem Hämusgebirge. Er verlegte seinen Herrscherſitz nach dem festen und prächtigen Adrianopel und bereitete dadurch den Sturz des oströmischen Reiches vor. Johann Paläologus und seine vier Söhne, statt ihrem Feinde mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, demüthigten sich vor ihm und leisteten seinen Befehlen Gehorsam. Amurat wußte, daß Constantinopel ihm keinen Widerstand entgegensetzen könne und hielt es für klüger, zuerst die kriegerischen Stämme des Nordens und Westens zu unterwerfen, bevor er die Hauptstadt als reife Frucht bräche. Die Slavonier, Bulgaren, Servier, Bosnier und Albanier fühlten wiederholt die Schärfe seines Schwertes. Aus dem Schooße dieser rüstigen Völkerschaften zog Amurat die besten Kräfte, mit welchen er seine Eroberungen erweiterte. Ihm als Herrscher gebührte der fünfte Theil der Gefangenen. Er ließ unter diesen die schönsten und stärksten Knaben aussuchen, im Islam erziehen, in den Waffen üben, und bildete so jene berühmten Krieger, welche den Namen Jen-Itschieri (Janitscharen) erhielten und Jahrhunderte lang der Schrecken Europa's waren. Bis nach Servien drang Amurat siegreich. Dort fiel er aber unter dem Dolche eines Feindes, als er über das Schlachtfeld von Cassova hinwegritt (1389).

§ 77. Manuel II., Johann VI. und Constantin XII. (1391—1451).

Bajazeth I., mit dem Beinamen Ilderim oder Blitz, war ein Krieger und Staatsmann, mit welchen sich die erbärmlichen Paläologen nicht messen konnten, um so weniger, als sie ungeachtet der Gefahren, die sie immer furchtbarer umgaben, ihre inneren Streitigkeiten fortsetzten. Als Manuel II. nach seines Vaters Tode auf den Thron von Constantinopel berufen wurde, mußte er sich von dem Hofe Bajazeth's hinweg schleichen, um nicht von diesem festgehalten zu werden. Acht Jahre lang stritt er sich mit seinem Neffen Johann von Selybria um die ärmlichen Reste des römischen Reiches. Den Frieden mit den Türken erkaufte Manuel dadurch, daß er ihnen einen jährlichen Tribut zahlte und den Mohammedanern freie Religionsübung in Constantinopel gestattete. Doch nicht lange dauerte die Waffenruhe. Bajazeth unterstützte Johann von Selybria und gab nicht undeutlich zu erkennen, daß seine Pläne weiter reichten, als diejenigen aller seiner Vorfahren. In seiner Verzweiflung suchte Manuel II. Hülfe im Westen.

Nachdem Andronicus II. alle Verbindungen mit dem Pabste abgebrochen, hatte dessen Enkel, Andronicus III., den Versuch erneuert, mit der lateinischen Kirche und den westlichen Mächten Freundschaft zu schließen. Doch der Pabst Benedict XII. wies dessen Anerbietungen von der Hand, weil die Unterwerfung der Griechen nicht in den Vordergrund der Vertragsbestimmungen gestellt wurde. Als später Cantacuzenus mit Hülfe der Türken seine Macht im Kampfe gegen seinen Mündel befestigt hatte, nahm er den Faden der früher gepflogenen Unterhandlungen wieder auf (1348). Der Pabst Clemens VI. hatte feinere Formen, als Benedict. Er schickte zwei lateinische Bischöffe nach Constantinopel, welche

daselbst erbauliche Reden hielten und anhörten, im übrigen aber alles beim Alten ließen, den bedrängten Griechen keine Hülfe brachten, und den herrschsüchtigen Päbsten nicht die Aussicht auf neue Knechte oder, wie man sich in der kirchlichen Sprache auszudrücken pflegt, auf eine Vermehrung der Schaafe eröffneten. Der Tod Clemens VI. unterbrach schon bald auch diese Verhandlungen. Johann V., Sohn der Anna von Savoyen, welche zwar um den oströmischen Thron besteigen zu können, das griechische Bekenntniß angenommen, in ihrem Innern aber die Vorliebe für den römischen Glauben beibehalten, und theilweise auch ihrem Sohne eingeflößt hatte, that entschiedenere Schritte, um sich die Gunst des Pabstes und der lateinischen Mächte zuzuwenden. Als er seinen Gegner Cantacuzenus verdrängt hatte, waren die Türken Meister des Hellespontes. Der Sohn seines ehemaligen Gegners und Vormunds stand in Waffen wider ihn auf, seine Mutter Anna trieb ihn, seine Hoffnungen nach dem Westen zu richten. Er stellte eine Urkunde aus (1355), welche damit begann, daß er dem Pabste Innocenz VII. und dessen Nachfolgern Treue und Gehorsam schwor. Dafür nahm er fünfzehn Galeeren, fünfhundert Reiter und tausend Schützen in Anspruch. Für diese Hülfe wollte Johann seinem Volke das päbstliche Joch auflegen. Doch da der Pabst diese Bedingung nicht erfüllte, löste sich auch dieser Antrag in nichts auf. Die oströmischen Kaiser irrten sich sehr, wenn sie vermeinten, durch den Pabst die Hülfe der westlichen Mächte gewinnen zu können. Die Zeiten des Kreuzfanatismus waren vorüber, die Päbste selbst hegten ihn nicht mehr. Wie sie nur durch irdische Vortheile, welche ihnen die griechischen Kaiser versprachen, bestimmt werden konnten, Hülfe zu leisten, so waren auch die weltlichen Mächte des Westens nur dann zu Opfern bereit, wenn ihnen ein entsprechender Preis in Aussicht gestellt wurde. Hätten die oströmischen Kaiser die Verhältnisse Europa's besser gekannt, so wäre es ihnen vielleicht gelungen, diesen oder jenen König zu ihren Gunsten zu waffnen. Allein der Pabst, welchen sie als den Mittelpunkt aller Gewalt unter den Lateinern betrachteten, konnte ihnen, im vierzehnten Jahrhundert, keinen wirksamen Beistand gegen die Mohammedaner mehr leisten. Die Unterhandlungen mit dem römischen Oberpfaffen scheiterten nothwendig an der Glaubensfrage. Die weltlichen Fürsten des Westens würden leichter darüber weggegangen sein. So rächen sich Unwissenheit und Stumpfsinn immer im entscheidenden Augenblicke. Die Hülfe der Lateiner blieb aus, die Türken rissen die herrliche Stadt Adrianopel und ganz Romanien vom oströmischen Reiche los. Johann Paläologus sah sich in Constantinopel selbst bedroht und wagte noch einen Versuch mit dem Pabste. Er reiste selbst im Jahre 1369, nach Rom, wohin Urban V. vor kurzem aus Avignon zurückgekehrt war. Johann V. erkannte im Beisein von vier Cardinälen die Oberherrschaft des Pabstes und die doppelte Ausgebung des s. g. heiligen Geistes an, küßte den Pantoffel des Oberpfaffen und führte dessen Maulthier am Zügel, allein als es sich darum handelte, dem bedrängten Kaiser des Ostens bewaffneten Beistand zu verschaffen, zeigte es sich bald, daß der Pabst zwar über Redensarten, aber nicht über Regimenter und Bataillone verfügen konnte. Die einzige Aussicht auf Hülfe, welche Johann V. in Italien eröffnet ward, bestand in den Söldnern des Engländers John Hawkwood *), welcher übrigens keine Lust empfand, die unblutigen und beutereichen Kriege Italien's mit einem Kampfe auf Leben und Tod gegen die tapfern Türken zu vertauschen. Der elende Kaiser hatte Mühe, wieder in sein Reich zu kommen, indem seine Gläubiger ihn nicht aus Venedig abreisen lassen wollten. Nach Constantinopel zurückgekehrt, mußte er suchen, den Wechsel seines Glaubens in Vergessenheit zu bringen. Er selbst schien sich dessen kaum mehr zu erinnern.

*) Siehe oben § 48, S. 300.

Nachdem alle diese Versuche, das Mitgefühl des Westens rege zu machen, gescheitert waren, wandte sich Kaiser Manuel II. durch eine feierliche Gesandtschaft an den König von Frankreich, der, ohne sich um die Verschiedenheit des Glaubens zu bekümmern, ihm unter dem Marschall Boucicault einige Hülfstruppen sandte: sechshundert Reiter und sechshundert Bogenschützen. Ermuntert durch den Marschall verglich sich Manuel II. mit Johann von Selybria und unternahm (1400), zu einer Zeit, da die Türken gegen die Tartaren unter Tamerlan alle ihre Kräfte aufbieten mußten, eine Rundreise durch Europa. Statt mit dem Pabste in nutzlose Unterhandlungen einzutreten, wandte sich Manuel zuerst an den König von Frankreich. Karl VI. empfing ihn mit großen Ehren, gab ihm die glänzendsten Bälle und Turniere, nahm auch an seinem griechischen Glaubensbekenntnisse keinen Anstoß, doch er hatte nur wenige lichte Augenblicke und diese wurden dem unglücklichen Könige durch die Streitigkeiten der Häuser Orleans und Burgund getrübt. In England, wohin sich Manuel von Frankreich aus verfügte, herrschte noch größere Verwirrung. Richard II. war vor kurzem erst ermordet worden und sein Nachfolger, Heinrich IV., fühlte den Boden noch unter seinen Füßen wanken. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren kehrte Manuel zwar hülflos, allein ohne seinen Glauben verleugnet zu haben, nach Constantinopel zurück. Nicht die christlichen Mächte des Westens, sondern die Mohammedaner des Ostens kamen dem griechischen Kaiser zu Hülfe. Indem der Mongole Tamerlan Bajazet schlug und gefangen nahm, verschaffte er dessen Gegner, dem unglücklichen Manuel, einige Ruhe. Diese benützte der armselige Kaiser nicht dazu, Constantinopel in einen kräftigen Vertheidigungszustand zu setzen, die durch Tamerlan erschütterte Macht der Türken unschädlich zu machen, oder zu schwächen, nein—er schrieb zwanzig theologische Zwiegespräche zur Vertheidigung der einfachen Ausgehung des s. g. heiligen Geistes. Seinen Gegner Johann von Selybria schickte er, nachdem die Niederlage der Türken ihm neuen Muth gegeben hatte nach der Insel Lesbos in die Verbannung. Die Söhne Bajazet's gaben dem griechischen Kaiser gute Worte, da sie sich schwach fühlten. Eine Zeitlang geriethen die Türken durch die Streitigkeiten der Söhne Bajazet's in eine sehr bedenkliche Lage. Manuel II. verstand es nicht, dieselbe zur Rettung seines gefährdeten Reiches zu benützen. Schnell sammelten die Türken neue Kräfte. Amurat II. belagerte, im Jahre 1422, mit einem Heere von 200,000 Mann, Constantinopel. Eine Empörung, welche die Griechen zu Bursa angezettelt hatten, rief Amurat zwar ab, allein die Eroberung Constantinopel's wurde dadurch nur um wenige Jahrzehnte hinausgeschoben. Manuel II. starb im Jahre 1425. Sein Sohn, Johann VI., mußte die Thronbesteigung erkaufen durch einen Tribut, den er den Türken zahlte und durch die Abtretung fast des ganzen Gebietes außerhalb der Vorstädte Constantinopel's. Manuel II. hatte eines Tages seinem Nachfolger und dem Geschichtschreiber Phranza offen gestanden, daß er die Unterhandlungen mit dem Westen als letztes Schreckmittel gegen die Türken betrachte. Er schien erkannt zu haben, daß eine herzliche Verständigung zwischen Lateinern und Griechen unmöglich sei, daß aber der bloße Versuch, sich zu einigen, wenn er mit einer gewissen Feierlichkeit und Oeffentlichkeit gemacht würde, die Türken von äußersten Maßregeln abhalten könne. Zu solchen erbärmlichen Nothbehelfen waren die oströmischen Kaiser herabgesunken. Falsch gegen die Türken, treulos gegen die Lateiner, ohne sittliche Kraft und unfähig, diejenigen Opfer zu bringen, welche sie vom Untergange retten konnten, gingen die Beherrscher Constantinopel's, denn den Titel oströmischer Kaiser verdienten sie nicht mehr, langsamen Schrittes ihrem Untergange entgegen. Manuel's II. Sohn, Andronicus, erhielt beim Tode seines Vaters das Fürstenthum Thessalonica, welches durch diese Theilung von dem Reiche getrennt wurde, indem Andronicus die Stadt den Venetianern verkaufte. Diesen nahmen sie die Türken kurz darauf ab. Durch

einige glückliche Ereignisse war der Peloponnes oder Morea dem Kaiser Manuel II. wieder zugefallen. Statt diese durch ihre klassische Erinnerungen so bedeutungsvolle Halbinsel dem Reiche zu erhalten, stritten sich die vier jüngeren Söhne Manuel's II.: Theodor, Constantin, Demetrius und Thomas, um deren Besitz, und bereiteten dadurch selbst den Türken die Eroberung derselben vor.

Johann VI. verstieß, gleich nach seiner Thronbesteigung, seine Gemahlin, um eine schönere Ehehälfte heimzuführen. Die große That seines Vaters war gewesen, die Verfassung von zwanzig religiösen Dialogen. Johann that es ihm in religiösem Eifer noch zuvor, indem er nach einer langen und gelehrten Besprechung, e i n e n Juden bekehrte. Derartigen, erbärmlichen Fürsten kann gewiß nichts Besseres, als der Untergang gewünscht werden. Bei Lebzeiten seines Vaters hatte Johann immer einen sehr hohen Ton angenommen. Als er aber nach dessen Tode Beherrscher von Constantinopel wurde, leitete er eiligst Unterhandlungen mit den Päbsten ein. Im Jahre 1437 begab sich Johann Paläologus nach Ferrara und von da nach Florenz und unterzeichnete daselbst wieder eine jener schmählichen Unterwerfungsakte, (1437), welche die Stadt Constantinopel nicht retteten, allein ihren unvermeidlichen Untergang mit Schimpf und Schande bedeckten. Bei der Rückkehr des Kaisers und seiner geistlichen Begleiter zeigte es sich bald, daß die Vereinigung von Florenz, gleich allen früheren, nur eine Comödie gewesen war, welche, weit entfernt, den Griechen mehr Kraft gegen ihre auswärtigen Feinde zu verleihen, innere Unruhen erzeugte. Hätte Johann VI. ein Heer von Lateinern mit sich gebracht und die Türken geschlagen, so hätten ihm die Griechen vielleicht verziehen. Allein da er ohne alle Hülfe zurückkehrte, wurde ihre Mißstimmung um so größer. Die griechischen Bischöffe, welche mehr gezwungen, als freiwillig, sich dem Pabste unterworfen hatten, wagten es nicht, dem Volke im eigenen Lande Trotz zu bieten. Mittlerweile suchte der Pabst Eugen IV. die Polen und Ungarn gegen die Türken aufzuregen. Wladislaw III., welcher beide Nationen beherrschte, entfaltete noch einmal die Fahne des Kreuzes. Einzelne kriegslustige Ritter aus Deutschland und Frankreich schlossen sich ihm an. Doch in der Schlacht von Warna (1444) erlitten die Christen eine furchtbare Niederlage, welche den kriegerischen Ruhm der Türken und ihre Anmaßung gegenüber den Griechen noch erhöhte. Vier Jahre darauf, (1448), starb Johann VI. Sein Bruder Andronicus war ihm voran gegangen. Isidorus war Mönch geworden, so daß von den sechs Söhnen Manuel's II. nur noch Constantin, Demetrius und Thomas für weltliche Angelegenheiten tauglich waren. Constantin nnd Thomas hielten sich beim Tode Johann's VI. in Morea auf. Demetrius, welcher in Constantinopel war, nützte die Gelegenheit, den wankenden Thron der oströmischen Cäsaren zu besteigen. Doch gelang ihm sein Schurkenstreich nicht. Constantin, der älteste unter den drei Brüdern, empfing die Krone und verzieh seinem Bruder Demetrius. Gleichwie in den guten Zeiten des oströmischen Reiches schickte Constantin XII. einen Botschafter, mit zahlreichem Gefolge aus, ihm eine Braut zu suchen und als dieser sie in Georgien gefunden hatte, mußte er ein zweitesmal abreisen, die Erkorene einzuholen. Der Botschafter und Geschichtschreiber Phranza, der einzige Mensch, dem Constantin Vertrauen schenkte, wurde so in den gefahrvollsten Zeiten von den Geschäften des Staates entfernt gehalten. Während Constantin eine Braut suchte und sein Freund Phranza umher wanderte, sie ihm zuzuführen, bereitete sich der Untergang der letzten Reste des oströmischen Reiches vor.

§ 78. Die Türken von Bajazet I. bis auf Mohammed II. (1389—1451).

Das oströmische Reich schrumpfte immer mehr zusammen, wurde von Jahrzehent zu Jahrzehent schwächer und verächtlicher, ohne daß besonders schwere Schläge des Schicksals

es heimgesucht hätten. Das türkische Reich dagegen, welches im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts eine der furchtbarsten Niederlagen erlitt, erholte sich schnell wieder und wurde den Christen immer gefährlicher. Wenn wir die türkischen mit den griechischen Herrschern vergleichen, so fällt die Ueberlegenheit der Ersteren in die Augen. Die Einen und die Anderen waren wirkliche Vertreter ihrer Nationen. Türken und Griechen waren beide in Aberglauben versunken. Allein der christliche Unsinn machte die Griechen unfähig, ihren Feinden kräftigen Widerstand entgegenzusetzen. Die Christen erwarteten Hülfe von Gott, der Jungfrau Maria oder den Heiligen, während die Türken, von ihrem Fanatismus getrieben, mit blindem Ungestüm ihren Feinden entgegen stürmten und sie besiegten. Die tapfersten der Krieger, welche unter den Osmanen fochten, waren christlichen Ursprungs. Die Janitscharen veranschaulichen uns am deutlichsten die Macht der Erziehung. Unter mohammedanischen Lehrmeistern fochten sie für den Koran und Mohammed, wie sie für das Kreuz und die Päbste gekämpft hätten, wenn sie ihren Eltern gelassen und christlich heran gebildet worden wären. So folgen die Menschen ihren Lehrmeistern. Christliche Pfaffen bilden sie zu christlichen, mohammedanische Eiferer zu mohammedanischen Fanatikern heran. Unter Millionen von Nachbetern ist oft nicht einer, welcher selbständig dächte, glaubte und handelte. Je unselbständiger, desto fanatischer sind aber gewöhnlich die Menschen. Der Fanatismus diente trefflich den eroberungssüchtigen Despoten, unter welchen Bajazet I., der Blitz, sich gleichmäßig durch die Großartigkeit seiner Siege und seiner Niederlagen auszeichnete. Die Gränzen seines Reiches erstreckten sich von den Ufern des Euphrat bis zur Donau. In Asien und Europa erweiterte er dieselben. Er unterwarf sich die nördlichen Gegenden Anatolien's, nahm den Emiren von Ghermian und Karamanien, von Aidin und Sarukhan ihre Besitzungen ab und eroberte Iconium. In Europa beugte er die Servier und Bulgaren unter sein Joch, machte einen Einfall in die Moldau und bemächtigte sich der wenigen Städte, welche die oströmischen Kaiser noch in Thracien, Macedonien und Thessalien besaßen. Ein christlicher Bischof zeigte Bajazet den Weg durch die Thermopylen und ein spanischer Christ, welcher sich in den Besitz des delphischen Orakels gesetzt hatte, gab ihm seine Tochter Preis, um die Gunst des mächtigen Herrschers zu gewinnen. Fürwahr, solche Christen konnten dem Türken keine Achtung einflößen.

Bis zu Bajazet's Zeiten hatten die mächtigen Beherrscher der Osmanen den bescheidenen Titel Emir geführt. Bajazet ließ sich von dem egyptischen Schein-Chalifen zu Cairo den Sultanstitel verleihen.

Die Eroberungen dieses kühnen Türken regten endlich die schlaffen Mächte des Westens zum Widerstande auf. Ein Heer von mehr als hunderttausend Streitern, unter dem Oberbefehl des Königs Sigismund von Ungarn, rückte den Türken entgegen. In voller Siegeszuversicht rühmten sich die christlichen Krieger, daß, wenn der Himmel niederfallen sollte, sie ihn mit ihren Lanzen aufrecht erhalten würden. Im Heere fanden sich tausend französische Ritter, an deren Spitze der Graf Johann von Nevers, der Sohn des Herzogs von Burgund, vier Vettern desselben, Enguerand von Coucy und viele andere Männer von hohem Ansehen standen. Als diese bei Nicopolis die Nachricht erhielten, der Feind rücke heran, stiegen sie eilig zu Roß, unbekümmert um die Befehle des Oberfeldherrn. Sigismund war nicht der Mann, welcher sich Hals über Kopf in die Gefahr stürzte. Er ließ die Franzosen, die er nicht zurückhalten konnte, im Stiche. Die Einen gingen in Folge ihres Ungestüm's, die Anderen durch die übertriebene Vorsicht Sigismund's zu Grunde. Die Schlacht ging verloren (1396). Nur Wenige kamen mit dem Leben davon. Sigismund kehrte über Constantinopel auf einem großen Umwege in sein erschöpftes Reich zurück.

Bajazet aber rühmte sich, Buda belagern, Deutschland und Italien unterwerfen und sein Roß von dem Altare zu St. Peter zu Rom Hafer fressen lassen zu wollen. Doch diese Drohung ging nicht in Erfüllung. Zuerst hielt ihn ein Anfall von Gicht zurück und als dieser geheilt war, mußte Bajazet erfahren, daß er unter seinen Glaubensgenossen nicht der mächtigste sei. Tamerlan, der Beherrscher von Tschagatai, war, während Bajazet zwischen Euphrat und Donau gekriegt hatte, siegreich durch Persien, Turkestan, Kaptschak bis nach Rußland und von da nach Indien gezogen. Seine Eroberungen hatten ihn zum Nachbarn Bajazet's gemacht. In der Nähe von Erzerum und an den Ufern des Euphrat berührten sich die gegenseitigen Gränzen. Für zwei Menschen, wie Tamerlan und Bajazet, war die Erde nicht weit genug. Die Gränzstreitigkeiten wurden durch persönliche Beleidigungen noch bitterer gemacht. Nachdem eine Zeitlang Botschaften gewechselt worden waren, welche den Streit nicht gütlich schlichteten, trafen die feindlichen Heere bei Angora zusammen (1402). Achtmalhunderttausend Krieger kämpften auf Tamerlan's, viermalhunderttausend auf Bajazet's Seite. Die Türken unterlagen, Bajazet I. wurde gefangen genommen und mußte dem Sieger auf seinen Zügen folgen, bis er (1403) starb. Hätte das türkische Reich nicht auf festen Grundlagen geruht, so wäre es damals untergegangen. Die Gefahr war um so größer, als die Söhne Bajazet's, von gleichem Ehrgeize getrieben, sich gegenseitig befehdeten und dadurch die erschütterte Macht des türkischen Reiches noch schwächten. Zum Glücke für die Osmanen räumte Timur bald Anatolien. Doch die vielen von Bajazet und seinen Vorfahren unterjochten Häuptlinge benützten die Gelegenheit, ihre frühere Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Bajazet hatte vor der Niederlage von Angora fünf Söhne: Mustapha, Isa, Soliman, Musa und Mohammed. Mustapha kämpfte in der Schlacht an der Seite seines Vaters. Erst zwölf Jahre nachher tauchte sein Namen wieder auf. Es ist noch nicht ermittelt, ob er bei Angora fiel oder, nachdem er sich Jahre lang verborgen hatte, wieder zum Vorscheine kam. Nicht weniger, als dreißig Leute gaben sich für Bajazet's ältesten Sohn, Mustapha, aus. Schwerlich war irgend einer Bajazet's Sohn, obgleich die Griechen einen derselben nach Mohammed's Tode auf den Thron von Adrianopel erhoben. Isa herrschte nach seines Vaters Tode eine Zeit lang in der Nähe von Angora, Sinope und am schwarzen Meere, bis er von seinem Bruder Mohammed verdrängt wurde. Soliman I. hatte von 1403—1410 den Thron von Adrianopel und Bursa inne. Anfangs war er tapfer und kräftig, allein später ergab er sich dem Trunke und wurde unfähig, zu herrschen. Sein Bruder Musa überfiel ihn im Bade, er fand Zeit zu entfliehen, wurde jedoch auf dem Wege nach Constantinopel getödtet. Musa erkannte die Oberherrschaft der Mongolen für Anatolien an, versuchte sein Glück in Europa, schwang sich auf den Thron von Adrianopel, den er aber schon nach drei Jahren (1413) seinem Bruder Mohammed überlassen mußte. Dieser war zur Zeit der Schlacht von Angora Befehlshaber der Stadt Amasia gewesen, welche Timur der Belagerung nicht werth erachtete. Mohammed behauptete sich daselbst, riß zuerst die Besitzungen seines Bruders Isa an sich und trat nach Soliman's Tode als dessen Rächer gegen Musa in die Schranken. Durch Unterhandlungen gewann er Anatolien, durch die Waffen Romanien. Elf Jahre nach der Schlacht von Angora war durch Mohammed I. das türkische Reich wieder hergestellt worden. Nach seinem Tode (1421) machte ein Betrüger, Namens Mustapha, seine Ansprüche auf das türkische Reich geltend; doch der Vezier Ibrahim schlug und tödtete ihn und machte dadurch den inneren Streitigkeiten unter den Nachkommen Bajazet's ein Ende.

Während der Kämpfe, welche die Söhne Bajazet's I. gegen einander führten, hätten die Christen leicht die Macht der Türken, welche durch Tamerlan erschüttert worden war,

brechen können. Es wäre ihnen nicht schwer gewesen, die Verbindung zwischen den Osmanen Asien's und Europa's zu unterbrechen und die Eindringlinge nach Anatolien zurückzutreiben. Doch unter den Christen herrschte ebensowenig Einigkeit, als unter den Mohammedanern. Die Religion bildete nicht mehr eine unübersteigliche Trennungslinie zwischen den Anhängern des Kreuzes und des Halbmondes. Genueser hatten während der Bürgerkriege Amurat II., den Sohn Mohammed's, als er gegen den falschen Mustapha zu Felde zog, von Asien nach Europa übergeführt und zweitausend wohlbewaffnete Italiener halfen ihm Adrianopel seinem Nebenbuhler entreißen. Die Genueser erhielten den gewöhnlichen Lohn, den Despoten zu zahlen pflegen. Der Handel und die Colonie von Phocäa, woselbst sie unter türkischem Schutze gelebt hatten, wurde zu Grunde gerichtet. Mohammed I. hatte die Gränzen des osmanischen Reiches wieder hergestellt. Sein Sohn Amurat hegte weiter aussehende Pläne. Er wollte an dem oströmischen Kaiserlein Manuel II. Rache nehmen für die seinem Gegner Mustapha geleistete Hülfe. Kaum hatte Amurat über Mustapha gesiegt, als er Constantinopel belagerte im Jahre 1422. Nach zwei Monaten mußte er aber nach Bursa eilen, wo auf Anstiften der Griechen eine Empörung gegen ihn ausgebrochen war. Die Türken mochten den Umständen nach Niederlagen erleiden, oder wenigstens von weiteren Fortschritten abgehalten werden. Allein der Geist, welcher das Volk beseelte und die Organisation, welche alle Kräfte des Reiches dessen Beherrschern zur Verfügung stellte, gaben ihnen stets neue Heere, welche mit dem ganzen Eifer, dessen fanatische Knechte fähig sind, für die osmanischen Sultane kämpften.

Während die Prinzen der oströmischen Kaiser frühzeitig an die Ausschweifungen des Hoflebens gewöhnt wurden, und in denselben ihre besten Kräfte einbüßten, erhielten die Söhne der türkischen Sultane ihre Erziehung im Lager. Sie lernten der Gefahr muthig in's Auge blicken, sie stählten ihren Körper und wurden an Gehorsam gewöhnt. Sobald sie herangewachsen waren, wurden sie von ihren Väfern an die Spitze von Heeren oder Provinzen gestellt. Bevor der älteste Sohn seinem Vater nachfolgte, hatte er sich zum Feldherrn und Staatsmann herangebildet und besaß daher nicht nur den Titel, sondern auch die Kraft und die Fähigkeit eines Herrschers.

Amurat II. war einer jener sonderbaren Menschen, welche mit den Gaben eines Feldherrn den Aberglauben eines Pfaffen verbinden. In seinen Kriegen gegen die Ungarn, in Morea und Theben folgte ihm der Sieg auf dem Fuße nach. Dessenungeachtet legte er in der Blüthe seiner männlichen Kraft (1442) die Herrschaft nieder, um mit tollen Derwischen zu beten und sich mit ihnen im Kreise herum zu drehen, was die Türken für Frömmigkeit halten. Sie sind hierin jedenfalls klüger als die Katholiken, welche weit mehr Zeit brauchen, bis ihnen durch das Ableiern des Rosenkranzes schwindlich wird. Doch wie bei den christlichen, so pflegt auch bei den mohammedanischen Schwindeleien Wollust und Ausschweifung unter der Decke der Religion versteckt zu liegen. Amurat theilte seine Zeit zwischen religiösem Unsinn und sinnlicher Lust, während er zu Magnesia auf seinen Lorbeeren ruhte. Doch als die Gefahr ihn rief, riß er sich zweimal los und bewies seinem Volke, daß die alte Kraft noch in ihm wohne. Johann VI. hatte sich dem Pabste unterworfen, der zum Danke dafür die Polen und Ungarn gegen die Türken aufrief. Der Cardinal Cesarini predigte das Kreuz und Wladislaw III. griff zu den Waffen. Johann Corvinus Hunnyad, Woiwode von Siebenbürgen, überfiel mit zehntausend Mann die Türken in ihrem Lager und in einer zweiten Schlacht schlug er sie, trotz ihrer Ueberzahl und ihrer vortheilhaften Stellung. Dreizehn Paschas, neun Fahnen und viertausend Gefangene waren die Trophäen des Sieges. Im Frieden trat die Pforte Servien wieder ab und löste ihre Gefangenen aus (1443). Doch der Cardinal Julian und sein Herr, der

Pabst Eugen IV., hegten ganz andere Absichten, als die Ungarn in diesem kurzen Kriege und dem Frieden, der ihn so schnell beendigt hatte, kund thaten. Die Pfaffen wollten, daß die Ungarn das oströmische Reich erobern sollten, um es dem Pabste zu Füßen zu legen. Der Cardinal Legat Julian, dem es an Dispensen für Treubruch und Meineid nicht fehlte, brachte es dahin, daß der junge König von Polen und Ungarn, Wladislaw III., den kaum geschlossenen Frieden brach, die Donau überschritt und durch die Ebenen Bulgarien's, auf Warna, an der Küste des schwarzen Meeres, losrückte. Dort sollten die Christen, wie ihnen der päbstliche Legat versprochen hatte, eine bedeutende Flotte finden. Doch sie begegneten dem Sultan Amurat, welcher auf die Nachricht von dem Treubruche des Königs Wladislaw an die Spitze seines Heeres berufen worden war. Der griechische Kaiser, weit entfernt die Türken in Thracien anzugreifen, hatte ihnen den Uebergang über den Bosphorus gestattet und die Genueser, welche den Hellespont bewachten, ließen sie unangefochten übersetzen, indem ihr Admiral, ein Neffe des Pabstes, bestochen worden war. Als es zur Schlacht kam, am 10. November 1444, wurden die beiden Flügel der Türken durchbrochen. Die Christen verfolgten ihre Feinde mit Ungestüm. Die Janitscharen gaben den Ausschlag. Wladislaw fiel, sein Tod entmuthigte die Christen. Als Hunnyad von seiner wilden Verfolgung der Flüchtlinge zurückkehrte, war die Schlacht verloren. Er konnte sie nicht wieder herstellen. Der Cardinal Legat Julian erhielt seinen wohlverdienten Lohn, indem die Bauern, auf welche die Leiden des Krieges am schwersten fielen, ihn auf seiner Flucht erkannten und erschlugen. Hunnyad rettete sein Leben, drang schon vier Jahre nach der Schlacht von Warna wieder tief in Bulgarien ein und kämpfte in der Ebene von Kassova (1447) drei Tage lang gegen eine vierfach überlegene Streitmacht, welche Amurat II. selbst führte.

Der Krieg gegen Wladislaw war für die Osmanen um so bedenklicher gewesen, als gerade um jene Zeit Skanderbeg in offener Empörung gegen die Pforte war. Georg Kastriot, welchen die Türken Iskander Beg (Fürst Alexander) nannten, der Sohn eines kleinen Häuptlings in Epirus oder Albanien, war in der mohammedanischen Religion auferzogen worden und hatte in den türkischen Reihen gekämpft. Als Mann von fast vierzig Jahren benützte er (1443) die Niederlage des türkischen Heeres, welches gegen die Ungarn focht, zwang den Reis-Effendi, (Staatssecretär) ihm die Ernennung zum Herrn (Despoten) von Epirus auszustellen und bemächtigte sich, mit deren Hülfe, dieser Provinz. Vierundzwanzig Jahre lang leistete er in den Gebirgen Albanien's den Türken einen furchtbaren Widerstand, bis er endlich überwältigt wurde und fliehen mußte. Bald darauf starb er auf venetianischem Gebiete (1467).

§ 79. Mohammed II. (1451—1481).

In dem Kampfe zwischen dem oströmischen Reiche und der Türkei sehen wir den Gegensatz des alt und schwach gewordenen, und des jugendlichen, kühn anstrebenden Despotismus. Die oströmischen Kaiser waren von denselben Leidenschaften beseelt, wie die türkischen Emire und Sultane; allein es fehlte ihnen an der Kraft, denselben außerhalb des engen Kreises ihrer unmittelbarsten Gewalt Nachdruck zu verschaffen. Dem römischen Löwen waren die Zähne ausgefallen und die Krallen stumpf geworden, der osmanische strotzte von frischer Stärke. Wir gehören nicht zu den Schriftstellern, welche dem oströmischen Reiche besonderes Mitgefühl widmen. Der griechische Aberglauben mit seinen Mönchen und Nonnen steht unserer Anschauungsweise eben so fern, als der mohammedanische mit seinen Fakiren und Derwischen. Deßwegen, weil sich die Griechen Christen

nannten, ohne irgend eine christliche Tugend zu besitzen, konnten sie auf die Theilnahme vorurtheilsfreier Menschen keinen besondern Anspruch machen. Doch in einer Beziehung standen sie hoch über ihren mohammedanischen Feinden. Sie sprachen die Zunge jener großen Geister, welche vor mehr als zwei Jahrtausenden unsterbliche Lieder gesungen, unvergeßliche Thaten geübt und die reichsten Schätze der Wissenschaft in ihren Schriften niedergelegt hatten. Die von Pfaffen und Mönchen verschrobenen Griechen des fünfzehnten Jahrhunderts konnten unmöglich die Schönheiten Homer's und die Wahrheiten des Aristoteles und des Plato richtig würdigen, allein sie besaßen doch die Werke der großen Griechen und hatten den Schlüssel zu ihrem Verständnisse in ihrer Zunge. Von Constantinopel aus verbreitete sich die Kenntniß der griechischen Sprache und der griechischen Classiker über das Abendland und schon aus diesem Grunde verdient der letzte Kampf dieser Weltstadt besonders hervorgehoben zu werden. Hätten die Griechen noch einige Jahrhunderte in derselben zunehmenden Entartung fortgelebt, wie früher, so wären vielleicht manche Schätze des Wissens gänzlich untergegangen, welche um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts noch gerettet wurden. Die Eroberung Constantinopel's durch die Osmanen trieb viele der besten Kenner des griechischen Alterthumes dem Abendlande zu und wurde dadurch der Anfangspunkt eines neuen Zeitabschnittes für die Wissenschaft, welche im Abendlande einen bessern Boden fand, als an den Küsten des schwarzen Meeres und der Propontis.

Auf den Schlachtfeldern von Nicopolis und von Varna hatten die Abendländer die Lust verloren, ohne die dringendste Noth mit den Türken zu kämpfen. Amurat II. war aber durch die Kriege mit den Abendländern abgehalten worden, die Belagerung Constantinopel's, die er schon im ersten Jahre seiner Regierung unternommen hatte, zu wiederholen. Doch kaum hatte er seine Augen geschlossen (1451), als sein Sohn, Mohammed II., den Entschluß faßte, das Werk zu vollenden, das sein Vater nur begonnen hatte: Constantinopel zu erobern. Zweimal hatte der Jüngling die Herrschaft niederlegen müssen, als die Stimme des Volkes beim Herannahen drohender Gefahren den bewährten Führer Amurat wieder an die Spitze der Heere und des Staates rief. Als er endlich nach dem Tode seines Vaters die Zügel der Regierung fest und dauernd in die Hände nahm, bekundete er seinen Herrschergeist, indem er die aufständischen Janitscharen schnell zur Ordnung brachte. Durch den Tod, den er seinen jüngeren Brüdern gab, sicherte er seinen Thron. Die unnützen Werkzeuge des Vergnügens seines Vaters entfernte er rasch. Siebentausend Falkner verwandelte er theils in Soldaten, theils entließ er sie. Mohammed's größtes Vergnügen war, zu herrschen. Diesem widmete er alle Kräfte seines Geistes und seines Reiches. Während er mit Worten des Friedens die Griechen täuschte, bereitete er deren Untergang vor. Constantin XII. war thöricht genug, ihn mahnen zu lassen, den kleinen Jahrgehalt abzutragen oder gar zu vermehren, welchen Amurat ihm gezahlt hatte, als Lohn für die Gefangenhaltung eines ottomanischen Prinzen. Vergeblich führte der Vezier Calil eine herbe Sprache gegen die Gesandten Constantin's. Die freundlichen Reden Mohammed's schläferten die Griechen schnell wieder ein. Sie erkannten den Abgrund nicht, an dessen Rande sie schwebten. Kurz darauf erbaute Mohammed auf der europäischen Seite des Bosphorus eine Festung. Constantin wußte diesen neuen und bezeichnenden Angriff nur durch die Worte zu bekämpfen: „Da weder Eide, noch Vertrag, noch Unterwerfung, den Frieden sichern können, so setze Deinen gottlosen Krieg fort. Meine Zuversicht ruht allein auf Gott; wenn es ihm gefallen sollte, Dein Herz zu erweichen, werde ich mich des glücklichen Wechsels freuen; wenn er die Stadt in Deine Hände liefert, füge ich mich ohne Murren in seinen heiligen Willen. Doch bis der Richter der Erde

zwischen uns entscheiden wird, ist es meine Pflicht, für die Vertheidigung meines Volkes zu leben und zu sterben."

Diesen abgeschmackten Redensarten, welche nur geeignet waren, das Selbstgefühl Mohammed's zu erhöhen, setzte der Türke bedeutungsvolle Thaten entgegen. In der nächsten Nähe Constantinopel's erhob er einen Zoll von allen vorüberfahrenden Schiffen.

Im Anfange des Frühjahres 1453 schwärmten osmanische Reiter um Constantinopel. Die wenigen Plätze, welche Constantin außerhalb der Mauern seiner Stadt besaß: Mesembria, Acheloum und Bizon ergaben sich den Türken. Nur Selybria widersetzte sich. Am 6. April begann Mohammed die Belagerung Constantinopel's. Das Hauptheer umschloß Byzanz, eine kleinere Abtheilung die Vorstadt Galata. Zweihundertachtundfünfzigtausend Krieger zählte Mohammed's Landheer. Seine Flotte bestand aus dreihundertzwanzig Schiffen, von denen übrigens nicht mehr als achtzehn für den Krieg besonders gebaut waren. Die Bevölkerung Constantinopel's war auf hunderttausend Bewohner herabgesunken, von denen nur viertausendneunhundertvierundsiebzig im entscheidenden Augenblicke die Waffen zu tragen Willens waren. Eine kräftige Bürgerschaft hätte wenigstens viermal so viele Streiter gestellt. Weltlicher und geistlicher Despotismus hatte aber die Bewohner Constantinopel's längst ihrer männlichen Kraft beraubt. Zweitausend Ausländer, unter dem Befehle Johann's Giustiniani, eines Genuesers von Adel, waren die einzigen Truppen, welche, außer der geringen Zahl der bewaffneten Bürger, die Stadt vertheidigen sollten. Die Schätze, welche Constantinopel noch immer besaß, wären hinreichend gewesen, ein Heer von hunderttausend Mann anzuwerben. Mohammed, Amurat II., Bajazet oder irgend einer ihrer Vorfahren hätte es verstanden, die Reichthümer seines Volkes zu dessen Rettung zu verwenden. Constantin XII., dessen Zuversicht nur auf Gott, nicht aber auf zweckmäßigen Vertheidigungsanstalten ruhte, nützte nicht die Kräfte, über welche er noch gebot. Er wandte sich um Hülfe nach Rom. Doch der Pabst schickte ihm statt eines Heeres den Cardinal Isidor von Rußland, mit welchem wieder eine jener widerlichen Vereinigungscomödien gespielt wurde, deren Erfolg immer nur war, den Kaiser mit seinem Volke zu entzweien. Am 12. Dezember 1452 sahen die abergläubischen Griechen mit Schauder, daß der lateinische Priester die Messe mit u n g e s ä u e r t e m Brode las und in den Kelch k a l t e s Wasser goß. Es ist traurig, daß u n g e s ä u e r t e s Brod und k a l t e s Wasser einen größern Eindruck auf die Gemüther der Griechen machten, als die u n g e s ä u b e r t e n Leidenschaften der lateinischen Pfaffen und die Gluthen, in welchen diese Andersglaubende zu verbrennen pflegten. Selbst die Türken, welche ihnen Tod und Vernichtung drohten, regten die Griechen nicht so nachhaltig auf, als die erbärmlichen Aeußerlichkeiten, welche die Lateiner in einer etwas anderen Form zu begehen pflegten. Die einzige Ausrede, welche der Kaiser und seine Anhänger hatten, als ihnen von den fanatischen Griechen Abtrünnigkeit vorgeworfen wurde, bestand in Andeutungen, daß sie, sobald die Türken-Gefahr vorüber sei, zu ihrem alten Glauben zurückkehren würden. Dieselben Pfaffen, welche die Vereinigungscomödie unter Johann VI. mitgespielt hatten, regten jetzt das Volk gegen den Kaiser und die Lateiner auf. Die Sophienkirche, welche von den Griechen gleich einem Vorhimmel verehrt worden war, wurde, weil die Ungesäuerten (Azymiten), so nannten sie die Lateiner, darin das Abendmahl auf ihre Weise gefeiert hatten, als eine verunreinigte Stätte gemieden. Der erste Minister des Reiches, der Großherzog Lucas Notaras, erklärte unumwunden, er wolle lieber den Turban Mohammed's, als die Tiara des Pabstes oder einen Cardinalshut in Constantinopel sehen. Er mochte Recht haben, wenn er den päbstlichen Despotismus mehr haßte, als den mohammedanischen. Allein es war sehr verkehrt von ihm und allen seinen Gesinnungsgenossen, im Augenblicke, da

nicht der Pabst, sondern Mohammed-Constantinopel den Untergang drohte, die Aufmerksamkeit der Bürgerschaft von dem Hauptgegenstande ihrer wohlbegründeten Besorgnisse abzulenken und auf einen Glaubensstreit zu richten, welcher, wie in den Zeiten Johann's V. und Johann's VI., zugleich mit der Türkengefahr in nichts verschwand.

Während die Griechen ihre irdischen Schätze vergruben und den größern Theil ihrer Sorge den Gefahren widmeten, welche ihnen von Seiten des Pabstes drohten, beschossen die Türken ihre Stadt zugleich aus Feuerschlünden und den Katapulten und Ballisten der Vorzeit. Mit Hülfe ihrer christlichen Freunde hatten sich die türkischen Sultane frühzeitig des neu erfundenen Schießpulvers bedient. Die türkische Artillerie, welche die Mauern von Constantinopel zerstören sollte, war zwar nicht die beste der damaligen Zeit, indem die spanische ihr an Brauchbarkeit überlegen war, doch weit wirksamer, als diejenige, welche den Belagerten zu Gebote stand. Fünf mit Kriegern und Mundvorräthen beladene Schiffe drangen glücklich in den Hafen von Constantinopel ein, ohne daß die gesammte türkische Seemacht sie davon abhalten konnte. Noch hätten die Lateiner Byzanz zu retten vermocht. Zehn oder zwölf solcher Schiffe, in Verbindung mit denjenigen, welche im Hafen lagen, hätten die türkische Flotte zurückschlagen und die Aufhebung der Belagerung bewirken können. Allein wie die Griechen, so hatten auch die Lateiner bei der Vereinigung ihre Hintergedanken. Die Griechen wollten nur Hülfe und spielten, um diese zu erhalten, die Unterwerfungscomödie; der Pabst wollte nur seine Heerde vergrößern und täuschte, um dieses zu bewirken, die Griechen mit leeren Zusagen der Hülfe. Die Türken, welche sich auf ihre *eigene Kraft* verließen, schafften zu Lande eine Flotte in den Hafen von Constantinopel und griffen zu gleicher Zeit die Stadt auf allen Seiten an. Am 29. Mai 1453, nach dreiundfünfzigtägiger Belagerung, drangen die Osmanen mit stürmender Hand in die Stadt ein. Der Genuese Johann Giustiniani verließ unter dem Vorgeben einer leichten Wunde, die er erhielt, den Wall und entmuthigte dadurch die christlichen Streiter. Viele der lateinischen Hülfstruppen folgten dem Beispiele des Führers. Eine Lücke genügte, um den von allen Seiten anstürmenden Osmanen den Eingang zu öffnen. Constantin XII. fiel, die Waffen in der Hand. Sein Tod erfüllte die Griechen mit Entsetzen. In eiliger Flucht stürzten sie sich auf das Thor St. Romanus. Die Türken folgten ihnen durch die Breschen der inneren Mauer nach und trafen bald mit den übrigen zusammen, welche das Thor Phenar auf der Seite des Hafens genommen hatten.

Mohammed II. hatte seinen Kriegern die Gefangenen und die bewegliche Habe der Stadt versprochen, sich selbst den Grund und Boden und die Gebäude vorbehalten. Um ihre Beute nicht zu verlieren, schonten die osmanischen Soldaten das Leben der Besiegten, aus Achtung vor dem Antheile ihres Herrschers die Gebäude. Nicht mehr als zweitausend Christen verloren ihr Leben an dem Tage, da das letzte Bruchstück des griechischen Reiches in die Gewalt seiner Feinde fiel. In ihrer äußersten Noth vergaßen endlich die Griechen des Glaubensstreites und flohen in die Sophienkirche, welche sie kurz zuvor für entweiht gehalten hatten. Der Engel des Herrn, den sie dort erwarteten, erschien nicht, so zuversichtlich er ihnen auch von ihren Pfaffen versprochen worden war. Ueber sechzigtausend Bewohner Constantinopel's wurden als Sclaven davongeführt, unter ihnen der Geschichtschreiber Phranza und der päbstliche Legat Isidorus. Beide erlangten aber ihre Freiheit wieder. Auf den italienischen Schiffen, welche im Hafen lagen, entkamen die Venetianer und Genueser, namentlich die Bewohner von Galata. Die Sophienkirche wurde ein mohammedanisches Bethaus. Der größte Verlust für die Menschheit bestand unstreitig in den kostbaren Handschriften, von welchen hundertundzwanzigtausend untergegangen sein sollen. Der erste Minister Constantin's, Lucas Notaras, suchte vergeblich durch kriechende

Unterwürfigkeit sein Leben zu retten. Er entging dem Tode so wenig, als Johann Giustiniani. Der Grieche wurde hingerichtet, angeblich, weil er eine Verschwörung gegen Mohammed angezettelt haben sollte. Der Genueser starb eines weniger ehrenvollen Todes einige Tage nach seiner unrühmlichen Flucht.

Die verödete Stadt füllte sich schnell wieder mit Bewohnern. Fünftausend mohammedanische Familien aus Anatolien und Romanien bezogen das zum Herrschersitze Mohammed's erkorene Byzanz auf höhern Befehl. Zahlreiche Schaaren von Griechen kehrten in ihre verlassenen Wohnungen zurück, sobald ihnen Leben, Freiheit und Religionsübung zugesagt worden waren. Mohammed verfolgte die besiegten Griechen nicht mit jener Grausamkeit, mit welcher um dieselbe Zeit die siegreichen Spanier die unglücklichen Mauren heimsuchten. Der Türke hielt den Christen das Wort, das er ihnen gab. Die Spanier brachen die Eide, mit welchen sie die vertrauenden Mauren zur Ergebung bestimmt hatten. Darum ist aber auch die Türkei, nach vier Jahrhunderten, ein weit mächtigeres Reich, als Spanien. Um dieselbe Zeit erhoben sich Mohammed II. und Ferdinand der Katholische auf die höchste Stufe der Macht. Beide Reiche sind zwar nach mannigfaltigen Schwankungen im Laufe der Jahrhunderte gesunken, doch das katholische Spanien weit tiefer, als die mohammedanische Türkei. Die Osmanen fürchteten nicht, den Kampf mit dem größten Despoten von ganz Europa, dem russischen Czaaren, aufzunehmen, während Spanien im Rathe der Nationen seine Stimme verloren hat.

Mohammed II. verlieh selbst dem griechischen Patriarchen den Bischoffsstab zum Zeichen seiner Würde und gab ihm einen Palast zur Wohnung. Bis auf die Zeiten Selim's verblieb den Griechen die Hälfte ihrer Kirchen, die andere Hälfte wurde ohne Mühe in Moscheen verwandelt. Auf den Trümmern der Kirche der Apostel und der Gräber der Kaiser ließ Mohammed eine Moschee erbauen. In kurzer Zeit wurden die Mauern Constantinopel's wieder hergestellt. Die reizenden Gegenden längs des Bosphorus behielt Mohammed für sich. Hier, am äußersten Ende Europa's und im Angesichte Asien's gründete er sein Serail. So trat der türkische Halbmond an die Stelle des griechischen Kreuzes, der jugendliche Despotismus der osmanischen Sultane verdrängte die alternde Tyrannei der griechischen Kaiser. Der Sieger ließ die beiden Brüder Constantin's XII., Demetrius und Thomas, noch einige Jahre im Besitze von Morea, gegen einen jährlichen Tribut von zwölftausend Ducaten. Ungeachtet des Falles ihres Bruders und Constantinopel's, trotz der eisernen Hand der Türken, unter welcher sie standen, bekämpften sich die beiden entarteten Paläologen mit Feuer und Schwert und verwendeten auf ihren fluchbeladenen Bruderkrieg jedwede Hülfe, die ihnen aus dem Westen zum Kampfe gegen die Türken zuging. Der Eine rief sogar den Schutz seines Herrn des Sultans, gegen seinen Bruder an. Mohammed erklärte sich für Demetrius, rückte in Morea ein und fand ihn später mit der Bemerkung ab: „Ihr seid zu schwach, diese ungestüme Provinz zu zügeln, ich will Eure Tochter in mein Bett nehmen und ihr sollt den Rest Eures Lebens in Sicherheit und Ehre verbringen."

Ein ähnliches Schicksal hatte der letzte Comnene, David, der ehemalige Beherrscher von Trapezunt. Länger, als Constantinopel, bewahrte sich dieses kleine Reich seine Unabhängigkeit und auch im Schooße der Familie der Comnenen gingen deren Sturze die mannigfaltigsten Schandthaten voran. So unbedeutend das Ländchen und so gefährdet dessen Fürsten waren, wurden doch die letzten Kräfte der Trapezunter durch innere Wirren aufgerieben. Von Johann Comnenus, (1281—1295), Alexius II. (1295—1320), Basilius I. und Basilius II. (1320—1339) gelangte die Herrschaft an die Gemahlin des Letztern, Irene Paläologina, und von ihr nach blutigen Bürgerkriegen (1380) an Basi-

lius II. Sohn, Alexius III. Diesem raubte der eigene Sohn, Johann, Krone und Leben. Dem Vatermörder folgte dessen Bruder, David, nach. Mohammed rückte (1461) mit einer Flotte und einem Landheere gegen Trapezunt und legte dem letzten Comnenen die Frage vor: „ob er Leben und Schätze durch Ergebung sichern, oder sein Reich und sein Leben verlieren wolle?" David, welcher seinem Namensbruder zu Goliath's Zeiten nicht glich, zog die Ergebung dem Kampfe vor, wurde mit seiner Familie in ein Schloß nach Romanien gebracht und dort, auf den schwankenden Verdacht eines Briefwechsels mit dem persischen König, sammt seinen Kindern hingerichtet. Demetrius entging diesem Schicksale nur dadurch, daß er Mönch wurde.

Von allen Paläologen entging nur Thomas den Türken. Er rettete sich mit wenigen Anhängern, als Mohammed in Morea einrückte. Seine Habe bestand in einem alten Kopfe, den er für das Haupt des Apostels Andreas ausgab. Theils aus Mitleiden, welches ihm selbst, theils aus Achtung, welche die Dummköpfe jener Zeit dem vermeintlichen Kopfe des Apostels Andreas widmeten, wurde Thomas vom Pabste in Rom gastlich aufgenommen und mit einem Ruhegehalte von sechstausend Ducaten abgefunden. Der älteste seiner Söhne, welcher gleich dem Todtenkopfe, den sein Vater mit sich umherschleppte, Andreas hieß, verkaufte sein Erbrecht an wen er konnte: an den König Karl VIII. von Frankreich und an dessen Gegner, Ferdinand den Katholischen von Aragonien. Manuel Paläologus, der zweite Sohn des flüchtigen Thomas, kehrte in sein Vaterland zurück und lebte unangefochten in Constantinopel bis zu seinem Tode. Er nahm von dem Sultan zwei schöne Frauen an und zeugte einen Sohn, der als Mohammedaner und Türke erzogen wurde. Schimpflicher endeten gewiß keine Herrscher, als die griechischen Paläologen.

Doch in unseren Tagen, vier Jahrhunderte nachdem die Türken der Herrschaft der Paläologen ein Ende gemacht haben, verhandeln die beiden Familien, welche ihnen an innerer Verdorbenheit am nächsten verwandt sind, die österreichischen Habsburger und die russischen Romanoff, wer von ihnen die nächsten Ansprüche auf die römisch-griechische Kaiserkrone habe. Der Habsburger, der Nachkomme Ferdinand's des Katholischen, behauptet, Erbe Constantin's XII. zu sein, weil der Paläologe Andreas diesem seine Ansprüche auf die Krone abtrat. Der russische Czaar aber hält sich für den rechtmäßigen Nachfolger der Paläologen, weil Iwan III. (1472) die Schwester dieses Andreas ehelichte, deren Erbe der Czaar Nicolaus zu sein behauptet. Wir würden uns nicht wundern, wenn Ludwig Napoleon, als Nachfolger Karl's VIII. von Frankreich, gleichfalls Ansprüche auf die Krone von Byzanz geltend machte. Sie würden nicht schlechter begründet sein, als diejenigen des Habsburgers und des Romanoff! Allein den Streit zwischen derartigen Räubern im großen Maßstabe entscheidet nicht das Recht, sondern die Gewalt. Die Menschheit wird wenig dabei gewinnen, ob der Türke Abdul-Medschid, der Russe Nicolaus, der Oesterreicher Franz Joseph oder der Franzose Ludwig Napoleon zu Constantinopel thronen. Alle vier sind Despoten. Doch der Türke stützt sich auf einen Besitzstand von vier Jahrhunderten, welcher jedenfalls dem Rechte näher kommt, als der Kauf Ferdinand's des Katholischen und Karl's VIII. und die Heirath Iwan's III.

Der Fall von Constantinopel gab zwar den Abendländern Gelegenheit zu mannigfaltigen Klagen, Plänen und Wünschen, allein regte sie zu keinen erheblichen Thaten an. Aeneas Sylvius, der Geheimschreiber Friedrich's III. von Deutschland, entwirft eine trübselige Schilderung der damaligen Großmächte des Abendlandes. Der Herzog Philipp von Burgund nahm das Kreuz, allein versuchte keinen Kreuzzug. Als Aeneas Sylvius, unter dem Namen Pius II., den päbstlichen Stuhl bestieg, versuchte er umsonst in der Kirchenversammlung zu Mantua den erloschenen Funken mittelalterlicher Begeisterung zu

erwecken. Es wäre nicht unmöglich gewesen, durch politische Vortheile, welche diesem oder jenem Fürsten in Aussicht gestellt worden wären, ihn zu einem Kriege gegen die Türken zu bestimmen. Unter päbstlichem Banner hatte aber Niemand mehr Lust, in's Feld zu ziehen. Wäre statt des elenden Friedrich's III. ein staatskluger und kriegerischer Fürst auf dem deutschen Throne gesessen, so hätten sich vielleicht Mathias Corvinus von Ungarn und Casimir II. von Polen mit ihm gegen die Türken verbunden. Diese drei Könige hätten den Kern einer Macht bilden können, welche unter günstigen Umständen die Türken aus Europa hätten zurückwerfen mögen. Allein Casimir II. von Polen kämpfte mit den deutschen Rittern und Mathias Corvinus mit Friedrich III. Die Siege der Türken brachten im Abendlande keine Waffenruhe hervor. Weit entfernt, die Türken in Constantinopel zu beunruhigen, warteten fast alle Nachbarn derselben ihre Angriffe im eigenen Lande ab. Constantinopel war zwar der Glanzpunkt der Siege Mohammed's II., allein keineswegs deren letztes Ziel. Fast um dieselbe Zeit schlug der Sultan den Schah von Persien (1473) und die Genueser in der Krim (1474). Den Venetianern nahm er in ununterbrochener Siegesreihe Negroponte (1469), Scutari, Lemnos und andere Besitzungen im Oriente ab (1479). Nur Hunnyad setzte ihm in Belgrad (1456) und die Johanniterritter auf der Insel Rhodus (1479) eine unübersteigliche Schranke entgegen. Im Kampfe mit Iskander Beg eroberte Mohammed Albanien und im Kriege gegen den König von Neapel Otranto (1480).

Ganz Italien und die halbe Christenheit zitterte. Die Römer fürchteten schon, der Sohn möchte die Drohung seines Vaters bewähren und den Altar von St. Peter seinem Rosse zur Krippe dienen lassen. Mitten in seiner Siegeslaufbahn starb Mohammed II., auf einem Kriegszuge gegen Usum Hassan, den turkomannischen Eroberer Persien's (1481), nachdem er sich die Grabschrift verordnet hatte:

„Ich war im Begriffe Rhodus und das stolze Italien zu erobern."

§ 80. Bajazet II. und Selim (1481—1520).

Die Pfaffen und Pfaffenknechte schimpften natürlich in den ungemessensten Ausdrücken über den Eroberer Constantinopel's. Wenn wir Mohammed II. aber mit gleichzeitigen Herrschern, mit Friedrich III. von Deutschland, Ferdinand dem Katholischen von Spanien, Iwan III. von Rußland, mit dem er durch seine Gattin, Tochter des Demetrius Paläologus, verschwägert war, und Ludwig XI. von Frankreich vergleichen, so besteht er die Probe. An kriegerischen Fähigkeiten war er allen überlegen, an Staatsklugheit konnten nur Ferdinand der Katholische und Ludwig XI. sich mit ihm messen. Doch ihre Unternehmungen, wie die Mittel, deren sie sich bedienten, waren sehr klein, wenn wir sie mit den großen Thaten und Plänen Mohammed's II. vergleichen. Der Türke war weder so falsch, noch so verfolgungssüchtig, wie Ferdinand der Katholische und wußte mit seinen aufständischen Vasallen, selbst dem Iskander Beg, in weit rühmlicherer Weise fertig zu werden, als Ludwig XI. Zu Friedrich III. verhielt sich Mohammed, wie die Thräne, die der Habsburger bei der Nachricht von der Eroberung Constantinopel's vergoß, zu den Blutströmen, auf deren Wogen der Türke seine Siege errang. Iwan III. war ein Säufer, Mohammed lebte nüchtern. Der Russe hörte unter günstigen Verhältnissen, durch seine Gemahlin Sophia angeregt, auf, den schimpflichen Tribut, den er lange geduldig gezahlt hatte, zu leisten; der Türke machte dem griechischen Reiche ein Ende. Beide Herrscher besiegten ihre, durch innere Zerrüttungen geschwächten Gegner. Iwan wälzte aber nur Schimpf von sich ab, Mohammed gab seinem Reiche einen Glanz, welcher nach vier Jahrhunderten

noch nicht verglommen ist. Mohammed II. wankte nicht, gleich dem Gatten der Tochter des Thomas Paläologus, zwischen seinen Nachfolgern hin und her. Sein Charakter war fest und seine Ansichten über die wichtigsten staatsrechtlichen Fragen hingen nicht ab von der Laune des Augenblicks.

Allein trotz allen seinen Siegen war er ein blutdürstiger Barbar. Die Pyramiden menschlicher Köpfe, welche er auf verschiedenen Schlachtfeldern errichten, die Säcke voll abgeschnittener Ohren und Nasen, für welche er, wie von Ohren und Klauen reißender Thiere eine Taxe auszahlen ließ, die vielen Tausende von Christenknaben, die er in seine Heere und die Hunderttausende, welche er in die Zahl seiner Sclaven einreihte, sind Trophäen, welche den Abscheu auch der spätesten Jahrhunderte rege machen.

Mohammed II. brachte das türkische Reich auf seinen Höhepunkt. Dieses mochte später seine Gränzen erweitern, den Staaten des Westens furchtbarer werden, größere Siege, als er, gewann kein Türke nach ihm. Er stellte die Grundsätze auf, nach welchen das osmanische Reich Jahrhunderte lang beherrscht wurde. Zu seinen Zeiten kam schon die Kehrseite zu Tage, welche den von den türkischen Sultanen gefeierten Triumphen entsprach. Mohammed II. gab das empörende Gesetz, daß beim Tode eines Sultans alle Brüder des ältesten Prinzen hingerichtet werden sollten und er hatte auch schon beim Antritte der Regierung seinen Thron von den Janitscharen erkaufen müssen. Diese beiden Thatsachen genügen, den türkischen Despotismus in seiner vollen Abscheulichkeit anschaulich zu machen. Der Sultan, vor welchem die Millionen zitterten, bebte selbst vor seinen nächsten Verwandten und seinen vertrautesten Kriegern. Gegen die Einen sicherte er sich durch Brudermord, gegen die Andern durch Bestechung. Nicht eine freiwillige, sondern eine erzwungene Gabe war es, welche die türkischen Sultane beim Antritte ihrer Regierung den Janitscharen zahlten.

Zwar pflegten auch die römischen Kaiser die Prätorianer für sich zu gewinnen, bisweilen wütheten sie auch unter ihren nächsten Verwandten. Allein so abhängig, als die türkischen Sultane waren sie doch nicht, und zur Regel war der Brudermord niemals von ihnen erhoben worden. Wo solche verruchte Grundsätze im Verhältniß zu den bedeutendsten Männern des Staates bestanden, konnten die Massen niemals Gerechtigkeit und Milde von ihren Herrschern erwarten. Mehr als irgend ein anderer Staat Europa's beruhte der türkische auf der Herrschaft der niedrigsten Triebe der Menschheit: auf Grausamkeit und Habsucht.

Derselbe Mohammed II., welcher den Brudermord eingeführt und sich den Loskauf von den Janitscharen hatte gefallen lassen, that nichts, seinem Nachfolger die Ausführung jenes Grundsatzes möglich zu machen, und ihm dieselbe Demüthigung, welche er erfahren hatte, zu ersparen. Er hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne, Bajazet II. und Dschem (Zizim), welche beide über Heere und Provinzen geboten: Bajazet war Statthalter in Amasia, Dschem in Karamanien. In einem Staate, welcher die Brüder des Herrschers als todeswürdige Verbrecher behandelt, werden diese durch den Trieb der Selbsterhaltung gedrängt, ihr Leben an die Krone zu wagen. Kein Wunder, daß Dschem den leeren Thron seines Vaters zu erobern suchte. Als Mohammed II. starb, löste sich sein Heer in wilder Verwirrung auf. Ohne Befehl kehrten die zügellosen Janitscharen von Asien nach Europa zurück, erschlugen den Großvezier und plünderten die Reichen, namentlich die Juden. Bajazet konnte es nicht wagen, die Meuterer zu bestrafen. Im Gegentheile mußte er sich ihre Gunst durch Geldspenden erkaufen, denn von ihnen hing es ab, ob er oder Dschem herrschen, er oder sein Bruder sterben sollte. Bajazet siegte. Dschem mußte fliehen und machte alle bitteren Erfahrungen eines politischen Flüchtlings. In Syrien und Palästina wurde er anfangs mit hohen Ehren empfangen. Ungestört machte er eine Pilgerfahrt

nach Mekka und Jerusalem, stellte sich (1482) wieder an die Spitze eines Heeres, mußte ein zweitesmal sein Heil in der Flucht suchen und wandte sich zunächst nach der Insel Rhodus. Die Ritter machten sich seine Anwesenheit in jeder Weise zu Nutze. Von Dschem ließen sie sich für den Fall, daß er den türkischen Thron erobern würde, die übermäßigsten Zusagen machen. Um dieselbe Zeit verpflichteten sie sich für eine jährliche Zahlung von fünfundvierzigtausend Ducaten, welche ihnen Bajazet versprach, den unglücklichen Dschem aus Rhodus zu entfernen und auf einer Besitzung des Ordens in Frankreich gefangen zu halten. In Rhodus war Dschem noch mit fürstlichen Ehren empfangen worden. Doch auf dem Wege von Nizza nach Roussillon, wohin ihn die Rhodiser schleppten, wurde er von seinem ganzen Gefolge getrennt. Der Großmeister d'Aubüsson trieb mit ihm einen schändlichen Handel. Zum Lohne für seine Schergendienste ließ er sich von Bajazet II. einen alten Knochen schenken, welcher für die rechte Hand Johannis des Täufers ausgegeben wurde. Als in späteren Zeiten die Ritter von Rhodus das Vertrauen des Sultan's verloren, erbot sich der Pabst Innocenz VIII., den türkischen Prinzen in seinem Gewahrsam zu halten. Im Jahre 1489 kam Dschem nach Rom, wo er anfangs leidlich gehalten wurde. Nach dem Tode Innocenz' VIII. (1492) gerieth Dschem in die Krallen jenes Ungeheuers, welches unter dem Namen Alexander's VI. auf dem päbstlichen Stuhle saß. Der Briefwechsel, welchen dieser anmaßliche Vertreter Gottes auf Erden mit dem türkischen Sultane führte und welcher (1759) zu Besançon aufgefunden wurde, liefert den vollständigen Beweis, daß Alexander VI. sich erbot, für vierzigtausend Ducaten jährlich den Bruder des Sultans gefangen zu halten, für dreimalhunderttausend Ducaten aber ihn aus dem Wege zu schaffen. Auf dieses letzte Anerbieten ging der Türke ein. Alexander wollte aber die Person Dschem's sich doppelt zu Nutze machen, zuerst dem türkischen Sultane und dann dem Könige Karl VIII. von Frankreich gegenüber. Er lieferte den unglücklichen Dschem in die Hände des Königs der Franzosen, als dieser auf seinem Zuge nach Neapel durch Rom kam, und gab sich dadurch den Schein, dem französischen Herrscher einen großen Dienst zu leisten. Um aber den zugesagten Mörderlohn nicht zu verlieren, ließ dieser gottlose Pabst dem türkischen Prinzen, bevor er ihn übergab, Gift beibringen, an welchem Dschem einen Monat später starb (1495). Der türkische Sultan, welcher in seinem Bruder einen gefährlichen Nebenbuhler erkannte, mag in den Grundsätzen der Verfassung seines Reiches eine Entschuldigung für die Ermordung Dschem's finden. Die Verfassung desjenigen Staates aber, welchem Alexander VI. vorzustehen behauptete, des Reiches Christi auf Erden, bietet dem Pabste keinen Vertheidigungsgrund. Der Pabst war schlechter, als irgend ein anderer Bandit Rom's, indem er Dschem den Tod gab, denn ihn, welcher die ganze Christenheit ausbeutete, trieb nicht, wie die meisten übrigen Banditen, die bittere Noth zu dem Verbrechen.

Bajazet II. war ein sehr wenig befähigter Mensch und seine Stellung wurde daher von Jahr zu Jahr immer schwieriger. Der Tod Dschem's entfernte zwar einen sehr gefährlichen Nebenbuhler, allein seine eigenen Söhne bereiteten ihm bald noch größere Gefahren, denen er nicht bei Zeiten vorzubeugen verstand. So lange im Schooße der osmanischen Herrscherfamilie die alten patriarchalischen Gewohnheiten bestanden, mochte ein Vater seinen Söhnen Heere und Provinzen anvertrauen. Seit Mohammed II. aber alle Brüder des Sultans dem Tode geweiht hatte, wurde jede Gewalt, welche der Sultan seinen Söhnen verlieh, ein Mittel, im Kampfe mit ihrem noch lebenden Vater, oder nach dessen Tode, mit ihren Brüdern, ihr gefährdetes Leben zu retten. Bajazet vergaß den von seinem Vater aufgestellten blutigen Grundsatz, als er seinen Söhnen Statthalterschaften anvertraute. Im Bewußtsein, daß nur ein entschlossener Mann im Stande sei, die

wilden Janitscharen zu zügeln, und über das weite Reich den erforderlichen Schrecken zu verbreiten, schloß Bajazet seine beiden ältesten Söhne von der Nachfolge aus. Achmed, der dritte, sollte der Erbe seines Vaters werden. Doch nicht dieser, sondern Selim, der vierte Sohn Bajazet's, vereinigte in sich alle Eigenschaften eines türkischen Despoten. Er war herrschsüchtig, grausam, treulos und kriegerisch. Er verstand es, seinem Vater mit Gewalt abzutrotzen, was dessen guter Wille ihm niemals gewährt haben würde. Die Zugeständnisse des Vaters gaben dem Sohne die Mittel, ihm das Gesetz vorzuschreiben. Zwar wurde Selim, als er (1511) das Banner der Empörung gegen seinen Vater entfaltete, bei Tschorli, zwischen Constantinopel und Adrianopel, geschlagen. Doch kehrte er bald aus der Krimm, woselbst ihn der Chan der Tartaren, sein Schwiegervater, freundlich aufgenommen hatte, im Einverständnisse mit den Janitscharen nach der Türkei zurück. Der Vater mußte dem Sohne weichen, als dieser im April 1512 seinen Einzug in Constantinopel hielt. Wenige Wochen darauf starb aber Bajazet II., wahrscheinlich an dem Gifte, das sein Sohn ihm mischen ließ. Hintereinander ermordete Selim seine beiden Brüder Korkud und Achmed, deren Söhne und diejenigen seines verstorbenen ältesten Bruders, den Großvezier seines Vaters und viele andere einflußreiche Personen. Sein Trachten ging dahin, den Schah von Persien, das Haupt der Sekte der Schiiten, zu besiegen. Seinen Kriegszug begann er damit, daß er alle Schiiten seines Reiches männlichen Geschlechtes, vom siebenten bis zum siebenzigsten Jahre, etwa vierzigtausend an der Zahl, ermorden ließ. Der persische Schah Ismael verlor (1514) eine entscheidende Schlacht und seine Residenzstadt Tebris. Im folgenden Jahre wurde er von neuem geschlagen und verlor durch einen Flintenschuß sein Leben. Die Osmanen eroberten die Städte am Tigris, die ganze Provinz Diarbekr und Kurdistan. Syrien und Egypten, welche Länder seit Saladin's Zeiten meistentheils vereinigt gewesen waren, wurden bald darauf von Selim I. unterworfen. Die Mameluken, welche dort unter selbstgewählten Sultanen herrschten, vermochten nicht, den überlegenen Streitkräften der Türkei auf die Dauer zu widerstehen. Kansu Ghawri, der achtzigjährige Sultan von Egypten, leistete zwar tapfere Gegenwehr. Doch schon im Jahre 1517 wurde Egypten von Selim besiegt und bildet seit dieser Zeit eine der Provinzen des türkischen Reiches. Die christlichen Staaten: Rhodus, Ungarn und Italien, welche Mühe gehabt hätten, ihr Gebiet zu vertheidigen, falls Selim sie angegriffen, erhielten durch dessen Kriege im Süden und Osten einige Ruhe. Rhodus sollte aber zuerst die Schärfe des türkischen Säbels fühlen. Selim machte die großartigsten Vorbereitungen, diese Insel zu erobern. Mitten im Laufe derselben ereilte der Tod den blutgierigen Tyrannen (1520).

§ 81. Die Mongolen.

Nicht die Zahl der Menschen oder der Krieger bestimmt den Werth eines Volkes, sondern die Reinheit seiner Sitten, die Klarheit seiner Gedanken und die Großartigkeit seiner Bestrebungen. Darum verdienten die alten Griechen eine ausführlichere Darstellung ihrer Thaten und Schicksale, als die hundertmal zahlreicheren Völker Asien's, und aus gleichem Grunde bietet das kleine Völkchen der Schweizer, welches nur wenige Quadratmeilen an den Gränzen Deutschland's, Italien's und Frankreich's inne hat, dem Geschichtschreiber mehr Stoff, als die Mongolen, welche mit zahllosen Heeren einen ganzen Welttheil von einem Ende bis zum andern durchzogen. Nichts ist einförmiger, als die Geschichte der Despoten und ihrer Sclaven. Mannigfaltigkeit findet sich nur in Gefolge der Freiheit. Von den Reichen, welche Dschingis Chan und seine Nachfolger gegründet hatten, verlor

eines nach dem andern seine innere Kraft und mit dieser seine Selbständigkeit. Im Jahre 1368 wurde der Herrschaft der Mongolen in China ein Ende bereitet. Länger erhielten sich die Mongolen des äußersten Westens, die Chane von Kaptschak, ihre Macht. Dieselbe Gegend, welche im dreizehnten Jahrhunderte Dschingis Chan erzeugte, gebar zwei Jahrhunderte später einen andern Weltenstürmer. *) Die Chane von Tschagatai waren ausgestorben. Das Land hatte keinen obersten Herrscher mehr. Während sich die Emire untereinander bekämpften, fielen die Kalmücken von Kaschgar ein und suchten Tschagatai zu unterwerfen. Keine Zeit konnte für die weit strebenden Pläne eines asiatischen Eroberers günstiger sein. Timur wurde nicht fern von Samarkand, in dem Dorfe Sebzar geboren. Seine Vorfahren hatten unter den Chanen das kleine Gebiet von Kesch als erbliches Gebiet beherrscht. Von seinem zwölften Jahre an hatte er sich als tapferer Krieger hervorgethan. Viele hofften, er werde das Land von dessen übermüthigen Feinden befreien und dessen frühern Glanz wieder herstellen. Doch als es galt, sich um sein Banner zu schaaren, um die Kalmücken zurückzutreiben, wartete Timur vergeblich sieben Tage lang auf den Hügeln von Samarkand. Er mußte in der Wüste seine Zuflucht suchen. Nur sechzig Reiter begleiteten ihn. Mit diesem kleinen Häuflein schlug er tausend Kalmücken, die ihn verfolgten. Doch von seinen Getreuen verloren die Meisten ihr Leben. Er selbst irrte mit seiner Gattin und sieben Gefährten hülflos umher, fiel in Gefangenschaft, und hatte Mühe, sich aus dieser wieder zu befreien. Im Unglücke lernte Timur die Menschen kennen. Seine Landsleute suchten ihn endlich auf und fanden ihn in der Wüste. Bald schwang er sich über die Leiche seines Schwagers Hussein an die Spitze seines Stammes. Im vierunddreißigsten Jahre seines Alters wurde er in einem Kurultai zum obersten Herrscher von Tschagatai erwählt. Timur betrachtete diese Stelle nur als eine Sprosse, welche ihn auf der Leiter der Macht zur Weltherrschaft führen sollte. Tschagatai und ganz Asien genügten seinen maßloßen Leidenschaften nicht. Timur besaß alle körperlichen und geistigen Eigenschaften eines Eroberers. Er war ebenso schlau, als entschlossen, ebenso staatsklug, als kriegerisch. Sein kräftiger Körperbau machte ihn fähig, die Strapatzen eines bewegten Lebens zu ertragen. Selbst nachdem er bei der Belagerung von Sistan gelähmt worden war, verlor Timur seinen Thatendurst nicht. Von dieser Lähmung erhielt er jedoch den Beinamen „Lenk" (der Gelähmte). Aus Timur Lenk wurde im Munde der Europäer Tamerlan, der Name, vor welchem die Völker dreier Welttheile zitterten. Kaum hatte Timur die von Tschagatai abhängigen Provinzen Chowaresmien und Kandahar unterworfen, so richtete er seine verlangenden Blicke auf Iran oder Persien, woselbst seit dem Tode Abu Said's, des letzten Sprossen aus dem Hause Hulagu's, allgemeine Verwirrung herrschte. Unter den Mauern von Schiraz schlug er nach einem lange zweifelhaften Treffen den Schah Mansur. Bagdad, Edessa und Tiflis öffneten ihm hintereinander ihre Thore. Die Tartaren des Ostens und des Westens, die Reiche von Kaschgar und Kaptschak mußten sich vor Timur beugen. Zuerst setzte er denselben Toktamisch, den wir in der Geschichte Rußland's **) kennen lernten, auf den Thron von Kaptschak, zehn Jahre später stürzte er ihn wieder herab. Bis nach Rußland verfolgte Timur den flüchtigen Chan von Kaptschak. Moskau zitterte und hatte keine andere Hülfe, als ein Muttergottesbild, welchem die verdummten Massen wunderthätige Kraft zuschrieben. Doch Timur's Wünsche gingen nicht nach den öden Steppen Rußland's, sondern nach den fruchtbaren und reichen Städten Hindostan's.

*) Dschingis Chan wurde 1163, Tamerlan 1335 geboren.

**) Siehe oben § 73.

Unterwegs verbrannte er die Städte Sarai und Astrachan. Sultan Mahmud in Delhi war ohne Kraft. Die Suba's (Statthalter) der verschiedenen Provinzen gehorchten ihm nicht und bekriegten sich gegenseitig. Mit zweiundneunzigtausend Reitern setzte der mongolische Eroberer über den Dschihunfluß, über das Gebirge, welches die Araber die steinigen Gürtel der Erde nannten, und über den Indus. Sultan Mahmud, statt sich in Delhi einzuschließen, wagte thörichterweise eine Schlacht, die er verlor. Timur zog siegreich in die Hauptstadt Indien's, Delhi, ein. Selbst der Ganges vermochte ihm keine Schranken zu setzen. An dessen Ufern erhielt er Kenntniß von den ehrgeizigen Plänen des Türken Bajazet I., des mächtigsten unter allen Herrschern, mit denen er bisher Krieg geführt hatte. Längs dem nördlichen Rande der Gebirge trat Timur seinen Rückmarsch nach Samarkand an, von wo aus er seinen Feldzug gegen die osmanischen Türken vorbereitete. Bevor er jedoch mit diesen zusammentraf, schlug er die Syrier, eroberte Aleppo und Damascus, erlitt aber durch die Waffen der Mameluken solche Verluste, daß er nicht weiter vordrang. Ströme Blutes, Verwüstung und Plünderung bezeichneten den Weg, welchen Timur betrat. Auf den Ruinen Bagdad's ließ er eine Pyramide von neunzigtausend Menschenköpfen errichten. Im Jahre 1402 maß er sich endlich mit Bajazet I., den er bei Ancyra schlug und gefangen nahm. Von den Ufern des Irtisch und der Wolga bis zum persischen Meerbusen und vom Ganges bis zum Archipelagus und zum adriatischen Meere gehorchte ganz Asien dem herrschsüchtigen Mongolen. Doch statt die flüchtigen Siege des Schlachtfeldes durch dauernde Staatseinrichtungen zu befestigen, dachte Timur nur an immer neue Eroberungen. Anfangs wollte er Egypten heimsuchen, von da längs der Nordküste Afrika's bis zu der Straße von Gibraltar ziehen und auf dem Rückwege ganz Europa unterwerfen. Als der Sultan von Egypten seine Oberherrschaft anerkannte, änderte Timur seinen Plan und rückte dem Osten zu, um China zu besiegen. Auf dem Wege dahin ereilte den siebenzigjährigen Eroberer, in der Nähe von Otrar, der Tod und machte seinen im größten Maßstabe ausgeübten Räubereien und Mordthaten ein Ende (1405).

Timur besaß unstreitig große Talente für den Krieg. Er war nicht ohne Kenntnisse und unterhielt sich gern mit Gelehrten. Er war ein eifriger Mohammedaner und unerbittlicher Herrscher. Er duldete keinen Widerspruch und nahm keinen Befehl zurück, unbekümmert um die Folgen. Was auch immerhin feile Schmeichler der Tyrannen zu Timur's Ruhme geschrieben und gesagt haben mögen, alle guten Eigenschaften standen im Dienste seiner unersättlichen Herrschsucht. Die Beweggründe seiner Thaten waren unedel. So sehr er den Schein annahm, nicht angriffsweise, Krieg zu führen, sondern nur um sich zu vertheidigen, oder erlittener Unbill entgegenzutreten, so strafen die nackten Thatsachen der Geschichte ihn doch Lügen. Mochte der Schrecken, welcher vor seinen Waffen herging, manche kleine Diebe und Räuber einschüchtern, das Unheil, welches er selbst anrichtete, war tausendfach größer, als dasjenige, welches er verhütete. Mit seinem Tode fiel der stolze Bau zusammen, der allein auf Timur's Schultern geruht hatte. Dieselben Leidenschaften, wenn auch in verjüngtem Maaßstabe und in Verbindung mit geringeren Talenten wohnten in der Brust aller seiner Erben. Timur hinterließ sechs und dreißig Söhne und Enkel, welche, so unterwürfig sie auch während des Lebens des mächtigen Eroberers gewesen waren, nach dessen Tode seinem Willen durchaus keine Achtung erwiesen. Timur hatte seinen Enkel Pir (Herr) Mohammed zu seinem Nachfolger bestimmt. Doch galt Timur's Wort, als er gestorben war, nichts mehr. Khalil und später Schah Rok, Timur's jüngster Sohn, bemächtigten sich der Herrschaft. Nach Schah Rok's Tode trat an die Stelle früherer despotischer Ordnung die wildeste Verwirrung. Ulugh Beg wurde schon drei Jahre nach seiner Thronbesteigung von seinem eigenen Sohne getödtet (1449). Mit Abu'Said hörte

1467 die Herrschaft der Nachkommen Timur's in den Oxusländern auf. Die rohen Horden aus Turan fielen ein und drangen bis in's Innere von Persien (Iran). Die Usbecken und die Turkomannen rissen den größern Theil Persien's an sich. Kara-Joseph, der Beherrscher der Horde des schwarzen Hammels, eroberte Bagdad. Usum Hassan, das Haupt der Turkomannen vom weißen Hammel, setzte sich (1468) in Persien fest, woselbst die Herrschaft der Turkomannen bis zum Jahre 1508 bestand. Ismael Sofi gründete dann, auf den Trümmern der Horde vom weißen Schöpse, das neupersische Reich. In den übrigen Theilen des von Timur zusammeneroberten Gebietes machten sich schnell die kleinen Fürsten von den Timuriden unabhängig. Doch in Indien gründete Babur, Abu Said's Enkel, welcher den Usbecken im eigenen Lande nicht zu widerstehen vermochte, ein neues Reich. Er eroberte (1498) Delhi und wurde der Stifter eines Herrschergeschlechtes, welches, unter dem Namen der Groß-Moguln Jahrhunderte hindurch bestand.

Ungeachtet der Niederlage, welche der Chan Toktamisch durch Timur erlitt, erhielt sich der Staat von Kaptschak länger, als das weite Reich Timur's. In der Geschichte Rußland's *) haben wir der Schicksale dieses Mongolenlandes bereits erwähnt. An die Stelle der früher weit und breit gefürchteten mongolischen Herrscher, traten die Chane von Kasan und von Astrachan, die nogaischen und krimmischen Tartaren, welche ihren Nachbarn zwar durch Raubzüge oft sehr unbequem wurden, ihnen aber keine dauernden Gefahren bereiteten, vielmehr bald deren Gesetze annehmen mußten

---

Neunter Abschnitt.

Die kirchliche Herrschaft in der Christenheit.

§ 82. Einleitung.

Mit dem Erlöschen der Hohenstaufen erreichte die päbstliche Schreckensherrschaft ihren Höhepunkt. Von dieser Zeit an nahm sie ab und mit ihr zugleich der Aberglauben, die Armuth und die Knechtschaft der Völker. Die frechen Verächter jedes Rechtes und jeder Regung der Vernunft zerfielen unter sich, als sie ihre gefährlichsten Feinde, die deutschen Kaiser, aus dem Felde geschlagen hatten. Die Päbste geriethen mit Rom in Hader und Streit, indem sie ihren Sitz nach Avignon verlegten, und als sie endlich zurückkehrten, führte die Herrschsucht dieser kirchlichen Despoten zu einer Spaltung, welche die Laster der anmaßlichen Vertreter Gottes auf Erden zum allgemeinen Aergerniß der gläubigen Christen machte. Wie die Päbste, so zerfleischten sich gegenseitig auch deren treueste und blindeste Anhänger, die Mönche, und machten zugleich sich selbst und ihre Beschützer verächtlich. In Dulcino begegneten die römischen Oberpfaffen dem ersten entschlossenen, in Johannes Wickliff ihrem ersten Gelehrten, in Johannes Huß ihrem ersten zugleich gelehrten und entschlossenen Gegner. Während der Hauptsitz der griechischen Kirche, Constantinopel, unter das Joch der Türken fiel, wodurch diese aller Unabhängigkeit und Lebensfähigkeit verlustig wurde, bereitete sich im Schooße der römischen eine Bewegung vor, welche zwar bis zu dieser Stunde noch nicht der Vernunft die Bahn gebrochen hat, allein das Joch des

*) Siehe oben § 73.

päbstlichen Despotismus theilweise beseitigte und eine bedeutungsvolle Annäherung an Wahrheit und Freiheit zur Folge hatte.

Das päbstliche System der Völker-Verdummung, Ausbeutung und Knechtung erreichte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts seine Vollendung. Es galt jetzt nicht mehr, neue Fabeln, neue Glaubenssätze, neue Wundergeschichten zu erfinden, sondern den Glauben an die Erfindungen früherer Zeiten zu erhalten. Dieses war keine leichte Aufgabe, da die menschliche Vernunft, so schwach sie auch im Mittelalter auftrat, doch allmählig zu erwachen begann. Sie, die einzige zuverlässige Führerin im Labyrinthe des Lebens, mußte mit allen ihren Kindern, mit Bildung, Freiheit und Wohlstand als die schlimmste Feindin der Menschheit verschrieen werden, um die Herrschaft des Pfaffenthums zu sichern. Die Vernunft wurde für eine Betrügerin ausgegeben, welche die Menschen vom Pfade des Glaubens auf Abwege führe. Die Bildung wurde als ein Luxus-Gegenstand behandelt, welcher den höheren Ständen und namentlich den Geistlichen nicht verwehrt, vielmehr als Zeitvertreib gestattet, welche dazu benützt werden könne, den Massen Sand in die Augen zu streuen und den Bestrebungen der Machthaber den Schein des Rechtes und des Edelmuthes zu verleihen, allein Einfluß auf das wirkliche Leben, ein thätiges Eingreifen zu Gunsten der unterdrückten Menschheit wurde ihr nirgends gestattet. Die Freiheit wurde von verschmitzten Pfaffen nur zu ihren Gunsten in Anspruch genommen. Sie verstanden darunter das Recht, die Völker ungestraft verdummen, ausbeuten und knechten zu können. Das Recht des einzelnen Menschen, nach eigener Wahl seinen Glauben zu bestimmen, erkannten die Pfaffen nicht an, vielmehr erklärten sie jede Abweichung von dem herrschenden Aberglauben für Sünde und für ein Verbrechen, das nur zu häufig mit dem Tode bestraft wurde. Der Wohlstand der Völker war durchaus unvereinbar mit der Schwelgerei und der Habgier des Pfaffenthums. So lange die Geistlichen in allen Ländern der Christenheit zehnmal mehr Abgaben erhoben, als Könige und Fürsten, so lange sie den vierten und oft den dritten Theil des gesammten Grundes und Bodens besaßen, konnten die Völker unmöglich zu Wohlstand gelangen. Wir sehen daher im Mittelalter aller Orten die empörendsten Extreme neben einander. Die römische Kirche war namentlich an solchen Gegensätzen reich. Die Päbste, Cardinäle Aebte und Bischöfe wälzten sich im Ueberflusse, wogegen mehrere Mönchsorden sich die furchtbarsten Entbehrungen auferlegten. Viele hohe Würdenträger trieben ihr Spiel mit Künsten und Wissenschaften, begünstigten zugleich aber die Bestrebungen hirnverrückter Mönche, welche jeden Schmuck des Lebens als sündlich verschrieen, und Selbstpeinigung und Casteiung als die allein sicheren Wege zum Heile priesen. Die mächtigen Gebieter der Kirche erlaubten sich jeden Eingriff in die Rechte der Völker und einzelner ausgesuchter Opfer, während Tausende hinter öden Klostermauern oder in den Kerkern der Inquisition schmachteten, Millionen durch künstlich hervorgerufene Gewissensbisse gepeinigt und viele Tausende des Glaubens wegen hingerichtet wurden.

Jede Abweichung von der Vernunft in der einen hat eine entsprechende in der anderen Richtung zur Folge. Der Despotismus der Herrscher macht die Völker knechtisch, der Ueberfluß der Reichen die Massen arm. Doch nicht bloß im Schooße der christlichen Völker, auch inmitten der Mohammedaner und Heiden herrschte die Gewalt und der Betrug. Wenn die kirchlichen Machthaber anderer Glaubensbekenntnisse nicht die Gewalt besaßen, welche die Päbste über die christlichen an sich gerissen hatten, so wüthete bei ihnen der weltliche Despotismus um so schrankenloser. Auch nach dem Ende der Kreuzzüge dauerte der Kampf zwischen den christlichen und mohammedanischen Völkern fort.

Im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erlitt das Christenthum im Osten furchtbare Niederlagen. Fast ganz Asien und ein Theil Europa's gingen an den

Islam verloren; dagegen breitete es sich im Westen immer mehr aus. Für Asien, welches das Christenthum aufgab, wurde der Grund zu einer neuen Herrschaft in Amerika gelegt, und Spanien, welches die Mauren vertrieb oder vertilgte, glich den Verlust aus, welchen die Christenheit durch die Türken in Europa erlitt.

Die päbstlichen Missionäre hatten in China, der Tartarei und den benachbarten Ländern eine Anzahl christlicher Kirchen gegründet. Im Jahre 1307 errichtete der Pabst, Clemens V., ein Erzbisthum zu Cambalu, der Hauptstadt des Reiches Cathay, welche unstreitig keine andere Stadt wer, als Pekin. So lange die Nachkommen Dschengis Chan's in China herrschten, blühten daselbst zahlreiche lateinische und nestorianische Gemeinden, als aber die Mongolen später (1368) durch die Ming-Dynastie gestürzt wurden, hörte daselbst die lateinische Form des Christenthums vollständig auf. Nur einige wenige nestorianische Kirchen blieben in China bestehen. Auch in der ganzen Tartarei, Mongolei, in Tangut und den benachbarten Ländern wurde das Christenthum ausgerottet. Besonders verderblich wurden den Christen die Kriegszüge Timur's, welcher sich den Anschein gab, ein eifriger Mohammedaner zu sein. Bis zum Jahre 1370 gingen alle lateinischen Gemeinden, welche bis dahin noch in der Mongolei und Tartarei bestanden hatten, zu Grunde. Noch größere Niederlagen erlitt das Christenthum in Kleinasien, den Ländern zwischen Euphrat und Tigris und in dem ganzen Gebiete, welches die Türken in Asien, Europa und Afrika allmählig zusammen eroberten. Dagegen wurde Litthauen durch die Bekehrung seines Fürsten Jagello (1386) unter die päbstliche Herrschaft gebracht. In Liefland und Preußen fuhren die deutschen Ritter fort, das Christenthum mit Feuer und Schwert auszubreiten. Gegen die Juden wurde in ganz Europa ein fast unausgesetzter Glaubenskrieg geführt, welcher zwar den verfolgten Kindern Israel's großen Schaden, den Christen aber wenig oder keinen Gewinn, doch eine reiche Ernte an Schmach brachte. Entscheidend waren dagegen die Siege, welche die Könige von Portugal und Aragon gegen die Mauren gewannen und welche die Ausrottung derselben im fünfzehnten Jahrhundert zur Folge hatten. Dieselben Maßregeln, durch welche die Mohammedaner entweder bekehrt oder aus Spanien vertrieben werden sollten, wurden auch gegen die Juden angewendet. Um nicht das Land, in welchem sie und ihre Väter gelebt und zum Theile ansehnliche Reichthümer gesammelt hatten, verlassen zu müssen, nahmen viele Juden und Mohammedaner zum Scheine die christliche Religion an, unterwarfen sich äußerlich dem hergebrachten Kirchendienste, pflanzten aber insgeheim ihren Glauben fort. Die Folge der Grausamkeit, mit welcher die Katholiken ihre Religion ausbreiten wollten, und der Zähigkeit, mit welcher die zum Christenthume gezwungenen Juden und Mohammedaner an ihrem alten Glauben festhielten, war auf der einen Seite die Schreckensherrschaft der Inquisition und auf der andern ein äußerlicher Kirchendienst, welcher nur bezweckte, jeden Zweifel über Rechtgläubigkeit zu beseitigen. Die Spanier, welche Anfangs nur die Juden und Mohammedaner mit Gewalt bekehren wollten, mußten bald zu ihrem furchtbareu Schaden empfinden, daß Unduldsamkeit und Glaubenshaß zweischneidige Schwerter seien, welche leicht denjenigen, der sie führt, selbst verletzen können.

Die Fortschritte des Christenthums in der neuen Welt werden wir im nächsten Abschnitte im Zusammenhange mit den Entdeckungen und Eroberungen darstellen, welche die Spanier jenseits des atlantischen Oceans machten.

Im Schooße der griechischen Kirche war der Unsinn nicht minder haarsträubend, als in der lateinischen. In manchen Beziehungen übertrafen die Griechen die Lateiner noch an Abgeschmacktheit. Im Westen Europa's gab es Mystiker oder Quietisten, welche durch stille Betrachtung und Versenkung des Geistes in dumpfes Hinbrüten Gott zu dienen glaubten.

Das eigentliche Vaterland dieser Fanatiker, wie der Mönche und Eremiten, war der Osten. Die orientalischen Quietisten bildeten sich ein, in den tiefsten Tiefen des Gemüths sei ein himmlisches Licht verborgen, welches man nur dadurch zu schauen vermöge, daß man eine Zeitlang, in einem einsamen Winkel, die Augen auf den Nabel gerichtet, in stiller Betrachtung sitze. Die Frage, welche Art von Licht auf diese Weise geschaut werde, beantworteten die Quietisten dahin: es sei der Strahlenglanz Gottes, dasselbe himmlische Licht, welches Christum bei seiner Verklärung auf dem Berge umgeben habe. Ueber diese Nabelseligkeit entstand ein heftiger Streit, als Barlaam, ein Basilianer=Mönch, nach dem Osten reiste, um die Klöster seines Ordens einzusehen. Im Jahre 1341 wurde eine Kirchenversammlung zu Constantinopel gehalten, in welchem Gregor Halamas, der Erzbischof von Thessalonich, einen glänzenden Sieg als Verfechter der Nabelseeligen über Barlaam, deren Gegner errang. Damit ging aber der Streit nicht zu Ende. Denn bald darauf stellte der Mönch Accedynus in Abrede, daß Gott in einem, von seinem Wesen verschiedenen Lichte weile, und daß seine Schüler auf dem Berge Tabor ein solches gesehen hätten. Ueber diese Abgeschmacktheiten stritten sich die griechischen Geistlichen auf mehreren Kirchenversammlungen herum, bis endlich im Jahre 1351 Palamas einen vollständigen Sieg über die Barlaamiten davon trug, indem festgestellt wurde: „Gott sei, so zu sagen, von einem ewigen Lichte umgeben, welches seine Kraft oder Wirkung genannt werden könne, und von seiner Natur oder Wesenheit verschieden sei; dieses Licht habe er geruht, seine drei Jünger auf dem Berge Tabor schauen zu lassen.“ Die Barlaamiten, welche von alle dem das Gegentheil behaupteten, mußten sich fügen. Die Nabelseeligkeit feierte einen vollständigen Triumph in der griechischen Kirche. Die Lateiner und Griechen überboten sich gegenseitig in religiösen Abgeschmacktheiten, und wenn die ersteren unter einem härtern geistlichen Joche schmachteten, so wurde der Unterschied durch den weltlichen Despotismus der griechischen Kaiser ausgeglichen. Das Christenthum war untergegangen in dem Pfaffenthum und die vielgepriesene christliche Liebe in ihren beiden Gegensätzen, der Schreckensherrschaft der Päbste und der Knechtschaft der Völker.

§ 83. Die Zeit der s. g. babylonischen Gefangenschaft der Päbste (1305—1376).

Da die römische Kirche im Laufe der Jahrhunderte zu einer Macht geworden war, von welcher Fürsten und Völker sich fast ohne Widerstand knechten und ausbeuten ließen, so konnte sie nur von den lasterhaftesten Menschen der Welt geleitet werden. Männer, welche, gleich Cölestin V., noch einige Spuren von Schaamgefühl und Tugend bewahrten, konnten sich nicht auf dem päbstlichen Stuhle behaupten, weil derselbe von dem Auswurfe der Menschheit umgeben war. Die Cardinäle wollten schwelgen, Reichthümer sammeln, herrschen und verehrt werden und bekümmerten sich nicht einmal um den Schein der Rechtlichkeit, da sie sich stark genug glaubten, jedem, wenn auch noch so wohl begründeten Widerspruche Trotz bieten zu können. Sie wählten nur solche Päbste, von welchen sie nicht befürchten mußten, in ihrem Lasterleben gestört zu werden, und schützten in der gesammten christlichen Geistlichkeit nur solche Menschen, welche ihren Leidenschaften fröhnten, ihnen huldigten oder sie bestachen. Immer lauter wurden daher unter den Völkern die Klagen über das Verderbniß der Geistlichkeit. Die Kirchenfürsten ließen sich dadurch in ihren Ausschweifungen nicht stören, obgleich sie nach und nach die Macht verloren, jedwede Beschwerde und jeden Wehruf als Verbrechen zu bestrafen. Im Gegentheile wurden namentlich im fünfzehnten Jahrhunderte die Klagen über den traurigen Zustand der Kirche

so allgemein, daß weder Päbste, noch Kardinäle es wagten, denselben entgegen zu treten, vielmehr gute Miene zum bösen Spiel machen und dieselben ruhig anhören mußten. Durch Klagen und Beschwerden ist noch niemals eine tyrannische Herrschaft gestürzt worden. Allein gewöhnlich bildeten sie die Uebergangspunkte, welche zu ernsten Thaten führten. Die Klagen klärten die Völker allmählig über die Schlechtigkeit der Beweggründe der Geistlichen und das unverträgliche Joch, womit sie die Laien belasteten, auf; regten deren Selbstbewußtsein und Freiheitsmuth an, und bereiteten sie zu offenem Widerstande gegen das verruchte römische Pfaffenthum vor. Der Uebermuth der Päbste und mehrere Streitigkeiten, welche sie mit mächtigen Königen führten, trieben das rollende Rad des Pabstthums immer rascher dem Abgrunde zu, in welchem es brach, allein bis zum heutigen Tage noch nicht seinen Untergang gefunden hat.

Nach dem Ableben des Pabstes Nicolaus IV. (1292), stritten sich die Cardinäle fast drei Jahre herum, ohne zu einer neuen Wahl gelangen zu können. Endlich vereinigten sich ihre Stimmen zu Gunsten Peter's, mit dem Beinamen Doctor Murrone, welchen er von einem Berge führte, in dessen Einsamkeit er seit langer Zeit lebte. Dieser alte Einsiedler wurde von den tückischen Kirchenfürsten nur zum Scheine auf den päbstlichen Thron gehoben. Sie wußten wohl, daß eine Wildniß nicht die Gegend sei, in welcher man sich zu päbstlicher Herrschaft vorbereiten könne und waren gewiß, sich des alten Eremiten entledigen zu können, so bald sie es für gut fänden. Peter legte sich, als er den päbstlichen Stuhl bestieg, den Namen Cölestin V. bei. Er wollte seine früheren Lebensgewohnheiten, welche das Lasterleben, die Ueppigkeit und die Schwelgerei der Cardinäle im Gegensatze zu den selbst gewählten Entbehrungen des Pabstes noch auffallender machten, nicht ändern. Cölestin V. besaß weder die Kraft, noch den Willen, den Augiasstall der römischen Kirche zu reinigen. Schon im vierten Monate nach seiner Erwählung legte er, auf Betreiben des Cardinals Benedict Cajetan, welcher nach der dreifachen Krone lüstern war, seine Würde nieder. Bald darauf (1296) starb der alte Doctor Murrone in dem Schlosse Fumone, worin ihn sein Nachfolger gefangen hielt. Diesem wurde später öffentlich der Tod Cölestin's zugeschrieben. Benedict Cajetan, welcher sich auf den Schultern Cölestin's V. zum päbstlichen Throne hinangeschwungen, nannte sich Bonifacius VIII. Ein frecherer Despot und ein keckerer Betrüger hatte seit den Zeiten Gregor's VII. nicht auf dem päbstlichen Stuhle gesessen. Er behauptete die oberste Herrschaft über alle irdischen Gewalten, über geistliche und weltliche Fürsten gebühre ihm, kraft seines Amtes. Er beschied Könige und Fürsten vor seinen Thron und behandelte sie gleich Unterthanen. In der Bulle, welche mit den Worten Unam sanctam anfängt, schreibt er folgende Sätze aus: „Wir erklären, bestimmen und entscheiden, daß alle menschliche Creatur dem Pabste unterworfen sei, und daß man nicht selig werden könne, ohne dieses zu glauben." Ferner: „In der Gewalt der Kirche ist also das geistliche und das materielle Schwert. Das geistliche ist in der Hand des Priesters, das materielle in der Hand der Könige und der Soldaten, doch nach dem Winke des Priesters. Der geistliche Mensch (der Pabst) richtet nach dem Zeugniß des Apostels Alles, er aber wird von Niemandem gerichtet."

So frechen Hohn bot dieser päbstliche Schurke der Lehre Christi, der Vernunft und dem bestehenden Staatsrechte! Um seinen Ansprüchen auf unumschränkte Gewalt auch einen gesetzlichen Stützpunkt zu verschaffen, fügte er zu den schon gesammelten Decretalen *) ein sechstes Buch hinzu. Dieser lasterhafte und habsüchtige Pabst führte (1300) das sogenannte Jubiläum ein, durch welches hunderttausende bethörter Gläubigen bestimmt wurden, nach Rom zu wallfahren, um sich dort Sündenvergebung zu holen, als ob der Gewissenloseste

*) Siehe Buch V., § 81, S. 250.

aller Menschen dadurch, daß er sich durch Ränke und Gewaltthaten auf den römischen Herrscherstuhl schwang, das Recht der Sündenvergebung hätte erobern können! Bonifacius erreichte seinen Zweck. Die abergläubischen Wallfahrer brachten bedeutende Geldsummen und reiche Geschenke nach Rom und erkauften dadurch eine Sündenvergebung, welche Bonifaz so wenig, als der niedrigste unter ihnen zu ertheilen vermochte. Die verdummten Massen glaubten an diese päbstliche Erfindung eben so fest, als an tausend andere, und weil die Väter, Großväter und Urgroßväter vor Jahrhunderten daran glaubten, halten die Söhne und Enkel den Unsinn heute noch fest.

Obgleich dieser ruchlose Oberpfaffe, welcher durch Ränke und Bestechung seine Wahl durchgesetzt hatte, es nicht wagte, in Rom zu wohnen, indem die Bürger der Hauptstadt der Christenheit seine Lasterhaftigkeit besser kannten, als die Völker jenseits der Alpen, trat er, im Vertrauen auf die Dummheit der Massen und die Feigheit der Fürsten, dennoch mit unerhörtem Uebermuthe auf. Von Anagni, seinem Geburtsorte, glaubte er sicher die Welt, wie Nero von Capri aus, beherrschen zu können. In Philipp IV. von Frankreich trat ihm aber ein König entgegen, der ihm in allen Ränken gewachsen war. Als der Pabst ihm schrieb: „Du sollst wissen, daß Du uns im Geistlichen und Weltlichen unterthan bist. Wer anders glaubt, den halten wir für einen Ketzer!“ antwortete ihm Philipp: „Du sollst wissen, Erznarr, daß wir in weltlichen Dingen Niemandem unterworfen sind. Andersdenkende halten wir für Narren und Wahnwitzige.“ Wir haben in der Geschichte Frankreich's dieses Streites schon Erwähnung gethan. Der Pabst *) starb eines, des Lebens, das er geführt hatte, würdigen Todes: aus Aerger und Verdruß über die ihm von Seiten seiner bittersten Feinde widerfahrene Behandlung (1303).

Benedikt XI., der Nachfolger des verruchten Bonifacius VIII., hütete sich wohl, gegen Philipp IV. in der Weise seines Vorgängers zu verfahren. Er nahm die über den König von Frankreich verhängte Excommunication zurück, starb aber schon im Jahr darauf (1304) und eröffnete durch seinen Tod dem Erzbischofe von Bordeaux, dessen sich Philipp IV. vollständig versichert hatte, den Weg zum päbstlichen Throne (1305).

Clemens V., so nannte sich Bertrand de Got als Pabst, konnte dem Könige der Franzosen, dem er seine Würde verdankte, nicht abschlagen, seinen Wohnsitz in Avignon aufzuschlagen. Er zog den Aufenthalt in Frankreich demjenigen in Italien um so mehr vor, als er erwarten mußte, in Rom und auf der apenninischen Halbinsel überhaupt keine freundliche Aufnahme zu finden. Die Art und Weise, wie er zur päbstlichen Würde gelangte, erregte dort gerechte Mißstimmung, welche die von den Pfaffen ersonnene Fabel, daß der heilige Geist die Pabstwahlen leite, nicht zu besänftigen vermochte. Allerdings wurde Clemens V. dadurch, daß er in Avignon seinen Sitz aufschlug, von dem Könige der Franzosen unbedingt abhängig, allein dieses war er auch früher als Erzbischof von Bordeaux gewesen, und wenn er an diesem Abhängigkeitsverhältnisse Anstoß genommen, hätte er die päbstliche Würde nicht aus den Händen Philipp's empfangen. Im Interesse der Freiheit können wir die Verlegung des päbstlichen Aufenthalts keineswegs beklagen, wie die meisten Geschichtschreiber, welche in den Heulerton der mittelalterlichen Dummköpfe einstimmen, zu thun pflegen. Was die eifrigen Verehrer der päbstlichen Herrschaft mit Thränen bejammern, die Abnahme des päbstlichen Ansehens und den Zerfall der römischen Kirche, begrüßen wir als die Morgenröthe einer besseren Zukunft. Wir setzen das Glück der Völker nicht in die blinde Unterwerfung unter eine blutige Schreckensherrschaft, und hassen diejenige Verwirrung, welche die nothwendige Folge jedes Ueberganges von einem

*) Siehe oben § 49.

Zustande zum andern ist, weit weniger, als die Ordnung der Despoten und die Ruhe des Kirchhofs.

Die Italiener, welche gewöhnt gewesen waren, die Päbste in ihrem Lande zu besitzen, und durch deren Abwesenheit bedeutende Geldsummen verloren, indem Päbste und Cardinäle nicht in Rom, sondern in Avignon ihre Reichthümer verzehrten, und dorthin zahlreiche Bittsteller und Pilgrime zogen, wurden schon dieser Verluste wegen gegen die französischen Päbste eingenommen. Jede Nation gehorcht überdies lieber inländischen Herrschern. Die Italiener, welche Rom als die Hauptstadt der Christenheit und gewissermaßen als den irdischen Sitz der Gottheit betrachteten, hegten den stärksten Widerwillen gegen die ausländischen Päbste, und da sie in fast allen Beziehungen des Lebens, in Kunst und Wissenschaft den Ton angaben, so trugen sie viel dazu bei, das Ansehen der Päbste zu erschüttern. Bald wurde es auch den gläubigsten Christen klar, daß die Päbste nicht von der göttlichen Vorsehung, sondern von den französischen Königen inspirirt würden. Dadurch wurde die Fabel von der göttlichen Inspiration der Päbste in ihren Grundfesten erschüttert. Die Italiener waren klug genug, sich von den im Auslande weilenden Oberpfaffen nicht mehr, wie früher, ruhig ausbeuten zu lassen. Diese besaßen jedoch in der Dummheit der Völker einen unversiegbaren Born, aus dem sie in ihre Schatzkammern schöpfen konnten. Die Päbste trieben den Handel mit Ablaß mit immer steigender Frechheit und ließen sich die tausend Vergünstigungen, Dispense u. A., welche nach den Erfindungen ihrer Vorgänger den Gläubigen für ihr Seelenheil unentbehrlich waren, mit immer höheren Preisen bezahlen.

Clemens V. zog sich die Verachtung und den Abscheu aller besseren Menschen seiner Zeit zu, indem er auf der Kirchenversammlung zu Vienne (1312) den Vorschriften des Königs der Franzosen zufolge den Templerorden aufhob und machte sich lächerlich durch sein fruchtloses Bestreben, den erloschenen Fanatismus für Kreuzzüge von neuem zu beleben. Unter den päbstlichen Beutelschneidern war keiner geschickter, als Johannes XXII., der nach dem Tode Clemens' V. (1314) gewählt wurde. Zwei Jahre hatten sich die Cardinäle herumgezankt, indem die Franzosen einen französischen, die Italiener einen italienischen Pabst durchsetzen wollten. Endlich wurde Jakob von Cusa aus Cahors, Cardinal Bischof von Porto, erkoren. Er wußte durch Ablaßhandel, Taxen und andere pfäffische Kunststücke unermeßliche Summen zu erpressen. Die sogenannten Annaten, d. h. die Abgaben derjenigen Geistlichen, welche von den Päbsten eine Kirchenpfründe erhielten, wurden zwar nicht von Johann XXII. eingeführt, allein dadurch höchst ergiebig gemacht, daß er alle diejenigen Kirchenämter, welche nach den Ansichten Gregor's VII. und der Päbste des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts durch freie Wahl besetzt werden sollten, selbst vergab. Nicht minder erhebliche Summen erpreßte Johann XXII. durch die sogenannten Vorbehalte, (d. h. Kirchenpfründen, deren Vergebung sich die Päbste vorbehielten), Provisionen (d. h. die fürsorgliche Verleihung erledigter Kirchenämter) und Expectanzen (d. h. die Verleihung noch nicht erledigter Kirchenämter für den Fall der Erledigung). Nachdem den Päbsten der Versuch auf diese Weise Geld zu machen, im kleinen Maßstabe gelungen war, setzten sie ihre Räubereien im größten Style fort. Sie erklärten unumwunden, daß sie sich alle Kirchen und Pfarreien innerhalb ihrer Gerichtsbarkeit vorbehielten und ließen sich jede Kirchenpfründe und jede Pfarrstelle, die sie vergaben, mit Gold bezahlen. Durch diese Maßregeln griffen sie den Geistlichen in die Taschen und erregten so unter ihren eigenen Spießgesellen Unmuth und Mißvergnügen, welches sich natürlich schnell auch auf die Laien übertrug. Namentlich waren die Könige und Fürsten, welche die Kunst, Abgaben zu erpressen, nicht so gut als die Päbste verstanden, sehr unzufrieden darüber, daß große Sum-

men baaren Geldes aus ihren Ländern gezogen wurden, welche dadurch sichtlich verarmten. Die Kreuzzüge dienten anfangs wiederum als Vorwand zu diesen Erpressungen. Zwei Jahrhunderte früher hatten die Päbste unter deren Aushängeschild mehrere drückende Abgaben eingeführt, ohne jemals über die eingenommenen Gelder Rechenschaft abzulegen. Damals waren aber doch Kreuzzüge wirklich zu Stande gekommen, auf welche die Päbste wenigstens einen Theil der erpreßten Steuern verwendeten. Im vierzehnten Jahrhunderte brachten aber die Päbste trotz allen ihren Bemühungen kein Kreuzheer für Palästina auf die Beine. Zwar ließ Johannes XXII. (1319) eine Flotte von zehn Schiffen ausrüsten, um die Abenteurer, welche dahin segeln wollten, dahin zu bringen. Seine Legaten warfen mit vollen Händen Ablaßzettel um sich, allein die augenscheinliche Absicht des Pabstes ging nur auf Gelderwerb. Johann XXII. kannte die Stimmung Europa's und die immer zunehmende Macht der Türken gut genug, um zu wissen, daß der Augenblick zur Eroberung Palästina's nicht günstig gewählt war. Die Frechheit, mit welcher er dem deutschen Kaiser, Ludwig IV., entgegentrat, und die erbärmliche Rolle, welche dieser Fürst in seinem Streite mit den Päbsten spielte, haben wir in der deutschen Geschichte erwähnt *). Die Minoriten predigten gegen den Pabst, der größere Theil der deutschen Geistlichkeit sagte sich von ihm los, allein alle seine Gelderpressungen und sonstigen Schandthaten schadeten Johannes XXII. bei den verdummten Massen nicht so sehr, als eine Ansicht, welche er über das Schicksal der im Fegefeuer auf Erlösung wartenden Seelen äußerte. Vernünftige Menschen würden erklärt haben, daß wir über den Zustand der Seelen, nachdem sie durch den Tod von ihrem Körper getrennt worden, durchaus keine Kenntniß besitzen, und daß alles, was darüber von Geistlichen und Philosophen gesprochen und geschrieben werde, nur der Ausdruck persönlicher Ansichten sei, welche nicht den geringsten Stempel allgemeiner Wahrheit an sich tragen. Allein die glaubenstollen Menschen des christlichen Mittelalters bekümmerten sich fast ebensoviel um die unergründliche Zukunft jenseits dieses Lebens, als um die Angelegenheiten der Erde. Ihnen gewährte der Glaube, daß die im Fegefeuer schmachtenden Seelen durch den Anblick Gottes erfreut würden, Trost und Zuversicht. Johannes XXII. hoffte aber die gläubigen Dummköpfe seiner Zeit zum Ankaufe von Ablaßzetteln und sonstigen Steuerzahlungen williger zu machen, indem er die Behauptung aufstellte: den Seelen der Gläubigen werde im Fegefeuer nur gestattet, Christus als Menschen, nicht aber das Angesicht Gottes, oder Christi göttliche Natur zu schauen.

Durch derartige Armseligkeiten ließen sich die gläubigen Gemüther des Mittelalters aus ihrem Alltagsschlummer wecken. Philipp VI. von Frankreich bewirkte, daß diese Ansicht des Pabstes von den Gottesgelehrten zu Paris öffentlich verurtheilt wurde (1333). Viele Freunde Johannes' XXII. selbst zerfielen deßhalb mit ihm. Der freche Pabst, welcher höchst wahrscheinlich weder an Hölle und Fegefeuer, noch an Paradiesesseeligkeiten glaubte und nur aus Geldrücksichten den Zustand der Seelen im Fegefeuer besprochen hatte gerieth, trotz der ihm von katholischen Schwärmern zugeschriebenen Unfehlbarkeit, in Angst. Er war zu übermüthig, die von ihm ausgesprochene Ansicht zurückzunehmen, suchte sie aber später zu mildern. Sein Nachfolger, Benedikt XII. (1334—1342), ließ durch einen einstimmigen Beschluß der Pariser Doktoren den Glaubenssatz feststellen: daß die abgeschiedenen Geister der Seeligen während ihres Mittelzustandes die göttliche Natur ganz und vollkommen betrachteten. Die Doktoren von Paris und der Pabst Benedikt XII. wußten natürlich von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen ganz ebenso wenig, als Johannes XXII.; allein da deren Ausspruch mehr im Einklang stand mit den Wünschen und

*) Siehe oben § 5, S. 24 ff.

Hoffnungen der damaligen Christen, so wurde er freudig anerkannt und wird von den autoritätsgläubigen Katholiken bis zum heutigen Tage angenommen.

Vergebens suchten nach Johannes' XXII. Tode die italienischen Cardinäle die Wahl eines Pabstes ihrer Nation durchzusetzen. Sie vermochten nur, die Verhandlungen darüber bis zum Ende des Jahres hinauszuschieben, konnten aber nicht verhindern, daß wiederum ein Franzose, Jakob Fournier, auf den päbstlichen Stuhl erhoben wurde. Er nannte sich als Pabst Benedikt XII., war weniger lasterhaft, als die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger, allein charakterloser und schwächer, als dieselben. Er ließ sich, wenn auch mit einigem Widerstreben, als Werkzeug von Philipp VI. gebrauchen und durfte als solches den Wirren kein Ziel setzen, welche Johannes XXII. durch sein freches Auftreten gegen Ludwig IV. in Deutschland hervorgerufen hatte. Nach Benedikt's Tode wurde gleichfalls ein Franzose, Peter Roger, zum Pabste erwählt, welcher sich den Namen Clemens VI. beilegte. Er trat in die Fußtapfen des raubsüchtigen Johannes XXII., ein und erregte durch seine schamlosen Gelderpressungen allgemeine Entrüstung. Er kümmerte sich nicht um die Rechte der Wahlkörperschaften und der Kirchenpatrone, besetzte aus eigener Machtvollkommenheit erledigte Kirchen und Bisthümer, behielt sich die Verfügung über nicht erledigte Kirchenpfründen vor und trieb den schimpflichsten Handel mit allen Kirchenämtern. Er verlieh die höchsten Würden an Italiener, welche die Landessprache nicht verstanden und im Kleinen das Beispiel des Pabstes auf eigene Rechnung nachahmten. Diese trieben mit den ihnen verliehenen Würden, von welchen nur die finanzielle Seite für sie Reiz hatte, Handel, verkauften, vertauschten und verpachteten sie, gleich einem Stalle und führten dadurch die schamloseste Käuflichkeit und Lasterhaftigkeit in die entferntesten Reiche, Sprengel und Gemeinden der Christenheit ein. Die gehässige Weise, in welcher Clemens VI. gegen den deutschen Kaiser Ludwig IV., auftrat, würde ihm bittere Früchte getragen haben, wäre Ludwig nicht ein durchaus erbärmlicher Mensch gewesen. Clemens VI. war es, welcher Avignon von der Königin Johanna I. von Neapel kaufte. Innocenz VI. (1352—1362) war gleich allen seinen Vorgängern, welche zu Avignon wohnten, ein Franzose von Geburt. Er trieb die Gelderpressungen nicht ganz so schamlos, als Clemens VI. und Johannes XXII., d. h. er enthielt sich über unerledigte Kirchenämter zu verfügen, was an einem Pabste des vierzehnten Jahrhunderts schon als ein Beweis großer Tugend gerühmt wurde. Er zog sich übrigens dadurch gerechten Tadel zu, daß er seine Verwandten übermäßig begünstigte. Ihm folgte Urban V., welcher (1367) nach Rom reiste und dadurch die Erwartung erregte, der päbstliche Stuhl solle wieder dahin verlegt werden. Allein er kehrte schon 1370 nach Avignon zurück, woselbst er im selben Jahre starb. Sein Nachfolger, Gregor XI., wie Urban V. ein Franzose, wurde zwar wegen seiner Gelehrsamkeit sehr gepriesen und gehörte einer der angesehensten Familien des südlichen Frankreich's an, war aber dennoch ein großer Schurke. Er führte blutige Kriege mit den Visconti's in Mailand und verwendete auf diese die Geldsummen, welche er durch Kreuzpredigten gegen die Osmanen von den bethörten Völkern erpreßte. Barnabas und Galeazzo Visconti kümmerten sich nicht um seine Bannflüche. Die Italiener damaliger Zeit hegten vor dem Pabste nicht mehr, wie früher, Achtung und Verehrung, vielmehr behandelten sie ihn mit bitterem Hohne und Spotte. Die Florentiner, welche sich durch die Herrschsucht des Pabstes bedroht sahen, traten ihm mit Kraft entgegen. Die päbstlichen Legaten verübten haarsträubende Gräuel aller Orten, wo sie die Uebermacht besaßen. Der Kirchenstaat gerieth in Gefahr vollständiger Auflösung. Wiederholt gebrandschatzt von umherziehenden Söldnerbanden, welche Avignon bedrohten, und besorgt, seine Macht in Italien zu verlieren, entschloß sich Gregor XI., den Sitz des Pabstthums wieder nach Rom zu verlegen (1376).

In seinem Hasse gegen die Florentiner gab er deren Vermögen und Personen der Raubsucht und Mordlust aller Gurgelabschneider Preis. Er bedrohte sogar in einer Bulle alle Staaten und einzelne Personen mit strengen Strafen, wenn sie nicht die Florentiner und deren Güter überall, wo sie sich derselben bemächtigen könnten, ergriffen. So machte dieser anmaßliche Vertreter Gottes auf Erden, im Widerspruch mit allem Völkerrechte und den Geboten der Menschlichkeit, Raub und Mord seinen „gläubigen" Anhängern sogar zur Pflicht. Einer seiner grausamsten Henkersknechte war der Cardinal Robert von Genf. Daß ihm dieser, mit den Flüchen von Millionen mißhandelter Italiener beladene Wütherich auf dem s. g. Stuhle Petri nachfolgte, beweist deutlich die haarsträubende Verworfenheit der römischen Kirche.

Der Aufenthalt der Päbste zu Avignon hatte sie mehr und mehr erniedrigt, und ihre Anhänger entsittlicht. Ungebessert, wie einst die Juden aus Babylon, kehrten sie an den Sitz ihrer Vorfahren zurück.

Die Zeit, da die Päbste in Avignon unter französischer Herrschaft standen, war zufälligerweise ebenso lang, als diejenige, welche die Juden in der babylonischen Gefangenschaft zubrachten. Daher kommt es, daß dieser Abschnitt der Geschichte des Pabstthums den Namen der babylonischen Gefangenschaft erhielt. Alle Päbste dieser Zeit waren Franzosen. Sie waren nicht besser, als ihre Vorgänger und Nachfolger italienischer Abstammung. Das Pabstthum war im Laufe der Jahrhunderte ein solcher Pfuhl des Verderbnisses geworden, daß jeder Mensch, der in dessen Atmosphäre längere Zeit lebte, welcher Nation er immer angehören mochte, von dessen giftigen Dünsten angesteckt, seine sittliche Kraft verlor.

§ 84. Die große Kirchenspaltung (1378—1418).

Die Gründe, welche Gregor XI. bestimmten, den Sitz des Pabstthums von Avignon nach Rom zurück zu verlegen, waren, wie sich dieses von ihm nicht anders erwarten ließ, keine lauteren. *) Er mußte bald die Erfahrung machen, daß während der s. g. babylonischen Gefangenschaft das Ansehen der Päbste in Italien sehr tief gefallen war. Die Florentiner und die Römer thaten ihm allen erdenklichen Schimpf an, ohne daß Gregor die Macht besaß, sich an ihnen zu rächen. Er ging daher mit dem Plane um, nach Avignon, woselbst die Päbste von der verdummten und geknechteten Bevölkerung keine Auflehnung zu befürchten hatten, zurückzukehren. Bevor er aber seinen Entschluß ausführen konnte, ereilte ihn der Tod (1378). Das Cardinals-Collegium bestand damals aus zweiundzwanzig Cardinälen, von denen sechs in Avignon zurückgeblieben waren. Unter den übrigen befanden sich nur vier Italiener und ein Spanier, elf waren Franzosen. Das römische Volk, dem es nicht verborgen war, daß sämmtliche Pabstwahlen, seit Clemens V., unter französischem Einflusse stattgefunden hatten, warf dieesmal das Gewicht seiner Stimme in die Wagschale eines italienischen Pabstes. Von den sechzehn in Rom anwesenden Cardinälen suchten sechs in ihrer Herzensangst Zuflucht auf der Engelsburg. Die übrigen zehn wählten den Calabresen Prignano, der sich den Namen Urban VI. beilegte. Der heilige Geist, wenn wir darunter nicht den Geist der Angst und der Ränkesucht verstehen sollen, kann bei dieser Wahl ebensowenig mitgewirkt haben, als bei derjenigen der meisten anderen Päbste, welche durch ihre Thaten bewiesen, daß sie große Heuchler und Schurken waren. Die Wahl war den französischen Cardinälen durch einen Volksaufstand abgedrungen worden. Sie befriedigte die Römer nicht, weil diese einen Bürger ihrer Stadt

*) Siehe § 39, S. 244.

und keinen Calabresen verlangt hatten. Allein alle Betheiligten machten gute Miene zum bösen Spiele und erkannten den neuen Pabst an. Die sechs Cardinäle der Engelsburg kehrten zu den übrigen zurück und die sechs von Avignon sandten ihre Zustimmung ein. Die Wahl konnte mit Recht nicht angefochten werden. Die Gewalt, welche die Römer gegen die Cardinäle gebraucht hatten, war nicht so furchtbar, daß sie muthige Menschen schrecken konnte. Der Beweis hierfür liegt in der Thatsache, daß die Cardinäle, welche dem Willen des Volkes nicht entsprachen, indem sie einen Calabresen und nicht einen Römer wählten, deßhalb keine Unbill zu ertragen hatten. Ueberdieß bildeten die zwölf Cardinäle der Engelsburg und von Avignon, welche nachträglich die Wahl genehmigten, schon die Mehrzahl. Es ist unzweifelhaft, daß, wenn Urban VI. mit einiger Mäßigung zu Werke gegangen wäre, Niemand daran gedacht hätte, seine Wahl anzufechten und zu einer neuen zu schreiten. Allein der starre und zum Zorne geneigte neue Pabst stieß die Cardinäle vor den Kopf, beleidigte die Gesandten der Johanna I. von Neapel und regte dadurch die Gemüther der französischen Cardinäle, welche ihm nur mit Widerstreben ihre Stimmen gegeben hatten, gegen sich auf. Im Vertrauen auf die ihnen zugesagte Unterstützung der Königin Johanna I. von Neapel und der Begünstigung des Königs Karl V. von Frankreich gewiß, begaben sich zwölf Cardinäle nach Anagni und von da nach Fondi im Königreiche Neapel, woselbst sie die Wahl Urban's VI. für nichtig erklärten und dem Cardinal Robert von Genf ihre Stimmen gaben. Urban VI. wüthete und tobte vergebens. Der römische Pöbel ließ sich von der Wuth seines Pabstes leicht entzünden und ermordete die Freunde der abwesenden Cardinäle. Die beiden Päbste, Urban VI. und Clemens VII., so nannte sich Robert von Genf, nachdem er die Wahl angenommen, verfluchten sich gegenseitig in ächter Pfaffenweise. Italien und das ganze christliche Europa theilte sich in zwei feindliche Lager. Neapel, Frankreich, Spanien, Schottland und die Insel Cyprus erkannten den zu Fondi gewählten Clemens VII., die übrigen katholischen Länder den zu Rom erkorenen Urban VI. als den rechtmäßigen, unter Mitwirkung des heiligen Geistes berufenen Pabst an. Bei dieser Gelegenheit, wie bei tausend anderen, zeigte es sich klar, daß alle Redensarten der Päbste von Religion, Dreieinigkeit, Höllenqualen und Paradiesesfreuden nichts anderes waren, als Mittel, ihre Herrschaft auszudehnen und zu befestigen, die armen Völker immer mehr zu verdummen und zu knechten. Die beiden Päbste bedienten sich dieser Mittel mit ziemlich gleicher Gewandtheit und Kunstfertigkeit. Beide führten den unwiderleglichen Beweis, daß sie keine Nachfolger Christi seien, daß sie ihre Feinde nicht liebten, sondern auf's bitterste haßten und auf's wüthendste verfolgten. Beide verkündeten männiglich, daß ihr Reich nicht von jener, sondern von dieser irdischen Welt sei und daß die siegende Gewalt der Ueberzeugung von ihnen sehr niedrig angeschlagen werde. Urban VI. nahm den Bandenführer Alberich de Barbiano in seinen Sold, welcher die Truppen seines Gegenpabstes besiegte (1379). Clemens VII., der sich in Neapel nicht mehr sicher fühlte, floh nach Avignon. Urban zerfiel bald mit den von ihm selbst ernannten Cardinälen und ließ den anstößigen Lebenswandel derselben öffentlich bekannt machen. Bei allen seinen Gehässigkeiten kam es ihm aber nicht auf das Wohl der Kirche an. Dieses erhellt daraus, daß er sich die schlimmsten Verlegenheiten durch die unsinnige Vorliebe bereitete, welche er seinen zwei verruchten Neffen widmete. Er trieb seine treuesten Anhänger so weit, daß sie von einem Lehrer des Kirchenrechtes das Gutachten abfassen ließen, daß gegen einen halsstarrigen, jeden Rath verschmähenden Pabst gerichtlich eingeschritten werden könne. Urban VI., welcher davon Kenntniß erhielt, wüthete noch ärger, als zuvor. Er ließ fünf Cardinäle foltern und schleppte sie in Ketten mit sich herum. Den Bischof von Aquileja, der das schnelle Reiten nicht ertragen konnte,

ließ er todtschlagen, später hatten die fünf gefangenen Cardinäle ein ähnliches Schicksal. Sein Geheimschreiber, Dietrich von Niem, berichtet von Urban VI., er habe ein Pharaonenherz gehabt, und sich, gleich dem Löwen, die Beute nicht aus dem Rachen reißen lassen. Von diesem abscheulichen Menschen ließen die Deutschen sich auf's unbarmherzigste ausplündern. Mit ihrem Gelde bezahlte Urban seine Söldnerbanden, bis er endlich zur allgemeinen Freude der Christenheit, deren größerer Theil trotz aller Schandthaten Urban's ihn als Stellvertreter Gottes auf Erden verehrte, starb (1389). Solche unvereinbare Gegensätze fanden im vierzehnten Jahrhundert und finden sich leider noch heutzutage in den Gemüthern der Menschen. Die Verehrung der Massen hängt nicht ab von dem innern Werthe eines Menschen, sondern von der Würde, die er bekleidet, von dem Gewande, das er trägt, von den Aeußerlichkeiten, die ihn umhüllen. Den innern Kern des Herrschers und die Bedeutung seiner Handlungen wissen nur wenige seiner Zeitgenossen zu würdigen, und oft vergehen Jahrhunderte, bevor die Nachwelt durch die blauen Dünste der Vergangenheit die Wahrheit erkennt.

Die Kirchenspaltung war für die verdummten Massen eine unversiegliche Quelle der Beängstigung. Die Pfaffen hatten, im Laufe der Jahrhunderte, den Gläubigen einen solchen Schreck eingejagt, und ihre Hoffnung auf künftiges Seelenheil von dem Genusse der Sacramente so unbedingt abhängig gemacht, daß alle diejenigen, welche über die Rechtmäßigkeit des römischen, oder des französischen Pabstes Zweifel hatten, zugleich auch wegen der Wirksamkeit der von Priestern ihres Anhangs gespendeten Sacramente, und folgeweise über die Möglichkeit, in den Himmel zu gelangen, besorgt sein mußten. So unglücklich diese geängstigten Seelen waren, so gut befanden sich die heuchlerischen Pfaffen, welche an die von ihnen gelehrte Religion selbst nicht glaubten. Die Kirchenzucht zerfiel gänzlich, da jeder Geistliche, welcher wegen irgend eines Vergehens zur Rechenschaft gezogen wurde, nur auf die Seite des Gegenpabstes überzutreten brauchte, um sich dessen Schutzes zu versichern. Die Tausende, welche in den Kriegen zwischen den feindlichen Päbsten Leben und Vermögen verloren, kamen kaum in Betracht im Verhältniß zu dem Elende, welches die zügellosen Ausschweifungen der Pfaffen und die Gewissensscrupel der von ihnen bethörten Massen hervorriefen. Die große Kirchenspaltung machte mehr, als irgend ein anderes Ereigniß anschaulich, wie unglücklich diejenigen Menschen sind, welche nicht in sich selbst Trost und Zuversicht finden, sondern in Aeußerlichkeiten, welche von dem guten Willen der Pfaffen, und selbst von zufälligen Ereignissen abhängen. Vielen, welchen ein Restchen von Vernunft geblieben war, öffnete die Kirchenspaltung die Geistesaugen wenigstens so weit, daß sie ohne Herzensangst das Ende der Pfaffenstreitigkeiten abwarteten. Diese hatten nur in den gehässigen Leidenschaften der Päbste und Cardinäle ihren Grund und hätten jederzeit beigelegt werden können, wenn nur einer der Gegenpäbste seine Herrschsucht hätte zügeln und dem andern die dreifache Krone überlassen wollen. Mit der Tiara waren aber so viele irdische Annehmlichkeiten: Einkünfte, Ehren und Gewalt verbunden, daß je irdischer ein Kirchenfürst gesinnt war, desto weniger er auf die angebliche Stellvertretung Gottes Verzicht leisten wollte.

Beim Tode Urban's VI. wählten die Cardinäle seines Anhangs, so schnell als möglich einen Nachfolger, um zu verhindern, daß Clemens VII. in Avignon das Uebergewicht gewänne. Die Wahl fiel auf Peter Thomacelli, einen Neapolitaner, welcher den Namen Bonifacius IX. annahm. Dieser verstand es zwar trefflich, religiöse und sittliche Redensarten zu drechseln, der Gott, den er aber anbetete, war augenscheinlich, um in biblischer Sprache zu reden: Mammon, und die Macht, welcher er vertraute, war weder die Vorsehung, noch das Gebet, sondern Stahl und Eisen in den Händen seiner Söldner. Er trieb den schnödesten Handel mit geistlichen Stellen und Pfründen, verkaufte Urtheilssprüche in den

dem Pabste vorbehaltenen Rechtsfällen an den Meistbietenden und schacherte, auf die empörendste Weise, mit Dispensationen und Ablässen. Nicht zufrieden damit, eine Pfründe einmal vertrödelt zu haben, ließ er sich den Kaufpreis von verschiedenen Personen sechs bis achtmal bezahlen, unbekümmert um die daraus entstehenden Streitigkeiten und Zerwürfnisse. Das Geld, welches er auf diese nichtswürdige Weise erpreßte, setzte ihn in den Stand, ganze Heere von Gurgelabschneidern zu werben, mit deren Hülfe er den größten Theil des Kirchenstaates gewaltsam unterjochte.

Clemens VII., der Pabst von Avignon, wetteiferte mit seinem römischen Amtsgenossen in Schandthaten und Schurkenstreichen, und als er (1394) starb, folgten seine Cardinäle dem Beispiele, welches ihnen kurz zuvor die Anhänger Urban's VI. gegeben hatten und wählten einen Gegenpabst. Der Mann ihres Vertrauens war ein Spanier, Peter de Luna, der sich als Pabst Benedict XIII. nannte. Die einzige Nation, welche den streitenden Päbsten gegenüber eine feste Stellung einnahm, war die französische. Unter dem Einflusse des Kanzlers Gerson und der berühmten Gottesgelehrten Nicolaus von Clemangis und später Peter von Ailly drohte der König Karl VI. dem französischen Pabste, ihm den Gehorsam aufzukündigen, wenn er nicht seine Würde niederlegen und dem vereinigten Cardinalscollegium die Wahl eines obersten Kirchenfürsten überlassen wolle. Der Schreck über diese Zumuthung soll Clemens VII. den Tod zugezogen haben. Wie wenig übrigens die Cardinäle die königlichen Drohungen beachteten, erhellt daraus, daß sie sogleich ein neues Oberhaupt wählten. Nach langen und ermüdenden Unterhandlungen kündigten endlich im Jahre 1398 die Könige von Frankreich und Castilien beiden Päbsten den Gehorsam vollständig auf. Die Völker hatten davon wenigstens den Vortheil, daß sie von den Päbsten nicht mehr, wie früher, ausgesogen werden konnten, während die deutsche Nation zur selben Zeit auf das empörendste ausgepreßt wurde. Die Erzbischöfe von Cöln und Mainz ließen die Bettelmönche ungestört zu Gunsten ihres Herrn, des Pabstes Bonifacius IX., Ablaßkram treiben, so lange sie davon ihre Procente zogen, und ungeachtet die deutschen Bischöfe und Aebte, deren Stellen dieser römische Oberpfaffe bisweilen sogar an Ausländer verkaufte, Reichsfürsten waren und folgeweise Sitz und Stimme in der Reichsversammlung hatten, ließ sich die Nation, welche von dem elenden Wenzel *) vertreten wurde, alle diese Mißhandlungen ruhig gefallen. Da die Deutschen den Pabst Bonifacius IX. aufrecht erhielten, kehrten die Franzosen (1403) nebst Castilien, Portugal und Sicilien wieder zu dem ihrigen, Benedict XIII., zurück, und die Kirchenspaltung verlor dadurch alle Aussicht auf ein baldiges Ende. Als Bonifacius starb (1404), wurde Innocenz VII. in Rom gewählt. Dieser sowohl, als sein Gegner, Benedict XIII., bemühten sich auf's eifrigste den Schein der Uneigennützigkeit anzunehmen, unterhandelten auch unausgesetzt mit einander kamen jedoch nicht zum Ziele, da, trotz allen Redensarten, Zusagen, selbst Eiden, Beide entschlossen waren, unter allen Bedingungen an der päbstlichen Krone festzuhalten. Die Mönche regten die Gemüther der „Gläubigen" in verschiedenen Richtungen auf. Ihr Uebermuth wuchs mehr und mehr, indem sie sich als die eigentlichen Führer und Häupter der Kirche betrachteten, da die sich feindlich bekämpfenden beiden Päbste mehr auf die Erhaltung und Stärkung ihrer Parteien, als auf die Regierung der Kirche bedacht waren. Nach Innocenz VII. Tode (1406) wählten dessen Anhänger zu Rom Gregor XII. Benedict XIII. in Avignon wurde von den Franzosen auf's eifrigste bestürmt, der Kirchenspaltung ein Ende zu machen. Auf einem, zu Paris gehaltenen, Nationalconcile, wurde Benedicl XIII. öffentlich vorgeworfen, wie ein wüthender Tyrann die Freiheit der

*) Siehe oben § 8, S. 49 ff.

gallicanischen Kirche verletzt zu haben und durch hinterlistige Winkelzüge, allen Versuchen der Aussöhnung ausgewichen zu sein. Immer allgemeiner wurde die Ansicht, nur durch ein allgemeines Concil könne die Einheit der Kirche wieder hergestellt werden. Die Franzosen benützten klüglich diese Wirren, eine geschütztere Stellung den Päbsten gegenüber zu gewinnen und die s. g. Freiheiten der gallicanischen Kirche festzustellen. Die Päbste zerfielen jeder mit seinen Cardinälen. Im Januar 1409 kündigte der König von Frankreich Benedict XIII. den Gehorsam wieder auf, falls er sich nicht bis zum 24. Mai mit seinem Gegner Gregor XII. vereinigt habe. Vergeblich bedrohte Benedict seine Anhänger mit dem Banne. Die Pariser Universität erklärte ihn für einen Ketzer und Schismatiker, ließ die Bannbulle des Pabstes öffentlich zerreißen und verbot Jedermann, ihm Gehorsam zu leisten. Benedict hielt sich jetzt in Frankreich nicht mehr sicher und floh in sein Vaterland Arragonien. Die Cardinäle beider Päbste schrieben endlich auf den Mai 1409 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pisa aus. Die von den Päbsten selbst nach Perpignan und Udine berufenen Concilien kamen theils nicht zu Stande, theils waren sie zu schwach besucht, als daß sie hätten Bedeutung gewinnen können. Das Concilium von Pisa verstand es nicht, der Kirchenspaltung ein Ende zu bereiten, im Gegentheile erweiterte sie dieselbe. Sie erließ ein Verdammungsurtheil gegen beide Päbste, erklärte sie der Ketzerei, des Meineids und des Ungehorsams schuldig, nicht der geringsten Ehrenbezeugungen würdig und aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Zugleich erwählte das Concil zu den beiden schon vorhandenen Päbsten noch einen dritten in der Person Alexander's V. Sobald sich der neue Pabst erwählt sah, hatte er seinen Zweck erreicht, vertagte das Concilium und fing an, alle Länder, die ihm gehorchten, nach Kräften auszubeuten. Nach seinem Tode (1410) erwählten die Cardinäle seines Anhangs den übel berüchtigten Balthasar Cossa, welcher sich als Pabst Johann XXIII. nannte. Benedict XIII. wurde noch immer in Spanien und England anerkannt, Gregor XII. ließ sich, nachdem er das venetianische und neapolitanische Gebiet hatte meiden müssen, bei dem Herrn von Rimini nieder (1412). Beide behandelten die Beschlüsse des Concils von Pisa mit der größten Verachtung und bemühten sich nur, die Gebiete, welche ihnen gehorchten, in der Unterwerfung zu erhalten. Johann XXIII. kam durch den König Ladislaus von Neapel, welcher gern den Kirchenstaat an sich gerissen hätte, in großes Gedränge. Er mußte nach Siena fliehen und wagte es nicht, das Verlangen nach einer allgemeinen Kirchenversammlung abzulehnen. Mit dem äußersten Widerstreben gab er den dringenden Forderungen des deutschen Kaisers Sigismund, des französischen Königs und anderer Fürsten endlich nach, und berief eine Kirchenversammlung nach Constanz, welche daselbst am 1. November 1414 eröffnet wurde. Johann XXIII., Kaiser Sigismund, zahlreiche Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, die Gesandten der katholischen Mächte, Aebte, Mönche und viele Tausende anderer Menschen, welche vom Blute und vom Schweiße der Völker lebten, fanden sich zu Constanz ein. In der vierten und fünften Sitzung faßte das Concilium den feierlichen Beschluß, daß der römische Pabst unter einer allgemeinen Versammlung der katholischen Kirche stehe, und ihr Gehorsam schuldig sei. Dieser Anfang gefiel dem stolzen Pabste Johann gar nicht. Doch gelang es ihm, ungeachtet die Versammlung ausdrücklich berufen worden war, den Gebrechen der Kirche an Haupt und Gliedern abzuhelfen, und der Spaltung der Kirche ein Ziel zu setzen, die Karten so zu mischen, daß zuerst die von Johannes Huß getragene Bewegung zur Verhandlung kam. Seit längerer Zeit war Böhmen und insbesondere die Stadt und Universität Prag der Schauplatz regen, geistigen Strebens, welches von mehreren hochbegabten Männern unter welchen Johannes Huß obenan stand, angeregt und genährt wurde.

Vergebens *) hatten sich bisher die Päbste bemüht, die erwachende Stimme der Vernunft im Keime zu ersticken. Begünstigt durch das päbstliche Schisma und den Wankelmuth Wenzel's hatten sich Huß und seine Anhänger fortwährend in Böhmen behauptet. Die Kirchenversammlung von Constanz sollte durchführen, was den Päbsten nicht gelungen war, die neue Lehre unterdrücken, deren Stifter ermorden und deren Anhänger auf Tod und Leben verfolgen. Folgende Lehren wurden dem böhmischen Reformator als ketzerisch vorgeworfen: „1) Hierarchie und Pabstthum sind der christlichen Lehre fremd; 2) die Seelenmessen sind ein Mißbrauch; 3) das Fegefeuer ist eine Fabel; 4) das Einsegnen des Wassers, der Lichter und anderer ähnlicher Gegenstände ist unchristlich; 5) die Predigt muß frei sein; 6) die Bettelmönche sind schädlich; 7) die Priesterweihe und die letzte Oelung sind keine Sakramente; 8) die Ohrenbeichte ist Thorheit; 9) Kirchen und Klöster zu bauen ist kein Verdienst; 10) der Heiligen Fürbitte anzurufen, ist sündlich; 11) Chorsingen und Fasten ist kein Gottesdienst; 12) nur der Sonntag ist ein wahrer Feiertag; 13) Zehnten zu zahlen ist keine Pflicht, wer sie leistet, giebt ein Almosen."

Diese Lehrsätze bildeten unstreitig eine bedeutende Annäherung an die Wahrheit, obgleich dadurch der Augiasstall der römischen Kirche noch lange nicht gereinigt wurde. Jeder derselben trat einem verderblichen Mittel der Verdummung, Ausbeutung oder Knechtung des Volkes entgegen. Mit besonderer Vorliebe wandten sich die Böhmen, während Huß schon zu Constanz gefangen gehalten wurde, der Lehre des Jakob von Mies zu, welcher nachwies, daß durchaus kein Grund vorliege, beim Abendmahle den Laien den Kelch zu entziehen.

Je besser die Lehrsätze der böhmischen Reformatoren begründet waren und je mehr sie den tief gefühlten Bedürfnissen der Völker entsprachen, desto heftiger tobten dagegen alle diejenigen Pfaffen und Pfaffenknechte, welche von der Dummheit und dem knechtischen Sinn der Massen lebten. Der Kaiser Sigismund war gegen Johannes Huß ergrimmt, weil dieser in Böhmen mehr galt, als er selbst und weil er nicht hoffen konnte, der hochherzige Vertheidiger des böhmischen Volkes werde sich jemals unter sein Joch beugen. Der Pabst, die Cardinäle und die ganze Pfaffenschaft waren wüthend gegen ihn, weil er ihre trügerischen Künste durchschaute, ihnen auf dem Felde der Gelehrsamkeit gewachsen und sogar überlegen war, und die ergiebigsten Quellen zu verstopfen drohte, aus welchen sie ihre Einkünfte zogen. Die deutschen Fürsten waren gegen ihn erbost, weil er bei dem Streite zwischen den deutschen und böhmischen Studenten der Universität Prag auf der Seite der Böhmen gestanden war, und unter den Scholastikern waren die einflußreichen Franzosen Johann Gerson, der Kanzler der Universität Paris, Peter von Ailly und andere gegen ihn ergrimmt, weil er sich zu den Ansichten der Realisten **) bekannte. Gegen diese vereinte Macht hätten ihn die Böhmen wohl schützen können, falls er in ihrer Mitte geblieben wäre. Bis nach dem fernen Constanz reichte damals der Schrecken ihrer Waffen noch nicht. Heuchlerische Pfaffen machen es bis auf unsere Tage dem kühnen Vorkämpfer der Wahrheit zum Vorwurfe, daß er sich nicht den seiner Ueberzeugung widersprechenden Befehlen der katholischen Kirche unterworfen habe, jener fluchbeladenen katholischen Kirche, welche seit Jahrhunderten nur darnach strebte, auf den Trümmern der Freiheit, der Wahrheit und des Rechtes ihre durch Lüge, Unnatur und jedwede Schandthat gegründete Schreckensherrschaft zu erweitern und zu befestigen. Indem er den ungerechten und despotischen Zumuthungen der Kirchenversammlung seine wohl erwogene Ueberzeugung entgegensetzte, gab er der ganzen Menschheit

*) Siehe oben § 11, S. 66 ff.

**) Siehe Buch IV., § 53, S. 182 und § 106.

ein glorreiches Beispiel des Glaubensmuthes und unerschütterlicher Beharrlichkeit. Er zeigte, daß die Religionsfreiheit nicht darin bestehe, den von den Pfaffen gelehrten Unsinn zu bekennen, sondern der selbst gebildeten Religionsansicht zu folgen. Allerdings hatte die katholische Kirche, seit sie zu Macht und Ansehen gekommen war, dieselben Grundsätze gegen Andersglaubende behauptet, welche Plinius *) gegen die ersten Christen anwandte, d. h. „sie ließ ihre beharrlichen Widersacher hinrichten, weil sie deren kecke und unüberwindliche Beharrlichkeit für ein todeswürdiges Verbrechen hielt." So lange die Heiden gegen die Christen nach solchen Grundsätzen verfuhren, wurden sie von den Kirchenvätern verflucht und vermaledeit. Als aber die Kirchenväter zu Fürsten und Päbsten wurden, folgten sie dem Beispiele dieser Heiden. Das Urtheil des hochherzigsten Mannes seines Jahrhunderts war schon fertig, bevor er am 6. Juni 1415 öffentlich verhört wurde. Die Verhandlungen, welche die Kirchenversammlung in den Tagen vom 5. bis 8. Juni pflog, gaben deutlich zu erkennen, daß die Prälaten sich durch Huß in ihren theuersten Interessen angegriffen fühlten. Sie tobten, schrieen und schimpften mit unverständiger Heftigkeit, weil sie zu überzeugen, zu belehren oder unparteiisch zu richten vergessen hatten. Sie konnten und wollten nur herrschen und diejenigen vernichten, welche ihrem Joche widerstrebten. Johannes Huß wurde am 6 Juli 1415 lebendig verbrannt. Dasselbe Schicksal hatte sein Freund und Gesinnungsgenosse Hieronymus von Prag am 30. Mai 1416.

Die Kriege und Verwüstungen, welche dieser Doppelmord für Böhmen und ganz Deutschland in seinem Gefolge hatte, ist in der Geschichte Deutschland's **) dargestellt worden. Nicht minder bedeutungsvoll war er für die Entwickelung der katholischen Herrschaft der Päbste und derjenigen freiern Glaubensansichten, welche im sechzehnten Jahrhundert sich Bahn brachen und in unseren Tagen die Hoffnung der vollständigen Vernichtung des Pabstthums begründen.

Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre im Laufe der Verhandlungen, betreffend Johannes Huß, die ganze Versammlung zu Ende gegangen, ohne die Kirchenspaltung zu heilen. Johann XXIII., einer der liederlichsten, schaamlosesten und frechsten Pfaffen seiner rohen Zeit wollte durchaus die päbstliche Krone nicht wieder fahren lassen. Im schreiendsten Widerspruche mit den Pflichten seiner Stellung und den von ihm eidlich ertheilten Zusagen floh er aus Constanz. Dadurch trieb er das Concilium zu strengen Maaßregeln gegen ihn. Er wurde vorgeladen, um sich gegen die wider ihn erhobendn Anklagen der Ketzerei, der Begünstigung der Kirchenspaltung, der Simonie und vieler anderer Verbrechen und Laster zu verantworten. In der That wurde er am 25. Mai der wider ihn erhobenen Anklage für schuldig erklärt und abgesetzt. Gregor XII. dankte ab. Benedict XIII. wurde am 26. Juli 1417 abgesetzt, spielte aber, obgleich fast von aller Welt verlassen, die Rolle des Pabstes bis zu seinem Tode fort, und die zwei Cardinäle, welche ihm treu geblieben waren, wählten sogar nach seinem Tode einen Spanier, Namens Giles Munois, zum Pabste, der sich jedoch (1429) überzeugte, der heilige Geist müsse seine beiden Wähler nicht inspirirt haben und seine Würde niederlegte.

Die Verbrennung der beiden böhmischen Reformatoren beweist am klarsten, was die zu Constanz versammelten Pfaffen unter Reformen verstanden. Vernünftige Menschen hätten von den vornehmsten und reichsten Pfaffen in ihrer Vereinigung zu einem Concile niemals Verbesserungen erwartet. Alle diese Cardinäle, Bischöfe, Aebte und sonstigen Gauner, welche sich an die Spitze der römischen Verdummungs-Anstalt geschwungen und

*) Briefe Buch X., Cap. 97.

**) Siehe oben § 11, S. 66.

in dessen Folge Sitz und Stimme in der Versammlung zu Constanz erhalten hatten, verdankten ihre Stellung nur der Gewandtheit, mit welcher sie das Volk betrogen. Sie mochten es den Umständen nach für vortheilhaft erachten, die Gewalt des Pabstes zu beschränken, oder zu erweitern. Niemals ließ sich aber mit Grund hoffen, daß sie zum Besten des Volkes, zu Gunsten der Wahrheit und der Freiheit vorschreiten würden. Eine Krähe hackt der anderen, nach dem bekannten Sprichworte, die Augen nicht aus. Die Klagen des Volkes, und was für die versammelten Pfaffen das wichtigste war, auch vieler mächtiger Fürsten, waren zu laut, als daß sie hätten unbeachtet bleiben können. Denn so verdorben die Kirche auch war, gab sie sich doch gern den Schein der Heiligkeit, oder behauptete sie wenigstens einigen Anstand, um den schon tief erschütterten Glauben der Massen nicht gänzlich untergehen zu lassen. Kaiser Sigismund war zwar ein Pfaffenknecht, allein noch mehr Schwelger und daher fehlte es ihm immer am Gelde. Von seinem Standpunkte aus war daher Reformation der Kirche gleichbedeutend mit Uebertragung ihrer Reichthümer in seinen stets leeren Schatz. Er ließ eine Schrift unter dem Titel „Reformatorium der Geistlichkeit" verbreiten, in welcher er ausführte, man solle die Güter der Kirche in den Besitz der weltlichen Macht geben, welche dieselben für den Glauben, und zwar theils zur Besoldung der Geistlichen und zur Unterhaltung des s. g. Gottesdienstes, theils zum Kriege gegen die Türken verwenden würde. Die Pfaffen, welche weit schlauer als Sigismund waren, ließen sich durch ihn nicht täuschen. Auch wenn sie nicht gewußt hätten, daß er seinen Antheil an den geistlichen Gütern schnell durchbringen würde, hätten sie diesen Vorschlag nimmermehr gut geheißen. Sigismund hatte bei diesem Vorschlage nur an sich gedacht. Doch die deutschen Bischöfe und Fürsten, welche er hätte vertreten sollen, machten ganz andere Ansprüche geltend. Sie hatten lange Berathungen gepflogen, Beschwerden und Rathschläge zur nöthigen Beschränkung des päbstlichen Druckes schriftlich aufgesetzt und gingen in Constanz Hand in Hand mit den Engländern. Die Deutschen und Engländer drangen mit Recht darauf, zuvörderst den Beschwerden der verschiedenen Nationen abzuhelfen und dann erst einen neuen Pabst zu wählen. Die Italiener, Franzosen und Spanier dagegen erklärten, zuerst müsse der neue Pabst erkoren werden. Die Deutschen widersetzten sich mit solcher Heftigkeit, daß die anderen Nationen, d. h. deren Pfaffen, ihnen vorwarfen, sie begünstigten hussitische und wickliff'sche Ansichten. In einer Erwiderungsschrift erklärten die Deutschen: Das Verderbniß, welches von der Anmaßung der Päbste herrühre, habe seit anderthalb Jahrhunderten stets zugenommen. Anstatt der Sorge, dem Himmel Seelen zu gewinnen, beherrschten Habsucht, Ehrgeiz und Sinnlichkeit den päbstlichen Hof und verleiteten ihn zu jeder Ungerechtigkeit und Gewalt. Daher müßten die Vorbehalte (Reservationen), die Empfehlungen (Commenden), die rechtswidrigen Uebertragungen von Pfründen (Collationen von Beneficien), die Verleihung von Pfründen auf den Erledigungsfall (Expectanzen), die zum voraus und während der Erledigung einer Pfründe erhobenen Abgaben (die anticipirten Daten und Annaten) abgeschafft werden. Doch alle diese Beschwerden führten zu keinem Ziele. Zwar beschloß die Kirchenversammlung, daß künftig regelmäßige allgemeine Concilien gehalten werden sollten, und zwar die erste nach fünf, die zweite nach sieben und nachher alle zehn Jahre, allein am 11. November 1417 wurde ein neuer Pabst in der Person des Cardinals Otto von Colonna gewählt, welcher sich Martin V. nannte. Dieser war fest entschlossen, den ganzen Augiasstall der römischen Kirche ungereinigt zu lassen, fertigte die einzelnen Nationen durch besondere Concordate ab, welche in der Hauptsache Alles beim Alten ließen und löste die Kirchenversammlung am 21. April 1418 auf. Die Völker, welche thöricht genug waren, zu glauben, daß ihre Bedrücker aus eigenem freien Willen ihre Lasten mindern

würden, hatten sich wieder einmal lange Zeit mit leeren Hoffnungen getäuscht. Jene heuchlerischen und verfolgungssüchtigen Pfaffen, welche Johannes Huß und Hieronymus von Prag lebendig, und die Gebeine Wicliff's nach dessen Tode noch verbrennen ließen, waren mehr geneigt, ihren Raub zu vermehren, als auf einen Theil desselben Verzicht zu leisten. Nur durch Holzstöße und Schaffote konnten aber die verdummten und geknechteten Massen aus ihrem Alltagsleben aufgerüttelt und bestimmt werden, statt über ihre Leiden dumpf zu brüten, über deren Ursachen nachzudenken, und deren Urheber mit dem Schwerte in der Hand zu bekriegen.

§ 85. Die Zeit vom Constanzer bis zum Ende des Baseler Concils (1418—1449).

Solange die Mehrzahl der Menschen nur darnach strebt, Geld und Geldeswerth zu erwerben, sinnlichen Genüssen und ihren übrigen Leidenschaften zu fröhnen, die höher strebenden Geister dagegen als Schwärmer und Phantasten entweder unbeachtet läßt, oder gar verachtet, wird sie von Gaunern und Tyrannen immer geknechtet, ausgebeutet und in ihrer Beschränktheit erhalten werden. Zu allen Zeiten, namentlich aber im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts tauchten aus der Masse der Dummköpfe und der ungebildeten und unwissenden Menschen Leute von Talenten und Wissen auf. Allein da die Mehrzahl weder Kenntnisse, noch Entschlossenheit, weder Erhabenheit des Geistes, noch Aufopferungsfähigkeit besaß, wurde sie immer von talentvollen Ränkeschmieden getäuscht. Die Männer, welche mit hohen Gaben und gründlicher Bildung Vaterlandsliebe, Freiheitsmuth und Begeisterung für Recht und Wahrheit vereinigten, waren sehr selten. Sie mußten ihr Leben lang mit den mannigfaltigsten Drangsalen kämpfen, welche die Feinde der Völker, namentlich jene käuflichen Menschen von Talent, ihnen bereiteten, und konnten sich glücklich schätzen wenn sie nicht, gleich Huß oder Hieronymus von Prag in Person, sondern nur im Bilde hingerichtet wurden.

Die Menschen haben nur ein Mittel, sich der sie umlauernden Gauner und Despoten zu entledigen. Sie können sich von ihnen nur durch Geistesbildung unabhängig machen, und nur dadurch ihre Selbständigkeit sichern, daß sie ihre Beamten, sie mögen Könige und Kaiser, oder Päbste und Pfarrer heißen, überwachen und sie, falls sie die Verräther spielen wollen, ihrer Aemter entsetzen und streng bestrafen. Solange Kaufleute und Handwerker, Landleute und Gelehrte aber vor allen Dingen, nur darnach streben, in ihrem Geschäfte vorwärts zu kommen, sich um Staat und Kirche, Wissenschaft und Leben nur nebenbei und sehr wenig kümmern, werden sie niemals trotz allen Schätzen, die sie sammeln, und allen Ehrenstellen, zu denen sie sich hinaufschwingen mögen, ein, freier Menschen würdiges Leben führen. Sie werden Knechte sein und bleiben, Knechte nicht nur ihrer eigenen gemeinen Leidenschaften, sondern auch ihrer geistlichen und weltlichen Herren, ihrer Päbste und Könige, Präsidenten und Senatoren, Geistlichen und Capitalisten. Unter den talentvollen Schurken der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts steht Aeneas Sylvius Piccolomini obenan. Nächst der mangelnden Geistesbildung der Massen, der Erbärmlichkeit der Kaiser Sigismund's und Friedrich's III. und der Herrschsucht des Pabstes Eugenius IV. ist es diesem schlauen Verräther hauptsächlich beizumessen, daß alle Hoffnungen auf eine Verbesserung der Kirche, welche die Versammlung von Constanz begründete, scheiterten. Von einer Sippschaft, wie sie auf Concilien zusammenzutreffen pflegt, läßt sich für das Wohl der Menschheit nichts ersprießliches erwarten. Die Kirchenversammlung von Constanz hatte durch den an Johannes Huß und Hieronymus von Prag verübten Doppelmord

zur Genüge bewiesen, daß sie jeder Schandthat fähig sei. Allein es war doch ein Fortschritt zum Bessern, daß das Concil der schrankenlosen Herrschsucht der Päbste entgegentrat. Allerdings geschah dieses nicht zum Besten der Völker, sondern nur im Interesse der versammelten Großen der Kirche. Allein das schlimmste aller Uebel ist immer die schrankenlose Einherrschaft. Auf dem zu Constanz gelegten Grunde mochte unter günstigen Umständen, wenn auch sehr langsam, eine Verbesserung der schreiendsten Mißbräuche päbstlicher Gewalt errungen werden, falls die daselbst verordneten regelmäßig wiederkehrenden Kirchenversammlungen abgehalten und die in Aussicht gestellten Beschlüsse gefaßt worden wären. Allein das Uebel in der katholischen Kirche war zu weit vorgeschritten. Diese Anstalt war zu sehr verdorben, als daß sie einer Verbesserung fähig gewesen wäre. Die Anstrengungen, welche im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts gemacht wurden, um die kranken Theile von ihr loszulösen, brachten zu Tage, daß Kopf, Herz und Glieder von der Krankheit ergriffen waren und daß die Völker keine andere Wahl hatten, als ihr Joch dauernd zu tragen, oder es abzuschütteln. Die katholische Kirche war so sehr ausgeartet, daß sie diejenigen Männer, welche sich gleich Huß und Hieronymus von Prag bemühten, sie durch Abschaffung einiger Mißbräuche am Leben zu erhalten, von ihr, gleich ihren grimmigsten Feinden verfolgt wurden. Nur diejenigen Menschen standen bei ihr im Ansehen, welche entweder, gleich den Päbsten, gar keine Verbesserungen zulassen wollten, oder welche, gleich den Franzosen Gerson, Ailly und Clemangis, die geringen Aenderungen, welche sie verlangten, durch einen wüthenden Ketzerhaß entschuldbar machten. Die Saaten, welche diese beiden Arten von Katholiken auf dem Concilium zu Constanz durch ihr Verfahren gegen Johann Huß und dessen Anhänger ausgestreut hatten, waren mittlerweile aufgegangen. Ganz Böhmen, das deutsche Reich und die Nachbarländer waren in einen furchtbaren Krieg verwickelt worden, dessen Ende noch immer nicht abzusehen war, als die Frist ablief, innerhalb welcher ein neues Concil zusammentreten sollte (1423). Die Gefahren, welche der Christenheit von Seiten der Türken drohten, wurden immer dringender und machten eine Aussöhnung mit der griechischen Kirche gebieterisch nothwendig, wenn Europa nicht wenigstens zum Theil dem Islam verfallen sollte. Die Päbste spielten mit dieser Aussöhnung eine ähnliche Comödie, als die griechischen Kaiser. Beide Theile wußten, daß eine Aussöhnung unmöglich sei, daß die Griechen nur mit Widerstreben das römische Joch auf sich nehmen würden und dazu nur durch Opfer bestimmt werden könnten, welche die Päbste weder den Willen, noch die Macht hatten, zu bringen. Allein wie die griechischen Kaiser den Türken, so wollten die Päbste den Lateinern mit dieser Aussöhnung Sand in die Augen streuen. Die griechischen Kaiser wollten den Türken Angst einjagen, die Päbste den Lateinern Willfährigkeit für ihre Pläne einflößen. Den griechischen Kaisern half die Comödie, welche sie spielten, wenig oder nichts; um so mehr Vortheil brachte sie den Päbsten.

Martin V., der Erwählte des Constanzer Conciliums, konnte nicht umhin, nach Ablauf von fünf Jahren die beschlossene Kirchenversammlung anzuberaumen. Allein er hoffte, sie dadurch unschädlich zu machen, daß er sie in eine Stadt Italien's berief. Denn der italienischen Bischöfe und Prälaten waren die Päbste, seit sie ihren Sitz nach Rom zurück verlegt hatten, vollkommen gewiß. Die beabsichtigte Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche bot dem Pabste einen trefflichen Vorwand. Er schrieb die Kirchenversammlung nach Pavia aus und gab als Grund dafür an, man müsse den Griechen den Besuch des Conciliums erleichtern. Die Gelderpressungen Martin's und die Parteilichkeit, mit welcher er seine Familie bereichert und mit Pfründen und Aemtern überschüttet hatte, bewiesen deutlich, daß reine Beweggründe ihn nicht leiteten. Durch den dünnen Schleier seiner Entschuldigung schillerten seine wirklichen Absichten bestimmt genug hindurch,

um bei sämmtlichen Nationen, außer den Italienern, Anstoß zu geben. Unter dem Vorwande der Pest verlegte der Pabst die Kirchenversammlung sogar später nach Siena, noch näher zu Rom. Die Folge dieser Ortsbestimmungen war, daß sich fast nur italienische Bischöfe einfanden. Fünf deutsche und sechs französische Bischöfe konnten im Vereine mit den italienischen unmöglich eine allgemeine Kirchenversammlung darstellen. Der Pabst löste sie unverrichteter Dinge auf und hatte dadurch seinen Zweck erreicht. Die erste der zu Constanz beschlossenen Kirchenversammlungen war nullificirt. Der einzige Beschluß von Erheblichkeit, welchen die s. g. Väter von Pavia und Siena faßten, war, daß die zweite der zu Constanz verordneten Kirchenversammlungen, welche 1431 stattfinden sollte, in Basel abzuhalten sei. Martin konnte daher nicht von vorne herein das zweite Concil todtschlagen. Er schrieb es nach Basel aus, starb aber, bevor es eröffnet wurde (1431). Sein Nachfolger, Eugenius IV., hielt es nicht für gerathen, selbst den Vorsitz zu führen. Die erste Aufgabe, mit welcher sich die Pfaffen zu Basel beschäftigten, war die Unterdrückung der Hussiten, welche dazumal auf dem Höhepunkte ihrer Siege standen. Die Baseler Pfaffen stimmten den Hussiten gegenüber, da sie zum Schwerte gegriffen hatten, einen ganz andern Ton an, als Johannes Huß, Hieronymus von Prag und deren Gesinnungsgenossen von den Constanzern vernehmen mußten. In den freundlichsten Ausdrücken schrieb der Cardinal Julian, welcher für den Pabst den Vorsitz führte, im Namen des Conciliums an sie. Er forderte sie auf, bei den zu Basel versammelten Vätern Abhülfe ihrer Beschwerden nachzusuchen und versicherte sie, daß sie gewiß Gehör finden würden. Die Hussiten hatten allen Grund, diesen gleißnerischen Worten keinen Glauben zu schenken, indem die Ausrottung der Ketzerei die erste unter den Aufgaben war, welche sich das Concilium setzte. Die zweite war die Vermittelung des Friedens in der Christenheit, die dritte und vierte Reform der Kirche an Haupt und Gliedern und die möglichste Herstellung der alten Kirchenzucht. So wenig diese Reihenfolge der Geschäfte auf durchgreifende Reformen deutete, so wurde dem Pabste Eugenius IV., eingedenk der drei Päbste, welche durch das Constanzer Concil beseitigt worden waren, unheimlich zu Muthe, als er vernahm, daß die Baseler Kirchenversammlung sich wenigstens den Schein der Selbstthätigkeit geben wolle. Umsonst versuchte er den von seinem Vorgänger mit so großem Erfolg benützten Kunstgriff der Versetzung des Concils nach Italien. Die Baseler Versammlung leistete ihm einen entschlossenen Widerstand. Kaiser Sigismund war auf ihrer Seite und der Cardinal Julian trat selbst dem Pabste entgegen. Er schrieb dem anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden unumwunden: „Die Deutschen seien wegen der fortdauernden Mißbräuche und Erpressungen so erbittert, daß er fürchte, sie würden nächstens, gleich den Hussiten, über ihre Geistlichen herfallen und die Mönche verbrennen." Der Pabst gab aber nicht nach und es entstand ein offener Streit zwischen ihm und der Kirchenversammlung. Der Kaiser Sigismund warnte den Pabst in ähnlicher Weise, wie der Cardinal: „er fürchte," ließ er sich vernehmen, „die deutschen Bürgerschaften würden mit der Hierarchie bald ebenso umgehen, wie die Böhmen gethan hätten; schon habe die Metropolitan-Stadt Magdeburg ihren Erzbischof sammt seinen Domherren verjagt und gleich den Hussiten die Güter desselben geplündert; die mit Magdeburg verbündeten Städte an der Nord- und Ostsee machten Anstalt, dem gegebenen Beispiele Folge zu leisten; auch am Rheine sammelten sich, wie das Gerücht sage, Tausende von Laien, um die Stadt Worms zur Auslieferung der Geistlichen und Juden zu zwingen; in Passau wollten die Bürger die Schlösser ihres Bischofs stürmen, und auch in Bamberg seien sie wegen der ihnen vom Könige verliehenen Privilegien mit dem Clerus in offenem Kriege." Eugenius blieb aber auf seinem Entschluß, das Baseler Concilium aufzulösen. Durch diese Verfahrungsweise, welche den zu Constanz aufgestellten und von Martin V.

und selbst Eugenius gutgeheißenen Grundsätzen vollständig widersprach, trieb der Pabst die Kirchenversammlung ganz wider ihren Willen immer weiter auf dem Wege der Opposition voran. Als der Streit ernstlich wurde, fing der charakterlose Sigismund zu wanken an, um so mehr, als er sich dazumal in einer sehr unangenehmen Lage, nach seinen eigenen Worten, — „wie ein wildes Thier im eisernen Käfig" — zu Siena befand. Der Pabst benutzte die Verlegenheiten Sigismund's, ihn vollständig für sich zu gewinnen.

Das Concilium setzte mittlerweile seine Bemühungen fort, die Hussiten zu umgarnen. Im Mai 1432 ließen sie sich bereden, Bevollmächtigte nach Eger zu senden, mit welchen Abgeordnete der Kirchenversammlung zusammentraten. Auf diesen ersten Fehltritt folgte bald ein zweiter. Die Hussiten schickten Gesandte nach Basel (1433). Allerdings wagte das Concilium nicht, diese, gleich Huß und Hieronymus, verbrennen zu lassen. Allein die fortgesetzten Unterhandlungen boten den Pfaffen Gelegenheit, den Samen des Unfriedens unter die verschiedenen Parteien Böhmens auszustreuen, welcher später nur zu üppig aufging. Mit Hülfe eines Adeligen und eines Gelehrten, des Meinhard von Neuhaus und des Johann Rokyzana kam endlich eine Uebereinkunft zu Stande, in deren Folge die Hussiten allmälig wieder unter das alte Joch der päbstlichen Schreckensherrschaft gebracht wurden. *) Die ganze Geschichte der katholischen Kirche und so namentlich auch die Unterhandlungen mit den Hussiten beweisen, daß jeder Vertrag, welchen ein Volk oder eine Glaubenspartei mit dem Haupte der Kirche abschloß, zum Schaden derselben ausschlug. Denn die Päbste hielten an dem Grundsatze fest, daß jede Bestimmung, welche ihrer Macht Schranken setzte, oder, wie man sich auszudrücken pflegte, die unveräußerlichen Rechte der Kirche verletzte, für sie nicht bindend sei. Sie warteten daher nur den günstigen Zeitpunkt ab, ihre Versprechungen zu brechen. Früher oder später erschien ein solcher immer. Die Völker, namentlich die Deutschen, hatten dieses zur Zeit des Baseler Concils wohl erkannt, allein es fehlte ihnen der Muth, in Gemäßheit ihrer Erkenntniß zu handeln. Den besten Beweis hierfür liefert jene Beschwerdeschrift, welche die Deutschen schon bei der Kirchenversammlung zu Constanz eingereicht hatten und welche sie in Basel wieder geltend machten. In dieser erklärten sie unumwunden: 1) Die Päbste glauben sich an Bullen, Verträge, Privilegien und Urkunden, welche von ihren Vorgängern unbedingt ausgestellt wurden, durchaus nicht gebunden; 2) keine Wahlen werden geachtet, der Pabst vergiebt die Bisthümer, Decanate, Probsteien und Abteien, nach Belieben, auch wenn man die Stelle vorher theuer erkauft hat; 3) die besten deutschen Pfründen werden stets römischen Cardinälen und Protonotarien verliehen; 4) die päbstliche Kanzlei ertheilt so viele Expectanzen oder Anwartschaften auf Stellen und Pfründen, daß nothwendig das Geld oft verloren geht, und daß unzählige Prozesse unvermeidlich werden; 5) die Annaten, d. h. die Zahlungen, welche man nach dem Tode eines Bischofs bis zur Ernennung seines Nachfolgers an den Pabst zu zahlen hat, steigen immer höher, sie betrugen in Mainz zuerst 10,000, dann 20,000 und endlich 25,000 Dukaten; 6) der Pabst besetzt die geistlichen Stellen mit lasterhaften Italienern, welche nicht einmal die Landessprache verstehen; 7) die Päbste widerrufen alte, längst bezahlte Indulgenzen, um neue verkaufen zu können; 8) die Päbste erheben den Türken-Zehnten, verwenden dessen Ertrag aber nicht auf den Türkenkrieg; 9) Prozesse aller Art werden nach Rom gezogen, wo alles um Geld feil ist."

Diese Thatsachen beweisen, daß das Pabstthum des fünfzehnten Jahrhunderts in der Gaunerei den höchsten Gipfel erreicht hatte und daß die Freiheit der Wahlen, für welche die Oberpfaffen des elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu kämpfen vorgaben, nichts

*) Siehe § 12, S. 78.

weiter als ein Vorwand war, mit dessen Hülfe sie sich in den Besitz aller höheren Kirchenämter setzen wollten, um diese an den Meistbietenden unter den lästigsten Bedingungen verkaufen, oder aber zur Bestechung von Günstlingen verwenden zu können. Den furchtbaren Druck, welchen diese Beschwerden bezeichnen, trugen die Deutschen Jahrhunderte lang mit Geduld. Er lastete zwar unmittelbar am schwersten auf der Geistlichkeit, allein da die fünfzig deutschen Bischöfe und die zahlreichen gefürsteten und nicht gefürsteten Aebte eine bedeutende Stellung im Staate behaupteten, fanden sie immer Mittel, den größern Theil der ihnen vom Pabste aufgelegten Lasten auf ihre unglücklichen Unterthanen abzuwälzen. Die Päbste nahmen auf alle diese Beschwerden keine Rücksicht, und das Concilium von Basel beseitigte nur eine derselben, indem es (1434) die Annaten, gegen Entschädigung abschaffte, wodurch wenig gewonnen wurde. Doch diese einzige Reform, welche fürwahr Haupt und Glieder der Kirche nicht umfaßte, war dem Pabste und den Cardinälen schon zu viel. Als vollends gar später die Palliengelder, die Anwartschaft auf Pfründen und die willkührliche Besetzung geistlicher Stellen (Provisionen), die Zahl und Auswahl der Cardinäle zur Sprache gebracht und dem Pabste Verhaltungsmaßregeln gegeben wurden, kam es zum vollständigen Bruche zwischen Concil und Pabst, d. h. zwischen dem Monarchen und den Aristokraten der Kirche. Die Versöhnung der griechischen Kirche diente dem schlauen Oberpfaffen als treffliches Streitroß gegen die Kirchenversammlung. Nachdem das Concil sich gegen die Verlegung der Kirchenversammlung nach Udine und Florenz ausgesprochen, und der päbstliche Commissär, der Erzbischof von Tarent vergeblich gesucht hatte, diesen Beschluß durch Abschneidung der Siegel und Unterschriften zu verfälschen, berief Eugenius ein neues Conciel auf den Februar 1438 nach Ferrara, und erklärte dadurch folgeweise die Kirchenversammlung von Basel für aufgelöst. Diese suspendirte dagegen den Pabst von seinem Amte, erklärte die Versammlung zu Ferrara für ein bloßes Conventikel und den Pabst für unverbesserlich. Dessen ungeachtet trat zu Ferrara eine Versammlung von Geistlichen zusammen, welche Bannflüche, Schimpfereien und Gewaltmaßregeln aller Art gegen Basel nicht sparte. Endlich im Juli 1439, sprach die Kirchenversammlung von Basel öffentlich die Absetzung des Pabstes aus und wählte im November desselben Jahres den Grafen Amadäus VIII. von Savoyen zum Pabste. Allein Eugenius IV. war ein größerer Ränkeschmied und besserer Schauspieler, als sein Gegner welcher den Namen Felix V. annahm. Er blendete die lateinische Kirche durch die Comödie der Vereinigung der griechischen und der lateinischen Kirche, welche er zu Ferrara und Florenz aufführte,*) und sicherte sich die Gunst der großen Masse von Dummköpfen, welche darin einen ruhmvollen Sieg der Lateiner über die Griechen und ein Ende des alten Haders im Schooße der Christenheit zu erkennen glaubte. Die feineren Köpfe, welche sich keinen Sand in die Augen streuen ließen, gewann er durch Ränke, wobei ihm der Verräther Aeneas Sylvius die besten Dienste leistete.

Die Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche wurde fast an demselben Tage (6. Juli 1439) verkündet, an welchem das Concil die Absetzung des Pabstes veröffentlichte (9. Juli 1439). Eugen IV. schimpfte in den pöbelhaftesten Ausdrücken über die zu Basel versammelten s. g. Väter der Kirche. Er schalt sie Ketzer, Schismatiker, Dummköpfe, Narren, Barbaren, Rasende und wilde Thiere; Felix V. nannte er einen Moloch, einen reißenden Wolf in Schaafsgestalt, einen neuen Cerberus, ein goldenes Kalb, einen Mohammed und Antichristen. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn in neueren Zeiten, da das Pabstthum doch oft weit heftiger angegriffen wurde, dessen Gegner

*) Siehe oben § 77.

mit ähnlichen Titeln überschüttet zu werden pflegen. In der Kunst des Schimpfens und Verläumdens besaßen die Päbste seit alten Zeiten gleiche Meisterschaft, als in der Kunst, durch gleißnerische Zusagen und Schmeicheleien gefährliche Feinde zu entwaffnen.

Während des Haders, welcher zwischen den Baseler Pfaffen und dem römischen Pabste ausgebrochen, waren kurz hinter einander Sigismund und dessen Nachfolger Albrecht II. gestorben. Friedrich III. saß auf dem deutschen Kaiserthrone und nahm (1442) den schlauen Aeneas Sylvius in seine Dienste, welcher bis dahin an den Baseler Verhandlungen eifrigen Antheil genommen hatte und sogar als Bevollmächtigter des Pabstes Felix V. zum deutschen Fürstentage nach Frankfurt geschickt worden war. Er mochte voraussehen, daß Felix im Kampfe mit Eugen nicht glücklich sein würde, und beeilte sich, seine Rückkehr zur alten Pfaffenlehre bei Zeiten zu machen.*) Mit dessen Hülfe vereitelte der Pabst alle Entwürfe und Pläne der deutschen Fürsten, obgleich es ihm nicht gelang, das Concilium von Basel durch die Armagnaken**) zu sprengem. Aeneas Sylvius, welcher als Gesandter Friedrich's III. das deutsche Reich vertrat, handelte zugleich auch im Auftrage des todtkranken Pabstes und brachte so das s. g. römische Concordat zu Stande, durch welches er die deutsche Nation beruhigte, ohne dem Pabstthum irgend ein angemaßtes Recht zu vergeben, indem er darin zum Voraus alle Zugeständnisse, insofern sie gegen das Ansehen des päbstlichen Stuhles oder gegen die Lehre der Väter streiten sollten, für nichtig erklärte. Unter diese Gesichtspunkte ließen sich leicht die Bestimmungen bringen, welche der maaßlosen Habgier und Herrschsucht der römischen Oberpfaffen einige Schranken zogen. Wenige Tage nach Unterzeichnung der dieses römische Concordat verkündenden Bullen starb Eugen (1447). Sein Nachfolger, Nikolaus V., versicherte sich der Hülfe des verschmitzten Aeneas Sylvius dadurch, daß er ihm das Bisthum Triest verlieh. Friedrich III. ließ sich durch seinen italienischen Pfaffen und Minister leicht bestimmen, den neuen Pabst anzuerkennen und dessen allgemeine Anerkennung durch ein Edict jedermänniglich zu befehlen. Am 17. Februar 1448 kam endlich durch alle erdenklichen Künste jenes Concordat zu Stande, welches, obgleich zu Wien abgeschlossen, doch das Aschaffenburgische genannt wurde, weil Friedrich III. es für klüger fand, den in Aschaffenburg versammelt gewesenen Fürsten die Verantwortlichkeit dafür zuzuweisen. Die wesentlichen Bestimmungen dieses schmählichen Vertrages waren die folgenden: 1) Der Pabst besetzt alle Stellen, deren Inhaber sich zur Zeit ihres Todes zu Rom befanden; 2) wenn die Wahl zu einer Stelle nicht einstimmig war, oder wenn der Pabst einen Geistlichen absetzt, so ernennt er den Nachfolger; 3) alle Pfründen, welche den Hof- und Kanzleibedienten des Pabstes verliehen sind, bleiben diesen vorbehalten; 4) alle Pfründen, deren Inhaber eine Reise nach Rom angetreten haben, werden vom Pabste vergeben; 5) wer einmal durch eine päbstliche Bulle eine Pfründe erlangt hat, behält sie; 6) dem Pabste muß von allen Wahlen Bericht gegeben werden, und er trifft Fürsorge, wenn er etwas dagegen einzuwenden hat." Durch diese Bestimmungen wurde die Vergebung sämmtlicher Kirchenämter der Willkür des Pabstes anheim gegeben. Unter dieser oder jener Clausel konnte er, wenn er wollte, jede Pfründe und jedes Amt vergeben. In Betreff der Annaten wurde bestimmt: von den Domkirchen und Klöstern soll für die Annaten die gewöhnliche Taxe nicht mehr gefordert werden. Alle Stifter, welche zu hoch taxirt sind, sollen demnächst durch römische Commissäre taxirt werden. Die Annaten wurden also beibehalten und bestätigt, ungeachtet sie von dem Baseler Concile abgeschafft worden waren, und nur etwas beschränkt. In ähnlicher Weise erhielten die von

*) Siehe oben § 14, S. 84.

**) Siehe oben § 14, S. 83 f.

dem Concile aufgehobenen Reservaten, d. h. die Vorbehalte gewisser Pfründen und einer gewissen Zeit der Erledigung zu Gunsten der Päbste — eine gesetzliche Anerkennung, die sie früher niemals gehabt hatten, durch folgende Bestimmung des Wiener Concordats: „Diejenigen, welche nach Stiftung, Recht und Herkommen allein das Recht haben, gewisse geistliche Stellen und Pfründen zu vergeben (die ordentlichen Collatoren), ertheilen die in sechs bestimmten Monaten des Jahres erledigten Stellen, wogegen der Pabst die in den sechs anderen Monaten (Januar, März, Mai, Juni, September und November) erledigten vergiebt." Nicht ganz so schlimm, als der deutschen, erging es den übrigen christlichen Nationen. Keine hatte einen so ärmlichen König und einen so verrätherischen Minister an ihrer Spitze. Doch alle blieben mehr oder weniger unter dem alten Drucke der Abgaben und der päbstlichen Schreckensherrschaft. Die Reform der Kirche, von welcher ein halbes Jahrhundert so viel gesprochen worden war, ging zu Grabe. Sie konnte nicht von den Würdenträgern der Kirche und den Fürsten, sondern nur von armen und gedrückten Geistlichen im Bunde mit dem Volke ausgeben. Die zu Basel versammelten Pfaffen, welche niemals im Ernste eine gründliche Reform der Kirche gewollt hatten, und nur durch die maaßlose Heftigkeit Eugen's auf der Bahn der Reform vorwärts getrieben worden waren, verständigten sich leicht mit dem neuen Pabste. Felix V. legte seine Krone nieder (1449). Das Concilium wählte seinerseits Nicolaus V. zum Pabste und löste sich auf, nachdem es unstät und flüchtig zuerst in Lausanne, dann in Lyon und endlich wieder in Lausanne seine Sitzungen aufgenommen hatte. Der Pabst erkannte zwar zum Scheine die Beschlüsse der Baseler Kirchenversammlung an, in der That hatte er aber schon zuvor durch die von ihm mit den verschiedenen Nationen abgeschlossenen Concordate, dieselben außer Kraft gesetzt.

§ 86. Das Pabstthum vom Ende des Baseler Concils bis zum Anfange der Reformation (1449—1517).

Mit dem Ende der Baseler Kirchenversammlung begann für das Pabstthum ein neuer Abschnitt. Seine Feinde im eigenen Lager, die Aristokraten der Kirche waren besiegt, die Könige der Erde trugen sammt ihren Völkern das päbstliche Joch. Der Streit um die Befestigung schrankenloser Gewalt der Päbste war nicht minder ausgekämpft, als der frühere Krieg um deren Erringung. Die Päbste hatten nicht mehr zu kämpfen, sondern sich nur der errungenen Machtfülle zu erfreuen. Doch während sie schwelgten, sammelten sich allmählig die Gewitterwolken über ihren Häuptern, welche ihrer Herrschaft bei dem verständigern Theile der Christenheit ein Ende machte und dadurch auch bei den unverständigern erschütterte. Dasselbe Volk, welches von ihnen so schändlich betrogen worden war, die Deutschen, entwickelten langsam, aber gründlich aus der Tiefe ihres Gemüthes, ihrer sittlichen Kraft und reger Forschung eine Anschauungsweise, neben welcher die päbstliche Schreckensherrschaft nicht bestehen konnte. Das Sprichwort „Lügen haben kurze Beine," fand am Ende doch auch auf die Päbste Anwendung, nachdem ihnen dieselben allerdings über mehr als ein Jahrtausend hinweggeholfen hatten. Im fünfzehnten Jahrhundert konnten die Päbste ihren Lebenswandel, ihre Leidenschaften und ihre Ränke nicht mehr so leicht unter dem Schleier der Heiligkeit verdecken, wie früher. Der erleichterte Verkehr und die Buchdruckerkunst brachten weit schneller als sonst die Nachrichten aus Rom in die entferntesten Theile der Welt, und der erwachte Sinn für Wissenschaft, das Beispiel der wieder gekannten großen Alten und das Studium der Bibel, welche aufhörte, im Alleinbesitze der Gelehrten zu sein, boten den strebenden Geistern Anhaltspunkte zu Urtheilen, welche das verrostete Pabstthum nicht aushalten konnte.

Zu keiner Zeit erwies sich der eigentliche Zweck, welchen die Päbste verfolgten, so klar und deutlich, als in der zweiten Hälfte des fünfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Die Päbste wurden von keiner Seite mehr bedroht oder gefährdet, wenigstens von keiner, die sie berücksichtigten. Sie ließen daher ihren Leidenschaften frei den Zügel schießen. Sie wälzten sich im ekelhaftesten Kothe der Ausschweifungen, überschütteten die Kinder, die sie in Blutschande und Ehebruch, oder doch im Widerspruche mit dem von ihnen abgelegten Gelübde der Keuschheit gezeugt hatten, mit Reichthümern und Ehrenstellen, und strebten, ganz unbekümmert um den Anstoß, den sie gläubigen und ehrerbietigen Gemüthern gaben, nach ihres Herzens Gelüsten: der eine, wie Pius II. und Leo X. in feinerer, der andere, wie Calixtus III., Alexander VI. und Julius II. in roherer Weise. Die Kirche und die päbstliche Gewalt waren für sie nur Mittel zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, der Glauben der Millionen nur die Grundlage, auf welcher sie ihnen die Füße auf den Nacken stellten. Allerdings machten es die weltlichen Fürsten nicht viel besser. Allein sie nannten sich doch nicht Stellvertreter Gottes auf Erden, obgleich sie ihre Gewalt von Gottes Gnaden ableiteten. Sie begnügten sich damit, die Menschen in diesem Leben zu quälen, während die Päbste die verdummten Massen mit allen Schrecknissen einer Zukunft, an welche sie selbst nicht mehr glaubten, peinigten und marterten, um durch diese Folterqualen soviel als möglich zu erpressen, sei es an Geld und Geldeswerth, oder an Gehorsam und Dienstleistung. Die Schandthaten der Päbste waren vielleicht zu den Zeiten der Marozia und der beiden Theodoren nicht geringer, als in den Tagen der Lucrezia Borgia und der schönen Julia. Allein die Völker waren weder so dumm, noch so roh, als in jenen alten Zeiten. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts riefen die päbstlichen Ausschweifungen eine ganz andere Stimmung hervor, als in der ersten Hälfte des zehnten. Doch die Päbste hatten so oft schon dem sittlichen Gefühle, der Wahrheit und dem Rechte ungestraft Hohn geboten, daß nur die Gewalt ihnen einige Schranken ziehen konnte. Die päbstlichen Schandthaten früherer Jahrhunderte blieben zum größten Theile der Nachwelt verborgen. Von den Verbrechen der Päbste der Jahre 1449—1517 mag wohl auch manches durch dichte Schleier verhüllt worden sein, allein es stehen hier dem Geschichtschreiber Quellen zu Gebote, welche ihn in die tiefsten Geheimnisse ihres Privatlebens einführen. Wir erinnern nur z. B. an das Tagebuch, welches Alexander's VI. Ceremonienmeister, Burchardus, über dessen Morde, Ausschweifungen und Missethaten jeder Art führte. Es entsteht hier die Frage, wie weit der Geschichtschreiber in der Mittheilung der empörendsten Verirrungen der menschlichen Natur zu gehen habe? Schlosser ist der Ansicht, daß alle Thatsachen, durch deren Erzählung fromme Seelen gekränkt werden könnten, der gesammten Lesewelt vorzuenthalten seien. Wir können diese Ansicht nicht theilen. Was nach dem Plane und Umfange eines Geschichtswerkes erheblich ist, darf aus Rücksicht für die Gefühle „frommer Seelen" nicht ausgeschlossen werden. Der Geschichtschreiber wendet sich nicht an fromme Seelen, sondern an verständige und besonnene Menschen, sie seien fromm, oder nicht. Der Geistliche mag auf diejenige Gemüthsstimmung Rücksicht nehmen, welche im gewöhnlichen Leben Frömmigkeit genannt wird, nicht so der Geschichtschreiber. Diesen darf nur das Bestreben leiten, die Entwickelung der Menschheit möglichst klar und einleuchtend darzustellen, die Ursachen späterer Ereignisse richtig und scharf zu bezeichnen und keine Thatsache zu übergehen, deren Mittheilung nach diesen Voraussetzungen nöthig ist. Der Geschichtschreiber, welcher seine Aufgabe kennt, wird keine Vorliebe für Zweideutigkeiten hegen, nicht länger, als nothwendig bei schaudererregenden Naturwidrigkeiten verweilen, er wird empörende Freveltbaten mit Ernst und Würde, und nicht im leichtfertigen Tone behandeln, allein sie nicht aus Furcht,

fromme Seelen zu kränken, oder reine Gemüther zu verletzen, — unterdrücken. Den unseeligen Rücksichten, welche frommen Seelen und reinen Gemüthern gewidmet werden, ist es beizumessen, daß wir bis zu dieser Stunde kaum eine Geschichtschreibung im wahren Sinne des Wortes haben. Der Eine nennt eine Katholikin, der Andere eine Protestantin, der Eine den Monarchisten, der Andere den Aristokraten fromm, der Eine diesen, der Andere jenen beschränkten Menschen rein, streicht aus Rücksicht für ihn einen Theil der Geschichte und entzieht ihr wenigstens einen Theil ihrer Kraft und Bestimmtheit, oft aber ihre ganze Bedeutung und ihren innern Zusammenhang. Wir werden daher ohne alle Rücksicht, ob fromme Seelen sich gekränkt oder reine Gemüther sich verletzt erachten mögen, die Schandthaten der Päbste erzählen. Die meisten derselben beziehen sich übrigens gar nicht auf die Kirchenregierung, indem zu keiner Zeit so wenig im Gebiete derselben geschah, als zwischen 1449 und 1517. Die Päbste begnügten sich damit, diejenigen Anmaßungen, welche sie den Concilien von Constanz und Basel zum Trotze behaupteten, möglichst geltend zu machen, und hauptsächlich Geld zu erpressen, mit welchem sie ihren mannigfaltigen Leidenschaften fröhnten. Das Privatleben der Päbste dieser Zeit erhält aber dadurch eine hohe geschichtliche Bedeutung, weil darin eine der mächtigsten Ursachen der Reformation zu suchen ist, welche unmittelbar nach Alexander VI. und noch zur Zeit Leo's X. ausbrach.

Nachdem Nikolaus V. seinen Gegenpabst Felix V. und das Baseler Concilium glücklich beseitigt hatte, mußte er die Einnahme Constantinopel's durch die Türken erleben. Hätten die Päbste seit Jahrhunderten, namentlich zur Zeit der Kreuzzüge, bei Gelegenheit der Vertreibung der Lateiner (1261) und später, als die Türken immer furchtbarer wurden, den Griechen eine hülfreiche Hand gereicht, und nicht jeden Beistand von vorgängiger Annahme der lateinischen Ceremonien und Glaubenssätze abhängig gemacht, so würde vielleicht das griechische Reich etwas länger bestanden, oder doch weniger ärmlich geendet haben. Doch die Päbste wollten nur unter Bedingungen zu Gunsten der Griechen einschreiten, welche diese nach ihrer ganzen Vergangenheit weder erfüllen konnten, noch wollten. Der Fall Constantinopel's ging übrigens dem Nikolaus, welcher einer der wenigst schlechten Päbste war, sehr zu Herzen. Er überlebte die Nachricht dieser furchtbaren Niederlage der Christenheit nicht lange, indem er schon im März 1455 starb.

Mit seinem Nachfolger Calixtus III. gelangte die Familie Borgia, welche von keiner anderen an Verworfenheit übertroffen wird, zu der höchsten Gewalt in der römischen Kirche. Er war ein Spanier von Geburt und that sich durch das Bestreben hervor, seine unehelichen Kinder und zahlreichen Neffen möglichst reich und gewaltig zu machen. Die Türkengefahr diente ihm dazu trefflich. In allen christlichen Ländern erhob er unter deren Aushängeschild Zehnten und Abgaben, und fröhnte mit deren Ertrag seinen eigenen und seiner Familie Lüsten. Obgleich er selbst als Cardinal die Unterhandlungen geleitet hatte, durch welche dem unehelichen Sohne des Königs Alphons von Neapel die Nachfolge zugesichert wurde, erklärte sich Calixtus doch später gegen Ferdinand, weil er seinen Neffen Pedro Borgia auf den Thron von Neapel setzen wollte. Es gelang ihm zwar nicht, allein er erhob diesen zum Herzoge von Spoleto und Statthalter von Rom, und dessen Brüder zu Cardinälen. Diese ungewöhnlichen Begünstigungen mußten um so größere Entrüstung erregen, als die Neffen des Pabstes durch ihr lasterhaftes und schamloses Leben selbst den in sittlicher Beziehung sehr abgestumpften Römern den größten Anstoß gaben. Einer derselben war das später unter dem Namen Alexander VI. bekannt gewordene Scheusal. Calixtus starb übrigens zu früh (1458), um alle seine weitaussehenden Pläne ausführen zu können.

Pius II., uns schon bekannt unter dem Namen Aeneas Sylvius Piccolomini, war,

als er auf den päbstlichen Thron gelangte, in der übeln Lage, alles dasjenige, was er in seinen besseren Tagen gesprochen und geschrieben hatte, widerrufen zu müssen, weil es den Grundsätzen des Pabstthums schnurstracks widersprach. Während er sich früher mit Kraft und Entschiedenheit für den Grundsatz erklärt hatte, daß die Päbste unter den allgemeinen Concilen ständen, trat er demselben später entgegen und verbot sogar (1459) alle Berufungen auf solche. Im Jahre 1463 nahm er öffentlich alles zurück, was er zu Gunsten der Kirchenversammlung von Basel geschrieben hatte. Er räumte ein, Aeneas Sylvius sei ein verdammenswerther Ketzer gewesen, behauptete aber zugleich, Pius II. sei ein rechtgläubiger Pabst. Von Aeneas Sylvius könnten die Scheinliberalen unserer Tage, welche nur Opposition machen, um sich von den Mächtigen der Erde kaufen zu lassen, noch immer viel lernen. Wenige derselben besitzen die klassischen Kenntnisse und Keiner die großartigen Talente dieses Mannes. Es wird sich auch Keiner zum Pabste hinaufschwingen. Für Aeneas Sylvius hatte es aber doch auch seine schlimme Seite, daß er die Laufbahn des römischen Stuhles ergriff. Denn durch ihn konnte die Lehre von der Unfehlbarkeit der Päbste jedenfalls nicht befestigt werden. Der Verräther erhielt zwar in der päbstlichen Würde denjenigen Lohn, welchem er Gewissen und Ehrgefühl aufgeopfert hatte. Allein er konnte unter der dreifachen Krone, die er auf dem Haupte trug, nicht das Geringste ausführen, was verdiente, erwähnt zu werden. Als Jüngling ohne höheres Amt und ohne Schätze hatte er mächtig auf Mit- und Nachwelt eingewirkt. Als Pabst konnte er, so kräftig sein Geist auch war, die Mumie der römischen Kirche nicht beseelen. Er mußte erfahren, daß Päbste nur Macht besitzen, den Unsinn und das Unrecht zu fördern, keine, das Gute zu thun. Das Pabstthum war noch immer eine sehr gute Maschine der Gelderpressung und Volksverdummung, allein es besaß keine Kraft zu höheren und edleren Zwecken. Umsonst bemühte sich Pius II., eine Verbindung der christlichen Fürsten gegen die Türken zu begründen, umsonst erbot er sich selbst, ein Heer in den Kampf zu führen. Die Könige Europa's waren zu oft von Päbsten getäuscht worden, als daß sie ihnen hätten Glauben schenken können. Am wenigsten konnte Pius, der an sich selbst untreu geworden war, und Alle verrathen hatte, denen er zu dienen vorgab, Vertrauen erwarten.

Paul II. (1464—1471) wurde die schon früher verkürzte Frist der Jubelfeier zu lang. Er konnte nicht hoffen, bis 1500 zu leben, und wollte doch die reiche Ernte einthun. Er setzte daher die Zeit ihrer Wiederkehr von fünfzig auf fünfundzwanzig Jahre herab, und that dadurch, was an ihm war, den herrschenden Fetischdienst und Aberglauben, welcher durch die Jubelfeier in großartiger Weise gefördert wurde, zu befestigen und auszudehnen. Gleich allen Päbsten seiner Zeit dachte er mehr daran, seine Verwandten und Freunde zu bereichern und ihnen Fürstenthümer zu verschaffen, als die gedrückten Massen zu erleichtern. Paul war es, welcher dem Herzoge Borso von Este Ferrara überließ. Die Folge derartiger Verleihungen war ein fast nie endender Bürgerkrieg. Denn sobald ein Pabst gestorben war, bemühten sich die Angehörigen seines Nachfolgers, die Günstlinge des Vorgängers aus ihren Besitzungen zu verdrängen. Nur wenige konnten sich dauernd behaupten. Der nie endende, stets mit Mord und Brand und jeglichen Gräueln verbundene Wechsel der Herrschaft richtete Land und Leute zu Grunde.

Während die Päbste in erbärmlichen Unternehmungen, welche sie zu Gunsten ihrer Angehörigen einleiteten, ihre besten Kräfte vergeudeten, rückten die Türken in Europa immer weiter vor und bedrohten mehr und mehr die gesammte Christenheit. Dessenungeachtet ließen die vorgeblichen Häupter desselben und Stellvertreter Gottes auf Erden nicht nach, Italien zu einem großen Schlachtfelde zu machen. Sixtus IV. (1471—1484) überbot an Frechheit die meisten seiner Vorgänger. Die ansehnlichen Summen, welche

er unter dem Namen der Türkensteuer in ganz Europa erhob, dienten ihm nur dazu, Heere zu werben und Bandenführer zu bezahlen, welche Krieg in Italien führten, zu Gunsten der päbstlichen Neffen, welche mit aller Gewalt Fürstenthümer erobern wollten. Peter, Johann und Julian von Rovere waren des Pabstes Lieblinge. Peter wurde von ihm zum Cardinale von St. Sixti erhoben und mit kirchlichen Pfründen dermaßen überschüttet, daß er von deren Ertrage einen anstößigen Aufwand machen und unermeßliche Güter kaufen konnte. Er brachte von dem verjagten Herrn Thaddäus Manfredi die Stadt Imola an sich und schenkte sie seinem Bruder, dem Sohne des Pabstes, Hieronymus von Rovere. Johann von Rovere erhielt vom Pabste ansehnlichen Grundbesitz auf Kosten der Kirche und die Statthalterschaft Sinigaglia. Dann verschaffte er ihm die Tochter des Herzogs von Urbino und brachte dadurch dessen Land an die Familie Rovere. Julian von Rovere, später berüchtigt unter dem Namen Julius II., und einen andern seiner Neffen erhob der Pabst zu Cardinälen. Dem Leonhard von Rovere verlieh der Pabst die Statthalterschaft von Rom, welche nach dessen Tode auf Hieronymus überging. Fürwahr, Sixtus sorgte mehr als väterlich für seine Neffen! Um so unväterlicher behandelte er die seiner Obhut anvertraute Christenheit.

Den Antheil, welchen Sixtus IV. an der Verschwörung der Pazzi zu Florenz nahm, haben wir schon oben*) bei der Geschichte von Toscana geschildert. Der Grund des päbstlichen Hasses gegen Florenz lag nur darin, daß diese Stadt seinen Nepoten nicht freundlich gesinnt war, was bei deren Lasterhaftigkeit und Herrschsucht für Menschen von einigem Unabhängigkeitsgefühl unmöglich war. Ganz Italien mit alleiniger Ausnahme des Königreichs Neapel nahm Partei gegen den Pabst und für die Florentiner. Kaiser Friedrich III. von Deutschland, die Könige Matthias von Ungarn und Ludwig XI. von Frankreich verwendeten sich umsonst zu deren Gunsten. Sixtus griff zum Schwerte, nachdem sein Bannfluch nicht die gewünschte Wirkung hervorgebracht hatte. Die Gelder, welche die Türkensteuer eingebracht hatte, dienten ihm trefflich in seinem Kriege gegen Florenz. Ganz Italien ward mit Blut getränkt. Die Genueser und die Schweizer ließen sich von dem tückischen Pabste täuschen und bekämpften dessen Feinde. Der päbstliche Feldherr, Johann von Sanseverin, verübte im Dienste des „heiligen Vaters" die empörendsten Grausamkeiten. Endlich gelang es dem Lorenzo Medici, den König von Neapel vom Pabste zu trennen (1480). Doch Sixtus IV. ließ nicht nach. Er hoffte, wenigstens Ferrara für seinen Sohn Hieronymus erobern zu können. Während die Türken Italien bedrohten und Rhodus belagerten, hielt der Pabst durch seine Kriegszüge die Venetianer und andere Völker Italien's ab, den Türken entgegenzutreten, und was das empörendste ist, der Pabst führte seine Kriege, welche den Türken die größten Vortheile brachten, indem sie deren Feinde schwächten, mit demselben Gelde, das die Christen zum Kampfe gegen die Türken beigesteuert hatten! Als die Türken (1480) in Apulien landeten und die Stadt Otranto einnahmen, ließ sich Sixtus endlich herab, den Florentinern, gegen welche er eine Verschwörung angezettelt hatte, die dem Julian Medici das Leben kostete, Verzeihung zu gewähren. Doch gab er seine Pläne gegen Ferrara nicht auf. Es entstand daraus ein neuer blutiger Krieg. In dem Heere des Pabstes dienten sogar fünfhundert Türken, und die Venetianer, die einzigen Italiener, welche im Stande waren, dem siegreichen Halbmonde mit Macht entgegenzutreten, mußten alle ihre Streitkräfte gegen Sixtus IV. und dessen Verbündete aufbieten. Die Bannflüche der Päbste schlugen die Söhne der Lagunenstadt nicht hoch an. Sie setzten ihren Kampf gegen den frechen Oberpfaffen unbeirrt fort,

*) Siehe oben § 41, S. 256 f.

bestraften die Priester, welche keinen s. g. Gottesdienst hielten, erlaubten den Geistlichen nicht, Briefe vom Pabste zu empfangen und setzten Sixtus IV. ihren Patriarchen entgegen, der ihn sogar vor ein Concilium lud. Sixtus starb (1484), bevor er seinem Sohne ein Herzogthum hatte erobern können.

Durch mannigfaltige schmutzige Zusagen, welche er den Cardinälen machte, schwang sich Innocenz VIII. auf den päbstlichen Thron. Er war schamlos genug, hinterher sich von seinen Versprechungen unumwunden loszusagen, vielleicht weil er seine Wahl nicht den bestochenen Cardinälen, sondern dem heiligen Geiste zuschrieb! Er war mit einer zahlreichen Familie gesegnet. Sieben Kinder, Söhne und Töchter wollten von ihm versorgt sein. Er machte aus seiner Vaterschaft kein Geheimniß, vielmehr erkannte er seine Kinder förmlich an. Er war übrigens nicht so kriegslustig, als sein Vorgänger, vielmehr schwach, ohne Thatkraft und Ausdauer, und war daher nicht im Stande, den zügellosen Leidenschaften der Nepoten Sixtus' IV. und anderer Machthaber Schranken zu ziehen. Der Cardinal Julian ließ den Hieronymus von Rovere in dessen Hause zu Forli niederstechen. In der Hoffnung, Sendla und Forli wieder an sich zu bringen, billigte Innocenz diese freche Mordthat, statt sie zu bestrafen, erreichte aber seinen Zweck so wenig, als Lorenzo von Medici, welcher gleichfalls lüstern auf den Besitz dieser Städte war. Um seinen Sohn Franceschino Cibo auf den Thron von Neapel zu heben, fing Innocenz VIII. Streitigkeiten mit dem Könige Ferdinand an, welche ihn zwar nicht zu dem gewünschten Ziele führten, allein eine der Ursachen des Eroberungszuges Karl's VIII. wurden, welcher über Italien namenloses Elend verbreitete. Nicht minder unheilschwanger, als seine Feindschaften, waren für Italien die Freundschaften des Pabstes. Durch die Verbindung, welche Innocenz VIII. mit den Mediceern schloß, befestigte er das Joch derselben auf dem Nacken der Florentiner. Um seinem Sohne Franceschino Cibo die Tochter Lorenzo's von Medici zur Gattin zu verschaffen, erhob er dessen Sohn, den vierzehnjährigen Johann von Medici, zum Cardinale. Er gab dadurch der ganzen Christenheit ein großes Aergerniß, brachte den Knaben in die Laufbahn, auf welcher dieser sich später zum päbstlichen Stuhle hinaufschwang und durch welche er in den Stand kam, die Herrschaft seiner Familie über Florenz dauernd zu begründen.

Unter der Herrschaft des Pabstes Calixtus III. hatte sich dessen Neffe Roderich Borgia unermeßliche Reichthümer gesammelt und war zum Cardinale erhoben worden. Nach dem Tode Innocenz VIII. (1492) fiel es ihm daher nicht schwer, durch Bestechung der Cardinäle Sforza, Riario und Cibo die päbstliche Würde zu erlangen, ungeachtet er damals schon als der lasterhafteste und schlechteste aller Cardinäle bekannt war. Er lebte seit längerer Zeit mit der Gattin eines Römers, der durch Schönheit und Schamlosigkeit gleich ausgezeichneten Vannozia im Ehebruche. Von seinen zahlreichen Kindern haben sich Cäsar, Johann und Lucretia durch die Unrühmlichkeit ihres Lebenswandels, durch Treubruch, Mord und Vergiftung am meisten hervorgethan. Vater und Sohn waren Nebenbuhler in der Gunst ihrer Tochter und Schwester Lucretia! Johann, welchem Alexander das Herzogthum Gandia in Spanien verschaffte, fiel als Opfer des Hasses seines Bruders Cäsar, welcher ihn erdolchen und seinen Leichnam in die Tiber werfen ließ. Alexander trachtete nur darauf, seine Sprößlinge zu bereichern und auf der Ruhmleiter irdischer Größe so hoch, als möglich empor zu heben. Mit offenen Händen vertheilte er unter sie die Güter der Kirche. Die Cardinäle aber, welche er bestochen hatte, ihn zu erwählen, und denen er einen Theil des versprochenen Sündensoldes noch schuldig war, ließ er vergiften und glaubte dadurch zugleich seine Schuld zu tilgen und die unbequemen Mitwisser seiner Erhebungsgeschichte zu beseitigen. Er trat in die Fußtapfen seines Vorgängers Innocenz

VIII. ein, indem er Karl VIII. von Frankreich einlud, die Ansprüche des Hauses Anjou von Neapel mit dem Schwerte in der Hand geltend zu machen. Nach Ferdinand's Tode (1494) ließ er sich allerdings durch dessen Nachfolger Alphons II. umstimmen. Allein es war zu spät. Karl VIII. hatte seine Vorbereitungen getroffen und rückte in Italien ein. In der Geschichte dieses Landes *) haben wir schon mitgetheilt, wie sich der Pabst mit dem Könige der Franzosen verständigte. Hier müssen wir aber als Beitrag zur Charakterschilderung Alexander's VI. die Auslieferung und Vergiftung des unglücklichen türkischen Prinzen Dschem erwähnen. **) Der Eroberungszug Karl's VIII. ging vorüber, allein das Lasterleben Alexander's VI. und seiner zahlreichen Kinder und Kebsweiber dauerte fort. Es erreichte einen solchen Höhepunkt, daß ganz Italien von den anstößigen Einzelnheiten desselben wiederhallte. Vanoiza war alt geworden. Alexander entschädigte sich im Umgang mit der Julia Farnese, mit welcher er im offenen Ehebruche lebte. Julia und Alexander boten allen Gefühlen der Schaam und des Anstandes Hohn, indem sie bei feierlichen Gelegenheiten, gleich als wären sie Mann und Frau, neben einander hergingen. Sie gebar dem Pabste (1497) einen Sohn, welchen Alexander gleich seinen übrigen Kindern als den seinigen anerkannte. Während sich Alexander im Kothe der unnatürlichsten und empörendsten Ausschweifungen wälzte, an welchen Lucretia Theil nahm, überließ er dieser seiner Tochter und Buhlerin die Regierung der Kirche und seinem Sohne Cäsar die Eroberung der Romagna und der Marken. Die Mordthaten, Vergiftungen und Beraubungen, welche der vorgebliche Stellvertreter Gottes auf Erden, sein Sohn Cäsar und seine Tochter Lucretia (eine saubere Dreieinigkeit!) mit einander vollziehen ließen, zählt der päbstliche Ceremonienmeister Burchardus in seinem Tagebuche nicht minder getreu auf, als die Lustbarkeiten, welchen sie sich hingaben. Als der alternde Pabst unfähig wurde, sich selbst dem Laster so oft, als er wünschte, zu ergeben, ließ er in Gegenwart seiner Tochter und Geliebten die schmutzigsten Bilder der Wollust aufführen. Die Heiden Griechenland's sahen den Wettkämpfen der Wagenlenker zu, der römische Pabst ließ in seinem Palaste von fünfzig Buhlerinnen und den Dienern seines Hauses andere Wettkämpfe aufführen, die sich zu den olympischen Spielen verhielten, wie Alexander VI. und die Päbste überhaupt zu den Griechen der Vorzeit. Einen solchen meineidigen Ehebrecher, Wüstling und Blutschänder verehren die Katholiken unserer Tage noch als „heiligen Vater!" Savanarola donnerte wider ihn in Florenz, erlag aber im Kampfe, weil er es nicht vermochte, sich auf einen höhern Standpunkt, als denjenigen des Mönchthums hinanzuschwingen. †)

Alexander's liebster Wunsch war, seinem Sohne Cäsar, den er anfangs zum Cardinal erhoben, dann aber aus dem geistlichen Stande entlassen und welchem er dann das Herzogthum Valentinois in Frankreich erwirkt hatte, ein Königreich in Mittel-Italien zu verschaffen. Nachdem sich Cäsar durch schändlichen Verrath in den Besitz von Sinigaglia gesetzt und seine mächtigsten Gegner ermordet hatte, berief Alexander den Cardinal Orsini zu sich in den Palast, und ließ ihn und bald darauf den Erzbischof von Florenz, Rinaldo Orsini und den Protonotarius Orsini, ermorden. Die Borgia's glaubten, nach Vernichtung dieses mächtigen Hauses am Ziele ihrer Wünsche zu stehen. Kurz darauf starb Alexander (1503) an dem Gifte, das er und sein Sohn Cäsar dem Cardinale Hadrian di Corneto gemischt hatten, und der Glücksstern der Borgia zerrann gleich demjenigen zahlreicher anderer Familien, welche durch Päbste emporgehoben worden waren.

*) Siehe oben § 46, siehe auch § 86.

**) Siehe oben § 80 ff.

†) Siehe oben § 41, S. 259 f.

Pius III., Alexander's Nachfolger, starb schon nach wenigen Wochen. Er hatte gleich nach seiner Wahl erklärt, eine allgemeine Kirchenversammlung berufen und das ganze Kirchenwesen wirklich verbessern zu wollen. Alle Päbste, welche derartige Erklärungen abgaben, starben eines plötzlichen Todes. Julius II., welcher an Pius III. Stelle trat, war schon als Cardinal Julian von Rovere übel berüchtigt, und mehr mit dem Kriege, als mit dem Gottesdienste beschäftigt. Er hatte alle Laster der italienischen Bandenführer damaliger Zeit. Er war ein Trunkenbold, ein eroberungssüchtiger und grausamer Herrscher und durchaus unfähig, seinen maaßlosen Zorn zu bemeistern. Auch ein schöner Nachfolger Christi! Er hatte seinen Beruf augenscheinlich verfehlt, als ihn sein Oheim zum Geistlichen machte. Er hätte als Soldat eine ganz gute Rolle spielen können. Zum Pabste eignete er sich um so weniger. Für kirchliche Angelegenheiten hatte Julius keinen Sinn und keine Neigung. Dagegen fehlte es ihm nicht an persönlichem Muthe. Seine Lust war, über rauchende Trümmer und blutige Leichen in eine eroberte Stadt einzuziehen. Den Antheil, welchen Julius an den Kriegen Italiens nahm, haben wir in der Hauptsache schon oben*) geschildert. Es bleibt uns nur weniges zur Charakteristik dieses anmaaßlichen Stellvertreters Gottes auf Erden nachzuholen.

Julius II. war die Seele der nichtswürdigen Ligue von Cambray, von welcher er sich indeß zurückzog, nachdem er seine Zwecke erreicht hatte, und sich der s. g. heiligen Ligue (1511), die er zur Vertreibung der Franzosen aus Italien abschloß, zuwandte. In dem Kriege, welcher sich aus diesen Bündnissen entspann, rückte Julius II. (1510) im Panzerhemde, und das Schwert in der Faust, inmitten türkischer Söldner, welche ihm die Venetianer überlassen hatten, über die Trümmer der Mauern in die Stadt Mirandola ein. Fürwahr, wäre er ein Pascha gewesen, er hätte einen Ehrenmantel verdient. Da er aber Pabst war, nahm die ganze Christenheit, die sich ein weniger kriegerisches Bild vom Statthalter Gottes auf Erden machte, daran großen Anstoß. Für die Kirche blieb ihm bei seinen vielen Eroberungs-Entwürfen nur wenig Zeit übrig. Er sammelte zwar mit Anstrengung Türkensteuer, Annaten und was er sonst aus den gläubigen Christen unter irgend einem Vorwande erpressen konnte, allein die Beschwerden derselben blieben unerhört. Die Deutschen stellten wieder mancherlei Verbesserungsanträge, welche Kaiser Maximilian anfangs unterstützte, allein sie führten zu keinem Ziele. Der König von Frankreich, Ludwig XII., berief sogar eine Kirchenversammlung gegen Julius nach Pisa (1511), durch welche sich der Pabst aber um so weniger schrecken ließ, als er wohl wußte, daß Ludwig XII. unter dem Pantoffel seiner Frau und diese unter dem Einflusse des römischen Aberglaubens stand. Dem Concilium des Königs von Frankreich, welches von Pisa nach Mailand und von da nach Lyon fliehen mußte, setzte der Pabst ein anderes im Lateran entgegen. Beide konnten auf den Namen allgemeiner Kirchenversammlungen keinen Anspruch machen, da der überwiegend größte Theil der Christenheit auf denselben nicht vertreten war. Allein das von Julius II. berufene hatte vor dem französischen voraus, daß dessen Beschlüsse durch den Pabst vollzogen wurden, während die Beschlüsse der Pisaner, Mailänder und Lyoner Pfaffen nur in Frankreich beachtet wurden. Der Tod machte dem wilden Soldatenleben des Pabstes Julius II. (1513) ein Ende.

Sein Nachfolger, Leo X., (früher Johann von Medici) hatte eben so wenig Beruf zum geistlichen Stand, als Julius II. Er war zwar nicht kriegerisch, wie dieser, aber eben so weltlich gesinnt. Auch dem Mediceer diente die päbstliche Würde nur als Mittel zu seinen persönlichen Bestrebungen. Was Julius II. durch Krieg und Gewaltthat, suchte

*) Siehe oben § 46, S. 292 f.

Leo X. durch Schlauheit und Unterhandlungen zu gewinnen. Sein eifrigstes Bestreben galt der Befestigung und Erweiterung des Hauses der Mediceer. Er war nicht damit zufrieden, daß seine Familie Toscana beherrschte, auch Parma und Piacenza sollten ihr gehorchen. Beide Städte preßte er dem schwer bedrängten Herzoge von Mailand ab. Reggio und Comachio entriß er dem Herzoge von Ferrara und Modena kaufte er um 40,000 Ducaten von Kaiser Maximilian. Zu allen diesen Unternehmungen, sowie zu seinen kostbaren Bauwerken brauchte Leo X. viel Geld, welches die gläubigen Christen einzahlen sollten. Leo X. gehört übrigens mehr dem folgenden, als diesem Zeitabschnitte an, indem er bis 1522 auf dem päbstlichen Throne saß. Seine unsinnige Verschwendung und freche Gelderpressung führte endlich zu einem Aufstande, den er und seine Nachfolger nicht erdrücken konnten, welcher der Weltherrschaft der Päbste ein Ende machte, und sie darauf beschränkte, Oberpfaffen des weniger sittlichen und weniger entschlossenen Theiles der Christenheit zu sein. Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts war eine Folge der Verderbtheit der Pfaffen des fünfzehnten. Wenn wir die Päbste dieses Abschnittes mit den gleichzeitigen Kaisern und Königen vergleichen, so zeigt es sich deutlich, daß die geistlichen Fürsten lasterhafter waren, als die weltlichen, und es läßt sich die größere Verdorbenheit derselben ganz bestimmt auf die unnatürlichen Einrichtungen der römischen Kirche zurückführen. Weil die Päbste sich nicht verheirathen durften, erzeugten sie ihre Kinder in Unzucht, Ehebruch und Blutschande; und weil diese keine Ansprüche auf die Erbschaft ihres Vaters machen konnten, sorgten die Päbste mit krankhaftem Eifer bei ihren Lebzeiten für deren Bereicherung. Die schiefen Verhältnisse, in welche die Päbste mit ihren Kebsweibern, Kindern und deren Angehörigen geriethen, verdrehten ihre ganze Stellung von Grund aus, und die Leidenschaften, welche sie in dem Kreise ihrer Familien hegten, verpesteten ihre ganze amtliche Thätigkeit. Die Versorgung der Nepoten bildete den Hauptzweck des Strebens sämmtlicher Päbste, welchem die kirchliche und weltliche Gewalt des römischen Stuhles dienstbar gemacht wurde. Die weltlichen Fürsten suchten gleichfalls ihre ehelichen und unehelichen Kinder gut unterzubringen, allein da die Bestimmungen des Erbrechts ihnen dabei zu Hülfe kamen, erreichten sie ihr Ziel viel leichter und mit viel geringeren Gewaltthaten. Die weltlichen Fürsten waren ausschweifend, gleich den Päbsten, allein da sie auf keine besondere Heiligkeit Anspruch machten, gab ihre Sittenlosigkeit keinen so großen Anstoß und wirkte ihr Beispiel nicht so verderblich, als dasjenige der Päbste. Die Kaiser und Könige des vierzehnten Jahrhunderts führten viele ungerechte Kriege, allein diese standen doch gewöhnlich in einiger Verbindung, wenn nicht mit dem Wohle ihrer Völker, doch mit den Grenzen ihres Landes. Die Päbste führten aber ihre Kriege fast immer nur zum Besten ihrer Nepoten, an die sie wiederholt die Güter und die Provinzen des Kirchenstaates abtraten. Einem Pabste (Sixtus IV.) war es vorbehalten, die ihm zum Kriege gegen einen gemeinsamen Feind (die Türken) anvertrauten Gelder auf den Krieg gegen die Feinde dieses Feindes und folgeweise zu dessen Vortheil zu verwenden. Unzucht und Ehebruch waren im Schooße der Familien der Könige und Kaiser dieser Periode häufig. Doch Blutschande wirft die Geschichte nur dem Pabste Alexander VI. und dessen Kindern vor. Könige und Kaiser drückten ihre Völker schwer, doch weit furchtbarer lastete auf der gesammten Christenheit das Joch des Pabstthums. Die weltlichen Fürsten waren oft grausam gegen ihre Feinde, allein niemals in so teuflischer Weise, als die Päbste gegen die ihrigen, namentlich die s. g. Ketzer. Dolch und Gift wurden nicht selten an den Höfen der Könige angewendet, doch nicht so häufig, als zu Rom von den Päbsten. Mancher Fürst schwang sich über Leichen auf einen Thron, der ihm nicht gebührte, allein die meisten folgten ihren Vorgängern im gewöhnlichen Erbgange nach. Der Weg

zum Pabstthum war immer durch die furchtbarsten Verbrechen gegen die Menschheit bezeichnet. Nicht selten traten aber Bestechungen und Ränke hinzu, durch welche die Stimmen der Cardinäle gewonnen wurden.

Die weltlichen Fürsten pflanzten ihre Leidenschaften durch ihre Kinder fort. Viel verderblicher aber war die Verewigung der Laster der Päbste durch die Ernennung von Cardinälen, welche nur zu häufig die Früchte ihrer Ausschweifungen oder lasterhafte und gewaltthätige Lieblinge waren. So wurden durch Calixtus III. Alexander VI., durch Sixtus IV. Julius II. emporgehoben.

Daß die Völker des Mittelalters solche Scheusale als Herrscher duldeten, beweist ihren knechtischen Sinn. Allein sie verehrten diese Auswürfe der Menschheit als Vertreter Gottes auf Erden und thun es noch theilweise bis zum heutigen Tage! Die katholischen Völker Europa's werden dazu gezwungen durch ihre Fürsten, welche mit dem Oberpfaffen zu Rom in freundlichen Beziehungen stehen. Doch auch in dem freien Amerika hat der römische Aberglauben Wurzeln geschlagen! Freie Bürger der neuen Welt, welchen kein Despot befiehlt, in die Kirche zu gehen, haben sich unbedenklich unter das römische Joch begeben. Sie haben in Europa nur ihre weltlichen Tyrannen zurückgelassen. Die geistlichen haben sie in ihrem Herzen mit über den Ocean genommen. Es giebt geborene Dummköpfe und Knechte. Die ersteren werden nie verständig, die letzteren nie frei. Leider sind beide sehr zahlreich im Osten und im Westen des atlantischen Meeres!

Für Europa, dessen ganze Vorzeit mit dem Pabstthume auf's innigste verwoben ist, hat dasselbe eine gewisse geschichtliche Bedeutung. Mit dem besten Willen können die Völker der alten Welt alle die Fesseln, in welche sie im Laufe von anderthalb Jahrtausenden geschlagen, alle die Einrichtungen, welche ihnen von den römischen Oberpfaffen aufgedrungen wurden, nicht ohne blutige Revolution abschütteln. Die s. g. freien Amerikaner nehmen aber alle die Lehrsätze, gegen welche die Europäer wenigstens gekämpft und alle die Verdummungsanstalten, die sie in glücklichen Augenblicken zerstört haben, wie z. B. die Klöster, ungezwungen auf. Sie beweisen dadurch, daß sie im neunzehnten Jahrhundert, trotz ihrer republikanischen Staatsform auf keiner höheren Stufe der geistigen Bildung stehen, als die Völker des Mittelalters. In Europa hätten die Päbste später nicht mehr ihre Schreckensherrschaft gründen können. Allein da sie gegründet war, konnte sie nur theilweise gebrochen werden. Im Bewußtsein aller denkenden Köpfe und aller strebenden Geister der alten Welt ist sie aber längst untergegangen.

§ 87. Das Mönchswesen.

Die Mönche hatten, im Laufe eines Jahrtausends, so große Reichthümer gesammelt und eine so unumschränkte Gewalt über die Gemüther der verstandlosen Masse gewonnen, daß sie, gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, glaubten, sich Alles und Jedes erlauben zu dürfen. Sie boten dem gesunden Menschenverstande, dem richtigen Gefühle, den Sitten der Völker und den weltlichen Gewalten den frechsten Hohn. Sie lehnten sich gegen alle kirchliche Zucht und am Ende gar gegen die Päbste selbst auf.

Schon im vorigen Buche*) haben wir der spiritualistischen Franziskaner, der s. g. Fratricelli, Bizochi und Beguarden erwähnt. Die Streitigkeiten, welche diese Fanatiker im Schooße des Mönchthums, während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, hervorriefen, wurden immer ernstlicher. Im Jahre 1294 erhielten einige italienische

*) Siehe Buch V., § 84, S. 267.

Franziskaner der spiritualistischen Partei von Cölestin V. die Erlaubniß, einen besondern Orden zu bilden, in welchem sie nach der strengen Regel ihres Stifters Franziskus leben könnten. Cölestin, welcher selbst einen ähnlichen Orden (die Eremiten von St Damien), gegründet und sein ganzes Leben als Einsiedler zugebracht hatte, gab diesen Narren überdieß einen der ärgsten Selbstpeiniger, Liberatus, zu ihrem Vorsteher. Allein Bonifacius VIII. machte dem neuen Orden, welcher, den Namen der „Cölestinischen Eremiten von St. Franziskus" angenommen hatte, ein schnelles Ende. Ungeachtet der anmaßlichen Unfehlbarkeit der Päbste hob Bonifacius VIII. sämmtliche Verfügungen seines Vorgängers auf, und unter diesen auch den von ihm genehmigten neuen Mönchsorden. Dadurch erhielt derjenige Theil der Franziskaner, welcher mehr aus Schurken, als aus Narren bestand, erwünschte Gelegenheit, über die s. g. Spiritualisten herzufallen. Diese unglücklichen Selbstpeiniger flüchteten sich nach Achaja, von da auf eine kleine Insel, konnten jedoch nirgends dem Hasse ihrer Brüder von der weltlichen Richtung entgehen. Vergeblich wüthete Bonifacius VIII. gegen die in Italien zurückgebliebenen s. g. spiritualistischen Franziskaner. Sie errichteten zuerst im Königreiche Neapel, dann im Mailändischen und in der Mark Ancona Gesellschaften ihres Ordens, und wurden durch Verfolgungen ihrer Feinde gedrängt, sich über alle Länder Europa's zu verbreiten. Wo sie hinkamen, da regten sie die Massen, von welchen sie verehrt wurden, gegen den Pabst und seine Herrschaft auf. Der Kampf dauerte zwei Jahrhunderte lang, bis zur Reformation.

Wie die spiritualistischen Franziskaner, so wurden auch die Fratricelli, Bizochi und Beguarden von Bonifacius VIII. verdammt und von den Inquisitoren auf's blutigste verfolgt. Die Fratricelli sagten sich von der Gemeinschaft der Franziskaner los, wählten einen eigenen Vorsteher und bildeten unter demselben einen besondern Orden, während die spiritualistischen Franziskaner, wenn auch unter mannigfaltigen Kämpfen, sich noch als Glieder des Franziskanerordens betrachteten. Die Fratricelli erkannten Bonifacius VIII. und die späteren Päbste, welche ihnen feindlich entgegentraten, nicht an. Sie betrachteten sich als die wahren Nachfolger des s. g. heiligen Franziskus, und hatten, gleich dem alten Franziskanerorden, in ihrem Gefolge Leute, welche die dritte Regel des Franziskus beobachteten, und demzufolge Tertiarier genannt wurden. Diese wurden in Italien Bizochi oder Bocasoti, in Frankreich Beguinen und in Deutschland Beguarden oder Begharden genannt. Die Fratricelli waren wirkliche Mönche, die Begharden wurden dagegen als Laien betrachtet, obgleich sie mancherlei mönchische Gewohnheiten hatten und namentlich ihre Kleidung auf's äußerste vernachlässigten. Es ist traurig, wenn die Menschen großen Werth auf Kleiderpracht, Juwelen, Goldstickerei und Seide legen, wenn sie glauben, einen höhern Anspruch auf Achtung durch ihre kostbaren Gewänder zu erhalten, allein nicht minder verkehrt ist es, auf Lumpen stolz zu sein und auf Schmutz. Die Reinlichkeit ist eine gute, die Unreinlichkeit eine schlechte Eigenschaft, gerade so wie die Sparsamkeit eine Tugend und die Verschwendung eine Untugend ist. Der Mensch soll sich so kleiden, daß sein Körper gegen die Ungunst der Witterung Schutz finde. Die Päbste und Cardinäle, welche sich in die kostbarsten Stoffe hüllten, wichen in der einen, die Fratricelli, welche ihre nicht gereinigten Körper mit Lumpen bedeckten, in der anderen Richtung vom Wege der Natur und der Vernunft ab. Die Päbste und Cardinäle entzogen durch die Kleiderpracht, deren Kosten die Völker tragen mußten, Tausenden armer Leute die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, die in Lumpen gehüllten Fratricelli verletzten die guten Sitten, indem sie dem Schmutze huldigten, und die Pflicht der Selbsterhaltung, indem sie durch ihre mangelhafte Bekleidung ihre Körper manchen Gefahren bloßstellten. Es ist eine ewige Wahrheit, daß die Extreme sich berühren. Wir finden sie nirgends in treffenderen Bildern veranschaulicht, als in der

katholischen Kirche. Der Pabst mit seiner dreifachen, von Juwelen und Edelsteinen strotzenden Krone ist ein sprechendes Gegenstück zu dem durch Lumpen und Schmutz verunstalteten Mönche. Gewöhnlich schlug unter der Kutte doch kein so tückisches Herz, als unter der dreifachen Krone.

Der Gegensatz zu den selbstpeinigenden Franziskanern fand sich schon im Mönchsstande unter denjenigen Orden, welche, wie die Benedictiner und Augustiner, im Laufe der Jahrhunderte, unermeßliche Reichthümer gesammelt hatten. Die trotz ihres Gelübdes der Armuth reichen Mönche waren übrigens doch nicht so schlimm, als die Bettelmönche. Die Klagen über die immer frecher werdendeu Ausschweifungen der Mönche wurden von Jahr zu Jahr lauter. Die meisten Päbste wagten, im Bewußtsein ihrer eigenen Lasterhaftigkeit, keinen Versuch, ihre treuesten Diener auf den Pfad der Sittlichkeit zurückzuführen. Die wenigen obersten Kirchenfürsten, welchen die Ausartung der Mönche wirkliche Sorge bereitete, und welche derselben gern ein Ziel gesetzt hätten, besaßen dazu nicht die Macht. Die Bettelmönche, namentlich die Dominikaner und Franziskaner hatten eine so große Gewalt an sich gerissen, daß sie auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten mehr Einfluß besaßen, als die Päbste selbst. Mitglieder ihrer Orden herrschten nicht blos zu Rom und Avignon, sondern auch an den Höfen aller christlichen Könige und Fürsten. Die verdummten Massen verehrten diese schaamlosen Bettler gleich Göttern in menschlicher Gestalt. Tausende glaubten, nur dadurch ihr ewiges Seelenheil retten zu können, daß sie sich in ihrer Sterbestunde in die Kutte eines Bettelmönches einschlagen ließen, oder verordneten, daß ihre Leiche in den Lumpen eines dieser Gauner beerdigt würde. Die Bettelmönche wurden durch die ihnen gezollte Verehrung immer frecher und übermüthiger. Sie unterwühlten den künstlichen Bau der kirchlichen Herrschaft, indem sie sich zwischen die Gemeinden und ihre Pfarrer, zwischen die Sprengel und deren Bischöfe eindrängten. Ihre Arbeiten auf dem Gebiete der pfarramtlichen Wirksamkeit brachte sie in viele Streitigkeiten mit der ordentlichen Geistlichkeit. Ihre Vorträge und Schriften im Gebiete der Gelehrsamkeit verflochten sie in Zänkereien mit den Universitätslehrern. Da und dort boten die Bettelmönche allem gesunden Menschenverstande, jedwedem bessern Gefühle und jeder wissenschaftlich erkannten Wahrheit so frechen Hohn, daß alle denkenden Menschen nicht umhin konnten, ihnen entgegen zu treten. In England brach die Universität Oxford eine Lanze mit den Dominikanern, und der Erzbischof Richard von Armagh griff sämmtliche Bettelorden von der Kanzel herab und in seinen Schriften an. Er brachte seine Beschwerden (1356) persönlich vor Innocenz VI., ohne jedoch etwas Erhebliches auszurichten. In Frankreich war die Universität Paris die mächtigste Feindin der Bettelmönche. Johann von Polliac wies aus dem Kirchenrechte nach, daß die Päbste nicht die Macht besäßen, ihnen das Recht zu verleihen, Ablaß zu geben, daß folgeweise der von den Bettelmönchen ertheilte Ablaß wirkungslos sei, die Gläubigen also, um ihres Seelenheils gewiß zu sein, bei ihren ordentlichen Pfarrern von neuem beichten und Ablaß erwirken müßten. Alle diese Angriffe, welche von der Grundlage des päbstlichen Verdummungssystems ausgingen, schadeten den Mönchen wenig, weil früher oder später ihnen gewöhnlich die Päbste zu Hülfe kamen. Johann XXII. verurtheilte die Ansichten Johann's von Polliac (1321). Allein je frecher die Mönche im Bewußtsein ihrer Macht alle edleren Menschen ihrer Zeit zum Kampfe herausforderten, desto klarer mußte die Thatsache hervortreten, daß das Unwesen der Mönche von der päbstlichen Herrschaft nicht getrennt und nur zugleich mit dieser zu Fall gebracht werden könne.

Der kräftigste Angriff, welcher im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts auf das

Mönchswesen gemacht wurde, ging von Johannes Wickliff*) aus. Doch die Mönche sind keiner Besserung fähig. Jede Rüge, welche ihnen zu Theil ward, trieb sie nur, mit verdoppelter Anstrengung ihr Capital, d. h. die Dummheit der Völker auszubeuten und ihre Gegner mit erhöhter Wuth anzugreifen. Die Franziskaner gingen in ihrer Frechheit so weit, öffentlich zu lehren, daß Franziskus von Assisi ein zweiter Christus und diesem in allen Beziehungen ähnlich gewesen, und daß ihr Orden das wahre Evangelium Jesu sei. Diese Sätze führte der Franziskaner Albizi in dem Buche der Uebereinstimmungen, welches 1383 erschien, weitläufig und in allen Einzelnheiten aus. Die Päbste unterstützten die Franziskaner in diesen Bestrebungen und bestätigten namentlich, daß Franziskus bei seinem Tode die fünf Wunden Christi an sich getragen habe Die verdummten Massen bedachten nicht, daß der Heuchler von Assisi, gleich tausend andern, sich diese Male selbst beigebracht habe, um sich den Schein größerer Heiligkeit zu geben.

Dieselbe Frechheit, welche die Franziskaner den Laien gegenüber an den Tag legten, bekundeten sie auch in ihren inneren Angelegenheiten. Die Spaltungen im Schooße des Ordens wurden trotz aller Blutgerichte und Versöhnungsversuche, welche mit einander abwechselten, immer heftiger. Die Fratricelli und die s. g. spiritualistischen Franziskaner behaupteten, daß die von Franziskus ertheilten Vorschriften gleiche Kraft mit dem Evangelium Christi hätten, daher von dem Pabste nicht abgeändert werden könnten. Johann XXII., entrüstet über diesen Angriff auf die päbstliche Allmacht, ließ sie auf's blutigste verfolgen. Der Streit drehte sich übrigens in der Hauptsache nur um die Frage: ob die Franziskaner lange, weite und gute, oder kurze, knappe und schlechte Kleidung tragen, und ob sie Vorrathshäuser und Kornkammern anlegen dürften, falls sie vom Bettel allein nicht bestehen könnten? Die Verfolgungen, welche Johann XXII. über die s. g. spiritualistischen Franziskaner verhängte, machten diese so wüthend, daß sie öffentlich lehrten, er habe sich des päbstlichen Thrones unwürdig gemacht, und sei der eigentliche Antichrist. Die Dominikaner, welche die Inquisition in ihrem Besitze hatten, benutzten mit Freuden diese Gelegenheit, ihren Grimm an den Franziskanern auszulassen und richteten in Frankreich, Spanien, Deutschland und Italien so viele derselben hin, als sie ergreifen konnten. Gegen Fanatiker, wie die Franziskaner waren, blieben auch die Schaffote nutzlos. Sie fielen stets von einer Abgeschmacktheit in die andere, und beharrten auf ihrem Unsinne bis in den Tod. Im Jahre 1321 lehrte ein Beguine oder Mönch des dritten Ordens des Franziskus: daß weder Christus, noch die Apostel jemals etwas eigenthümlich besessen hätten, weder gemeinschaftlich, noch persönlich. Darüber entstand neuer blutiger Streit. Tausende wurden wegen dieser Abgeschmacktheiten auf den Holzstößen der Dominikaner verbrannt! Das nannte man im Mittelalter Religion, die Lehre Christi, Gottes Offenbarung! In dem Streite, welcher bald darauf zwischen dem Kaiser Ludwig von Deutschland und den Päbsten ausbrach, rächten sich die Minoriten an ihren Bedrückern, indem sie sich auf die Seite des Kaisers stellten und aller Orten auf's heftigste gegen die Päbste predigten. Als aber nach Ludwig's Tode Karl IV. König von Deutschland wurde, mußten sie schwer dafür büßen. Denn dieser erbärmliche Pfaffenknecht gab die Vertheidiger seines Vorgängers der Rache der Päbste Preis, ließ deren Güter einziehen und gab es zu, daß die spiritualistischen Franziskaner mit deren Anhängern, den Begharden oder Beguinen, innerhalb des deutschen Reiches fast vollständig ausgerottet wurden. Dennoch gaben die Anhänger der Spiritualisten nicht nach, bis sie endlich (1368) zu einem besonderen Orden erhoben wurden, welcher unter dem Namen der Brüder der Beobachtung neben den Con-

*) Siehe unten § 90.

ventualen-Brüdern bestand. Doch die Fratricelli und Begharden verharrten in ihrer Absonderung von beiden Zweigen des Ordens und führten zu mannigfaltigen Unruhen in der Mark Ancona und an vielen anderen Orten, woselbst sie sich fortwährend erhielten. Die Päbste Nicolaus V. und Paul II. verfolgten sie auf's grausamste, ohne sie ausrotten zu können. Sie flohen vor ihren Feinden nach Böhmen, England und Irland und behaupteten sich daselbst bis zur Zeit der Reformation.

Nahe verwandt mit den Begharden waren die Lollharden, welche im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts aufkamen. Die ordentliche Geistlichkeit bekümmerte sich dazumal wenig um Sterbende und um die Beerdigung der Leichen. Das Volk, welches glaubte, ohne geistliche Hülfe weder ruhig sterben, noch nach dem Tode seelig werden zu können, ergriff daher mit Freuden die Hülfe, welche ihnen eine Gesellschaft bot, die sich Alexische Brüder und Schwestern nannte. Diese besuchten die Kranken, beteten mit den Sterbenden und beerdigten die Leichen der Armen und Verlassenen. Von Antwerpen verbreitete sich diese Gesellschaft schnell über Flandern und Deutschland. Die Obrigkeiten und das Volk waren dieser Brüder- und Schwesterschaft dankbar für ihre Dienste, die ordentliche Geistlichkeit, deren Pflicht-Versäumnisse sie zu Tage brachte, grollte ihr. Die Pfaffen nannten sie Lollharden, weil sie laut (hart) Gebete lullten. Sie wurden von den Mönchen und der ordentlichen Geistlichkeit bitter verfolgt und als Ketzer verschrieen, daher bald alle diejenigen Lollharden genannt wurden, welche im Geruche standen, nicht streng kirchlich gesinnt zu sein, so z. B. die Anhänger Wickliff's.

Während diejenigen Gesellschaften, welche uneigennützig menschenfreundliche Bestrebungen hegten, auf's bitterste verfolgt wurden, arteten die Mönche und Nonnen mehr und mehr aus. Die reichen, namentlich die Benedictiner und Augustiner, setzten sich über alle Regeln hinweg, verwendeten ihre unermeßlichen Einkünfte auf die Befriedigung ihrer Lüste und gaben durch ihre Ausschweifungen dem dummen, aber auf Sittenreinheit und Einfachheit des Lebens haltenden Volke großen Anstoß. Umsonst bemühten sich einige wohlmeinende Schwärmer, dem schädlichen Treiben der Mönche zu steuern. Die Natur war stärker, als das Gelübde, und die Gewohnheit eines zwischen Trägheit und Sinnlichkeit getheilten Daseins mächtiger, als der Eifer der Fanatiker. Noch verderblicher, als die reichen, wirkten die bettelnden Mönche, namentlich die Dominikaner und Franziskaner. Ihr Uebermuth, ihre Verfolgungswuth und ihre Herrschbegierde bereiteten ganzen Nationen die schwersten Leiden. Die meisten Mönche waren im finstersten Aberglauben befangen und beförderten denselben, so gut sie konnten, allein ohne sich viel Mühe zu geben, weil sie zu träge waren, selbst die Dummheit des Volkes, von welcher sie lebten, mit Eifer zu pflegen. Die Bettelmönche dagegen wurden durch ihre Armuth abgehalten, sich zu mästen. Sie wütheten gegen Andersglaubende, namentlich gegen die s. g. Ketzer, welche suchten, den römischen Aberglauben abzuschütteln, und trachteten darnach, Seelen zu gewinnen, d. h. den Unsinn, dem sie fröhnten, auszubeuten. Die abgeschmackten Glaubenssätze ihrer Kirche waren die Lieblingsgegenstände, über die sie sprachen, stritten und zankten; die dem Heidenthume der Vorzeit entliehenen Ceremonien der katholischen Kirche, die Steckenpferde, auf denen sie ritten, und die Schreckensherrschaft der römischen Päbste, die Gewalt, für die sie schwärmten. Wohin sie kamen, streuten sie den Saamen der Unruhe und des Unfriedens aus. Mit besonderer Vorliebe erörterten sie die unfruchtbaren Fragen einer Weltordnung, welche der Mensch nicht kennt, oder die dornenreichen Gewissensangelegenheiten, welche sie auf die oberflächlichste und gewissenloseste Weise beleuchteten. Wenn das arme und ungelehrte Volk am meisten von den reichen, so hatte der wohlhabendere und gebildetere Theil der Nationen am meisten von den Bettelmönchen zu leiden. Auf den Universitäten setzten

sie sich feindlich jedem Fortschritt entgegen und verschrieen jede Ansicht als Ketzerei, welche den hergebrachten religiösen Redensarten nicht zu entsprechen schien. Wiederholte Klagen, welche bis zum Pabste nach Rom gebracht wurden, fanden keine Abhülfe. Denn die meisten Päbste begünstigten die Bettelmönche, und selbst diejenigen, welche denselben nicht wohl wollten, wagten es nicht, ihnen feindlich entgegenzutreten, weil sie eine zu große Macht besaßen.

Die reichen Mönche untergruben den Wohlstand der Völker, von deren Gut und Schweiß sie schwelgten. Die Bettelmönche lebten zwar auch auf Kosten der arbeitenden Klassen, allein der Schaden, welchen sie auf dem Gebiete des Familienlebens, in den Gemeinden, auf Universitäten und selbst an den Höfen der Kaiser und Könige durch ihren Fanatismus anrichteten, war größer, als derjenige, welchen ihre reicheren Brüder stifteten. Die Dominikaner und Franziskaner waren die gefährlichsten Feinde jeder edleren Bildung und jedweder Regung der Freiheit. Die Ausschweifungen der reichen Benedictiner und Augustiner, und ihrer Schwestern, der Benedictinerinnen und Augustinerinnen, wirkten im höchsten Grade entsittlichend auf die Völker. Die Dominikaner und Franziskaner waren nicht sittlicher, aber weit geschickter in den Künsten der Verstellung und der Heuchelei, und waren deßhalb noch verderblicher, als ihre reicheren und trägeren Brüder in Benedict und Augustin. Die Päbste, welche selbst der ganzen Welt das Beispiel schrankenloser Ausschweifungen gaben, konnten und wollten ihnen keine Schranken ziehen. Die Keime des Verderbnisses, welche in der Natur des Mönchswesens liegen, hatten sich im Laufe von zwölf Jahrhunderten so riesengroß entfaltet, daß die Frage entstand, ob die Menschheit durch dessen dichte Verzweigungen erstickt werden, oder sich durch muthigen Kampf befreien werde? Der Kampf begann im sechzehnten Jahrhundert. Allein er ist heute noch nicht beendigt. In der alten Welt, unter dem Joche der Kaiser, Könige, Fürsten, Großen und Herren ermannten sich die Völker gegen das Mönchswesen und brachten ihm eine Wunde bei, an der es doch noch wird sterben müssen. Allein in der neuen Welt treibt der Auswurf der Alten frische Wurzeln. Unter den Fittigen einer mißverstandenen Freiheit gedeiht das Laster, die Unnatur und der Unsinn ganz eben so gut, als unter dem Schutze des Despotismus. Auf Freiheit können nur ihre Freunde, nicht ihre Feinde Anspruch machen. Frei sollen nur diejenigen Bestrebungen sein, welche den Wohlstand und die Bildung der Völker fördern, nicht aber die Leidenschaften, welche sie untergraben. Das Kloster mit seinen Mauern, seinen Kellern und Marterzellen paßte trefflich zu den Burgen und Verließen mittelalterlicher Völker, allein es wirft einen trüben Schatten auf die Lichtregionen des freien Amerika's.

§ 88. Lehrbegriff und Kirchendienst.

Die große Verdummungsanstalt, welche sich römisch-katholische Kirche nannte, hatte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ihre Vollendung erreicht. Die schlauesten Pfaffen des Ostens und des Westens hatten aus den Irrlehren der Chinesen, Buddhisten, Feueranbeter, der griechischen und römischen Heiden, mit gänzlicher Uebergehung der von Christus gelehrten Wahrheiten, einen Lehrbegriff zusammengesetzt und einen sogenannten Gottesdienst eingerichtet, welche an Abgeschmacktheit Alles übertrafen, was der menschliche Geist früher in seinen trübseligsten Verirrungen ausgebrütet hatte. Gewiß konnte die Religion Zoroaster's, Buddha's und der Egypter, die Götterlehre der alten Griechen und Römer so wenig, als der jüngere Islam vor dem Richterstuhle der Vernunft bestehen, allein keine dieser Religionen machte auf philosophische Begründung Anspruch, keine stützte sich auf

eine so fest gegliederte Geistlichkeit, als die sogenannte römisch-katholische Kirche. Nachdem der Gipfelpunkt des Unsinns erreicht war, konnte der den Völkern aufgedrungene Aberglauben nur durch die blutigste Schreckensherrschaft aufrecht erhalten werden. Veränderungen, im Lehrbegriffe wie im Kirchendienste, wurden auf's heftigste bekämpft. Mehr und mehr versteinerte sich der alte Kirchenglaube, und nur um der unersättlichen Habgier und Herrschsucht der Päbste ein neues Feld zu eröffnen, wurden demselben einige Zusätze beigefügt. Ein solcher war namentlich das von Bonifacius VIII. erfundene, hundertjährige Jubiläum. Dieser lasterhafte Pabst verfügte nämlich (1299), daß alle diejenigen, welche im hundertsten oder Jubiläumsjahre ihre Sünden bekennen und mit Gefühlen der Zerknirschung und Reue die Kirchen von St. Peter und Paul besuchen würden, vollständige Vergebung ihrer Sünden erhalten sollten. Um dieses neue Verdummungsmittel einigermaßen zu begründen, ließ sich der freche Bonifaz von seinem niederträchtigen Neffen, dem Cardinale von St. Georg, einen Bericht abstatten, welcher die abgeschmackteste Mischung von Fabeln, Lügen und Dummheiten enthielt, auf deren Grund das Jubiläum eingeführt wurde. Daß die von Stein und Mörtel zusammengefügten Kirchen von St. Peter und St. Paul ganz eben so wenig, als Stein und Mörtel vor ihrer Zusammenfügung die Kraft besaßen, Sünden zu vergeben, versteht sich von selbst. Allein die verdummten Massen des Jahres 1300, welche Brodteig anbeteten und eine Mutter als Jungfrau verehrten ließen sich zu der Last des Unsinns, die sie trugen, leicht noch etwas mehr aufbinden. Die Spekulation gelang vollkommen. Niemand dachte daran, daß das christliche Jubiläum blos eine Nachahmung der jedes Jahrhundert wiederkehrenden Spiele des heidnischen Rom's war. Was aber bei den alten Heiden ein heiteres und freudiges Fest gewesen war, wurde unter dem Einflusse der Päbste zu einem Feste der Zerknirschung und der Reue für die Laien, für die Pfaffen aber zu einer reichen Ernte von Gaben, welche die für ihr Seelenheil besorgten Dummköpfe den priesterlichen Gaunern darbrachten. Die unersättliche Habgier der Päbste konnte nicht ein Jahrhundert auf die Wiederkehr dieses ergiebigen Festes warten. Sie ließen es daher zuerst alle fünfzig, dann alle fünfundzwanzig Jahre feiern und statteten es, um die Neugier und den Wunderglauben des Volkes noch mehr zu kitzeln, mit vielen neuen Ceremonien und Erfindungen aus.

Alle Kenner der Kirchengeschichte sind darüber einig, daß die Religion, welche in den Schulen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts gelehrt und dem Volke eingetrichtert wurde, nicht die geringste Spur der Lehre Christi an sich trug. Der Drang der besseren Menschen nach einem reinern Glauben wurde daher immer mächtiger und konnte trotz allen Blutgerichten der Inquisition nicht mehr erdrückt werden. Tausende, welche in Deutschland, Italien und Frankreich die reine Lehre Christi nicht bekennen durften, wanderten aus und versteckten sich in Böhmen und den benachbarten Ländern, in welchen die päbstlichen Ketzermeister weniger wachsam waren, oder weniger vermochten.

Nicolaus Lyranus war der erste Gelehrte des vierzehnten Jahrhunderts, welcher durch seine Erläuterungen der Bibel wieder richtigere Begriffe von deren Inhalt und Bedeutung verbreitete. Alle Schriftsteller, welche vor ihm die Bibel erläutert hatten, bemühten sich nur, durch geschraubte Deutungen und Wendungen den hergebrachten Unsinn zu rechtfertigen. Die Bibel war gleich den Werken des Aristoteles nur eine Magd im Dienste des Pfaffenthums geworden. Als die Bibel wieder mit mehr Eifer gelesen wurde, bildeten sich bald zwei Parteien, welche sich feindlich bekämpften: die biblischen und die philosophischen Gottesgelehrten. Sie verfolgten sich gegenseitig bitter und ließen einander, je nach Zeit und Umständen, verdammen und verbrennen. Im Schooße beider Parteien fanden gleichfalls mannigfaltige Streitigkeiten statt. Denn im Mittelalter war keine Lebensthätigkeit

ohne Zank und kein Zank ohne Mord und Todtschlag möglich. Unter den s. g. philosophischen oder scholastischen Theologen zerfleischten sich namentlich die Scotisten und Thomisten mit zügelloser Wuth. Der Stifter der Schule der Scotisten war ein englischer Franziskaner, Namens Johann Duns Scotus, welcher das Orakel der Dominikaner, den Thomas Aquinas, mit großer Bitterkeit angriff. Die Franziskaner schaarten sich um Scotus, die Dominikaner um Thomas Aquinas. Sie stritten mit großem Aufwande von Spitzfindigkeit über die Natur der göttlichen Einwirkung auf den menschlichen Willen, das zum Seelenheile erforderliche Maß der göttlichen Gnade, die Einheit der Form im Menschen und andere dunkelen Gegenstände, welche für die menschliche Vernunft nicht zugänglich sind, und über welche daher die Unvernunft trefflich streiten kann. Den höchsten Ruf erwarb sich Scotus durch seine Begründung der unbefleckten Geburt der s. g. Jungfrau Maria, welche er den Dominikanern gegenüber vertheidigte. Die Scotisten blieben Sieger in diesem Kampfe. Die Dominikaner verloren im Laufe desselben (1389) ihre Lehrerstellen an der Universität Paris, welche sie erst 1404 wieder erlangen konnten. Wieder eine andere Richtung verfolgten die Mystiker, welche glaubten, durch Ertödtung der Vernunft sich der Gottheit annähern zu können und deren Bild schauen zu lernen. Allerdings näherte man sich der unsinnigen Gottheit, welche im Mittelalter verehrt wurde, nur durch Ertödtung der Vernunft an. Allein die Mystiker tödteten nicht sowohl die Vernunft, als sie die Sinne kitzelten und dadurch auf alle vorherrschend sinnlichen Naturen mächtig einwirkten. Wie die Religion, so wurde auch das Gebiet der Moral nur ausgebeutet zum Vortheile der Pfaffen. Statt die edleren Gefühle der Menschen anzuregen und zu stärken, die wilden Leidenschaften dagegen unter die Herrschaft der Vernunft zu bringen, waren die s. g. Moralisten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nur darauf bedacht, das Gewissen durch Scheingründe zu beruhigen, oder mit anderen Worten, jedwede Schandthat auf dem Gebiete der Moral in ähnlicher Weise zu rechtfertigen, als es auf dem Gebiete der Religion seit langer Zeit geschah.

Zu den vielen abgeschmackten Feierlichkeiten, womit die Pfaffen die christliche Religion verunstaltet, hatte der Pabst Innocenz V. das Fest zu Ehren der Lanze, der Nägel und der Dornenkrone hinzugefügt und dadurch die verdummten Massen bestimmt, diese Marterwerkzeuge zu verehren. Benedict XII. ging im vierzehnten Jahrhundert noch weiter. Er ordnete ein Fest zu Ehren der Wundenmale Christi an, welche nach der Fabel der Franziskaner der Stifter ihres Ordens an sich trug, wodurch dieselbe bestätigt wurde und in den Volksglauben überging. Johann XXII. führte unter mancherlei anderen Abgeschmacktheiten die Worte, womit der Erzengel Gabriel nach der Fabel die s. g. Jungfrau Maria begrüßt haben soll, in das Gebet der Gläubigen ein.

Die Vernunft des Mittelalters war zu schwach, um solchen Zumuthungen einen kräftigen Damm entgegensetzen zu können. Sie wurde gänzlich verwirrt durch das systematische Bestreben der Päbste, die gläubigen Christen zu verdummen und konnte bis zum heutigen Tage nicht wieder genesen.

Alle Schriftsteller von Werth stimmen darin überein, daß im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts die christliche Religion Alles verloren hatte, was ihr in den Augen rechtschaffener und vernünftiger Menschen irgend einen Werth verleihen konnte. Was dazumal Gottesdienst genannt wurde, war nichts weiter, als eine Masse sinnloser, größtentheils den Heiden entlehnter Ceremonien und eine Mischung der abgeschmacktesten Lehren, welche alle nichts anderes bezweckten, als die Gläubigen so dumm als möglich zu machen, damit sie ohne Widerstreben das ihnen von habgierigen und herrschsüchtigen Pfaffen auferlegte Joch trügen und die von ihnen verlangten Steuern zahlten. Die Mönche und Weltgeistlichen,

deren Aufgabe es war, die Völker zu belehren, benutzten ihre Stellung nur dazu, sich zu bereichern, oder auf Kosten der Sittlichkeit ihren Lüsten zu fröhnen. Die Kanzelreden, welche uns aus dem fünfzehnten Jahrhundert aufbewahrt wurden, zeugen von der Rohheit, Gemeinheit und Unwissenheit der Prediger nicht minder, als von deren Sinnlichkeit, Verfolgungssucht und Anmaßung. Die Pfaffen haben nur einen Maßstab der Religiosität und dieser ist Unterwürfigkeit unter ihre Befeble. Je unbedingter der Mensch dem Pabste und dessen Dienern gehorchte, je bereitwilliger er alle von ihnen verlangten Strafgelder bezahlte, desto mehr wurde seine Gottesfurcht und Frömmigkeit gerühmt. Wer kein Geld hatte, die für jede Sünde angesetzte Strafe zu bezahlen, oder es lieber anders verwendete, wurde von den Pfaffen wenig beachtet; wer es aber wagte, Unwillen über ihre Zumuthungen blicken zu lassen, war stets in Gefahr, als Ketzer verbrannt zu werden.

Die griechische Kirche trug zwar nicht das Joch des Pabstthums, allein nachdem Constantinopel unter die türkische Herrschaft gefallen war, konnte sie sich dem Einflusse der Sultane nicht entziehen. Die Patriarchen von Constantinopel waren nicht minder Unterthanen und Knechte der türkischen Despoten, als alle übrigen Griechen, welche unter seinem Szepter lebten und konnten als solche unmöglich im Geiste des Christenthums, im Sinne allgemeiner Gleichheit und Brüderlichkeit wirken. Die griechische Religion löste sich auf in eine Masse von Ceremonien, welchen die Gelehrten die tiefste Bedeutung zuschrieben, über welche sie mit vielen Scheingründen stritten, die aber in der That nur Nachahmung von heidnischen Gebräuchen waren, und sinnlos von den Massen geübt wurden. Im Schooße der lateinischen Kirche erhielt sich, trotz der päbstlichen Schreckensherrschaft dennoch immer ein Geistesfunken, welcher ab und zu von hochbegabten Männern angefacht wurde. Die griechische Kirche siechte hin, wie früher das griechische Reich Jahrhunderte hindurch ein elendes Dasein der Erniedrigung geführt hatte.

Die lateinische Kirche war, gleich der griechischen, mit Ceremonien, Festen, Kirchen und Capellen überladen. Die einsichtigeren Katholiken erkannten dieses selbst sehr wohl. Allein jeder Pabst wünschte, sich durch irgend eine derartige Aeußerlichkeit zu verewigen, da er innerliche Verbesserungen weder einführen wollte, noch konnte. So ordnete Calixtus III. zur Feier des Abzugs der Türken von Belgrad (1456) ein Fest zu Ehren der Verklärung Christi an. Sixtus IV. bewilligte (1476) allen denjenigen, welche das Jahresfest zu Ehren der unbefleckten Empfängniß der s. g. Jungfrau Maria feiern würden, Ablaß. Auf diese Weise wurde der Glaubenssatz von der unbefleckten Empfängniß, diese Ausgeburt mittelalterlicher Verrücktheit, zuerst von einem Pabste öffentlich anerkannt und mit dem Unsinne des Ablasses in Verbindung gebracht. Die s. g. Jungfrau Maria trat überhaupt in der katholischen Kirche in den Vordergrund, die männlichen Götter des katholischen Christenthums wurden mehr und mehr von ihr verdrängt. Die Erfindungen des Mittelalters wurden, nach der Ansicht der verdummten Massen, durch die Zeit geheiligt. Die Katholiken unserer Tage glauben, was die Pfaffen des Mittelalters ausgesonnen haben und weisen jeden Angriff auf die Lehren der Vorzeit mit Entrüstung zurück, weil sie dem Glauben ihrer Väter treu bleiben wollen. So pflanzt sich die Unvernunft von Jahrhundert zu Jahrhundert fort. Der Sohn glaubt, weil der Vater glaubte und steht in dieser Beziehung auf gleicher Stufe mit dem Mohammedaner, Buddhisten und Feueranbeter, welcher gleichfalls aus keinem andern Grunde glaubt. Nur derjenige, welcher sich die Mühe giebt, seinen Glauben zu prüfen, steht über der Masse der gläubigen Dummköpfe.

§ 89. Glaubensstreitigkeiten und Verfolgungen.

Die meisten Geschichtschreiber gehen zu Werke, wie eine alte Jungfrau, welche ich kannte, die abwechselungsweise zu allen Personen sagte: jetzt haben Sie wieder Recht, und jetzt haben Sie wieder Recht. Andere kehren die Redensart um, und sagen zu allen Parteien mit gleicher Geistlosigkeit: jetzt haben Sie wieder Unrecht und jetzt haben Sie wieder Unrecht. Durch diese gleichmäßige Vertheilung von Lob und Tadel, glauben sie sich den Rücken zu decken, und sich, wenn nicht die Gunst aller Parteien zu erwerben, so doch deren Mißgunst abzulenken. Ich gehöre weder im gesellschaftlichen Leben, noch in meinen schriftstellerischen Bestrebungen zu dieser Classe schwacher Weiber oder weibischer Männer. Ich werde nicht suchen, die Gunst der Römlinge durch Herabsetzung der Reformfreunde zu erwerben. Die Finsterlinge mögen mir ihre ganze Mißgunst widmen. Aus Rücksicht für sie werde ich keine Wahrheit unterdrücken oder ihr auch nur eine minder entschiedene Gestalt geben.

Die bodenlose Schlechtigkeit der katholischen Kirche bekundete sich durch nichts mehr, als durch die blutigen Verfolgungen, welche sie über alle diejenigen verhängte, die sich nicht als willenlose Werkzeuge von ihr gebrauchen, oder geduldig von ihr ausbeuten und knechten ließen. Die von den Päbsten gegründete Inquisition war die Behörde, welche die Opfer blinder Glaubenswuth abschlachtete. Jahr ein Jahr aus hauchten Tausende von Waldensern, Cathariſten, Begharden, Lollharden und andere, welche die Pfaffen für Feinde der römischen Kirche verschrieen, ihr Leben auf den Holzstößen der Inquisition in allen Theilen des christlichen Europa's aus. Mit besonderem Hasse wurden namentlich die Begharden verfolgt. Diese Gesellschaft war sehr zahlreich am Rheine. Ihr trat zuerst (1306) der Erzbischof Heinrich I. von Cöln entgegen. Seinem Beispiele folgten die Kirchenfürsten von Mainz, Trier, Worms und Straßburg. Johann Duns Scotus sprach gegen sie zu Cöln (1308). Im Jahre 1310 erlitt zu Paris Margaretha Poretta, eine der hervorragenden Größen unter den Beguinen, den Feuertod. Der Pabst Clemens V. eiferte gegen sie (1311). Der Grund der Verfolgungen, womit die Begharden heimgesucht wurden, ist augenscheinlich kein anderer, als daß sie dem hergebrachten Fetischdienste, welcher damals Christenthum genannt wurde, keine Achtung zollten. Natürlich gossen die Pfaffen über diese, wie über ihre anderen Feinde, alle erdenklichen Verläumdungen aus. Da dieselben jedoch alles Beweises entbehren, können wir sie hier füglich übergehen. Im Jahre 1330 wüthete der Pabst Johann XXII. gegen sie. Die Mönche, welche lüstern auf die Güter der Begharden und Beguinen waren, und welche in ihnen gefährliche Nebenbuhler erkannten, fielen, gleich hungrigen Wölfen über sie her. Manche suchten sich dadurch zu retten, daß sie die dritte Regel der Franziskaner, oder Augustiner annahmen, andere wußten sich zu verstellen. Sie konnten bis zu den Zeiten der Reformation nicht ausgerottet werden. Indem sie sich dieser anschlossen, bewiesen sie deutlich, 1) daß die gegen sie gerichteten entehrenden Beschuldigungen ungegründet waren, 2) daß sie sich in ihren Lehren den Protestanten des sechzehnten Jahrhunderts annäherten, 3) und aus diesem Grunde hauptsächlich so grausam verfolgt wurden.

Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts wurde der Glauben an die von den Pfaffen gepredigten Lehren und die Achtung vor der hohen und niederen Geistlichkeit mehr und mehr erschüttert. Allein das durch tausendjährigen Druck und tausendjährigen Aberglauben knechtisch und dumm gewordene Volk verstand es nicht, durch eigene Kraft den Weg zur Freiheit und zur Wahrheit zu finden. Wenn es von dem hergebrachten kirchlichen Glauben abwich, gerieth es nicht selten auf andere Abwege. Es tauchten zwei Arten von Fanatikern

auf, welche vermeinten, eine bessere Heilsmethode gefunden zu haben, als die Priester: Die Geißler und die Tänzer. Die ersteren, welche sich kurz vor 1350 zuerst wieder zeigten, kamen mit den Geißlern des dreizehnten Jahrhunderts darin überein, daß sie sich, gleich diesen, selbst geißelten. Sie wichen aber darin von ihnen ab, „daß sie die Geißelung für eben so wirksam hielten, als die Taufe und die übrigen Sacramente; daß sie glaubten, durch Geißelung Sündenvergebung auch ohne die Verdienste Jesu Christi erlangen zu können; und daß sie behaupteten, das alte Gesetz Christi werde bald abgeschafft und durch ein neues ersetzt werden, welches die Bluttaufe der Geißelung vorschreibe." Diese Verirrungen standen denjenigen der Franziskaner-Mönche sehr nahe, nur mit dem Unterschiede, daß diese sich in ihren Zellen geißelten, während die armen Geißler es öffentlich thaten. Statt den unglücklichen Opfern des herrschenden Aberglaubens mit Milde entgegenzutreten, verfluchte sie der Pabst Clemens VII. und die Inquisitoren ergriffen und verbrannten sie, wo sie konnten.

Eine lustigere Secte waren die Tänzer, welche 1373 zuerst in Aachen auftauchten und sich von da über Lüttich, Hennegau und Flandern verbreiteten. Sie fingen an zu tanzen Hand in Hand mit einem andern Geistesverwandten, bis ihnen der Athem ausging und sie halbtodt vor Erschöpfung zur Erde niederfielen. Sie bildeten sich ein, daß sie während dieser Bewegung wunderbare Gesichte hätten. Jedenfalls gelangten sie schneller, als die Nabelseeligen in den von ihnen ersehnten Zustand der Seeligkeit, hätten daher einen gleichen Anspruch auf Rechtgläubigkeit machen können. Allein sei es, daß in Flandern die griechische Rechtgläubigkeit nicht in hoher Achtung stand, oder das Tanzen für weniger gottseelig galt, als das Beschauen des Nabels, die Geistlichen von Lüttich behandelten die Tänzer als besessen, und zogen mit Rauchfässern und unter Choralgesängen gegen sie aus. Die Teufel sollen durch die Beschwörungen der Lütticher Pfaffen vollständig in die Flucht geschlagen und die Besessenen geheilt worden sein. So berichten wenigstens dieselben Geistlichen, welche die Flucht der Teufel wahrgenommen haben wollen. Die Abgeschmacktheit dieser Erfindung verhinderte nicht, daß sie Glauben fand. Bis auf unsere Tage werden die Teufel noch beschworen, wie damals zu Lüttich. Nichts ist so dumm, daß Menschen es nicht geglaubt, und nichts so falsch, daß die Pfaffen es nicht erfunden hätten. Jedenfalls war es besser, die Tänzer einzuräuchern, als sie zu verbrennen, ihnen Beschwörungsformeln entgegen zu setzen, als sie zum Tode zu verurtheilen.

Von allen Glaubensstreitigkeiten und Verfolgungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts waren diejenigen die bedeutungsvollsten, welche Dulcino, Wickliff und Huß veranlaßten. Indem diese kühnen Männer gegen den von den Pfaffen gelehrten Unsinn und die päbstliche Schreckensherrschaft eiferten, bildeten sie die ersten Keime der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts. *) Die Streitigkeiten, welche im Schooße der katholischen Kirche stattfanden, waren von der erbärmlichsten Sorte, ganz dieser ihrer Mutter würdig. Die Scholastiker zankten unter einander über die abgeschmacktesten Fragen, auf welche ein verbranntes Gehirn verfallen kann, und geriethen in mannigfaltige Streitigkeiten mit den Mistikern, welchen das leere Zungengedresche zuwider war, allein an dessen Statt nicht klare Ansichten und freien Muth, sondern dunkele Gefühle und blinde Unterwerfung unter die herrschenden Zustände setzen wollten. Des Kampfes, welchen Savonarola gegen den Pabst Alexander VI. führte, und in welchem er sein Leben verlor, haben wir schon früher **) erwähnt.

*) Siehe § 90.

**) Siehe § 41, S. 260 f. § 86.

Eine der heftigsten Zänkereien, welche vom vierzehnten Jahrhundert bis weit in das fünfzehnte hinüberreichte, betraf die Verehrung des Blutes Christi. Sie begann (1351) durch Jakob von Marchia fortgesetzt. Dieser Franziskaner behauptete öffentlich, daß das Blut, welches Christus am Kreuze vergoß, nicht der göttlichen Natur angehöre, und kein Gegenstand göttlicher und unmittelbarer Verehrung sei. Die Dominikaner spieen Feuer und Flammen gegen diese Lehre. Die Franziskaner standen auf Seiten Jakob's von Marchia. Beide Orden ließen sich so tief auf diesen abgeschmackten Streit ein, daß der Pabst Pius II. nicht wagte, gegen den einen oder den andern zu entscheiden, und sich damit begnügte, beiden Theilen Stillschweigen zu gebieten und zu erklären, „beide Ansichten könnten gehegt werden, bis der Stellvertreter Christi auf Erden Zeit und Gelegenheit gefunden hätte, die Frage zu untersuchen und zu entscheiden, auf welcher Seite die Wahrheit sei.

Dieser Streit über das Blut Christi ist nur einer von vielen ähnlichen, mit welchen sich die Pfaffen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts befaßten und durch welche sie bewiesen, daß sie dem Wege der Vernunft und der Lehre Christi den Rücken kehrten.

Eine andere Verirrung des menschlichen Geistes, welche mit dem Unsinn des Mönchthum's auf's innigste zusammenhing, that sich unter den Adamiten kund, welche auch Begharden, Picarden, Schwestrionen und in Frankreich Turelupins genannt wurden. Sie glaubten die höchste Vollkommenheit bestehe in der Abtödtung des Geschlechtstriebes. Wer ohne Regungen desselben nackt mit nackten Personen des andern Geschlechts umgeben konnte, den hielten sie für besonders rein. Nackt feierten sie das Abendmahl und andere kirchliche Ceremonien. Natürlich artete die angebliche Reinheit bald in die größte Sittenlosigkeit aus. Die Adamiten schlossen sich den Hussiten an, wurden übrigens von Ziska, welcher sie gleich den Mönchen behandelte, fast gänzlich aufgerieben. Um einen übelen Schein auf die Hussiten zu werfen, nannten die Römlinge alle Hussiten Adamiten und Picarden. Mehrere andere Secten, welche im fünfzehnten Jahrhunderte auftauchten, wie z. B. die weißen Brüder, die Männer des Verständnisses und eine neue Art von Geißlern wurden sämmtlich durch zahlreiche Hinrichtungen erstickt, obgleich sie alle durchaus harmlos, wenn auch nicht frei von mannigfaltigen Abgeschmacktheiten waren.

Während die Pfaffen der s. g. rechtgläubigen Kirche und die Fanatiker, welche aus ihrem Schooße geboren waren, sich mit derartigen Abgeschmacktheiten befaßten, trieb ein besseres Gefühl dennoch Tausende nach einer reineren Gotteserkenntniß. Ungeachtet aller Grausamkeit, mit welcher die Päbste und deren Henker Andersglaubende verfolgten, konnten sie nicht alle Keime bessern Strebens ausrotten. In Bosnien und den Nachbarländern pflanzten die Paulicianer,*) welche auch Manichäer und Catharer genannt wurden, ihre Lehren fort und hielten unter dem Schutze ihrer Fürsten öffentliche Versammlungen ab. Zwar ließ sich der König Stephan Thomascus von Bosnien durch den römischen Cardinal Johann Carvajalus zur päbstlichen Kirche überziehen und bereden, die Paulicianer aus seinem Gebiete zu vertreiben; allein nachdem der Cardinal abgereist war, kehrte der König zu dem Glauben seiner Väter zurück und die Paulicianer lebten nach wie vor in Bosnien, Servien und den benachbarten Ländern ungefährdet und unbelästigt in den Ansichten, welche ihre Väter seit Jahrhunderten gehegt hatten. Die Waldenser litten zwar furchtbar unter der Verfolgungswuth der Pfaffen, allein auch sie konnten nicht vollständig ausgerottet werden. In Pommern, Brandenburg, Thüringen und in der Umgegend von Magdeburg zählten sie viele Anhänger und Freunde, von denen jedoch ein bedeutender Theil durch die Inquisitoren den Flammen übergeben wurde. So übten die Pfaffen das Christenthum.

*) Siehe Buch IV., § 28, S. 74, § 44, S. 138 f. Buch V., § 3, S. 14, § 85, S. 271 f.

Ueber den Glauben werden vernünftige Menschen niemals streiten, und wegen desselben Niemanden verfolgen. Wer sich nicht belehren lassen will, kann durch Streit nicht überzeugt werden. Nur die Handlungen der Menschen können vor einen irdischen Richterstuhl gezogen werden. Die Gedanken sind zollfrei — nach den Gesetzen vernünftiger Freiheit. Allein die Gesetze des Pabstthums waren der Vernunft und der Freiheit gleich feindlich. In Deutschland insbesondere galten in Glaubensangelegenheiten noch immer die grausamen Gesetze, welche Kaiser Friedrich II. gegen die Ketzer erlassen hatte,*) Tausende fanden durch dieselben ihren Tod in den Flammen. In Frankreich und Italien übten die Glaubensrichter nicht minder heftige Verfolgungen. Am empörendsten trat aber die Inquisition in Spanien auf, Millionen wurden dort durch die verruchten Dominikaner aus dem Lande getrieben, in die Gefängnisse geworfen, des Vermögens und der Gesundheit beraubt; Hunderttausende dem Tode, sei es auf Schaffoten, sei es auf der Folterbank und im feuchten Kerker Preis gegeben. Das sollte Christenthum sein! Rechtgläubiges, ächtes Christenthum!!

Doch alle Mordthaten, welche die Mönche unter päbstlicher Genehmigung an unschuldigen Opfern ihrer Glaubenswuth verübten, konnten das Streben nach Wahrheit nicht unterdrücken, um so weniger, als im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts die Bibel, oder wenigstens einzelne Theile derselben in die meisten Landessprachen namentlich in das Deutsche, Italienische, Französische und Englische übersetzt wurde, und allen Kämpfern für Recht und Freiheit eine kräftige Waffe gegen das Pfaffenthum bot.

§ 90. Die ersten Keime der Reformation.

So sehr die Päbste auch strebten, das ursprüngliche Christenthum in Vergessenheit zu bringen, und an dessen Stelle ihre selbstgemachten oder adoptirten Erfindungen zu setzen, so konnten sie doch weder die vier Evangelien unterdrücken, noch die Herzen und den Verstand aller Menschen vollständig beseitigen, obgleich es ihnen gelang, der überwiegenden Mehrzahl der s. g. Christen die Bibel zu entreißen und ihre Begriffe und Gefühle zu verwirren und zu verkehren. Zu allen Zeiten**) und unter allen Völkern tauchte ab und zu wieder ein Mensch auf, welcher den übermüthigen römischen Oberpfaffen mit Kraft und Nachdruck entgegentrat. Unter die Zahl dieser unsterblichen Kämpfer für Wahrheit und Freiheit gehört Dulcino, der uneheliche Sohn eines durch die Päbste zum Cölibate gezwungenen Priesters, und Schüler Gerhards Segarelli, welcher in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts schon die reinen Lehren des Christenthums den Fabeln der Pfaffen und dem durch sie eingeführten Götzendienste entgegengesetzt hatte. Dulcino sprach nicht blos von der Rednerbühne herab, er schrieb auch Briefe, welche in zahlreichen Abschriften von Hand zu Hand gingen. Er bekämpfte zugleich das heuchlerische Pfaffenthum und den stolzen Adel seiner Zeit, drang auf Abschaffung des eiteln Kirchenpompes und auf Wiederherstellung der ursprünglichen Einfachheit des Christenthums, auf Beseitigung der maßlosen Ausschweifungen der weltlichen und geistlichen Großen und ermahnte zur Rückkehr zu der Gütergemeinschaft der ersten apostolischen Zeiten. Dulcino begnügte sich nicht damit, seine Ansichten auszusprechen, er verbreitete sie auch mit Heldenmuth und seltener Beharrlichkeit. Die Schreckensherrschaft der Päbste duldete keine, ihrem Systeme der Verdummung widersprechende Bestrebungen. Dessen ungeachtet fand Dulcino im östlichen Theile der

*) Siehe Buch V., § 87, S. 278.

**) Siehe Buch IV., § 44, S. 138 und Buch V., §§ 85 und 86, S. 270 ff.

Lombardei zahlreiche Anhänger, welche bereit waren, mit ihm für die Errichtung eines freien Staates auf den Trümmern der weltlichen und geistlichen Tyrannei Gut und Blut einzusetzen. Das vereinigte Pfaffenthum, Ritterthum und Geldbrotzenthum machte den begeisterten Freunden der Freiheit einen Krieg auf Tod und Leben. Aus den Ebenen der Lombardei verdrängt, zog sich Dulcino mit seinen Gesinnungsgenossen in die Gebirgsgegenden von Novara und Vercelli zurück, wo mehr als die Hälfte des Jahres hindurch das Eis und der Schnee ihnen natürliche Festungen bildete, im Sommer aber die tapferen Männer acht Jahre lang (1300—1308) die Engpässe gegen die überlegenen Streitkräfte der übermüthigen Pfaffen und deren Knechte vertheidigten. Dem kühnen Reformator stand seine entschlossene und schöne Gattin Margaretha und eine tapfere Schaar von mehr als sechstausend Männern zur Seite. Am Ende erlag das kleine Häuflein im Kampfe mit den jedes Jahr neu gegen sie anrückenden Heeresmassen der benachbarten Bischöfe. Dulcino und seine Freunde bedeckten sich aber mit unsterblichem Ruhme, indem sie in den finsteren Anfängen des vierzehnten Jahrhunderts schon darnach strebten, wonach alle hochherzigen Menschen des neunzehnten noch ringen, indem sie damals schon den Muth der That mit dem Worte der Wahrheit verbanden, während in unseren Tagen noch so Viele sich damit begnügen, für Freiheit und Wahrheit zu sprechen, ohne es zu wagen, ihre Ueberzeugung mit dem Schwerte in der Hand zu behaupten.

Dulcino und seine hochherzige Lebensgefährtin Margaretha, der italienische Reformator und seine ersten Anhänger mochten vernichtet werden. Doch die Bestrebungen, welche sie hegten, waren zu tief in den besseren Gefühlen der Menschen-Natur begründet, als daß sie erstickt werden konnten. Zwar vergingen Jahrzehnte, bevor ein zweiter Glaubensheld erstand, der dem kühnen Dulcino an die Seite gestellt werden konnte. Allein vor dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts tauchte ein anderer Lehrer auf, dessen Worte ganz Europa aus dem Schlummer rüttelten und dessen Wirken mit der großen Reformation des sechzehnten Jahrhunderts in weit unmittelbarerer Verbindung stand, als die Vorpostengefechte, welche in den Thälern von Novara und Vercelli geliefert worden waren.

Dem Italiener Dulcino folgte der Engländer Wickliff, diesem der Böhme Huß. Alle drei halfen den Boden bereiten, auf welchem der Deutsche Luther sein Panier später siegreich entfaltete. In dem Entwickelungsgang der Menschheit ist jede neu verkündete Wahrheit und jede hochherzige That ein Saamenkorn, welches Früchte trägt. Mögen auch Jahrzehnte, Jahrhunderte sogar vergehen, bevor der Funke zündet, den ein großer Mensch mit gewaltiger Hand aus dem Felsen herausschlug, er verglimmt nicht, bevor er zur Flamme geworden, welche die Feinde der Wahrheit verzehrt.

Johann Wickliff besaß nicht den ausdauernden Muth, die Todesverachtung und die Tapferkeit Dulcino's, allein er hatte mehr Gelehrsamkeit, wirkte auf einem größern Felde und unter weniger gefahrvollen äußeren Verhältnissen. Dulcino's Verzweiflungskampf wurde in den Gebirgsschluchten Piemont's erstickt. Die Worte Wickliff's hallten von den Ufern der englischen Themse bis zur böhmischen Elbe wieder. Dulcino war ein wenig bekannter, armer und durch seine Geburt schon zum Unglück verurtheilter Mann, als er sein Schwert gegen die herrschenden Despoten zog. Wickliff war ein angesehener Pfarrherr und Gelehrter, ein wohlhabender Bürger, als er seinen Kampf begann. Er beschränkte seinen Streit auf das Pabstthum und hütete sich wohl, das Königthum, Ritterthum und Geldbrotzenthum anzugreifen. Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf. In der Theorie mag die Wahrheit so weit gehen, als sie will, wer aber praktisch zu wirken entschlossen ist, muß sich beschränken. Die Päbste allein waren schon übermächtige Gegner. Eine

Erschütterung ihrer Macht nahm die ganze Kraft auch des stärksten Mannes seiner Zeit vollkommen in Anspruch. Wenige Jahre, nachdem Dulcino seinen Tod gefunden hatte, wurde Wicliff (1324) geboren. Auf der Universität Oxford sammelte er sich diejenigen Kenntnisse, ohne welche es nicht möglich ist, veraltetem Unrechte mit Kraft entgegen zu treten. Schon im Jahre 1356 bekämpfte er die elenden Menschen, welche durch Bestechung und auf Schleichwegen zu hohen Kirchenämtern gelangten, bald darauf (1360) vertheidigte er die Rechte der Universität Oxford mit Nachdruck gegen die Anmaßungen der Bettelmönche. Er erwarb sich dadurch großen Ruhm und die Stelle eines Vorstehers des Collegiums von Canterbury zu Oxford. Doch waren die Mönche stark genug, seine Absetzung zu bewirken, welche der Pabst bestätigte, als Wicliff Berufung an ihn einlegte. Glücklicherweise für die Entwickelung der Menschheit war König Eduard III. damals in einem Streite mit dem Pabste befangen. Nur während die Despoten sich gegenseitig bekämpfen, können die Völker freier athmen. Eduard verweigerte den Peterspfennig und brauchte daher Männer, welche sich nicht scheuten, den Päbsten entgegenzutreten. Wicliff vertheidigte die englische Nation und den König gegen die Anmaßungen des Pabstthums, namentlich gegen die Vergebung der englischen Kirchenämter durch die in Avignon lebenden Oberpfaffen. Der Herzog von Lancaster, Johann von Gaunt und der König selbst wurden ihm dadurch zum Danke verpflichtet. Wicliff wurde von Eduard nebst einigen anderen Gesandten nach Brügge geschickt (1374), um mit den Abgeordneten des Pabstes zu unterhandeln. Dort hatte er die beste Gelegenheit, die Verdorbenheit des päbstlichen Hofes mit eigenen Augen kennen zu lernen und sprach kurz darauf seine Gesinnungen in einer Schrift aus, welche er Trialogus benannte, und worin er die Wahrheit im Kampfe mit einem schlauen und einem arglistigen Pfaffen redend einführte. Der König, welcher mit dem Pabste noch nicht wieder Frieden gemacht hatte, war ganz damit zufrieden, daß dessen Anmaßungen bekämpft wurden und ertheilte dem Johann Wicliff ein Kanonikat an der Collegiatkirche zu Westbury und die Pfarrei zu Lutterworth in der Grafschaft Leicester. Doch je höher Wicliff in der Gunst des Königs und der königlichen Partei stieg, desto verhaßter wurde er dem Pabste und dessen Trabanten, den Mönchen. Diese klagten ihn (1377) an, dreiundzwanzig ketzerische Sätze in seinen Schriften aufgestellt zu haben. Der Pabst Gregor XI. veranlaßte eine Versammlung von Geistlichen, welche jedoch nicht wagte, gegen Wicliff einzuschreiten, da der Herzog von Lancaster ihn selbst in deren Mitte begleitete.

Wicliff hatte, gleich allen anderen Gegnern der päbstlichen Schreckensherrschaft, damit angefangen, einzelne Mißbräuche der katholischen Kirche zu rügen. Er hatte damals noch nicht erkannt, daß was er Mißbrauch nannte, zum Wesen des Pabstthums gehörte. Der Reichthum und die Ueppigkeit der Kirchenfürsten, die Trägheit, Liederlichkeit und Anmaßung der Mönche, welche er geißelte, waren nicht, wie Wicliff anfangs glaubte, zufällige und verbesserliche Fehler der römischen Kirche. Sie bildeten im vierzehnten Jahrhundert und bilden noch heute deren eigentliche Grundlage. So wenig der Beweis, daß ihre Vorfahren durch Mord und Brand, Raub und Gewaltthat ihre Königreiche und Herzogthümer erobert haben, die weltlichen Fürsten bestimmen wird, auf ihre Länder Verzicht zu leisten, ganz eben so wenig ist es möglich, die Päbste, Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe durch ähnliche Beweisführung zur Niederlegung ihrer Würden oder die Mönche zu einem tugendhaften Lebenswandel zu bestimmen. Die mächtigen Gebieter der Erde wollen herrschen und schwelgen und deren Diener theils faullenzen, theils an den Genüssen der Machthaber Theil nehmen. Die Frage des Rechtes kommt dabei nicht in Betracht. Der Besitz entscheidet und die Gewalt, ihn aufrecht zu erhalten. Wicliff scheint dieses

niemals erkannt zu haben. Denn er blieb bis zu seinem Tode in der Gemeinschaft der katholischen Kirche, machte deren Ceremonien mit und übte sie selbst als Geistlicher. Dessenungeachtet wurde er unwillkürlich im Verlaufe des Streites immer vorwärts getrieben. Er bekämpfte mehrere der im Laufe des Mittelalters von den Päbsten und deren Gehülfen erfundenen Glaubenssätze und Einrichtungen und bildete eine Gesellschaft, welche seine Lehren in allen Theilen des Landes verbreitete. Besonderes Verdienst erwarb sich Wickliff, indem er die ganze Bibel in die englische Sprache übersetzte, allgemein zugänglich machte, und durch sie allen denkenden Menschen den schlagendsten Beweis lieferte, daß das Pabstthum mit seinen Sacramenten und Ceremonien, mit seinen Cardinälen und Mönchen durchaus keine Begründung in der Bibel habe. Die wichtigsten seiner Lehren waren, daß die Bibel den Geistlichen den Besitz weltlicher Güter verbiete, und daß es bei aufrichtiger Reue nicht nöthig sei, einem Priester zu beichten. Durch die erstere trat er der unersättlichen Habgier, durch die zweite der eigentlichen Grundlage des Pabstthums, dem Ablasse, entgegen. Je frecher gerade zu Wickliff's Zeiten der Kram mit Sündenvergebung von den päbstlichen Abgesandten betrieben wurde, desto größern Beifall fanden seine Lehren bei dem bessern Theile der Nation. So lange zwischen Pabst und König Streit war, hatte Wickliff nichts zu befürchten. Allein nach Eduard's Tode trat unter dessen Nachfolger Richard ein vollständiger Umschwung ein. Der Bauern-Aufstand, welcher (1381) ausbrach und den König, den Adel und die höhere Geistlichkeit in große Gefahr stürzte, vereinigte diese Bevorzugten nicht blos gegen die Freiheitsbestrebungen der Bauern, sondern überhaupt gegen jede Regung der Freiheit, sie mochte ausgehen, von wem sie wollte. Die Pfaffen erschlichen noch in demselben Jahre, in welchem sich die Bauern erhoben hatten, eine königliche Verordnung, welche sie in den Stand setzte, die Lehren des Wickliff mit größerem Nachdrucke zu bekämpfen. *) Allein Ketzerverfolgungen hatten bisher in England noch nicht stattgefunden. Wickliff besaß zu großen Anhang im Volke, als daß die Pfaffen ihrem ganzen Groll gegen ihn Raum geben konnten. Als der Bischof von London gegen ihn einschreiten wollte, trat ihm die Bürgerschaft, den Lord-Mayor an der Spitze, mit solcher Kraft entgegen, daß er es für klug fand, nicht weiter vorzuschreiten. Zwar bewirkte der Erzbischof von Canterbury eine königliche Verfügung, welche Johann Wickliff aus Oxford verbannte und seine Anhänger zu schützen verbot. Als aber dieser Knecht des Knechtes der Knechte weiter gegen Wickliff verfahren wollte, wurde er von dem Volke öffentlich verhöhnt, und die Polizei rächte sich an ihm und seinen päbstlichen Spießgesellen dadurch, daß sie deren Kebsweiber einziehen und öffentlich zur Schau stellen ließ. Der ungeordnete Widerstand, welchen das Volk den Pfaffen entgegensetzte, dauerte aber, wie gewöhnlich, nicht lange. Wickliff starb 1384 zu Lutterworth, wo er Pfarrer war, und entging dadurch den ihm drohenden Verfolgungen. Der Kanzler der Universität Oxford, Nikolaus Hartford, einer der hervorragendsten Anhänger Wickliff's, mußte aber bald den Haß der Pfaffen fühlen. Sobald der mächtige Beschützer der freien Richtung in der Kirche, der Herzog von Lancaster, England verließ, um seine Ansprüche auf Castilien geltend zu machen, wurde Hartford in den Kerker geworfen, in welchem er bis zu seinem Ende verblieb. Schon im Jahre nach dem Tode Wickliff's (1385) wurden von den dreiundzwanzig Lehrsätzen desselben, welche die Mönche früher angegriffen hatten, zehn als Ketzereien und dreizehn als Irrthümer verdammt. Mit immer steigender Wuth verfolgten die päbstlichen Schergen die Glaubensgenossen Wickliff's, welche gemeiniglich Lollharden **)

*) Siehe oben § 58, S. 371 f.

**) Siehe § 89, S. 508.

genannt wurden. Allein die Bibelübersetzung Wickliff's konnte dem englischen Volke nicht mehr gänzlich entzogen werden. Die Buchdruckerkunst, welche bald darauf allgemein wurde, verbreitete sich mehr und mehr und mit ihr eine mächtigere Gegnerin des Pabstthums, als Dulcino und Wickliff selbst gewesen waren. Die Lehren Wickliff's wurden durch deren Verdammung nicht in Vergessenheit gebracht. Im Stillen wirkten sie fort, so gefährlich es auch war, sich unter der päbstlichen Schreckensherrschaft dazu zu bekennen. Umsonst wurden sie durch die Kirchenversammlung von Constanz (1416) noch einmal verdammt, umsonst wurden sogar Wickliff's Gebeine (1428) ausgegraben und öffentlich verbrannt. Bevor Wickliff starb, wurde Johannes Huß geboren (1373), welcher dessen Grundsätze vor Deutschland und der gesammten Christenheit öffentlich vertheidigte *) und der durchgreifenderen Reformation des sechzehnten Jahrhunderts die Bahn brach.

Zehnter Abschnitt.

Die neue Welt.

§ 91. Einleitung.

Jahrtausende waren über die alte Welt dahin gerollt, bevor die neue entdeckt wurde. Wir haben mehr oder weniger sichere Nachrichten über die Begebenheiten, welche sich vor dreitausend Jahren und früher in China, Indien, Mittelasien, Egypten und anderen Ländern Asien's, Europa's und Afrika's zutrugen. Unsere Kenntniß der Geschichte Amerika's umfaßt nur drei und ein halbes Jahrhundert. Welche Schicksale hatten die Völker der neuen Welt, welche Könige herrschten und welche Gesetzgeber walteten in Peru und Mexico, in den weiten Thälern des Mississippi und des Amazonenstromes zur Zeit, da Sesostris und Cyrus ihre Eroberungszüge machten, da die Griechen und Römer an der Spitze der gebildeten Welt standen, da Christus in Palästina lehrte und da die Kreuzfahrer mit den Mohammedanern um den Besitz Jerusalem's kämpften? Die Antwort auf diese Frage bleibt uns die Geschichte schuldig. Hätten milde Herzen und forschende Geister die ersten Verbindungen zwischen der alten und neuen Welt angeknüpft, so wäre ohne Zweifel manches Räthsel gelöst worden, das uns jetzt die Vorzeit Amerika's bietet. Doch die wilden Krieger und die habsüchtigen Goldsucher, welche Europa der neuen Welt zuführte, hatten keinen Sinn für Kunst und Wissenschaft und waren zu fest von den Banden der Gegenwart umstrickt, als daß sie einen prüfenden Blick auf die Vergangenheit der Völker der neuentdeckten Welt hätten richten können. Die zahlreichen Denkmäler, Urkunden und Ueberlieferungen, welche bestanden, als die Europäer Amerika entdeckten, wurden keiner Pflege und Beachtung werth gehalten. Sie gingen zum größten Theile im Laufe weniger Jahrzehnte unter und waren unwiederbringlich verloren, als später sich ihnen Aufmerksamkeit und Theilnahme zuwandte. Keine geschichtliche Thatsache berechtigt uns, anzunehmen, daß Amerika seine Bevölkerung von Außen her empfangen habe. Die neue Welt besitzt nicht minder, als die alte ihre Eigenthümlichkeiten. Es mag allerdings dem Selbstgefühle der Bewohner der alten Welt schmeicheln, anzunehmen, daß die Völker Amerika's einen gemeinsamen Ursprung mit ihnen haben. Allein darin liegt kein Grund

*) Siehe oben § 11, S. 66, § 84.

für diese Annahme. Die Europäer, welche Amerika entdeckten, unterjochten und beherrschten, haben der neuen Welt einen großen Theil ihrer Ansichten und Fabeln, ihres Aberglaubens und ihrer Vorurtheile eingeimpft und die meisten Amerikaner, welche unter europäischem Einflusse erzogen und gebildet worden sind, betrachten ihre Abstammung von Adam und Eva sogar als einen Glaubenssatz. Wir haben schon oben*) ausgeführt, daß von einem einzigen Menschenpaare unmöglich drei Theile der alten Welt bevölkert werden konnten. Der Geschichtschreiber, welcher sich von den Vorurtheilen und Glaubenssätzen jedweder bestehenden Religion frei fühlt, kann der von Christen und Juden angenommenen Entstehung des Menschengeschlechtes nicht mehr innere Wahrheit zuerkennen, als derjenigen, welche Indier und Chinesen oder die Bewohner Hayti's und Cuba's hegten. Die Unhaltbarkeit der biblischen Ansichten über die Entstehung und über die Verbreitung der Menschen erhellt übrigens theils aus der Eigenthümlichkeit der amerikanischen Menschenrace, theils aus der ursprünglichen Beschaffenheit der amerikanischen Pflanzen- und Thierwelt. Die Amerikaner können nicht aus der alten Welt eingewandert sein, weil diese keinen Menschenstamm besitzt, von welchem sie abgeleitet werden könnten. Wie der Tabak und die Kartoffel, das Lama und der Alligator, so ist auch der amerikanische Mensch ursprünglich auf amerikanischem Boden gewachsen. Wenn wir die Bewohner der neuen Welt, wie sie uns gegen Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts entgegen treten, mit den Völkern der alten Welt vergleichen, und wenn wir Rücksicht nehmen auf die Beschaffenheit des Landes, der gesellschaftlichen Einrichtungen und der Werke des Kunstfleißes, so erscheinen uns in allen diesen Beziehungen die Amerikaner jünger, als ihre Brüder der alten Welt. Später als die Hochgebirge Asien's traten diejenigen Amerika's aus dem Meere hervor, welches die Erde beherrscht. Auch sind sie niederer, als die Berge der alten Welt. Amerika wurde ohne Zweifel um mehrere Jahrtausende später bewohnbar, als Asien, Afrika und Europa. Als die Europäer mit den Amerikanern in Berührung traten, trugen sie an sich alle Merkmale eines höhern und kräftigern Alters. Die Amerikaner waren in allen Beziehungen des Lebens, in den Künsten des Friedens und des Krieges, in Religion und Wissenschaft, im Staate und in der Familie noch sehr jung, während in dem Leben der Europäer alle diese Verhältnisse schon einen gewissen Grad von Entwickelung und Festigkeit erlangt hatten, welcher nur im Laufe von Jahrtausenden erreicht werden konnte. Den Europäern des fünfzehnten Jahrhunderts dienten die unsterblichen Werke der Griechen und Römer, die Lehre Christi und die Errungenschaften zahlreicher Völker als Stufen, auf denen sie die Bahn des Fortschritts hinanschreiten konnten. Hätten die Amerikaner ähnliche Schätze besessen, sie wären nicht untergegangen im Laufe weniger Jahrzehnte. Die Vergangenheit der Amerikaner war im Verhältniß zu derjenigen der Europäer sehr arm und bedeutungslos. Es gehörte ein weiter Blick dazu, sich zu dem Gedanken aufzuschwingen, welcher der Entdeckung Amerika's zu Grunde lag. Die Schifffahrt mußte blühen und mancherlei Künste mußten sich verbinden, um jenem Gedanken Wirklichkeit zu geben.

In der That wurde Amerika schon im neunten Jahrhunderte nach Christus entdeckt. Denn Island, welches der Normanne Nadodd fand**) (861), und Grönland, welches von dort aus (981) entdeckt wurde, gehören augenscheinlich nicht zu Europa, sondern zu Amerika. Island wurde schon vier Jahre nach seiner Entdeckung näher untersucht. Gardar Swarfarson, ein Schwede, segelte rings um das Land herum und fand, daß es eine Insel

*) Siehe Buch I., §§ 1 und 2, S. 12—15.

**) Siehe Buch IV., § 37, S. 117 f., Buch VI., § 71.

war. In Grönland gründete Erich der Rothe (986) die erste Colonie, welche vierhundert Jahre lang blühte. Es war eine sonderbare Laune des Schicksals, daß Island (Eisland) vom Eise und Grönland (Grünland) von der grünen Farbe seinen Namen erhielt, während umgekehrt Island, wenigstens in der milderen Jahreszeit, grün, Grönland dagegen ein Land fast immerwährenden Eises ist. Mit Erich dem Rothen zog Heriulf nach Grönland. Dessen Sohn, Biarni, wurde, als er nach Grönland zu seinem Vater segeln wollte, nach dem Süden verschlagen und landete in einer Gegend, welche wahrscheinlich die Küste von Labrador war. So wurde das Festland von Amerika schon im Jahre 986 entdeckt. Allein jedes Glück, welches gedankenlosen und stumpfsinnigen Leuten zufällt, ist für sie verloren. Zwar gab Biarni, Heriulf's Sohn, als er in Grönland ankam, seinen Landsleuten Kenntniß von dem Lande, an dessen Küste er geworfen worden war, auch wurde dasselbe nicht vergessen, allein Europa nahm darauf keine Rücksicht. Im Jahre 1000 segelte Leif Ericson (Erich's Sohn) von Grönland aus dem Süden zu und entdeckte ein Land, das er Helluland oder das Land der großen und flachen Steine nannte, unzweifelhaft Neufundland. Später sah er eine mit Bauholz bedeckte Küste, die er Markland oder Holzland nannte, und welche wahrscheinlich Neuschottland war. Weiter im Süden fand er eine Gegend, welche Weinstöcke und Trauben hervorbrachte und gab ihr die Benennung Vinland (Weinland). Es muß dieses Massachusetts oder Rhode Island gewesen sein. In nachherigen Reisen erreichten die kühnen Seefahrer Virginien und Carolina. Von den Jahren 1011—1014 hatten die Isländer eine feste Niederlassung in Vinland. Wir haben ziemlich ausführliche Berichte über die Art und Weise, wie sie mit den Eingeborenen verkehrten. Für Streifen rothen Tuches, mit welchen sich die harmlosen Landesbewohner schmückten, gaben sie den fremden Eindringlingen Bauholz, Pelzwerk und Trauben. Als den Isländern das rothe Tuch ausging, begnügten sich die Indianer mit Näschereien, gegen welche sie bereitwillig ihre werthvollen Waaren austauschten. Wie in späteren Zeiten, so entstanden auch damals schon bald Streitigkeiten, deren erste durch die Tapferkeit der Tochter Erich's des Rothen, der Gattin Thorwarn's, F r e y d i s a, zum Vortheile der Isländer ausschlug. Vierthalb Jahrhunderte (von 986—1347), wurde der Verkehr zwischen Grönland und Island und den von Leif Ericson entdeckten Ländern Amerika's fortgesetzt. Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ging die Colonie in Grönland, aus unbekannten Ursachen, unter. Doch Island blieb nach wie vor bevölkert, obgleich in Folge der Pest, welche unter den Bewohnern dieser Insel wüthete, deren Zahl bedeutend abnahm, und Eskimo's die verödeten Gegenden später bezogen. Vielleicht war es aber auch der von den norwegischen Königen ausgeübte Druck, welcher die Colonien im äußersten Westen zu Grunde richtete, oder doch schwächte. In der ersten Zeit (874—928) blühte Island unter frei gewählten Vorstehern. Als im letztern Jahre die Isländer sich eine festere Verfassung gaben, welche gleichfalls republikanisch war, nahm die Insel einen immer steigenden Aufschwung. Damals wurde Grönland und Amerika entdeckt und ein reger Verkehr mit dem Osten und dem Westen gepflogen. Die isländischen Scalden (Minnesänger) sangen, und die isländischen Sagen wurden niedergeschrieben. Die oberste Gewalt ruhte in der Volksversammlung (Althing), welche Gesetze gab und Urtheile sprach. Der Langman vollzog die Beschlüsse des Althing's. Die Blüthenzeit Island's hörte auf, als (1261) einige Verräther das Land an den König von Norwegen verkauften. Im Jahre 1380 fiel Island an Dänemark, dessen Könige die Insel nur zum Vortheile ihrer Günstlinge ausbeuteten. Im Jahre 1490 wurde der Handel mit Island als Monopol betrieben und dadurch natürlich zu Grunde gerichtet. Unter dem Joche entfernt wohnender Könige ging mit dem östlichen zugleich auch der westliche Handel verloren. Neuere For-

schungen haben zu Tage gebracht, daß Christoph Columbus (1477) Island besuchte. Die Mittheilungen, welche er dort sammelte, mögen ihn in dem Gedanken bestärkt haben, im Westen Land zu finden, obgleich nicht isländische Nachrichten, sondern die Reisebeschreibungen Marco Polo's die eigentlichen Triebfedern seines Strebens waren. Columbus war, seiner ganzen Natur nach, wenig empfänglich für die nüchternen Berichte der Isländer. Er war ein Sohn des Südens. Er dachte in westlicher Richtung den Seeweg nach Asien zu finden, während die Portugiesen immer südlicher längs den Küsten Afrika's vordrangen. In der ganzen Geschichte des Columbus finden wir keine Spur, daß die von ihm in Island gesammelten Thatsachen einen besondern Einfluß auf ihn ausgeübt hätten. Er ging seinen selbstständigen Weg, unabhängig von den Entdeckungen der alten Isländer, und segelte nicht nach den Ländern, von welchen diese Kenntnisse hatten. Er brach eine Bahn, auf welche sich vor ihm kein Sterblicher gewagt hatte.

Die Portugiesen hatten zuerst Entdeckungen zur See gemacht, welche der Aufmerksamkeit der gesammten alten Welt eine bestimmte Richtung gaben. Doch waren sie in der Nähe des Landes geblieben, indem sie längs den Küsten Afrika's nach dem Süden steuerten. Seit den ältesten Zeiten war von Inseln im atlantischen Ocean gefabelt worden. Die Entdeckungen der Portugiesen regten die Hoffnungen von Neuem an, es möge dem kühnen Seefahrer gelingen, in der Wirklichkeit zu entdecken, was bisher fast allgemein für ein Traumbild gehalten worden war. Die Bewohner der canarischen Inseln erzählten viel von einer großen Insel im Westen, mit hohen Gebirgen und tiefen Thälern, welche bei hellem Himmel bisweilen sichtbar werde. So wenig Begründung alle diese Sagen hatten, so verstärkten sie doch den Wunsch und den Drang der Bewohner der Küsten des atlantischen Oceans, dessen Geheimnisse zu erforschen.

Auf einer weit keckeren Annahme ruhte der Plan, welchen Christoph Columbus mit seltener Ausdauer und Begeisterung verfolgte. Er ging von der Voraussetzung aus, daß die Erde die Gestalt einer Kugel habe, sie daher von Osten nach Westen umkreist werden könne. Diese richtige Ansicht brachte Columbus mit einer zweiten, aber durchaus irrigen in Verbindung, indem er annahm, daß zwischen den Azoren oder den Inseln des grünen Vorgebirges und den von den Alten gekannten Theilen Asien's hundertundzwanzig Grade in der Mitte lägen. Dieser Zwischenraum sei theils vom atlantischen Ocean, theils von den östlichen, den Alten noch nicht bekannten Gegenden Asien's ausgefüllt. Der Seefahrer, welcher nach dem Westen steuere, müsse daher nothwendig früher oder später Land finden. Zur Begründung dieser Ansichten berief sich Columbus auf zahlreiche Gelehrte von Aristoteles bis auf Marco Polo und Mandeville. Besondern Einfluß übten auf Columbus die Reiseberichte Marco Polo's, indem er bis zum Ende seines Lebens immer hoffte, die von diesem Reisenden beschriebene Provinz Mangi in der Nähe von Cathay (dem nördlichen China) und die Inseln Antilla und Cipango zu entdecken. Mannigfaltige Berichte von Seefahrern seiner Zeit bestätigten die Vermuthungen Columbus'. Martin Vicenti, ein Steuermann im Dienste des Königs von Portugal, hatte ihm erzählt, daß, nachdem er vierhundertundfünfzig Seemeilen westlich vom Vorgebirge St. Vincent gesegelt sei, er ein Stück geschnitzten Holzes in dem Wasser gefunden habe, welches augenscheinlich nicht mit eisernen Werkzeugen bearbeitet worden sei. Da der Wind von Westen gekommen, möge er das Holz von dort hergeführt haben. Ein anderes ähnliches Stück Holz, welches aus derselben Gegend vom Meere hergespült worden war, hatte Pedro Corea, Columbus' Schwager, auf der Insel Porto Santo gesehen. Der König von Portugal hatte Columbus erzählt, daß Schilf von unermeßlicher Größe vom Westen her nach jener Insel getrieben worden sei. Die Bewohner der Azoren berichteten, daß Stämme riesiger

Fichten von einer Art, wie sie auf ihren Inseln gar nicht wachse, durch westliche Winde an ihre Ufer getrieben worden seien. Besondere Aufmerksamkeit erregten zwei Leichname, welche auf die Insel Flores geworfen wurden, deren Gesichtszüge verschieden von allen bekannten Menschenracen waren. Ein Seemann von dem Hafen St. Maria berichtete, er habe auf einer Reise nach Irland im Westen Land gesehen, welches die Schiffsgesellschaft für den äußersten Theil der Tartarei gehalten habe.

Selten oder niemals wurde eine Entdeckung gemacht, ohne daß mannigfaltige Irrthümer mit dem Grundgedanken verbunden waren, der zu dem großen Ziele führte. Der Grundgedanke Columbus', daß die Erde rund, und folgeweise der atlantische Ocean von Osten nach Westen befahrbar sei, sicherte, trotz allen irrigen Beimischungen, den Erfolg, welcher übrigens nur durch die unermüdliche Ausdauer, die Wachsamkeit und die seemännischen Kenntnisse Columbus' errungen werden konnten.

Nachdem Columbus vier Jahre lang (1480—1484) vergeblich am portugiesischen Hofe die zu seiner Unternehmung erforderlichen Mittel zu erwirken gesucht hatte, wandte er sich um 1486 an Ferdinand von Aragon und Isabella von Castilien. Nach langem Harren wurde endlich eine Commission zu Salamanca niedergesetzt, welche die Pläne des kühnen Seefahrers prüfen und dem Königspaare Bericht erstatten sollte. Dieselbe hatte ihren Sitz in dem Dominikanerkloster St. Stephan und bestand aus Lehrern der Sternkunde, Erdbeschreibung, Mathematik und anderen Wissenszweigen, denen jedoch mehrere Würdenträger der Kirche und Mönche beigeordnet waren. Diese Zusammensetzung war nicht geeignet, eine vorurtheilsfreie Prüfung irgend eines Gegenstandes möglich zu machen. Die Geistlichen gaben den Ton an, ihnen zu widersprechen war, besonders dazumal in Spanien, nicht ungefährlich. Wenn den Gelehrten tüchtige Seefahrer und vielgereiste Geschäftsleute beigegeben worden wären, hätte vielleicht eine gründliche Prüfung stattfinden können. Die abgeschmackten Pfaffen, welche in der Commission ihren Sitz hatten, und welche vor allen Dingen ihre „Rechtgläubigkeit" und „Gottesgelehrsamkeit" darlegen wollten, fingen damit an, Einwendungen aus dem ersten Buche Mosis, aus den Psalmen David's, aus den Propheten, den Episteln und den Evangelien zu machen. Die Werke des Chrysostomus Augustinus, Hieronymus, Gregorius, Basilius und Ambrosius, welche in der katholischen Kirche für heilig gelten, allein jedenfalls über die Beschaffenheit der Erde, die Befahrbarkeit des atlantischen Oceans und die Pläne des Columbus sehr mangelhaft unterrichtet waren, wurden diesem Letztern als Schreckbilder entgegen gehalten. Lactantius Firmianus, ein gewandter Schriftsteller auf dem Gebiete christlicher Spitzfindigkeiten, welcher aber von den Fortschritten der Schifffahrt und den Entdeckungen der Portugiesen keine Kunde haben konnte, wurde ausgebeutet, um gegen Columbus Zeugniß abzulegen. Bei keiner Gelegenheit erwies sich deutlicher die Verkehrtheit religiöser Gründe auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst. Hätten die Pfaffen von Salamanca ihre Ansichten durchgesetzt, so hätten sie zwar die Entdeckung Amerika's nicht verhindern können, denn westliche Winde, welche die Flotte Cabral's einige Jahre später an die Küste von Brasilien trieben, würden bewirkt haben, was die Pläne und die Ausdauer des Columbus zu Tage brachten; allein sie hätten doch der spanischen Krone die Vortheile und dem Columbus den Ruhm seiner Entdeckung entzogen. Lactantius Firmianus und Augustinus hatten sich so entschieden gegen die Annahme von Antipoden (Gegenfüßlern) ausgesprochen, daß keine Wahl blieb als zwischen dem Irrthum dieser Kirchenväter, oder demjenigen des Columbus. Natürlich erklärten sich die Pfaffen zu Gunsten der Kirchenväter, wie sie es in gleichem Falle heute noch thun würden, ungeachtet aller Fortschritte, welche die Wissenschaften der Bibel und den Kirchenvätern zum Trotze machten. Zwar gelang es der Beredtsamkeit des Columbus, den

Dominicaner Diego de Deza, welcher später Erzbischof von Sevilla wurde, für sich zu gewinnen. Doch die überwiegende Mehrzahl der Mitglieder der Commission war unfähig, auf seine Gedanken einzugehen. Columbus folgte dem spanischen Herrscherpaare in das Lager von Malaga (1487) und an mehrere andere Orte, woselbst es Hof hielt, nach. Ungeduldig über die lange Zögerung schrieb er an den König Johann II. von Portugal, von welchem er eine sehr schmeichelhafte, vom 20. März 1488 datirte, Antwort erhielt. Um dieselbe Zeit wurde Columbus auch von dem Könige Heinrich VII. von England eingeladen, sich an dessen Hof zu verfügen und ihm eine günstige Aussicht eröffnet. Doch die spanischen Herrscher hatten eine endliche Entscheidung noch nicht abgegeben und hielten Columbus mit kleinen Zahlungen, die sie an ihn machen ließen, in ihrem Lande fest. Während der Belagerung von Baza, welcher Columbus beiwohnte, kamen zwei Mönche in das spanische Lager, welche die Hülfe des Herrscherpaares zu Gunsten der Christen von Jerusalem in Anspruch nahmen. Die Reden dieser Mönche entflammten die leicht entzündbare Seele des Columbus. Von dieser Zeit an wurde die Eroberung des s. g. heiligen Grabes der zweite Gedanke seines Lebens. Nach, wie vor blieb die Fahrt nach dem Westen der erste. Der ganze Gewinn seiner Entdeckungen sollte aber auf die Wiedererlangung des s. g. heiligen Grabes verwendet werden. So beschloß er damals, voll von Träumen einer goldenen Zukunft! Umsonst nahm Columbus, als er sich von den spanischen Herrschern so wenig beachtet fand, die Hülfe der Herzoge von Medina-Sidonia und Medina-Celi in Anspruch, und war schon im Begriffe, Spanien zu verlassen und seine Dienste einem andern Könige anzubieten, als derselbe Probst des Klosters von La Rabida zu Palos in Andalusien, Juan Perez, welcher Columbus bei seiner Ankunft in Spanien freundlich aufgenommem und mit Empfehlungsschreiben versehen hatte, ihn zurückhielt und die Königin Isabella bestimmte, auf die Anträge des Columbus einzugehen.

Am siebzehnten April 1492 wurde zu Santa Fe, in der Ebene von Granada, der Vertrag zwischen Columbus und dem spanischen Herrscherpaare, Ferdinand und Isabella unterzeichnet. Zu Hoffesten, Hochzeiten und Siegesfeiern fehlte es in Spanien nicht an großen Summen Geldes. Allein die Ausrüstung eines kleinen Geschwaders zur Entdeckung einer neuen Welt stand mit derartigen Vergnügungen nicht auf gleicher Höhe. Die Summe, welche Isabella auf die Entdeckungsreise des Christoph Columbus verwendete, ist kaum nennenswerth. Sie wird zwischen 17,000 und 48,000 Gulden (1460—4000 Pfund Sterling) angegeben. Statt entweder vorhandene königliche Schiffe und Truppen dem Columbus zur Verfügung zu stellen, oder ihm die Geldmittel zu gewähren, mit deren Hülfe sie schnell herbeigeschafft worden wären, bedienten sich die spanischen Herrscher eines gegen die Stadt Palos ergangenen Strafurtheils, demzufolge sie der Krone mit zwei bewaffneten Caravelen auf ein Jahr dienen sollte. Diese beiden Straf-Caravelen wurden dem Columbus zugewiesen. Natürlich waren die Einwohner von Palos überhaupt abgeneigt, zu irgend einer Unternehmung unter solchen Verhältnissen Schiffe und Mannschaft zu stellen; mit dem größten Widerstreben mußten sie aber ihr Eigenthum und das Leben ihrer Söhne bei einem so ungewöhnlichen und so sehr gefährlichen Dienste auf das Spiel setzen. Ungeachtet aller königlichen Urkunden, in deren Besitze Columbus sich befand, wäre es ihm schwerlich gelungen, das ihm zugesagte Geschwader aufzutreiben, wenn nicht Martin Alonzo Pinzon, ein reicher und unternehmender Seefahrer von Palos, welcher in seiner Vaterstadt einen mächtigen Einfluß besaß, diesen zu Gunsten des kühnen Entdeckers benützt hätte. Derselbe Pinzon lieferte dem Columbus auch die Mittel, sich bei dem Unternehmen zum achten Theile zu betheiligen. Er und sein Bruder, Vicente Jannez Pinzon, überwanden den Widerwillen ihrer Mitbürger, bewirkten die Vollziehung der königlichen Befehle,

stellten aus eigenen Mitteln ein drittes Schiff und hoben den Muth der Mannschaft dadurch, daß sie selbst die Gefahren der Reise zu theilen versprachen.

Im Anfange August's war das Geschwader segelfertig. Es bestand aus drei Schiffen: das größte derselben, die heilige Maria, war gedeckt und führte die Flagge des Admirals, das zweite, die Pinta, wurde von Martin Alonzo Pinzon befehligt, dessen Bruder Francisco Martin ihn als Steuermann begleitete, das dritte Schiff, die Ninna, hatte lateinische Segel und wurde durch den dritten Bruder Pinzon's, Vicente Yannes, geführt. Alle drei Schiffe waren für eine Seereise von so großer Wichtigkeit erbärmlich, klein und unsicher. Die beiden größeren faßten nicht hundert, das kleinere nur vierzig Tonnen. Die Pinta und die Ninna waren nicht einmal gedeckt und die letztere war ihren Eigenthümern gewaltsam weggenommen worden. Um das Maaß der Willkür voll zu machen, wurden Gomez Rascon und Christoval Quintero, welchen die Ninna angehörte, nebst ihren Schiffsleuten gezwungen, die Reise mit zu machen. Auch mehrere andere Matrosen waren in den Dienst gepreßt worden. Manche der Seeleute, welche anfangs freiwillig Dienste in dem Geschwader genommen hatten, suchten sich später wieder los zu machen. Der Tag der Abfahrt verbreitete Trauer über ganz Palos und die Umgegend. Die hundert und zwanzig Männer, welche sich auf den drei gebrechlichen Fahrzeugen einschifften, wurden als gewisse Opfer des „unsinnigen" Entdeckungseifers eines „fremden Abenteurers" betrachtet.

§ 92. Erste Entdeckungsreise des Christoph Columbus.

Zwölf Jahre lang hatte Columbus an den Höfen von Portugal und Spanien mit Ränken, Armuth und Noth gekämpft, bis es ihm gelang, ein günstiges Gehör bei Isabella zu finden. Hätte er diese Zeit dazu benützt, als gewöhnlicher Seefahrer von Hafen zu Hafen Kaufmannsgüter zu schiffen, oder im Dienste eines Fürsten dessen Schiffe zu befehligen, so hätte er ohne Zweifel ein bequemeres Leben geführt, Reichthümer gesammelt und in den Augen der Alltagsmenschen seiner Zeit eine größere Bedeutung gewonnen. Doch sein Geist war auf ein höheres Ziel gerichtet und eben darum mußte er von dem gewöhnlichen Schlage der Menschen viel leiden. Columbus, welcher von der Richtigkeit seines Planes durchdrungen war, fühlte sich überglücklich, als sein kleines Geschwader den Hafen von Palos verließ. Er ahnte nicht, daß die bittersten Erfahrungen seines Lebens ihm noch bevorständen. Ein weniger kühner Seemann hätte es nicht gewagt, mit so kleinen Schiffen, wie sie dem Columbus zur Verfügung gestellt wurden und mit einer so zweifelhaften Bemannung die noch unbekannte Wüste des atlantischen Oceans zu befahren. Doch Columbus wurde durch die Begeisterung, von der er erfüllt war, über alle Bedenklichkeiten hinweggehoben. Schon am dritten Tage der Seefahrt suchte sich die Mannschaft der Pinta dadurch dem Dienste zu entziehen, daß sie ihr Steuerruder zerbrach und aus den Angeln hob, in der Hoffnung, Columbus werde das unfähige Schiff zurück lassen. Gomez Rascon und Christoval Quintero irrten sich jedoch, indem der Admiral, ohne die Sache näher zu untersuchen, das Steuerruder binden und wieder fest machen ließ. Das Geschwader segelte nach den kanarischen Inseln, um dort ein anderes Schiff statt der Pinta zu erwerben, was jedoch nicht gelang. Ein neues Steuerruder wurde angefertigt und das lecke Schiff ausgebessert. Die lateinischen Segel der Ninna wurden in quadratförmige umgewandelt. Nicht ohne Sorge, von portugiesischen Schiffen angehalten zu werden, segelte Columbus am sechsten September von der Insel Gomera ab und steuerte dem Westen zu. Kaum war das Land im Osten verschwunden, als die unstäte und unmuthige Mannschaft in lauten Jammer ausbrach. Bisweilen gelang es den Worten des hoffnungsreichen Führers,

seinen Leuten einige Kraft und Zuversicht einzuflößen, allein die erste ungewöhnliche Erscheinung, die sich ihnen darbot, warf sie wiederum in ihren frühern Zustand des Mißtrauens und der Angst zurück. Columbus erwartete, in der Entfernung von siebenhundert Seemeilen, oder zweitausend einhundert englischen Meilen, Land zu finden. Da er jedoch dessen nicht gewiß war, und befürchtete, daß wenn er sich in dieser Erwartung täuschen sollte, seine Mannschaft ihm nicht weiter gehorchen möchte, so führte er eine doppelte Rechnung: die richtige behielt er für sich allein, in derjenigen, welche zur Einsicht für Alle offen lag, zog er alle Tage einige Meilen des zurückgelegten Wegs ab. Am dreizehnten September, in der Entfernung von etwa zweihundert Seemeilen von der Insel Ferro bemerkte Columbus zuerst die Abweichung der Magnetnadel, indem dieselbe, statt nach dem Nordsterne, fünf oder sechs Grade nach Nordwesten deutete. Die Abweichung nahm in den folgenden Tagen noch mehr zu und verbreitete unter den Steuerleuten und Matrosen den größten Schrecken. Mit Mühe beruhigte sie Columbus. Ein ungewöhnlich günstiger Wind trieb das Geschwader rasch und gefahrlos dem Westen zu. Der Himmel war heiter und die Luft milde. Wiederholt richtete die Erscheinung von Vögeln und Fischen, welche als Boten nahen Landes betrachtet wurden, den gesunkenen Muth der Seeleute wieder auf. Doch selbst die Gunst des Schicksals, welche ihre Fahrt beschleunigte, schien den angstvollen Begleitern des Columbus ein bedenkliches Zeichen zu sein. Denn, so glaubten sie, derselbe Ostwind, welcher ihre Reise jetzt förderte, könnte die Rückkehr hemmen, wo nicht unmöglich machen. Besondern Schrecken flößte der Mannschaft das Schilf ein, womit die See in jener Gegend, so weit das Auge reichte, bedeckt war, und eine starke Bewegung des Meeres, welche ohne allen Wind am 25. September stattfand. Der Admiral suchte jede Erscheinung, welche seine Leute ängstigte, in ein günstiges Vorzeichen umzuwandeln. Doch je weiter sich das Geschwader von der alten Welt entfernte, desto unruhiger und widerspenstiger wurde die Mannschaft. Eine ansehnliche Belohnung war demjenigen versprochen worden, welcher zuerst Land entdecken würde. Der Wunsch, diese zu erwerben, spornte den Eifer der Seeleute. Mehr, als einmal wurde „Land" gerufen! Doch immer folgte bittere Enttäuschung der freudigen Aufregung des Augenblicks. Am 1. October hatte das Geschwader, nach der geheimen Rechnung des Admirals, siebenhundert und sieben Seemeilen von den kanarischen Inseln nach Westen zu gesegelt. Die öffentlich geführte Rechnung wies indeß nur fünfhundert und vierundachtzig Meilen nach. Am siebenten October hatte die geheime Rechnung die Zahl von siebenhundert und fünfzig Meilen erreicht. In dieser Entfernung hatte Columbus gehofft, die von Marko Polo erwähnte Insel Cipango zu finden. Am Abende dieses Tages änderte der Admiral seine Richtung nach West-Süd-Westen, wohin die Vögel, welche in großen Schaaren sichtbar wurden, immer flogen. Doch obgleich von Tag zu Tag deutlichere Anzeichen nahen Landes sich häuften, das Land selbst erschien nicht. Am Abende des 10. Octobers brach das Schiffsvolk in lautes Geschrei und offene Widersetzlichkeit aus und verlangte von Columbus, er solle die Schiffe nach Hause zurück lenken. Vergebens suchte der Führer die aufgeregten Gemüther durch freundliche Worte und die Zusage reichen Lohnes zu besänftigen. Als dieses nichts half, nahm er einen entschiedenern Ton an und erklärte den Widerspenstigen: „ihr Murren sei nutzlos; das Geschwader sei von dem Herrscherpaare abgesandt worden, Indien zu entdecken und er sei entschlossen, es möge kommen, was da wolle, auszuharren, bis das Ziel mit Gottes Segen erreicht sei." Die Behauptung, Columbus habe der aufständischen Mannschaft versprochen, umzukehren, falls er in drei Tagen kein Land entdecken sollte, entbehrt aller geschichtlichen Wahrheit. In der folgenden Nacht um zehn Uhr entdeckte Columbus, der sich überhaupt nur wenige Stunden Schlafes zu gönnen pflegte, in einiger Entfernung

ein Licht und zeigte es dem Pedro Gutierrez, einem Kammerherrn des Königs, welcher die Reise mitmachte. Dieser sowohl, als Rodrigo Sanchez, welchen Columbus herbeirief, sah es ein- oder zweimal glänzen und dann verschwinden. Um zwei Uhr des Morgens gab ein von der Pinta abgefeuerter Kanonenschuß das freudige Zeichen des Landes.

Guanahani, nicht Cipango, wie Columbus geträumt hatte, eine Insel, welche zu dem neuen, von ihm nicht geahnten Welttheile gehörte — lag vor den Blicken des furchtlosen Entdeckers.

Aus den Wäldern eilten die Bewohner des neuen Landes an die Ufer und staunten die Schiffe an. Sie waren alle durchaus nackt. Mit der königlichen Fahne in der Hand landete Columbus, warf sich auf seine Kniee nieder, küßte die Erde, dankte Gott mit Thränen und nahm mit gezogenem Schwerte Besitz von der Insel im Namen des spanischen Herrscherpaares. So innig war in der Seele des christlichen Seefahrers der Glaube an Gott und das Eroberungsrecht der spanischen Monarchen verbunden. Diese erste Handlung des Entdeckers der neuen Welt wirft einen düstern Schatten über alle seine glänzenden Erfolge. Columbus wußte, daß die Insel bewohnt sei. Hatten die friedlichen Menschen, welche ihm gestatteten, unbelästigt ihr Land zu betreten, nicht dasselbe Recht auf ihre Heimath, wie Ferdinand der Katholische auf die seinige? Waren die Bewohner Guanahani's rechtlos, weil sie keine Kleider trugen, oder weil sie die Fremdlinge nicht mit Waffengewalt zurück trieben? Sie hatten keine Menschenrechte in den Augen der abergläubischen Spanier, weil sie keine Christen waren, d. h. das Vaterunser und den englischen Gruß nicht plapperten, den Pabst nicht als Stellvertreter Gottes auf Erden verehrten, und den von ihm als göttliche Wahrheit verkündigten Unsinn nicht glaubten. Die nackten Bewohner von Guanahani, welche die Lehre Christi nicht kannten, handelten mehr im Sinne derselben, indem sie die Spanier gastlich bei sich aufnahmen, als der rechtgläubige Columbus und seine katholischen Begleiter, welche, als sie den Fuß auf das fremde Land setzten, den Entschluß kund thaten, dessen Bewohner zu unterjochen. Die Freundschaft, welche Columbus den von ihm auserkorenen Opfern zu erkennen gab, war nicht besser, als diejenige, womit die Priester des Alterthums ihre Opfer schmückten, bevor sie dieselben am Altare ihrer Gottheit schlachteten. Die Opfer der Griechen und Römer waren Thiere, diejenigen, welche Columbus am Altare seines Glaubens schlachtete, waren Menschen, seine Gastfreunde und Wohlthäter. Wäre Columbus ein Christ gewesen, d. h. hätte er im Geiste der christlichen Lehre gehandelt, so wären nicht ganze Nationen ausgerottet, nicht viele Millionen harmloser Menschen im Laufe weniger Jahre vertilgt worden.

Die Bewohner der Insel Guanahani waren kupferfarben mit glattem Haare, angenehmen Gesichtszügen, hohen Stirnen und besonders schönen Augen. Sie waren an dem Leibe und im Gesichte bemalt. Ihre Gestalten waren von mittlerer Größe und hatten das beste Ebenmaß. Sie waren freundlich und sanft, einfach und kunstlos. Columbus theilte unter sie farbige Kappen, Glasperlen, Schellen und andere Kleinigkeiten aus, welche ihnen Freude machten. Die Inselbewohner besaßen große Geschicklichkeit im Schwimmen und in der Führung ihrer kleinen Kähne, welche ausgehöhlte Baumstämme waren, groß genug, fünfzig Menschen zu fassen, oft aber auch so klein, daß sie nur für Einen Platz hatten. Als Gegengaben brachten sie den Spaniern gezähmte Papageien, Baumwollengarn und Cassava-Brod, welches sie aus einer Wurzel, genannt Yuca, bereiteten. Einige der Inselbewohner trugen in ihren Nasen Zierrathen von Gold, was den Columbus veranlaßte, eifrige Nachforschungen nach diesem Metalle anzustellen, und den Handel damit den Spaniern zu verbieten, indem dieser der Krone allein vorbehalten bleiben sollte. So schlug Columbus, von Golddurst verblendet, gleich in den ersten Tagen nach Entdeckung eines

Fleckchen Landes am Westende des atlantischen Oceans die Freiheit des Handels in Ketten. Die Menschen galten den Spaniern wenig oder nichts, so sehr sie sich auch ihrer Recht=gläubigkeit rühmten und von der Ausbreitung des Christenthums prahlten. Die erste und eifrigste Untersuchung, welche Columbus anstellte, war den Gegenden zugewendet, aus welchen das Gold stammte. Die Inselbewohner gaben zu erkennen, daß das Gold=land im Süden liege. Nachdem die Spanier Holz und Wasser, woran die Insel reich war, eingenommen und Zeichen der Freundschaft mit deren Bewohnern ausgewechselt hatten, segelten sie am 16. October wieder ab, an mehreren Inseln vorüber, nach Cuba, dessen sie am 28. October ansichtig wurden. In den begeistertsten Ausdrücken schilderte Columbus die Schönheiten dieser neuen Welt. Von Cuba sagt er: „Es ist die schönste Insel, welche ein menschliches Auge je gesehen, voll von trefflichen Häfen und tiefen Flüssen." Die Cubaner waren weniger vertrauend, als die Bewohner von Guanahani, sie flohen beim Herannahen der Fremdlinge in die Berge oder versteckten sich in den Wäldern. Ihre Häuser waren besser gebaut, als diejenigen der anderen Inseln. Hier war es, wo die Spanier zuerst Menschen sahen, welche Rollen getrockneter Blätter angezündet in ihren Händen trugen, übelriechenden Rauch daraus zogen und ausbliesen. Eine solche Rolle wurde von den Wilden Tabak genannt. Dieser Name wurde später auf das Kraut, woraus sie gefertigt war, übertragen. Anfangs betrachteten die Spanier das Tabakrauchen als eine ekelhafte, nur bei ganz rohen Völkern mögliche Gewohnheit. Bald aber nahmen die Europäer selbst sie an und fügten dadurch zu den vielen Uebeln, an welchen die Mensch=heit leidet, ein neues hinzu.

Es zeugte nicht von dem Wohlwollen und dem Rechtsgefühle des Admirals, daß er mehrere Bewohner der neu entdeckten Länder, sowohl Männer als Frauen, rauben ließ, um sie nach Spanien zu verbringen. Bevor Columbus das westliche Ende Cuba's erreichte, nahm er seine Richtung dem Ost=Süd=Osten zu, indem er glaubte, Cuba bilde einen Theil des Festlandes von Asien. Hier verließ ihn die Pinta, indem deren Befehlshaber, Martin Alonzo Pinzon, auf eigene Faust Entdeckungen machen wollte. Am 5. Dezember erreichte Columbus das östliche Ende der Insel Cuba und entdeckte bald darauf Hayti, welcher Insel er den Namen Hispaniola (kleines Spanien) gab. Am 12. Dezember ließ er ein Kreuz an der Meeresküste aufrichten, zum Zeichen, daß er von dem Lande Besitz ergriffen habe. Mit Hülfe kleiner Geschenke, welche der Admiral unter die Eingeborenen vertheilte und hochtönender Versprechungen, die er ihnen durch seine Dollmetscher machen ließ, wurden diese arglosen Menschen treuherzig gemacht. Sie gaben den Spaniern willig Alles, was sie von ihnen verlangten, namentlich alles Gold, dessen die lüsternen Fremdlinge ansichtig wurden. Unter den Beherrschern der Insel, welche Cazikеn genannt wurden, kam Guaca=nagari den Spaniern mit besonderer Herzlichkeit und Freundlichkeit entgegen. An dem zu seinem Gebiete gehörigem Gestade litt Columbus am 24. Dezember Schiffbruch. Der Cazike nahm sich der Fremden mit der größten Selbstaufopferung an. Er bewirthete sie in seiner Stadt, versah die Hungrigen mit Nahrungsmitteln, schenkte ihnen Gold, ehrte sie mit festlichen Spielen, welche er ihnen vorführte und faßte eine innige Freundschaft für Columbus. Die Spanier beuteten die günstige Gesinnung des sorglosen Herrschers auf ihre Weise auf. Sie erbauten an der Meeresküste, welche ihm gehörte, eine Feste, der sie den Namen La Navidad ertheilten. Als die Spanier erfuhren, daß Guacanagari und die unter seiner Herrschaft stehenden Eingeborenen häufig von einem andern Stamme, den sie Caraiben nannten, bekriegt würden, versprachen sie denselben Schutz gegen ihre Feinde. Die harmlosen Inselbewohner ahnten nicht, wie theuer ihnen dieser zu stehen kommen sollte. Columbus hatte auf seiner Fahrt nach dem Westen und während seines Aufenthalts

den von ihm entdeckten Ländern die Rohheit und die Sinnlichkeit, die Habsucht und die Wollust seiner Leute zur Genüge kennen gelernt. Er selbst hatte es kaum vermocht, sie einigermaßen in den Schranken der Ordnung und der Mannszucht zu erhalten. Er konnte sich denken, daß, wenn diese Leute führerlos inmitten der treuherzigen und unkriegerischen Bewohner von Hayti zurückgelassen würden, diese den tobenden Leidenschaften der rohen Europäer schutzlos Preis gegeben sein würden. Doch so freundlich auch die Worte lauteten, welche Columbus an den Caziken Guacanagari richtete, sein Entschluß war gefaßt, dessen Land zu unterjochen und ihn und sein Volk nur zu Gunsten der spanischen Herrscher auszubeuten. An dem Gewinne der spanischen Krone hatte auch Columbus seinen Theil. Diesen so hoch als möglich zu steigern, war sein eifrigstes Bestreben. Er kannte die Habsucht des Königs Ferdinand und glaubte, dieser fröhnen zu müssen, um sich in dessen Gunst zu erhalten. Bereitwillig opferte Columbus diesen niederen Rücksichten die ewigen und unveräußerlichen Rechte der Bewohner der von ihm entdeckten Welt auf. Eine Besatzung von neununddreißig Mann, unter dem Befehle Diego's de Arana, sollte die Feste gegen jeden Angriff von Außen vertheidigen und den schon eingeleiteten Handel mit den Eingeborenen fortsetzen. Zwar ertheilte Columbus den Spaniern, welche er auf Hayti zurückließ, die trefflichsten Weisungen, allein er fachte zugleich in ihnen dieselbe Habsucht an, welche, wenn auch in geringerem Maße und in Verbindung mit mannichfaltigen Regeln der Klugheit und einigem Wohlwollen seine ganze Verfahrungsweise gegen die Bewohner der neuen Welt leitete. Er hätte sich denken können, daß die Worte eines fernen Führers bald verhallen würden, da er in seiner Anwesenheit oft nicht im Stande war, ihnen Nachdruck zu verleihen. Doch der verruchte Golddurst machte ihn blind. Am 4. Januar 1493 trat Columbus auf der Caravele Ninna die Rückreise nach Spanien an. Dieses gebrechliche Fahrzeug war ihm von seinem kleinen Geschwader allein übrig geblieben. Am 6. Januar traf er zwar wieder mit der von Pinzon befehligten Pinta zusammen, welche ihn übrigens vor seiner Heimkehr zum zweiten Male verließ.

So günstig die Winde dem Entdecker auf seiner Reise nach dem Westen gewesen waren, so furchtbar wütheten sie auf seinem Rückwege. Dennoch kamen sowohl Columbus, als Martin Alonzo Pinzon, der Befehlshaber der Pinta, und zwar Columbus zuerst nach Spanien zurück und brachten dahin die Kunde einer Entdeckung, welche damals noch Niemand in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen verstand.

Columbus war sowohl bei seiner Abfahrt, als bei seiner Rückkehr in großer Besorgniß gewesen, seine ganze Unternehmung möchte an der Eifersucht des Königs von Portugal scheitern. Die Portugiesen, welche in der letzten Zeit so wichtige Entdeckungen zur See gemacht hatten, empfanden es schmerzlich, daß ihnen die Spanier den Rang auf diesem Gebiete abgewonnen hatten. Johann II. von Portugal war nicht minder schlau und habsüchtig, als Ferdinand von Aragonien. Die Entdeckungen, welche Columbus im Westen des atlantischen Oceans gemacht hatte, führten zu Mißverständnissen zwischen den Kronen von Portugal und Spanien, welche in offenen Krieg auszubrechen drohten. Beide Könige beschäftigten sich gegenseitig mit Gesandtschaften, welche mehr den Zweck hatten, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, als sie abzuschließen. Ferdinand benützte diese Zeit und den Umstand, daß ein Spanier auf dem päbstlichen Throne saß, sich und seinen Nachfolgern den Besitz der Entdeckungen zu sichern, welche Columbus in seinem Dienste gemacht hatte. Der Pabst, Alexander VI., erließ auf Ferdinand's Ansuchen unter dem 2. Mai 1493 eine Bulle, durch welche er dem spanischen Herrscherpaare in Betreff der von ihnen neu entdeckten Länder dieselben Rechte, Vortheile und Indulgenzen verlieh, welche den Portugiesen zu Gunsten ihrer afrikanischen Entdeckungen eingeräumt und zwar unter

derselben Bedingung, welche diesen gemacht worden war, nämlich den katholischen Glauben zu pflanzen und auszubreiten. So verfügte der Mensch, welcher sich Nachfolger Christi nannte, über die Schicksale und die Freiheit von Völkern, welche er nicht einmal kannte! Die Bedingung, unter welcher Alexander VI. die neu entdeckten Völker den Herrschern von Portugal und Spanien zusprach, beweist, daß es diesen anmaßlichen Stellvertretern Gottes auf Erden nicht darauf ankam, die ewigen und unveräußerlichen Rechte der Menschen zu sichern, oder die Völker auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben, sondern nur darauf, das Gebiet ihrer geistlichen Herrschaft zu erweitern. Indem die Päbste über die Völker der neuen Welt diesseits und jenseits des atlantischen Oceans verfügten, machten sie sich selbst verantwortlich für alle die Thaten, welche in Folge der von ihnen ertheilten Zugeständnisse verübt wurden. Die Millionen, welche in Amerika geschlachtet wurden von den Herrschern, welchen sie die Päbste überwiesen, und die anderen Millionen, welche zu Sclaven gemacht wurden, müßten Menschen von Rechtsgefühl, wenn sich solche auf dem päbstlichen Throne gefunden hätten, furchtbare Gewissensbisse geben. Doch die Päbste erreichten, wenn nicht vollständig, so doch theilweise ihren Zweck: sie breiteten ihre Herrschaft über die von den Spaniern und Portugiesen neu entdeckten Länder aus. Vor der Entdeckung der neuen Welt hatte die Geistlichkeit die Pläne des Columbus mit Macht bekämpft. Dieses hielt jedoch die Pfaffen durchaus nicht ab, hinterher sie nach Kräften auszubeuten. Was bis zum Jahre 1492 den Geruch von „Ketzerei" hatte, im Widerspruche mit der Bibel und den Aussprüchen mehrerer Kirchenväter stand, — das wurde im Anfange des nächsten Jahres eine Gott wohlgefällige That, eine Verherrlichung seines Willens und eine Vollendung der, der Kirche ertheilten erhabenen Zusagen. So haben es die Pfaffen jederzeit verstanden, selbst aus denjenigen Ereignissen, welche sie mit aller Macht bekämpft hatten, Vortheil zu ziehen.

Am 3. Mai 1493, dem Tage nach Erlassung der oben bezeichneten Bulle, erging eine zweite, durch welche die Ansprüche der Kronen von Spanien und Portugal an die von ihnen neu entdeckten Länder entschieden werden sollte. Der Pabst zog eine Linie von Norden nach Süden in der Entfernung von hundert Meilen westlich von den Azoren und den Inseln des grünen Vorgebirges. Alles Land, welches im Westen dieser Linie von spanischen Seefahrern entdeckt würde und welches nicht vor Weihnachten des vorhergehenden Jahres von einer anderen christlichen Macht in Besitz genommen worden sei, solle der spanischen Krone gehören; alles Land hingegen, welches in der entgegengesetzten Richtung entdeckt würde, solle den Königen von Portugal zufallen. So verfügte der anmaßliche Nachfolger Christi, welcher erklärt hatte: „mein Reich ist nicht von dieser Welt," über zahllose Länder und Völker, über einen ganzen Theil dieser Welt!

Der König von Portugal, obgleich nicht minder katholisch, als sein Nachbar Ferdinand in Spanien, wollte sich doch die päbstliche Entscheidung nicht unbedingt gefallen lassen. Nach langwierigen Verhandlungen wurde der Streit zwischen den beiden Kronen am 7. Juni 1494 durch einen zu Tordesillas, in Alt-Castilien, unterzeichneten Vertrag geschlichtet. Die von dem Pabste gezogene Theilungslinie wurde zwar beibehalten, allein um 270 Meilen weiter nach dem Westen, nämlich 370 Meilen westlich von den Inseln des grünen Vorgebirges, gesetzt. Die weltlichen Mächte berücksichtigten dabei ebensowenig, als die höchste geistliche Macht der Christen, die Rechte der Völker, welche zunächst in Frage standen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß, wie im gegenseitigen Verhältniß der weltlichen und geistlichen Mächte, die sich christlich nannten, so auch im Verkehre derselben mit den Bewohnern der neu entdeckten Länder, allen Grundsätzen des Christenthums, des Rechts und der Billigkeit Hohn gesprochen wurde.

§ 93. Zweite Entdeckungsreise des Christoph Columbus.

Der Jubel, mit welchem Columbus bei seiner Rückkehr in den Hafen von Palos empfangen wurde, war ganz ebenso groß, als zur Zeit seiner Abfahrt die Entmuthigung und der Widerwille der Bevölkerung gegen sein Unternehmen gewesen war. Seine Reise nach Barcelona, woselbst sich damals der König und die Königin aufhielten, glich einem Triumphzuge. Die Bewohner der Inseln, welche Columbus entdeckt hatte, bildeten die größte Zierde desselben. Geschmückt mit Federn und goldenen Zierrathen, bemalt mit bunten Farben, erregten diese Unglücklichen die Bewunderung der schaulustigen Masse. Lebende Papageyen und ausgestopfte Thiere, seltene Pflanzen der neuen Welt, goldene Kronen und Armbänder, bildeten den zweiten Theil des Zuges. Ferdinand und Isabella beehrten Columbus mit dem Titel ihres Admirals des Oceans, Vicekönigs und Statthalters der von ihm entdeckten indischen Inseln. Mitten in den Festlichkeiten, womit seine Rückkehr gefeiert wurde, richtete Columbus seine Gedanken auf das früher abgelegte Gelübde, das s. g. heilige Grab zu befreien. Da er sich im Besitze der Reichthümer Asien's wähnte, gab er demselben eine festere Gestalt. Er gelobte, innerhalb sieben Jahren ein fünftausend Reiter und fünfzigtausend Fußsoldaten zählendes Heer und innerhalb der nächsten zehn Jahre eine gleiche Streitmacht zu diesem Zwecke zu stellen. Ein anderes Gelübde, welches Columbus auf seiner Rückkehr nebst seiner Mannschaft abgelegt hatte: baarfuß und in ihren Hemden, beim ersten Betreten des Landes, in die Kirche gehen zu wollen, wäre ihm fast übel bekommen, indem der portugiesische Befehlshaber der Insel St. Maria diese Gelegenheit benützen wollte, die wehr- und kleiderlose Sippschaft gefangen zu nehmen. Während ganz Europa voll Bewegung und Freude über die Entdeckungen der Spanier war und Columbus sich den ausschweifendsten Träumereien hingab, vernachlässigte er doch nicht die Mittel, seine Unternehmungen weiter auszudehnen und sich die Früchte derselben zu sichern. Ein zweites, größeres Geschwader wurde ausgerüstet und eine eigene Behörde gegründet, deren Aufgabe sein sollte, die Angelegenheiten der neuen Welt zu ordnen. An deren Spitze wurde Juan Rodriguez de Fonseca, Erzdecan von Sevilla, später Patriarch von Indien, gesetzt. Wenn Columbus in Folge seiner Vorurtheile und Schwärmereien wenig geeignet war, einer neuen Welt Gesetze vorzuschreiben, so war Fonseca wegen der Härte seines Charakters und seines argwöhnischen und herrschsüchtigen Gemüthes, nur im Stande, alle Menschen, welchen er zu gebieten hatte, unglücklich und elend zu machen. Er warf von Anfang an seinen ganzen Haß auf Columbus, dessen Ruhm er beneidete und für dessen Anschauungsweise er kein Verständniß hatte. Dem „königlichen Hause von Indien," so wurde die Behörde genannt, welche in Sevilla ihren Sitz hatte, entsprach eine zweite, welche auf Hayti, unter Leitung des Admirals, niedergesetzt wurde. Diese beiden Behörden nahmen den Handel und Verkehr, den Ackerbau und die Gewerbe, die Ansiedelung und alle übrigen Angelegenheiten der neuen Welt in die Hand. Ohne ihre Erlaubniß sollte Niemand, unter den schwersten Strafen, auch nur den Fuß in die entdeckten Länder setzen dürfen. Es wäre die Aufgabe von Columbus gewesen, diesen despotischen, allen Verkehr hemmenden Maßregeln auf's Kräftigste entgegen zu wirken. Doch er war kein Staatsmann und konnte ein so verabscheuenswerthes System, wie es die Verfassung des Hauses von Indien in sich schloß, nicht bemessen. Er hatte zwar früher die üblen Folgen roher Gewaltthat zum Zwecke der Ausrüstung eines Geschwaders selbst bitter empfunden; das hielt ihn aber nicht ab, ähnlichen Auskunftsmitteln zur Ausrüstung des zweiten Entdeckungsgeschwaders seine Beistimmung zu ertheilen. Durch einen königlichen Befehl wurde verfügt, daß alle Schiffe in den Häfen Andalusien's mit ihren Steuerleuten und

Mannschaften bereit sein sollten, bei dieser Unternehmung mitzuwirken. Columbus und Fonseca wurden ermächtigt, alle diese Schiffe nach Gefallen zu miethen oder zu kaufen und sie erforderlichen Falls mit Gewalt hinwegzunehmen, selbst wenn sie schon von anderen Personen befrachtet sein sollten. In gleicher Weise wurden Beide ermächtigt, die nöthigen Vorräthe, Waffen und Munition überall, wo sie sich finden sollten, gegen Bezahlung hinwegzunehmen und Seeleute jeden Ranges mit Gewalt zum Dienste in der Flotte zu pressen. Zur Deckung der Kosten der Unternehmung wurden zwei Drittheile der Kirchenzehnten und das den aus Spanien verbannten Juden abgenommene Eigenthum verwendet. Der Rest der Kosten wurde durch eine Anleihe gedeckt. Alle diese schmutzigen Maßregeln wurden getroffen, während Columbus sich am Hofe zu Barcelona befand, was deutlich beweist, daß er denselben nicht fremd war, vielmehr sie bewilligte und gut hieß. Um die Bekehrung der Heiden zu fördern, wurden zwölf Geistliche eingeschifft, welche das Elend der unglücklichen Bewohner der neuen Welt noch vermehrten. Die sechs Eingeborenen, welche sehr zur Verherrlichung des Admirals beigetragen hatten, wurden mit großem Pompe zu Barcelona getauft. Alle Zusagen, welche das spanische Herrscherpaar dem Columbus früher gemacht hatte, wurden bestätigt, worauf dieser unter hohen Ehrenbezeugungen am 28. Mai 1493 nach Sevilla abreiste.

Waren bei der ersten Entdeckungsreise des Admirals die strengsten Zwangsmaßregeln gebraucht worden, um die erforderliche Mannschaft zusammen zu bringen, so hatte man jetzt Mühe, den Zudrang beutegieriger Abenteurer abzuwehren. Die Zahl der einzuschiffenden Personen war Anfangs auf eintausend festgesetzt worden, wurde später auf zwölfhundert erhöht, und schwoll am Ende auf fünfzehnhundert an. Wiederholte Streitigkeiten zwischen dem Zahlmeister des indischen Hauses, Juan de Soria, und Fonseca selbst erschwerten die Ausrüstung. Endlich, am 25. September 1493, wurden die Anker gelichtet.

Die Flotte, mit welcher Columbus seine zweite Entdeckungsreise antrat, bestand aus drei Schiffen von hundert Tonnen, welche damals schon für große Fahrzeuge galten, und vierzehn Caravelen. Diese letzteren hatten hohe Vorder- und Hintertheile, kurze Masten und einen geringern Tonnengehalt. Die Fahrzeuge waren reich beladen mit Waaren, welche eine Ansiedelung im fremden Lande fördern und den Handel mit dessen Bewohnern in Aufnahme bringen konnten Am Morgen des 3. November entdeckte Columbus zuerst Land. Er war um ein Bedeutendes südlicher gesteuert, als auf seiner ersten Reise. Dem neu entdeckten Eilande gab er den Namen Dominica, welches inmitten einer großen Anzahl anderer Inseln liegt, die, in einem Halbkreise, Portorico mit der Küste von Paria verbinden. Auf der Insel Marigalante, welcher Columbus diesen Namen seines Schiffes ertheilte, entfaltete er das königliche Banner, um von ihr und den benachbarten Inseln Besitz zu nehmen. Am 4. November landete Columbus auf der Insel, welche er Guadelupe benannte. Beim Herannahen der Spanier flohen die Eingeborenen. Ihre Häuser waren, gleich denen der Bewohner Cuba's und Hispaniola's, aus Baumstämmen erbaut, welche mit Rohr und Zweigen verbunden und mit Palmblättern gedeckt waren. Die Spanier fanden große Vorräthe von Baumwolle, wovon ein Theil zu Garn und Geweben verarbeitet war, Bogen und Pfeile, die letzteren mit scharfen Knochen versehen. Aufgehängte Schädel, welche als Trinkgeschirre gebraucht wurden, und die Ueberreste menschlicher Gebeine, welche ihnen ohne Zweifel zur Nahrung gedient hatten, deuteten darauf, daß das Land von den übel berüchtigten Karaiben bewohnt sei.

Am folgenden Morgen schickte der Admiral einige Abtheilungen Bewaffneter auf die Insel, welche einen Knaben und mehrere Frauen gefangen zurückbrachten. Vergebens

bemühte sich Columbus, freundliche Beziehungen zu den Inselbewohnern einzuleiten. Die Karaiben waren klüger, als die Eingeborenen von Guanahani und Hayti. Nur einige Gefangene, welche in die Hände dieser Menschenfresser gefallen waren, suchten bei den Spaniern Zuflucht. Am 10. November segelte Columbus in nordwestlicher Richtung weiter, ertheilte verschiedenen Inseln, an denen er vorbeifuhr, Namen: Montferrat, Santa Maria Rodonda, Antigua, San Martin und Santa Cruz. Hier fingen die Spanier wieder einige Frauen und Knaben, und fanden bei dieser Gelegenheit, daß die Caraiben nicht so geduldig seien, als die unkriegerischen Bewohner der mehr westlich gelegenen Inseln. Die Männer waren auf einem Kriegszuge abwesend; die Spanier hatten es daher nur mit Frauen zu thun. Diese setzten ihnen jedoch bei jeder Gelegenheit einen furchtbaren Widerstand entgegen. Der Insel, welche jetzt Portorico heißt, gab Columbus den Namen St. Juan Bautista. Die Bewohner dieser Insel waren nicht karaibischen Stammes, führten vielmehr mit diesem blutige Kriege. Am 22. November kam die Flotte an dem östlichen Ende von Hayti an und fünf Tage darauf warf sie in der Nähe des Hafens von La Navidad die Anker aus. Die von Columbus errichtete Feste war niedergerissen und keiner der zurückgelassenen neununddreißig Spanier mehr zu sehen. Einige derselben waren an verschiedenen Krankheiten gestorben, Andere hatten sich über die Insel zerstreut, Frauen von den Landeseingeborenen genommen und alle Kriegszucht aufgegeben. Ihre Ausschweifungen, ihre Habsucht und ihre Gefräßigkeit verwandelten bald die harmlosen Eingeborenen aus Freunden und Verehrern in Gegner. Endlich geriethen die Spanier unter sich selbst in Zank und Streit und wurden so eine leichte Beute ihrer Feinde. Ein Theil derselben zog in das Gebiet Caonabo's, wurde dort ergriffen und getödtet. Caonabo, der Cazike der goldenen Berge von Cibao, hatte mit richtigem Blicke die Gefahr erkannt, womit die Spanier die Insel bedrohten. Nachdem er die Hälfte der zurückgebliebenen Spanier niedergemacht hatte, überfiel er den Caziken Guacanagari, schlug und verwundete ihn, griff die sorglosen Spanier an, zerstörte deren Feste und tödtete die Besatzung, welche nur noch aus zehn Mann bestand. Als Columbus nach Hayti zurückkehrte, fand er auch nicht einen der Männer, die er in La Navidad gelassen hatte, am Leben. Sein Verhältniß zu Guacanagari wurde durch die Schicksale der in der Feste zurückgelassenen Spanier zwar getrübt, nahm aber bald wieder die frühere Freundlichkeit an, obgleich die Herzlichkeit nicht zurückkehrte, welche anfangs dasselbe beseelt hatte. Der Benedictiner, Bernardo Boyle, gab sich besondere Mühe, den Admiral zu Gewaltmaßregeln gegen die wehrlosen Eingeborenen zu treiben. Es gelang ihm zwar nicht, seine grausamen Pläne durchzusetzen, doch übte dieser Mönch unstreitig einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Gemüther der Spanier aus und schwerlich vermochte selbst Columbus, sich diesem gänzlich zu entziehen.

Am 7. December segelte die Flotte weiter, um in einer günstigen Lage eine Niederlassung zu gründen. Sie landete in einem natürlichen Hafen, in welchen sich zwei Flüsse ergossen und welche durch Felsen und Wälder geschützt war. In dessen Nähe lag ein Dorf. Besondere Anziehungskraft hatte dieser Platz aber für die Spanier, weil sie erfuhren, er sei nicht weit entfernt von den Goldbergen Cibao's. Columbus gab der neuen Niederlassung den Namen Isabella. Der Plan einer Stadt wurde entworfen, Straßen und Plätze ausgesteckt, eine Kirche, ein öffentliches Vorrathshaus und ein Palast für den Admiral von Stein erbaut. Die Privatwohnungen waren von Holz, Gips und Rohr zusammengesetzt. Doch die Wahl des Ortes war nicht günstig. Furchtbare Krankheiten brachen unter der Bevölkerung aus. Zu der Ungesundheit des Klimas, den Nachwehen einer langen Seereise, und einer mangelhaften Nahrung traten getäuschte Hoffnungen hinzu. Die Berichte, welche der Admiral von seinen Entdeckungen gegeben, hatten die

Meisten, die sich mit ihm einschifften, irre geführt. Sie glaubten in wenigen Monden Reichthümer sammeln und mit Schätzen beladen in ihr Vaterland zurückkehren zu können. An das mühsame Bauen einer Stadt, an Feldarbeit, dauernde Strapatzen und Entbehrungen hatte Niemand gedacht. Um so bälder trat, im Angesichte der Wirklichkeit, Entmuthigung, Widerwillen und Verstimmung ein.

Columbus hatte sich und dem spanischen Herrscherpaare geschmeichelt, die von ihm in La Navidad zurückgelassene Besatzung werde, während seiner Abwesenheit, große Massen Goldes gesammelt haben. Statt reiche Schätze nach Spanien schicken zu können, bedurfte er bedeutender Sendungen an Waffen, Kleidungsstücken, Lebensmitteln, Pferden und Arbeitern. Der Admiral wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er die auf den karaibischen Inseln gefangen genommenen Menschen nach Spanien schickte und dem Herrscherpaare empfahl, sie als Sclaven zu verkaufen. Diese unmenschliche Handlung suchte Columbus damit zu entschuldigen, daß er behauptete, „diese rohen Menschen würden dadurch einer besseren Lebensweise und dem Christenthum zugeführt werden.“

Ferdinand und Isabella hatten Columbus keine Weisung gegeben, welche auch nur entfernt ihm zur Entschuldigung dienen könnte. Ein Mann von Charakter und Wohlwollen würde eine solche bekämpft haben. Es gereicht dem Entdecker der neuen Welt zur ewigen Schande, daß er auf seine eigene Faust und ohne alle Veranlassung von Seiten des spanischen Herrscherpaares, die Sclaverei in der neuen Welt einführte! Er gab die erste Anregung zu dieser verabscheuenswerthen Einrichtung, welche bald nicht auf die Caraiben beschränkt blieb, sondern auch auf die harmlosen und friedlichen Bewohner der weiter im Westen belegenen Inseln ausgedehnt wurde. Columbus war ein ausgezeichneter Seefahrer, er würde sich, den unter seinen Befehlen stehenden Spaniern und den Bewohnern der neuen Welt vielen Jammer und großes Elend erspart und weit großartigere Entdeckungen gemacht haben, wenn er sich auf das Gebiet beschränkt hätte, womit er vertraut war. Statt gleich nach seiner Ankunft auf Hayti seine Entdeckungsreisen zur See fortsetzen zu können, mußte er sich als Vicekönig und Statthalter der neuen Welt mit der Gründung von Ansiedelungen und Verwaltungsgeschäften befassen, denen er nicht gewachsen war. Gefährliche Aufstände von Seiten der Spanier, welche er nicht in den Schranken der Ordnung zu halten verstand, frevelhafte Bedrückungen der Eingeborenen, die er theils ungeahndet ließ, theils selbst veranlaßte, bezeichneten seine vicekönigliche Verwaltung. Columbus war kein Mann von höheren Ideen. Er war in allen Vorurtheilen seiner Zeit befangen, oft noch mehr, als die rohen Seeleute, in deren Mitte er lebte. Er brachte die verkehrtesten Ansichten, den unseligsten Aberglauben und eine vollständige Unfähigkeit, die Leidenschaften der ihn umgebenden Spanier zu beherrschen, in die neue Welt mit. Kurz nach seiner Rückkehr aus Spanien schickte er Alonzo de Ojeda mit einer bewaffneten Schaar nach dem Innern der Insel ab, um diese genauer zu erforschen. Am Abende des zweiten Tages gelangten die Spanier an den Fuß eines hohen Gebirges, von dessen Gipfel sie am folgenden Morgen die Sonne über einer weiten, mit hohen Wäldern bedeckten, von Dörfern und Höfen reich besetzten und von den glänzenden Fluthen des Yaguiflusses belebten Ebene aufgehen sahen. Von den Eingeborenen wurden Alonzo de Ojeda und seine Mannschaft gastfreundlich aufgenommen. Nach fünf oder sechs Tagen erreichten sie die Goldregion von Cibao, welche dem Caziken Caonabo angehörte. Der Sand der Bergströme glänzte von Goldtheilchen. An manchen Stellen fanden die Spanier große Stücke reinen Goldes und Steine, welche Gold enthielten. Ojeda kehrte mit hochtönenden Berichten über den Reichthum des Landes zurück. Proben des Goldes und der Pflanzen der Insel wurden eingeschifft und mit den zurückkehrenden Schiffen nach Spanien abgesendet. Am

2. Februar 1494 lichtete die Flotte, an deren Bord sich diese Gegenstände und die von Columbus zur Sclaverei verdammten Caraiben befanden, die Anker. Die neue Stadt, Isabella, erhob sich allmälig an dem Gestade empor. Eine Mauer umgab sie, zum Schutze gegen plötzliche Angriffe der Eingeborenen.

Nachdem die Flotte abgesegelt war, wurde die Stimmung unter den Zurückgebliebenen von Tag zu Tag trüber. Eine Verschwörung, deren Zweck war, die zurückgebliebenen Schiffe hinweg zu nehmen, und mit denselben nach Spanien zu fahren, wurde zwar vereitelt, jedoch nicht mit dem erforderlichen Nachdruck bestraft. Die wilden Leidenschaften der in Isabella versammelten Abenteurer konnten durch halbe Maßregeln nicht gezähmt werden und zu durchgreifenden wußte sich Columbus niemals zu entschließen. Die Berichte, welche Ojeda über das Innere der Insel gegeben hatte, bestimmten den Admiral, einen zweiten Zug mit größerer Heeresmacht dahin zu unternehmen. Am 12. März brach Columbus an der Spitze von vierhundert Bewaffneten auf. Beim Anblick dieser Kriegsmacht erzitterten die Eingeborenen, durch deren Dörfer Columbus zog. Besondern Schrecken verbreiteten die Reiter unter ihnen. Doch da der Admiral den Inselbewohnern kleine Geschenke machte und freundliche Worte gab, ahnten sie nichts Schlimmes, und überhäuften die Fremden mit Beweisen der Freundschaft. In der Goldregion von Cibao ließ Columbus eine Festung errichten, der er den Namen St. Thomas gab. Die Eingeborenen legten ihm keine Hindernisse in den Weg, brachten vielmehr Lebensmittel und Goldkörner in großen Massen herbei. Den Oberbefehl in der Festung vertraute Columbus dem Pedro Margarita an. Nachdem der Admiral eine Besatzung von sechsundfünfzig Mann daselbst zurückgelassen hatte, kehrte er am 29. März nach Isabella zurück. Kurz darauf erhielt er von Pedro Margarita die Nachricht, daß die Eingeborenen Zeichen von feindlichen Gesinnungen gäben, ihre Dörfer verließen und allen Verkehr mit den Weißen abbrächen, und daß der Cazike Caonabo einen Angriff auf die Festung vorbereite. Die Spanier hatten ohne alles Recht eine Feste in dem Gebiete dieses Fürsten angelegt, hatten sich, unmittelbar nach dem Abzuge des Admirals die schändlichsten Erpressungen gegen die Inselbewohner erlaubt und die frechsten Eingriffe in deren Familienleben begangen. Statt freundschaftliche Verbindungen mit den Besitzern und Herren der Insel anzuknüpfen, betrachtete Columbus sich und das spanische Herrscherpaar als die rechtmäßigen Beherrscher der neu entdeckten Länder.

Mit gutem Grunde betrachteten daher die klügeren unter den Landesbewohnern die Spanier als Feinde und hielten sich von denselben ferne. Die Sterblichkeit nahm in der jungen Stadt Isabella mehr und mehr zu. Es fehlte an Lebensmitteln, Niemand war willig, zu arbeiten. Die adeligen Abenteurer, welche bei dieser Niederlassung sehr zahlreich waren, wurden im höchsten Grade unwillig, als ihnen Columbus gleiche Arbeit, wie den übrigen Mitgliedern der Colonie zumuthete. Um die Stadt von Unzufriedenen zu säubern und die Vorräthe derselben zusammenzuhalten, schickte Columbus beiläufig vierhundert wohlbewaffnete Männer nach dem Innern, vertraute den Oberbefehl über diese Kriegsmacht, welcher er keine andere im Falle des Ungehorsams entgegenstellen konnte, dem Pedro Margarita an, an dessen Stelle Ojeda den Befehl in der Festung St. Thomas übernehmen sollte. Columbus gab auf diese Weise die Herrschaft über die Spanier und folgeweise auch über die Inselbewohner aus seiner Hand. Pedro Margarita und Ojeda wurden einflußreiche Kriegsobersten, von deren gutem Willen es abhing, in wie weit die Befehle des Admirals Geltung erlangen sollten. Columbus ließ es zwar nicht an Weisungen und Rathschlägen fehlen. Sie wurden aber von der Besatzung der Feste St. Thomas und den dahin abgehenden Truppen ganz ebenso wenig beachtet, als diejenigen, welche er seiner Zeit

dem Befehlshaber und der Besatzung von La Navidad gegeben hatte. Seine Macht war viel zu wenig befestigt, als daß er, vernünftigerweise, erwarten konnte, sie werde, falls ihr nicht die Gewalt des Schwertes sofort Nachdruck verschaffe, von Befehlshabern beachtet werden, welche sich besser dünkten, als Columbus. Waren sie doch Spanier, der Admiral ein Ausländer, waren sie doch vom alten Adel, Columbus erst durch die königliche Gnade Isabellen's in den Adelstand erhoben worden! Das Rechtsgefühl und die Gewissenhaftigkeit des Columbus konnte seinen Unterbefehlshabern keine Achtung einflößen, da sie sich in allen entscheidenden Fällen nicht bewährten. Wider alles Recht hatte Columbus Gefangene gemacht und als Sclaven nach Spanien gesandt, Besitz von der Insel Hayti ergriffen und Maßregeln getroffen, welche einen Krieg mit den Eingeborenen unvermeidlich machten. Indem der Admiral dem Pedro Margarita den Befehl ertheilte, sich der Personen des Cazifen Caonabo und seiner Brüder zu bemächtigen, gab er am deutlichsten zu erkennen, daß, ungeachtet aller Redensarten von Milde, Gerechtigkeit und Christenthum, die Gewalt seine Losung sei. Zwar standen Pedro Margarita und Ojeda auf keinem höhern, ja auf einem noch niedrigern Standpunkte der Sittlichkeit, als Columbus. Allein die ganze Verfahrungsweise dieses Letztern war eben so wenig geeignet, ihnen Furcht vor seiner Strenge, als Scheu vor seinem Rechtsgefühle einzuflößen.

Drei Spanier waren von fünf Eingeborenen ihrer Habseligkeiten beraubt worden. Ein benachbarter Cazike sollte die Thäter geschützt und selbst an der Beute Theil genommen haben. Ojeda ergriff einen der Diebe und ließ ihm öffentlich die Ohren abschneiden, den Caziken, seinen Sohn und Neffen legte er in Ketten und schickte sie an den Admiral nach Isabella. Columbus, statt die Grausamkeit Ojeda's zu mäßigen, und die Unrechtmäßigkeit seiner Herrschaft durch Milde erträglich zu machen, verurtheilte die drei Gefangenen zum Tode. Mit Mühe gelang es den Freunden und Verwandten derselben, die Vollziehung dieses Urtheils, zu welcher schon alle Vorbereitungen getroffen waren, zu verhindern. Der Haß der Eingeborenen gegen die Spanier mußte durch alle diese von Columbus theils verübten, theils veranlaßten und geduldeten Bedrückungen von Tag zu Tage wachsen.

Der Admiral scheint dieses nicht vorausgesehen zu haben; denn gerade um diese Zeit trat er seine zweite Entdeckungsreise an. Er ernannte eine oberste Verwaltungsbehörde, deren Präsident sein Bruder, Don Diego, sein, in deren Schooße aber der ehrgeizige und herrschsüchtige Benedictiner Boyle nebst drei anderen Räthen sitzen sollte. Diese Ernennungen zeugen eben so sehr, als die meisten anderen von der geringen Menschenkenntniß des Admirals. Die zwei größten der vorhandenen Schiffe ließ Columbus im Hafen zurück, mit drei Caravelen: der Ninna oder Santa Clara, dem San Juan und dem Cordera schiffte er sich ein (am 24. April 1494). Er nahm seine Richtung nach Cuba und segelte, an der Südseite dieser Insel in westlicher Richtung. Die Eingeborenen, bei welchen sich Columbus nach dem Lieblingsmetalle der Spanier, dem Golde, erkundigte, deuteten nach dem Süden. Dort hoffte der Admiral, die von Marco Polo geschilderten Provinzen Asien's zu finden. Er steuerte nach dem Süden, gewahrte bald die blauen Gipfel einer großen und hoch empor strebenden Insel. Sie führte den Namen Jamaica, den sie beibehielt, obgleich Columbus sie San Jago benannte. Als deren Einwohner seine Schiffe nicht gutwillig landen ließen, machte der Admiral Gebrauch von den Waffen, verwundete mehrere der Eingeborenen, ließ sie von seinen Leuten mit dem Schwerte in der Hand und einem Bluthunde verfolgen. Auch diese, für die Bewohner der neuen Welt so furchtbaren Thiere hetzte Columbus zuerst gegen die nackten Menschen und zwar ohne allen, auch nur scheinbaren Rechtsgrund. Wer konnte es den Eingeborenen von Jamaica verargen, wenn sie unbekannten Fremdlingen an ihren Küsten zu landen wehrten? Fremdlinge, welche

mit den Waffen in der Hand sich ihren Gestaden nahten? Erschreckt und geängstigt gaben die Bewohner Jamaica's bald allen Widerstand auf und pflegten freundlichen Verkehr mit den Spaniern. Sie schienen gebildeter und kriegerischer zu sein, als ihre Nachbarn von Cuba und Hayti. Ihre Kähne waren besser gebaut und waren am Vordertheile mit Schnitzwerk und Malereien verziert. Zwar waren auch diese aus Stämmen eines einzelnen Baumes gefertigt; allein weit größer, als alle, welche die Spanier früher gesehen hatten. Columbus maß eines der Canoes, welches 96 Fuß lang und 8 Fuß breit war. Da der Admiral kein Gold in Jamaica fand, nahm er, nachdem er das Westende der Insel erreicht hatte, seine Richtung nach Cuba zu. An mehreren Orten wurden die Spanier von den Bewohnern Cuba's freundlich aufgenommen. Columbus vermochte aber nicht, mit Sicherheit von ihnen zu erfahren, ob Cuba Festland oder Insel sei. Die Gegend im Westen der Stadt Trinidad längs dem Meerbusen von Xagua, welche jetzt unbewohnt und wüste ist, war zur Zeit, da Columbus sie entdeckte, reich bevölkert. Ein Dorf gränzte an das andere und die Berge hallten wieder von den heiteren Gesängen und der kunstlosen Musik der Eingeborenen. Im Kampfe mit mannigfaltigen Mühseligkeiten und Gefahren setzte Columbus seine Reise nach dem Westen fort, ohne jedoch das Ende Cuba's zu erreichen. Seine Schiffe hatten furchtbar gelitten. Die Hitze, Felsen und Sandbänke hatten sie leck gemacht. Die Ankertaue und das Takelwerk waren abgenutzt und die Mannschaft ermattet und entmuthigt. Alle waren der Ansicht, es unterliege keinem Zweifel, daß Cuba Festland und nicht Insel sei. Die schlechte Beschaffenheit der Schiffe und die gereizte Stimmung der Mannschaft mochten einen hinreichenden Grund zur Umkehr bieten. Columbus griff aber zu einem sonderbaren Mittel, dieselbe zu rechtfertigen. Er ließ sämmtliche an Bord befindliche Personen vom Hauptmann bis zum Schiffsjungen vor Notar und vier Zeugen über die Frage vernehmen, ob sie irgend einen Zweifel darüber hätten, daß das vor ihnen liegende Land ein Continent, der Anfang und das Ende Indien's sei, über welches jedermann zu Fuße nach Spanien zurückkehren könne und dessen Küste, wenn man sie verfolge, bald zu gebildeten Völkern führen würde? Da Alle wünschten, so schnell als möglich nach Hause zurückzukehren, bejahten sie eidlich und einstimmig diese Frage. Die Verhandlung fand statt nahe bei der tiefen Bucht Philippina, oder Cortes. In zwei oder drei Tagen hätte Columbus das westliche Ende Cuba's erreicht, und an derselben Stelle, wo er seine Mannschaft eidlich vernehmen ließ, konnte man von der Spitze des Mastes über die südliche Inselgruppe hinweg und jenseits derselben die offene See erkennen. Doch Columbus kehrte um und nahm die Ueberzeugung mit in's Grab, daß Cuba das äußerste Ende des Festlandes sei.

Am 13. Juni nahm er seine Richtung nach Südosten, segelte um die Südküste Jamaica's und kam am 20. August im Angesichte des Vorgebirges an, welches jetzt den Namen Tiberon trägt, dem aber Columbus den Namen San Miguel ertheilte. Erst später erfuhr er, daß dieses Vorgebirge die Westspitze Hayti's bilde. Im Kampfe mit feindlichen Ostwinden setzte der Admiral eine Zeit lang seine Reise fort, bis er, erschöpft von den erlittenen Strapatzen, in eine schwere Krankheit fiel, welche ihm die Besinnung raubte und den Plan, den er hatte, die karaibischen Inseln vollständig zu erforschen, unausführbar machte. Am 4. September kehrte das Geschwader nach Isabella zurück.

§ 94. Hayti vom April 1494—1496.

Diego Columbus, der nach des Admirals Abreise das Haupt der obersten Verwaltungsbehörde von Hayti sein sollte, war ein Mann ohne Thatkraft, Scharfblick und

Gewandtheit. Seine Wünsche waren mehr dem Leben eines Pfaffen, als der Wirksamkeit eines weltlichen Beamten zugewendet. Wenige Tage nach Christoph's Abreise langte sein Bruder Bartholomäus in Isabella an. Dieser war ein entschlossener, stets kampfbereiter und vorsichtiger Mann, der seinem Bruder als Seefahrer gleichkam und ihn als Krieger und Verwaltungsbeamten bei weitem übertraf. Doch die von dem Admiral eingesetzte Behörde hatte Mühe, sich Gehorsam zu verschaffen. Bartholomäus Columbus, welcher keine bestimmte Anstellung hatte, konnte nicht unmittelbar in die Geschäfte eingreifen, und sein Bruder Diego war für die kräftigeren Maßregeln und die schärfere Auffassungsweise des Bartholomäus wenig empfänglich. Kaum war Christoph Columbus abgereist, als diejenigen Mißstände, welche ein umsichtiger Statthalter vorhergesehen und verhindert hätte, ausbrachen. Pedro Margarita setzte sich mit dem größern Theile seiner Streitkräfte in Bewegung, nahm aber nicht die ihm von dem Admirale vorgezeichnete Richtung. Statt die rauhen, aber goldreichen Gebirgsgegenden von Cibao zu erforschen, stieg er in die reichen Ebenen herab, vergaß gänzlich den Gegenstand seiner Expedition, überließ sich selbst den wildesten Ausschweifungen inmitten der durch seine Kriegsmacht eingeschüchterten Inselbewohner, und war daher nicht im Stande, den Leidenschaften seiner Truppen Schranken zu setzen. Es läßt sich in der That nichts Unsinnigeres denken, als vierhundert Kriegsleute mit einem hochfahrenden Ritter an der Spitze auf eine Untersuchungsreise auszusenden. Zwei oder drei gebildete Männer mit nüchterner Lebensweise hätten wahrscheinlich in wenigen Wochen das Innere der Insel besser ausgekundschaftet, als ein Kriegsheer im Laufe von Jahren. Die Eingeborenen würden einer geringeren Anzahl verständiger Männer bereitwillig Auskunft ertheilt, und Lebensmittel verschafft haben. Leicht wären durch geeignete Vorbereitungen alle Gefahren beseitigt worden, welche derartigen Kundschaftern hätten begegnen können. Doch Christoph Columbus hatte von Anfang an sich in ein falsches Verhältniß zu den Bewohnern der neuen Welt gesetzt. Der bewaffnete Zug Pedro Margarita's war nur eine Folge der Voraussetzung, von welcher Columbus ausging, daß die Insel Hayti mit allen ihren Bewohnern seiner und der spanischen Krone Herrschaft von Rechtswegen unterworfen sei, und daß jeder Widerstand mit Gewalt unterdrückt werden müsse. Eine Zeit lang ließen sich die unglücklichen Inselbewohner die Gewaltthätigkeiten der Spanier gefallen. Mit der ihnen eigenen Freundlichkeit lieferten sie den fremden Eindringlingen die erforderlichen Lebensmittel. Doch am Ende verloren sie die Geduld. Ein Spanier verzehrte mehr in einem Tage, als ein Inselbewohner in einem Monat. Lieferten die Eingeborenen nicht so viele Lebensmittel, als die Spanier verlangten, so wurden die Vorräthe des Landes mit Gewalt geraubt. Die Spanier waren übrigens mit Speise und Trank nicht zufrieden, sie wollten Schätze sammeln, namentlich Gold gewinnen, und mit den Weibern der Eingeborenen ihren Lüsten fröhnen. Die Zügellosigkeit nahm unter ihnen immer zu. Als die Kunde davon nach Isabella gelangte und Diego Columbus, in Verbindung mit dem Rathe, dessen Präsident er war, dem Pedro Margarita Vorstellungen machte, antwortete dieser Ritter mit frechem Hohne. Der Benedictiner Boyle begünstigte die ausgelassenen Soldaten. Margarita betrachtete sich als den obersten Befehlshaber auf der Insel. Der Admiral hatte ihn thatsächlich dazu gemacht, indem er ihn an die Spitze der bewaffneten Macht gestellt und in das Innere der Insel abgeschickt hatte. Als endlich das wüste Leben inmitten einer uncivilisirten Bevölkerung dem Margarita langweilig zu werden anfing, setzte er sich an der Spitze einer Bande Mißvergnügter in den Besitz einiger Schiffe, welche im Hafen von Isabella lagen, und segelte, nebst dem Benedictiner Boyle, nach Spanien zurück. Die Haufen der Soldaten, welche im Innern der Insel umher zogen, waren nach Pedro Margarita's Abreise durch-

aus führerlos. Der letzte Schein von Mannszucht verschwand. Eine Schandthat folgte der anderen auf dem Fuße, bis die auf's Aeußerste gebrachten Eingeborenen zum Widerstande getrieben wurden. Sie wagten zwar keinen offenen Krieg mit ihren übermächtigen Drängern, nahmen aber blutige Rache an einzelnen kleinen Abtheilungen, welche sie da und dort überfielen.

Hayti war dazumal in fünf Bezirke getheilt, wovon jeder durch einen unabhängigen Cazikͤen (Fürsten) beherrscht wurde, welcher unumschränkte, erbliche Gewalt besaß und eine Anzahl anderer Caziken unter sich hatte. Der bedeutendste dieser Bezirke umfaßte den mittlern Theil der großen Ebene, welche am Fuße der Feste San Thomas lag, und der die Spanier den Namen der königlichen Vega ertheilt hatten. Ein reiches, wohl bewässertes, blühendes Land, dessen Cazike Guarionex hieß. Den zweiten Bezirk, welcher Marien hieß, beherrschte Guacanagari, der unglückliche Fürst, welcher die Spanier so freundschaftlich bei sich aufnahm. Sein Gebiet erstreckte sich längs der Nordküste der Insel vom Vorgebirge San Nicholas, am westlichen Ende Hayti's, bis zum Flusse Yagui. Es schloß den nördlichen Theil der königlichen Ebene in sich. Der dritte Bezirk, Maguana, stand unter der Herrschaft des karaibischen Caziken Caonabo und umfaßte die Goldregionen von Cibao. Das volkreichste und ausgedehnteste Land auf dieser Insel führte den Namen: Xaragua, von einem großen See, und schloß die ganze westliche Küste bis zum Vorgebirge Tiberon in sich. Die Bewohner dieses Bezirkes zeichneten sich vor allen anderen durch ihre Anmuth, ihren Anstand und den Wohlklang ihrer Rede aus. Ihr Beherrscher hieß Behechio, dessen Schwester, A n a c a o n a, durch ihre Schönheit, Anmuth und natürliche Würde weithin berühmt und die Lieblingsfrau des Caziken Coanabo war. Sie besaß einen höhern Geist, als ihre Stammesgenossen. Anacaona dichtete die schönsten Balladen, welche die Eingeborenen bei ihren Nationaltänzen vortrugen. Der fünfte und letzte Bezirk der Insel hieß Higuey. Er umfaßte den ganzen östlichen Theil derselben und reichte im Norden bis zum Flusse Yagui, und im Süden bis zum Ozema. Die Bewohner dieses Landstriches waren die entschiedensten und tapfersten der Insel, da sie am häufigsten von den Karaiben belästigt und von diesen gezwungen worden waren, die Kriegskunst zu betreiben. Ihr Cazike hieß Cotabanama. Sämmtliche fünf Gebiete sollen zur Zeit, da die Europäer zuerst dort landeten, eine Bevölkerung von einer Million gehabt haben, welche nach kurzer Zeit durch die Spanier, die sich Christen und civilisirt nannten, aufgerieben wurde!

Entrüstet über die Schandthaten und die Ausschweifungen der Spanier, griff Guatiguana, der Cazike einer großen Stadt im Gebiete Guarionex, zu den Waffen. Er ließ zehn Spanier, welche in seiner Stadt den unerträglichsten Unfug getrieben hatten, niedermachen und ein Haus, worin fünfzig kranke Spanier lagen, anzünden. Caonabo bedrohte mit einer zahlreichen Heeresmacht die Feste San Thomas, in welcher Ojeda befehligte. In dieser lagen nur fünfzig Mann Besatzung, allein sie waren auf ihrer Hut. Es gelang dem Caziken Caonabo weder, die Feste durch Ueberfall, nach durch Aushungerung zu bezwingen. Caonabo, der bisher allein die Spanier mit Entschiedenheit bekämpft hatte, suchte sämmtliche Caziken der Insel Hayti in einem großen Bunde gegen die verhaßten Dränger zu vereinigen. Behechio, Guarionex und Cotabanama waren dazu bereit, doch Guacanagari hing den Spaniern in unseliger Verblendung an. Er weigerte sich nicht blos, in den Bund wider dieselben einzutreten, er unterstützte, nach wie vor, die Fremdlinge und wich auch dann nicht, als Caonabo und Behechio ihn mit Krieg überzogen und ihm die schwersten Verluste beibrachten. In dieser Lage befand sich die Insel, als Christoph Columbus im September 1494, von seiner zweiten Entdeckungsreise, im Hafen von Isabella einlief.

Columbus war so schwer erkrankt, daß er längere Zeit hindurch nicht die Kraft besaß, sich mit Geschäften zu befassen. Als er sich etwas erholt hatte, besuchte ihn der Cazike Guacanagari und theilte ihm die Pläne Caonabo's und die Verluste mit, welche er in Folge seiner Freundschaft für die Spanier erlitten hatte. Der Krieg hatte begonnen. Columbus, auf welchem allein die Schuld desselben lastete, that keine Schritte, um eine leicht mögliche Versöhnung herbeizuführen. Von neuem griff er zum Schwerte. Er schickte Soldaten gegen den Caziken Guatiguana. Guarionex ließ sich durch schöne Worte abhalten, sein Gebiet zu vertheidigen. Er gab sogar zu, daß die Spanier eine Feste, der sie den Namen „Conception" ertheilten, bauten und verlieh dem eingeborenen Dollmetscher des Admirals seine Tochter zur Frau. Durch List und Keckheit brachte Ojeda den gefährlichsten Feind der Spanier, den Caziken Caonabo, in seine Gewalt. Caonabo's Bruder machte zwar noch einige Versuche, den Kampf gegen die Spanier fortzusetzen, wurde jedoch in der Schlacht gefangen, während seine erschreckten Gefährten in wilder Flucht davon rannten. Ein Geschwader, das um diese Zeit aus Spanien in Isabella ankam, brachte der Colonie Verstärkungen und reiche Vorräthe. Columbus ging, da dasselbe seine Rückreise nach Spanien antrat, um einen Schritt weiter, als er früher gegangen war. Er schiffte über fünfhundert gefangene Einwohner von Hayti ein, um auf dem Sclavenmarkte zu Sevilla verkauft zu werden! Das einzige Vergehen dieser Unglücklichen bestand darin, daß sie im Kampfe um die Freiheit ihres Landes auf der Seite ihrer Heimath und nicht auf derjenigen gewaltthätiger und zügelloser Eindringlinge standen.

Columbus, nicht zufrieden, den Eingeborenen Hayti's die tiefsten Todeswunden geschlagen zu haben, ging darauf aus, sie gänzlich zu unterjochen. In der Nähe des Platzes, auf welchem später die Stadt San Jago gebaut wurde, erlitten die Eingeborenen eine furchtbare Niederlage. Sie waren unfähig, den Waffen der Spanier, ihren Streitrossen und Bluthunden Widerstand entgegen zu setzen. Der Schrecken ging vor den Fremdlingen her. Der Donner ihrer Geschütze betäubte die unglücklichen Eingeborenen, die Rosse traten sie in den Staub und die Bluthunde zerfleischten sie auf der Flucht!

Guacanagari stand auf Seiten der Spanier. Columbus rückte mit seinen Bewaffneten unaufhaltsam von Ort zu Ort und legte den Inselbewohnern das blutgetränkte Joch fremder Herrschaft auf! Guarionex nahm es geduldig auf sich. Manicaotex, der Bruder des unglücklichen Caonabo, bat um Frieden. Nur Behechio, der Cazike von Xaragua und Schwager Caonabo's, zog sich mit seiner Schwester, der schönen Anacaona, in sein Gebiet zurück, ohne sich zu unterwerfen.

Columbus zeigte sich eben so wenig großmüthig nach, als vor dem Siege. Er legte den Eingeborenen, welche früher so glücklich gewesen waren, unerschwingliche Lasten und unerträgliche Dienste auf. Jeder Bewohner der Goldregion Cibao mußte alle drei Monate eine Falkenschelle voll Goldstaub liefern, im Werthe von einem Pfund Sterling, oder fünf Dollars, eine jährliche Kopfsteuer von vier Pfund Sterling, welche, da zu jener Zeit das Gold dreimal höher im Werthe stand, als jetzt, einer Abgabe von zwölf Pfund Sterling oder sechzig Dollars gleichkam. Niemals, seit die Welt steht, hat irgend ein Blutsauger einem Volke schwerere Abgaben ausgepreßt! Columbus besteuerte aber nicht blos die einzelnen Köpfe, er verlangte außerdem von den Caziken noch besondere Abgaben. Manicaotex mußte für seine Person außerdem alle drei Monate Gold im Werthe von hundertfünfzig Pfund Sterling bezahlen. In den Bezirken, welche kein Gold hervorbrachten, hatte jeder Einwohner fünfundzwanzig Pfund Baumwolle im Vierteljahre, oder hundert Pfund im Jahre zu liefern. Zum Zeichen, daß er seine Steuer bezahlt hatte, erhielt der Eingeborene eine kupferne Münze, die er um den Hals tragen mußte. Die-

jenigen, welche eine solche nicht trugen, konnten verhaftet und bestraft werden! Kein Despot des Orients hat jemals einem besiegten Volke so furchtbare Lasten auferlegt! Glänzend ist die Strahlenkrone des Entdeckers Columbus, doch die Schmach, welche dieser Mann durch die an den friedlichen Eingeborenen Hayti's verübten Grausamkeiten auf sich geladen, verwandelt seinen Ruhm in unvergeßliche Schande!!

Jeder seiner Schritte, jede seiner Maßregeln überbot noch die vorhergehenden an Härte. Da die königliche Ebene kein Gold enthielt, und deren Bewohner in der Goldwäsche nicht geschickt waren, erbot sich der Cazike Guarionex, statt des verlangten Tributes eine Strecke Landes, die sich über die ganze Insel von Meer zu Meer zog, mit Korn zu bepflanzen. Las Casas sagt, daß von deren Ertrage Castilien zehn Jahre lang mit Brod hätte versehen werden können. Columbus, welcher doch so häufig selbst an den nothwendigsten Nahrungsmitteln Mangel gelitten hatte, verwarf den Antrag, weil nur Gold seinen Durst löschen konnte.

Um seine Gewaltherrschaft zu befestigen, erbaute der Admiral zahlreiche Zwingburgen in allen Theilen der unglücklichen Insel. Die Eingeborenen erlagen zu Tausenden den ihnen auferlegten Lasten. Auf der Insel, welche früher von den heiteren Klängen des Frohsinns wiedergehallt hatte, ruhte Todtenstille. Nur Klagegesänge strömten in halblauten Tönen aus der Seele der Unglücklichen hervor! Das namenlose Elend der Eingeborenen erhellt am deutlichsten aus der Maßregel, die sie ergriffen, um sich der verabscheuten Bedrücker zu entledigen. Sie kamen überein, keine Nahrungsmittel mehr zu pflanzen und alle Saaten zu zerstören; sie wollten einer allgemeinen Hungersnoth Trotz bieten, in der Hoffnung, daß die Spanier sie nicht überleben würden! Diese erhielten jedoch bald Nachricht von dem Plane, verfolgten die Eingeborenen in die Berge und Wälder, wohin sie sich zurückgezogen hatten, setzten ihnen mit ihren Bluthunden nach, zogen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und zwangen sie, zu arbeiten. Tausende verloren auf der Flucht, Tausende in unzugänglichen Wildnissen ihr Leben. Tausende führten ein qualvolles Dasein unter der Zuchtruthe ihrer Dränger. Columbus machte keinen Unterschied zwischen Freunden und Feinden. Die Bewohner des Gebietes Guacanagari's wurden nicht anders behandelt, als die Anhänger Caonabo's. Gegen Guacanagari, den Freund und Bundesgenossen der Spanier, wandte sich die Entrüstung des ganzen Volkes. Gehaßt, verachtet, verfolgt von Allen, die ihn sonst geliebt, geachtet und geschätzt hatten, floh dieser Cazike in die Gebirge und starb dort in Jammer und Elend.

Wenn jemals ein Mensch strenge Strafe für unerhörte Schandthaten verdient hatte, so war es Christoph Columbus! Er hatte mit einer Willkür gehandelt und eine Herzlosigkeit den Leiden der Bewohner Hayti's entgegengehalten, welche von den verruchtesten Tyrannen der Vorzeit nicht überboten wurde.

Die Berichte, welche Pedro Margarita und der Benedictiner Boyle über den Admiral nach Spanien brachten, genügten nicht, die Vorliebe, welche Isabella für Columbus hegte, zu besiegen. Der eifersüchtige Ferdinand, ihr Gemahl, mochte gern jeden Vorwand ergreifen, sich eines Mannes zu entledigen, der ihm gegen seinen Willen eine fast unumschränkte Stellung abgerungen hatte. Doch weder Ferdinand, noch selbst Fonseca, der alte Feind des Admirals, hätten bei Isabella etwas wider ihn ausgerichtet, wenn Columbus nicht selbst seinen Gegnern die Waffen gegen sich in die Hände gegeben. Isabella hatte die Beschreibung nicht vergessen, welche ihr Columbus bei seiner Rückkehr aus Hayti von den freundlichen Bewohnern dieser Insel gegeben. Die fünfhundert Gefangenen, welche er nach Spanien geschickt, waren auf den Sclavenmärkten Andalusien's verkauft worden, bevor Isabella es verhindern konnte. Sie ordnete zwar später an, daß die Unglücklichen

in ihr Vaterland zurückgeschickt und mit Milde behandelt werden sollten, allein der Admiral hatte zu furchtbar in Hayti gewüthet, als daß jemals das verlorene Glück hätte zurückkehren können.

Die Sendung der fünfhundert gefangenen Inselbewohner, welche im Widerspruche mit den von Columbus selbst früher gegebenen Schilderungen stand, und die Gefühle Isabellen's auf's tiefste verletzte, verminderte mit Recht die Achtung, welche die Königin früher dem Admirale geschenkt hatte, und bestimmte sie, ihre Einwilligung zur Absendung eines Bevollmächtigten zu ertheilen, welcher die wider Columbus erhobenen Klagen untersuchen sollte. Juan Aguado wurde zu dieser Stelle auserkoren. Gegen Ende August's 1495 reiste er aus Spanien ab und langte im October in Isabella an. Seine Vollmacht lautete wörtlich, wie folgt:

> „Ritter, Herren und andere Personen, die Ihr auf unseren Befehl in Indien seid, wir senden Euch Juan Aguado, unsern Kammerherrn, welcher in unserem Namen mit Euch sprechen wird. Wir befehlen Euch, ihm Glauben und Gehör zu schenken."

Die Ankunft Juan Aguado's überzeugte den Admiral, daß er nicht mehr das unbeschränkte Vertrauen Isabellen's besitze. Er entschloß sich, nach Spanien zurückzukehren, die verlorene Gunst durch seine persönliche Anwesenheit wieder zu gewinnen und segelte am 10. März 1496 von Isabella ab. In einem zweiten Fahrzeuge schiffte sich Juan Aguado ein. Unbegreiflicher Weise nahm Columbus wiederum eine Ladung Eingeborener mit sich. Der Gatte Anacaona's, der Cazike Caonabo, einer seiner Brüder und einer seiner Neffen waren unter den Gefangenen auf demselben Schiffe mit Columbus. Der unglückliche Cazike starb, gebrochenen Herzens, bevor er das Land seiner Feinde betrat.

§ 95. Dritte Entdeckungsreise.

Christoph Columbus hatte kein Mitgefühl für die Leiden der unglücklichen Bewohner der neuen Welt, die er gefunden. Zu Tausenden hatte er ihnen Sclaverei oder Tod bereitet. Um so tiefer empfand er aber den Schmerz darüber, daß so manche Hoffnungen, die er in thörichter Verblendung gehegt hatte, sich nicht verwirklichten. Ihm war es nicht genug, das große Ziel, nach welchem er sein ganzes Leben gestrebt, erreicht zu haben; er wollte alle Süßigkeiten genießen, die er sich als nothwendige Folgen seiner Entdeckungen ausgedacht hatte. So glänzend der Empfang gewesen, welcher Columbus bei seiner Rückkehr von der ersten Reise zu Theil geworden war, so kalt wurde er diesesmal aufgenommen. Umsonst suchte der Entdecker Amerika's durch die Gefangenen, die er mit sich schleppte, und die er mit goldenen Ketten und Kronen zur Schau des Volkes stellte, die abgestorbene Aufmerksamkeit auf sich und seine Entdeckungen zu lenken. Die Massen hatten die Begeisterung früherer Zeiten verloren, weil der Gewinn, den die neue Welt abwarf, nicht so schnell flüssig wurde, als sie es in ihrer Oberflächlichkeit erwartet hatten. Die Königin Isabella war mit Recht gegen Columbus aufgebracht, welcher im Widerspruch mit ihren Wünschen und ausgesprochenen Befehlen nicht abließ, den Bewohnern der neuen Welt das Joch der Sclaverei aufzulegen. König Ferdinand der Katholische, der Gemahl Isabellen's, welcher, was Gemeinheit der Gesinnung betrifft, dem niedrigsten Pöbel gleich kam, war dem Entdecker in seinem Innern niemals gewogen gewesen, weil dieser Forderungen gemacht hatte, welche er entschlossen war, nicht zu halten, obgleich sie von ihm und von Isabella gewährt worden waren. Columbus wurde zwar von dem spanischen Königspaare freundlich bewillkommt und eingeladen, bei Hofe zu erscheinen, auch wurde er, als er

daselbst eintraf, mit allen Zeichen königlicher Gunst empfangen. Allein die frühere Herzlichkeit und Wärme, welche den unterthänigen Verehrer des Königthumes so glücklich gemacht, hatte sich in kalte Höflichkeit verwandelt. Die Beschwerden seiner Feinde, des Pedro Margarita und des Benedictiners Boyle, und die gerichtliche Untersuchung, welche Juan Aguado gegen ihn eingeleitet hatte, blieben unerwähnt. Doch auch das Stillschweigen hat seine Bedeutung. Hätte Columbus noch das Vertrauen genossen, welches Isabella ihm in früheren Zeiten geschenkt, wäre dasselbe nicht erschüttert worden, so hätten diese so hochwichtigen Ereignisse nicht unerörtert bleiben können. Columbus fand es nicht angemessen, ein Wort zur Rechtfertigung seiner angegriffenen Ehre zu wagen. Er verlangte weder die Fortsetzung, noch die Zurücknahme der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung und wandte sich sofort, nachdem er seinen Bericht über die zweite Entdeckungsreise erstattet, an Isabella mit der Bitte, ihm die Mittel zu einer dritten zu gewähren. König Ferdinand und Isabella, welche erkannt haben mochten, daß Columbus ein eben so ausgezeichneter Seemann, als schlechter Statthalter sei, gingen beide mit Vergnügen auf diesen Wunsch ein. Doch fehlte es, wie gewöhnlich in Monarchien, zu den wichtigsten und bedeutungsvollsten Zwecken an den erforderlichen Mitteln. Während hundert Schiffe zu Ehren der Infantin Johanna, welche den Erzherzog Philipp von Oesterreich ehelichen sollte, nach Flandern gesandt und Millionen in eitlen Festlichkeiten vergeudet wurden, vergingen fast zwei Jahre, bevor Columbus seine dritte Fahrt antreten konnte. Der Zudrang, welcher früher ihm überlästig geworden war, hatte sich in entschiedenen Widerwillen umgewandelt. Der Entdecker wußte die Schwierigkeit seiner Aufgabe nicht anders zu lösen, als indem er die Zuchthäuser und Gefängnisse öffnen und alle Verbrecher, mit alleiniger Ausnahme von Mördern, Ketzern, Falschmünzern, Hochverräthern und Majestätsverbrechern, nach der neuen Welt einschiffen ließ. Räuber, Diebe, Brandstifter, Betrüger und anderes Lumpengesindel bildeten den größern Theil der für Hayti bestimmten Pflanzer und der Bemannung der Schiffe des Admirals. In ähnlicher Weise, wie die Menschen, wurden auch die für die Unternehmung erforderlichen Fahrzeuge und Vorräthe herbeigeschafft. Statt dieselben in rechtlicher Weise anzukaufen, wurden sie den Eigenthümern mit Gewalt abgenommen. Diese mußten sich mit der ihnen von königlichen Beamten zugestandenen Abfindung begnügen. Columbus, von welchem alle jene Maßregeln ausgingen, bewies durch dieselben zugleich die Gewaltthätigkeit seines Charakters und die Beschränktheit seines staatsmännischen Blickes. Seit vielen Jahren hatte er in Folge ähnlicher Anstalten, die er getroffen, unausgesetzt mit den wilden Leidenschaften der unter seinen Befehlen dienenden Schurken zu kämpfen gehabt. Er hätte, wäre er nicht gänzlich verblendet gewesen, durch bittere Erfahrungen zu der Ueberzeugung gelangen müssen, daß der innere Werth der Menschen von höherer Bedeutung sei, als deren Zahl und daß namentlich bei gefahrvollen Seereisen und bei der Gründung von Colonien in entfernten Weltgegenden nur durch tüchtige Menschen Ersprießliches geleistet werden könne. Doch Columbus war unverbesserlich. Er fiel in dieselben Fehler immer und immer wieder zurück. Hätte er allein deren Folgen zu tragen gehabt, so wäre das Uebel nicht so groß gewesen, allein eine ganze neue Welt mußte dafür büßen! Der Auswurf der Gesellschaft, welchen der Entdecker nach Amerika verpflanzte, brachte dahin alle verbrecherischen Neigungen der alten Welt und mit diesen den Saamen der empörendsten Missethaten; denn die erst in der Entstehung begriffenen Colonien Westindien's konnten den Verbrechern, welche Columbus ihnen zusandte, keine so kräftigen Einrichtungen entgegen setzen, als das alte Spanien. Namentlich wurden aber die arglosen, schlaffen und schwachen Indianer eine leichte Beute dieser Schurken. Die Reise von Spanien nach Hayti (Domingo) konnte natürlich die Lebensgewohnheiten

Triebe und Anlagen der Gauner, Diebe und Räuber nicht ändern, welche der Admiral eingeschifft hatte. Auf dem üppigen Boden der neuen Welt wucherte das Verbrechen noch furchtbarer, als im Osten des atlantischen Oceans. Die Leute, welche in Spanien als Verbrecher hinter Schloß und Riegel gehalten worden waren, machten sich auf Hayti als die bevorzugte Classe gegenüber den unterdrückten Eingeborenen geltend. Sie gaben den Ton an, in welchen die übrigen Ansiedler einstimmen mußten, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, sich diese ruchlose Bande von Verbrechern zu Feinden zu machen. Durch sich selbst impfte Columbus der neuen Welt den Aberglauben und die knechtische Unterwürfigkeit unter die Gebote des Pabstthums und des Königthumes ein, und durch die von ihm eingeführten Verbrecher das ganze sittliche Verderbniß der alten Welt.

Am 30. Mai 1498 schiffte sich der Admiral zum drittenmale ein, um den fernen Westen zu erforschen. Sein Geschwader bestand aus sechs Schiffen, von welchen übrigens drei sich bald von ihm trennten, da sie bestimmt waren, der jungen Colonie auf Hayti Lebensmittel und neue Ansiedler zuzuführen. Mit drei Schiffen setzte Columbus seine Entdeckungsreise fort. Nur eines derselben war gedeckt, die anderen waren Caravelen. Er schlug diesesmal eine noch südlichere Richtung ein und erreichte nach mannigfaltigen Gefahren eine Insel, der er den Namen Trinidad (Dreieinigkeit) gab; denn in seinem Gehirn spukten die von den Priestern erfundenen Fabeln mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Drei Berge, deren Spitzen allein anfangs sichtbar waren, deren Zusammenhang aber später ermittelt wurde, gaben dem glaubenstollen Admirale Anlaß zu dieser Benennung. Die Insel liegt unter dem zehnten Grade nördlicher Breite. Columbus hatte daher erwartet, eine ähnliche Natur und ähnliche Menschen, wie unter gleichen Breitengraden der alten Welt zu finden. Er war angenehm überrascht, statt der Sandwüsten Afrika's und der unerträglichen Hitze der Sahara grüne Fluren und frische Wälder zu sehen. Einzelne Wohnungen und kleine Dörfer lagen zerstreut in einiger Entfernung auf den Hügeln. Klare Bäche sprudelten von den Anhöhen zum Meeresufer nieder und erquickten die dürstenden Seefahrer. Während Columbus längs der Südküste von Trinidad segelte, entdeckte er am 1. August 1498 ein Land, welches er für eine Insel hielt und La Isla Santa nannte. Er ahnte nicht, daß dieses der von ihm unter so vielen Gefahren gesuchte Continent, zwar nicht von Asien, wohl aber einer neuen, bis zu seiner Zeit den Europäern unbekannten Welt sei. Am folgenden Tage näherte sich den Spaniern ein großer Kahn, welchen fünfundzwanzig Indianer mit seltener Gewandtheit lenkten. Diese waren wohlgebildet und ihre Gesichtsfarbe heller, als diejenige aller übrigen Bewohner der von dem Admirale entdeckten Länder. Die Frauen waren ganz nackt, die Männer trugen auf dem Kopfe baumwollene Bänder und Netze und um ihre Lenden farbige Tücher von demselben Stoff. Sie waren bewaffnet mit Bogen und Pfeilen und trugen zu ihrem Schutze Schilder. Zwischen der Insel Trinidad und dem Festlande Amerika's fuhr Columbus in nördlicher Richtung weiter. Das Land im Westen war von Fruchtbäumen und Wäldern bedeckt und von Flüssen durchströmt. Das Wasser des Meeres war süß, woraus der Admiral mit Recht schloß, daß mächtige Ströme sich darein ergießen müßten. Durch List und kleine Geschenke, welche Columbus den arglosen Eingeborenen machte, gelang es ihm, einigen Verkehr mit ihnen einzuleiten. Die vertrauensvollen Indianer brachten den Fremden Brod, Mais und andere Speisen und Getränke. Columbus erfuhr von ihnen, daß ihr Land Paria genannt werde. Der Boden war an vielen Stellen bebaut und von der reichsten Pflanzenwelt bedeckt. Die Bevölkerung war sehr zahlreich. Vögel von glänzendem Gefieder flogen umher. Blumen und Blüthen verbreiteten die angenehmsten Düfte. Der Weinstock schlang seine Gewinde von Baum zu Baum. Columbus war

entzückt von der Schönheit des Landes und gab ihm den Namen: die Gärten. Die Kähne der Eingeborenen waren weit besser gebaut, größer und leichter gezimmert, als alle, die der Admiral bisher in der neuen Welt gesehen hatte. Die harmlosen Bewohner luden die Fremdlinge ein, an's Land zu steigen und bewirtheten diese mit Brod, geschmackvollen Früchten und verschiedenen Arten von Getränken. Sie ahnten nicht, daß sie sich dadurch selbst die Schlinge um den Nacken befestigten, in welcher sie und ihre Nachkommen Leben und Freiheit verlieren sollten. Die Habgier der Spanier wurde durch die Platten von Guanin (einer weniger werthvollen Art Goldes) und Perlenschnüre, welche die Indianer trugen, rege gemacht. Columbus erfuhr, daß das Gold aus einem Lande komme, welches im Westen liege nnd nicht weit entfernt sei. Die Perlen wurden an der Nordküste von Paria gefischt. Ohne Mühe verschaffte sich Columbus von den Indianern Gold und Perlen für Falkenschellen, Porzellanscherben und andere werthlose Gegenstände. Nachdem er zwischen der Insel Trinidad und der Küste von Paria hindurch gefahren war, segelte der Admiral dem Westen zu, längs der Nordküste von Paria. Im Nordosten entdeckte er zwei Inseln, welche er Assumption (Himmelfahrt) und Conception (Empfängniß) nannte, da er sich von den Wundergeschichten der Pfaffen niemals lossagen konnte. Sie führen jetzt die Namen Tabago und Granada. Von mehreren anderen Inseln, die er sah, nannte er die eine Margarita und die andere, kleinere, Cubagua. Als sich Columbus dieser Insel näherte, gewahrte er eine Anzahl Indianer, welche nach Perlen fischten. Er leitete ein Handelsgeschäft mit ihnen ein und verschaffte sich für einige Kleinigkeiten drei Pfund Perlen. So weit die Blicke reichten, dehnte sich die Küste von Paria in westlicher Richtung aus. Gerne hätte Columbus den Perlenhandel und seine Entdeckungsreise dem Westen zu fortgesetzt, allein eine heftige Augenkrankheit zwang ihn, umzukehren. Am 19. August erreichte er Hispaniola und schickte einen Boten an seinen Bruder Bartholomäus.

Columbus bedurfte der Hülfe des kräftigen Bartholomäus; denn er war durch die Anstrengungen der Seereise auf's Aeußerste angegriffen. Gicht und Fieber quälten ihn, sein Augenlicht war fast gänzlich erloschen. Doch der Gedanke an die großen Entdeckungen, welche er auch auf dieser dritten Fahrt gemacht hatte, hielt ihn aufrecht. Je mehr er über die Beschaffenheit des Wassers nachdachte, welches er im Meerbusen von Paria ganz süß gefunden hatte, desto klarer wurde es ihm, daß dasselbe unmöglich auf einer Insel entsprungen sein könne, vielmehr nothwendig ein großes Festland durchströmt haben müsse, bevor es zu einer Masse anschwellen konnte, welche groß genug war, den atlantischen Ocean süß zu machen. Das Festland hielt Columbus für Asien. Auch brachte er mit dieser Annahme mannigfaltige pfäffische Ansichten in Verbindung. Er meinte, der große Fluß entspringe dem Lebensbaume im Garten von Eden, und glaubte, seine Anschauungsweise durch Belegstellen aus zahlreichen Kirchenvätern erweisen zu können. Doch die Irrthümer des Christoph Columbus sind vergessen, seine Entdeckungen sind geblieben. Wie glücklich hätte die neue Welt werden können, wenn nur derartige Schwärmereien und nicht andere tief in's Leben eingreifende Verkehrtheiten des Entdeckers den Ländern im Westen des atlantischen Oceans den Stempel des europäischen Lebens aufgedrückt hätten.

§ 96. Hayti von 1496—1500.

Fast dritthalb Jahre (vom 10. März 1496 bis zum 30. August 1498) waren vergangen, seit Christoph Columbus Hayti verlassen hatte. In seiner Abwesenheit waren die unausbleiblichen Folgen seiner Handlungsweise eingetreten. Columbus hatte allen Grundsätzen des Rechtes und der Menschlichkeit in seinem Verkehr mit den Eingeborenen

Hohn gesprochen. Er hatte den unglücklichen Bewohnern des einst blühenden Eilandes keine andere Wahl gelassen, als zwischen unerträglicher Knechtschaft und Kampf auf Leben und Tod. Das Beispiel, welches der Vicekönig der neu entdeckten Länder den Spaniern gab, konnte die zahlreichen Abenteurer, welche durch falsche Berichte oder übertriebene Hoffnungen veranlaßt worden waren, sich in die neue Welt zu wagen, nicht anregen, mit Mühe und Arbeit sich zu ernähren, die Rechte der Eingeborenen aber zu achten. Die Wirren, welche vor der Abreise des Admirals in Hayti geherrscht hatten, nahmen immer zu. Bartholomäus Columbus, welchen sein Bruder Christoph bei seiner Abreise als Stellvertreter (Adelantado) zurückgelassen und den das königliche Ehepaar in dieser Stelle später bestätigte, hatte unausgesetzt, nach allen Seiten hin, zu kämpfen. Die Grundursache der Leiden der Colonisten sowohl, als der Eingeborenen, war das übermäßig heftige Streben des Admirals, so schnell und so viel als möglich Gold zu erwerben. Den Weisungen seines Bruders zufolge bemühte sich Bartholomäus die neu entdeckten Goldminen im Süden der Insel auszubeuten. Er rückte mit einer starken Truppenabtheilung in die Nähe der Goldregion und erbaute daselbst eine Feste, der er den Namen St. Christoval verlieh. Er mußte bitter empfinden, daß die Beziehungen der Spanier zu den Eingeborenen aufgehört hatten, freundlich zu sein. Die Indianer hüteten sich wohl, ihren Feinden Lebensmittel zu liefern. Der Adelantado konnte sich daher mit seiner zahlreichen Schaar in der Gegend, welche zwar an Gold reich, an Erzeugnissen der Pflanzenwelt aber arm war, nicht lange halten. Die drei Caravelen, welche ihm im Juli 1496 Mundvorräthe aus Spanien zuführten, gewährten nur wenig Hülfe, da ein großer Theil der Ladung in schadhaftem Zustande ankam. Dieselben Schiffe brachten dem Adelantado die Weisung von seinem Bruder dem Admirale, Gefangene nach Spanien zu schicken, indem sich dieser Pfaffen- und Fürstenknecht von spanischen Gottes- und Rechtsgelehrten hatte sagen lassen, daß alle Caziken (Fürsten) und Unterthanen derselben, welche sich bei der Ermordung eines Colonisten betheiligt hätten, mit Recht als Sclaven verkauft werden könnten. Natürlich wurde von den Spaniern nicht untersucht, ob ihre Landsleute in gerechter Selbstvertheidigung erschlagen worden waren, oder nicht. Auch gab man sich nicht die Mühe, zu erforschen, welche Unterthanen thätigen Theil an den Kämpfen ihrer Fürsten genommen hatten. Die Schuld der sämmtlichen Einwohnerschaft der Gegend, in welcher irgend eine, wenn auch noch so gerechtfertigte Tödtung eines Spaniers statt gefunden hatte, wurde als selbstverständlich angenommen. Es war daher dem Adelantado nicht schwer, drei hundert Gefangene mit den drei zurückkehrenden Caravelen, nach Spanien zu senden. Der zweite Auftrag, den Christoph Columbus seinem Bruder schickte, war, einen Seehafen an der Mündnng des Ozemaflusses, in der Nähe der Goldminen zu gründen. Auch diesen erfüllte Bartholomäus, indem er an dem östlichen Ufer des Flusses die Feste Isabella erbaute, welche später den Namen St. Domingo erhielt. In der Nachbarschaft herrschte der Cazike Behechio über die Provinz Xaragua, welche die ganze westliche Küste Hayti's, vom Vorgebirge Tiburon bis zur Insel Beata umfaßte. Xaragua war eine der volkreichsten und fruchtbarsten Provinzen Hispaniola's. Behechio's Schwester Anacaona, die Wittwe des unglücklichen Caonabo, hatte dort nach dessen Falle Zuflucht bei ihrem Bruder gesucht. Sie war eine der schönsten und begabtesten Frauen Hayti's. Ihr Name bedeutete in der Sprache der Eingeborenen „die goldene Blume." Ihr Geist erhob Anacaona hoch über alle Bewohner der Insel. Die natürliche Anmuth ihrer äußeren Erscheinung erhielt durch den dichterischen Schwung, der sie beseelte, einen Werth, welchen selbst die auf ihre weiße Farbe und ihr Christenthum stolzen Spanier willig anerkannten. Das Unglück ihres Gatten, welches auch das ihrige war, hatte sie nicht bitter gegen die Spanier gestimmt. Im

Gegentheile bewunderte sie die Fremdlinge, deren Ueberlegenheit sie zu genau kannte und zu hoch anschlug, als daß sie nicht gewünscht hätte, Frieden und Freundschaft mit ihnen zu pflegen. Anacaona übte auf ihren Bruder und alle übrigen Cazikon der Insel einen großen Einfluß aus. Behechio, halb schon durch seine Schwester gewonnen, ließ sich durch die freundlichen Worte des Bartholomäus Columbus leicht bethören. Er lieferte den Spaniern, denen er mit einem Heere entgegen gezogen war, keine Schlacht, erlaubte ihnen in kriegerischer Ordnung durch sein Gebiet zu ziehen und Holz zu fällen, und versah sie selbst mit Cassava-Brod, Hanf, Baumwolle und verschiedenen anderen Landeserzeugnissen. Als sich die Spanier der Hauptstadt Behechio's näherten, welche in der tiefen Bucht von Leogan lag, wurden sie unter Sang und Klang auf's freundlichste empfangen. Der Anblick der holden Frauen, welche nach der Sitte ihres Landes, ihnen unbekleidet, mit Palmenzweigen in der Hand, entgegen kamen, versetzte die Spanier in die höchste Entzückung. Sie sahen vor ihren Augen jene Bilder, welche die ausschweifendste Phantasie der Dichter des Ostens in Mährchen und Fabeln gezeichnet hatten. Dem begeisterten Empfange folgte erquickende Bewirthung auf dem Fuße nach. Doch Bartholomäus Columbus war nicht gekommen, um sich bewirthen und feiern zu lassen. Er wollte der Xaragua, gleich den übrigen Provinzen Hayti's das schwere spanische Jach auferlegen. Der arglose Cazike ging in die ihm gestellte Falle und versprach, in den Erzeugnissen des Landes einen jährlichen Tribut zu bezahlen.

Als der Adelantado nach Isabella zurückkehrte, fand er die Colonie in dem traurigsten Zustande. Zahlreiche Todesfälle hatten Muthlosigkeit verbreitet. Mangel an Lebensmitteln lastete schwer auf den gesunden, Mangel an Arzneien auf den kranken Theilen der Bevölkerung. Die Spanier waren zu träge oder stolz gewesen, das Land zu bebauen und hatten durch ihre Grausamkeit die Eingeborenen rings umher vertrieben. Die Unglücklichen wollten lieber in den tiefsten Schluchten ihrer Berge mit dem Hunger, als in der reichen Ebene mit den Spaniern kämpfen. Das Elend, in welches diese Letzteren durch eigene Schuld gerathen waren, führte sie nicht auf dessen Ursachen zurück und bestimmte sie nicht, durch deren Beseitigung ihre Lage zu verbessern. Sie schrieben alle ihre Leiden dem Admirale Columbus zu, dessen Berichte die Einen und dessen Zwangsmaßregeln die Anderen der neuen Welt zugeführt hatten. Bartholomäus Columbus trug diesen Klagen wenig Rechnung. Er ließ in Zwischenräumen fünf Festungen errichten, durch welche die Verbindung mit dem neu gegründeten Hafen von St. Domingo gesichert werden sollte. Von diesen Zwingburgen aus beherrschte er die umliegende Gegend durch Gewalt.

Nicht minder schwer, als die Habgier und Herrschsucht lastete auf den unglücklichen Bewohnern Hayti's die Bekehrungswuth und der religiöse Fanatismus der Spanier. Zwar waren die meisten Pfaffen, welche Columbus nach Hayti gebracht hatte, in ihr Vaterland zurückgekehrt, als sie sich überzeugten, daß Reichthum, Ansehen und Macht in der neuen Welt nur mühsam errungen werden könnten. Doch zwei Mönche waren zurückgeblieben und diese genügten, den Bewohnern der einst so blühenden Insel ein Bild von der römischen Schreckensherrschaft und dem christlichen Aberglauben zu geben. Die allen Menschen angeborene Freiheitsliebe flößte den Indianern den kräftigsten Widerwillen gegen eine Religion ein, welche deren Bekenner zu Sclaven ihrer Priester macht. Mit Mühe hatten die beiden Mönche eine einzige Familie bekehrt. Besondere Sorgfalt widmeten sie dem Caziken Guarioner. In seiner Einfalt ließ sich dieser Fürst bereden, die Gebete, welche ihm die Mönche vorsagten, nachzuplappern. Er und seine Familie lernten das Vater Unser, den englischen Gruß und den Glauben auswendig und leierten diese drei Grundsäulen des mittelalterlichen Christenthums eine Zeit lang täglich ab. Die Mönche betrachteten daher den Caziken und

die Seinen als Schafe ihrer Heerde. Vielleicht wären sie es geworden, wenn nicht ein Spanier die Gattin des Guarionex verführt und dadurch dessen gerechten Unwillen gegen sich aufgeregt hätte. Er wandte sich mit Abscheu von einer Religion ab, deren Bekenner ihm und den Seinigen nur Schimpf und Schande, Jammer und Elend gebracht hatten. Die Mönche gaben aber die Beute, deren sie schon sicher zu sein vermeint hatten, so leichten Kaufes nicht auf. Sie legten dem in ihren Augen widerspenstigen Cazifen eine Falle welcher er, in seiner Unerfahrenheit, nicht entgehen konnte. Zum Scheine verließen die beiden Missionäre das Gebiet des Guarionex, nahmen ihren einzigen Neubekehrten, Juan Mateo, mit sich, erbauten aber vorher eine Kapelle, die sie mit den gewöhnlichen christlichen Fetischen: Altar, Kreuz und Bildern ausstatteten. Die Indianer, welche froh waren, die zudringlichen Mönche losgeworden zu sein, und in ihrem Gebiete kein Denkmal besitzen wollten, welches ihre Erinnerungen an die lästigen Fremdlinge frisch erhielte, brachen in die Kapelle ein, zerrissen die Bilder und begruben deren Reste in einem benachbarten Felde. Die Mönche, welche nichts anderes erwartet hatten, erhoben gegen die Thäter eine Anklage auf Gotteslästerung. Die unglücklichen Indianer, welche an der Zerstörung der Bilder Theil genommen hatten, wurden ihrer Rache aufgeopfert und, auf Befehl des Adelantado, lebendig verbrannt. So feierten die Spanier schon vier Jahre nach Entdeckung der neuen Welt ihr erstes Auto-da-Fe. Die Eingeborenen, deren Rechtsgefühl nicht, gleich dem der Spanier, durch finstern Aberglauben abgestumpft worden war, wurden von Entsetzen und Entrüstung erfüllt, als sie diese ersten Auswüchse des Christenthums in lodernden Flammen vor ihren Augen erblickten. Verzweiflungsvoll erhoben sie sich in gerechtem Kampfe gegen ihre blutdürstigen Unterdrücker. Am Tage, da sie ihren Tribut zu zahlen hatten, wollten sie sich mit vereinten Kräften auf die Spanier werfen. Doch diese erhielten Kenntniß von deren Plänen, warteten den Angriff nicht ab, überfielen ihrerseits die Indianer und nahmen, an einem Tage, sämmtliche Häupter des Bundes, vierzehn Cazifen gefangen. Zwei derselben ließ Bartholomäus sofort hinrichten, und jagte dadurch dem führerlosen Haufen einen solchen Schrecken ein, daß sie sich willig unterwarfen und die Freigebung des Guarionex als einen Beweis hoher Gnade verehrten.

Weit größere Gefahren, als die unkriegerischen und leicht zu täuschenden Eingeborenen bereiteten die widerspenstigen Spanier selbst der im Entstehen begriffenen Colonie. Vor seiner Abreise hatte Christoph Columbus seinem Bruder Diego nächst dem Adelantado die höchste Stelle auf Hayti eingeräumt; Diego war ein durchaus unfähiger Mensch, der keinen eifrigern Wunsch hegte, als in ein Kloster einzutreten. Zum obersten Richter der Colonie hatte Christoph Columbus einen gewissen Franz Roldan ernannt, einen Mann von rastlosem Ehrgeize, vollständiger Gewissenlosigkeit und schlechten Sitten, der aber große Entschlossenheit, Schlauheit und Tapferkeit besaß und durch diese Mischung guter und schlechter Eigenschaften, namentlich im Gegensatze zu dem mönchischen Diego Columbus ein höchst gefährlicher Mann war. Die lange Abwesenheit des Admirals und das Gerücht, welches auf der Insel in Umlauf gesetzt wurde, derselbe habe die Gunst der Königin Isabella verloren, regten in dem kecken Roldan den Gedanken an, sich auf den Schultern der beiden Brüder Christoph's, an die Spitze der Colonie hinanzuschwingen. Während Bartholomäus in Xaragua bei dem Cazifen Behechio und dessen Schwester Anacaona weilte, um den versprochenen Tribut in Empfang zu nehmen (1497), zettelte Roldan einen Aufstand an, welchen Diego dadurch, daß er den Rädelsführer mit vierzig Männern nach der Vega schickte, unterdrücken zu können vermeinte. Roldan wurde auf diese Weise von seinem Gegner an die Spitze einer bewaffneten Macht gestellt, welche er dazu benützte, seinen Anhang unter den Spaniern sowohl, als Indianern zu verstärken. Er vermehrte rasch

seine Schaar auf siebenzig Mann, streute den Saamen der Zwietracht unter den Anhängern der Gebrüder Columbus aus und nahm denselben gegenüber eine immer drohender werdende Stellung ein. Die Spanier hetzte er auf, indem er erklärte, daß der Admiral und seine Brüder, Bartholomäus und Diego, als Ausländer nimmermehr in ihrem Sinne und Geiste die Verwaltung der Colonie leiten würden; den Eingeborenen eröffnete er die Hoffnung, die verhaßten Ketten, welche Christoph Columbus ihnen auferlegt habe, zu zerreißen. Die Colonie gerieth dadurch in die größte Gefahr: Bartholomäus Columbus wußte nicht mehr, wem er Vertrauen schenken könnte, da Franz Roldan alle Bande der Ordnung und der Treue durch seine zahlreichen Sendlinge gelockert hatte. Zwar gelang es Roldan nicht, sich der Festung Conzeption zu bemächtigen, allein um so leichter war es ihm, die Eingeborenen zum Kampfe gegen ihre spanischen Unterdrücker aufzuregen. In diesem gefahrvollen Augenblicke langten am 3. Februar 1498 zwei mit Mannschaft und Vorräthen beladene Schiffe in Isabella an. Ohne die Hülfe, welche sie brachten, hätten sich wahrscheinlich die Empörer zu Herren der ganzen Insel aufgeworfen. Mittlerweile brach jedoch der von Roldan angezettelte Aufstand der Indianer, an dessen Spitze der Cazike Guarionex stand, aus. Er sollte in der Nacht des Vollmondes beginnen. Unglücklicherweise hielt einer der Caziken den Mond vier und zwanzig Stunden zu früh für voll, schlug vereinzelt los, wurde leicht von den Spaniern überwältigt und machte so diese auf die Gefahr, welche ihnen drohte, aufmerksam. Guarionex floh in die Gebirge von Ciguay und wurde von den Spaniern auf's heftigste verfolgt. Der Cazike Mayobanex, der ihn gastlich aufgenommen hatte, vermochte nicht, ihn zu schützen. Die Spanier verheerten mit Feuer und Schwert sein Gebiet uud brachten beide Caziken: Mayobanex und Guarionex, in ihre Gewalt. Die Empörung des Franz Roldan dauerte aber noch immer fort. In diesem Zustande befand sich die Colonie, als Christoph Columbus von seiner dritten Entdeckungsreise nach Hispaniola zurückkehrte.

Der Admiral besaß weit weniger Fähigkeiten zur Verwaltung eines Landes, als sein Bruder Bartholomäus. Er gab sich dem schlauen und thatkräftigen Roldan gegenüber die größten Blößen. Zuerst erklärte er diesen und dessen Anhänger öffentlich für Rebellen. Doch sie hatten sich Waffen und Vorräthe von den drei Schiffen zu verschaffen gewußt, welche Columbus bei seiner Abreise aus Spanien nach Hayti geschickt hatte, und die auf denselben befindlichen Verbrecher hatten sie um ein Bedeutendes vermehrt. Sie lachten daher der Worte des Admiral's. Dieser war schwach genug, ihnen kurz, nachdem er sich so entschieden gegen sie ausgesprochen hatte, ein Zeugniß über ihr gutes Verhalten auszustellen, und ihnen außer vielen anderen Zugeständnissen noch zahlreiche Eingeborene als Sclaven zuzuweisen, in der Voraussetzung, sie würden sich nach Spanien einschiffen. Nur ein Theil der Aufrührer kehrte aber nach Europa zurück. Den übrigen verlieh Columbus Land und das Zeugniß, daß alle gegen sie gerichteten Anklagen auf falschen Aussagen und den Ränken ihrer Feinde beruhten. Endlich setzte der Admiral den Anstifter aller dieser Unruhen, Roldan, wieder in das Amt eines Oberrichters der Colonie ein (1499). Während Columbus den Aufständischen die besten Worte und Roldan sogar Beweise besondern Vertrauens gab, um sie zur Ordnung zurückzuführen, schickte er die schwersten Anklagen gegen dieselben nach Spanien. Diese Doppelzüngigkeit glaubte Columbus durch den Drang der Verhältnisse entschuldigen zu können. Allein ein Mann von wahrer Seelengröße hätte sich derselben nicht schuldig gemacht. Er hätte andere ehrenvollere Mittel gefunden, einen Aufstand zu unterdrücken, welcher nur durch die Schwäche der beiden Brüder Columbus, Diego und Christoph, Bedeutung gewonnen hatte.

Mehr und mehr entwickelten sich die Folgen der Verkehrtheiten und Verbrechen, welche

Columbus in die neue Welt eingeführt hatte. Die Sclaverei schlug immer tiefere Wurzeln in Hayti und das Loos der Eingeborenen wurde immer trauriger, je schrankenloser die Leidenschaften der Abenteurer und Schurken tobten, welche Columbus theils durch übertriebene Schilderungen der Schätze der neuen Welt, theils durch Zwangsmittel nach Hayti verpflanzt hatte. Die Anhänger Roldan's, unter welchen sich viele Verbrecher befanden, wollten nicht arbeiten. Columbus wies ihnen Indianer theils als Sclaven, theils als Frohndknechte an und schaffte dadurch diesen trägen und ruchlosen Menschen Gelegenheit, sich auf Kosten der unglücklichen Landesbewohner zu bereichern. So bildete sich unter dem Schutze des Admirals die Sclaverei und das Geldbrotzenthum, diese beiden Geißeln der neuen Welt, aus, zu welchen bald schon als dritte das Pfaffenthum hinzutrat. Columbus war durch die Umtriebe des Paters Boyle nicht gewitzigt worden. Er schrieb dieselben nur der Persönlichkeit dieses Pfaffen zu und erkannte darin nicht als tiefer liegende Ursache das mit der Priesterherrschaft nothwendig verbundene rastlose Streben nach Einfluß, Gewalt und Reichthümern. Weit entfernt, sich darüber zu freuen, daß die meisten Pfaffen, welche in Hayti ihre Rechnung nicht gefunden hatten, nach Europa zurückgekehrt waren, drang er darauf, daß Priester über den Ocean gesandt werden sollten, um theils die Eingeborenen zu bekehren, theils die spanischen Colonisten in den Banden der römischen Kirche zu halten. Weil Columbus vor drei und einem halben Jahrhundert die Sclaverei in der neuen Welt einführte, besteht sie bis zum heutigen Tage noch sogar in dem Lande, das so stolz auf die Freiheit ist, in den Vereinigten Staaten Nordamerika's! Die Keime der Geldherrschaft, welche heut zu Tage noch wie ein schwerer Alp auf Amerika lastet, legte schon der Entdecker der neuen Welt, indem er den Pflanzern Vortheile einräumte, welche mit den ewigen Gesetzen des Rechtes unvereinbar sind. Die Religion und die Priesterherrschaft, welche Columbus, der Sohn der beiden bigottesten Länder der Welt, Italien's und Spanien's, auf amerikanischen Boden verpflanzte — besteht in dem größern Theil der neuen Welt unverändert heute noch, und hat im Norden durch die Reformation nur in ihren verderblichsten Auswüchsen eine Verbesserung erfahren. So gedankenlos, so geistesschwach sind die Massen, daß sie von Jahrhundert zu Jahrhundert die Verkehrtheiten und Abgeschmacktheiten fortpflanzen! Sie verändern wohl den Schnitt ihrer Kleider, den Baustyl ihrer Wohnhäuser, den Umständen nach auch den Geschäftsbetrieb, den Handel und die Schifffahrt. Allein der Aberglauben, das Unrecht und die Sclaverei der Vorzeit schleppen sie von einem Jahrhundert zum andern fort. Mit den Waffen der Neuzeit vertheidigen die Nachkommen mittelalterlicher Räuber und Gauner den Aberglauben, die Vorrechte und selbst die Sclaverei der Vergangenheit. Weil die Leidenschaften des Mittelalters jetzt noch toben, wurden dessen Schöpfungen erhalten.

Eine der empörendsten Einrichtungen des Admirals bildeten die s. g. Repartimiento's, oder die Vertheilung freier Indianer unter die Colonisten, denen sie in der Bearbeitung des Landes und in der Bebauung der Minen beistehen sollten, deren Sclaven sie aber thatsächlich waren, ohne daß ihre Herren durch Rücksicht auf ihren Vortheil abgehalten wurden, sie übermäßig anzustrengen. Die Repartimiento's wirkten noch verderblicher, als die Sclaverei. Tausende unglücklicher Eingeborener starben unter der Zuchtruthe ihrer Treiber, Tausende entzogen sich der Zwangsarbeit durch selbstgewählten Tod, Tausende flohen in die Einöden und gingen dort in Jammer und Elend unter.

§ 97. Bobadilla.

Zu allen Zeiten haben Menschen, welche hoch über ihren Mitbürgern standen, von diesen viel zu leiden gehabt. Auch Columbus hatte viel zu kämpfen. Allein er stand nicht über seiner Zeit, im Gegentheile war die Ursache der schwersten Drangsale, in welche er gerieth, seine eigene Habgier in Verbindung mit den unmenschlichen Ansichten, die er hegte, und seiner vollständigen Unfähigkeit zur Verwaltung einer so ausgedehnten Colonie, wie Hayti war. Unter den Seefahrern und Entdeckern seiner Zeit war Columbus unstreitig der erste. Auf diesem Gebiete erntete er seinen Ruhm und erwarb er sich unsterbliche Verdienste. Allein auf dem Gebiete der Verwaltung zog er sich bittere Leiden durch die Verstöße zu, welche er sich selbst zu Schulden kommen ließ.

Columbus hatte als Ausländer eine schwierige Stellung in Spanien und erregte als Mann von niederer Geburt, sobald er sich zum Admirale und Vicekönige der neuen Welt emporgeschwungen hatte, die Mißgunst zahlreicher Menschen, deren einziger Anspruch auf Ehren und Reichthümer in ihrer adeligen Abstammung lag. Gewiß hätte aber die Feindschaft seiner Neider nicht schwerer, als seine Verdienste in der Waagschale, welche das spanische Königspaar in der Hand hielt, gewogen, wenn er nicht selbst ihnen gerechten Grund zur Klage gegeben hätte. Der erste Fehler des Christoph Columbus bestand darin, daß er mit der größten Zähigkeit Rechte und Vortheile von Ferdinand und Isabellen verlangte, welche beide ihm nicht gewähren wollten, und in der That ohne Verletzung ihrer Herrscher-Rechte und Regierungsgrundsätze nicht zusagen konnten. Fast wäre daran das ganze Unternehmen von Anfang an gescheitert. Ferdinand bewilligte die von Columbus gestellten Bedingungen nur in der Ueberzeugung, daß es in seiner Macht stehe, dieselben jederzeit zu brechen. Es war vorauszusehen, daß er die erste Gelegenheit benützen würde, die ihm von Columbus abgedrungenen Vorrechte zurückzunehmen. Die Mißstimmung Ferdinand's, welcher zu seinen vielen Kriegen immer Geld brauchte, vermehrte sich noch dadurch, daß die glänzenden Aussichten, welche ihm Columbus bei der Rückkehr von seinen drei ersten Entdeckungsreisen eröffnet hatte, sich nicht so schnell verwirklichten, als er gehofft hatte. Noch immer brachten die neuen Besitzungen jenseits des Oceans der Krone nicht so viel ein, als sie ihr kosteten. Dieses war allerdings bei den meisten anderen neuen Erwerbungen fast aller Fürsten auch der Fall. Allein bei keiner waren die Erwartungen so hoch gespannt worden, als bei dieser. Weit bitterer, als König Ferdinand sahen sich aber die zahlreichen Abenteurer getäuscht, welche durch die glänzenden Schilderungen des Admirals nach der neuen Welt gelockt worden waren, dort aber ihre Rechnung nicht gefunden hatten. Am lautesten schrieen gegen ihn jene Verbrecher, deren Einschiffung nach der neuen Welt er durchgesetzt und von denen er später viele hatte zurückkehren lassen müssen. Sie vergaßen gänzlich, daß sie dem Columbus ihre Freiheit verdankten und machten ihn für die Hoffnungen verantwortlich, welche sie gehegt hatten und welche nicht in Erfüllung gingen. Jenen Abenteurern und diesen Schurken hatte er übrigens gerechten Grund zur Beschwerde wenigstens insofern gegeben, als er sie theils durch allzu reizende Schilderungen, theils sogar durch ein königliches Edict veranlaßt hatte, in Verhältnisse einzutreten, denen sie nicht gewachsen waren. Hätte Columbus nicht die Habgier zu sehr rege gemacht durch das Gold, welches er bei der Rückkehr von seiner ersten Entdeckungsreise zur Schau trug, und hätte er nicht die Zuchthäuser öffnen lassen, um mit deren Bewohnern die neue Welt zu bevölkern, so wären viele der schlimmsten Uebelstände, die Empörung Roldan's und das Zetergeschrei der aus Hayti zurückgekehrten Abenteurer und Gauner nicht eingetreten. Der schwerste Vorwurf, welcher ihm aber mit Recht gemacht wurde, bestand darin, daß Columbus

im Widerspruche mit den bestimmtesten und häufig eingeschärften Befehlen der Königin Isabella fortfuhr, den unglücklichen Bewohnern Hayti's das Joch der Sclaverei aufzulegen. Die Schiffe, auf welchen ein Theil der Anhänger Roldan's nach Spanien zurückgebracht wurden, boten im kleinen Maßstabe ein Bild der von Columbus geführten Verwaltung der Insel Hayti. Die Genossen Roldan's waren mit Zeugnissen des Admirals versehen, welche ihr Wohlverhalten bekundeten, zwei Beamte dagegen, welche mit ihnen auf denselben Schiffen die Ueberfahrt gemacht hatten, trugen Schreiben an das spanische Königspaar bei sich, in welchen der Admiral Roldan und dessen Gefährten als Empörer anklagte. Im Besitze dieser von Columbus selbst als Tagediebe und Verbrecher bezeichneten Menschen befanden sich zahlreiche Indianer und Indianerinnen, welche ihnen Columbus selbst als Sclaven zugewiesen oder doch nach Spanien überzuführen gestattet hatte. Unter diesen unglücklichen Opfern europäischer Tyrannei waren mehrere Töchter von Cazikene, welche liederliche Bursche verführt hatten und jetzt als Sclavinnen behandelten. Isabella rief, als sie von diesem Unfuge Kenntniß erhielt, aus: „welche Gewalt hat der Admiral, meine Vasallen wegzugeben!" Hätte sie ein menschliches Herz gehabt, möchte sie gefragt haben: welche Gewalt hat der Admiral, frei geborene Menschen zu Sclaven zu machen? Doch sie dachte nur an den Verlust ihrer Vasallen und an die Beeinträchtigung ihrer königlichen Rechte, nicht an den Verlust, welchen die Indianer und Indianerinnen erlitten, nicht an die Verletzung der Rechte der Menschheit. Ganz ohne Mitgefühl für die Leiden der Bewohner der neuen Welt war Isabella aber doch nicht. Denn sie befahl, daß alle nach Spanien herübergeschleppten Indianer ihren Familien zurückgegeben werden sollten, ungeachtet Columbus in einem seiner Schreiben ausdrücklich verlangt hatte, daß die Sclaverei noch eine Zeit lang fortbestehen sollte.

Columbus hatte durch seinen beharrlichen Ungehorsam in der Sclavenfrage die Absetzung wohl verdient, und seine Entdeckungen konnten ihm nicht Straflosigkeit sichern. Auch ein Vicekönig ist seinem obersten Herrscher zu Gehorsam verpflichtet und wenn er in wesentlichen Dingen diesen beharrlich verletzt, so ist nach den Grundsätzen jeder geordneten Regierung und namentlich des Königthums die Absetzung des widerspenstigen Statthalters die gelindeste Maßregel, welche ergriffen werden muß, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Allerdings hegte Ferdinand der Katholische keine Vorliebe für Freiheit und keinen Abscheu gegen Sclaverei und hätte daher schwerlich den Ungehorsam des Admirals in dieser Beziehung hoch angeschlagen, wenn er nicht auch ohne solche gegründete Veranlassung geneigt gewesen wäre, die ausgedehnte Vollmacht, welche er vertragsmäßig dem Columbus eingeräumt hatte, zurückzunehmen. Isabella war aber wirklich und zwar durch die anfänglichen Berichte des Christoph Columbus selbst zu Gunsten der Eingeborenen Hayti's gestimmt und wurde durch die beharrliche Widerspenstigkeit des Admirals in der Sclavenfrage mit Recht gegen ihn aufgebracht. Die beiden Gatten, welche sich früher in Betreff des Admirals nicht hatten einigen können, kamen, wenn auch nicht in den Gründen, so doch in ihrer Entscheidung überein, und beschlossen die Absetzung des Admirals von seiner Würde als Statthalter von Hayti. Mit Rücksicht auf die großen Entdeckungen, welche Columbus gemacht hatte, und nach der alten Gewohnheit spanischer Könige, in wichtigen Angelegenheiten immer mit großer Zweideutigkeit zu verfahren, vielleicht auch aus Furcht, Columbus möchte sich weigern, Gehorsam zu leisten, wurde dieser Beschluß nicht so bestimmt a u s g e s p r o c h e n, als v o l l z o g e n. Don Francisco Bobadilla, ein Herr vom königlichen Hofe und Comthur des Calatrava-Ordens wurde auserkoren, den Christoph Columbus von seiner Statthalterschaft zu entfernen. Unter den zahlreichen Urkunden, welche derselbe mit sich nach Hayti nahm, befand sich namentlich ein an die ver-

schiedenen Beamten und vermöglichen Leute der Insel und des Festlandes gerichtetes Schreiben, durch welches ihnen die Ernennung Bobadilla's zur Würde des Statthalters mit voller bürgerlicher und strafrechtlicher Gewalt angezeigt wurde. Noch bestimmter sprach eine andere Urkunde den königlichen Willen aus. In einem Schreiben vom 21. Mai 1499, in welchem dem Christoph Columbus nicht der Titel eines Vicekönigs oder Statthalters, sondern nur derjenige eines „Admirals des Oceans" ertheilt wird, erhalten die drei Brüder Columbus die gemessene Weisung, „die Festung, die Schiffe, Häuser, Waffen, Munition, Vieh und alles übrige königliche Eigenthum dem Bobadilla zu übergeben," und um endlich jeden Zweifel zu beseitigen, wurde dem Christoph Columbus durch ein königliches Schreiben vom 26. Mai der Befehl ertheilt, „dem Bobadilla in allen Stücken Gehorsam zu leisten." Keine dieser drei Urkunden enthält irgend eine Beschränkung, welche darauf deuten könnte, daß die Absetzung des Christoph Columbus von gewissen Bedingungen abhängig gemacht werden solle. Im Angesichte dieser feststehenden Thatsachen ist es eine durchaus willkürliche Annahme, daß die Absetzung des Christoph Columbus nicht unbedingt beschlossen, vielmehr von einer durch Bobadilla einzuleitenden Untersuchung abhängig gemacht worden sei. Ferdinand und Isabella waren nicht so thöricht, eine Frage von so hoher Wichtigkeit, wie diejenige der Absetzung des Vicekönigs der neuen Welt, einem Manne von so geringer Bedeutung, wie Bobadilla, anheimzugeben. Sie trugen ihm nur die Vollziehung ihres Willens, keineswegs aber die Untersuchung der Frage auf, ob er sich nicht besser als Columbus zum Statthalter der neuen Welt eigene. Washington Irving, welcher mit so großer Sorgfalt alle Thatsachen des Lebens des Christoph Columbus sammelte,*) irrt, wenn er im Widerspruche mit jenen drei Urkunden annimmt, Bobadilla habe den Auftrag gehabt, die Verwaltung des Christoph Columbus zu untersuchen und von seinen Vollmachten nur Gebrauch zu machen, falls er diesen schuldig befinden sollte. Die drei angeführten Urkunden, das Verfahren Bobadilla's und dasjenige des königlichen Ehepaares beweisen übereinstimmend, daß die Absetzung des Christoph Columbus von seiner Statthalterwürde eine im spanischen Cabinette unumstößlich fest beschlossene Maßregel war, wofür in der That auch die besten Gründe vorlagen, obgleich allerdings später nicht gut gemacht werden konnte, was Columbus und seine Brüder im Laufe von acht Jahren verdorben hatten.

Die schon 1499 beschlossene Maßregel wurde übrigens erst im folgenden Jahre ausgeführt. Mitte Juli's 1500 schiffte sich Bobadilla nach Hayti ein, gab sich daselbst als Statthalter zu erkennen, setzte sich mit Gewalt in den Besitz der Festung, deren Uebergabe ihm verweigert worden war, entließ die Gefangenen, welche in derselben zurückgehalten wurden und schon zum Tode verurtheilt waren, lud die Gebrüder Columbus vor seinen Richterstuhl und ließ sie gefangen setzen. In allen diesen Beziehungen handelte Bobadilla unstreitig in Uebereinstimmung mit den von dem königlichen Ehepaare erhaltenen Weisungen. Eine durchaus unnütze Brutalität war es aber von ihm, daß er diese drei Männer, welche sich den königlichen Verordnungen willig fügten, in Ketten nach Spanien schickte.

Bobadilla begann seine Amtsthätigkeit mit einer Reihe von Maßregeln, welche allgemeinen Anklang unter den Spaniern in Hayti fanden. Er ließ allen denjenigen, welche Sold in Anspruch zu nehmen hatten, ihre Rückstände ausbezahlen, verminderte die Abgabe vom Goldgraben von einem Drittel auf ein Elftheil und setzte an die Stelle der Härte, mit welcher Columbus nach Beschwichtigung der Empörung Roldan's verfahren war, eine

*) Life and Voyages of Christoph Columbus.

große Milde, welche übrigens die entsittlichten spanischen Pflanzer nur noch ausgelassener machte, als sie schon waren. Weit entfernt, das auf den Eingeborenen lastende Joch leichter zu machen, trat er ganz in die Fußtapfen des Christoph Columbus, indem er den spanischen Pflanzern Indianer zutheilte, welche ihnen bei ihren Arbeiten helfen sollten. Seine Herrschaft war übrigens von nicht langer Dauer. Schon am 15. April 1502 wurde er abberufen und durch Nicolaus Ovando ersetzt. Gewiß wäre ihm übrigens die Statthalterschaft von Hayti nicht fast zwei Jahre lang gelassen worden, wenn er im Widerspruch mit den Befehlen des königlichen Paares gehandelt hätte, indem er die Gebrüder Columbus als Gefangene nach Spanien schickte. Hätte er in dieser Beziehung die königlichen Vollmachten überschritten, würde er sofort noch im Jahre 1500 abberufen worden sein. Der letzte Zweifel muß schwinden, wenn wir bedenken, daß auch nach Bobadilla's Abberufung Columbus nicht wieder in seine Statthalterschaft eingesetzt wurde, vielmehr ein anderer unabhängig von ihm ernannter Nachfolger das spanische Herrscherpaar in der neuen Welt zu vertreten berufen wurde.

§ 98. Vierte Entdeckungsreise und Tod des Christoph Columbus (1502—1506.)

Isabella und Ferdinand stimmten darin überein, daß Christoph Columbus von Hayti zurückberufen werden sollte, allein es war ihnen unangenehm, daß Bobadilla seinen Auftrag mit so großer Härte vollzogen hatte. Isabella wollte dem Admirale wohl, Ferdinand war zu klug, um nutzlos der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten. Beide suchten daher durch ihr Benehmen gegen Columbus das Gehässige der Verfahrungsweise Bobadilla's von sich auf diesen ihren Diener abzulenken. Sie empfingen den ehemaligen Vicekönig der neuen Welt mit allen Zeichen königlicher Gunst, von einer gegen ihn einzuleitenden Untersuchung war nicht mehr die Rede. Allein in der Hauptsache blieb Alles beim Alten: d. h. Bobadilla blieb Statthalter von Hayti und Christoph Columbus blieb abgesetzt. Vergebens bestürmte er das königliche Ehepaar mit Bitten um Wiedereinsetzung in seine verlorene Würde. Erst als er sich erbot, eine neue Entdeckungsreise zu machen, entsprachen Ferdinand und Isabella seinen Wünschen, verboten ihm aber ausdrücklich, Hayti auf dem Hinweg zu berühren. Nur auf der Rückfahrt, wurde ihm erlaubt, dort an's Land zu steigen.

Mit vier Caravelen, von welchen die größte siebenzig Tonnen hielt und einer Bemannung von hundertsechzig Mann schiffte sich Columbus in Gesellschaft seines Bruders Bartholomäus und seines Sohnes Ferdinand am 9. März 1502 zu Cadix ein. Ungeachtet des königlichen Verbotes steuerte er nach Hayti, angeblich um das größte seiner Schiffe, welches ein schlechter Segler war, gegen ein anderes besseres einzutauschen. Doch der Statthalter Ovando erlaubte ihm nicht, zu landen und hörte nicht auf ihn, als er vorhersagte, es werde ein furchtbarer Sturm ausbrechen. Der Warnung des erfahrenen Seemannes zum Trotze ließ Ovando die Flotte, auf welcher sich Bobadilla und die von demselben gesammelten Schätze, der Cazike Guarionex, Roldan und viele seiner Anhänger befanden, auslaufen. Die meisten Schiffe dieses Geschwaders gingen in dem Sturme, welcher sie, der Vorhersagung Columbus' zufolge, überfiel, zu Grunde und mit ihnen zugleich viele der bittersten Feinde des Admirals. Dieser rettete sein gefährdetes Geschwader mit großer Mühe und Anstrengung und segelte, mit bitterem Schmerz über die ihm durch Ovando zugefügte Demüthigung und Vernachlässigung, weiter dem Westen zu. Er entdeckte die Küste von Honduras und befuhr das Festland Amerika's bis zum Meerbusen von Darien im Kampfe mit unzähligen Schwierigkeiten und Gefahren. Besonders lockend

waren für ihn die Goldminen von Veragua. Vergebens suchte er aber dort eine Colonie zu gründen. Der kriegerische Sinn der Landesbewohner jagte den Spaniern einen solchen Schrecken ein, daß sie nicht zurückzuhalten waren und sich, als Columbus schon im Begriffe stand, abzusegeln, mit ihm wieder einschifften. Der eigentliche Zweck dieser Reise war, die Meerenge zu entdecken, die, wie Columbus glaubte, in der von ihm befahrenen Gegend den Weg nach den Küsten Indien's eröffnete. Hierin täuschte sich der Seeheld. Allein die Entdeckung der Strecke Landes von Honduras bis nach Darien lohnte wohl die Mühe der Reise. Gern hätte Columbus seine gefahrvolle Fahrt in jenen unbekannten Gewässern fortgesetzt. Allein der elende Zustand seiner Schiffe, Mangel an Lebensmitteln und die Erschöpfung seiner Mannschaft zwangen ihn, im April 1503 seine Rückfahrt anzutreten. Bevor er Hayti erreichen konnte, mußte er seine von dem Bohrwurme zerfressenen Schiffe bei Jamaica auf den Strand laufen lassen. Er hatte mit Hunger und mit einem Theile seiner Mannschaft, welcher aufrührerisch geworden war, zu kämpfen und nur durch die größte Klugheit konnte er ein freundliches Verhältniß mit den Bewohnern der Insel aufrecht erhalten, ohne welches er mit seiner Mannschaft bald hätte dem Hungertode erliegen müssen. Der Statthalter Ovando, dem Columbus von seiner hülflosen Lage Kenntniß zukommen ließ, beeilte sich nicht, ihm Hülfe zu schicken. Erst am 28. Mai 1504 konnte er nach einem Aufenthalte von fast einem ganzen Jahre (vom 23. Juni 1503) Jamaica verlassen. Mit Bekümmerniß sah Columbus Hayti unter der Herrschaft eines andern. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Spanien (7. November 1504) starb seine eifrigste Beschützerin, die Königin Isabella (26. November). Von Ferdinand konnte Columbus weder eine billige Würdigung seiner Verdienste, noch die Erfüllung gemachter Zusagen erwarten. Dieser tückische Herrscher hoffte, dem Entdecker der neuen Welt dadurch, daß er ihn in seinen alten Tagen hülflos dem Elende preis gab, die Verzichtleistung auf das ihm erblich zugesagte Vicekönigthum der neuen Welt abzudringen. Er irrte sich aber in Columbus. Dieser litt lieber die bitterste Noth, als daß er die geringste seiner Würden aufgab, und starb am 20. Mai 1506, im siebenzigsten Jahre seines Alters, in fremder Herberge, arm und verlassen. So ließ Ferdinand der Katholische den größten Entdecker aller Zeiten, den Mann, welchem Spanien die Herrschaft über eine ganze Welt verdankte, enden!

§ 99. Ovando (1502—1509).

Während Columbus darbte und seinem Tod entgegenging, lebte sein Nachfolger Ovando in fürstlichem Gepränge zu Domingo. Diese Stadt war zum Sitze der Regierung aller jenseits des Oceans belegenen neuen Erwerbungen erhoben worden. Eine Leibwache von zweiundsiebzig Mann, darunter zehn Reiter, eine Flotte von dreißig Schiffen und zweitausendfünfhundert Personen, welche sich darauf mit ihm einschifften, verliehen dem neuen Statthalter schon bei seinem ersten Auftreten zu Hayti einen äußern Glanz, welcher in grellem Widerspruche stand zu den geringen, dem Entdecker der neuen Welt zur Verfügung gestellten Mitteln. Das durch Columbus eingeführte System der Abschließung wurde durch Ovando dauernd begründet und der durch den Admiral festgestellte Standpunkt der Eroberung in allen seinen empörenden Folgerungen durchgeführt. Aller Handel blieb der Krone vorbehalten, welche sich als die alleinige Eigenthümerin sämmtlicher Bergwerke und Färbehölzer betrachtete. Nur gegen Abgabe eines vollen Drittels durften Privatpersonen edle Metalle und Steine sammeln, ungeachtet während der Regierung Bobadilla's die Erfahrung gemacht wurde, daß die Abgabe eines Elftheils mehr abwarf, als diejenige eines Drittheils, weil die Goldgrabungen viel weniger schwunghaft betrieben

wurden, wenn darauf eine zu schwere Last ruhte. Keine Ausländer, namentlich keine Juden und Mauren durften sich in der neuen Welt niederlassen. Dagegen wurden zwölf Franciskanermönche nach Hayti gesandt, welche unter der Leitung des Prälaten Antonio de Espinal die unglücklichen Bewohner der Insel mit der römischen Kirche vertraut machen sollten.

Die hochwichtige Frage der Sclaverei wurde so unbestimmt und schwankend behandelt, daß voraussichtlich die Sache der persönlichen Freiheit unterliegen mußte. Es ist ein allgemeiner Grundsatz, daß, so lange die Tugend mit dem Laster, die Wahrheit mit der Lüge auf freundschaftlichem Fuße steht, das böse Princip sich unaufhaltsam ausdehnt. Denn dieser s. g. freundschaftliche Fuß bedeutet nichts anderes, als Unterordnung der Wahrheit unter die Lüge, der Tugend unter das Laster. Das böse Princip hält nicht Frieden und erfüllt kein Versprechen. Wenn es daher von dem guten nicht bekämpft wird, dehnt es sich nach dem Maßstabe seiner inneren Kraft immer weiter aus. Zwischen zwei Gegensätzen, welche sich so schroff entgegenstehen, wie Sclaverei und persönliche Freiheit, kann, der Natur der Sache nach, eben so wenig Frieden sein, als zwischen Feuer und Wasser, Licht und Finsterniß. Wer die Sclaverei bekämpfen will, muß sie, als ein Erzeugniß der Herrschsucht, der Habgier und der Wollust angreifen, muß deren Beförderer als Frevler brandmarken, welche die heiligsten Rechte der Menschheit mit Füßen treten und darf mit ihnen niemals Frieden, ja nicht einmal Waffenstillstand schließen, so wenig als mit Löwen und Tigern, mit Schlangen und mit Scorpionen. Die Sclavenhalter sind weit schlimmer, als die Despoten Europa's. Denn diese erkennen doch gewisse Rechte ihrer Unterthanen an, während die Sclavenhalter ihre Untergebenen als Sachen oder Thiere behandeln. Indem das spanische Königspaar gestattete, daß die Indianer gezwungen werden möchten, für den königlichen Dienst in den Minen zu arbeiten, wenn auch gegen Bezahlung, wurde der Grundsatz der Sclaverei thatsächlich anerkannt. Die Beschränkung der Anwendung auf den königlichen Dienst in den Bergwerken konnte um so weniger der Sclaverei feste Schranken ziehen, als die Sclaverei noch durch eine andere Bestimmung des spanischen Königspaares Grund und Boden in Hayti gewann. Dieses von Schmeichlern und Speichelleckern so hoch gepriesene Ehepaar schämte sich nicht, zu erlauben, Negersclaven, welche unter Christen geboren seien, nach Hayti zu verbringen. Isabella und Ferdinand legten dadurch den Grund zu jener furchtbaren Geißel der Menschheit, welche unter dem Namen des Negerhandels Jahrhunderte lang zur Schmach der Menschheit geschwungen wurde, welche bis zum heutigen Tage nicht gänzlich vertilgt werden konnte, und deren Folgen noch lange die Frage in Zweifel hüllen werden, ob Amerika mit mehr Recht ein Land der Freiheit, oder der Sclaverei genannt werden kann.

Den 16. April 1502 langte Ovando in Domingo an. Er war ein Hofmann mit allen glatten Formen, der ganzen Herzlosigkeit und Oberflächlichkeit königlicher Günstlinge. Wir haben im vorigen Paragraphen gesehen, wie er den Entdecker der neuen Welt, als dieser in Hayti landen wollte, und später, als er auf Jamaica mit zertrümmerten Schiffen auf Rettung harrte, behandelte und wie muthwillig er die Warnung des erfahrenen Seemannes verachtete. Wenn Columbus von ihm so bitter zu leiden hatte, wie schwer mußte auf den Einwohnern Hayti's seine Herrschaft lasten.

Von den zahlreichen Abenteurern, welche mit Ovando nach Hayti übergefahren waren, gingen die meisten in kurzer Zeit zu Grunde. Sie hatten gehofft, das Gold wie eine reife Frucht von dem Baume pflücken zu können und waren unfähig, mit Anstrengung zu arbeiten. Ovando hatte die Abgabe von dem Golde von einem Elftheile, welches Bobadilla, und von einem Drittheile welches Columbus verlangt, auf die Hälfte gesteigert,

und dadurch die Schwierigkeiten, mit welchen die neuen Ankömmlinge kämpfen mußten, verdoppelt. Er wußte den Eifer der Goldgräber nur dadurch wieder anzufachen, daß er die Abgabe auf ein Fünftheil herabsetzte, und die von Columbus eingeführte, von Bobadilla beibehaltene, von dem königlichen Ehepaare aber auf den königlichen Dienst beschränkte Vertheilung von Indianern (Ripartimiento's) wieder herstellte. Um dazu die königliche Erlaubniß auszuwirken, war Ovando, welcher die Bigotterie Isabellen's kannte, schlau genug, zu berichten, daß nur durch diese Maßregel die Bekehrung der Indianer, welche sich außerdem von den Spaniern entfernt hielten, bewirkt werden könne. Diesem Scheingrunde konnte die glaubenstolle Königin nicht widerstehen. Da sie die Inquisition in Spanien eingeführt hatte, um den römischen Unsinn aufrecht zu erhalten, gab sie bereitwillig zu, daß die Sclaverei in ihrer gehässigsten Form dem armen Volke von Hayti aufgebürdet werde, in der Hoffnung, es dadurch zum katholischen Glauben zu bekehren. Die Religion, welche der Inquisition zu ihrer Aufrechthaltung und der Sclaverei zu ihrer Ausbreitung bedarf, muß fürwahr die verruchteste Ausgeburt pfäffischer Lüge und Herrschsucht sein! Zwar verfügte Isabella, daß die Indianer nicht übermäßig angestrengt werden und angemessene Vergütung für ihre Arbeit erhalten sollten. Allein wann hätten jemals Sclavenhalter den hülflosen Opfern ihrer Selbstsucht gegenüber die Gesetze beachtet! Da die Sclaverei jeder Regung des menschlichen Gefühls und des Rechtes Hohn spricht, läßt sich von Leuten, die sich ihrer als Mittel zu ihren Zwecken bedienen, weder Milde, noch Gewissenhaftigkeit erwarten. Die unter den Spaniern vertheilten Indianer wurden auf das unmenschlichste zur Arbeit angetrieben und auf das kärgste genährt. Wenn sie flohen, um sich der unerträglichen Sclavenarbeit zu entziehen, wurden sie gleich wilden Thieren von Schlucht zu Schlucht und von Dickicht zu Dickicht gehetzt, geschlagen und gekettet. Die wenigen, welche ihre Arbeitsfrist von sechs bis acht Monaten im Jahre überlebten, starben auf dem Wege nach ihrer Heimath oder fanden diese verödet und gingen dort zu Grunde. Viele machten durch Selbstmord ihrem elenden Leben ein Ende. Zwölf Jahre nach der Entdeckung Hayti's war die Bevölkerung dieser einst so blühenden Insel um mehrere hunderttausende herabgesunken. So verpflanzten die Spanier das Christenthum und die europäische Civilisation nach der neuen Welt!

Manche andere Völker wütheten nicht minder unmenschlich gegen überwundene Nationen, als die Spanier, allein sie beschönigten ihre Schandthaten nicht durch die Religion. Daß das furchtbare Joch, welches den Bewohnern Hayti's auferlegt wurde, durch die Rücksicht auf die Verbreitung des römischen Glaubens entschuldigt oder gar gerechtfertigt wurde, beweist zu gleicher Zeit die Abscheulichkeit dieser Religion und ihrer Bekenner. Wenn die Anstalt, welche sich römische Kirche nannte, irgend eine Kraft zum Guten gehabt hätte, so wäre unter ihren Augen und durch ihre eifrigsten Bekenner die Bevölkerung Hayti's nicht auf so barbarische Weise ausgerottet worden. Allein seit langer Zeit besaß die römische Geistlichkeit nur Kraft zur Verfolgung schwacher Nationen und Individuen, keine zu deren Beschützung, nur Eifer zu deren Verdummung und Knechtung, keinen zu deren Aufklärung und Befreiung.

Man wende nicht ein, die Herrschaft der Spanier in Hayti sei eine weltliche und keine geistliche gewesen. Bobadilla und Ovando gehörten, als Ritter vom Calatrava und Alcantara Orden, dem geistlichen Stande an, sie sowohl, als Columbus waren eifrige Katholiken, ihr Herrscher Ferdinand erhielt sogar vom Pabste den Beinamen des Katholischen und Isabella verdiente denselben so gut, als ihr Gatte. Aus Rücksichten der Menschlichkeit war Isabella gegen die Sclaverei eingeschritten, zu Gunsten der Verbreitung der katholischen Religion gestattete sie dem schlauen Ovando deren Wiedereinführung. Diejenigen Uebel,

welche die Priester einer Religion persönlich, selbst und unmittelbar hervorrufen, sind nicht die bedeutungsvollsten. Die Missethaten, welche sie durch ihre Anhänger, Knechte und Freunde haben verüben lassen, waren zu allen Zeiten die verderblichsten. Es heißt, den Einfluß und die Macht der Religion sehr gering schätzen, wenn man alle diejenigen Thaten und Entwickelungen, welche, wenn auch unter den Augen ihrer Diener und unter der Leitung der von ihr gepredigten Lehren, doch nicht von Geistlichen getragen wurden, ihr nicht beimißt. Welchen Zweck und welche Bedeutung hätte dann die Religion, wenn sie nicht die Grundsätze für unsere Thaten und die Anregung zu der Gestaltung des irdischen Lebens gäbe?

In den Kriegen, welche die Spanier auf Hayti führten, gaben die Soldaten wohl den Ausschlag, obgleich auch sie unter dem Einflusse der Muttermilch eingesogene Vorurtheile gegen die s. g. Ungläubigen die meisten ihrer Grausamkeiten begingen. Allein die friedliche Unterjochung der Eingeborenen war die unmittelbare Folge christlicher Glaubenswuth. Das Joch der Sclaverei wurde den unglücklichen Indianern von dem spanischen Königspaare zum bestimmt ausgesprochenen Zwecke ihrer Bekehrung auferlegt, wie die Sclaverei gleich anfangs von Columbus durch die Rücksicht auf die Bekehrung der Indianer beschönigt worden war.

Es ist ein betrübender Gedanke, daß die Religion, welche der neuen Welt die Sclaverei brachte, noch immer die vorherrschende in Amerika ist! Mit der Sclaverei, d. h. der Rechtlosigkeit der Mehrzahl entstand zugleich deren nothwendiger Gegensatz: die fast schrankenlose Bevorrechtigung der Minderzahl. Da die hülflose Mehrzahl von den Herrschern gegen die gewandtere und strebsamere Minderzahl nicht geschützt wurde, entwickelte sich mit dem Elende, der Rohheit und der Knechtschaft der Massen, der Luxus, die Verbildnng und der Uebermuth der begünstigten Minderzahl.

Von den fünf Bezirken Hayti's hatten Christoph und Bartholomäus Columbus drei: die Vega, Marien und Maguana unter das spanische Joch gebracht. Nur Xaragua und Higuey bewahrten sich noch eine gewisse Unabhänigkeit, d. h. das Joch der Sclaverei war ihnen noch nicht auferlegt. Auf Ovando ruht die Schande, die Henkersarbeit vollzogen zu haben.

Schon im ersten Jahre nach seiner Ankunft in Hayti (1503) zog Ovando mit einer bedeutenden Heeresmacht, 300 Fußsoldaten und 70 Reitern nach Xaragua. Er wurde dort von A n a c a o n a, welche nach dem Tode ihres Bruders Behechio die Herrschaft über diese Provinz erhalten hatte, mit jener Gastfreundschaft empfangen, welche die ersten spanischen Ankömmlinge so sehr bezaubert hatte. Allerdings mochte Anacaona von ihrer Vorliebe für die Europäer nach den traurigen Erfahrungen, welche sie selbst und ihre Landsleute gemacht hatten, etwas zurückgekommen sein. Dennoch bemühte sie sich, den Spaniern jeden erdenklichen Beweis achtungsvoller und freundlicher Gesinnung zu geben. Mehrere Tage wurden mit Festen hingebracht, womit A n a c a o n a ihre Gäste ehrte und unterhielt. Ovando nahm dieselben an, ohne entfernt Mißtrauen blicken zu lassen oder den Gedanken feindlicher Gesinnung in dem Gemüthe der indianischen Fürstin anzuregen. Plötzlich ließ er, als die Eingeborenen sich versammelt hatten um ein ihnen versprochenes Kampfspiel der Spanier anzusehen, die waffenlosen Indianer umzingeln und niedermachen. In dem Hause der Anacaona wurden mehr als achtzig Caziken lebendig verbrannt. Ovando entschuldigte diese Gräulthaten durch die höchst unwahrscheinliche Behauptung, A n a c a o n a habe die Spanier überfallen und niedermachen wollen. Augenscheinlich war es die Absicht des königlichen Statthalters, die entfernte Provinz Xaragua zu unterwerfen. Zu diesem Zwecke schien ihm jedes Mittel recht. Die liebenswürdige, den Spaniern nur allzu

günstig gesinnte Anacaona ließ Ovando öffentlich aufhängen, ihr Neffe, der Cazike Guaora hatte dasselbe Schicksal. Sechs Monate setzten die Spanier ihre Schandthaten in der blühenden Provinz Xaragua fort, bis endlich fast niemand mehr aufzuhängen, zu verbrennen oder zu hetzen übrig blieb. Die spanische Ordnung, die Ruhe des Kirchhofs herrschte von dieser Zeit an in jenen Gefilden, wo einst Anacaona uud ihr Bruder Bebechio eine milde und den Bedürfnissen der Bewohner entsprechende Verwaltung geführt hatten. Als die Spanier zuerst nach Xaragua kamen, schilderten sie das Land als ein irdisches Paradies. Schon nach zehn Jahren hatten sie daraus eine Einöde und Wüste gemacht!

In ähnlicher Weise, wie in Xaragua, wüthete Ovando (1504) in der Provinz Higuey, welche unter dem Caziken Cotabanama stand. Mit Feuer und Schwert wurde auch dieser einst so blühende Landstrich verheert. Unter den furchbarsten Martern wurden die Eingeborenen, deren einziges Verbrechen Liebe zur Freiheit war, zum Tode gebracht. Gleich Anacaona ließ Ovando auch den Caziken Cotabanama zu Domingo öffentlich hängen. Christoph Columbus beschwerte sich in einem Schreiben an das spanische Königspaar bitter über die Grausamkeiten Ovando's. Sechs Siebentheile der Bevölkerung, klagt er, seien seit seiner Abreise von der Insel, also im Laufe von vier Jahren (1500—1504) aufgerieben worden! Er dachte nicht, daß er selbst den Anstoß zu allen diesen Schandthaten gegeben hatte. Er war es, welcher die Indianer für rechtlos erklärte. Dadurch war ihr Schicksal entschieden. Ob sie etwas langsamer, oder schneller vertilgt wurden, gilt ziemlich gleichviel. Die Indianer wollten eben so wenig unter Columbus, als unter Ovando Sclaven sein. Die Geschichte dreier Jahrhunderte hat bewiesen, daß die Bewohner America's sich nicht zu Sclaven machen lassen. Die Spanier, Columbus eingeschlossen, wollten die Eingeborenen aber unter das Joch der Sclaverei beugen, und rieben sie dadurch in wenigen Jahren vollständig auf. Ovando beschleunigte den Aufreibungs-Prozeß, welchen Columbus begonnen hatte. Von ihm, dem Günstlinge Ferdinand's des Katholischen, konnte die Menschheit nur Schandthaten erwarten. Columbus hatte Vaterpflichten gegenüber den von ihm entdeckten Völkern. Er hätte sie schützen statt in das Joch der Sclaverei schlagen sollen. Zur Zeit, da er in Hayti befehligte, wollte das spanische Königspaar nicht die Knechtung der Eingeborenen. Auf Columbus ruht die ganze Verantwortlichkeit der an ihnen verübten Gräuel, denn er erkannte ihre Menschenrechte nicht an, und gab sie dadurch der Bekehrungswuth, der Herrschsucht und der Habgier der Spanier preis. Seine Klagen konnten hinterher nicht wieder gut machen, was er als Herrscher daselbst verdorben hatte. Seine Beschwerden verhallten, gleich denjenigen der Indianer, der Mauren und der Juden in den koniglichen Palästen Ferdinand's und Isabellen's. Nach dem Blutbade von Xaragua blieb Ovando noch sechs und nach der Verheerung Higuey's noch fünf Jahre lang in seiner Würde als Statthalter und herrschte nach wie vor, über eine stets abnehmende Bevölkerung mit eisernem Scepter. Er begnügte sich nicht mit der Herrschaft über Hayti. Unter seinem Oberbefehle führte (1508) Juan Ponce de Leon eine Colonie von Hispaniola nach Puerto Rico, unterwarf die Insel und rottete dort eben so schnell die Eingeborenen aus, als seine Landsleute in Hayti thaten.

Dieselben Leidenschaften, welche Columbus hegte und in der Brust der Spanier anregte, führten aller Orten zu denselben Folgen. Der Herrschsucht, Habgier und der Bekehrungswuth der Spanier erlagen die hilflosen Eingeborenen der neuen Welt, wo sie mit ihren überlegenen Gegnern zusammentrafen.

§ 100. Die Nachfolger des Christoph Columbus (—1517).

Christoph Columbus, der kühne Entdecker neuer Meere und Länder und der Gründer einer mächtigen Herrschaft jenseits des Oceans gab seinen Zeitgenossen eine doppelte Anregung, welche lange über die Dauer seines Lebens hinausreichte. Er zündete einen an Fanatismus grenzenden Entdeckungseifer an, welcher den furchtbarsten Gefahren und Beschwerden Trotz bot, zugleich aber auch einen Golddurst und eine Eroberungssucht, welche dem Muthe und der Beharrlichkeit seiner Nachfolger entsprach. Die zahllosen Abentheurer, welche gleich Columbus, Länder entdecken, Indianer für sich arbeiten lassen und Gold gewinnen wollten, folgten alle mit mehr oder weniger Glück, größeren oder geringeren Talenten — dem von ihm gegebenen Beispiele. Sie unterschieden sich von ihm nur wie die oft allerdings schlecht gelungene Copie von Originalgemälden. Hätte Columbus mit seinen großartigen seemännischen Talenten und seiner unerschütterlichen Festigkeit eine gewisse Erhabenheit über die Vorurtheile des Mittelalters und eine gewisse Achtung vor den Rechten der von ihm entdeckten Völker verbunden, so hätten sich ohne Zweifel die Schicksale der neuen Welt anders entwickelt. Statt eines Kampfes auf Tod und Leben hätte sich zwischen den neuen Ankömmlingen und den Eingeborenen ein freundschaftliches Verhältniß hergestellt, welches gleichzeitig die sittlichen Zustände und die Wohlfahrt der neuen Welt gehoben haben würde. Allein die Nachfolger Columbus' traten alle in dessen Fußtapfen, betrachteten die neu entdeckten Länder als herrenlose Güter und deren Bewohner als herreenlose Sclaven, von denen sie so schnell als möglich Besitz ergreifen und Nutzen ziehen wollten.

Um gegen Columbus und seine Nachfolger gerecht zu sein, müssen wir aber anerkennen, daß die wilden Leidenschaften, welche sie in die neue Welt verpflanzten, die Folgen des in der alten bestehenden Regierungssystemes waren. Der Bund zwischen den weltlichen und kirchlichen Herrschern Europa's, auf welchem seit den Zeiten Rudolph's von Habsburg mit wenigen Unterbrechungen die ganze Entwickelung der christlichen Staaten beruhte, wurde nicht durch Grundsätze des Rechtes und des Wohlwollens geleitet. Er war nichts weiter, als ein wohl angelegtes System des Raubes und des Betruges, welches seine Stärke darin besaß, daß die weltlichen Machthaber den Pfaffen erlaubten, die Völker zu betrügen, wofür diese lehrten, die Kaiser, Könige und Fürsten besäßen ihre Macht von Gottes Gnaden und hätten daher Anspruch auf Gehorsam von Seiten ihrer Unterthanen. Der Bund zwischen Pfaffenthum und Königthum reichte auch in die neue Welt hinüber und hatte daselbst ähnliche Gräuel zur Folge, wie seiner Zeit in Preußen und den Ostsee-Provinzen und aller Orten, wo die vereinigte Macht der Ritter und der Pfaffen mit Völkern zusammen stieß, welche weder den römischen Pabst, noch die Könige anerkannten, die Christen zu sein behaupteten.

Schon in dem Vertrage, welchen Columbus mit dem spanischen Herrscherpaare abschloß, hatte er seine Selbstsucht deutlich zu erkennen gegeben. Die Ansprüche, welche er machte, waren so hoch gespannt, daß darüber fast das ganze Unternehmen gescheitert wäre. Eine der Bedingungen, auf welche Columbus besonderes Gewicht gelegt hatte, war die erbliche Würde eines Vicekönigs aller von ihm zu entdeckenden Länder. Er hatte aber erfahren müssen, daß die Mächtigen den Machtlosen gegenüber lästige Verträge nicht zu halten pflegen. Nach seinem Tode bemühte sich sein Sohn Diego lange Zeit vergeblich, die Würde eines Vicekönigs der neuen Welt zu erlangen. Zwar erwirkte er ein seinen Ansprüchen günstiges Urtheil von dem höchsten Gerichtshofe in indianischen Angelegenheiten, allein Ferdinand der Katholische war nicht der Mann, der sich an richterliche Aussprüche band. Isabella war nicht mehr am Leben. Von besserem Erfolge war für Diego Columbus

die Heirath mit Maria, der Tochter Ferdinand's von Toledo, Großcommenthurs von Leon und Bruders des Herzogs von Alba. Auf die Fürsprache dieser mächtigen Familie rief König Ferdinand (1509) den Statthalter Ovando zurück und ernannte den Sohn des Christoph Columbus zu dessen Nachfolger, ohne diesem jedoch den Titel eines Vicekönigs zu gestatten. Der Sohn des Columbus betrachtete die ihm verliehene Stelle als ein Erbstück, welches er nach Kräften auszubeuten suchte. Er ging, begleitet von seinem Bruder, seinem Onkel, seiner Gemahlin und einem zahlreichen Gefolge in die neue Welt. Alle wünschten, so schnell als möglich reich zu werden. Der Sohn des Christoph Columbus entwickelte dort eine Pracht, welche zu dem Elende der Einwohner schlecht paßte. Die wenigen Indianer, welche sich noch ihre Freiheit erhalten hatten, vertheilte Diego unter seine Verwandten und Anhänger. Auf der Insel Cubagua, welche reich an Perlenmuscheln war, legte er auf königlichen Befehl eine Colonie an. Durch diese wurde den unglücklichen Bewohnern der Lucayoinseln ein unerträgliches Joch auferlegt. Die bisher freien Eingeborenen mußten für die Spanier die Muscheln aus der Tiefe des Meeres hervorholen. Schnell erlagen auch dort die Indianer der ungesunden und anstrengenden Arbeit des Tauchens. Die zweite Insel, welche Diego Columbus von Hayti aus unter das spanische Joch beugte, war Cuba. Im Jahre 1511 segelte Diego Velasquez mit dreihundert Mann dahin ab. Diese Anzahl genügte, die siebenhundert englische Meilen lange Insel zu unterwerfen.

Diego Columbus' Herrschaft in Hayti war nicht von langer Dauer. König Ferdinand, der mit Widerstreben dem alten Columbus seine maßlosen Ansprüche gewährt und dem Sohne die Statthalterschaft in der neuen Welt anvertraut hatte, entzog ihm das Recht, die Indianer als Sclaven zu vertheilen und verlieh dasselbe seinem Minister Rodrigo Albuquerque. Diego verlor in der schrankenlosen Herrschaft über die Freiheit der Eingeborenen den festesten Stützpunkt seiner Gewalt. Er reiste nach Spanien, in der Hoffnung, den Beschluß des Königs rückgängig zu machen, Albuquerque trat in die Statthalterschaft ein und vereinigte in sich wieder die ganze Macht, welche Diego Anfangs besessen hatte. Die neue Welt gewann nichts bei dem Wechsel. Während der Herrschaft Diego's (1509 bis 1515) war die Zahl der Eingeborenen von 60,000 auf 14,000 herabgesunken. Diese Thatsache wirft ein trübes Licht auf den Sohn des Entdeckers. Augenscheinlich gingen die Ureinwohner Hayti's mit raschen Schritten ihrem Ende entgegen. Der finstere Aberglauben und die wilden Leidenschaften der Eindringlinge erstickten die Stimme der Menschlichkeit nicht vollständig. Einzelne Geistliche, besonders die Dominicaner, sprachen zu Gunsten der Unterdrückten. Allein trotz mannigfaltigen Verhandlungen, Gesetzen und Verordnungen, welche diesseits und jenseits des Oceans Lärm machten, blieb in der Hauptsache Alles beim Alten. Einer der eifrigsten, zugleich aber auch der blindeste Vertheidiger der Eingeborenen war Bartholomäus de las Casas, einer der Geistlichen, welche mit Ovando (1502) nach Hayti gekommen waren. Seine Vorliebe für die Ureinwohner Hayti's ruhte nicht auf Menschlichkeit und Rechtsgefühl, sondern nur auf den persönlichen Beziehungen, in welchen er zu ihnen stand. Um die letzten Reste der während seiner Anwesenheit auf Hayti ausgerotteten Eingeborenen auf Hayti zu retten, machte er den Vorschlag, von den Portugiesen Neger in Afrika zu kaufen und diese über den atlantischen Ocean nach Hayti zu verbringen. Im Jahre 1503 waren die ersten Negersclaven nach Hayti verbracht worden.

Einige Jahre später (1511) hatte Ferdinand der Katholische gestattet, sie in größerer Anzahl einzuführen. Der Cardinal Ximenes verwarf zwar die Vorschläge des verblendeten Las Casas, allein dadurch wurde dieser Mann nicht abgehalten, seinen verkehrten

Ansichten weitere Geltung zu verschaffen. Karl V. ging auf dieselben ein und bewilligte einem seiner flamändischen Günstlinge das ausschließliche Recht, vierzigtausend Neger nach Amerika zu verbringen (1517). Der Günstling verkaufte sein Privilegium an einige genuesische Kaufleute für fünfundzwanzigtausend Ducaten. So wurde durch die Dummheit eines Pfaffen und die Schlechtigkeit eines Höflings jener Negerhandel gegründet, welcher Jahrhunderte hindurch über zwei Welttheile das furchtbarste Elend verhängte, der bis zum heutigen Tage noch nicht ausgerottet werden konnte und in seinen Folgen die Hälfte der außerdem freien Union Nordamerika's, die Hälfte Südamerika's und Westindien's bis auf unsere Tage zu Sclavenstaaten gestempelt hat.

Weniger abstoßend, als die Geschichte der Verwaltung der Länder der neuen Welt ist diejenige der rasch auf einander folgenden neuen Entdeckungen. Kurz nachdem Columbus von seiner ersten Reise zurückgekehrt war, schiffte Johann Cabot, ein Venetianer, unter dem Schutze Heinrich's VII. von England nach dem Westen. Im Frühjahre 1497 lichtete er zu Bristol die Anker und entdeckte am 3. Juli 1497 Land, welches ohne Zweifel die Küste von Labrador war und später auf dem Rückweg Neufundland. Sein Sohn, Sebastian Cabot, der ihn begleitet hatte, entdeckte im folgenden Jahre (1498) das Land von Labrador bis Virginien und vielleicht bis Florida. Im Jahr darauf (1499) machte Alonzo de Ojeda, welchem Fonseca die von Columbus eingesandten Karten und Berichte mitgetheilt hatte, eine Entdeckungsreise und fand im Monat Mai die Küste von Paria, längs welcher er eine Zeit lang hinfuhr und so die Ansicht des Christoph Columbus bestätigte, daß dieser Landstrich einen Theil des neu entdeckten Continents bilde. An dieser Fahrt hatte Amerigo Vespucci, ein Florentiner von Geburt, Theil genommen. Die Laune des Schicksals hat es gewollt, daß nach ihm, welcher weder zuerst das neue Festland entdeckte, noch auch nur das Schiff befehligte, das als zweites nach der Küste von Paria kam, Amerika benannt wurde. Weil Amerigo es verstand, die Reise, welche er mitgemacht hatte, in anziehender Weise zu beschreiben, stach er nicht blos den eigentlichen Befehlshaber dieses Schiffes, Alonzo de Ojeda, sondern auch den ersten Entdecker, Christoph Columbus, aus. So siegt auf dieser Erde nicht selten das Wort über die That. Im selben Jahre traten Alonzo Nigno und Christoph Guerra eine Reise nach Paria an, welche zwar keine neuen Entdeckungen in ihrem Gefolge hatte, allein den Unternehmern so reiche Schätze an Gold und Perlen brachte, daß dadurch der schon große Entdeckungseifer noch mehr angefacht wurde. Kurz darauf (1501) befuhren Rodrigo de Bastides und Johann de la Cosa die Küste von Paria und entdeckten das Land vom Vorgebirge de Vela bis zum Meerbusen von Darien. Bastides, welcher mit Milde gegen die Indianer verfuhr und große Reichthümer im Verkehre mit denselben sammelte, lieferte den besten Beweis, daß die sonst übliche Härte der Spanier nicht einmal den Regeln der Klugheit entsprach. Alonzo de Ojeda, welcher in Verbindung mit Vergara und Ocampo (1502) eine zweite Entdeckungsreise machte, mußte auf derselben erfahren, daß Habgier und Herrschsucht nicht immer ihr Ziel erreichen. Juan Diaz de Solis und Vincent Yanez Pinzon fanden (1508) Yucatan, und Sebastian de Ocampo ermittelte zuerst, daß Cuba eine Insel sei, indem er rings um sie schiffte.

Auf einer zweiten Reise drangen Juan Diaz de Solis und Vincent Yanez Pinzon bis zum vierzigsten Grade südlicher Breite vor, ohne eine Durchfahrt in westlicher Richtung zu finden (1509). In immer riesenhafteren Dimensionen trat die neue Welt aus dem Dunkel des Meeres. Noch hatten die Europäer nirgends auf dem Festlande Amerika's eine Colonie angelegt. Ferdinand der Katholische war nicht geneigt, auf zweifelhafte Unternehmungen Geld zu verwenden, und Isabella war gestorben. Als aber Alonzo de

Ojeda und Diego de Nicuessa sich bereit erklärten (1509), auf eigene Kosten Schiffe auszurüsten und Mannschaft aufzubringen, errichtete Ferdinand endlich zwei Statthalterschaften, deren eine vom Vorgebirge de Vela bis zum Meerbusen von Darien, die andere von da bis zum Vorgebirge Gracias a Dios reichen sollte. Ojeda wurde der einen, Nicuessa der anderen vorgesetzt. Die beiden Statthalter nahmen ausführliche Verhaltungsbefehle mit sich, durch welche sie angewiesen wurden, sogleich bei ihrer Landung in der neuen Welt den Eingeborenen die Hauptartikel des christlichen Glaubens auseinander zu setzen, ihnen mitzutheilen, daß der Pabst die höchste Gewalt über alle Königreiche der Erde besitze, sie zu benachrichtigen, daß der Pabst ihr Land dem Könige von Spanien geschenkt habe und sie aufzufordern, zugleich die christliche Religion anzunehmen und sich der Herrschaft des Königs von Spanien zu unterwerfen. Sollten die Eingeborenen sich darein nicht willig fügen, so wurden die beiden Statthalter ermächtigt, mit Feuer und Schwert gegen sie einzuschreiten. Die weltlichen und geistlichen Despoten Europa's kümmerten sich natürlich nicht darum, ob es den Spaniern möglich sei, sich den Eingeborenen der neuen Welt verständlich zu machen und setzten das Recht des Pabstes und dasjenige des Königs von Spanien als selbstverständlich voraus. Die Religion diente den unglücklichen Bewohnern der neuen Welt gegenüber, wie sonst so oft, nur zum Vorwande, die Herrschsucht und Habgier großer und kleiner Tyrannen zu beschönigen. So tief war das Christenthum unter dem Einflusse heuchlerischer Pfaffen und gewaltthätiger Despoten gesunken! In späteren Zeiten handelte man oft ebenso gewaltthätig, ohne sich die Mühe zu geben, den Schleier der Religion über das Unrecht zu decken. Die Bewohner des den beiden Statthaltern zugewiesenen Landes waren übrigens weder so dumm, auf die Predigten spanischer Pfaffen, oder die Scheingründe spanischer Rechtsgelehrten einzugehen, noch so feig, ihren Nacken gutwillig unter das fremde Joch zu beugen. Sie pflogen keinen Verkehr mit den fremden Eindringlingen, setzten Gewalt der Gewalt entgegen und vereitelten dadurch die Pläne der Spanier. Vasco Nugnez de Balboa führte den kleinen Rest der spanischen Abenteurer nach Santa Maria el Antigua am Meerbusen von Darien (1510). An diesem verunglückten Eroberungszuge nahm Franz Pizarro Theil und Herrmann Cortez wurde nur durch Krankheit davon abgehalten. Glücklicher, als Ojeda und Nicuessa war Ponce de Leon, welcher (1512) Florida entdeckte. Die Unternehmung jener beiden Statthalter scheiterte. Allein die kleine Colonie zu Santa Maria in Darien, an deren Spitze durch die Wahl seiner Genossen Balboa gestellt wurde, legte den Grund zu den großartigsten Entdeckungen. Dort erhielt Balboa Kenntniß von einem großen Meere im Westen und einem reichen, von dessen Fluthen bespülten Goldlande im Süden. Im Kampfe mit mannigfaltigen Schwierigkeiten führte Balboa (1513) einen kleinen Heereszug über die Landenge von Darien hinweg an die Küste jenes Meeres, dem er den Namen der Südsee ertheilte. Auch bei dieser gefährlichen Unternehmung that sich Franz Pizarro hervor. Vasco Nugnez de Balboa wagte nicht, mit seinem von den Strapatzen des Marsches erschöpften Häuflein das Goldland im Süden anzugreifen. Er kehrte, beladen mit Schätzen, im Jahre 1514 nach Santa Maria zurück und bereitete dort einen größern Heereszug gegen Peru vor. Doch Balboa besaß keine mächtigen Freunde in Spanien. Ferdinand der Katholische, so freudig er durch die von diesem kühnen Abenteurer gesandten Nachrichten berührt wurde, überging ihn, als es galt, einen Statthalter in Darien zu ernennen. Pedrarias Davilla erhielt diese Stelle, landete daselbst im Juli des Jahres 1514, gerieth bald in Streitigkeiten mit Balboa, gab ihm zwar seine Tochter zur Gattin (1516), ließ ihn aber nicht lange darauf hinrichten (1517). Balboa war die Seele der Colonie von Darien gewesen. Ohne ihn vermochte Pedrarias nichts Erhebliches auszuführen. Da er an Fonseca einen mächtigen

Beschützer in Spanien hatte, wurde er wegen der Ermordung Balboa's nicht zur Rechenschaft gezogen. Er verlegte die Colonie von Santa Maria nach Panama, auf die andere Seite der Landenge, wodurch die Eroberung Peru's erleichtert wurde.

Um dieselbe Zeit, da Balboa die große Südsee entdeckte und sich anschickte, Peru zu erobern, sandte König Ferdinand den schon oben erwähnten Juan Diaz de Solis aus, in westlicher Richtung den Weg nach den Molukken zu suchen. Am 1. Januar 1516 fand de Solis den Fluß, welcher jetzt La Plata heißt, dem er aber den Namen Janeiro ertheilte. Dort verlor de Solis das Leben mit mehreren Gefährten. Die rohen Eingeborenen brieten deren Leichname und fraßen sie auf. Aus Schrecken darüber kehrte die führerlose Mannschaft um, ohne auf weitere Entdeckungen auszugehen.

Im Laufe eines Vierteljahrhunderts (von 1492—1517) war, außer den zahlreichen Inseln Westindien's, die große Strecke von Labrador bis zum La Plata Strome, der schönste Theil der Ostküste Amerika's, mit wenigen Zwischenräumen entdeckt worden. Sebastian Cabot befuhr die Nordküsten Amerika's auf englischen Schiffen, während die Spanier die südlicheren Gegenden durch zahlreiche Geschwader erkundeten. Im Jahre 1517 drang Cabot in eine der Meerengen, welche zur Hudson's Bay führen. Später trat übrigens auch dieser tüchtige Seefahrer in spanische Dienste. Spanien wurde das Mutterland mächtiger Colonieen in der neuen Welt und verpflanzte in dieselben seine politischen und religiösen Anschauungen und Einrichtungen. Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Die meisten Besitzungen gingen den Nachfolgern Ferdinand's des Katholischen und Isabellen's verloren. Allein die Grundsätze, welche einst mit Feuer und Schwert ausgebreitet wurden, haben sich allmählig in diesen Gebieten festgesetzt und konnten selbst durch die republikanische Staatsform, welche sich in dem größten Theile der ehemals spanischen Colonien Bahn brach, nicht entfernt werden.

§ 101. Die Sclaverei.

Wir sind bisher in unserem Gange durch die Weltgeschichte der Sclaverei wiederholt begegnet, ohne ihr eine ausführliche Besprechung zu widmen, weil sie für den civilisirten Theil der alten Welt alle praktische Bedeutung verloren hat. Sie ist daselbst nicht blos auf dem Felde der theoretischen Erörterung, sie ist auch auf dem Gebiete des praktischen Lebens verschwunden. Kein Mensch von gesundem Verstand, kein Mensch, welcher Anspruch auf Bildung macht, wagt in Europa, die Sclaverei zu vertheidigen. Allerdings ist der Knechtschaft noch zu viel in der alten Welt. Die Nationen, welche in Wissenschaften und Künsten den Ton angeben, sind nicht frei. Allein die einzelnen Menschen stehen doch nicht im unbeschränkten Eigenthum ihrer Mitgeschöpfe. Zwar herrscht in der Türkei noch Sclaverei. Allein die Osmanen werden nicht zu den gebildeten Nationen der Erde gezählt. Auch entbehrt der größere Theil der Bewohner Rußlands der persönlichen Freiheit. Doch die Leibeigenschaft, deren Joch auf ihnen lastet, ist von der Sclaverei, wie sie sich in Amerika entwickelt hat, noch sehr verschieden. Der Leibeigene Rußlands wird niemals als Sache, als Vieh behandelt. Er ist an die Scholle gebundener Arbeiter, ist seinem Herrn zu mannigfaltigen Diensten und Abgaben verpflichtet, allein dieser darf weder die Familie des Leibeigenen willkürlich trennen, noch ihr das Grundstück, das sie bebaut, und auf dem sie lebt, willkürlich entziehen. Der Despot, welcher das ganze Reich beherrscht, ist stark genug, auch den Herren der Leibeigenen Schrecken einzujagen, auch sie unter sein Joch zu beugen. Ueberdieß gehört der Herr der Religion und der Nationalität des Leibeigenen an. Es bestehen

daher auch aus diesen Gründen Verbindungsfäden zwischen ihnen, welche die Härte der Knechtschaft mildern.

Eine ganz andere Gestalt hat die Sclaverei in der neuen Welt angenommen. In Amerika hat die weiße Race den eingeborenen, den rothen Menschenstamm zur Sclaverei verurtheilt, und da dessen Arbeitskräfte ihr nicht genügten, aus Afrika noch eine zweite Race, die Schwarzen, eingeführt, um auf deren Kosten Schätze zu sammeln. Amerika ist der einzige Theil der civilisirten Erde, in welcher die Sclaverei in ihrer empörendsten Gestalt noch eine Wirklichkeit ist. Für diesen Welttheil wurde sie gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eingeführt. Wir müssen ihr daher bei ihrer Entstehung in's Angesicht schauen.

Das Alterthum unterscheidet sich von der neuen Zeit wesentlich dadurch, daß es, trotz aller seiner Errungenschaften auf dem Gebiete der Wissenschaften und der Künste, auf dem Felde des Staates und des bürgerlichen Lebens— in seiner sittlichen Erkenntniß sehr niedrig stand. Die größten Philosophen der Römer und Griechen waren blind gegen die Rechte anderer Nationen und unempfänglich für die Ansprüche derjenigen Menschen, welche das Unglück hatten, in den Stand der Sclaverei zu versinken. Andere Völkee wurden von ihnen ohne Unterschied Barbaren genannt, und selbst Plato und Aristoteles hielten die Sclaverei für eine wohl begründete Staatseinrichtung.

Athen zählte, nicht zur Zeit der höchsten Blüthe des Staates, allein als die Stadt am stärksten bevölkert war, 308,000 Einwohner, von welchen 201,000 Sclaven waren. In demselben Verhältniß von zwei Sclaven zu einem Freien stand die Bevölkerung Sparta's. In den Jahrhunderten, da die römische Republik noch um ihr Dasein kämpfen mußte, bestand nur ein sehr geringer Theil ihrer Bewohner aus Sclaven, im Jahr 470 v. Chr. kam ein Sclave auf fünfzehn Freie. Doch im Anfange des zweiten punischen Krieges, als Rom über ganz Italien herrschte, war die Zahl der Sclaven schon derjenigen der Freien gleich (4,000000). Mehr und mehr verließen die Römer ihre einfachen Sitten. Ihre Reichthümer, und unter diesen ihre Sclaven, mehrten sich. Die Römer, welche sich daran gewöhnten, in ihrem Privatleben den Sclaven und Sclavinnen ihre herrischen Befehle zu ertheilen, wurden der Freiheit unfähig. Sie verloren ihre Arbeitskraft. Die eheliche Treue, welche früher die Familien fest und innig verbunden hatte, machte den wildesten Ausschweifungen Raum. Vergebens suchten die Söhne der Cornelia *) dem zunehmenden Verderben ihrer Vaterstadt Einhalt zu thun. Die reichen Sclavenbesitzer bemächtigten sich des Staatsruders, die wenig vermöglichen Freien mußten sich unter deren Fittige begeben und büßten dadurch alle politische Selbständigkeit ein, bis am Ende drei der reichsten Sclavenhalter im Stande waren, der Republik Gesetze vorzuschreiben. Von drei Despoten zu Einem war der Schritt nicht groß. Die Freiheit ist der natürliche Gegensatz der Sclaverei, kann also neben dieser auf die Dauer nicht bestehen. Die Freiheit Rom's ging unter, sobald der Einfluß der Sclavenhalter im Staate denjenigen der freien Arbeiter überwog. Zu welchen haarsträubenden Schändlichkeiten die Sclaverei führt, beweisen uns im Großen die Gladiatorenkämpfe und im Kleinen die furchtbaren Strafen, mit welchen die geringsten Vergehen der Sclaven belegt wurden. So traurig die römische Sclaverei auch war, bot sie doch ihren unglücklichen Opfern manchen Trost und manche Hoffnung. Alle Sclaven, die es verstanden, die Gunst ihrer Herren zu erwerben, wurden von diesen frei gelassen, erhielten Bürgerrechte und schwangen sich nicht selten zu den höchsten Würden im Staate empor. Denjenigen, welche Talente besaßen, wurde bisweilen eine ausge-

*) Siehe Buch III., § 2 ff, S. 8 f.

zeichnete Bildung zu Theil. Dichter und Philosophen, Lehrer und Aerzte, Schauspieler und Künstler jeder Art gingen, sowohl in Rom, als in Griechenland, aus dem Sclavenstande hervor.

Die Sclaverei des Alterthums hatte, wenn auch nicht in der Vernunft und in den ewigen unveräußerlichen Menschenrechten, doch in der ganzen Weltanschauung und in den Gesetzen aller Völker eine so tiefe Begründung, daß durchaus keine besonderen Vorsichtsmaßregeln, keine dem Bildungszustande und den Rechtsbegriffen der damaligen Zeit widerstrebenden Einrichtungen und Maßregeln erforderlich waren, um dieselbe aufrecht zu erhalten.

Eine ganz andere Weltanschauung und weit höhere Rechtsbegriffe entwickelten sich aber, trotz dem Widerstreben kirchlicher und weltlicher Despoten, im Laufe des Mittelalters. Das Christenthum mit seiner Lehre allgemeiner Bruderliebe und die Philosophie, welche, auf den Schultern der alten klassischen Zeit, nach Freiheit und Recht, im höhern Sinne der Worte rang, feierten, im Laufe der Jahrhunderte, Triumphe über die Sclaverei, neben welchen diese schlimmste Geißel der Menschheit nicht mehr bestehen konnte. In allen Ländern Europa's, welche auf Bildung Anspruch machten, wurde die Sclaverei vollständig abgeschafft. Nur in den Reichen des äußersten Ostens und Westens Europa's: in der Türkei und auf der pyrenäischen Halbinsel wurde die Sclaverei, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, noch geduldet. Die Türkei war kein christliches Reich und nahm überhaupt an dem Bildungsgange der Völker Europa's keinen Theil. Spanien und Portugal waren in ihren Kriegen mit den Mohammedanern verwildert und hatten, trotz ihrer blinden Wuth gegen den Islam, viele seiner verderblichen Ansichten und Einrichtungen angenommen. Zu diesen gehörte insbesondere die Sclaverei, welche noch mehr als der wüthende Bekehrungseifer der Katholiken, Hayti und die übrigen von Christoph Columbus entdeckten Länder der neuen Welt entvölkerte.

Columbus führte die Sclaverei in zwei verschiedenen Formen in Hayti ein. Er verkaufte oder verschenkte die im Kriege gefangenen Indianer als Sclaven und vertheilte im Frieden die Unterthanen befreundeter Cazikeu unter seine Günstlinge und Freunde, für welche sie arbeiten mußten. Isabella schaffte zwar die erste dieser Formen der Sclaverei ab, nachdem viele Tausende von Indianern durch dieselbe das Leben oder doch ihre Heimath verloren hatten, allein sie bestätigte auf den Bericht Ovando's die zweite Form derselben, die s. g. Repartimiento's, welche noch verderblicher wirkte, als die erste, weil die unglücklichen Indianer, welche nicht das Eigenthum der Spanier wurden, von diesen die furchtbarsten Mißhandlungen erdulden mußten, so daß die meisten derselben im Laufe weniger Monate entweder aus Erschöpfung starben, oder sich selbst das Leben nahmen. Es ist eine in der Weltgeschichte unerhörte Thatsache, daß die Bevölkerung eines Landes in dreiundzwanzig Jahren (1492—1515) von einer Million auf 14,000 herabgesunken ist. Die verheerendsten Seuchen, die blutigsten Kriege haben nicht so viele Menschen hinweggerafft, als die spanischen Repartimiento's. Die Sclaverei hatte aber für die spanischen Colonisten nicht minder verderbliche Folgen, als für die unglücklichen Eingeborenen. Wenn diese durch das Joch, in welches sie geschlagen, ausgerottet, wurden alle besseren Kräfte ihrer Dränger durch die Herrschaft, welche sie ausübten, aufgerieben. Die Spanier wurden träge, übermüthig und grausam, während die Indianer unter ihrer Zuchtruthe erlagen. Sie ließen sich in Sänften tragen, unbekümmert um die blutigen Wunden, welche die Stangen auf den Schultern der Träger zurückließen. Die Arbeit, der einzige rechtmäßige Erwerbsgrund, wurde in den Augen der Spanier verächtlich und folgeweise erschien ihnen jede Gaunerei und jede Gewaltthat, durch welche Reichthümer erworben wurden, erlaubt.

Die Arbeitskraft, das Rechtsgefühl und jede bessere Regung stumpften sich inmitten sclavischer Arbeit und herrischer Müssiggänger ab.

Wie in sittlicher, so trug die Sclaverei auch in pecuniärer Beziehung die schlimmsten Früchte für die Spanier. Hätten diese es verstanden, sich mit den Indianern auf einen freundlichen Fuß zu setzen, sie als freie Arbeiter zu gewinnen, so würde Hayti bald zu einem Paradiese umgeschaffen worden sein. Unter dem Joche der Sclaverei gingen aber Menschen und Landstriche zu Grunde. Wenn bei der Sclaverei der Gesichtspunkt des Vortheils allein den Ausschlag gäbe, würde sie bald verschwinden. Denn sie ist eine der unvortheilhaftesten Einrichtungen des menschlichen Lebens. Allein die Sclavenhalter wollen herrschen, wollen mit zügelloser Leidenschaft ihre Arbeiter behandeln, und ziehen aus diesem Grunde hauptsächlich die Sclaven den freien Menschen vor. Gegen freie Arbeiter müßten sie menschlich sein. An diesen dürfen sie ungestraft weder ihre Wollust, noch ihren Zorn, weder ihre Grobheit, noch ihre Habgier schrankenlos walten lassen. Das ist den Sclavenzüchtern unbequem. Sie wollen ungestraft prügeln und mißhandeln, ihren Lüsten fröhnen und wollen lieber etwas weniger einnehmen, als in allen diesen Beziehungen sich Gewalt anthun. Eheliche Treue, sittliche Entwickelung, Achtung vor Menschenrechten und Menschenwürde sind mit der Sclaverei unvereinbarlich. Auf ihrem giftgeschwängerten Boden wachsen nur giftgeschwängerte Pflanzen.

Nachdem die Indianer fast gänzlich ausgerottet waren, kam die dritte Form der Sclaverei in Amerika auf und diese hat sich bis zu unseren Tagen in der neuen Welt erhalten. In Hayti, wo sie zuerst eingeführt wurde, haben die Sclaven, nachdem sie Jahrhunderte lang geduldet, das verhaßte Joch zerbrochen. In den meisten übrigen Staaten Amerika's wurde sie im Laufe der Zeit abgeschafft. Allein in den Vereinigten Staaten Nordamerika's hat diese fluchwürdige Einrichtung noch immer einen gesetzlichen Bestand und deren Freunde sind bemüht, sie mehr und mehr auszubreiten. Wir werden in den folgenden drei Büchern noch oft auf die Sclaverei zurückkommen. Wir hielten es aber für unsere Pflicht, schon hier unsern Abscheu vor diesem Gegensatze der Freiheit auszusprechen. Wir lieben die Despoten Europa's nicht, allein weit weniger die Sclavenhalter Amerika's. Wir hassen die Tyrannei europäischer Kaiser und Könige, allein weit mehr diejenige amerikanischer Sclavenhalter. Die Doppelzüngigkeit europäischer Herrscher hat uns von jeher angewidert, allein die Falschheit und Gewaltthätigkeit der für Sclaverei eifernden Republikaner und Christen unserer Tage übertrifft alles, was im Gebiete menschlicher Verworfenheit geleistet worden ist. Schon zur Zeit des Christoph Columbus wurde die Sclaverei von allen besseren Menschen verabscheut, sogar von der Königin Isabella, welche nur wenige gute Seiten in ihrem herrschsüchtigen Charakter hatte. Im Laufe der viertehalb Jahrhunderte, welche nach ihrem Tode verflossen sind, haben sich aber alle civilisirten Staaten der Welt auf einen höhern Standpunkt der Sittlichkeit hinaufgeschwungen. Die Sclavenstaaten Amerika's sind auf demjenigen des finstern Mittelalters zurückgeblieben. Daß auf der spanischen Colonie Cuba und im Kaiserreiche Brasilien die Sclaverei noch besteht, darf uns nicht wundern. Allein eine furchtbare Schmach für die Freistaaten Amerika's, für die anglo-sächsische Race, welche die Union beherrscht, ist es, daß sie an ihrem Herzen eine Otter nährt, welche von den Despoten Europa's längst erkannt und verworfen wurde.

§ 102. Religiöse Bestrebungen der Spanier.

Die Menschheit hat sich noch immer nicht auf den Standpunkt freier Selbstbestimmung hinangeschwungen. Der Zufall der Geburt oder die Gunst der Machthaber verleiht den Völkern ihre Herrscher, und wie nicht eigene Wahl ihnen ihre Könige und Kaiser, so verleiht sie ihnen auch nicht ihre Ueberzeugungen und Ansichten. Der Sohn und Enkel gehört der jüdischen, mohammedanischen, protestantischen oder katholischen Kirche an, sicht für diesen oder jenen König, nicht weil er seinen Glauben als den richtigen, seinen Herrscher als den berechtigten Vollstrecker des Volkswillens erkannt hat, keineswegs, darüber hat er gar nicht nachgedacht, sondern weil sein Vater und Großvater ihn zum Knechte dieses oder jenes Glaubens, dieses oder jenes Herrschers groß gezogen hat. Wie er von ihnen Haus und Hof geerbt, hat er von ihnen auch religiöse und politische Dienstpflicht überkommen. Von Tausenden verläßt nur Einer den Pfad seiner Altvordern und von diesen wenigen folgt die Mehrzahl wieder nicht freier Wahl, sondern übermächtigen äußeren Einflüssen. Es giebt sehr wenige selbstständige Menschen auf dieser Erde. Die großen Fragen, von welchen das Wohl und das Wehe der Völker abhängt, sind den wenigsten auch nur bekannt. Die Befriedigung der niederen Leidenschaften der Habgier und der Herrschsucht, der Freuden der Tafel und der Wollust nimmt die ganze Kraft der meisten Menschen in Anspruch. Die armen Arbeiter haben keine Zeit, die reichen Faullenzer keine Neigung, sich mit Gegenständen zu beschäftigen, welche nicht ihre täglichen Bedürfnisse und Vergnügungen berühren, und die bedeutende Classe, welche in der Mitte zwischen diesen Extremen steht, widmet ihre Zeit lieber ihren Berufsgeschäften, als der Erforschung von Wahrheiten und der praktischen Durchführung freiheitlicher Bestrebungen, welche mit ihrem Erwerbe in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen.

In den Republiken Amerika's pflanzen sich zwar nicht die Herrscher von einem Geschlecht auf das andere fort. Allein viele der verderblichsten Einrichtungen in Staat, Kirche und Gesellschaft sind aus dem finstern Mittelalter bis auf unsere Tage vererbt worden. Wir nennen beispielsweise nur die Sclaverei, das Geldbrozzenthum und das Pfaffenthum. Die beiden ersteren dieser Geißeln der Menschheit haben wir in den §§ 94, 96, 97, 99 und 101 schon geschildert. Es bleibt uns noch nachzuweisen, wie die religiösen Zustände Amerika's sich unter spanischem Einflusse gegen Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gebildet haben.

Das Christenthum bestand damals fast nur aus einer Reihe der abgeschmacktesten Lehrsätze und Ceremonien, welche unter der Aufsicht herrschsüchtiger Priester geglaubt und geübt wurden. Die Hauptsache, worauf es den Päbsten und deren Dienern ankam, war die Ausbeutung der verdummten und geknechteten Völker. Sie drangen nicht darauf, daß die Lehren Christi, sondern daß die von ihnen und ihren Vorgängern erfundenen Fabeln verbreitet, nicht darauf, daß die Völker ein sittliches Leben führten, sondern daß sie sich taufen ließen, die Messe hörten, Vaterunser und Ave-Maria hersagten, beichteten und andere ähnliche Abgeschmacktheiten trieben. Die Pfaffen, welche nach Hayti schifften, der Pater Boyle und Genossen, welche mit Columbus, und die zwölf Bettelmönche, welche mit Ovando über den atlantischen Ocean fuhren, hielten ihre Glaubensgenossen nicht ab, die empörendsten Schandthaten gegen die unglücklichen Indianer zu begehen, im Gegentheile reizten sie dieselben zu manchen der haarsträubendsten Grausamkeiten selbst an, und hießen die übrigen gut, indem sie dieselben als Siege der Christen über die s. g. Ungläubigen mit Lobgesängen und kirchlichem Gepränge feierten. Die vereinzelten Stimmen des gutmüthigen, aber sehr wenig scharfsichtigen Las Casas, und einiger Bettelmönche, unter deren

Augen die meisten Schandthaten Ovando's verübt wurden, verhallten in dem Palaste des Statthalters in Domingo und in den königlichen Schlössern Spanien's, und der verkehrte Vorschlag des erstern, statt der schwachen Ueberreste der Indianer die zahlreichen und kräftigen Stämme der Neger zu gebrauchen, gab dem Sclavenhandel, welcher bis dahin nur wenig betrieben worden war, einen Aufschwung. Die katholische Kirche ließ ohne Widerstreben Hunderttausende unglücklicher Eingeborener abschlachten. Ihre Bannstrahlen richteten sich nur gegen Leute, welche, wie z. B. Ludwig XII. von Frankreich, oder die Florentiner und Venetianer, sich nicht allen päbstlichen Anmaßungen fügen wollten. Zum Schutze der unterdrückten Völker besaß das Pabstthum weder Willen, noch Kraft. Die römischen Oberpfaffen drangen nur darauf, daß die in die neue Welt übergesiedelten Europäer gehorsame Unterthanen verblieben, und daß diejenigeu Indianer, welche die Spanier am Leben ließen, die Taufe annahmen, und die üblichen Ceremonien der katholischen Kirche mitmachten.

Auf den Trümmern der von den Spaniern ausgerotteten Urbewohner Hayti's gründeten die Päbste ihre Herrschaft über diese Insel. Die Neger traten an die Stelle der rothen Bevölkerung und nahmen die römische Religion an, weil sie Sclaven waren und keinen eigenen Willen hatten. Die freigewordenen Enkel der Sclaven des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts behielten die Religion ihrer Väter ebenso gedankenlos bei, als diese sie angenommen hatten. So pflanzt sich die geistliche Sclaverei selbst dann noch fort, wenn die Bande der persönlichen oder der politischen Knechtschaft gebrochen sind.

Zur Zeit, da Columbus seine Entdeckungsreisen machte und den Grund zur Herrschaft der Spanier in der neuen Welt legte (1492—1503), saß auf dem s. g. Stuhle Petri eines der verruchtesten Ungeheuer, von denen die Geschichte Kenntniß hat: Alexander VI. Dieses hielt den glaubenstollen Entdecker nicht ab, für das Pabstthum zu schwärmen und mit aller Anstrengung für die Ausbreitung seiner Macht zu wirken. Im Jahre 1502, als Alexander VI. durch eine zehnjährige, schmachvolle Herrschaft allen besonnenen Menschen schon als Abschaum der Menschheit bekannt geworden war, schrieb Columbus noch im Tone der tiefsten Verehrung und Unterwürfigkeit und bestätigte das früher von ihm abgelegte Gelübde, eine Heeresmacht von 50,000 Fußsoldaten und 5000 Reitern innerhalb sieben Jahren und eine gleiche im Laufe der folgenden fünf Jahre zur Eroberung des s. g. heiligen Grabes aufzustellen. Die unermeßlichen Kosten dieses Kriegszuges hoffte er von den Bewohnern der neuen Welt zu erpressen. Unstreitig trug die Lieblingsidee des Christoph Columbus, die Eroberung von Jerusalem, die Hauptschuld des unerträglichen Joches, das er den Eingeborenen Hayti's auferlegte. Das Grab eines vor fünfzehnhundert Jahren gekreuzigten Mannes, den Columbus als Gott verehrte, war ihm, wie Millionen seiner Zeitgenossen und der Nachwelt, heiliger und theurer, als die Wohnungen und das Leben der Indianer, welche er ohne Gewissensbisse seiner fanatischen Grabesidee aufopferte. Die Gräber der Vorzeit, die modernden Gebeine der s. g. Heiligen und tausend andere Gegenstände, welche durchaus keinen innern Werth hatten, galten Columbus und seinen Nachfolgern mehr, als das frische Leben, welches um sie her sprudelte. Darum verbreiteten sie um sich nur Gräber und modernde Gebeine, traten in einen Kampf auf Tod und Leben mit den harmlosen Bewohnern der neuen Welt und rotteten diese fast gänzlich aus. Dieses war die einzige sichtbare Wirkung der Religion in Amerika, welche von Jahrzehent zu Jahrzehent in immer blutigeren Zügen zu Tage trat.

Bevor die neue Welt entdeckt war, bekämpften die katholischen Pfaffen mit aller Heftigkeit das Unternehmen des Christoph Columbus als unchristlich und unbiblisch. Als aber ihnen zum Trotze Amerika gefunden wurde, suchten sie möglichst großen Vortheil daraus

zu ziehen und schienen gänzlich zu vergessen, daß sie früher die Pläne des Admirals verschrien und verlästert hatten. Sie verpflanzten nach dem fernen Westen einen Glauben, welcher im Widerspruche stand mit dem Dasein eines Erdtheils jenseits des atlantischen Oceans, und die Bewohner Amerika's eigneten sich denselben an, ohne zu bedenken, daß dieser Erdtheil unmöglich durch Adam und Noah seine Bevölkerung erhalten haben könne und daß sogar dessen Dasein von den Verfassern der Bibel unberücksichtigt gelassen und, nach deren Meinungen über die Sternkunde, die Weltbildung und die Naturgeschichte als unmöglich dargestellt worden war. Bis zum heutigen Tage nehmen die Amerikaner an diesen Grundansichten der Bibel keinen Anstoß. Wie Freiheit und Sclaverei, so gehen auch das kräftigste Selbstbewußtsein und blinde Unterwerfung unter die Vorurtheile der alten Welt in Amerika neben einander her.

Elfter Abschnitt.

Rückblicke.

§ 103. Religion und Staat.

Während der finsteren Jahrhunderte, welche auf den Untergang des weströmischen Reiches folgten, mochte der forschende Geist irre werden an den ewigen Gesetzen der Vernunft und der Freiheit. Mitten in dem Getümmel der Leidenschaft war es schwer, den Weg zu erkennen, welcher durch das Labyrinth der Klöster, der Ritterburgen und der königlichen Paläste in der Richtung der Wahrheit und des Rechtes ging. Doch wir, die glücklicheren Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, welche von einer höheren Warte auf die wirren Zustände des Mittelalters herabblicken, erkennen deutlich die Quellen, welche von den Ursitzen der Bildung dem Westen zuströmten und diesem die befruchtenden Keime einer besseren Zeit brachten. Päbste und Kaiser, Königthum und Adel, geistliche und weltliche Gewalten mußten sich gegenseitig bekämpfen und schwächen, um dem Bürgerstande freiern Raum zu gewähren. Im Schooße der Städte wurden hinwiederum innere Kämpfe nothwendig, um die volksthümlichen Bestrebungen engherzigen Rücksichten und wilder Habsucht entgegenzusetzen. Nur aus dem Widerstreite der Wahrheit und der Lüge, sittlicher Kraft und tobender Leidenschaft kann die vernünftige Freiheit emporsprossen.

Wenn wir von diesem Standpunkte aus auf das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert zurückblicken, werden uns die Fortschritte einleuchtend, welche das Menschengeschlecht in deren Laufe machte. Der Uebergang von dem despotischen Systeme des römischen Kaiserreiches zu einer Staatenordnung, welche den Grundsätzen der Freiheit und der Gleichberechtigung aller Menschen näher stand, erforderte ein Jahrtausend! Die Ströme menschlichen Blutes, welche im Laufe desselben vergossen wurden, hatten die Erde nicht vergeblich geröthet. Die Monarchie, welche den besten Theil der alten Welt umfaßte, wurde gebrochen und es erstanden aus ihren Trümmern neue Reiche, welche insofern wenigstens Gleichberechtigung hatten, als keines dem andern Gesetze vorschreiben konnte. Die Freiheit des Mittelalters war allerdings sehr beschränkt, allein sie war doch nicht, wie zu den Zeiten der römischen Weltherrschaft, vollständig vernichtet. An die Stelle eines einzigen herrschenden Volkes, welches von einem einzelnen Despoten seine

Gesetze empfing, trat eine Mehrzahl gleichberechtigter Nationen, unter welchen mehrere einen gewissen Grad von Freiheit errangen, keine dem Despotismus in der furchtbaren Gestalt des römischen Kaiserthumes verfiel.

Aus den sich gegenseitig befehdenden Elementen der Urbewohner der pyrenäischen Halbinsel, der Römer, mehrerer deutscher Völkerschaften und der Araber bildeten sich die beiden Reiche Portugal und Spanien. Die Urbewohner Albion's, Angeln, Sachsen, Dänen und Normänner gingen in der englischen Nation auf, welche sich die Irländer unterwarf, die Unabhängigkeit der Schotten nicht aber hatte brechen können. Die alten Gallier wurden durch Beimischung römischer und zahlreicher deutscher, namentlich fränkischer Zusätze zu der Nation der Franzosen. Die Deutschen bewahrten sich ihre Jahrtausende alte Nationalität, obgleich sie einen großen Theil ihres Gebietes verloren, im Osten sich mit Slaven, im Westen mit Celten und im Süden mit Römern vermengten. Die Bewohner der apenninischen Halbinsel: Romanen, Gallier und verschiedene deutsche Völkerschaften, namentlich Gothen und Longobarden, bildeten sich ihre eigene Sprache, nationale Sitten und Gewohnheiten, konnten aber noch nicht zu staatlicher Einheit und Selbständigkeit gelangen. Inmitten der mächtigen Nationen der Franzosen, Deutschen und Italiener tauchte das Hirtenvolk der Schweizer auf und erbaute in den Thälern der Alpen der Freiheit eine Heimath. Im Norden nahmen die alten germanischen Völkerschaften der Dänen, Schweden und Norweger und die slavischen Stämme der Russen und Polen bestimmtere Gestalten an. Die Ungarn behaupteten inmitten germanischer und slavischer Völker ihre Nationalität und die Türken verdrängten aus Constantinopel und dem alten Gebiete des oströmischen Reiches die früheren Herrscher griechisch-römischen Ursprungs.

Das Streben nach nationaler Entwickelung ging dem Kampfe um die Freiheit voran. Sobald aber die Nationalitäten einen gewissen Grad von Festigkeit gewonnen hatten, begann ein höheres und edleres Ringen. Die Religion, welche die Grundlage aller nationalen Entwickelung gewesen war, bot das erste und bedeutungsvollste Feld eines Kampfes, welcher mehr als zwei Jahrhunderte lang der Mittelpunkt der gesammten Thätigkeit der Völker wurde. Erst als sich die Leidenschaften auf dem Boden der Kirche ausgetobt hatten, warfen sie sich auf das Gebiet des Staates. Bis auf die neueste Zeit rangen sie da und dort nur nach Formen: nach Glaubensbekenntnissen und Verfassungen, zu dem Wesen rein menschlicher Entwickelung, allgemeinen Bürgerglücks sind die streitenden Theile zur Zeit fast nirgends noch vorgedrungen. Die Welt steht noch immer unter der Herrschaft der Lüge, und nur in wenigen Ländern wird die Wahrheit geduldet. Die niederen Leidenschaften der Habgier, der Herrschsucht und des Ehrgeizes sind die leitenden Beweggründe nicht blos in Monarchien, sondern auch theilweise in Republiken. Die Vernunft wird kaum gehört, wenn sie über vergangene Jahrhunderte spricht. Die Angelegenheiten der Gegenwart sind durch Vorurtheile und Selbstsucht so verwirrt worden, daß eine Besprechung derselben, welche nicht den Stempel irgend einer Clique an sich trägt, nur wenig Anklang findet. Dennoch hat die Welt seit Jahrtausenden Riesenschritte vorwärts gemacht. Die Vernunft hat eine Stimme in unseren Tagen, wenn sie auch von den eifrigen Geschäftsleuten, den stumpfsinnigen Massen und den ehrgeizigen Herrschern nicht beachtet wird. Der Fortschritt, welcher im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts gemacht wurde, war mehr vorbereitend, als durchgreifend. Allein darum ist er nicht minder bedeutungsvoll auf allen Gebieten des menschlichen Lebens im Staate und in der Kirche, im Kriege und im Frieden, in Wissenschaft und Kunst, im Handel und in den Gewerben.

Die Religion der Völker steht immer in einer gewissen Beziehung zu ihrer Staats-

form. Der Gott, den sie anbeten, ist gewöhnlich nichts anderes, als ein vergrößerter Abklatsch ihrer obersten Herrscher. In Monarchien ist die Gottheit ein König, welcher wie verzehrendes Feuer, oder wie ein Vater herrscht, je nachdem die Verfassung einen despotischen, oder einen patriarchalischen Anstrich hat. Wie wäre es möglich, einem Volke, das keine Despoten kennt, eine despotische Gottheit zur Anbetung aufzudringen? Oder wie könnte sich ein Volk, das die Ruthe des Despotismus geduldig trägt, zu einer Gottheit erheben, welche den Ansprüchen der Sittlichkeit und der Vernunft entspräche!

Der Zeus der Griechen und der Jupiter der Römer hatte, gleich den höchsten Gewaltträgern dieser Nationen, eine sehr beschränkte Gewalt. Sie konnten beide gegen den Willen der übrigen Götter nichts durchsetzen und mußten sich, gleich den Menschen, dem ewigen Verhängniß fügen.

Der Gott der Christen erhielt seine Gestalt und Eigenschaften im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts, nach dem Muster der damals herrschenden römischen Kaiser, und die strenggläubigen Christen unserer Tage, selbst in Republiken, wollen der Welt zumuthen, diesen römisch-kaiserlichen Gott unverändert, wie er zur Zeit der Kirchenversammlung zu Nicea von den Pfaffen der jetzt die Türkei bildenden Länder ausgesonnen worden ist,*) anzubeten! Dieser Gott setzt voraus, daß das monarchische Prinzip vorherrschend sei, er muß mit diesem fallen. Allerdings nahmen die republikanischen Italiener und Schweizer den kaiserlichen Christengott auf guten Glauben von ihren Lehrmeistern, den monarchischen Pfaffen, an. Es gereicht ihrem Verstande aber gar nicht zur Ehre. In ähnlicher Weise ließen sie sich von den monarchischen Rechtsgelehrten, Philosophen und Medicinern gar vielen andern Unsinn aufbinden. Die Republikaner waren im Verhältniß zu den Monarchisten so sehr in der Minderzahl und besaßen überdieß so wenige klare Köpfe und durchgreifende Charaktere, daß sie in den großen Fragen menschlicher Entwickelung niemals den Ausschlag geben konnten.

Die christliche Kirche des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts gehört zu den trübseligsten Erscheinungen der Geschichte. Dieses erhellt am besten aus der Stellung, welche sie anderen Glaubensgenossenschaften gegenüber einnahm. Sie gab ihnen nicht ein Beispiel sittlicher Reinheit, großartiger Erhabenheit über die niederen Leidenschaften dieser Erde, ja nicht einmal freundliche Belehrung. Sie hatte für Andersglaubende, diese mochten sich Christen oder Heiden, Mohammedaner oder Juden nennen, nur Gefühle des Hasses und der Verfolgung, aus welchen blutige Kriege und entweder Niederlagen oder dauernde Knechtschaft der Besiegten hervorgingen. In seiner Erzählung vom Ringe, welche Lessing in seinem „Nathan der Weise" bearbeitet hat, deutete Boccaccio trefflich an, welches die Merkmale der wahren Religion seien. Doch die Päbste und die gesammte von ihnen beherrschte Geistlichkeit kümmerten sich so wenig um die Worte Boccaccio's, als um die Lehren Christi. Die Päbste wollten herrschen, Steuern erheben und sich die Füße küssen lassen. Wer sich dazu nicht bereit fand, mußte, so weit ihre Macht reichte, ihren Zorn fühlen. Die Mohammedaner Spanien's fielen als Opfer pfäffischer und königlicher Herrschsucht. Die Mohammedaner des Ostens dagegen rückten mit dem Schwerte in der Hand vor, und die Päbste, welche so oft gegen sie das Kreuz gepredigt hatten, schämten sich nicht, mit diesen gefährlichsten Feinden der Christenheit freundliche Beziehungen zu pflegen, um einiger schnöden Vortheile willen. Der Pabst Alexander VI. versah sogar für 300,000 Ducaten dem Sultan Selim Banditendienst, indem er dessen Bruder ermordete. Die unglücklichen Heiden, namentlich diejenigen der neu entdeckten Länder wurden von den ver-

*) Siehe Buch III., § 38, S. 103 ff.

ruchten Päbsten zuerst ihres Gebietes beraubt, welches sie den spanischen und portugiesischen Herrschern schenkten, und dann von den christlichen Geistlichen für gute Beute erklärt, falls sie die christliche Religion nicht annehmen würden. Die wenigen Reste der Bewohner der neuen Welt, welche den christlichen Glauben gezwungen annahmen, wurden aber darum doch von den Pfaffen nicht geschützt, vielmehr gingen sie unter der Wucht des auf ihnen lastenden Joches elend zu Grunde.

Auch die Juden mußten während dieses Zeitraumes die Härte des Christenthumes, wie es sich im Mittelalter kund that, bitter empfinden. Zahlreiche Verfolgungen, welche zu verschiedenen Zeiten in fast allen Ländern Europa's über sie losbrachen, kosteten vielen Tausenden das Leben und beraubten Hunderttausende ihrer Habe und ihrer Güter. In Italien mußten die Juden seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts besondere Zeichen tragen, an welchen sie erkannt wurden, die schwersten Abgaben zahlen und seit dem fünfzehnten Jahrhundert in besonderen Stadtvierteln (Ghetti) zusammen wohnen, in welchen ihnen die frische Luft und der freie Raum kärglich zugemessen und sie den Rohheiten des christlichen Pöbels schutzlos preis gegeben waren. In Sicilien gaben sich während der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts Könige und Pfaffen die größte Mühe, die Israeliten zu bekehren. Als diese aber sich dem römischen Joche nicht unterwerfen wollten, vertrieb Ferdinand der Katholische (1493) hunderttausend Juden von der Insel, die übrigen mußten den christlichen Glauben annehmen und wurden so gewaltsam zu Heuchlern gemacht, welche in unausgesetzter Angst vor den Spürhunden der Inquisition lebten. Derselbe blutige Ferdinand der Katholische rottete mit Hülfe seiner Söldnerschaaren und Pfaffen die jüdische Religion vollständig in Spanien aus.

In unserem Vaterlande brachen wiederholt furchtbare Verfolgungen gegen die Juden los, so namentlich zu Breslau (1318), in Mecklenburg (1330), in Frankfurt a. M. (1346), in Nördlingen (1384), in Nürnberg (1390), in Prag (1391 und 1422), in Regensburg (1476) und in Passau (1478). Um dieselbe Zeit, wie in Italien, mußten auch in Deutschland die Juden eine besondere Tracht anlegen. Seit dem vierzehnten Jahrhundert erklärten wiederholt deutsche Kaiser alle Forderungen der Juden für nichtig. Nur an wenigen Orten wurde ihnen gestattet, Grundeigenthum zu erwerben oder bürgerliche Gewerbe zu treiben. Der Handel und der Wucher wurden ihnen mit Gewalt aufgedrungen, zugleich aber auch zum bittern Vorwurfe gemacht. Aus mehreren Reichsstädten wurden die Juden gänzlich verwiesen, andere gestatteten ihnen nur in engen Judenstraßen zusammen zu wohnen. In Polen und Litthauen mehrte sich unter dem Schutze der Gesetze die Zahl der Israeliten. In dieser Weise bewährten die Christen ihre Nächstenliebe gegen die Juden!

Nicht besser, als gegen andere Glaubensgenossenschaften war die christliche Kirche im Verhältniß zu ihren eigenen Gliedern.

Wir haben den religiösen Bestrebungen dieses Zeitraums einen besondern Abschnitt gewidmet, daher wir dieselben nicht weiter zu besprechen brauchen. Hier genüge die Bemerkung, daß der schlimmste Feind der Wahrheit der sogenannte „heilige Schauer", welcher zu allen Zeiten von schlauen Pfaffen zur Knechtung der Menschheit benützt wurde, im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts um ein Bedeutendes abnahm. Je dümmer die Menschen sind, desto lebendiger empfinden sie gewöhnlich bei ihren kirchlichen Ceremonien jenen „heiligen Schauer", den die Pfaffen auf's eifrigste zu hegen bemüht sind. Die Molochanbeter der Vorzeit fühlten ihn so gut, als die Christen unserer Tage; ohne darum den geringsten Anspruch auf Wahrheit und edle Sitte zu haben. Die große Masse der Menschen verfiel von jeher wie in Herren und Diener, so in Betrüger und Betrogene.

Was auf dem weltlichen Gebiet der Herr, ist auf dem geistlichen der Betrüger. Im Laufe dieses Zeitabschnittes nahm allerdings die Zahl der Herren und der Betrüger nicht ab, wohl aber die innere Kraft derselben. Die Entdeckungen, welche Schlag auf Schlag einander folgten, der zunehmende Gewerbfleiß der Städter und selbst die unglücklichen Versuche der Bauern, ihre Ketten zu zerreißen, erschütterten die Macht der Gewaltigen. Was auf weltlichem Gebiete die Schweizer, waren auf geistlichem die Hussiten, beide erschütterten durch ihre Tapferkeit die tausendjährige Gewalt ihrer Gegner. Zwar wirkte deren Beispiel nur langsam und mittelbar auf andere Nationen. Allein sie regten das Streben nach Freiheit doch an. Die Völker der Erde blieben hinter ihren Vorkämpfern weit zurück, allein sie schritten doch vorwärts. Der Despotismus erlitt manche schwere Niederlagen. Auf weltlichem Gebiete wurde er durch Ständeversammlungen, auf geistlichem durch Kirchenversammlungen beschränkt.

§ 104. Das Kriegswesen.

Die Entwickelung der Menschheit hält in den verschiedenen Beziehungen des Lebens gewöhnlich gleichen Schritt. In Griechenland und Rom war zur Zeit ihrer Blüthe, wie die Freiheit des Volkes, Wissenschaft und Kunst, so auch das Kriegswesen auf dem Punkte höchster Vollkommenheit angelangt. In dem finstern Mittelalter standen alle menschlichen Bestrebungen auf dem niedersten Grade, und so auch, trotz aller Ritter-Romane und Mönchs-Chroniken, das Kriegswesen. Die Ritter und Söldner des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts verstanden das Kriegshandwerk weit schlechter, als die freien Bürger früherer besserer Zeiten. Tausende gingen aus Mangel und Noth zu Grunde, weil weder für die Lebensbedürfnisse der gesunden, noch für die Heilung der kranken und verwundeten Krieger Fürsorge getroffen wurde. Der Krieg hörte im Mittelalter auf, wissenschaftlich behandelt zu werden. Die höheren sittlichen Gefühle, welche allein die Kämpfer heldenmüthiger Anstrengungen fähig machen, fanden sich weder im Schooße der aristokratischen Ritter, noch unter den vagabundirenden Söldnern. Die Kriegskunst unserer Tage steht derjenigen des Alterthums weit näher, als die Kriegskunst des Mittelalters. Den Kern der Heere der Griechen und Römer bildete, wie in unseren Tagen, das Fußvolk. Im Mittelalter wurde nur der geharnischte Ritter gezählt. Nach Lanzen wurde die Stärke eines Heeres berechnet. Ob der Lanze und ihrem Träger zwei, drei oder vier leicht bewaffnete Reiter folgten, ob einer Abtheilung von Lanzen mehr oder weniger Fußvolk zugetheilt war, galt nicht für nennenswerth. Im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erhielten die Söldnerschaaren neben den ritterlichen Heeren eine immer steigende Bedeutung. Sie unterschieden sich nicht durch ihre Bewaffnung, sondern durch ihren Stand von den Rittern. Der Söldner hatte in der Regel keinen Grundbesitz und keine politische Stellung. Vaterland, Familie, Freiheit und Recht waren Gegenstände, um die er sich nicht bekümmerte. Ein zügelloses Leben, Sold und Beute waren das Ziel seines Strebens. Er war aber zu jeder Stunde bereit, in den Kampf zu gehen. Wurde er nur gut bezahlt, blieb er Jahre lang im Dienst. Die Ritter, welche Haus und Hof besaßen, Grundstücke und mannigfaltige nutzbare Rechte zu verwalten, Leibeigene und Knechte zu beaufsichtigen hatten, konnten niemals lange, am wenigsten in fernen Landen, zusammengehalten werden. Je länger die Kriege dauerten, desto nothwendiger wurden den Machthabern die Söldner. Diese, welche kein anderes Geschäft kannten, als den Krieg, hatten kein Interesse dabei, denselben zu beendigen, im Gegentheile, da nur der Krieg ihnen bessere Aussichten eröffnete, der Frieden dagegen sie mit Jammer und Elend bedrohte,

widerstrebten die Söldner jeder Aussöhnung und trachteten nur darnach, die Kämpfe zu verewigen. Der Reiter und sein Roß waren allmählig ganz in Stahl gekleidet worden. Ein Heer geharnischter Söldner konnte sich, abgesehen von seinen Neigungen und Wünschen, schon wegen der Schwerfälligkeit seiner Bewaffnung, nur langsam vorwärts bewegen. Jeder Fluß, jeder Morast, ein Graben und eine Mauer setzten ihm oft ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg. Die Belagerungskunst stand gleichfalls im Mittelalter auf einer weit niedrigeren Stufe, als im Alterthum.

Die ganze Kriegswissenschaft des Mittelalters scheint sich in dem Bestreben zu concentriren, den Reiter und sein Pferd so sehr als möglich gegen die Waffen des Feindes zu schützen und ihm doch die größtmögliche Leichtigkeit der Bewegung zu erhalten. Als in dieser Beziehung der Gipfelpunkt erreicht war, brachte die Erfindung des Schießpulvers plötzlich eine vollständige Revolution in der Kriegführung hervor. Wie der Panzer den einzelnen Mann, so schützte die Mauer des Mittelalters die Stadt nicht mehr gegen die vernichtende Kraft des Pulvers. Aelter, als der Gebrauch des Pulvers im Kriege, war das sogenannte griechische Feuer, welches Aehnlichkeit damit gehabt haben muß, da es gleichfalls aus metallenen Röhren geschossen wurde, und zerschmetternd, freilich aber auch entzündend wirkte. In dieser Weise bediente sich z. B. der egyptische Sultan Kelawunt des griechischen Feuers, bei der Belagerung von Ptolemais (1290). In früheren Zeiten kannten die Chinesen, Indier und Araber einen Stoff, welcher mit dem Schießpulver die größte Aehnlichkeit besaß. Allein erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bekam das Schießpulver eine immer zunehmende Bedeutung für den Krieg. Es ist ein müssiger Streit, ob Berthold Schwarz der erste Erfinder des Schießpulvers war, oder nicht. Gewiß ist jedenfalls, daß seine Entdeckung, wenn nicht die erste, doch die unmittelbarste Ursache der Einführung im mittlern Europa war. Nicht von den Indiern und Chinesen lernten Deutsche, Franzosen, Italiener und die übrigen Nationen des Abendlandes den Gebrauch des Schießpulvers. Selbst die Türken, die östlichsten unter den Völkern Europa's, welche bis tief nach Asien hinein herrschten, schöpften nicht aus dem Osten, sondern aus dem Westen die Kunst der Zerstörung durch Schießpulver. Ungarn und Genuesen theilten sie ihnen mit. Besonders frühzeitig bedienten sich allerdings die Araber in Spanien des Schießpulvers. Schon im Jahre 1256 soll Niebla gegen die Castilier mit Geschützen vertheidigt worden sein, welche mit Pulver geladen wurden. Bei der Belagerung von Gibraltar (1308) soll der König von Castilien und bei dem Angriffe auf Baza (1325), der König Ismael von Granada sich der Feuerschlünde bedient haben. Nicht viel später wurden die Städte Martos (1326), Alicante (1331) und Tariffa (1340) mit Kanonen beschossen und Algesiras durch solche vertheidigt. Die Beschreibungen der Geschütze, welche in diesen spanischen Kriegen gebraucht wurden, sind aber so unvollständig, daß es schwer zu bestimmen ist, ob sie die Väter unserer Kanonen genannt werden können. Jedenfalls gab dazumal das Schießpulver noch nicht den Ausschlag in den Kriegen. Selbst in der Schlacht bei Cressy, im Jahre 1346, in welcher die Engländer die Franzosen mit Kanonen empfingen, entschied Lanze, Schwert und Bogen und nicht das Pulver den Kampf. Im Jahre 1360 befand sich in Lübeck schon eine große Pulvermühle und 1365 bediente sich der Herzog von Braunschweig des groben Geschützes, sogenannter Feldschlangen, in seinen Fehden. Zwischen 1370 und 1390 besaß die freie Stadt Augsburg schon zwanzig Kanonen von schwerem Kaliber und alle schwäbischen Städte vertheidigten ihre Mauern mit Geschützen. Doch in den ersten Zeiten waren diese außerordentlich mangelhaft. Hölzerne Kanonen mit kegelförmiger Mündung wurden später verdrängt durch Geschütze, welche aus eisernen Stäben zusammengesetzt und mit eisernen Stäben umschlossen waren und eine cylindrische Gestalt

hatten. Erst gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurden die Kanonen aus einer Mischung von Kupfer und Zinn verfertigt; sie bestanden aber dann lange noch aus zwei Stücken, von denen das eine (die Kammer) das Pulver, das andere längere, die Kugel enthielt. Erst im fünfzehnten Jahrhunderte goß der Schweizer Mariz Kanonen aus einem Stücke. Die unbehülflichen Maschinen, welche in der ersten Zeit Kugeln von hundert und mehr Pfund warfen, waren schwer zu laden und zu richten und noch schwerer fortzubewegen. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erfand der Fürst Malatesta von Rimini die Mörser und Bomben, welche übrigens nur langsam bei anderen Völkern in Gebrauch kamen. Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts brachten die Franzosen die auf Rädern rollenden Lafetten in Gebrauch. Die Deutschen bedienten sich der Geschütze zuerst in offener Feldschlacht, namentlich in ihren Kriegen gegen die Hussiten. Die Geschütze, aus welchen Constantinopel (1453) beschossen wurde, waren alle von riesenhafter Größe. Der Schuß, wenn er traf, hatte allerdings eine starke Wirkung. Allein abgesehen davon, daß viele Schüsse neben das Ziel gingen, waren die Kanoniere immer in großer Gefahr, bei dem Abfeuern der Stücke selbst ihr Leben zu verlieren. Die größte von sämmtlichen Kanonen, welche mit unermeßlichem Kostenaufwande vor Constantinopel gebracht worden war, sprang und tödtete viele Menschen um sie her. Sie hatte nur siebenmal des Tages abgefeuert werden können. Dieselbe Pulvermasse in Geschützen von kleinerem Kaliber würde zehnfache Wirkung gethan haben.

In den italienischen Kriegen Karl's VIII. und Ludwig's XII. bedienten sich die Franzosen einer schon bedeutend vervollkommneten Artillerie. Im Vergleich mit den Geschützen unserer Tage ließ sie aber noch vieles zu wünschen übrig. Die Kugeln, die Läufe und die Gestelle waren lange Zeit sehr mangelhaft. Nur die Spanier bedienten sich, nach dem Vorbilde der Araber, gleich anfangs eiserner Kugeln, alle übrigen Völker schossen mit steinernen.

Kleine Feuerschlünde von der Länge einer Spanne wurden im Jahre 1364 zuerst in Perugia verfertigt und erhielten von Pistoja, woselbst sie verbessert wurden, den Namen Pistolen. Größer waren die Handbüchsen oder Bombardellen, Musketen und Falkonette. Auf die schwerfällige Lunte, mit welcher anfangs das Pulver entzündet wurde, folgten die Luntenschlösser und (1517) die Radschlösser.

Nicht blos das Schießpulver, auch das Fußvolk, dessen Bedeutung mehr und mehr erkannt wurde, drängte die schwer bewaffnete Reiterei, welche früher den Kern aller Heere gebildet hatte, in den Hintergrund. Die Dithmarschen, die Schweizer und die Hussiten unter den christlichen Völkern, und die Janitscharen unter den Mohammedanern schlugen nicht blos inmitten der Gebirge, sondern auch auf der Ebene die Panzerreiter wiederholt in die Flucht. Der Infanterist, welcher früher kaum gezählt worden war, kam wieder zu Ehren.

Im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts sank die auf dem Lehenswesen beruhende Kriegsverfassung immer tiefer. Die Söldner erwiesen sich, namentlich in Italien und Frankreich, als so furchtbare Geißeln des Volkes, daß die Fürsten darauf dachten, sie mehr und mehr entbehrlich zu machen. An deren Stelle traten da und dort stehende Heere, welche in unbedingter Abhängigkeit von den Fürsten gehalten wurden, während die Führer der früher üblichen Söldnerbanden den Herrschern, welchen sie dienten, nicht selten Gesetze vorgeschrieben hatten. Die sogenannten Ordonnanz-Compagnien, welche Philipp August von Frankreich zuerst begründet hatte, erhielten durch Karl VII. eine festere Einrichtung. Die Schützen aber, welche er einführen wollte, gediehen nicht, weil der Plan, auf welchem diese neue Kriegsmannschaft beruhte, durchaus verfehlt war.

In der Kunst der Belagerung brachte das Schießpulver eine eben so große Veränderung hervor, als in der Erbauung der Festungen. Es kam darauf an, zugleich dem feindlichen Geschütze die kräftigsten Mauern und die zahlreichsten Batterien entgegen zu setzen. Die Mauern wurden in Wälle mit Courtinen und Bastionen verwandelt und die Belagerer näherten sich den Festungen in Laufgräben, welche sie gegen das feindliche Geschütz deckten.

Alle Fortschritte, welche in der Kriegswissenschaft und Kriegskunst gemacht wurden, dienten dazu, das Uebergewicht, welches bis dahin Ritter und Söldner besessen hatten, zu vermindern. Die Städte eigneten sich früher, als die Ritter, die neu erfundenen Wurfgeschütze an. Ritter und Söldner hörten auf, die einzigen geschätzten Krieger zu sein. Die Einen und die Anderen wurden wiederholt von freien Männern geschlagen, welche aus dem Krieg kein Gewerbe machten, den Kampf nicht handwerksmäßig, sondern mit der Kraft glühender Begeisterung führten. Im Laufe des ganzen Mittelalters gewannen keine Söldner und keine Ritter so glorreiche Siege, als die Schweizer bei Laupen, Moorgarten, Sempach und Näfels, als die Dithmarschen bei Hemmingstädt und die Hussiten bei Aussig und anderen Orten. Der Krieg hörte auf ein Monopol des Adels zu sein, wie die Wissenschaft nicht im Alleinbesitze der Geistlichkeit blieb. Tapferkeit und Geistesbildung sind die zwei festesten Bollwerke der Freiheit. Nur dasjenige Volk, welches die Waffen zu führen versteht und Wissen besitzt, kann das doppelte Joch seiner weltlichen und geistlichen Tyrannen zertrümmern.

Manche Schriftsteller sind der Ansicht, daß durch das Schießpulver die Macht der Herrscher erhöht und die Selbständigkeit der Völker gefährdet worden sei. Wir vermögen nicht, diese Meinung zu theilen. Durch das Schießpulver wurden die Kosten der militärischen Ausrüstung nicht vermehrt, sondern vermindert. Die Büchse des Schützen ist nicht so theuer, als das Roß und der Panzer des Reiters, und dennoch ist er dem schwer bewaffneten Cavalleristen des Mittelalters in günstiger Aufstellung wohl gewachsen. Auch das grobe Geschütz der Feuerschlünde ist dem Volke weit zugänglicher, als die schwerfälligen Mauerbrecher früherer Zeiten. Die Kriegführung mit Pulver ist eine weit volksthümlichere, als diejenige mit Panzerreitern. Ein Volk kann weit leichter mit Büchsen, als mit Streitrossen versehen werden. Doch am Schlusse dieses Zeitabschnittes hatte das Schießpulver noch nicht diejenige Bedeutung gewonnen, die es jetzt besitzt. Der Bogen war noch nicht durch die Flinte und die Pistole, der Mauerbrecher nicht durch die Kanone verdrängt. Dieser Umschwung war erst angebahnt und brachte den Lehensheeren den Todesstoß bei. Die allgemeine Volksbewaffnung, die Grundlage allgemeiner Volksfreiheit, wurde durch die Entdeckung des Schießpulvers gefördert. Das Beispiel der Schweizer Hussiten und Dithmarschen gab ihr aber den kräftigsten sittlichen Stützpunkt.

§ 105. Landbau, Gewerbe, Schifffahrt und Handel.

Nur mit den Ursachen beherrscht der Mensch die Wirkungen. Wer den Ursachen widerstrebt, bekämpft, oft ohne es zu wissen, die Wirkungen. Alle Stände des Mittelalters und zumal die Pfaffen, welche sich den Schein zu geben suchten, als strebten sie nach himmlischen Gütern, trachteten nach irdischem Besitze. Der Wohlstand entwickelt sich aller Orten nur im Gefolge von Freiheit und Bildung. Die Despoten haßten aber jede Regung der Freiheit, welche ihre Herrschaft bedrohte, und jede Bildung, welche sich nicht dem allgemein verbreiteten kirchlichen Aberglauben unterordnete. Die Pfaffen und Ritter, welchen im christlichen Europa fast das ganze Land gehörte, wollten gern daraus so viel

als möglich ziehen. Allein die Leibeigenschaft, Zehnten, Frohnden und hundert verschiedene Abgaben lasteten so schwer auf dem Bauernstande, daß dieser Mühe hatte, von Tag zu Tage sich zu erhalten und an durchgreifende Verbesserungen des Landbau's nicht denken konnte. Der Stumpfsinn, welcher diesen Stand Jahrhunderte hindurch befangen hielt, ließ doch endlich nach. Fast in allen Staaten Europa's: in England, Frankreich, Deutschland, Ungarn und zumal in der Schweiz rüttelten die Bauern an ihrem alten Joche. In der Schweiz zerbrachen sie es zum Theile, und wenn sie auch sonst überall unter empörenden Grausamkeiten wieder in die alten Ketten geschlagen wurden, so lag doch in dem Streben nach menschenwürdigen Zuständen ein Beweis des Fortschritts, welcher zu einigen Hoffnungen berechtigte.

Die Welt ging vorwärts trotz den Königen, Pfaffen und Rittern, welche die Völker in der Dummheit und Knechtschaft zu erhalten suchten, und jeder Fortschritt auf dem Gebiete der Bildung und der Freiheit hatte einen solchen auf dem Felde des Wohlstandes in seinem Gefolge. Gegen das Ende des Mittelalters hörte allmählig das von den Rittern geübte Faustrecht auf. Allerdings trat noch kein Rechtszustand ein, vielmehr wurde allgemein als Recht anerkannt, was Pfaffen und Ritter im Laufe der Jahrhunderte durch Betrug und Gewaltthat an sich gerissen hatten; allein der Bauer verlor doch nicht mehr so oft, wie früher, durch Kriege und Fehden alle seine Habe und all sein Gut auf einmal. Manche Leibeigene kauften sich los, andere fanden in den Städten Unterkunft und ein freudigeres Dasein.

Großartiger, als der Stand der Bauern schwangen sich die Bürger im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters empor.

Die Hoffnung, daß durch die Städte das gesammte staatliche Leben um eine Stufe höher gehoben, daß durch sie Königthum und Ritterthum in allgemeine Volksfreiheit verwandelt werden möchten, ging nicht in Erfüllung. Die italienischen Städte verloren alle ihre Freiheit, sei es an auswärtige Mächte, inländische Tyrannen, oder eine kleine Anzahl starrer Aristokraten. Die deutschen Städte fielen theils unter die Gewalt benachbarter Fürsten, theils stellten sie sich auf die Seite der bevorzugten Stände und bedrückten im Verein mit diesen den Bauernstand. Selbst die freien Städte der Schweiz traten in die Verhältnisse der häufig von ihnen besiegten Völker ein und erhoben von den Bauern dieselben Abgaben, welche sie früher an ihre adeligen Herren entrichtet hatten. Die Städte wurden in den Schmelztiegel geworfen, in welchem früher nur Königthum und Ritterthum vertreten gewesen waren, und theilten diesen beiden bevorzugten Elementen des Lebens auch einige bürgerliche Grundbestandtheile mit. Allein indem die Städte nach und nach aufhörten, dem Ritterthume und Königthume feindlich gegenüber zu stehen, wurden ihnen manche früher versagte Vortheile gestattet. Die Fürsten erkannten, daß ein großer Theil ihrer Einkünfte von dem guten Willen und von dem Wohlstand der Städte abhängig sei. Sie beförderten daher, so weit ihr beschränkter Sinn und ihr hochmüthiger Charakter es zuließ, die Blüthe der Gewerbe und des Handels. Unabhängig von fürstlichen Launen brachen sich übrigens manche Einrichtungen Bahn, welche dem Bürgerstand eine erhöhte Bedeutung verliehen.

Der Gesichtskreis der Völker erweiterte sich. Es entstanden Bedürfnisse, welche früher unbekannt gewesen waren, und welche nur der betriebsame Bürgerstand zu befriedigen vermochte. Die Wohnungen, die Kleidung und die Nahrung der Menschen wurden besser und durch die Buchdruckerkunst wurde das Bedürfniß des Lesens angeregt, welches in früheren Zeiten nur die gelehrtesten und reichsten Leute hegen konnten. Nicht derjenige ist der glücklichste, welcher die wenigsten Bedürfnisse hat, sondern derjenige, welcher im

Stande ist, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen, und nicht der Mensch ist der tugendhafteste, welcher sich die natürlichen Bedürfnisse versagt, sondern welcher sie am vollkommensten befriedigt, und dadurch zugleich sich selbst höher entwickelt und das Wohl seiner Mitmenschen fördert. Je roher die Menschen sind, desto weniger Bedürfnisse haben sie. Das Thier hat weniger, als der ungebildete Mensch und dieser weniger, als der gebildete. Im Mittelalter war die Zunahme der Bedürfnisse ein Beweis steigenden Wohlstandes und wachsender Bildung. In unseren Tagen ist sie häufig ein Symptom der Verbildung und des Verderbnisses. Es gibt auch Bedürfnisse, welche der körperlichen und geistigen Gesundheit schädlich und mit der Wohlfahrt der Völker unvereinbar sind.

Wo früher außer Bäckern und Fleischern und sonstigen Handwerkern, welche die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens befriedigen, nur Waffenschmiede ihr Auskommen fanden, beschäftigte die Buchdruckerkunst allein zahlreiche Gewerbe: Schriftsetzer, Drucker, Papiermacher, Schriftgießer, Buchhändler u. s. w. Zwar erschwerte und beschränkte ein enger Zunftgeist häufig dem Arbeiter eine selbständige Niederlassung, allein der Bürger in der Stadt führte trotz aller Hemmnisse doch ein freieres und angenehmeres Leben, als der leibeigene Bebauer des Landes. In vielen Orten blieb der Handwerker von aller Theilnahme an der städtischen Verwaltung ausgeschlossen, in anderen eroberte er sich dieselbe durch Entschlossenheit und Ausdauer. *)

Der Handel gewann eine immer steigende Ausdehnung, obgleich die neuen Straßen, welche gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entdeckt wurden, der Fall Constantinopel's und die Vertreibung der Mongolen aus Rußland demselben andere Bahnen brachen. Die Hansa verlor ihre frühere Macht, die italienischen Seestädte erhielten an Spaniern und Portugiesen eifrige Nebenbuhler. Doch bereitete sich im Laufe dieses Zeitabschnittes erst der Umschwung vor, welcher später immer großartiger zu Tage trat. Die Schiffer, welche früher selten die Küsten verlassen hatten, steuerten, seit Columbus Amerika und Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien entdeckt hatte, mitten durch die weitesten Meere von einem Welttheile zum andern. Die Länder rückten sich näher, indem die Seefahrer kühner und die Schiffe besser gebaut wurden. Schifffahrt und Handel nahmen größere Verhältnisse an. Die Wechselbriefe und die Banken, welche gegen Ende des Mittelalters in Schwung kamen, erleichterten den Personenverkehr und den Waarenhandel. Allein die beiden Extreme des hohen thatsächlichen Zinsfußes und des gesetzlichen Zinsverbotes erschwerten alle Handelsunternehmungen. Posten, welche allgemein zugänglich waren und von einem Lande zum andern reichten, gab es im Mittelalter noch nicht. Allein es war im Jahre 1516, daß der Graf Franz von Thurn und Taxis auf Verlangen des Kaisers Maximilian I. eine Verbindung zwischen Brüssel und Wien errichtete, aus welcher sich allmählig unser Postwesen entwickelte. Reisende Kaufleute und Fleischer besorgten ab und zu Briefe von einem Orte zum andern. In verschiedenen Richtungen gingen oder ritten Boten, welche Briefe und Packete besorgten. Allein alle diese Einrichtungen blieben das ganze Mittelalter hindurch höchst mangelhaft und die herrschende Rechtsunsicherheit, das Raubritterthum und die Ränke der Pfaffen erschwerten allen Verkehr. Die Beschränktheit des Geistes hält gewöhnlich gleichen Schritt mit der Unfreiheit und der Unsicherheit des Rechtes. Es fehlte an gegenseitigem Vertrauen, an der Kenntniß der Verhältnisse und Zustände und an der erforderlichen Regsamkeit, um Einrichtungen zu gründen, welche von einer Stadt zur andern, von Land zu Lande reichten. Die besten Absichten scheiterten an dem Aberglauben der Massen und der Herrschsucht der Machthaber. Wie die Unternehmung des Christoph

*) Siehe oben § 17, Seite 108 ff.

Columbus, so wurden hundert andere von beschränkten und abgeschmackten Pfaffen bekämpft, und wenn diese auch die Entdeckung Amerika's nicht verhindern konnten, so knickten sie doch im Keime viele andere Bestrebungen ähnlicher Art.

§. 106. Wissenschaften.

Die Wissenschaft, welche in allen ihren Gebieten wesentlich die Wahrheit zu ihrem Zwecke hat, und welche keine andere Rücksicht nimmt auf ungerechte Ansprüche, als daß sie dieselben bekämpft, war im finstern Mittelalter eine Unmöglichkeit. Was damals unter deren Namen gelehrt und geschrieben wurde, war theils das Gegentheil derselben, nämlich eine untergeordnete Masse von Unsinn und Lüge, theils doch nur eine Annäherung an oder Vorbereitung von Wahrheiten, welche unter der Herrschaft des Pfaffenthums, des Königthums und des Adels nicht geduldet wurden. Selbst heut zu Tage ist, soweit die alte Welt reicht, nur im Gebiete der Zahlen und der Natur eine Wissenschaft möglich und auch auf diesen, der Kirche und dem Staate möglichst fern liegenden Feldern nicht immer ohne Gefahr. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert keine Wissenschaft kannte. Die Wahrheit setzt Freiheit voraus. Das Mittelalter war eine Zeit allgemeiner Knechtschaft. Die Kaiser, Könige und Ritter, welche die Völker in Ketten schlugen, standen unter dem Joche des Pfaffenthums und sämmtliche Geistliche lagen in den Banden des Aberglaubens. Der Pabst konnte ungestraft der Vernunft Hohn sprechen. Hätte er es aber gewagt, dem herrschenden Unsinn entgegen zu treten, so wäre die gesammte Geistlichkeit wider ihn aufgestanden.

Aus den Thatsachen, welche wir im Laufe der Geschichte des Mittelalters mitgetheilt haben, erhellt klar und deutlich, daß alle Herrschaft der Könige, Fürsten und Ritter auf Gewalt, alle Herrschaft der Priester auf Betrug ruhte. Was in jenen Zeiten Wissenschaft genannt wurde, sollte den Machthabern ihre Stellung befestigen, die gedrückten Massen aber in dem Wahne bestärken, sie seien den Gewaltigen der Erde zum Gehorsam verpflichtet.

Es ist nicht die Aufgabe des Geschichtsforschers, die Zustände der Vergangenheit zu übertünchen, das Unrecht und den Unsinn früherer Jahrhunderte gut zu heißen, oder wenigstens mit Schonung zu behandeln, weil sie noch fortbestehen. Gerade diejenigen Uebelstände, welche noch von praktischer Bedeutung sind, muß er mit der größten Strenge beurtheilen. Was bis auf unsere Tage unter dem glänzenden Aushängeschilde der Wissenschaft vorgetragen wird, ist mit geringen Ausnahmen methodischer Unsinn: die s. g. Wissenschaft der Gottesgelehrsamkeit war und ist heute noch Aberglauben im Gewande des Systemes, die s. g. Rechtswissenschaft war und ist das Unrecht, welches auf den Stelzen der Gelehrsamkeit einherschreitet, die Philosophie war im Mittelalter und ist größtentheils noch heute die individuelle Ansicht einzelner Menschen, welche dadurch nicht zur Wissenschaft erhoben, daß sie mit Anmaßung vorgetragen und ihres eigentlichen Gehaltes entkleidet wird.

Das Mittelalter kannte keine Wissenschaft. Allein im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte desselben wurden manche Sandkörner gesammelt, auf welche später die eine oder die andere gebaut worden ist, oder doch noch gebaut werden kann. Es wurden manche Vorurtheile angegriffen, welche schon der Möglichkeit der Wissenschaft feindlich im Wege standen, und die Verbreitung von Kenntnissen gefördert, welche der Wissenschaft Bahn brachen. Die Gottesgelehrsamkeit stand, gegen Ende des Mittelalters, wie im Anfange desselben, statt auf dem Boden der Forschung, auf dem Grunde des Glaubens. Wie die Buddhisten und die Mohammedaner, so glaubten auch die Christen, was ihre Priester sie lehrten. Die christlichen Pfaffen, welche sich weder durch große Wahrheitsliebe, noch Selbst-

verleugnung auszeichneten, lehrten, was die Päbste und die allgemeinen Kirchenversammlungen für göttliche Offenbarung ausgaben, obgleich, wie wir weiter oben *) nachgewiesen haben, der christliche Lehrbegriff zu einem vollständigen Systeme des Unsinns herangebildet worden war. Die christlichen Priester fanden keine Worte, welche stark genug waren, ihren Abscheu gegen die Lehren der Mohammedaner, der Buddhisten und der Heiden überhaup auszudrücken, allein sie bedachten nicht, daß die christliche Religion insofern wenigstens mit allen übrigen Religionen übereinstimmte, als sie keine freie Forschung und vernünftige Prüfung ertrug. Die Glaubenssätze der Christen waren, gleich denjenigen der Buddhisten und Mohammedaner, von habgierigen und herrschsüchtigen Pfaffen verdorben worden. Die Aufgabe, welche sich die Gottesgelehrten des vierzehnten und fünfzehnten, gleich denjenigen der früheren Jahrhunderte setzten, bestand nicht darin, den herrschenden Unsinn zu bekämpfen, sondern ihn zu rechtfertigen, nachzuweisen, daß er sowohl mit der Bibel, als mit der aristotelischen Philosophie übereinstimme. Doch alle Bemühungen der Gottesgelehrten waren nicht im Stande, dem fortschreitenden Geiste der Zeit Halt zu gebieten. Die trübselige Rolle, welche die Päbste in Avignon spielten, die Spaltung, welche die Kirche Jahrzehnte hindurch in mehrere feindliche Lager theilte, die Verhandlungen, welche auf den zahlreichen Kirchenversammlungen dieses Zeitabschnittes gepflogen wurden, die Kämpfe von Johannes Huß und seinen Anhängern, — alle diese tief eingreifenden Anregungen weckten allmählig die Völker aus ihrem tausendjährigen Schlummer auf. Der alte blinde Glaube wich mehr und mehr aus der Kirche. Viele Päbste, Cardinäle und Bischöfe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts glaubten selbst nicht mehr, was sie lehrten, obgleich sie, um ihrer Selbstsucht zu fröhnen, die dummen Menschen, welche sie ihre Schafheerde nannten, in dem hergebrachten, kirchlichen Unsinne bestärkten. Oeffentlich wurden mehrere Päbste des Unglaubens und der empörendsten Verbrechen angeklagt, wodurch natürlich der Glaube an deren göttliche Sendung und an die Wahrheit der von ihnen eingeschärften Lehren nicht befestigt werden konnte. Den Gelehrten, welche den Unsinn des christlichen Pfaffenthums vertheidigten, waren andere entgegen, welche zwar nicht von dem Standpunkte der Vernunft aus, wohl aber von demjenigen der Bibel, viele Lehren der Päbste angriffen. Unter diesen nennen wir hier nur Wicleff und Huß. Andere Gelehrte, wie Aeneas Sylvius (der nachherige Pabst Pius II.) und Nicolaus von Cusa, welche zu selbstsüchtig waren, um für die von ihnen erkannten Wahrheiten in die Schranken zu treten, machten doch, während sie auf der Seite der Opposition standen, auf die Gebrechen des Pfaffenthums aufmerksam und konnten durch spätern Widerruf ihre früheren Aeußerungen um so weniger in Vergessenheit bringen, als die denkenden Menschen das falsche Spiel erkannten, welches sie begannen, sobald ihnen der Mund mit Gold und Ehren gestopft worden war.

Die Gottesgelehrsamkeit blieb, nach wie vor, ein Gemisch von Lüge und Dummheit; allein die Zeit hatte aufgehört, wo Bernhard von Clairvaux es wagen konnte, jeder, wenn auch noch so zahmen und der Kirche unterwürfigen Erörterung von Glaubenssätzen ein Ziel zu stecken. Nicht blos der Lehrbegriff und der Kirchendienst, auch der Character und der Lebenswandel sogar der höchsten Kirchenfürsten wurde zum Gegenstande der bedeutungsvollsten mündlichen und schriftlichen Verhandlungen gemacht. Der Zweifel drang ein in das Gebiet der Kirche, und wenn er noch nicht die Gestalt der Vernunft annahm, sondern nur Bibelstellen dem Pfaffenthume entgegen hielt, so hat er doch von Jahrhundert zu

*) Siehe Buch III., § 44. Seite 125 ff. Buch IV., § 47. Seite 147 ff., Buch V., § 78. Seite 232 ff., Buch VI., § 88, Seite 505 ff.

Jahrhundert an Kraft zugenommen, bis er endlich die Hoffnung begründete, er werde dem stolzen Baue pfäffischen Unsinns ein Ende machen und die Vernunft in das Gebiet der Religion einführen.

Wie die geistlichen und die weltlichen Machthaber, wenn schon mit verschiedenen Waffen, doch in der Hauptsache nach demselben Ziele rangen, so strebten auch die Rechtsgelehrten der letzten Jahrhunderte des Mittelalters nach denselben irdischen Gütern, welche ihren geistlichen Collegen so wohl gefielen. Gleich den Pfaffen, welche aus der Bibel diejenigen Sätze in's wirkliche Leben einführten, die ihnen Geld und Gut, Herrschaft und Ehren in Aussicht stellten, beriefen sich die Rechtsgelehrten auf diejenigen Stellen des römischen und longobardischen Rechtes und mannigfaltiger alter Landesgesetze, welche ihnen und ihren Herrschern zur Ausdehnung ihrer Gewalt und zur Vermehrung ihrer Reichthümer dienten; und wie die Pfaffen alle diejenigen Stellen der Bibel, welche ihrer Habgier und Herrschsucht entgegen traten, theils übergingen, theils durch gelehrte Auslegungen verflüchtigten, so machten es die Gelehrten auch mit den wenigen, wohlthätigen Bestimmungen, welche die harten Gesetze der Vorzeit enthielten. Keine Anmaßung irgend eines Pabstes war so frech, daß sie nicht bereitwillige Vertheidiger in dem Stande der Gottesgelehrten gefunden hätte, und keine Gewaltmaßregel eines Königs war so keck, daß seine Rechtsgelehrten nicht Gründe gefunden hätten, sie zu rechtfertigen. Die gelehrtesten Juristen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, ein Baldus Bartholus und Andere standen im Solde der verruchtesten Tyrannen Italien's. Sie leisteten diesem Auswurfe der Menschheit so gute Dienste, daß die übrigen Fürsten Europa's sich gleichfalls wohlbezahlte Hof-Juristen anstellten, welche über alle ihre Schandthaten den Schleier des Rechtes zu decken verstanden. Doch wie neben der großen Masse feiler Geistlicher einzelne edle Menschen aufstanden, um dem herrschenden Verderbnisse in der Kirche entgegen zu treten, so fanden sich auch unter den Rechtsgelehrten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts Männer, welche die Wahrheit höher achteten, als den Reichthum und die Freiheit mehr liebten, als die Ehrenketten, womit die Fürsten die Gehülfen ihrer Anmaßungen zu beschenken pflegten. Wir rechnen zu diesem Gregor von Heimburg *) und Reuchlin, dessen wir weiter unten noch ausführlicher erwähnen werden. Auf dem Felde des Rechtes, wie auf jedem andern, wirkten übrigens die Männer der That in weit großartigerer Weise, als die Gelehrten. Die Schweizer gaben, indem sie die habsburgischen Vögte vertrieben und die stolzen Heere der Oesterreicher und ihrer adeligen Verbündeten schlugen, allen Menschen der Erde die wichtigste Lehre von der Selbstherrlichkeit kräftiger Völker und der Schwäche elender Tyrannen. Die Gelehrten hinkten im Mittelalter, wie in unseren Tagen, den Thatsachen hinten nach. Wie sie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert alle den Völkern aufgebürdeten Abgaben, Lasten, Frohnden und jede an ihnen verübte Unbill rechtfertigten, so verurtheilen sie heute noch jeden kräftigen Menschen, der es wagt, den Despoten entgegen zu treten. Die Gottesgelehrtheit des Mittelalters war nichts Anderes, als die Theorie, mit deren Hülfe die religiösen Ueberzeugungen der Völker beherrscht und ausgebeutet wurden. Die Rechtsgelehrsamkeit jener trüben Jahrhunderte stand auf ziemlich gleicher sittlicher Höhe, oder Versunkenheit. Sie war die Lehre, welche die Völker den Herrschern, die Arbeiter den Drohnen, die Armen den Reichen unterwürfig machen sollte. Traurig ist es, daß was in unseren Tagen Rechtswissenschaft genannt wird, auf den Grundsätzen des Mittelalters ruht. Selbst die Vereinigten Staaten Amerika's, deren Bewohner stolz auf ihre Freiheit sind, haben in allen Hauptpunkten die Gesetze der Europäer angenommen. Wenn sie das Joch des Königthums abgeschüttelt, so haben sie dafür das

*) Siehe oben § 14, Seite 85 f.

Joch der Sclaverei auf sich genommen, welches in allen civilisirten Staaten Europa's gebrochen, während es in den Vereinigten Staaten Amerika's immer größer und schwerer wurde.

Die Gottesgelahrtheit und die Rechtsgelahrtheit sind die zwei Wissenszweige, welche allen Völkern der Erde die furchtbarsten Qualen bereitet haben. Gegen mächtige Tyrannen wagten deren Jünger, mit seltenen Ausnahmen, niemals einen ernstlichen Kampf. Dagegen waren sie stets bereit, jede mit Gewalt durchgesetzte Verletzung des gesunden Menschenverstandes und des Rechtsgefühles zu vertheidigen. Doch der Menschengeist schritt vorwärts und warf daher auch in das finstere Gebiet der Pfaffen und der Juristen einige Lichtfunken. Die sogenannte Philosophie, die Naturkunde, die Geschichtschreibung und die Dichtkunst mußten zwar sämmtlich unter dem Drucke des Mittelalters leiden. Doch lastete er auf ihnen nicht so unmittelbar und schwer, als auf den Theorien, welche die eigentlichen Stützpunkte päbstlicher Schreckensherrschaft und fürstlicher Tyrannei bildeten. Wenn wir in den Werken der letzten Jahrhunderte des Mittelalters auch alle Tiefe des Gedankens, Folgerichtigkeit und höhere sittliche Kraft vermissen, so finden wir darin doch eine gewisse natürliche Einfachheit, Kraft des Ausdrucks und Wahrheitsliebe, welche uns für wissenschaftliche Klarheit und rücksichtsloses Ankämpfen gegen herrschende Vorurtheile, Laster und Schandthaten entschädigen müssen. In Dante's göttlicher Comödie tritt uns hoher poetischer Schwung entgegen, obgleich wir den Dichter, was Wahrheitsliebe und sittliche Kraft betrifft, den Männern nicht gleichstellen, welche auf dem Gebiete der Kirche und des Staates der Lüge und dem Despotismus entgegentraten.

Was im Mittelalter unter dem Namen „Philosophie" vorgetragen wurde, entsprach der Weltweisheit in derselben Weise, als dasjenige, was dazumal unter Religion und Recht verstanden wurde. Der alte Streit zwischen Realisten und Nominalisten schleppte sich von einem Jahrhundert zum andern fort.*) Nachdem er eine Zeit lang geruht hatte, regte ihn Wilhelm Occam, ein Schüler des Scotus, wieder an. Occam stand auf Seiten der Nominalisten. Die Realisten erfreuten sich aber des Schutzes mehrerer Päbste und hatten daher meistentheils das Uebergewicht. Im Jahre 1339 verdammte die Universität zu Paris feierlich die Philosophie des Occam, ohne sie ausrotten zu können. Im fünfzehnten Jahrhundert hob Johann Gerson, der berühmte Pariser Gelehrte, wieder den gesunkenen Einfluß der Nominalisten. Nach dessen Tode erließ der König Ludwig XI., auf Anstiften seines Beichtvaters (1473), eine strenge Verfügung gegen die Nominalisten. Schon im folgenden Jahre milderte er jedoch dieselbe und nicht viel später stellte er das frühere Ansehen der Nominalisten an der Pariser Universität wieder her (1481).

Im neunzehnten Jahrhundert mag uns das Gezänke zwischen Realisten und Nominalisten lächerlich erscheinen. Allein im Mittelalter hatte es einen großen Einfluß auf die Entwickelung der gelehrten Bestrebungen und auf das Schicksal vieler hervorragenden Menschen. Der wüthende Haß, mit welchem Johann Gerson und andere Franzosen seiner Partei den Johannes Huß verfolgten, hatte seinen Grund zum größten Theile in den realistischen Gesinnungen des Prager Gelehrten.

Die Wissenschaft hatte im Mittelalter einen so wenig gesicherten Standpunkt, daß jeder Mensch von hohem Geiste in Gefahr kam, als Hexenmeister verbrannt zu werden, und jeder Pfuscher leichtgläubige Menschen fand, denen er unter dem Vorwande astrologischer und schwarzkünstlerischer Befähigung Geld abnahm. Für wissenschaftliche Bestrebungen hatten im Mittelalter nur wenige Menschen Sinn. Im Gebiete der Philosophie, wie der

*) Siehe Buch IV., § 59, Seite 182 ff.

Religion, machten nur die Gauner gute Geschäfte. Der ernste Mann der Wissenschaft hatte, gleich demjenigen, welcher auf dem Gebiete der Religion Wahrheit suchte, alle Fanatiker und alle Betrüger gegen sich, welche an der Spitze der gelehrten und religiösen Bestrebungen standen.

Unter den Geschichtschreibern dieses Zeitabschnittes verdient der Franzose Johann Froissart besonders hervorgehoben zu werden. Er schrieb in seiner Muttersprache eine Geschichte, welche alles enthält, was er von England, Frankreich, Belgien und Castilien erfahren hatte, und welche von 1326—1400, dem Todesjahre des Verfassers, reicht. Froissart war, obgleich Canonicus, ein munterer Gesellschafter, welcher bei einem Glase Weines unterhaltend zu erzählen und Andere zu Mittheilungen anzuregen wußte. Im Jahre 1361 wurde er Privatsecretär der Gattin König Eduard's III. von England, der Philippe von Hennegau. Als solcher besaß er Gelegenheit, alle wichtigen Staatsangelegenheiten der vier Länder, welche er beschrieb, aus den besten Quellen zu schöpfen. Später kam Froissart an den Hof Wenzel's, des deutschen Königs, wo er jedoch nicht lange verweilte. Mit Recht hebt Froissart hervor, daß er alle Thatsachen seiner Geschichte aus dem Munde der handelnden Personen vernommen habe. Er führt an, daß es ihm großes Vergnügen mache, seine Geschichte zu schreiben, und daß diese nie zu Stande gekommen wäre, wenn ihn nicht das Vergnügen gespornt hätte, sie zu erforschen und niederzuschreiben. Er schildert in meisterhafter Weise die Sitten und Gebräuche seiner Zeit, die Schlachten und Turniere, Feste und Kleidungen, verschmäht es aber auch nicht, das Leben und den Tod eines Räubers zu schildern. Sein Werk ist unterhaltend, allgemein verständlich, lebendig und kraftvoll geschrieben. Doch stand Froissart weder in sittlicher, noch geistiger Beziehung über seiner Zeit, regt daher nicht zur Tugend an und bekämpft keines der herrschenden Laster.

Von den übrigen französischen Geschichtschreibern der letzten Jahrhunderte des Mittelalters nennen wir nur noch Philipp von Comines, den langjährigen Diener und Vertrauten Ludwig's XI. von Frankreich. Daß er sich in dieser Stellung halten konnte, spricht eben so sehr für seine Schlauheit, als seine Gewissenlosigkeit. Comines erzählt alle Schandthaten seines Herrn, deren Zeuge und Theilnehmer er war, ohne die geringste Regung eines bessern Gefühls zu zeigen. Der Kaiser Karl V. schätzte das Werk Comines' sehr hoch und schöpfte aus demselben einen Theil seiner Staatskunst. Wer im Leben und nach seinem Tode zwei so verruchten Tyrannen, wie Ludwig XI. und Karl V. waren, wohl gefiel, muß nothwendig im Geiste und zum Vortheile der Despoten geschrieben haben. Comines suchte in seinen Denkwürdigkeiten die auf Herrschsucht und Habgier beruhende Staatskunst der Tyrannen seiner Zeit dadurch zu rechtfertigen, daß er sie in einer anziehenden Form darstellte und jede Schändlichkeit für eine Handlung der Nothwendigkeit ausgab. So hoch Comines als königlicher Rathgeber und Mann von Talenten, so tief stand er als sittlicher Mensch, als Staatsmann und Geschichtschreiber im bessern Sinne des Wortes. Seine Denkwürdigkeiten sind als Quelle geschichtlicher Thatsachen sehr werthvoll, allein werthlos sind sie als Quelle geschichtlicher Urtheile. Die bessere Hälfte der Geschichte fehlt einem solchen Werke. Denn die Aufgabe des Geschichtschreibers ist nicht blos, Thatsachen zu geben, sondern auch, dieselben in das rechte Licht zu stellen. Das hat Comines nicht gethan, sondern sie fast durchgängig unter falsche Gesichtspunkte gesetzt. Froissart stand inmitten seiner Zeit, Comines aber in der wichtigsten Beziehung des Lebens, an sittlicher Kraft, tief unter ihr. Die Mehrzahl der Zeitgenossen Comines' verabscheuten jene herzlose, tückische und gewaltthätige Staatskunst, welche er billigte und sein Herr,

Ludwig XI., ausübte. Vor Comines war Herrschsucht und Habgier nur jenseits der Alpen systematisch behandelt worden.

Italien war der übrigen Welt, wie an nützlichen Kenntnissen und edler Bildung, so auch an Falschheit und Verbildung voran. Die apenninische Halbinsel hatte nicht blos große Förderer des Strebens nach Wahrheit, sondern auch mächtige und einflußreiche Begünstiger des Luges und des Truges.

Dante, Petrarca und Boccaccio, deren poetische Leistungen wir im folgenden Paragraphen besprechen werden, regten in allen strebenden Geistern ihres Vaterlandes Sinn und Vorliebe für griechische Sprache und Wissenschaft, griechische Ansichten und griechisches Leben an. Doch erst am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, als Emanuel Chrysoloras nach Italien kam, begann eine rege Thätigkeit auf diesem Felde. Chrysoloras besaß, außer einer gründlichen griechischen Gelehrsamkeit, jene Feinheit des Ausdrucks und des Lebens, welche dazumal in Italien so hoch geschätzt wurden! Er nahm (1397) den ihm angebotenen griechischen Lehrstuhl zu Florenz an, wirkte aber auf demselben nur drei Jahre. Später war er in Mailand und Pavia, in Venedig und Rom für griechische Bildung thätig. Seine zahlreichen Schüler gehörten zu den einflußreichsten Männern Italien's. Denn griechische Bildung wurde zu seiner Zeit die Voraussetzung aller höheren Staatsämter. Johann Argyropulus und Theodorus Gaza traten in die Fußtapfen des Chrysoloras. Argyropulus lehrte fünfzig Jahre lang zu Florenz mit großem Erfolge. Theodorus Gaza hielt zu Mantua, Ferrara und Rom Vorträge, übersetzte mehrere griechische Werke in die lateinische Sprache und schrieb das erste Buch, welches den Lateinern als Leitfaden zur Erlernung der griechischen Sprache diente. In der Mitte zwischen Griechenland und Italien stand Bessarion. Zu Trapezunt geboren und zu Constantinopel ausgebildet, kam er mit dem griechischen Kaiser Johann VI. nach Italien und arbeitete mit ihm an der Kirchenvereinigung zu Florenz. Er wagte es aber nicht, in seine Heimath zurückzukehren, blieb in Italien, wurde (1420) zum Cardinal erhoben und beförderte als solcher, bis an sein Ende, griechische Bildung.

Georg von Trapezunt, welcher (1420) nach Italien kam, in Padua, Vicenza, Venedig und Rom lehrte, machte sich durch zahlreiche Uebersetzungen verdient. Nach dem Falle Constantinopel's strömten griechische Gelehrte in großer Zahl nach Italien. Andronikus Kollinikus wurde der Lehrer des Angelus Politianus. Demetrius Chalkondylas erhielt nach Argyropulus den griechischen Lehrstuhl zu Florenz, ging von da nach Mailand, wo er, unter dem Schutze der Tyrannen Philipp Maria Visconti und Franz Sforza, die Gedanken der strebenden Geister von der drückenden Gegenwart einer fernen Vergangenheit zuwenden sollte.

Ohne Zank und Streit konnten im Mittelalter keine Verhandlungen gepflogen und keine Bestrebungen gehegt werden. Chrysoloras und die meisten seiner Geistessöhne und Nachfolger lebten in fast ununterbrochenen Fehden, welche selten mit Anstand und Mäßigung ausgefochten wurden. Die Anhänger des Plato stritten wider die Jünger des Aristoteles. Georg von Trapezunt griff (1456) die platonische Philosophie an und beschuldigte zugleich Plato selbst aller erdenklichen Verbrechen. Cardinal Bessarion vertheidigte den atheniscthen Philosophen, andere Gelehrte nahmen Theil an dem Streite, der sich bald über die meisten Städte Italien's verbreitete. Cosmos von Medicis, welcher den Freistaat Florenz knechtete, förderte die Vorliebe der Florentiner für die platonische Republik. Er stiftete sogar eine Gesellschaft, welche er, nach dem Muster der Schule Plato's, Akademie nannte. So verstanden es die Tyrannen Italien's mit der thatsächlichen Knechtschaft, welche sie dem Volke auferlegten, harmlose Schwärmereien für Freiheit zu begünstigen.

In gleicher Weise versteckt der Fischer die Angel, die er auswirft, durch einen künstlich nachgemachten Köder. Die leitenden Geister der florentinischen Academie waren: Ficinus, Pico von Mirandola, Guarino, Aurispa, Victorinus von Feltre und Andere, denen Allen ausgezeichnete Fähigkeiten und Kenntnisse nicht abgesprochen werden können, obgleich diese Männer dieselben ihrem Verhältnisse zu den Mediceern unterordneten und dienstbar machten.

Das Leben der griechischen Republikaner stand den Italienern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, selbst denjenigen, welche sich ihre politische Freiheit ganz oder theilweise erhalten hatten, so fern, daß die geistlichen und weltlichen Tyrannen eine unmittelbare Rückwirkung desselben auf Italien nicht besorgten. Der Unsinn, der dazumal unter dem Namen der christlichen Religion gelehrt und öffentlich vorgetragen wurde, bildete um das ganze Leben des Mittelalters einen so dichten Dunstkreis, daß nur wenige lichte Strahlen durch denselben zu dringen vermochten. Zudem waren es nur wohlhabende, oder besonders begünstigte Menschen, welche sich griechische Bildung verschaffen konnten. Allein die Anregung, welche von den Griechen ausging, wirkte je langsamer, desto nachhaltiger. Im Laufe der Jahrhunderte wurde das von den Pfaffen künstlich verbreitete Dunkel wenigstens bei einem Theile der Menschheit lichter, die alten Griechen, deren Ansichten lange Zeit den christlichen Fabeln untergeordnet gewesen waren, wurden allmählig richtiger verstanden. Das neue Testament wurde in der Ursprache einer immer wachsenden Anzahl strebender Geister zugänglich. Auf philosophischem, religiösem und politischem Gebiete bereiteten daher die Griechen der Vorzeit, nachdem sie im Abendlande eingebürgert worden waren, einen Umschwung vor, den die Tyrannen Italien's nicht geahnt hatten. Die von den Mediceern begünstigte Akademie und ähnliche Vereine, welche in verschiedenen anderen Städten Italien's entstanden, mochten den Tyrannen nicht gefährlich sein, obgleich schon im fünfzehnten Jahrhunderte manche Erscheinungen darauf hindeuteten, daß Harmodius, Aristogeiton und andere Feinde der Knechtschaft Muster waren, welche auch in den finsteren Zeiten des Mittelalters Nachahme finden konnten.

In weit innigerer Beziehung zu dem Volksleben, als das griechische Alterthum, stand die italienische Volksliteratur, welche im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts einen großartigen Aufschwung nahm. Dino Compagni schrieb die Geschichte seiner Vaterstadt Florenz von 1280—1312. Er war aber seinen schlaffen und überfeinerten Landsleuten zu ernst und zu streng. Johann Villani, gleich Compagni ein Florentiner und angesehener Staatsmann, strebte nach römischen Mustern durch die Geschichte seiner Vaterstadt, die er schrieb, das Volk zu ruhmvollen Thaten anzuregen. Er war Meister in der Darstellung, doch erhob er sich nicht über die Parteien seiner Zeit, deren Vorurtheile und Leidenschaften. Einer der begabtesten italienischen Gelehrten dieses Zeitabschnittes war Aeneas Sylvius Piccolomini *), den wir schon oben in der Geschichte Deutschland's und des Pabstthums kennen gelernt haben. Als Jüngling huldigte er dem Fortschritte. Da dieser ihm aber, wenn auch zu Ruhm und Ehre, doch weder zu Geld noch Würden verhalf, verkaufte er seine bessere Ueberzeugung der herrschenden Partei und schwang sich später unter dem Namen Pius II. sogar auf den päbstlichen Thron empor. Mit dieser Würde standen seine drei Bücher von der Kirchenversammlung zu Basel nicht minder im Widerspruche, als seine Geschichte der Abenteuer des Euryalus und der Lucrezia, indem er in jenen die von den Päbsten aufgestellten Grundsätze bekämpfte, und in diesem die Liebesangelegenheiten des alten Kaisers Sigismund und seines Kanzlers Kaspar Schlick beschrieb und dadurch bewies, daß er ungeachtet des priesterlichen Cölibates der Liebe nicht

*) Siehe § 14, Seite 85 f. § 85, Seite 493.

abhold war. Seine italienische und seine böhmische Geschichte sind schätzbare Quellenwerke, obgleich es schwer zu ermitteln ist, welche Ansichten der Verfasser wirklich begte und welche er, aus Rücksicht für seine später genommene Stellung, vorschob. Wie genau Aeneas Sylvius Piccolomini die Anmaßung der Päbste und die Mittel, ihr zu begegnen, kannte, erhellt am besten aus folgenden Worten seines Fünfgespräches über Angelegenheiten des Reiches und der Kirche. „Man muß," räth er dem Kaiser, „immer mit einem Concilium drohen, und das eine nicht eher auseinander gehen lassen, als bis dasselbe ein anderes anberaumt hat, welches sich nach fünf oder zehn Jahren versammeln soll. Die Päbste werden sich dann aus Furcht vor solchen Concilien mehr in Acht nehmen, besonders wenn man diese in Deutschland halten läßt."

An den Pabst Pius II. reiht sich natürlich Nicola Machiavelli an. Auch er huldigte zuerst auf weltlichem Gebiete in ähnlicher Weise dem Fortschritte, als Aeneas Sylvius auf geistlichem Boden. Nachdem aber Machiavelli (1512) wegen einer Verschwörung gegen die Familie Medicis eingekerkert und gefoltert worden war, machte er seinen Frieden mit den Tyrannen. Er schrieb seine gerühmtesten Werke im Gefängniß, worin er bis 1519 gehalten wurde, und richtete diese so ein, daß sie den Mediceern keinen Anstoß geben konnten. In seinen Vorträgen über Livius rühmt und preist er die aristokratischen Einrichtungen des alten Rom. Seine Lebensbeschreibung des Tyrannen Castruccio Castraccani *) deutet schon an, daß ihm jedes Mittel, welches zu Macht und Ansehen führte, gerecht schien. Seine acht Bücher florentinischer Geschichten widmete Machiavelli dem Pabste Clemens VII. und bewies dadurch deutlich, daß er das Grundübel Italien's: die päbstliche Schreckensherrschaft und den durch dieselbe aufrecht erhaltenen Aberglauben, welche er in ihrer ganzen Schändlichkeit erkannte, nicht mit voller Kraft bekämpfte. Wäre der Styl die Hauptsache bei einem geschichtlichen Werke, so stände Machiavelli's florentinische Geschichte unstreitig sehr hoch. Allein wichtiger, als dieser sind die Grundsätze, auf welchen das Werk ruht, die Wahrheit und Lebendigkeit der Charakterschilderungen und die richtige Auswahl der Thatsachen. Ueber alle Schriften Machiavelli's verbreitet das klarste Licht sein Buch vom Fürsten. **) Ein Mensch, welcher ein so verabscheuenswerthes Buch schreibt, kann durch alle Talente die mangelnde sittliche Kraft nicht ersetzen. Er muß, ob ihn politische Jesuiten und jesuitische Politiker auch noch so hoch preisen, von jedem ehrlichen Menschen verabscheut werden.

Zum Schlusse nennen wir noch Franz Guicciardini. Auch er begann seine Laufbahn in Florenz, wurde später Statthalter des Pabstes in Reggio und durch diese Stellung gezwungen, der päbstlichen Herrschaft und dem Pfaffenthume zu huldigen. Während Machiavelli im Sinne der aristokratischen Republik, schrieb Guicciardini zu Gunsten der monarchischen Verfassung. Guicciardini's Geschichte seiner Zeit ist, obgleich etwas breit gehalten, ein ausgezeichnetes Quellenwerk. Weß Geistes Kind der päbstliche Statthalter war, erhellt am besten daraus, daß Kaiser Karl V. dessen Buch, gleich der Geschichte Comines', stets mit sich führte. Da Guicciardini sich übrigens nicht scheute, manche Thatsachen mitzutheilen, welche dem päbstlichen Hofe und anderen vornehmen Herren unangenehm waren, so wurden dieselben in den meisten Ausgaben unterdrückt.

So lange Geschichtschreiber, wie Aeneas Sylvius, Machiavelli und Guicciardini gerühmt und gepriesen werden, steht die Wissenschaft auf schwachen Füßen, denn diese verlangt nicht blos thatsächliche Wahrheit, sondern auch ein aus richtigen Grundsätzen abge-

*) Siehe oben § 38, Seite 237. § 40, Seite 248 f.
**) Siehe oben § 41, Seite 261 f.

leitetes Urtheil. Päbstliche, fürstliche und andere Herrenknechte können unmöglich Geschichtschreiber im höhern Sinne des Wortes sein. Die Freiheit, welche die nothwendige Voraussetzung jeder Wissenschaft ist, fehlt dem Knechte. Er mag den Umständen nach trefflichen Stoff für den Geschichtschreiber liefern. Sein Buch mag als geschichtliche Quelle von hoher Bedeutung sein. Als Kunstwerk und als wissenschaftliche Schöpfung gebricht den Worten, wie den Thaten des Knechtes, der wahre Werth.

Deutschland hatte nicht jene allgemein ansprechenden und glänzenden Werke aufzuweisen, welche, gleich den Schriften Froissart's, Comines', Aeneas Sylvius Piccolomini's, Machiavelli's und Anderer weit über die Gränzen des Vaterlandes ihrer Verfasser hinausdrangen. Der anspruchslosere, langsamere und gründlichere Charakter der Deutschen bekundete sich auch in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen. In Deutschland fanden die Wahrheiten, welche, sei es auch von Ausländern, verkündet wurden, den kräftigsten Wiederhall. Die Religion, welche die Grundlage aller Uebelstände des Mittelalters bildete, wurde von den Deutschen allein mit Ernst und Nachdruck behandelt. Zwar ließen die deutschen Kaiser und Fürsten das Volk dem Pfaffenthume gegenüber, wie sonst bei jeder Gelegenheit, im Stiche. Allein dieses hörte darum nicht auf, im Stillen zu streben, zu forschen und sich zu entwickeln. Die deutschen Geschichtschreiber des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, welche sich überdieß meistentheils der lateinischen Sprache bedienten, können hier füglich übergangen werden. Die moralisch religiöse Seite der Thätigkeit war diejenige, welche den deutschen Rednern und Schriftstellern am meisten zusagte. Das deutsche Vol hatte, seit den Zeiten der Hohenstaufen, aufgehört, eine Rolle auf der Bühne der Welt zu spielen, welche die Theilnahme und die freudige Mitwirkung der Besseren im Volke zu fesseln im Stande war. Die Menschen, welche in den politischen Bestrebungen wenig ode keine Befriedigung fanden, und dennoch einen bessern Drang in sich fühlten, warfen sich auf die kleineren Kreise des Lebens, auf die Familie und die Gemeinde, in welchen noch eine gewisse Freiheit bestand. Sie ermunterten zur Häuslichkeit und Sittlichkeit und verwiesen diejenigen, welche sich auf dieser Erde zu beklagen hatten, auf eine andere Welt, wo die Rechnungen alle ausgeglichen werden sollten. Unter dieser Classe von Menschen that sich insbesondere der Dominikanermönch Tauler *) hervor. Er bezeichnet seinen Standpunkt selbst mit folgenden Worten: „er habe sich, nachdem er in geistlichen Schulen, nach hergebrachter Weise gebildet worden sei, für einen starken Theologen und Prediger gehalten, sei aber durch einen einfältigen Laien belehrt worden, daß seinen Predigten die innere Wärme fehle; dadurch sei er aufmerksam auf sich selbst gemacht worden und er habe sich hierauf zwei Jahre in seine Zelle eingeschlossen und darüber nachgedacht, wie die Seele sich über die Welt der Erscheinungen heben könne, bis er endlich gefunden, daß die Seele durch die Erdrückung der Leidenschaften und vermehrten Neigungen, durch die Ausübung der Tugenden, durch die Losmachung vom Irdischen, durch Selbstverläugnung und durch die Aufopferung ihrer Wünsche, ihrer Eigenliebe u. s. w. zu ihrem Urwesen zurückkehren könne und dann sich in den dem Erdenkloß Adam eingehauchten Athem Gottes finde." Daß nur im Kampfe mit der wirklichen Welt die Kräfte des Menschen sich stählen und daß alle Siege, die in stiller Zurückgezogenheit gewonnen werden, gewöhnlich in Niederlagen umschlagen, sobald die Lockungen und Versuchungen der Außenwelt herannahen, hat der Mönch Tauler freilich nicht bedacht. Die Deutschen fanden aber an seinen Reden und Schriften großes Gefallen. Die Werke Tauler's erlebten unzählige Ausgaben, wurden in das Lateinische übersetzt und sogar im neunzehnten Jahrhundert noch einmal gedruckt. In

*) Geboren 1294, gestorben 1361.

ähnlicher Weise wie Tauler, wirkten Ruysbroek und Heinrich Suso für Stillleben und Selbstbeschauung. Bekannter, als alle drei wurde Thomas a Kempis, oder eigentlich Thomas Hammerken von Kempen, Prior in Zwoll*), dessen Buch von der Verachtung der Welt oder der Nachahmung Christi, welches den Geist des bessern Theiles der Mönche und mönchischen Laien und Geistlichen seiner Zeit aussprach, welches fast in alle Zungen der Welt übersetzt, fast ebenso oft, als die Bibel gedruckt wurde, hätte schwerlich so großen Erfolg gehabt, wenn nicht die gesammte Christenheit des fünfzehnten Jahrhunderts in einem Zustande der Erschlaffung versunken gewesen wäre. Der Mensch ist nicht blos zum Dulden, sondern auch zum Handeln geschaffen und wird ein verächtliches, erbärmliches Wesen, wenn die Geduld seine Thatkraft durchaus überwiegt. Möge die duldende Seite des Menschen noch so entwickelt sein, vorausgesetzt, daß seine Thatkraft ihr entspricht, der geduldige Mensch mit schwacher Thatkraft gleicht einer Mißgeburt, deren rechte Seite groß, deren linke aber klein ist. Nicht so zahlreich, wie die zur Geduld ermahnenden Schriften waren diejenigen, welche zur Thatkraft anregten. Im Laufe von Jahrhunderten fanden sich nur wenige, welche unter diese Classe gezählt werden können. Wir rechnen dahin „Reineke der Fuchs," welcher aus Göthe's Bearbeitung allgemein bekannt wurde, „der Renner" und das „Narrenschiff." Da sie aber alle drei in das Gebiet der Dichtkunst gehören, sparen wir deren Besprechung für den folgenden §. auf. An gelehrter Bildung standen die Deutschen, während des vierzehnten Jahrhunderts, weit hinter den Italienern zurück, doch im Laufe des fünfzehnten arbeiteten sie sich kräftig hinauf. Nicolaus Cusanus, oder eigentlich Nicolaus Krebs**), aus einem Dorfe im Trierischen, von welchem er sich Cusanus nannte, hatte sich in Italien eine ausgezeichnete Bildung verschafft. Gleich Aeneas Sylvius Piccolomini machte er anfangs Opposition gegen die Päbste, bewies, daß die von ihnen behauptete Schenkung Constantin's, des s. g. Großen, eine Fabel***) und die Isidor zugeschriebenen Decretalen Fälschungen seien. Als er zum Bischof von Brixen und später (1448) zum Cardinal ernannt wurde, ging auch er auf die Seite des herrschenden Pfaffenthums über. Doch es gelang ihm nicht so vollkommen, wie dem Italiener Aeneas Sylvius, die Ansichten seiner besseren Zeit vollständig abzuschütteln, daher er sich auch nicht auf den päbstlichen Stuhl hinaufschwang. Er kannte den zerrütteten Zustand der Kirche und sagte deren Untergang und Erneuerung durch heilige Männer voraus. Cusanus that sich übrigens nicht blos auf dem Gebiete der Kirche und des Staates hervor, er leistete auch Ausgezeichnetes in der Mathematik und der Astronomie. Er bereitete die Verbesserung des Kalenders vor, berichtigte die Alphonsinischen Tafeln und beförderte die Erdbeschreibung. Georg Purbach, oder Peurbach†), welcher zu Wien lehrte, legte den Grund zu den nachmaligen Entdeckungen des Copernicus und des Keppler. Sein Schüler, Johann Müller, oder, wie er sich von seiner Vaterstadt Königsberg nannte, Regiomontanus, nahm unter den beobachtenden und rechnenden Astronomen eine hervorragende Stelle ein, und verband, was in jenen Zeiten so wichtig war, mit seiner wissenschaftlichen Bildung die Kunst, die nothwendigen Instrumente sich selbst anzufertigen. Er starb 1476.

Unter den Beschützern deutscher Wissenschaften, welche von jeher sehr selten waren, verdient Johann von Dalberg, Bischof zu Worms und Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz besonders hervorgehoben zu werden††). Er gründete nach dem Muster der floren-

*) Geboren 1380, gestorben 1471.
**) Geboren 1401.
***) Buch IV., § 46, Seite 142.
†) Geboren 1423, gestorben 1461.
††) Geboren 1445, gestorben 1582.

tinischen Academie die rheinische Gesellschaft, in deren Schooße Johann Reuchlin, Willibald Pirkheimer und Andere für Verbreitung edler Bildung wirkten. Reuchlin, welcher von Kaiser Maximilian hoch geschätzt wurde, und schon aus diesem Grunde kein durchgreifender Charakter gewesen sein kann, wurde durch einen Streit, in den er mit der theologischen Facultät zu Cöln gerieth, weiter vorwärts getrieben, als er, seiner hofmännischen Natur nach, zu gehen wünschte. Er wurde dadurch zum Haupturheber und Mitarbeiter jener treffenden Satyre, welche unter dem Titel: „Briefe der Dunkelmänner" (1516) zuerst erschienen. Dieses Werk, an welchem Philipp Melanchton, Ulrich von Hutten und viele andere bedeutende Männer Antheil hatten, griff die Mönche mit so feinem Spotte und so zerschmetternder Kraft an, daß sie nicht im Stande waren, dem großartigen Eindruck dieses Buches zu entgehen, obgleich sie die Briefe, im März 1517, durch eine päbstliche Bulle verdammen ließen. Trotz des oberpfäffischen Verbotes erschien noch in demselben Jahre ein zweiter Theil der „Briefe der Dunkelmänner," dessen Verfasser zum größten Theile wenigstens Hutten war, obgleich er sich nicht zu nennen wagte. Ulrich von Hutten war einer der freiesten und kräftigsten Geister seiner Zeit und fand als solcher natürlich auf dieser von Tyrannen beherrschten Erde keine bleibende Ruhestätte. Die Dunkelmänner machten es ihm zum Vorwurfe, daß er sich von seinem Vater nicht in die Kutte eines Mönches stecken ließ. Seine fünf Reden gegen den Mörder seines Vetters, den Herzog Ulrich von Würtemberg, sind Meisterwerke, welche zu den größten Schöpfungen des menschlichen Geistes gezählt werden. Hutten gehört übrigens seinem ganzen Wesen nach mehr der neueren Zeit, als dem Mittelalter an. Wir werden daher im folgenden Buche auf diesen denkwürdigen Mann zurückkommen.

Deutschland war lange hinter Italien zurückgeblieben. Allein es ermannte sich und schwang sich im Laufe des fünfzehnten Jahrhundert's auf eine Höhe hinan, von welcher es auf Jahrhunderte hinaus die Leitung auf dem Gebiete menschlicher Entwickelung übernehmen konnte. Die zahlreichen Universitäten, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in Deutschland gegründet wurden, erleichterten der strebenden Jugend ihre Ausbildung, und gaben den großen Geistern Gelegenheit, den Saamen der Wahrheit auf fruchtbaren Boden auszustreuen. Die erste deutsche Universität gründete Karl IV. zu Prag (1348), welche bald einen großartigen Aufschwung nahm, und der Stützpunkt der von Johannes Huß getragenen Reformation wurde. Die Herzoge Rudolph IV., Albrecht III. und Leopold III. von Oesterreich stifteten bald darauf (1365) die Universität Wien, welche übrigens ein kümmerliches Dasein führte. Zwar gaben sich Friedrich III. und Maximilian I. den Anschein, als wären sie eifrige Beschützer der Wissenschaften, allein in der That waren sie, gleich allen übrigen Habsburgern, als Feinde jedweder Freiheit, Gegner derselben, welche dem Drange der fortschreitenden Zeiten nur soweit nachgaben, als sie durchaus mußten. Die Universitäten waren für Deutschland nicht blos in wissenschaftlicher, sondern auch in finanzieller Beziehung eine Nothwendigkeit geworden. Alle diejenigen, welche auf höhere Würden im Staate und in der Kirche Anspruch machten, mußten Hochschulen besuchen. Bedeutende Summen gingen außer Landes. Die deutschen Fürsten wurden daher schon aus diesem Grunde veranlaßt, im eigenen Lande Universitäten zu gründen. Außerdem trieb sie dazu die Herrschsucht, indem sie nur erwarten konnten, daß die von ihnen angestellten Lehrer ganz in ihrem Sinne sprechen und schreiben würden. Die dritte deutsche Hochschule war Heidelberg (1386). Köln und Erfurt erhielten kurz darauf Universitäten. Als im Jahre 1409 Unruhen und Streitigkeiten zu Prag ausbrachen, zog ein Theil der Studirenden und der Lehrer nach Leipzig, woselbst Friedrich der Streitbare und Wilhelm II. von Meißen im Vereine eine Universität gründeten. Schon zehn

Jahre später (1419) verbanden sich die Herzoge Johann und Albrecht von Mecklenburg mit der Stadt Rostock zur Gründung der Rostocker Universität. Im Jahre 1426 errichtete der Herzog von Brabant die Universität von Löwen, 1454 der Kurfürst Jakob die Universität zu Trier und 1456 der Herzog Stratislaw von Pommern, trotz des Widerstrebens der Rostocker, die Universität Greifswalde. In demselben Jahre (1460) eröffneten die Universitäten Basel und Freiburg im Breisgau ihre Hörsäle. Der Herzog Eberhard von Würtemberg gründete (1477), zu Tübingen und der Kurfürst Diether zu Mainz eine Universität. Bedeutungsvoller für die Entwickelung der Menschheit, als alle diese Hochschulen, wurde diejenige, welche der Kurfürst Friedrich von Sachsen, mit dem Beinamen des Weisen (1502), in Wittenberg gründete. Denn von ihr ging der Kampf aus, welcher der päbstlichen Schreckensherrschaft die Todeswunde schlug. Nicht weniger, als sechzehn Universitäten entstanden innerhalb einhundert und dreißig Jahren. Zwar gingen mehrere derselben früher oder später wieder ein, auch entsprachen nur wenige den bescheidenen Ansprüchen der damaligen Zeit. Allein im Ganzen genommen, förderten sie doch nützliche Kenntnisse, regten zu mannigfaltigen Forschungen an und trugen wesentlich dazu bei, die dichte Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens, welche auf Europa lastete, weniger dunkel zu machen.

§ 107. Künste.

Gleichen Schritt mit der Entwickelung der Wissenschaften und des Lebens hält gewöhnlich die Kunst. Das Land, welches in allen übrigen Beziehungen am weitesten vorgeschritten war, Italien, ragte auch auf dem Gebiete der Kunst empor. Wie die Gelehrten, so hatten auch die Künstler Italien's für Mit- und Nachwelt den höchsten Werth. Florenz und andere Städte Toscana's, die Lieblingssitze der Gelehrsamkeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert's, sahen in ihrer Mitte auch die gefeiertsten Dichter Italien's erstehen. Aus der großen Zahl der italienischen Sänger dieses Zeitabschnittes heben wir vor allen Anderen D a n t e, P e t r a r c a und B o c c a c c i o hervor, eine Dreizahl, wie sie sich in keinem andern Lande der Welt, zumal in dem finstern Mittelalter, wiederfand. Dante's göttliche Comödie, welche uns das geistige Leben jener Zeit in hellen und düsteren, immer aber bedeutungsvollen Bildern vor Augen führt, strahlt auch heute noch als funkelnder Name am Firmamente der Poesie. Was dem Dichter Dante zu hohem Ruhme gereicht und eine um ein halbes Jahrtausend spätere Nachwelt noch immer belehrt und erhebt, ist jener seltene Schwung der Phantasie, jener Ernst und jene Großartigkeit des Planes, welche diese Schöpfung auszeichnen. Die gerechte Bewunderung des Dichters darf uns aber nicht abhalten, sein Werk von dem Standpunkte des neunzehnten Jahrhunderts zu beurtheilen und den Maßstab der Vernunft daran zu legen. Dante war fast in allen Beziehungen den Vorurtheilen und dem Aberglauben seiner Zeit unterworfen. Auf jeder Seite seiner „göttlichen Comödie" spricht sich die mittelalterliche Anschauung des irdischen Lebens und der jenseitigen Zukunft aus. Je größer die Kunst ist, welche Dante besaß, desto mehr bestärkt sein Werk alle schwärmerischen Leser in dem Aberglauben und in den Irrthümern, von deren Banden der Dichter selbst sich nicht frei machen konnte. Der Schöpfer der „Göttlichen Comödie" geißelt wohl die Laster vieler Päbste und zahlreicher geistlicher und weltlicher Tyrannen, allein er nimmt stillschweigend den ganzen Unsinn, den sie als göttliche Wahrheit ausposaunten, an und baut darauf sein ganzes Gedicht. Schon aus diesem Grunde können wir Dante nicht mit der Begeisterung preisen, welche manche seiner Verehrer ihm widmen.

Zu seiner Zeit bestanden in Italien zahlreiche Republiken, welche ihn auf die Verkehrtheit der monarchischen Verfassung aufmerksam machen konnten. Dessenungeachtet hielt er fest an einem Kaiserthume, welches, da es im Besitze verhaßter Ausländer, besonders verderblich für Italien war. Schon vor ihm hatten Paulicianer, Albigenser und Waldenser den Unsinn des mittelalterlichen Christenthums erkannt und die Schreckensherrschaft der Päbste bekämpft. Cavalcante Cavalcanti, der Vater eines Zeitgenossen Dante's, Guido Cavalcanti, hatte die von den Pfaffen erfundenen Fabeln längst abgestreift. Statt ihm dafür die Ehren des Paradieses zuzuerkennen, setzt ihn aber der Dichter der göttlichen Comödie als wahrer Pfaffenknecht in die Hölle. Dante billigte das Pabstthum und das ganze von den Pfaffen verfaßte katholische Glaubensbekenntniß und trat nur einzelnen Mißbräuchen und Auswüchsen, nicht aber dem Pabstthume selbst und allen von demselben verbreiteten Fabeln entgegen, vielmehr nährte er den Glauben an den von den Pfaffen erfundenen Himmel, an Hölle und Fegefeuer und alle die übrigen Lockspeisen und Schreckmittel, mit deren Hülfe die Massen bis auf unsere Zeit um den besten Theil ihres irdischen Glückes gebracht werden. Wir können dem Dichter in seiner Begeisterung nicht folgen, wenn er singt:

> „Ehre und Preis in der Höhe sei dem Vater, dem Sohne, dem heiligen Geiste!" begannen des Paradieses Bewohner so lieblich zu singen, daß ich vom süßen Gesange berauscht ward."

Wenn wir von Vater, Sohn und heiliger Geist hören, wird uns fast schwindlich in der Erinnerung an den heillosen Mißbrauch der mit diesen Namen seit achtzehn Jahrhunderten getrieben wird, an den Rosenkranz und alle Litaneien, worin die drei Götter der Christen, die doch nur ein Gott sein sollen, abgeleiert werden. Mögen immerhin Mystiker an derartigen Stellen Geschmack finden, uns erscheinen sie in einem Gedichte nicht geistvoller, als in einem Gebetbuche, oder im Munde näselnder Frömmler.

Von Dante, dem politischen Flüchtlinge, welcher ohne Heimath umherirrte *) und welcher daher nicht durch die gewöhnlichen Bande des Alltagslebens gefesselt war, hätten wir eine höhere Stellung gegenüber dem religiösen und politischen Glauben seiner Zeit erwartet. Doch es scheint dem Menschen nicht vergönnt zu sein, in jeglicher Beziehung Ausgezeichnetes zu leisten. Dante war groß als Dichter, er war aber weder ein Reformator, noch ein scharf blickender praktischer Staatsmann.

Dante, oder eigentlich Durante Alighieri, starb **), nachdem er siebenzehn Jahre lang (von 1304—1321) das bittere Loos eines Verbannten gehabt hatte, ferne von der Heimath, in Ravenna. Nach seinem Tode wurde er von seinen Landsleuten, den Florentinern, außerordentlich verehrt. Sie errichteten einen öffentlichen Lehrstuhl für die Erklärung des Gedichtes desselben Mannes, den sie, so lange er lebte, auf's bitterste verfolgt hatten, selbst als er schon in ganz Italien öffentlich verehrt wurde. Der beste Beweis dafür, daß Dante in seiner poetischen Weltanschauung nicht über seiner Zeit stand, ist, daß er noch bei Lebzeiten den höchsten Dichterruhm erwarb und von allen Parteien, die Pfaffen und Tyrannen nicht ausgenommen, bewundert wurde. Wer den Despoten feindlich entgegentritt, wird von ihnen verfolgt. Dante's Gegner waren aber gerade die Demokraten seiner Vaterstadt.

Nicht mindern, vielleicht sogar noch größern Ruhm erntete Franz Petrarca. †) Auch er war ein Toscaner, aus Arezzo gebürtig. Von seinen dichterischen Werken sind

*) Siehe oben § 40, Seite 248 ff.

**) Dante war geboren 1265.

†) Geboren 1304, gestorben 1374.

besonders die in italienischer Sprache geschriebenen Sonnette, Canzonen und Sestinen, welche Laura, die Gemahlin Hugo de Sade's, besangen, auf die späte Nachwelt gedrungen. Diejenigen Gedichte, welche bei seinen Zeitgenossen den größten Beifall erhielten, sind jetzt in Vergessenheit gerathen. Während er in den glühendsten Ergüssen begeisterter Liebe für Laura schwärmte, zeugte er mit einer unbekannten Schönheit einen unehelichen Sohn und eine Tochter. So begegneten sich im Mittelalter häufiger, als zu irgend einer andern Zeit in einem Menschen zwei widerstrebende Extreme. Wie das Cölibat der Priester, Mönche und Nonnen mit allen erdenklichen geheimen Sünden und Verbrechen Hand in Hand ging, so hielt die höchste Liebesbegeisterung bei Petrarca gleichen Schritt mit den alltäglichen Schwächen der Sterblichen.

Es ist ein Zeichen der trüben Zeit, in welcher Petrarca lebte, daß er im Alter die Gedichte an Laura de Sade, welche ihm die Unsterblichkeit sichern, nicht geschrieben zu haben wünschte. Petrarca hat das große Verdienst, zuerst die Fesseln seiner Zeit gebrochen und den begeisterten Gefühlen, welche seine Brust bewegten, Ausdruck gegeben zu haben. Tausende vor und nach ihm empfanden ähnliche Liebesqualen, viele waren den Geliebten ihres Herzens treuer als Petrarca; doch keinem gelang es, den Empfindungen seiner Seele so melodische Worte in so ergreifenden Versen zu geben, als dem Verehrer der Laura. Er ist der eigentliche Gründer der neueren lyrischen Poesie. Gleich Dante lag auch Petrarca in den Fesseln mittelalterlichen Aberglaubens. Er fastete häufig, vermachte einen Theil seines Vermögens den Verdummungsanstalten, Kirchen genannt, verehrte alle die Schurken und Narren, welche die Pfaffen für „Heilige" ausgaben und die Fetische, welche sie Reliquien nannten. Wie mit den Pfaffen, so stand er auch mit den weltlichen Tyrannen seiner Zeit, mit Galeazzo Visconti, Kaiser Karl IV. und anderen, auf dem besten Fuße. Wir wollen Männern, wie Petrarca und Dante, ihre hohen Gaben nicht bestreiten, allein wir müssen entschieden darauf hinweisen, daß, so lange Dichter und Gelehrte, welche sich keinen Zoll hoch über die Anschauung des Mittelalters erhoben haben, uns noch als Vorbilder und Muster dienen, wir nicht hoffen können, die Bande des Aberglaubens und der Knechtschaft, welche aus jenen Zeiten stammen, abzuschütteln. Petrarca wurde am ersten Osterfeiertage 1341 unter großem Pompe zu Rom mit dem Lorbeerkranze gekrönt. Der Mann, welchen das Mittelalter in den Himmel erhob, kann für die Neuzeit, deren Aufgabe ist, über den Trümmern der Vergangenheit einen Bau der Freiheit zu gründen, kein Führer mehr sein.

Ein frischerer Hauch des Lebens, als in den Werken Dante's und Petrarca's, weht in den Schöpfungen Johann Boccaccio's.*) Er war der uneheliche Sohn eines Florentiners. Sein „Decameron" enthält einen Schatz von Thatsachen, Ansichten, Gefühlen und Bildern, welcher im Laufe von Jahrhunderten unzähligen Dichtern Stoff und Anregung zu geistvollen Werken verlieh. Heitere Laune und tiefer Ernst, feiner Spott und derbe Wahrheiten vereinigen sich in Boccaccio's Werken zu einem ebenso unterhaltenden, als belehrenden und anziehenden Ganzen. Boccaccio fröhnte nicht im gleichen Maße, wie Dante und Petrarca, dem herrschenden Aberglauben. Gerne verzeiht ihm der Freund der Wahrheit manche Nacktheiten, da sie zum größten Theile nur bezwecken, die herrschenden Laster der Verachtung Preis zu geben. Was Dante und Petrarca für die in Verse gekleidete Dichtkunst, war Boccaccio für die poetische Prosa. Die Mystiker mögen Dante, die Schwärmer Petrarca vorziehen, der gute Geschmack, welcher nicht auf Stelzen geht, der gesunde Verstand, welcher weder für Wunder, noch für Uebertreibungen

*) Geboren 1313, gestorben 1375.

Vorliebe hegt und der Feind des mittelalterlichen Pfaffenthums wird Boccaccio die Palme reichen.

Ihm entlehnte Lessing die Grundidee „Nathan's des Weisen." Wie hoch Boccaccio in religiöser Beziehung stand, beweist die Thatsache allein, daß das gediegenste Werk Lessing's eine Frucht war, welche aus dem von ihm gelegten Saamenkorn reifte. Die Erzählung von dem Ringe, welche Boccaccio im vierzehnten Jahrhundert gab, enthält für das neunzehnte noch die bedeutungsvollste Lehre. Den sittlichen Standpunkt, auf welchem dieser Dichter stand, hat das neunzehnte Jahrhundert mit seinen Jesuiten und Römlingen, seinen Alleinseligmachern und Glaubenseiferern noch lange nicht erreicht.

Kein späterer Dichter dieses Zeitabschnittes kann den drei Heroen der Poesie des vierzehnten Jahrhunderts an die Seite gestellt werden. Wir erwähnen daher nur noch Bojardo,*) den Verfasser des „verliebten Roland", dessen Werk später von Ariosto unter dem Titel „der Rasende Roland" fortgesetzt wurde und einer neuen Art der Dichtung die Bahn brach, welche lange Zeit nur zu sehr beliebt war.

Deutschland hatte keine Fürsten, welche gleich den Visconti, den Mediceern und anderen Italienern Gelehrsamkeit und Künste förderten. Die deutsche Dichtkunst zumal hatte mit fast unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen. In Italien wurde einem großen Geiste aus Rücksicht für seine Talente manches durch die Finger gesehen, was in Deutschland ihm die größten Verfolgungen zugezogen haben würde. Der größte Dichter hätte es nicht gewagt, in Deutschland seine Fittige zu entfalten, weil sie ihm schnell von den Machthabern nicht blos gestutzt, sondern nebst dem Kopfe wären abgeschnitten worden. Die Minnesänger verstummten und die Meistersänger, welche die Poesie in derselben Weise, wie das Schuster- und Schneiderhandwerk betrieben, dichteten mit seltenen Ausnahmen so erbärmlich schlecht, daß man sehr gelehrt, oder sehr altdeutsch sein muß, um an deren Ergüssen Gefallen zu finden. Der Verfasser des besten Gedichtes des Mittelalters, „Reinecke's des Fuchsen," wagte es nicht, sich zu nennen und ist daher bis auf unsere Tage unbekannt geblieben. Man weiß nicht einmal genau, ob es im zwölften oder im dreizehnten Jahrhundert geschrieben wurde. Auch weiß man nicht, ob es zuerst in England, Frankreich oder Deutschland gedruckt worden ist. So sehr fürchteten sich Verfasser und Herausgeber vor den heuchlerischen Pfaffen, welche in diesem Gedichte entlarvt und den räuberischen Rittern, welche darin so trefflich gegeißelt werden. Wie manches ähnliches Werk mag im Keime unterdrückt worden sein! Leicht hätte auch „Reinecke Fuchs" der Nachwelt verloren gehen können. Unter den wenigen verdienstlichen Schöpfungen der Meistersänger verdient „der Renner" hervorgehoben zu werden. In lustiger Laune zeigt er, wie die Geistlichen böse Beispiele geben und die Gläubigen auf Irrwege leiten. Ritterschaft und Adel erhalten darin gleichfalls wohlverdiente Züchtigungen. Nur im Gewande des Scherzes konnten derartige Angriffe auf die bevorzugten Klassen sich Bahn brechen. Während die Dichter Italien's gekrönt und gefeiert wurden, sind die besten deutschen Dichter dieses Zeitabschnittes entweder gänzlich unbekannt, oder nur dem Namen nach auf die Nachwelt gekommen. Von den großen Poeten der apenninischen Halbinsel sind die geringsten Einzelnheiten, ihre Launen und Liebesabenteuer, ihr alltägliches Leben und ihre Gewohnheiten getreulich aufgezeichnet worden; von dem Verfasser des „Renners" wissen wir zwar, daß er Hugo von Trymberg hieß, vierzig Jahre lang Schulmeister war und früher schon mehrere andere Bücher geschrieben hatte, aber weiter auch Nichts. Sein

*) Geboren 1434, gestorben 1494.

Werk trug ihm weder Lorbeerkrone, noch reichen Lohn ein, doch verfehlte es seine Wirkung nicht, indem es dem unter der Asche glimmenden Funken der Entrüstung wider das doppelte Joch von Pfaffen und Rittern neue Nahrung gab. Der „Renner" ist ein Kind des Endes des dreizehnten Jahrhunderts, und beweist, daß die deutsche Nation das auf ihr lastende Joch, wenn auch mit großer Geduld, doch nicht ohne Widerstreben trug.

Das volksthümlichste aller Werke der deutschen Muse des Mittelalters war unstreitig „das Narrenschiff," worin die Welt als ein Schiff voll Narren dargestellt wurde. Alle Stände und Geschäfte des fünfzehnten Jahrhunderts werden darin nach ihren Thorheiten geschildert. Sebastian Brandt, der Verfasser des „Narrenschiffes," wurde im Jahre 1458 zu Straßburg geboren und lebte bis zum Jahre 1520. Sein Gedicht, welches unzählige Ausgaben erlebte, drang tief in das deutsche Volksleben ein. Der berühmte Kanzelredner, Johann Gayler von Kaisersberg, wählte daraus sogar die Texte zu seinen Predigten. Zum Schlusse erwähnen wir noch nicht den größten, allein den vornehmsten aller deutschen Dichter, welchen wir unter den erbärmlichen deutschen Kaisern dieses Zeitabschnittes kennen gelernt haben: Maximilian I. Unter dem Namen „Weißkunig" diktirte Maximilian seinem Geheimschreiber Marcus Treitz Sauerwein von Ehrentreitz mancherlei Aufsätze über seine Jugendbildung, seine Uebungen, Feste, Jagden und andere königliche Beschäftigungen. Statt aber die Namen der handelnden Personen zu nennen, erzählte er von dem alten und dem jungen Weißkunig, von dem blauen, dem grünen und dem jungen Könige, von der braunen Gesellschaft und anderen ungenannten Größen Jahre lang so vielerlei Geschichten, daß er am Ende selbst den leitenden Faden aus diesem Labyrinthe verlor. Maximilian starb, bevor das Werk, welches ihm einen Platz neben den bedeutenden Schriftstellern seiner Zeit sichern sollte, vollendet war. Hans Burgmaier, einer der größten damaligen Künstler, hatte dazu schon treffliche Holztafeln geschnitten. Zu Maximilian's I. Lebzeiten erschien aber von dem abgeschmackten „Weißkunig" eine poetische Bearbeitung, welche ein anderer Geheimschreiber Maximilian's, Melchior Pfinzing aus Nürnberg, in schütternden Knittelversen verfaßt und in prachtvoller Ausstattung unter dem Titel: „der Geverlichkeiten und eines Theils der Geschichten des löblichen, streitbaren und hoch berümbten Helds und Ritters Tewrdannks," 1517 zu Nürnberg herausgab. Dieser Teuerdank entspricht ganz dem Charakter des elenden Maximilian's I., welcher sein ganzes Leben hindurch gern gefeiert und gepriesen wurde und an allen bedeutenden Weltereignissen Theil nahm, allein bei jeder Gelegenheit nur Unentschlossenheit, Wankelmuth, Eitelkeit und Habgier kund that.

Einen ähnlichen Charakter, wie die deutsche, hatte die französische Poesie dieses Zeitabschnittes. Sie bekämpfte mit Kraft und Nachdruck und meistentheils im Gewande des Scherzes die geistlichen und weltlichen Dränger des Volkes. Die Verfasser der französischen Dichtwerke dieser Art mußten sich eben so wohl, als die deutschen, verborgen halten. Das Buch vom „Fuchse," (le renard) welches den Aberglauben, die Verfolgungswuth und den Fetischdienst des abgeschmackten Königs Ludwig's IX. und seiner Bettelmönche geißelt, dient als Beleg dafür, daß die Ansicht, welche wir über diesen Pfaffenkönig aufstellten, *) eine tiefe Begründung in der Anschauungsweise des französischen Volkes hatte.

In demselben Sinne, wie der „Fuchs", ist der „Rütebeuf" (Brunstochse) gehalten. Er deutet insbesondere die verderblichen Folgen eines Regierungssystemes an, welches die Erfindung schlauer Pfaffen als heilige Wahrheiten und die Rücksichten auf das vermeintliche Seelenheil als leitende Grundsätze in Angelegenheiten dieser Erde behandelt. Zahlreiche

*) Siehe Buch V., § 58, Seite 166 ff.

Lieder, Fabeln und Erzählungen schilderten, mit bitterem Spotte, das Joch, welches die Pfaffen den Laien und sich selbst gegenseitig auferlegten, die Heuchelei und Unzucht der zum Cölibate gezwungenen Geistlichen und die Erbärmlichkeit einer von den Pfaffen, theils hinter den Coulissen, theils auf der Bühne selbst, geleiteten Staatsverwaltung. Die „Schlacht der Laster gegen die Tugenden" (la bataille des vices contre les vertus), die Schrift über die Mönchsorden (sur les ordres religieux) und andere Spottgedichte griffen die Mönche und Nonnen in ähnlicher Weise an, wie die deutschen Meistergesänge des fünfzehnten Jahrhunderts. Der immer wiederkehrende Schluß dieser Spottgedichte war:

„Der schändliche Pfaff und die heuchelnde Nonne haben die Zeit verdorben."
(Papelart et beguine ont le siecle honni.)

Teintürier deutete in seinem „Die Hochzeit der sieben freien Künste", betitelten Gedichte auf die verderblichen Folgen der den Geistlichen und den Mönchen Preis gegebenen Volkserziehung hin.

In der „Schlacht der sieben freien Künste" (bataille des sept arts) greift Heinrich d'Andeli die Spitzfindigkeiten (quiquelique) der Pariser Scholastiker mit derbem Hohne an. Die Pariser Dialectiker ziehen mit den höheren und niederen Mönchsschulen auf ihren Kriegswagen zu Felde, vor welchen die Pedellen gespannt sind. Sie rücken mit Feldmusik in die Schlacht, doch die Kehlen der Geistlichen sind trocken, ganz Paris muß den Wein hergeben, sie zu netzen. Die Vorkämpfer auf beiden Seiten mit ihren Bundesgenossen stürzen auf einander los und ringen um den Sieg. Die Mönche und ihre Anhänger machen sich dabei verdientermaßen lächerlich, — so enthielt die französische, wie die deutsche Dichtkunst zahlreiche Keime eines bevorstehenden ernsten Kampfes zwischen der erwachenden Vernunft und der alten Herrschaft des Aberglaubens. In England, Spanien und Portugal, in Schottland und Scandinavien schlief die Poesie nicht zur Zeit, da in Italien, Deutschland und Frankreich die ersten Regungen einer freiheitlichen Muse zu Tage traten. Doch waren die Leistungen dieser Länder nicht bedeutungsvoll genug, um hier eine besondere Erwähnung zu verdienen.

Die Baukunst nahm, unter dem Schutze der italienischen Tyrannen, welche Geld genug besaßen, sich kostbare Wohnungen und ihren Verbündeten, den Geistlichen, prachtvolle Kirchen errichten zu lassen, einen bedeutenden Aufschwung. Der Herzog von Mailand, Galeazzo Visconti, vollendete die große Brücke zu Pavia und ließ sich einen Palast bauen, wie ihn kein König oder Kaiser schöner besaß. Der Dom von Mailand, die große Kirche des s.g. heiligen Petronius und der Thurm der Domkirche in Florenz erstanden in diesem Zeitraume.

Ludwig Sforza von Mailand erbaute das Universitätsgebäude zu Pavia und das Hospital in Mailand. Die Mediceer schmückten Florenz mit großartigen Baudenkmalen. Die wiedererwachte Kenntniß des Alterthums führte auch in die Baukunst einen reinern Geschmack ein. Filippo Brunelleschi baute zu Florenz die Kuppel des Doms, die Kirche San Spirito, den Palast Pitti und viele Paläste und Kirchen zu Mantua, Pisa und an anderen Orten. Der Baumeister Bramante begann die Peterskirche zu Rom. Besondern Ruhm erwarben sich die Baukünstler Palladio und Michael Angelo Buonarotti, welcher letztere auch als Bildhauer und Maler neue Bahnen brach. Doch erreichten alle diese Künstler nicht die erhabene Größe und reine Einfachheit der Alten. Manche Ueberreste eines falschen Geschmackes, welcher ein Jahrtausend die Welt beherrscht hatte, z. B. die runden, ausgeschweiften und getheilten Giebel, die gekuppelten Säulen und andere ähnliche Fehler beweisen, daß die gepriesenen Baumeister des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts den Höhepunkt der Kunst noch nicht erreicht hatten. Am meisten ist aber zu bedauern, obgleich die Künstler daran keine Schuld tragen, daß sie fast ausschließlich zur

Verherrlichung der herrschenden Tyrannen und zur Befestigung des allgemein verbreiteten Aberglaubens mitwirkten. Die Völker, welche die Kosten aller Bauwerke tragen mußten, hatten von denselben wenig oder keinen Vortheil, insofern aber den größten Schaden, als der Lichtglanz, welchen geistliche und weltliche Tyrannen um sich zu verbreiten suchten, durch die Kunstwerke, welche sie errichten ließen, erhöht wurde. Der großartige Eindruck, welchen die Paläste der Fürsten und die Kirchen der Pfaffen unwillkürlich hervorriefen, trug sich in den Gemüthern der geknechteten und verdummten Massen auf die Eigenthümer über, welche darin ihren Hokus Pokus trieben. Die ihrer Selbstherrlichkeit beraubten Völker vermochten nicht, die Künstler zu beschäftigen. Nach einem alten Sprüchworte geht aber die Kunst nach Brod. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß sie im Mittelalter in den Dienst der Despoten trat. Aber lächerlich ist es, wenn heut zu Tage Menschen, die sich aufgeklärt wähnen, von den Schaudern sprechen, die inmitten der Dome des Mittelalters bei der Feier s. g. gottesdienstlicher Handlungen empfunden würden. Der vernünftige Mensch wird durch die höchsten Kuppeln, die prachtvollsten Säulenreihen, die glänzendsten Gewänder und den wohlriechendsten Weihrauch zu keinen anderen Gefühlen, als denen künstlerischer Bewunderung angeregt werden. Er weiß den trügerischen Pfaffen von dem Kleide, das er trägt, und von der Halle, in welcher er seine Kunststückchen macht, eben so gut zu unterscheiden, als den Tyrannen von seinem Purpur und seinem marmornen Palaste.

Auch in der Bildhauerkunst machte sich der Fortschritt geltend, welcher in allen übrigen Zweigen des Lebens dem fünfzehnten Jahrhundert eigenthümlich ist. Der Hochaltar in Marburg deutet uns an, daß schon im Jahre 1200 diese Kunst in Deutschland heimisch war. Spätern Ursprungs (1355—1361) ist der kunstreiche Brunnen zu Nürnberg. Neues Leben in die Bildhauerei brachten die Kunstacademien, welche gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, an verschiedenen Orten (zu Mailand 1482) gegründet wurden. Lorenzo Ghiberti goß die Thüren der Taufkapelle zu Florenz in Bronce, und Donatello brachte unter dem Schutze der Mediceer neues Leben in die Bildhauerei. Der großartige Aufschwung, welchen diese Kunst kurz darauf nahm, fällt übrigens schon in den folgenden Abschnitt. Hier wollen wir nur noch der Holzschneiderei erwähnen, weil sie mit der Buchdruckerkunst verwandt war und deren Entdeckung begründete. Johann Ulrich Pilgrim, ein deutscher Meister und nach ihm der Italiener Hugo da Carpi thaten sich zuerst in der Holzschneiderei hervor. Die Spielkarten waren die ersten Erzeugnisse dieser Kunst. Auf die Kartenbilder folgten Heiligenbilder. Das älteste Denkmal ist ein sogenannter heiliger Christoph, vom Jahre 1413. Später wurden geschichtliche Gegenstände in Holz geschnitten, denen man, auf derselben Tafel, eine Erklärung beifügte. Diese durch Holzplatten gedruckten Bücher führten Gutenberg auf die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern. Die Holzschneidekunst hat vor der Kupferstecherei voraus, daß sie ihren Gegenständen mehr Kraft verleiht und eine größere Anzahl von Abdrücken zuläßt. Sie hat sich daher, mit wechselnden Schicksalen, bis auf unsere Zeit erhalten, trotz ihren mehr begünstigten Schwestern, welche in Metall arbeiten: der Kupferstecherei und der Stahlstecherei.

Mit größerer Vorliebe, als alle übrigen Künste, die Poesie allein ausgenommen, wurde in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die Malerei betrieben. Sie näherte sich wieder der idealen Auffassung des Alterthums und stellte die Schönheit in weit edleren Formen dar, als im Laufe des ganzen vergangenen Jahrtausends. Zu beklagen ist nur, daß auch diese Kunst, gleich der Baukunst und der Bildnerei, fast ausschließlich dem herrschenden Aberglauben diente. Die Maler des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts entnahmen ihre Gegenstände, zum größten Theile, den abgeschmackten Fabeln und Legenden

der Pfaffen und bestärkten dadurch die verdummten Massen in ihrem Wahne, welcher so weit ging, manchen Bildern wunderthätige Kraft zuzuschreiben. Die Erfindungen der geistlichen Gauner prägten sich, mit Hülfe der dieselben versinnlichenden Gemälde, immer tiefer in die Gemüther der gläubigen Dummköpfe ein, weil diese die Werke des Künstlers und die Lehren der Geistlichen in eine geheimnißvolle Verbindung brachten. Sie unterschieden wenig oder gar nicht das Gemälde von dem Gegenstande, den es darstellte, und weihten dem bemalten Holze oder Steine dieselbe Verehrung, welche sie dem Lamme Gottes, der s. g. Jungfrau Maria, den s. g. Heiligen und Märtyrern, von denen die Pfaffen ihnen erzählten, in ihrer Thorheit zollten. Es entstanden übrigens auch solche Malerschulen, welche sich mehr der Natur, als der Religion der Pfaffen anschlossen. Unter den zahlreichen Schulen des Mittelalters heben wir insbesondere die italienische, die niederländische und die deutsche hervor. Nachdem Cimabue die Anregung zu einer lebensreicheren und ausdrucksvolleren Malerei gegeben *), schritt sein Schüler, Giotto, der Freund Dante's und Petrarca's auf der gebrochenen Bahn weiter vor. Er gab seinen Schöpfungen eine früher nie gekannte Anmuth. Unter seinen Nachfolgern nennen wir Simone Martini, der die berühmten Bilder von Petrarca und dessen gefeierter Geliebten, der Laura malte. Höher, als im vierzehnten, schwang sich die Kunst im fünfzehnten Jahrhundert empor. Masaccio **) (Thomas Guidi) streifte die letzten Reste mittelalterlicher Steifheit ab. Doch erst seine Schüler begannen in Oel zu malen. Spätern Ursprungs ist die Malerei auf Leinwand. Der glänzendste Stern der florentinischen Schule war Leonardo da Vinci ***). Rom wurde durch Rafael Sanzio †) verherrlicht, welcher jedoch fast ganz im Dienste der Päbste arbeitete. Hätte Rafael für die Wahrheit und für die Freiheit gemalt, welchen erhebenden Eindruck müßten die Schöpfungen eines solchen Talentes hervorgerufen haben! Doch seine Bilder halfen nur, dem Aberglauben, der in jener Zeit zu wanken begann, eine neue Stütze in der Kunst zu geben. Michel Angelo's ††) großer Geist umfaßte die Malerei, Bildhauerei, Baukunst und Poesie. Er gehörte übrigens mehr dem folgenden, als diesem Zeitabschnitte an. Der Kühnheit und riesigen Kraft Angelo's fehlte bisweilen die Anmuth und Lebenswahrheit. Antonio da Correggio (eigentlich Allegri) †††) hauchte seinen Gemälden eine Anmuth und seinen Gestalten eine Lieblichkeit ein, welche ihnen unbeschreiblichen Reiz verliehen. Der Glanz seiner Farben ist unerreicht und die reinste Harmonie vereint alle Theile seiner Schöpfungen zu einem vollendeten Kunstwerk Der letzte unter der Vierzahl der großen italienischen Maler, war Tizian (Vercelli) ‡). Er war Landschafts-, Portrait- und Geschichtsmaler. Seine Venus- und Muttergottes-Bilder machen sich den Rang streitig. Zu den einen dienten ihm Freudenmädchen, zu den anderen theils betende Frauen, theils seine eigene Phantasie, als Muster. Außer der florentinischen und römischen verdient die venetianische Malerschule erwähnt zu werden. Diese konnte sich jedoch niemals zu jener idealen Schönheit erheben, welche die beiden anderen schmückte.

Die niederländische Malerschule entstand im vierzehnten Jahrhundert und theilt sich in den flamändischen und holländischen Zweig. Die flamändische Schule wurde durch Johann van Eyck, (geboren 1370, gestorben 1441) gegründet. Ihre unterscheidenden Kennzeichen

*) Siehe Buch V., § 96. Seite 299.
**) Geboren 1402.
***) Geboren 1444, gestorben 1519.
†) Geboren 1483, gestorben 1520.
††) Geboren 1474 gestorben 1564.
†††) Geboren 1494, gestorben 1594.
‡) Geboren 1480, gestorben 1576.

sind glänzende Farbengebung, ein kräftiger, natürlicher Ausdruck, charaktervolle Zeichnung und Größe des Gedankens. Die holländische Schule, welche übrigens erst gegen Ende dieses Zeitabschnittes durch Lucas von Leyden (geboren 1494, gestorben 1533) in's Leben gerufen ward, that sich durch Treue der Abbildung, Naturwarheit und ein gutes Helldunkel hervor. Mit Recht wird ihr aber vorgeworfen, daß sie in den entgegengesetzten Fehler der Italiener verfiel. Wenn diese sich bemühten, die Abgeschmacktheiten der pfäffischen Glaubenslehre durch ihre Kunst zu heben, so suchten die Holländer nur zu häufig den niedrigsten Gegenständen des Lebens Aufmerksamkeit und Beachtung zuzuwenden. Die Einen dienten dem Aberglauben, die Andern der Gemeinheit. Beide Extreme berühren sich häufig, sind aber immer zu tadeln.

Früher, als in den Niederlanden und in Italien, schon in den Jahren 1150—1350, blühte in unserm Vaterlande die Malerei. Die Boisseree'sche Gemäldesammlung liefert davon die deutlichsten Beweise. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte zog sich diese Kunst, welche bis dahin mehr im nördlichen Deutschland gehegt worden war, nach Ober-Deutschland. Kaiser Karl IV. berief italienische Maler nach Böhmen, wo bereits im Jahre 1348 eine Malerzunft entstand. In Breslau blühte während der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts eine Malerschule. Um dieselbe Zeit wurden Nürnberg und Augsburg Lieblingssitze der Malerei.

Albrecht Dürer (geboren 1471, gestorben 1528) erwarb sich gegen Ende dieses Zeitabschnittes großen Ruhm, obgleich er seine Zeitgenossen von Italien und den Niederlanden keineswegs erreichte.

Noch mehr, als alle anderen Künste, war die Musik des Mittelalters von der Kirche abhängig Während des vierzehnten Jahrhunderts trat zu dem Gesange die Orgel hinzu. Die erste Orgel von der Art, wie sie jetzt noch im Gebrauche sind, soll (1312) durch einen Deutschen zu Venedig erbaut worden sein. Jedenfalls war sie früher nicht gebräuchlich gewesen. Erst im Jahre 1444 erhielt die Orgel ein Pedal. Wie die Instrumentalmusik, so war auch der Gesang das ganze hochgepriesene Mittelalter hindurch höchst mangelhaft. Zwar vermehrten und vervollkommneten sich die Instrumente im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, doch wurde die Entwickelung der Tonkunst durch Streitigkeiten gehemmt, welche über die Frage entstanden, wie weit dieselbe zu kirchlichen Zwecken erlaubt sei. Erst im fünfzehnten Jahrhunderte wurde die Musik wissenschaftlich behandelt und theilweise wenigstens dem vorherrschenden Einfluß der Mönche entzogen, welche sie, gleich den anderen Künsten und Wissenschaften, zu versteinern drohten. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts führten die Niederländer die harmonische Zusammenwirkung mehrerer Stimmen (die Lehre vom Contrapunkte) im Gesange ein. Dadurch wurde der Grund zu dem Aufschwunge gelegt, welchen im sechzehnten Jahrhunderte Palestrina und andere Kenner und Freunde der Musik gaben. In Frankreich ging längere Zeit hindurch Poesie und Tonkunst Hand in Hand. Doch mit den Troubadours erreichte die durch sie in's Leben gerufene Musik ihr Ende. Schon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (1313) wurde sie in Verbindung mit Feenspielen auf das Theater gebracht. Karl V. pflegte sich nach der Tafel auf der Flöte vorspielen zu lassen (1364—1380). Mit Harfe und Viole, einem der Violine ähnlichen Instrumente, pflegten die Franzosen ihre Liebeslieder zu begleiten. Allein aus Mangel anderer Melodien bedienten sie sich dabei häufig der kirchlichen, welche sehr wenig dazu paßten.

Der Kampf, welchen die denkenden Menschen gegen die verdummten und verdummenden Mönche, die freien Geister gegen die kirchlichen Despoten begannen, brachte erst später in die Tonkunst, wie in alle übrigen Zweige menschlichen Strebens, neues Leben.

§ 108. Presse.

Durch mechanische Mittel kann die Menschheit nie wesentlich gehoben werden, denn dieselben gelangen eben so wohl in die Gewalt der Tyrannen, welche sie zur Unterdrückung der Völker benützen, als in den Besitz freier Männer, welche sie zur Veredelung, Ermuthigung und Aufklärung ihrer Mitbürger gebrauchen. Die Folgen erleichterter Mechanik bestehen nur darin, daß mit deren Hülfe, was früher auf kleinerem Fuße betrieben wurde, auf einen größern gesetzt wird. Dieses war auch die einzige unmittelbare Folge der Erfindung der Buchdruckerkunst. Die Bücher, deren Verbreitung früher außerordentlich schwierig war, konnten mit geringeren Kosten vervielfältigt und verkauft werden. Sie wurden häufiger und wohlfeiler und dadurch Tausenden zugänglich, welche sie hatten entbehren müssen. Millionen, welche früher nicht hatten lesen lernen, weil es ihnen an Büchern fehlte, Tausende, welche sich nicht hatten selbst belehren können, indem sie nützliche Werke sich aneigneten, lernten aus Büchern mehr, als aus den Reden der Pfaffen, welche allein sich die Mühe gaben, zu ihnen zu sprechen.

Doch nicht blos gute, auch verderbliche Bücher wurden gedruckt und die Machthaber hemmten bald die Verbreitung aller derjenigen Schriften, von welchen sie Gefahren für ihre Herrschaft besorgten. Gewöhnlich halten aber die Errungenschaften auf einem Gebiete des menschlichen Lebens gleichen Schritt mit denjenigen, welche auf den übrigen Feldern desselben gemacht werden und nur, wenn dieses der Fall ist, kann eine Entdeckung großartige Wirkungen hervorrufen. Die Chinesen kannten seit langer Zeit die Buchdruckerkunst und das Schießpulver, ohne daraus wesentliche Vortheile zu ziehen, weil ihren Entdeckungen auf dem Felde der Mechanik die sittliche und intellectuelle Kraft nicht entsprach. Die Entdeckung der Buchdruckerkunst in Europa hatte aber darum eine so unermeßliche Wichtigkeit, weil sie gerade in die Zeit fiel, da das Bedürfniß nach geistiger Nahrung, und zwar nach einer besseren, als die Pfaffen den Völkern gaben, immer allgemeiner und immer lebhafter wurde. Nur durch die Presse konnte es befriedigt werden.

Der eigentliche Erfinder der Buchdruckerkunst ist unstreitig Gutenberg, obgleich Faust und Schöffer vieles zu deren Verwirklichung und Vervollkommnung beitrugen. Johann Gutenberg, genannt Gensfleisch,*) beschäftigte sich seit dem Jahre 1424 mit den Vorarbeiten der von ihm entdeckten Kunst. Im Jahre 1438 wendete er zuerst bewegliche Typen von Holz an, trat 1450 mit einem wohlhabenden Goldschmied von Mainz, Johann Faust, in Verbindung und errichtete mit Hülfe der Geldvorschüsse desselben in dieser Stadt die erste Druckerei, in welcher er die Bibel in lateinischer Sprache druckte. Der Gewinn entsprach jedoch nicht den gehegten Erwartungen. Faust gerieth mit Gutenberg in Streit und entledigte sich des Erfinders, indem er diesem durch die Gerichte seinen Antheil an der Druckerei aberkennen ließ. Er setzte dann in Verbindung mit Peter Schöffer von Gernsheim die Druckerei weiter fort, und vervollkommnete die neue Kunst, während Gutenberg mit Hülfe des Rathsherrn Conrad Hummer eine zweite Druckerei anlegte, aus welcher bis zum Jahre 1465 verschiedene Werke mit immer zunehmender Eleganz hervorgingen. Die hölzernen Typen verwandelten sich bald in metallene, welche in Matrizen gegossen wurden. Schnell verbreitete sich die Buchdruckerkunst über alle Theile Europa's. In Bamberg wurde (1462) die dritte Presse aufgestellt. Von Deutschland wanderte die Kunst nach Italien Frankreich, England und selbst nach der Türkei. Im Jahre 1500 bestanden in Italien schon fünfundfünfzig Buchdruckereien. Die neu entdeckte Kunst nahm den großartigsten Aufschwung. Millionen von Büchern wurden unter die Menschen gebracht, wo

*) Geboren 1400, gestorben 1468.

kaum hunderte früher gewesen waren. Jeder strebende Geist erhielt durch die Presse die Mittel, ohne große Kosten sich die Schätze des Wissens der größten Schriftsteller alter und neuer Zeit anzueignen. Das Uebergewicht der reichen über die armen, der gelehrten über die ungelehrten Menschen wurde dadurch vermindert. Während die Pfaffen früher fast die einzigen Besitzer von Bibeln gewesen waren, gingen diese jetzt auch in das Eigenthum von Laien über, welche dadurch in den Stand gesetzt wurden, das von den Pfaffen gelehrte Christenthum mit den Büchern des neuen Testaments zu vergleichen. Die Rechtsgelehrten hörten auf, Alleinbesitzer der Gesetzbücher zu sein. Die selbständige Forschung wurde durch den erleichterten Bücherverkehr außerordentlich gefördert. Die Autoritäten der Gegenwart erhielten an denjenigen der Vergangenheit, die Gelehrten eines Ortes an denjenigen der gesammten Welt ein bedeutendes Gegengewicht. Zwar beeilten sich die Tyrannen der Erde, diejenigen Bücher, welche ihre Herrschaft förderten, zu verbreiten, allein die classischen Werke des Alterthums und viele neue Schriften tüchtiger Forscher und edler Menschen warfen mehr Stoff auf die Wagschale der Wahrheit und Tugend, als die Despoten auf diejenige der Lüge und des Lasters zu schleudern vermochten. Um das Gleichgewicht zu Gunsten der Herrscher herzustellen, erfanden die Päbste die Bücher-Censur. Sixtus IV., dieser herrschsüchtige Pabst und ehemalige Franziskaner-General, lenkte die Aufmerksamkeit des gesammten Pfaffenthums auf die Buchdruckerei. Unter dem Vorwande, ketzerische Bücher zu bekämpfen, dehnte er ältere, gegen das Lesen solcher Bücher gerichtete päbstliche Verordnungen aus und wies die Bischöfe an, gute Aufsicht über die Druckereien zu führen, d. h. nicht zu dulden, daß Schriften gedruckt würden, durch welche der herrschende Aberglaube erschüttert werden konnte. Alexander VI., dieses Scheusal in Menschengestalt, schärfte den Bischöfen die Beaufsichtigung der Presse noch bestimmter ein (1496) und Leo X., dieser schlaue Tyrann, erließ unterm 4. Mai 1515 eine Bulle, wodurch die fluchwürdige Bücher-Censur vollständig in allen christlichen Staaten eingeführt und in die Gewalt der Pfaffen gelegt wurde. Leo machte es sämmtlichen Bischöfen und Inquisitoren zur Pflicht, alle Schriften vor dem Drucke durchzulesen und die Bekanntmachung s. g. ketzerischer Meinungen zu verhindern. Die Päbste und deren Knechte begnügten sich nicht damit, ihren Unsinn drucken zu lassen und über die gesammte Christenheit zu verbreiten, alle diejenigen, welche, sei es in Wort oder That, ihnen widerstrebten, als Ketzer zu verfolgen, sie bemühten sich, durch die empörendsten Gewaltmaßregeln die Buchdruckerkunst in ihren ersten Keimen zu einem ausschließlichen Werkzeuge ihrer großen Verdummungsanstalt, genannt katholische Kirche, herab zu würdigen, indem sie dieselbe unter die Aufsicht der Bischöfe und Inquisitoren setzten. Zum Glücke für die Menschheit besaßen aber die Päbste in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts nicht mehr die Macht früherer Zeiten, auch wurde diese schon bald durch die Reformation geschwächt. Allein die von ihnen eingeführte Bücher-Censur hat sich nichtsdestoweniger in dem größern Theile Europa's bis auf unsere Tage erhalten, wenn schon sie nicht mehr aller Orten im Namen der Geistlichen, sondern in demjenigen der weltlichen Fürsten gehandhabt wird. Durch diese teuflische Einrichtung wurde die Wirksamkeit der Presse außerordentlich gehemmt. Seit der Einführung der Bücher-Censur haben die Dunkelmänner und Despotenknechte mit Hülfe der Presse einen unausgesetzten Kampf gegen die Wahrheit und das Recht geführt und ihren Gegnern, wenn sie es nur irgend konnten, nicht gestattet, sich zu vertheidigen. So impfen die geistlichen und weltlichen Despoten jeder Erfindung und jeder Entdeckung den Keim des Verderbens ein. Wie den Freiheitsbewegungen Dulcino's, Wicliff's und Johann's Huß Schwert, Verfolgung und Scheiterhaufen, so folgte der Erfindung des Buchdrucks die Bücher-Censur auf dem Fuße nach. Wäre der Menschen-

geist im fünfzehnten Jahrhundert nicht schon kräftiger gewesen, als das vereinigte Pabstthum, Königthum und Ritterthum, so hätte die Buchdruckerkunst zum Verderben der Völker ausschlagen müssen. Doch die Despoten der Erde vermochten nicht, ihre tyrannischen Beschlüsse deren ganzem Umfange nach auszuführen. Die Buchdruckerkunst leistete der Sache der Bildung und der Freiheit größere Dienste, als den Despoten, weil die guten Bestrebungen durchschnittlich doch kräftiger waren, als diejenigen der Tyrannen. Bis zum heutigen Tage betrachten daher die Völker die freie Presse als das kräftigste Schutzmittel gegen Unrecht und Gewaltthat, während die Despoten und unter ihnen vorzüglich die Päbste in ihr die gefährlichste Feindin erkennen.

Inhalts-Verzeichniß

des sechsten Buches.

Dritter Abschnitt.

Italien.

Vierter Abschnitt.

Frankreich.

Fünfter Abschnitt.

England, Schottland und Irland.

Sechster Abschnitt.

Die pyrenäische Halbinsel.

Siebenter Abschnitt.

Die nordöstlichen Reiche Europa's.

Achter Abschnitt.

Das oströmische Reich, die Türken und die Mongolen.

Neunter Abschnitt.

Die kirchliche Herrschaft in der Christenheit.

Zehnter Abschnitt.

Die neue Welt.

Elfter Abschnitt.

Rückblicke.

Alphabetisches Wörterverzeichniß.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Uebersichtliche Tabelle für das sechste Buch der Weltgeschichte von Gustav Struve.

	Deutschland und seine Nebenländer.	Die Schweiz.	Italien.	Frankreich.	Großbritanien.	Pyrenäische Halbinsel	Nordöstliche Reiche.	Südöstliche Reiche.	Geistliche und geistige Bestrebungen.	Die neue Welt.
1291	Rudolf von Habsburg stirbt.					Alphons III. von Aragon stirbt.		Othman dringt gegen Nicodemien vor.		
1292	Adolf von Nassau wird gewählt.						Nogai wird von Tathygu besiegt.		Pabst Nicolaus IV. stirbt.	
1294							Demetrius von Rußland stirbt. Ihm folgt Andreas III.		Cölestin V. wird erwählt, aber bald schon gestürzt d. Bonifacius VIII.	
1295						Sancho IV. von Castilien stirbt.		Andronicus II. nimmt seinen Sohn Michael zum Mitregenten an.		
1296					Schlacht bei Dunbar.					
1297			Das Volk von Venedig verliert seine Rechte.							
1298	Schlacht bei Gellheim. Albrecht I. wird gewählt.				Wilhelm Wallace treibt die Engländer aus Schottland.				Bonifacius reizt Philipp IV. von Frankreich zum Streite.	
1299		Schlacht am Donnerbühl.	Venedig u. Genua schließen Frieden.				Erich II. von Norwegen stirbt.		Bonifacius bereitet des s. g. Jubiläum vor.	
1300							Ihm folgt Hakon VII.		Bonifacius führt das s. g. Jubiläum ein.	
1301	Karl Robert von Anjou wird König von Ungarn.						Przemisl von Polen stirbt, ihm folgt Ladislaus I. Loktiek.			
1302			Matteo Visconti wird durch Guido della Torre gestürzt.						Dulcino kämpft für Freiheit.	
1303								Roger de Flor landet in Constantinopel.	Bonifacius stirbt in Folge der ihm von Philipp IV. von Frankreich bereiteten Schmach. Sein Nachfolger Benedict XI. nimmt den gegen Philipp IV. geschleuderten Bann zurück und stirbt.	
1304							Andreas III. von Rußland stirbt. Ihm folgt Michael II.			
1305					Eduard I. läßt Wallace hinrichten.				Clemens V., Philipp's IV. Creatur, lebt in Avignon.	
1306					Rob. Bruce verjagt die Engländer.					
1307		Tell erschießt den Geßler.		Philipp IV. wüthet gegen die Templer.	Eduard I. stirbt.					
1308	Albrecht I. wird ermordet. Heinrich VII. wird erwählt.	Die Vögte werden verjagt. Die blutige Agnes rächt sich.						Die Catalonier ziehen nach Griechenland.	Dulcino unterliegt im Kampfe mit der Uebermacht.	
1309								Die Johanniter erobern Rhodus.		
1310			Heinrich VII. zieht in Mailand ein.							
1311			Die Visconti werden wieder Herren von Mailand.						Clemens V. wüthet gegen die Begharden. Concil zu Vienne.	
1312			Heinrich VII. in Rom.							
1313	Heinrich VII. stirbt.								Boccacio wird geboren	
1314	Ludwig IV. v. Baiern w. erwählt.				Schlacht von Bannockburn.				Clemens V. stirbt.	
1315	Friedrich von Habsburg Gegenkönig.	Schlacht bei Morgarten. Ewiger Bund der drei Waldstätte.		Philipp IV. stirbt.		Jakob II. von Aragon vermittelt Frieden zwischen Neapel und Sicilien.			Johann XXII. wird erwählt.	
1316				Ludwig X. stirbt.			Gedimin ermordet Witin von Litthauen.			
1318							Andreas III. wird zu Sarai hingerichtet. Ihm folgt Georg III. Birger läßt seine beiden Brüder verhungern.			
1319							Erich VIII. von Dänemark stirbt. Mit Hakon VII. von Norwegen erlischt der Mannsstamm Harald Harfager's.			
1320								Michael XI. stirbt.	Durante Alighieri stirbt.	
1321								Andronicus III. empört sich gegen seinen Großvater.		
1322	Schlacht bei Mühldorf.			Philipp V. stirbt.			Demetrius II. wird Großfürst von Rußland.			
1323	Der Streit mit dem Pabste beginnt.								Wickliff wird geboren.	
1324	Ludwig erwirbt Brandenburg.					Dionysius von Portugal stirbt.	Demetrius ermordet Georg III. u. wird zu Sarai hingerichtet.			
1325			Ludwig IV. zieht nach Italien.							
1326						Jakob II. von Aragon unterwirft Sardinien und Corsica.				
1327					Eduard II. wird ermordet.		Ihnen folgt Alexander II. Alexander wird abgesetzt. Ihm folgt Iwan I.			
1328				Mit Karl IV. erlischt der Frieden. Mannesstamm der Capetinger.	zwischen England und Schottland.					
1329	Vergleich von Pavia.						Ladislaus Loktiek tritt an den Deutschorden Pommerellen ab.		Johann XXII. wüthet gegen die Begharden.	
1330	Friedrich von Habsburg stirbt.									
1331			Johann von Böhmen wirft sich zum Herrscher in Oberitalien auf.				Olgrod herrscht in Litthauen.			
1332		Mordnacht von Luzern. Anschluß Luzerns an die Eidgenossen.			Robert Bruce stirbt.		Christoph II. von Dänemark stirbt.	Andronicus II. stirbt.	Die Pariser Theologen erklären sich gegen eine Ansicht des Pabstes.	
1333										
1334					Die Schotten verjagen Baliol.		Magnus II. Smek wird für volljährig erklärt.		Benedict XII. wird Pabst.	
1335						Alphons IV. von Aragon stirbt.				
1336								Tamerlan wird geboren.		
1338	Kurfürstenverein.									
1339		Schlacht bei Laupen.					Alexander II. wird zu Sarai hingerichtet.			
1340						Schlacht von Salado.	Waldemar III. König von Dänemark. Kasimir III. v. Polen erwirbt Rothreußen. Iwan I. stbt.			
1341								Andronicus III. stirbt, ihm folgt Johann V.	Franz Petrarca wird zu Rom gekrönt. Concil zu Constantinopel.	
1342	Ludwig I. wird König v. Ungarn.		Cola Rienzi, Tribun in Rom.		David Bruce kehrt nach Schottland zurück.				Clemens VI.	
1343							Frieden von Kalisch.			
1344				Philipp VI. erwirbt die Dauphinee.						
1346	Karl IV. von Luxemburg wird erwählt.		Johanna I. läßt ihren Gatten Andreas ermorden.	Schlacht von	Crecy.					
1347	Ludwig IV. stirbt.									Der Verkehr der Grönländer und Isländer mit d. Küste von Amerika hört auf.
1348							Magnus Smek führt unglückliche Kriege mit Rußland. Die Pest wüthet in Norwegen.		Clemens kauft Avignon. Gründung der Universität Prag. Eine Malerschule entsteht in Böhmen.	
1349	Karl IV. wird noch einmal erwählt.			Philipp erkauft Montpellier.				Die Genueser breiten ihre Macht in der Nähe von Constantinopel aus.		
1350		Mordnacht von Zürich	Philipp VI. stirbt.			Alphons XI. von Castilien stirbt.	Magnus Smek tritt die Regierung seinem Sohne Erich XII. ab.		Sieg der Nabelseeligen. Streit über das Blut Christi.	
1351		Zürich tritt zu den Eidgenossen.								
1352		Schlacht bei Oberurannen. Glarus und Zug treten zu den Eidgenossen.					Die Pest wüthet in Rußland.		Innocenz VI.	
1353	Die baierische Kur fällt an Pfalz.	Bern tritt in die Eidgenossenschaft.					Simeon I. von Rußland stirbt. Ihm folgt Iwan II.	Die Türken besetzen den Chersones.		
1354			Cola Rienzi wird ermordet.							
1355							Kasimir III. von Polen erwirbt Masovien.	Johann V. schwört dem Pabste Gehorsam.		
1356	Goldene Bulle.		Schlacht von Poitiers.							
1357		Thorberg'scher Frieden.		Marcel wird ermordet.		Alphons IV. von Portugal stirbt.	Iwan II. von Rußland stirbt.		Wickliff bekämpft die Simonie.	
1358				Frieden von	Bretigny.		Erich XII. stirbt an Gift.	Orchan stirbt.		
1359		Rudolph Brun stirbt.					Demetrius III. wird Großfürst von Rußland.			
1360							Hakon verhaftet seinen Vater Magnus Smek.		Tauler stirbt.	
1361							Demetrius IV. wird Großfürst von Rußland.			
1362				Johann verleiht Burgund seinem Sohne Philipp.					Urban V.	
1363										
1364				Johann II. stirbt.			Schlacht bei Linköping Die Pest wüthet wieder in Rußland.		Stiftung der Universität Wien.	
1365										
1367						Peter I. von Portugal stirbt.			Urban reist nach Rom.	
1368			Karl IV. zieht nach Italien.							
1369	Die Habsburger erwerben Tyrol.					Peter von Castilien wird von seinem Bruder Heinrich ermordet.		Johann V. unterwirft sich von neuem dem Pabste.		
1370		Pfaffenbrief.					Der Mannsstamm der Piasten stirbt mit Kasimir III. aus. Ihm folgt Ludewig I.		Stirbt zu Avignon. Ihm folgt Gregor XI. Johann von Eyk wird geboren.	
1371					David Bruce stirbt.					
1372							Magnus Smek, der letzte Folkunger, stirbt.		Die Secte der Tänzer zeigt sich zu Aachen. Johann Huß wird geboren.	
1373	Karl reißt Brandenburg an sich.		Die Pest wüthet in Florenz und ganz Italien.							
1375							Mit Waldemar III. erlischt der Estridson'sche Mannsstamm.			
1376	Wenzel wird zu Karl's Nachfolger erwählt.	Der Habsburger Fastnachtslust zu Basel.			Eduard, der schwarze Prinz, stirbt.		Die Skrälinger setzen sich in Grönland fest.		Gregor verlegt den Sitz des Pabstthums nach Rom zurück.	
1377					Eduard III. stirbt.	Peter IV. von Aragon erwirbt Sicilien.			Wickliff wird der Ketzerei angeklagt.	
1378	Karl IV. stirbt		Revolution der Proletarier in Florenz. Galeazzo Visconti stirbt.				Olaf IV. vereinigt Dänemark und Norwegen. Demetrius IV. schlägt die Tartaren am Don.		Gregor der XI. stirbt. Ihm folgt Urban VI. und Clemens VII.	
1380				Karl V. stirbt.			Toktamisch erobert Moskau. Olgerd stirbt.		Schisma.	
1381	Deutscher Städtebund.		Frieden zu Turin.		Bauern-Aufstand.					
1382		Mordnacht von Solothurn.	Die Aristokraten werden Herren von Florenz. Johanna I. von Neapel wird ermordet.				Ludwig I. von Polen und Ungarn stirbt.			
1383						Ferdinand I. von Portugal stirbt.			Wickliff stirbt.	
1885						Peter IV. von Aragon stirbt.	Wladislav II., der erste Jagellone, wird König von Polen.		Litthauen wird dem Pabste unterworfen. Gründung der Universität Heidelberg.	
1386										
1387		Schlacht bei Sempach.		Karl der Böse von Navarra stirbt.			Olaf IV. stirbt. Margaretha wird Königin in Dänemark und Norwegen.			
1388	Schlacht bei Döffingen.	Mordnacht von Wesen. Schlacht bei Näfels.								
1389						Johann I. von Castilien stirbt.	Schlacht bei Falköping. Demetrius IV. v. Rußland stirbt. Ihm folgt Wasilei II.	Schlacht von Cassova. Amurat I. stirbt, ihm folgt Bajazet I.	Urban VI. stirbt, ihm folgt Bonifacius IX.	
1390										
1391		Sempacher Brief.		Karl VI. wird wahnsinnig.				Johann V. stirbt, ihm folgt Manuel II.		
1393		Frieden mit Oesterreich.							Clemens VII. stirbt, ihm folgt Benedict XIII.	
1394							Albrecht von Mecklenburg dankt ab in Schweden.			
1395			Giov. Galeazzo von Mailand erkauft von Wenzel den Herzogstitel.							
1396			Genua unterwirft sich den Franzosen.	Fünfundzwanzigjähriger Frankreich und	Waffenstillstand zwischen England.		Margaretha schafft die kalmarische Union.	Schlacht bei Nicopolis.	Chrysoloras lehrt zu Florenz.	
1397							Moldau und Wallachei huldigen den Polen.	Manuel reist nach dem Westen.	Joh. Froissart stirbt.	
1399			Ladislaus verdrängt seinen Gegenkönig Ludwig von Anjou.		Richard II. wird ermordet.					
1400	Wenzel wird abgesetzt, Ruprecht von der Pfalz erwählt.							Schlacht bei Angora.		
1401			Schlacht bei Brescia.							
1402						Sicilien wird mit Aragon vereinigt.		Bajazet I. stirbt, ihm folgt zuerst Soliman I.		
1403		Schlacht bei Speicher					Der Deutschorden erobert Samogitien.	Tamerlan stirbt.		
1404									Bonifacius IX. stirbt, ihm folgt Innocenz VII.	
1405										
1406						Heinrich III. von Castilien stirbt.			Innocenz VII. stirbt, ihm folgt Gregor XII.	
1407				Johann von Burgund ermordet seinen Vetter von Orleans.						
1408						Die Portugiesen entdecken Madeira und Porto Santo.				
1409			Die Genueser vertreiben die Franzosen.			Martin der Aeltere von Aragon und Sicilien stirbt.				
1410	Ruprecht stirbt. Die Wahl spaltet sich zwischen Jobst von Mähren und Sigismund von Böhmen.						Schlacht bei Tannenberg.	Soliman I. wird ermordet, ihm folgt Musa.	Concil zu Pisa. Alexander V. Gründung der Universität Leipzig. Alexander V. stirbt, ihm folgt Johann XXIII.	
1411	Jobst stirbt. Sigismund wird allgemein anerkannt.									
1412		Frieden mit Oesterreich.				Johann II. von Castilien ergreift die Zügel der Regierung. Ferdinand von Castilien wird als König von Aragon anerkannt.	Margaretha, die erste Unionskönigin, stirbt.			
1413					Heinrich IV. stirbt.		Alexander I. von Lithauen unterwirft Nowgorod und Plaskow.	Musa w. v. Mohammed I. gestürzt.		
1414		Der Aargau kommt an die Schweiz.	Ladislaus von Neapel stirbt.	Frieden von Arras.				Die Türken unterjochen die Wallachei.	Concil zu Constanz. Huß wird verbrannt. Hieronymus von Prag wird verbrannt. Johann abgesetzt. Gregor dankt ab. Benedict XIII. w. abgesetzt. Martin V. erwählt.	
1415				Schlacht von Azincourt.		Ferdinand von Aragon stirbt.				
1416										
1417	Hohenzollern kauft Brandenburg.									

	Deutschland und seine Nebenländer.	Die Schweiz.	Italien.	Frankreich.	Großbritanien.	Pyrenäische Halbinsel	Nordöstliche Reiche.	Südöstliche Reiche.	Geistliche und geistige Bestrebungen.	Die neue Welt.
1418				Mord und Pest wüthen in Paris.						
1419	Der Hussittenkrieg beginnt.			Philipp von Burgund wird ermordet					Gründung der Universität Rostock.	
1420				Vertrag von	Troyes.				Georg von Trapezunt lehrt in Italien.	
1421			Genua unterwirft sich d. Visconti's.					Mohammed I. stirbt, ihm folgt Amurat II.		
1422	Sachsen fällt an Friedrich d. Streitbaren von Thüringen und Meißen.			Karl VI. stirbt.	Heinrich V. stirbt.			Amurat II. belagert Constantinopel.		
1424	Ziska stirbt.		Johann II. vertreibt die Aragonier aus Neapel.							
1425							Wasilei II. von Rußland stirbt.	Manuel II. stirbt, ihm folgt Johann VI.		
1426									Gründung der Universität Löwen.	
1428				Johanne Arc rettet Orleans.						
1430							Wasilei III. und Georg Schemäka streiten um die Herrschaft.			
1431				Johanne wird gefangen und verbrannt.					Martin V. stirbt. Eugen IV.	
1432			Sigismund in Siena.			Die Portugiesen entdecken die Azoren.	Alexander I. von Lithauen stirbt.		Concil zu Basel	
1433	Prager Compakten.		Frieden von Ferrara.			Johann I. von Portugal stirbt.	Die Schweden erheben sich gegen Erich IX.			
1434			Cosmos von Medici schwingt sich an die Spitze von Florenz.				Georg Schemäka stirbt. Wladislaus II. von Polen stirbt; ihm folgt sein Sohn Wladislaus III.			
1435			Genua bricht das mailändische Joch.	Congreß von Arras.			Karl Knutson Bonde wird Reichsstatthalter von Schweden.			
1437	Sigismund stirbt, ihm folgt Albrecht II.						Toktamisch gründet den Tartarenstaat von Kasan.	Johann VI. unterwirft sich dem Pabste.		
1438				Pragmatische Sanction.		Eduard I. von Portugal stirbt.	Erich IX. wird aus Dänemark vertrieben.		Concil zu Ferrara.	
1439	Albrecht II. stirbt, ihm folgt Friedrich III.					Die Portugiesen umschiffen das Vorgebirge Non.	Dänen und Norweger setzen Erich IX. ab.		Eugen IV. wird abgesetzt. Felix V. erwählt. Besarion wird zum Cardinal erhoben.	
1440							Die Schweden setzen Erich IX. ab und erkennen Christoph von Baiern als Unionskönig an.			
1442						Alphons von Aragon schlägt Renatus von Anjou.		Amurat II. dankt ab.		
1444		Schlacht bei St. Jakob.					Schlacht von	Varna.	Leonardo da Vinci wird geboren.	
1445	Hunnyad Reichsverweser in Ungarn.						Wladislaus III. stirbt, ihm folgt sein Bruder Casimir IV.			
1446		Frieden mit Oesterreich.	Der Mannsstamm der Visconti erlischt.		Der Herzog von Glocester wird ermordet.					
1447						Die Portugiesen erreichen die Mündung des Senegal.			Eugen behauptet sich bis zu seinem Tode. Ihm folgt Nicolaus V.	
1448							Christoph stirbt. Die Dänen wählen den Grafen Christian von Oldenburg.	Schlacht von Cassova. Johann VI. stirbt, ihm folgt Constantin XII.	Aschaffenburger Concordat. Nicolaus von Cusa wird zum Cardinal erhoben.	
1449				Die Engländer werden aus	der Normandie vertrieben.	Johann II. von Castilien stirbt.			Felix V. dankt ab.	
1451								Amurat II. st., i. f. Mohammed II.		
1453								Die Türken erobern Constantinopel und machen d. griechischen Reiche ein Ende.		
1455					Der Kampf der Häuser York und Lancaster beginnt.				Nicolaus V. stirbt, ihm folgt Calixtus III.	
1456						Alphons V. von Aragon stirbt.		Mohammed belagert vergeblich Belgrad.	Gründung der Universität Greifswalde.	
1458	Mathias Corvinus wird König von Ungarn.		Genua unterwirft sich den Franzosen. Ferdinand, Alfonso's Sohn, kämpft gegen das Haus Anjou.					Stephan herrscht in der Moldau.	Calixtus III. stirbt, ihm folgt Pius II.	
1460		Thurgau kommt an die Schweiz.					Christian I. erbt Schleswig-Holstein		Sebastian Brand wird geboren. Gründung der Universitäten Basel und Freiburg i. B.	
1461			Die Genueser vertreiben	die Franzosen. Carl VII. stirbt.				Die Türken machen dem Reiche von Trapezunt ein Ende.		
1463						Heinrich, Prinz von Portugal stirbt.	Wasilei dem III. folgt Iwan III.			
1464					Schlacht bei Herham.				Pius II. stirbt, ihm folgt Paul II.	
1466			Franz Sforza stirbt.	Die Pest wüthet in Paris.			Frieden von Thorn.			
1467	Karl, der sogenannte Kühne, folgt seinem Vater in Burgund.			Ludwig XI. in Peronne.				Skanderbeg stirbt.		
1468							Karl VIII. Knutson kehrt nach Schweden zurück.	Die Turkomanen setzen sich in Persien fest.		
1469				Cosmos von Medici stirbt.		Isabella verständigt sich mit ihrem Halbbruder Heinrich und ehelicht Ferdinand von Aragon.		Negroponte fällt in die Gewalt der Türken.		
1470					Eduard IV. wird aus England vertrieben.					
1471					Kehrt aber schon bald zurück.				Albrecht Dürer wird geboren. Paul II. stirbt, ihm folgt Sixtus IV. Thomas von Kempen stirbt.	
1472					Johanna Hachette rettet Beauvois.			Mohammed II. besiegt die Perser, und die Genueser in der Krimm.		
1473							Iwan III. wirft das tartarische Joch ab.			
1474						Heinrich IV. stirbt, Isabella schwingt sich auf den castilischen Thron.				
1475			Galeazzo Maria Sforza wird ermordet.		Frieden zu	Pequigny.				
1476		Schlachten v. Granson u. Murten.							Regiomontanus stirbt.	Columbus besucht Island
1477	Karl, der s. g. Kühne, bleibt in	der Schlacht von Nancy.	Verschwörung der Pazzi.						Gründung der Universität Tübingen.	
1478	Die Türken brechen in Steyermark ein.			Schlacht von Guinegate.					Tizian wird geboren.	
1479						Johann II. von Aragon stirbt, ihm folgt Ferdinand. Schlacht b. Toro.		Mohammed II. belagert vergeblich Rhodus.		
1480	Maria von Burgund stirbt.		Die Türken erobern Otranto.			Alphons V. von Portugal stirbt.				
1481		Freiburg und Solothurn treten in den Bund ein.		Friede von Arras.			Christian I. stirbt.	Mohammed II stirbt, ihm folgt Bajazet II.		
1482									Kunstacademie von Mailand wird gegründet.	
1483				Ludwig XI. stirbt.	Richard III. nimmt den Königstitel an.				Rafael Sanzio wird geboren.	
1484						Die Portugiesen entdecken die Küste von Congo.			Sixtus IV. stirbt, ihm folgt Innocenz VIII	
1485					Richard III. verliert die Schlacht bei Bosworth und sein Leben.					Columbus bietet seine Dienste dem spanischen Herrscherpaare an.
1486					Schlacht bei Stoke.	Die Portugiesen entdecken die Südspitze von Afrika.	Iwan III. unterwirft die Tartaren von Kasan.			
1487										
1489			Venedig erwirbt Cyprus.							
1490			Lorenzo von Medici wird zahlungsunfähig.	Karl VIII. raubt Maximilian I. die Braut Anna von Bretagne und schickt ihm die Tochter zurück.			Der Handel v. Island w. Monopol			
1491	Die Bauern in Kennemaren stehen auf.					Granada ergiebt sich.	Iwan III. zwingt alle russischen Fürsten zur Unterwerfung.			
1492			Lorenzo von Medici stirbt.						Innocenz VIII. stirbt, ihm folgt Alexander VI.	Columbus entdeckt die neue Welt.
1493	Friedrich III. st.; ihm folgt Max I.						Casimir IV. stirbt, ihm folgt in Polen sein zweiter Sohn Johann Albrecht.		Alexander vertheilt die neue Welt zwischen den Königen von Spanien und Portugal.	Columbus kehrt von seiner Reise nach Europa zurück.
1494	Bundschuh.		Die Medicer werden aus Florenz vertrieben. Carl VIII. zieht nach Italien.			Die Könige von Spanien und Portugal verständigen sich über den Besitz der neuen Welt.			Bojardo stirbt. Correggio wird geboren. Lucas v. Leyden geboren.	Columbus entdeckt Jamaica.
1495	Ewiger Landfrieden.		Karl der VIII. rückt in Rom und der abziehen.	Neapel ein, muß aber bald wie-		Johann II. von Portugal stirbt.		Der Pabst Alexander VI. vergif im Dienste	tet den türkischen Prinzen Dschem Bajazet's II.	Columbus unterjocht Hayti.
1496					Aufstand in Cornwallis.					
1497								Babur erobert Delhi.		Columbus wird zurückberufen. Cabot entdeckt Labrador und Neufundland.
1498			Savonarola wird verbrannt.	Karl der VIII. stirbt.		Vasco de Gama entdeckt den Seeweg nach Indien.				Columbus entdeckt das Festland von Amerika.
1499	Schlacht bei	Dornach	Genua und Mailand fallen unter	französische Herrschaft. Ludwig XII. scheidet sich von seiner ersten Frau und ehelicht die Wittwe Karl's VIII.						Columbus' Absetzung wird beschlossen.
1500	Schlacht bei Hemmingstädt.					Cabral entdeckt Brasilien.				Bobadilla Statthalter von Hayti.
1501		Basel und Schaffhausen treten in den Bund.					Johann Albrecht vereinigt Polen und Lithauen.			
1502					Jakob IV. von Schottland ehelicht Heinrich's VII. älteste Tochter.		Johann Albrecht von Polen stirbt, ihm folgt Alexander. Schweden sagt sich von Dänemark los.		Gründung der Universität Wittenberg.	Ovando, Statthalter von Hayti
1503			Schlacht bei	Cerignolles.			Karl VIII. Knutson stirbt. Suante Nielson Sture wird Reichsstatthalter.		Alexander VI. stirbt an von ihm selbst gemischtem Gifte. Ihm folg Pius II. u. diesem Julius II.	Columbus entdeckt Honduras.
1504				Vertrag von Blois.		Isabella von Castilien stirbt.	Iwan III. von Rußland stirbt, ihm folgt Wasilei IV.	Stephan, Fürst von der Moldau stirbt.		Columbus leidet Schiffbruch auf Jamaica. Ovando wüthet in d. Xaragua. Ovando verheert Higuey.
1505							Alexander von Polen stirbt, ihm folgt Sigismund I.			
1506	Philipp von Oesterreich stirbt.									Christoph Columbus stirbt.
1508	Ligue von Cambray.							Ismael Sofi gründet das neupersische Reich.		Juan Ponce de Leon unterjocht Portorico.
1509			Pisa wird von Florenz unterjocht.		Heinrich VII. stirbt.					Diego Columbus, Statthalter von Hayti.
1510			Schlacht bei Aignadello.			Die Portugiesen nehmen Goa ein.				
1511						Ferdinand der Katholische erobert Navarra im Süden der Pyrenäen.	Der Deutschorden wählt den Markgrafen von Brandenburg zum Hochmeister.	Selim wird bei Tscherli geschlagen, stürzt aber seinen Vater.	Concil von Pisa.	Velasquez unterwirft Cuba.
1512				Heinrich VIII. fällt	in Frankreich ein.				Machiavelli wird in den Kerker geworfen.	
1513		Appenzell tritt in den Bund. Bauernaufstände.	Die Mediceer bemächtigen sich wieder der Gewalt in Florenz.				Johann I. von Dänemark stirbt.		Julius II. stirbt, ihm folgt Leo X.	Balboa entdeckt die Südsee.
1514	Der arme Conrad. Aufstand in der windischen Mark und in Ungarn unter Dosa.			England und Frankreich	schließen Frieden.			Selim schlägt die Perser.		Pedrarias Davila wird Statthalter von Darien.
1515		Schlacht bei	Marignano.	Ludwig XII. stirbt.						Die Bevölkerung Hayti's sinkt auf 14,000 herab.
1516	Ludwig II. w. König von Ungarn.	Sogenannter ewiger Friede.				Ferdinand der Katholische stirbt.			Die Briefe der Dunkelmänner erscheinen.	Juan Diaz de Solis entdeckt den La Plata Strom.
1517								Selim erobert Egypten.	Die Briefe der Dunkelmänner werden vom Pabste verdammt. Die erste Post wird eingeführt.	Cabot entdeckt die Hudsonsbucht. — Carl V. begünstigt d. Negerhandel.